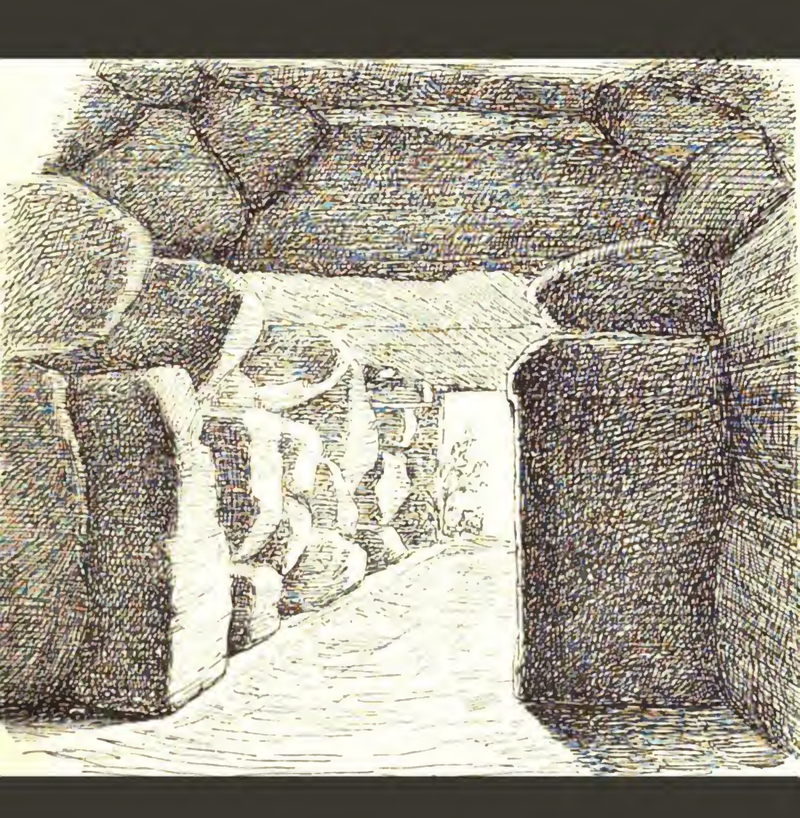
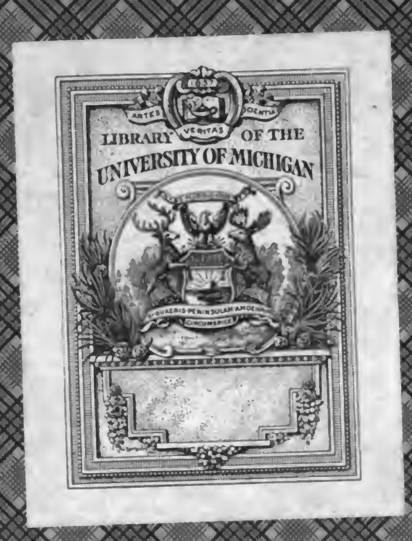
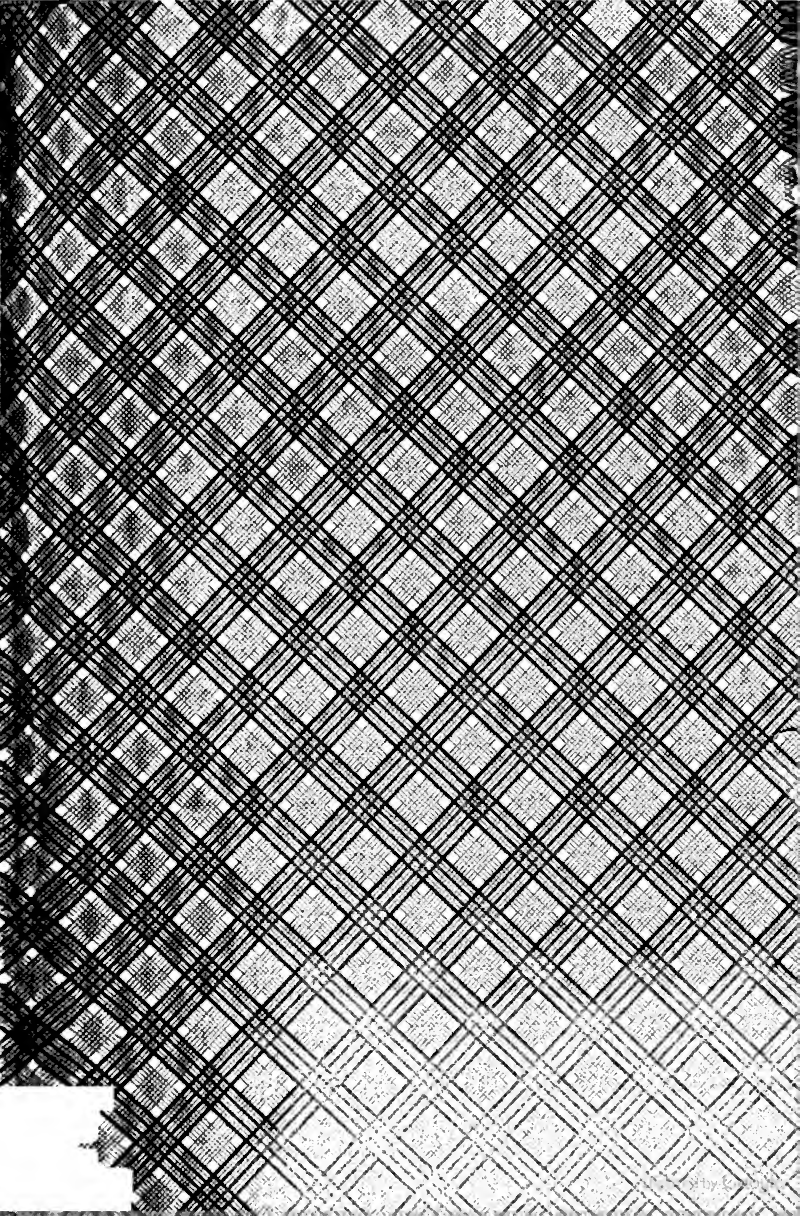


Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für ...


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.



Neunzehnter Band.

1887.

Mit 5 lithographirten Tafeln.

BERLIN.

Verlag von A. Asher & Co.

1887.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit besonderer Paginirung.

Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namens- und Sach-Register befindet sich am Schlusse der Verhandlungen.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien und Holzschnitte.

(H. = Holzschnitt.)

Zeitschrift für Ethnologie, 1887.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Antropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1887.

I.

Ueber die Botocudos der brasilianischen Provinzen Espiritu santo und Minas Geraes.

Von

Dr. **PAUL EHRENREICH**, Berlin.

Hierzu Tafel I und II.

Vorbemerkung.

Als ich im Frühling 1884 Europa verliess, um einige Theile Brasiliens behufs ethnologischer Studien zu bereisen, war es zunächst meine Absicht, die noch vorhandenen Reste der Urbevölkerung des Ostküstenlandes, über welche wir ausführliche Nachrichten nur aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts besitzen, aufzusuchen, sodann aber einige Völkerschaften des Amazonasbeckens eingehender zu studiren. Da schwere Erkrankung mich zur plötzlichen Rückkehr nach Europa nöthigte, konnte leider nur der erste Theil dieses Programms zur Ausführung gebracht werden.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der Urwaldregion des Rio Doce, innerhalb der Provinzen Espiritu santo und Minas geraës, brachte mich in Berührung mit einigen der dortigen Botocudenstämme, auch hatte ich Gelegenheit, wenigstens eine Anzahl von Individuen der früher bedeutenden Nation der Puris, sowie der Nachkommen der Tupivölker des Küstenlandes zu sehen.

Obwohl wir über die Botocudos bereits vortreffliche Arbeiten aus älterer und neuerer Zeit besitzen, — in erster Linie die classische Darstellung des Prinzen ZU WIED im zweiten Bande seines Reisewerks, sodann die zahlreichen eingehenden Mittheilungen AUGUST ST. HILAIRE's und die gleichfalls sehr sorgfältige Abhandlung von HARTT in seiner „Geology and physical geogr. of Brazil“; — so erschien es doch nothwendig, die oft sich widersprechenden Angaben der einzelnen Autoren auf Grund eigener Beobachtungen zu kontroliren und nach den Gesichtspunkten und der Methode der neueren ethnologischen und anthropologischen Forschung, unter Benutzung alles zur Zeit vorhandenen Materials, eine monographische Beschreibung dieses Volkes zu liefern. Auf Vollständigkeit kann natürlich auch diese Darstellung keinen Anspruch machen. Erstlich war mein Aufenthalt bei den

Indianern bei weitem nicht lange genug, um über alle wichtigen Punkte ins Klare kommen zu können, zweitens aber war es mir nicht möglich, alle Hauptstämme derselben zu besuchen, namentlich nicht die im Mucurygebiete hausenden. Meine Mittheilungen beziehen sich vorwiegend auf die Horden am mittleren Rio Doce und seinen Nebenflüssen, welche freilich von den früheren Beobachtern wegen ihrer früher absolut feindlichen Haltung am wenigsten berücksichtigt worden sind. Auch der Prinz musste am Rio Doce bekanntlich unverrichteter Sache umkehren. Immerhin ist bei der Wichtigkeit der Aufgabe, die mehr und mehr dahinschwindenden Naturvölker zu studiren, so lange es noch Zeit ist, für die Ethnologie jede neue gut beobachtete Thatsache von Werth und glaube ich deshalb trotz der unleugbaren Lückenhaftigkeit meiner Mittheilungen auf die Nachsicht der Fachleute rechnen zu können.

Ich erfülle an dieser Stelle zugleich die angenehme Pflicht, den Herren Aug. Adnet, Director des Aldeamento von Mutum, und João Maria Moussier, Polizei-Subdelegaten des Guandu, die durch stets bereite, liebenswürdige Unterstützung, durch Rath und That mich bei meinen Studien wesentlich gefördert haben, hiermit meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Verzeichniss der wichtigsten Quellenwerke:

SOUTHEY, History of Brazil. London. 1810/17. 2 Bde.

VON ESCHWEGE, Journal von Brasilien. Weimar. 1818.

MAXIMILIAN Prinz VON WIED-NEUWIED, Reise nach Brasilien 1815—17. Frankfurt a./M. 1820. 2 Bde.

A. DE SAINT HILAIRE, Voyage dans l'intérieur du Brésil. I. Partie: Voyage dans les prov. de Rio de Janeiro et Minas. 2 Bde. II. Partie: Voyage dans le district des diamants et sur le litoral du Brésil. 2 Bde. Paris. 1830/33.

MARTIUS, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas. I. Theil: Ethnographie. II. Theil: Glossaria linguarum Bras. Erlangen. 1863. Leipzig. 1867. 8°.

VON TSCHUDI, Die brasilianische Provinz Minas geraes. Gotha. 1862. 4°.

VARNHAGEN, Historia geral do Brazil. Rio. 1854/57. 2 Bde.

VON TSCHUDI, Reisen durch Südamerika. Bd. II und III. Leipzig. 1866. 8°.

HARTT, Geology and physical Geography of Brazil. Boston. 1870. Appendix on the Botocudos. p. 577—606.

LACERDA e PEIXOTO, Contribuiçoẽs para o estudo anthropologico das raças indigenas do Brazil. Archivio do museu nacional. Rio. I. 1876. p. 47—75.

PH. MARIUS REY, Étude anthropologique sur les Botocudos. Paris. 1880.

KEANE, on the Botocudos. Vortrag in der Londoner anthrop. Gesellschaft. 1882.

RODRIGUEZ PEIXOTO, Novos estudos craniologicos sobre os Botocudos. Archivio do museu nacional. VI. Rio de Janeiro. 1884. p. 205—256.

Unter den wilden Urvölkern Südamerikas beanspruchen die Botocudos oder Aimorés ganz besonders das Interesse des Ethnologen. Obwohl sie noch heut ihrer Mehrzahl nach auf der untersten Stufe der Gesittung stehen, haben sie doch nicht ohne Erfolg den sie umdrängenden Einflüssen der Civilisation bis auf die jüngste Zeit Widerstand geleistet, während die übrigen indianischen Stämme der Ostküste Brasiliens theils ganz vernichtet sind,

theils sich unter Verlust aller nationalen Eigenthümlichkeiten der weissen und farbigen Bevölkerung des Landes assimilirt haben. So sind denn die Botocudos noch heute die unbestrittenen Herren ihrer Waldgebirge, wenn auch ihr früheres Territorium bereits erheblich geschmälert ist. In unmittelbarer Nähe der Küste, nur wenige Tagereisen von lebhaft besuchten, theilweis mächtig aufblühenden Hafenplätzen, hat sich in den Urwäldern zwischen Rio Doce und Rio Pardo ein Stück ächten alten Indianerlebens erhalten, wie wir solches sonst nur in dem tiefen Innern des ungeheuren Continents zu finden glauben.

I. Historisches.

Bereits aus der ersten Zeit der Besiedelung Brasiliens wird uns von den Kämpfen der eingewanderten Portugiesen mit den kriegerischen Tapuyastämmen der Bergländer der Küste berichtet, die durch ihre unbezähmbare Wildheit, ihre Hinterlist, ihren Kannibalismus aufs äusserste gefürchtet wurden. Schon ihr barbarischer Nationalschmuck, die grossen Holzpflöcke in den durchbohrten Ohren und Lippen, machte sie zum Gegenstand des Schreckens und Abscheus.

Um das Jahr 1560 erschienen die wilden Aimorés zum ersten Male an der Küste und beunruhigten durch ihre Raubzüge die Capitanie von Porto Seguro. VARNHAGEN berichtet von ihnen [1]): „Sie wurden unter den übrigen Barbaren für mehr als barbarisch gehalten, redeten eine völlig unbekannte Sprache und ihre Sitten waren abweichend von denen aller anderen brasilianischen Stämme. Sie bauten keine Häuser, kannten nicht den Gebrauch der Hängematte, sondern schliefen auf Blättern auf dem Boden. Sie trieben keinen Ackerbau, sondern zogen in kleinen Banden umher und waren unkundig des Schwimmens. Sie sprachen in tiefen Kehltönen und waren Menschenfresser, nicht aus Rachsucht oder Hass gegen den Feind, sondern aus Feinschmeckerei [2])."

Es gelang zwar dem tapferen Mem de Sa, sie zweimal zu schlagen, 300 ihrer Dörfer (!) niederzubrennen und sie 60 Leguas weit ins Innere zurückzuwerfen, doch hinderten diese Niederlagen die Wilden nicht, einige Jahrzehnte später (1601) die Stadt Ilheos völlig zu zerstören. Was durch Waffengewalt nicht zu erreichen war, bewirkte der Pflanzer Alvaro Rodriguez mit Hülfe einer Indianerin, die gefangen genommen, später zum Christenthum bekehrt und civilisirt worden war. Ihrer Vermittelung verdankte man eine friedlichere Gesinnung der Wilden. Es liessen sich viele derselben auf

1) VARNHAGEN, Hist. do Brazil. I. p. 242.

2) An einer andern Stelle, Hist. I, p. 447, sagt er: „os estrangeiros Aimorès a que muito provavelmente pertencem como dizemos em outro lugar os chamados hoje Puris ou Botocudos", er betrachtet also irrthümlicher Weise beide Stämme als identisch, während seine Schilderung nur auf die Botocudos passt. Freilich werden unter dem Namen Tapuya die Puris mit einbegriffen, wie alle Nationen der Ostküste, welche nicht dem grossen Tupivolke angehörten.

der Insel Itaparica nieder, um unter Leitung der Missionare sich dem Ackerbau zu widmen. Leider zerstreuten sich schon 1603 die meisten dieser domesticirten Indianer wieder in Folge einer dort ausbrechenden mörderischen Epidemie. Später kehrten viele zurück, die dann von dem ihrer Sprache kundigen Jesuiten Domingo Rodriguez bei Ilheos in zwei Dörfern angesiedelt wurden. In anderen Gegenden des Küstenlandes dauerten die Kämpfe indessen fort[1]). Im Jahre 1664 griffen die Aimorés im Verein mit den Tupistämmen der Tupinambas und Tamoyos, die, erbittert über die Misshandlungen seitens der Portugiesen, kein Bedenken trugen, sich mit ihren früheren Feinden zu verbinden, den wichtigen Hafenplatz Porto Seguro an. Der grösste Theil der Bewohner wurde während der Charfreitagsmesse von den Wilden überfallen und niedergemetzelt, die Stadt nebst den Ortschaften S. Cruz und S. Amaro zerstört. Nur eine plötzlich unter den Indianern ausbrechende Blatternepidemie verhinderte ihre weitere Ausbreitung an der Küste. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts fanden neue Einfälle statt, die jedoch diesmal glücklich zurückgeschlagen wurden. Im Jahre 1758[2]) wurde auch die Capitanie Minas geraes durch die Wilden beunruhigt, von den Portugiesen jedoch unter dem Beistand des ihnen befreundeten Stammes der Coroados glücklich vertheidigt. Bis in unser Jahrhundert hinein wüthete aber gerade in dieser Provinz, besonders im Stromgebiete des Rio Doce, der erbittertste Rassenkampf, der auf beiden Seiten mit gleicher Grausamkeit und Barbarei geführt wurde. Noch im Jahre 1809 und 1810 forderten königliche Decrete zum Vernichtungskrieg gegen die Wilden auf und die ergreifenden Schilderungen unseres trefflichen v. ESCHWEGE bezeugen, mit welcher Unmenschlichkeit man dabei verfuhr.

Obwohl es nun seit der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens gelungen ist, wenigstens mit einem grossen Theil der Wilden ein leidliches Verhältniss anzubahnen, auch mehrere Stämme in festen Wohnsitzen zu aldeisiren, besonders durch die Bemühungen des Franzosen Marlière[3]) am Rio Doce in den ersten Decennien und des Colonialdirektors von Philadelphia, Theophilo Ottoni, in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, so sind doch noch bis in die letzte Zeit wiederholt Feindseligkeiten am mittleren Rio Doce und oberen Mucury vorgekommen, meist natürlich provocirt durch das Gebahren der brasilianischen Bevölkerung. Gerade jetzt sind die wilden Stämme am Mucury zwischen S. Clara und Philadelphia wieder in vollem Aufstande. Noch bei Eröffnung der neuen Eisenbahn zwischen Caravellas und Santa Clara wurden mehrere Theilnehmer an der ersten Fahrt dicht am Bahnhofe des letzteren Ortes aus dem Hinterhalt niedergeschossen. Dass unter solchen Umständen auch seitens der Ansiedler kein Pardon gegeben wird, ist selbstverständlich. Auch mögen heute noch hier und da Scheusslichkeiten vor-

1) SOUTHEY, History of Brazil. II. p. 664 ff.
2) SOUTHEY, a. a. O. III. p. 600.
3) AUG. ST. HILAIRE, Voyage dans le distr. des diam. II. p. 337 ff.

kommen, wie im Anfang des Jahrhunderts, wo nach ESCHWEGE und ST. HILAIRE bisweilen Kleidungsstücke von Pockenkranken den Wilden in die Hände gespielt wurden, um diese Seuche unter sie zu bringen. Habe ich doch selbst an einem Orte darüber discutiren hören, ob es sich empfehlen möchte, vergifteten Branntwein unter die bugres bravos zu vertheilen!!

Natürlich kann der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein. Auch hier wird schliesslich der Wilde der andringenden Kultur weichen müssen. Am Rio Doce ist es neuerdings ruhiger geworden. Die feindlichen Stämme bleiben in ihren unwegsamen Bergwäldern, wohin ihnen Niemand zu folgen wagt.

II. Name.

Der Name „Aimorés“, mit welchem diese Nation bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bezeichnet wurde, ist nach MARTIUS aus dem Tupi abzuleiten von *Goyai-mura,* d. h. „Feinde, welche umherschweifen“. Mit welchem Recht man diesen Namen mit dem der Aymará Boliviens hat in Verbindung setzen können[1]), braucht nicht des weiteren erörtert zu werden. Die neuere Bezeichnung „Botocudos“ ist unzweifelhaft abzuleiten von dem portugiesischen *botoque* „Fassspund“, bezüglich der hölzernen Lippen- und Ohrpflöcke dieser Wilden. MILLIET's Deutung dieses Worts als zusammengesetzt aus *boto* „kurz, dick“ und *codea* „Copalharz“, also „untersetzte Leute, welche ihren Körper zum Schutz gegen Insectenstiche mit einer Harzschicht bestreichen“, ist zu gezwungen und schon deshalb wenig annehmbar, weil eine solche Sitte von keinem directen Beobachter erwähnt wird. Es findet sich allerdings eine Notiz darüber bei SOUTHEY[2]). HARTT[3]) verwirft mit Recht auch die Ableitung von *bodoques*, den Thonkugeln, welche mittelst eines eigenthümlichen Bogens zur Erlegung kleiner Vögel geschleudert werden.

Heutzutage ist wenigstens in den von mir besuchten Gegenden die Bezeichnung *Bugres* (wahrscheinlich corrumpirt aus dem frz. *bougre*) die einzig übliche. Der Ausdruck *Botocudos* wird nur in der Schriftsprache verwendet.

Wie nennt sich dieses Volk nun aber selbst? In dem Werke des Prinzen ZU WIED ist das Wort „Engrekmung“ als der nationale Stammname genannt. Es heisst daselbst[4]): „Sie nennen sich selbst Engrekmung und sind unwillig, wenn man sie Botocudos nennt.“ Woher der Prinz diesen Namen hat, ist aus seiner Darstellung nicht zu ersehen. Als Bedeutung desselben giebt er an: „Wir Alte, die weit aussehen.“ HARTT[5]) sagt, er könne das Wort nicht übersetzen, bemerkt jedoch ganz richtig, dass *mung* gehen bedeutet. Es dürfte wirklich an der Zeit sein, dass dieses auf die

---

1) vgl. W. SCHULTZ, Natur- und Kulturstudien. S. 43.
2) SOUTHEY, Hist. of Br. III. p. 808.
3) HARTT, Geolog. of Brazil. p. 378.
4) Pr. ZU WIED, Reise. II. S. 2.
5) HARTT, l. c. p. 577.

Autorität des Prinzen hin von allen späteren Berichterstattern bis in die neueste Zeit wiederholte Wort aus unsern ethnologischen und geographischen Werken endlich einmal verschwindet.

Engrekmung oder phonetisch genauer *ṇkrek̦*[1])-*mũ* heisst wörtlich „wohin gehen?, wohin gehst du?" Hiernach hätten wir es überhaupt nicht mit einem Namen zu thun, sondern mit einer Antwort oder vielmehr Gegenfrage der Wilden auf die Frage des Prinzen nach ihrer nationalen Stammesbezeichnung, welche sie nicht verstanden.

Aehnlichen Missverständnissen verdanken ja so viele geographische Namen ihren Ursprung. Ein jeder, der mit uncivilisirten Menschen zu thun gehabt hat, weiss, wie schwierig es ist, auf solche Fragen eine richtige Antwort zu erhalten. Es ist jedoch schwerlich anzunehmen, dass ein so sorgfältiger Beobachter, wie der Prinz zu Wied, bei seinem relativ langen Aufenthalt unter den Wilden diesen Irrthum nicht hätte bemerken sollen. Wir müssen uns deshalb nach einer anderen Erklärung umsehen.

Engrekmung ist, wie mir scheint, missverständlich gesetzt statt *Krakmun* oder *Krekmun*, ein Familien- oder Hordenname, der sich nach St. Hilaire[2]) bei den Stämmen in Minas novas, am Rio Jequitinhonha und am Südufer des Rio Doce, findet. Mit dem Worte *krak* „Messer" sind solche Namen überhaupt sehr häufig zusammengesetzt. Die in London 1882 der anthropologischen Gesellschaft vorgestellten Botocuden erklärten, wie es in Keane's Bericht heisst „*Engerekmung* (sic!) not as a tribal, but only as a family or personal name"! Hier ist natürlich ebenfalls statt *Engerekmung* *Krakmun* zu lesen. Sehr entstellt erscheint bei anderen französischen Autoren dieser Name als *Craikmous*, was schon deshalb falsch sein muss, weil der Laut s der Botocudensprache fehlt.

Im Gegensatz zum Europäer (*Karaĩ*) bezeichnet der Botocude sein Volk d. h. seine Rasse mit dem Namen *Bũrũ*. Dieses Wort scheint dem in einigen Berichten sich findenden „Buturunas" zu entsprechen. Jeder der 4 oder 5 grösseren Stämme hat ausserdem seinen besonderen Namen, wie *Nāk-nenuk*, *Takruk-krak* u. s. w., ferner nennen sich die einzelnen Horden, in welche ein solcher Stamm zerfällt, wieder nach ihren Häuptlingen oder sonst weit bekannten Personen, wie z. B. *Pošešā*, eine Tribus der *Nāk-nenuk*, nach einem früheren bedeutenden Chef genannt ist. So erklärt sich die grosse Zahl von Namen[3]), die sich in der Literatur findet.

Auf die Frage nach dem Namen seines Volks nennt der Indianer in der Regel nur den des grösseren Stammes, dem er angehört.

III. Wohnsitze und Verbreitung.

Das grosse ostbrasilianische Küstenwaldgebiet, welches sich von der Mündung des Rio S. Francisco beginnend bis gegen den 30.° S. B. erstreckt,

1) Der Laut k̦ ist nur undeutlich hörbar.

2) vergl. seine ausführlichen Bemerkungen in der Voyage d. l. prov. Rio. II. p. 150.

3) Martius, Eth., S. 315.

erreicht seine weiteste Ausdehnung nach Westen etwa zwischen dem 16. und 20.° S. B. Diese Westgrenze ist die Serra do Espinhaço, die Wasserscheide der Gebiete des Rio Doce, Rio Mucury, Rio S. Francisco und Parana. Von diesem Gebirge aus dacht sich das Land östlich terassenförmig gegen die Küste ab. Den östlichen Rand des eigentlichen Hochlandes bilden die parallel der Küste ziehenden Ketten der Serra dos Aimorés, welche südlicher dicht an das Meer herantretend unter dem Namen Serra do mar bis zum 30.° S. B. weiter gehen. Ansehnliche Ströme kommen von der Serra do Espinhaço herab, welche von zahlreichen Schnellen unterbrochen das Tafelland des südöstlichen Theils der Provinz Minas geraes durchfliessen und die Serra dos Aimorés durchbrechend ruhigeren Laufes, durch die Küstenniederungen zum Meere ziehen.

Während im Bereich der Provinz Bahia die Küstenwaldungen, namentlich durch den Zuckerbau, stark gelichtet sind, die Gebiete des oberen Rio Pardo und Rio Jequitinhonha grösstentheils schon der Camporegion angehören, bedecken noch heut ungeheure Urwälder das ganze Land des Mucury, Rio S. Matheus, Rio Doce und ihrer Nebenflüsse. Nur unmittelbar an der Küste von Espiritu santo und am oberen Rio Doce hat die Cultur sich bereits auszubreiten begonnen.

Die Abhänge und Ausläufer der Serra dos Aimorés, welche dieses Gebiet durchziehen, sind die eigentliche Heimath der Botocudos. Die Schwierigkeit der Schifffahrt auf den von dem Plateau von Minas herabkommenden Strömen hat eine stärkere Besiedelung dieser von der Natur so reich bedachten Gebiete bisher verhindert, so dass die Söhne des Waldes noch heut in einem grossen Theile des Landes ungestört ihr Wesen treiben können. Trotz des so lebhaften Handelsverkehrs der brasilianischen Ostküste mit Europa zeigt noch jetzt auf unsern Karten dicht am Litoral, zwischen den Flüssen Doce und Mucury, ein weisser Fleck eine Terra incognita an.

Während noch im Anfang dieses Jahrhunderts die Horden der Botocudos vom Parahyba im Süden bis über den Rio Pardo in der Provinz Bahia nach Norden streiften, ist ihr Gebiet jetzt weit beschränkter. Heutzutage kann eigentlich nur noch das Viereck zwischen den Flüssen Rio Doce, Mucury, Sassuhy grande und Rio do S. Matheus als ihr unbestrittenes Territorium bezeichnet werden, soweit es sich nehmlich um wilde, unabhängige Horden handelt. Wahrscheinlich sind aber auch die feindlichen *Nocg-Nocg*[1]) am unteren Rio Pardo zu den Botocuden zu rechnen. Im Jahre 1882 beabsichtigte die Regierung, dieselben im Districte Ilheos zu aldeisiren. In Aldeamenten angesiedelte sog. *bugres mansos* finden sich noch am Rio Jequitinhonha und südlich vom Rio Doce bei Cuiété (Prov. Minas geraes) und am Rio Guandu.

---

1) Dieser Name erinnert an den Stammnamen *Nāk-nenuk*, mit dem er vielleicht identisch ist.

IV. Stämme und Horden.

Eine genauere Aufzählung der Stämme und Horden, sowie Mittheilungen über ihre Verbreitung innerhalb der Provinzen Minas, Espiritu santo und Bahia hat TSCHUDI gegeben auf Grund der Arbeit THEOPHILO OTTONI's und der Relatoriaos officiaes der fünfziger Jahre[1]). Auch WOLDEMAR SCHULZ verdanken wir eine Zusammenstellung hierüber in seinen „Natur- und Kulturstudien".

Ich will nunmehr auf Grund eigner Erkundigungen unter Benutzung der Relatorios der letzten Jahre eine Uebersicht der gegenwärtigen nomadischen und aldeisirten Stämme geben.

Die Nation der Botocudos zerfällt in folgende Hauptstämme:

Năk-nenuk,
Năk-erehă,
Etwet,
Takruk-krak,
Ńep-ńep.

Jeder derselben theilt sich wieder in kleinere Tribus, die sich entweder nach ihrem jeweiligen oder einem früheren berühmten Oberhaupte nennen.

I. Die *Năk-nenuk*. Die Deutung dieses Namens ist nicht ganz leicht. *Năk* bedeutet „Erde, Land", *nenuk* könnte sein = Negationspartikel *ńuk*, so dass das Ganze soviel hiesse, wie „nicht das Land, nicht von diesem Lande". Es würde ein solcher Ausdruck auf eine Einwanderung dieses Stammes aus entfernteren Gegenden hindeuten, über welche sich jedoch sonst keinerlei Tradition erhalten hat. Diese auch von TSCHUDI[1]) erwähnte Uebersetzung wurde mir von dem Dolmetscher des Aldeaments von Mutum als die richtige mitgetheilt. Doch erscheint sie recht gezwungen.

Der mir als bester Kenner der Botocudensprache gerühmte Canoeiro Morreira, im Orte Guandu wohnhaft, übersetzte *năk nanuk* (sic!) „Land vieler Palmen, Frucht tragender Bäume", konnte jedoch die eigentliche Grundbedeutung des Wortes *nanuk* nicht angeben, auch war es unmöglich, mit Sicherheit herauszubringen, ob für Palme oder Baum ein derartiges Wort existirt. Die Richtigkeit dieser Erklärung scheint demnach mindestens zweifelhaft.

Eine dritte Deutung ist nach MARTIUS, „homines terrae". Nach dem Vocabular I. (Glossar, S. 177) heisst nämlich *gnuk* der Mann. Dieses Wort ist, wie ich versichern kann, wenigstens gegenwärtig nicht im Gebrauch. Das eigentliche Wort für Mann ist *wahă*.

Die zutreffendste Erklärung ist meines Erachtens nach die, dass *nenuk* ein Possessivpronomen = „unser" ist, *nak nenuk* also „unser Land", in diesem

---

1) TSCHUDI, Reise. II. S. 264 ff.
2) TSCHUDI, Die Provinz Minas geraes. S. 19.

Sinne auch „Inhaber, Herren des Landes“ bedeutet, wie auch TSCHUDI vermuthet[1]). Mit Sicherheit war indess nur die Existenz der Pronomina *miniuk* mein, *huk* sein zu constatiren, zu denen *nenuk* allerdings der Form nach sehr gut passen würde.

Die *Năk-nenuk* sind über das ganze Gebiet zwischen Mucury, Rio Doce, Sassuhy und Serra dos Aimorés vertheilt und leben theils als feindselige Wilde, theils schon mehr oder weniger domesticirt. Unter den wilden ist die berüchtigste die grosse Horde des *Pŏšešă* am Mucury, die auch schon zu TSCHUDI's Zeit mehrfach mit den Mucurycolonisten in Fehde lag und namentlich in den letzten Jahren durch räuberische Ueberfälle der zwischen S. Clara und Philadelphia verkehrenden Maulthiertragen sich übel berüchtigt gemacht hat.

Als sesshafte Horden werden in den neuesten Relatorios erwähnt:

Im Gebiet des oberen Mucury: *Poté*,
Pontora,
Norek.

Am Rio Sassuhy Grande: *Batum*,
Menino,
Paché,
Manoel Cameiro,
Chique Chique,
Felipe Giporok,
Joaquim Giporok,
Maranca,
Sargento branco,
Patu,
Amanpan.

Herr Pfarrer HOLLERBACH in Theophilo Ottoni am Mucury führt ausser den *Pošeša* noch folgende, wahrscheinlich ebenfalls den *Nak-nenuk* zugehörige Horden dieser Gegenden auf: 1. die *Poding*, angesiedelt in dem von Capuzinern geleiteten Aldeament, 5 Legoas SSW. 2. die *Pruntrus* (sic!), 7 Legoas östlich von der Stadt. 3. die *Jikagirŭn*, östlich von der Colonie. 4. *Urucu* in den Wäldern zwischen Mucury und Rio S. Matheus.

Fest aldeisirt unter Leitung von Direktoren leben sie im Aldeament N. S. dos Anjos de Itambacury, 30 *km* südlich von Philadelphia im Municipio Minas novas.

Nach dem Relatorio von 1884 sind hier folgende Horden der *Năk-nenuk* angesiedelt: Giporok, Paruntum, Cracataõ, Pontaõ, Catulé, Crenhé, Poté. Ihre Kopfzahl wird, wahrscheinlich zu hoch, auf 886 angegeben.

II. Die *Năk-erehă*, d. h. die Leute „des guten Landes“, leben am oberen und mittleren Guandu, früher aldeisirt unter der trefflichen Leitung des

---

1) TSCHUDI, Reise. II. S. 264.

Kapuziners Frei Bento, aber nach dessen Abberufung wieder verwildert. Sie besitzen kleine Mais- und Zuckerpflanzungen, wohnen in Blockhütten, verlassen ihre Wohnsitze jedoch häufig, um wieder ihr altes Nomadenleben in den Wäldern zu führen. So traf ich sie mit ihrem Häuptling *Cangike* im Urwald am Fusse der Serra do Guandu unterhalb der Fazenda Milagre. Zuweilen leisten sie den Ansiedlern zur Erntezeit Hülfe gegen kärglichen, leider oft genug aus Branntwein bestehenden Lohn. Wegen ihrer Neigung zu Diebereien fallen sie jedoch in der Nähe von Ortschaften lästig. Sie bildeten früher im Verein mit den jetzt bei Figueira und Puaya (am Rio Sassuhy grande) fest angesiedelten

III. *Etwet* das Volk des berühmten Häuptlings *Pokran*, der in den dreissiger Jahren es verstand, seine Leute an sesshaftes Leben zu gewöhnen und zur Arbeit anzuhalten. Die Regierung ernannte ihn dafür zum Oberhäuptling über alle Indianer[1]). In einer Fazenda bei Linhares sah ich noch das Bildniss dieses energischen Mannes, das ihn in europäischer Tracht, doch nach alter nationaler Sitte mit weit durchlöcherten Lippen und Ohren, darstellt. Seine Leute waren an einem linken Nebenfluss des Rio Manhuassú, dem jetzigen Rio Pocran, angesiedelt und zerstreuten sich nach seinem Tode. Die *Nâk-erehä* blieben am Manhuassu und Guandu. Die *Etwet* siedelten sich bei Cuiété (Aldeamento bananal) und Figueira an.

IV. Die noch völlig wilden und feindseligen *Takruk-krak* leben am linken Ufer der Serra dos Aimorés bis zum Sassuhy grande und belästigen in derselben Weise, wie die *Pošešä*, die Umgegend von Philadelphia mit ihren Raubzügen. Sie zerstörten im Jahre 1882 das Aldeament von Mutum, mit dessen Bewohnern sie in Streit gerathen waren. Sie sind die Feinde der zwar gleichfalls noch wilden, jedoch den Europäern freundlich gesinnten

V. *Ńep-ńep* d. h. „Leute, die hier sind“.

Dieselben bewohnen die Urwälder östlich von der Serra dos Aimorés bis gegen den Rio S. Matheus hin. Sie zeigen sich gewöhnlich bei den Stromschnellen des Rio das Pancas, woselbst ich 3 Tage mit einer ihrer Tribus zubrachte.

Sie waren früher erbitterte Feinde der Weissen und dehnten ihre Raubzüge bis unterhalb Linhares aus, setzten sogar ans rechte Ufer des Flusses über, um auch die Küstenorte, besonders Riacho, zu beunruhigen. Noch im Anfang der sechziger Jahre zerstörten sie die Ansiedlung Transilvania an der Pancasmündung und verzehrten den Besitzer França Leite. Trotz ihrer augenblicklich friedlichen Haltung ist zu erwarten, dass auch sie über kurz oder lang wieder feindselig sich erweisen werden, wegen der vielen Uebervortheilungen, denen sie im Verkehr mit den Ansiedlern oder Holz-

---

1) Auf ihn bezieht sich die Bemerkung von MARTIUS Ethnogr. S. 316.

suchern ausgesetzt sind. Namentlich ist es der auch von TSCHUDI[1]) so scharf verurtheilte Kinderhandel, welcher oft genug Streitigkeiten herbeiführt. Immerhin hat noch jetzt der Reisende am Rio das Pancas zur Zeit, wo die Holzsammler vom Guandu dorthin ziehen, nehmlich im April, Mai, Juni die beste Gelegenheit, die wilden Söhne des Urwaldes in ihrer primitiven Lebensweise kennen zu lernen, doch kann man nie sicher darauf rechnen, sie dort zu treffen, und empfiehlt es sich, von den zum Guandu zurückkehrenden Holzsuchern Erkundigungen einzuziehen. Am wenigsten günstig für eine Fahrt zum Pancas sind die eigentlichen Hochwasser-Monate December bis März, wo die Schiffahrt sehr schwierig und gefährlich zu werden pflegt.

Die *Nāk-pōrūk* (d. h. „Land vieler Fussspuren, Wildfährten") lebten am linken Ufer des Rio Doce zwischen Figueira und dem Guandu, sind jetzt fast erloschen. Andere früher bedeutende, jetzt sehr zusammengeschmolzene Stämme sind:

Die *Arauan*, angesiedelt am mittleren Rio Arauan, Nebenfluss des Urupuca, der sich in den Sassuhy grande ergiesst.

Die *Bakués*, nördlich vom Mucury bis zu den südlichen Nebenflüssen des Jequitinhonba.

Die *Pampan*, am gleichnamigen Nebenflusse des Rio Mucury bei Agoa branca Farrancho, Robim e Cram, S. Francisco und S. Pedro.

Endlich am Rio Pardo die *Nocg-nocg* (*Nak-nenuk*?). Ueber den letztgenannten Stamm vermochte ich keinerlei Nachrichten einzuziehen. Die Gesammtzahl aller dieser Indianer beläuft sich auf etwa 5000 Köpfe, von denen die Hälfte sich noch im völlig unabhängigen Zustande befindet.

Wirklich geordnete Aldeamente giebt es im Ganzen in diesem Gebiet nur 2, nehmlich

1. das obengenannte N. S. dos Anjos de Itambacury, 1884 bewohnt von 886 Köpfen.

2. Immaculada conceição do Rio Doce (Puaya), von 241 Indianern bewohnt. In diesen Niederlassungen besteht regelmässiger Anbau von Kaffee, Mais, Bohnen, Manioc und Zucker, und zahlreiche Eingeborene besuchen Schule und Kirche.

Alle übrigen Indianer-Niederlassungen befinden sich dagegen im Zustande völliger Verwahrlosung, so dass dieselben wahrscheinlich mehr zur Verwilderung und sittlichen Depravation ihrer Insassen, als zu ihrer Civilisirung beitragen. Auch das noch vor einigen Jahren in leidlichen Verhältnissen befindliche Aldeament von Mutum am rechten Ufer des Rio Doce, das einzige der Provinz Espiritu santo, 1 legoa unterhalb des Emporiums Porto Tatu, früher auf dem linken Ufer des Flusses gelegen, erfüllt seinen Zweck nicht mehr. Die Ansiedelung besass bis dahin gutes Ackerland, sowie feste, ziegelgedeckte Häuser und zählte 1880 ca. 150 indianische Colonisten, meist vom Stamme der *Nāk-nenuk*. Im Jahre 1881 kam es jedoch mit den die

1) TSCHUDI, Minas geraës p. 20.

benachbarten Wälder bewohnenden *bugres bravos* zu Feindseligkeiten. Der Dolmetscher des Aldeaments (einer der besten Kenner der Indianer), wurde meuchlings von den Wilden erschossen, die dann wieder bei erneuten Einfällen die Häuser zerstörten, Vorräthe und Einrichtungsgegenstände raubten, bis sie schliesslich von den *bugres mansos* im Verein mit den befreundeten *Ńep-ńep* vom Rio Pancas unter Verlust mehrerer Leute in ihre Wälder zurückgetrieben wurden.

Da jedoch das Aldeament mit seinen halbzerstörten Gebäuden am linken Ufer gegen die feindseligen Horden keine Sicherheit mehr bot, so wurde dasselbe verlassen. Der Direktor siedelte sich gegenüber auf dem rechten Ufer des Flusses an, der Dolmetscher blieb auf einer Insel, von wo aus beide Ufer zu übersehen sind, die Indianer endlich hausen seitdem eine halbe Stunde stromabwärts am rechten Ufer in elenden, aus Stangengerüst errichteten Baracken. Da der Bitte des Direktors (zur Zeit Hr. August Adnet, ein Nordamerikaner), dem Aldeament Geldmittel zur Verfügung zu stellen, um neue, feste, gegen Ueberrumpelungen gesicherte Häuser zu errichten, seitens der Regierung nicht entsprochen wurde, von der geringen, regelmässigen Subvention (abzüglich der Beamtengehälter jährlich 2 Conto à 800 Milreis = 5000 Mark) nichts zum Neubau erübrigt werden konnte, so blieb das eigentliche Aldeament bis auf den heutigen Tag verlassen. Sümpfe und Capoeiragestrüppe nehmen die Stelle der früheren Pflanzungen ein, Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude stehen verödet. In Mutum ist der Direktor wenigstens einige Monate anwesend, während die übrigen Niederlassungen entweder, wie z. B. die der *Năk-erehă* am Guandu, ohne jede Oberleitung sind, oder doch, wenn Direktoren existiren, selten oder nie von denselben besucht werden.

Dass so die Indianer ohne rationelle Leitung, ohne Unterricht und regelmässige Arbeit mehr und mehr demoralisirt werden, ist leicht einzusehen. Die Regierung giebt Geld zur Beschaffung von Kleidern, Lebensmitteln, Werkzeugen, ohne dass die richtige Verwendung desselben genügend controlirt wird. Wieviel in Folge dessen in fremde Taschen fliesst, vermag niemand zu sagen. Viele Stämme, wie die verwahrlosten *Năk-erehă*, erhalten überhaupt nichts und sind, wenn sie nicht durch Jagd und Fischfang ihren Unterhalt gewinnen können, wesentlich auf Betteln und Stehlen angewiesen, da sie ihre eigenen Pflanzungen aus Mangel an Werkzeugen kaum unterhalten können, und ihre Arbeit bei den Colonisten von letzteren erbärmlich oft nur einfach mit Cachaça (Branntwein) bezahlt wird. Sie besitzen sowenig, wie die von Mutum, irgend welche Hausthiere, weil sie, unbekümmert um die Zukunft, alles Vieh oder Geflügel, das sie gelegentlich erhalten, sofort zu verzehren pflegen.

Von irgend welcher geistigen Kultur ist dabei, wie gesagt, keine Rede; die Bemerkung „o aldeamento não tem escola nenhum sabe lêr" lesen wir leider nur zu oft in den Relatorios der Regierung. Die Notiz „saõ

todos baptizados" findet sich dabei freilich ebenso häufig. Eine rühmliche Ausnahme macht in dieser Beziehung das obenerwähnte Aldeament N. S. dos Anjos de Itambacury.

Ein sehr grosser Uebelstand liegt darin, dass die Stellung der aldeisirten Indianer gesetzlich nicht genügend präcisirt ist. Sie geniessen unbedingten Schutz der Regierung, ohne ihrerseits zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten zu werden. Die Bestrafung von Missethaten liegt dem Direktor ob, wenn ein solcher anwesend ist, diesem steht jedoch nur das Recht zu, die Schuldigen einzusperren, woraus der Indianer sich bei seiner angeborenen Faulheit und Indolenz wenig genug macht. Die schlimmsten Verbrechen bleiben so unter dieser wilden Bande nur zu oft ungerächt. Ein Mann aus Mutum erschoss vor einiger Zeit seinen Bruder aus Rache oder Eifersucht bei Gelegenheit einer Jagd und entschuldigte sich dem Direktor gegenüber einfach mit den Worten: „Ich habe ihn im Dickicht für ein Capivary (Wasserschwein) gehalten!"

Besonders häufig ist Weiberraub zwischen den einzelnen Stämmen. So kamen während meines Aufenthaltes in Mutum eines Tages mehrere civilisirte *bugres* aus Cuiété angeblich zum Besuch ihrer Verwandten dorthin. Sie trugen europäische Kleidung, waren mit Messern und Flinten bewaffnet und benahmen sich äusserlich recht manierlich. Schliesslich stellte es sich jedoch heraus, dass sie nur gekommen waren, um einige Familien aus Mutum einzuladen, sie nach Cuiété zu begleiten. Auf dem Marsche sollten dann die Männer ermordet und die Weiber entführt werden. Glücklicherweise wurde der Anschlag noch rechtzeitig entdeckt und die Leute vom Subdelegaten des Guandu gefangen gesetzt.

Die Nähe grösserer Ortschaften leistet der Verbreitung von Trunksucht und Sittenlosigkeit unter den „christlichen, civilisirten" Indianern in jeder Weise Vorschub. Etwaiger Geldverdienst wird von ihnen in der Regel so schnell wie möglich im nächsten Orte in Cachaça (Rum) umgesetzt, und die umwohnenden oder durchziehenden Weissen und Farbigen sorgen im Verkehr mit den indianischen Weibern fleissig für die Produktion von Mischlingen in allen erdenklichen Nuancen, leider aber auch in bedenklicher Weise für die Ausbreituug venerischer Krankheiten. Mit der Rassenreinheit der nächsten Generation wird es auf den meisten Aldeamenten deshalb wohl schlecht bestellt sein.

So erheben sich die „christlichen" *bugres mansos* hinsichtlich ihrer Gesittung in keiner Weise über ihre wilden Stammesgenossen. Auch sie haben ihre Annäherung an die Civilisation mit moralischer und physischer Verkommenheit theuer genug bezahlen müssen.

Inwieweit diese Verhältnisse in den obengenannten fest organisirten A-deamenten bessere sind, vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu s[...] ich Doch habe ich im Allgemeinen recht günstige Urtheile über die Thä[...]hatten und Erfolge der dortigen Missionare gehört. Eine wirkliche Kult[...]



unter den Indianern wird schon durch ihre ungenügende Kenntniss der portugiesischen Sprache sehr erschwert. Das einzige Mittel, sie der wahren Civilisation näher zu bringen, wäre, sie inmitten europäischer Kolonisten anzusiedeln, ihre Kinder in den Häusern der letzteren zu unterrichten und mit leichteren Arbeiten zu beschäftigen. An der alten Generation dürfte kaum mehr etwas zu bessern sein. Die junge dagegen würde sich in anderer Umgebung unter Anleitung zu geregelter Thätigkeit bei humaner, aber energischer Behandlung als vollkommen culturfähig erweisen, wie sich dies bei einzelnen Individuen ja schon genügend gezeigt hat.

V.

Eine ethnologische Schilderung der *Aimorés* muss sich natürlich in erster Linie auf die Betrachtung der nomadisch lebenden wilden Stämme stützen, die seit den Tagen des Prinzen zu Wied kaum etwas in ihrer ursprünglichen Lebensweise geändert haben und, unbekannt mit „Europa's übertünchter Höflichkeit", noch heute die düsteren Waldregionen am Rio Doce und Mucury durchstreifen. Ein nur kurzer, doch hochinteressanter Besuch bei einer Tribus der *Ńep-ńep* am Rio das Pancas verschaffte mir wenigstens einen Einblick in das Leben und Treiben dieser Naturmenschen. Meinem längeren Aufenthalt bei den *Nāk-nenuk* im Aldeament Mutum und den *Nak-erehã* am Guandú verdanke ich mein anthropologisches und linguistisches Material, sowie mancherlei Erkundigungen über Sitten und Gebräuche dieser und anderer noch nicht zugänglicher Stämme.

Was die körperliche Erscheinung dieser Wilden anlangt, so ist dieselbe keineswegs so abschreckend, wie man vielfach nach den Schilderungen und Abbildungen früherer Reisender anzunehmen geneigt ist. Manche Beobachter haben sich offenbar verleiten lassen, nur die hässlichsten Typen zu reproduciren, um beim europäischen Publikum damit Effect zu machen. Dasselbe sehen wir unter anderen auch bei Afrikareisenden, wie BURTON, dessen Negertypen grossentheils als Carricaturen anzusprechen sind. Ich wenigstens kann in vollem Umfange bestätigen, was unser trefflicher Beobachter, der Prinz ZU WIED[1]), über diese Leute sagt:

„Die Natur hat diesem Volke einen guten Körperbau gegeben, denn sie haben eine bessere und schönere Bildung als die übrigen Stämme. Sie sind grösstentheils von mittlerer Statur, einzelne erreichen eine ziemlich ansehnliche Grösse; dabei sind sie stark, fast immer breit von Brust und Schultern, fleischig und musculös, aber doch proportionirt; Hände und Füsse zierlich; das Gesicht hat starke Züge und gewöhnlich breite Backenknochen, ist zuweilen etwas flach, aber nicht selten regelmässig gebildet. Mund und Nase sind oft etwas dick. Ihre Nasen sind stark, meist grade, auch sanft

1) Pr. ZU WIED. Reise II. S. 3.

gekrümmt, kurz, bei manchen mit etwas breiten Flügeln, bei wenigen stark hervortretend".

Zur Ergänzung dieses Gesammtbildes mögen nun noch folgende Angaben dienen:

Nach 15 von mir gemachten Körpermessungen beträgt die Körpergrösse bei 10 ♂ 183—148 *cm*, im Mittel 158,6 *cm*, bei 5 ♀ 153,5—146 *cm*, im Mittel 149,5 *cm* [1]).

Die Statur kann danach höchstens als mittelgross bezeichnet werden.

Die Spannweite übertrifft bei manchen die Körperhöhe um ein beträchtliches, bei anderen wiederum bleibt sie hinter derselben zurück.

Die Länge der oberen Extremitäten ist ziemlich erheblich. In Prozenten der Körperhöhe beträgt dieselbe bei 10 ♂ 48,8—43,2, Mittel 46,3; bei 5 ♀ 45,1—43,5, Mittel 44,25.

Die Hände sind klein und zierlich. Ihre Länge beträgt in derselben Weise berechnet bei 10 ♀ 9,03—12,1, Mittel 10,65 (nur einmal über 11,4); bei 5 ♂ 9,2—11,3, Mittel 10,36. In dieser Beziehung stehen die Botokuden diametral den Mongolen gegenüber, deren Handlänge vielleicht die grösste unter allen Rassen ist[2]).

Die unteren Extremitäten sind etwas kurz, erscheinen jedoch länger in Folge der schwachen Entwickelung ihrer Musculatur, besonders an den Unterschenkeln. Die Trochanterhöhe ist bei 10 ♂ 52—47, Mittel 49,8; bei 5 ♀ 51,7—50,5, Mittel 50,7 in Prozenten der Gesammthöhe. Die Fusslänge ist bei 10 ♂ 13,—16,2, Mittel 14,97; bei 5 ♀ 15,05—15,7, Mittel 15,3; weicht also nicht vom europäischen Durchschnitt ab. Sonst ist die Körpermusculatur gut ausgebildet, obwohl sie niemals so stark ausgeprägt erscheint als beim Neger. Die Gestalt des Thorax ist fast rechteckig, der Bauch meist stark aufgetrieben, besonders bei Kindern. Die Brüste der Weiber werden bald schlaff. Die Hüften treten bei ihnen wenig hervor. Auffällige Kleinheit der männlichen Genitalien, die von einigen Reisenden der amerikanischen Rasse zugeschrieben wird, vermochte ich nicht zu constatiren.

Betreffs der Gesichtsbildung ist noch zu bemerken, dass der Mund trotz seiner Breite keine besonders dicken Lippen besitzt, auch ist das am knöchernen Schädel so prononcirte Hervortreten der Jochbeine beim Lebenden wegen der meist vollen Backen nicht so sehr auffallend. Die Nase ist an der Wurzel sehr schmal, verbreitert sich gegen die Spitze mehr und mehr. Die Flügel sind sehr breit mit weiter Oeffnung, der Nasenrücken ist stark concav, die Spitze etwas nach oben gerichtet.

Die Augen stehen, entsprechend der Schmalheit der knöchernen Nase, nahe zusammen und liegen sehr tief in Folge der Prominenz der Supraorbitalwülste. Die Lidspalte ist klein, etwas geschlitzt mandelförmig, ähnlich

1) Von den von SERRES in den Comptes rendues XXI beschriebenen Individuen hatten die Männer eine Grösse von 185—118, die Weiber eine solche von 135—116 *cm*.

2) TOPINARD, Anthrop. S. 1090.

Botocudos	Oran ♂ 45 J.	Žaketon ♂ 20—25 J.	Vāk ♂ 30—35 J.	Morokmōn ♂ 25 J.	Tewāk ♂ 20 J.	Paulino ♂	Žentnuk ♂ 25 J.
	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
Körpermaasse in Centimetern.							
Gesammt-Höhe	161	$158\frac{1}{2}$	$154\frac{1}{2}$	183	$154\frac{1}{2}$	$156\frac{3}{4}$	157
Klafterlänge	169	170	160	178	152	$157\frac{1}{2}$	159
Schulterbreite	36	40	38	40	35	36	35
Schulterhöhe	134	134	$129\frac{1}{2}$	$139\frac{1}{2}$	$128\frac{1}{2}$	131	131
Ellbogenhöhe	103	$100\frac{1}{2}$	99	105	99	100	101
Handgelenkhöhe	76	$76\frac{1}{2}$	$74\frac{1}{2}$	$78\frac{3}{4}$	$75\frac{1}{2}$	76	$78\frac{1}{2}$
Mittelfingerhöhe	$57\frac{1}{2}$	$58\frac{3}{4}$	$58\frac{1}{2}$	$60\frac{1}{2}$	$58\frac{1}{2}$	$59\frac{1}{2}$	$59\frac{1}{4}$
Brustbeinhöhe	113	112	$110\frac{1}{2}$	$117\frac{1}{2}$	111	112	113
Nabelhöhe	$96\frac{1}{2}$	95	$91\frac{3}{4}$	99	$94\frac{1}{2}$	94	95
Beckenhöhe	$95\frac{1}{2}$	91	91	100	$96\frac{3}{4}$	96	$98\frac{1}{2}$
Trochanterhöhe	78	78	78	86	$80\frac{1}{2}$	$80\frac{1}{2}$	80
Kniehöhe	44	48	$45\frac{1}{2}$	$46\frac{1}{2}$	44	$42\frac{3}{4}$	$41\frac{1}{2}$
Knöchelhöhe	8	8	$7\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{4}$	$7\frac{3}{4}$	$6\frac{1}{2}$	7
Handlänge	17	17	$16\frac{1}{2}$	17	17	$16\frac{1}{2}$	16
Handbreite A.	9	8	9	$9\frac{1}{2}$	9	9	9
„ B.	8	$7\frac{1}{2}$	8	8	$7\frac{3}{4}$	$7\frac{3}{4}$	8
Fusslänge	24	$25\frac{1}{2}$	23	24	23	24	24
Fussbreite	9	10	9	9	9	10	9
Brustumfang	89	93	84	95	87	94	87
Kopfmaasse in Millimetern.							
Grösste Länge	192	190	190	185	184	190	193
Grösste Breite	155	146	140	145	149	146	156
Ohrhöhe	114	120	133	120	120	126	133
Stirnbreite	115	125	110	120	120	121	118
Gesichtsh. (Haarrand-Kinn)	195	184	195	190	185	184	185
„ (Nasenw. - Kinn)	126	110	115	125	120	127	118
Distanz der Jochbogen	140	128	125	133	125	128	125
„ der Kieferwinkel	120	112	108	107	112	113	100
Distanz der inneren Augenwinkel	25	19	17	20	20	20	20
Distanz der äusseren Augenwinkel	85	80	83	80	88	78	80
Nasenhöhe	61	50	45	50	54	52	52
Nasenlänge	56	52	45	49	40	52	49
Nasenbreite	45	40	35	36	40	39	40
Mundlänge	60	50	55	57	52	54	55
Färbung.							
Farbe des Gesichts	33 o	33 p	33 o	33 m	2 u	33 r	4 s
Farbe des Körpers	33 l	33 m	3 g	33 m	33 q	33 p	4 s
Farbe der Iris	5 l	5 l	4 c	4 h	4 h	3 h	4 k

Žamnuk ♂ 18—20 J.	Chico ♂ 18 Jahr	Žamaňku ♂ 18 Jahr	Kanžirãu ♀ 17 Jahr	Žunukmã ♀ 30 Jahr	Nkantip ♀ 20 Jahr	Žákwẽn ♀ 40 Jahr	Espoleta ♀ 20 Jahr
8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.
155	157½	148	152	146	146¼	153½	149½
153	165	161	150	143	142	154	150
34	36	36	36½	32	32½	34	35
129	131	123½	125½	123	121½	127½	122½
99	99	93¾	95	96	92½	97	93½
78	74	68½	73½	74½	71½	75	71½
61	56	51	57	59	56	57¼	55½
111	113	104	106	107¼	106½	109	106
93½	94¾	89½	96	88	91	92	86½
96	98	92½	97	90½	92½	96	92
76	77	77	74	75½	74	80½	75½
37	41	40	41½	40	36	37½	40
6½	7½	7	7	6¾	6½	6	6¾
16	18	18	14	15	15	16½	17
9	9½	9	8	8½	8	7¾	8½
7½	8½	8	7½	7½	7	7½	7½
23	25	23	23	22	23	24	22½
8¾	10	8½	9	8½	8	8	8½
88	96	85	89	80	87	86	87
190	190	182	183	172	180	180	171
151	150	140	144	140	148	143	141
125	120	115	122	114	135	127	128
116	130	121	122	120	120	120	110
186	190	186	184	169	177	175	166
114	130?	123	110	91	110	109	114
130	130	125	128	125	126	127	120
110	105	102	104	103	98	108	100
20	20	18	20	20	18	20	18
80	84	82	72	72	80	76	82
46	51	45	45	50	48	48	50
46	50	46	45	46	48	45	45
38	40	41	40	37	35	40	40
50	48	44	45	50	50	47	50
33 s	33 n	4 u	3 t	4 t	4 t	33 s	4 s
33 q	4 l	4 t	33 m	33 o	33 o	33 n	4 s
4 k	4 h	4 h	4 c	4 c	4 l	4 c	4 h

Indices der Körpermaasse.

J.	1. ♂	2. ♂	3. ♂	4. ♂	5. ♂	6. ♂	7. ♂	8. ♂	9. ♂	10. ♂	Mittel	11. ♀	12. ♀	13. ♀	14. ♀	15. ♀	Mittel
LB.	75,5	76,8	73,6	78,2	75,6	76,8	75,6	78,9	78,9	76,9	**76,9**	78,1	81,9	82,8	79,4	82,4	**80,8**
LH.	54,2	63,1	70,0	66,6	65,2	66,3	68,8	65,8	63,2	63,2	**64,6**	66,6	76,6	75	70,6	74,8	**70,6**
GJ.	91,5	85,9	92	93,9	95,1	99,2	94,4	87,7	100?	98,4	**93,8**	85,9	72,8	87,3	85,8	95	**85,4**
NJ.	72,1	80	77,7	73,5	74	75	76,9	82,5	78,4	91,1	**78,4**	88,8	74	75	83,3	80	**80,2**
								Körperhöhe = 100									
OE.	47,5	48,1	46	43,2	45,2	45,7	47,7	43,8	47,6	48,7	**46,3**	43,5	43,8	44,2	45,1	44,7	**44,3**
OA.	19,2	21,1	19,7	18,9	19,0	19,8	19,1	19,3	20,0	20,0	**19,6**	19,7	18,5	19,8	19,2	19,4	**19,3**
UA.	16,8	15,1	15,8	14,3	15,2	15,3	14,0	14,2	15,9	17,0	**15,3**	14,5	14,7	14,4	14,3	14,9	**14,6**
HL.	10,6	10,7	10,7	9,08	11,0	10,5	10,2	10,3	11,4	12,1	**10,6**	9,2	10,3	10,2	10,8	11,3	**10,4**
UE.	48,4	49,2	50,5	47	52	51,6	51	49	47,6	52	**49,8**	48,7	51,7	50,6	52	50,5	**50,7**
US.	27,3	27,9	28,9	24,8	28,5	27	27	23,9	26	27	**26,8**	27,3	27	24,7	24	26,9	**26**
Fl.	14,2	16,1	14,1	13,1	14,9	15,1	15,3	14,9	15,9	16,2	**14,9**	15,1	15,1	15,7	15,7	15,1	**15,3**
NH.	60	60	59,4	54	61,2	60	60,5	63,2	60	60,5	**59,9**	63,3	60,3	62,2	60	57,9	**60,7**

in Prozenten der Körperhöhe:

- OE. Länge der oberen Extremität.
- OA. „ des Oberarmes.
- UA. „ des Unterarmes.
- HL. „ der Hand.
- UE. „ der unteren Extremität (Trochanterhöhe).
- US. „ des Unterschenkels (Kniehöhe)
- Fl. „ des Fusses.
- NH. „ Höhe des Bauchnabels.

mandelförmig, ähnlich der mongolischen, doch ist die Falte des Oberlids, welche den Canthus internus bedeckt, nicht so entwickelt, wie beim Mongolenauge. Die Caruncula lacrymalis bleibt immer noch sichtbar.

Die Farbe der Iris ist selbstverständlich nicht „schwarz", wie wir so oft in den Reiseberichten lesen, sondern ein mehr oder weniger dunkles Braun, entsprechend etwa 5 l, 4 c, 4 h, 3 h, 4 k, 4 l der RADDE'schen Farbenscala. Blaue Augen, von denen der Prinz[1]) spricht, habe ich niemals gesehen. Solche dürften wohl auf Mischungen zurückzuführen sein.

Der Gesichtsausdruck ist zumal bei jungen Leuten „offen, frei und gutmüthig", während es bei älteren Individuen an wilden, finsteren Physiognomien nicht fehlt. Auch das Temperament der Botocuden ist nicht so ruhig, fast melancholisch, ihre Haltung nicht so gravitätisch und würdevoll, wie bei den Rothhäuten Nordamerika's[2]). Sie sind trotz ihres Lebens in den düsteren Wäldern ihrer Heimat entschieden heiter und gesprächig, lieben auch leidenschaftlich Tanz, Gesang und europäische Musik[3]).

Ziemliche Schwierigkeit macht eine genaue Bestimmung der Hautfarbe, da bei einem und demselben Individuum sehr viele verschiedene Nuancen vorkommen. Im Ganzen ist dieselbe sehr hell, vor allem bei jüngeren Personen, die das „chlorotische Weiss" AVÉ LALLEMANT's oft in auffallender Weise zeigen (33 der RADDE'schen Scala). Bei älteren hält sich die Farbe innerhalb der hellen Nuancen des Braun[4]), das an einzelnen Körperstellen, wie der Brust, den Oberschenkeln und der Aussenfläche der Arme, in dunkle Schattirungen übergeht. Die hellste Färbung zeigt in der Regel das Gesicht. Bei vielen Individuen grenzt sich diese in der Mitte des Halses deutlich gegen die dunklere Farbe der Brust ab.

Das Haar der Botocuden schliesst sich in seiner Form, als grob, stark, straff, walzenförmig im Querschnitt, dem aller Amerikaner an. Seine Farbe wird von den meisten Autoren einfach als schwarz bezeichnet, was, in dieser Allgemeinheit ausgedrückt, jedoch unrichtig ist. Bei den Stämmen am Rio Doce ist das Haar der Neugeborenen entschieden rothbraun (RADDE'sche Scala 3 f—i), dunkelt allmählich bis gegen die Pubertätszeit nach, behält aber selbst bei alten Leuten immer noch einen rothbräunlichen Schimmer, zumal bei schräg auffallendem Licht. Schon der Prinz[5]) thut dieser Färbung Erwähnung, schreibt sie jedoch nur denjenigen Individuen

1) Pr. ZU WIED a. a. O. II.

2) HARTT, a. a. O. pag. 632.

3) A. DE S. HILAIRE, Voy. d. l. pr. Rio II, 139. 151. Im Gegensatz hierzu sagt REY l. c. 71: „la physiognomie est habituellement grave et ne change guère que pour s'épanouir dans un gros rire".

4) Die gewöhnlichsten sind 33 l—q (RADDE). Ausserdem kommen von hellen Schattirungen des Braun noch solche vor, denen ein röthlicher Grundton, besonders Zinnober oder Orange, zu Grunde liegt, z. B. 2 u, 3 t, 4 s, 4 t. Die dunkelsten von mir beobachteten Färbungen sind gleichfalls mit röthlichem Grundton 3 g und 4 l.

5) Pr. ZU WIED, Reise II S. 4.

zu, welche sich zugleich durch besonders helle Hautfarbe auszeichnen[1]). Sie fand sich aber ausnahmlos bei allen, welche ich sah, am auffälligsten freilich bei den ganz hellgefärbten Kindern. Bei dem im Vordergrunde des Bildes (Tafel 1) knienden jungen Mädchen tritt auf der Photographie die helle Haarfarbe sehr deutlich hervor. Wie verschieden in dieser Hinsicht die einzelnen Stämme sind, beweisen zwei Haarproben, die ich der Güte des Herrn Pfarrer HOLLERBACH (aus Theophilo Ottoni am Mucury) verdanke. Ein 8—9 jähriges Mädchen vom Stamme der *Pǒšešã* zeigt nur eine schwach ausgesprochene Braunfärbung des Haars, während das eines Jünglings von 16—17 Jahren vom Stamm der „*Jikagirũn*" keine Spur einer bräunlichen Beimischung aufweist.

Der Bartwuchs ist nicht so unbedeutend, wie man gewöhnlich annimmt[2]), wird jedoch durch Ausrupfen meist auf ein Minimum reducirt. Dasselbe gilt von den Pubes.

Von manchen Reisenden ist die Mongolen-Aehnlichkeit vieler amerikanischer Stämme hervorgehoben worden, ja man hat sogar die Amerikaner überhaupt mit den Mongolen zu einer Rasse vereinigt (vgl. z. B. PESCHEL). Bezeichnet doch AVÉ LALLEMANT die Indianer geradezu als „westliche Mongolen"! Auf die schwierige Frage, ob Mongolen und Amerikaner eine Rasse bilden oder nicht, kann hier natürlich nicht weiter eingegangen werden. Unser bis jetzt verfügbares Material an anthropologischen Beobachtungen reicht bei weitem noch nicht aus, dieselbe zu entscheiden. Ihre Beantwortung wird noch dadurch complicirt, dass sich mehr und mehr Spuren früherer Berührung der Amerikaner mit der Bevölkerung Polynesiens zeigen. Vor der Hand sind wir, wie ich glaube, genöthigt, die amerikanische Urbevölkerung ebenso für eine besondere Rasse anzusehen, wie etwa die Malayen, bis es uns einmal gelingen wird, sie in ihre Componenten zu zerlegen.

Der Behauptung so vieler Reisenden aber, dass speciell die Botocudos diesen mongoloiden Typus in Amerika vertreten sollen[3]), muss aufs entschiedenste widersprochen werden. Allerdings erinnern manche Physiognomien an den nordostasiatischen Typus, bei der Mehrzahl aber beschränkt sich diese Aehnlichkeit auf die Form der Lidspalte, welche bei beiden Rassen mandelförmig geschlitzt ist und leicht schräg gestellt erscheint. Mit Recht macht aber auch schon der Prinz darauf aufmerksam[4]): „man würde sehr irren, wenn man allen diesen Wilden eine ähnliche Bildung zuschreiben

1) Auch andere amerikanische Stämme zeigen eine ähnliche Haarfärbung. Dr. VON DEN STEINEN konstatirte sie z. B. bei den *Jurunas* (Durch Centralbras. S. 265). Andere Beispiele führt ANDREE auf, Zeitschr. f. Ethn. 1878 S. 337 ff.

2) REY, l. c. pag. 71.

3) Vgl. z. B. ST. HILAIRE, Voy. d. l. pr. Rio. II., 231 und Voy. d. l. distr. d. diam. II. 362.

4) PR. ZU WIED, a. a. O. II, 68.

wollte." Die Hautfarbe, welche gleichfalls wegen ihrer relativen Helligkeit mit dem „Gelb" der Chinesen verglichen wird, enthält ihrem Grundton nach mehr Roth und nähert sich in den hellsten Nuancen eher dem europäischen Weiss. Wangenröthe ist deshalb bei sehr hellen Individuen oft genug zu beobachten.

Schon die grossen Verschiedenheiten, die der Schädelbau der Botocuden im Vergleich zu dem mongolischen erkennen lehrt, bedingen bedeutende Unterschiede in der Kopf- und Gesichtsbildung lebender Individuen beider Rassen. Die Stirn des Botocuden ist breiter und niedriger, die Augen erscheinen tiefer liegend und viel näher zusammenstehend als beim Mongolen. Der Nasenrücken tritt bei dem ersteren viel schärfer hervor, so dass das Gesicht trotz der Prominenz der Jochbogen lange nicht so flach erscheint, wie das des Asiaten[1]). Ein Vergleich der Körperproportionen beider Rassen, der sich bei der Spärlichkeit des bis jetzt vorhandenen Materials noch nicht in befriedigender Weise anstellen lässt, dürfte ebenfalls manche Verschiedenheiten zeigen. Dem Haare des Botocuden, wie des Amerikaners überhaupt, fehlt der eigenthümliche Glanz des Mongolenhaars, obwohl die Querschnittsform fast dieselbe ist, zeigt auch nie das tiefe Blauschwarz des letzteren. Trotz mancherlei unleugbarer Aehnlichkeiten der äusseren Erscheinung beider Rassen dürfen wir auch ihre beträchtlichen Unterschiede nicht übersehen.

V.

Von den künstlichen Veränderungen, die der Botocude an seinem Körper vornimmt, ist die Durchbohrung der Unterlippe und der Ohrläppchen zur Aufnahme mächtiger Holzpflöcke, der sog. *botoques*, die bekannteste. Die älteren Reisenden wissen Ausserordentliches davon zu erzählen. So berichtet der Prinz ZU WIED (Reise II, S. 5) von dem 4 Zoll im Durchmesser haltenden Pflocke des Häuptlings *Kerengnatnuk*. Diese Zierrathe sind aus dem äusserst leichten Holze eines Bombaxbaumes, der bekannten Chorisia ventricosa, verfertigt. Den vollständigen Schmuck in Lippe und Ohren tragen gewöhnlich nur die Weiber, während die Männer nur die Ohren damit ausstaffiren. Heutzutage ist diese Sitte indessen im Erlöschen und wird in weiterer Verbreitung nur bei den Stämmen südlich vom Mucury und den *Takruk krak* am oberen Rio Doce gefunden. Von den Pancasleuten soll etwa die Hälfte damit versehen sein. Die Horde des *Žunuk*, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, entbehrte dieser Zierrathe gänzlich. Ich sah Lippenpflöcke überhaupt nur bei den alten Weibern von Mutum und Guandu (*Nāk-erehā*), ausserdem freilich viele Männer mit lang herabhängenden durchlöcherten Ohrläppchen, die, wenn sie einmal auf dem Marsch in den Wäldern ausreissen sollten, einfach mit Bindfaden wieder zusammengebunden werden[2]). Die mit dem *botoque* geschmückte

1) Archiv f. Anthr. IV., S. 141.

2) Ueber ähnliche Zierrathe bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde. Vgl. Pr. ZU WIED, Reise II, S. 8 und KEANE in seinem Vortrage.

Lippe steht horizontal ab und berührt niemals die Oberlippe, wie die Abbildungen im Atlas des Prinzen ZU WIED zeigen.

Mehr verbreitet ist gegenwärtig noch die eigenthümliche Haarschur, bei der nur eine Haarkappe vom Scheitel bis zum oberen Rand der Ohrmuschel stehen bleibt. Das übrige Körperhaar, — Bart, Augenbrauen, selbst Augenwimpern u. s. w. — wird von den Wilden meist vollständig epilirt. Bei den aldeisirten Horden kommt auch diese Sitte mehr und mehr in Abnahme. Das Abschneiden des Kopfhaars geschieht mit scharfen Spähnen des Taquararohrs. Bemalung des Körpers findet im Kriege und bei Festlichkeiten statt und geschieht meist mit *urucu*, den gepressten Samen der Bixa orellana. Es wird daraus eine Art Paste hergestellt, welche nach Anfeuchtung intensiv roth färbt. In derselben Weise wird der schwarzblaue Farbstoff der Jenipapo (Genipa brasiliensis) benutzt.

Die Pancasweiber wiesen an vielen Stellen des Körpers spannenlange Narben auf, von Schnittwunden herrührend, die ihnen gelegentlich von den Männern wegen irgendwelcher Vergehen, z. B. solcher gegen das sechste Gebot, beigebracht waren. Sie sollen jedoch, wie ST. HILAIRE berichtet, letzteren häufig genug mit gleicher Münze heimzahlen.

Materielle Cultur.

Die Culturstufe der Botocuden ist gewiss eine der niedrigsten, die wir heutzutage bei irgend einem Volk der Erde finden. Noch gegenwärtig leben die wilden Stämme in absoluter Nacktheit, selbst die von dem Prinzen ZU WIED erwähnte Umhüllung der Genitalien mit einem Blattfutteral sah ich bei den Pancasleuten nicht.

Die oft so geschmackvollen Federzierrathe anderer südamerikanischer Stämme sind ihnen unbekannt und waren auch zur Zeit des Prinzen nur ganz ausnahmsweise in Anwendung[1]). Ihr einziger Schmuck sind Halsketten, früher aus aneinander gereihten Früchten oder Kernen nebst Thierzähnen (bes. vom Capivary), gegenwärtig vielfach aus Glasperlen bestehend.

Ihre Wohnungen (*Kižėm*) sind einfache schräge Dächer aus frisch abgehackten Stämmchen des Unterholzes, die mit Çipos zusammengebunden und mit Palmen- oder Heliconienblättern überdeckt sind. Bei schlechtem Wetter werden die offene Front und die Seiten ebenfalls mit Blättern verstellt, die an einer Stelle, welche als Eingang dient, bei Seite gesetzt werden können. Noch primitivere Hütten errichten sie nach Angabe des Prinzen aus Palmzweigen, die im Kreise in die Erde gesteckt werden, so dass ihre Wedel laubenartig zusammenstossen. Gewöhnlich dient ein solches Obdach mehreren Familien zum Quartier. Die *Ṅep-Ṅep* am Pancas hatten eine 10 Schritt lange Hütte, in welcher neben einander 4 Familien sassen, jede von der andern durch ihr Feuer getrennt. Die sesshaften In-

1) Pr. ZU WIED, a. a. O. II, 13.

dianer erbauen aus Stangengerüsten Blockhütten, die sie mit Borke oder Schindeln decken.

Als Unterlage beim Schlafen dienen Blätter oder auch wohl Asche, während die aldeisirten Stämme sich der Stangengerüste bedienen. Völlig unbekannt sind ihnen die an der Ostküste ausser von Tupistämmen nur von den Coroados und Puris gebrauchten Hängematten.

Sehr auffallend ist der Umstand, dass sie auch den Gebrauch der Canoes nicht kennen[1]). Nur die Aldeisirten haben die Anfertigung derselben aus ausgehöhlten Bäumen von den Ansiedlern gelernt, deren Lehrmeister darin ja wieder andere indianische Stämme waren.

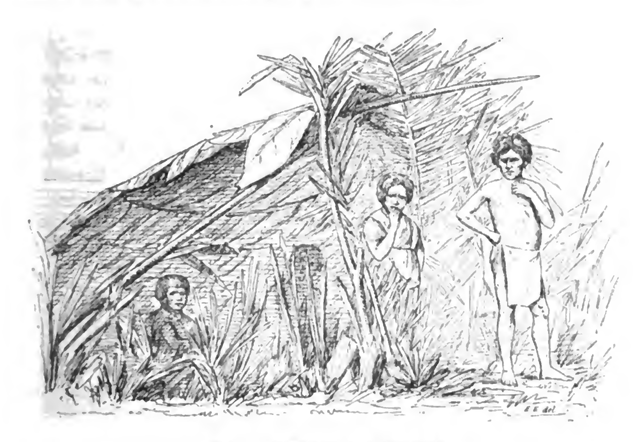


Fig. 1. Urwaldhütte der *Nāk-erehä*.

Das Wort *tšŏn kät* „Baumhaut, Baumrinde“ mit welchem sie die Canoes bezeichnen, obwohl solche aus Rinde in diesen Gegenden völlig ausser Gebrauch sind, könnte darauf hindeuten, dass die Botocuden früher derartige Fahrzeuge verwandten, während sie jetzt, abgedrängt von schiffbaren Flüssen in ihren von reissenden Bergwässern durchströmten Waldgebirge lebend[2]), dieselben nicht mehr herzustellen wissen. Wahrscheinlich ist jedoch, dass es die Rindencanoes der Küstentupis waren, welche von ihnen mit obigem Namen belegt wurden. Die Botocuden hätten wohl schwerlich den Gebrauch

1) A. S. Hilaire, Voy. d. l. pr. Rio I, 193.

2) Schon der Insektenplage wegen vermeiden die Wilden längeren Aufenthalt an den niedrigen Ufern des leicht zu befahrenden unteren Laufes der Ströme.

solcher Fahrzeuge wieder aufgegeben, wenn sie sie wirklich einmal selbst herzustellen verstanden. Das völlige Fehlen einer auch noch so primitiven Schiffahrt bei dieser Nation steht im Einklange mit ihrer wenig ausgebildeten Fertigkeit im Schwimmen, von der weiter unten noch die Rede sein wird.

Ebensowenig hat sich bei ihnen die Keramik entwickelt. Die Thongefässe, die in manchen Sammlungen als botocudische aufgeführt und ausgestellt sind, stammen wohl grösstentheils aus den Ansiedelungen, wo namentlich die Neger in der Herstellung von Topfgeräthen aus Speckstein oder dem vortrefflichen Thon dieser Gegenden erfahren sind, oder sie sind von den Weibern der Aldeamentos verfertigt, welche diese Kunst gleichfalls erst von der eingewanderten Bevölkerung erlernt haben. Natürlich sind jetzt alle Stämme, auch die wildesten, durch Tausch oder Raub in den Besitz eiserner Kessel gelangt. In Ermangelung derselben benutzen sie die Schalen verschiedener Früchte, z. B. die der Sapucaya (Leythis ollaria), welche schon ohne jede Bearbeitung einen natürlichen, sehr soliden Topf mit Deckel repräsentirt, ferner die Schalen der Aboboras (kürbisartige Frucht) oder die des Kalebassen-Baumes (Crescentia cujete), namentlich aber die Internodien des grossen amerikanischen Bambu Taquarussú, in denen sie das Wasser bei ihren Streifzügen in den Urwäldern bei sich führen. Dieselben sind von solcher Dauerhaftigkeit, dass das Wasser darin zum Sieden gebracht werden kann[1]).

Die Feuerbereitung geschieht mittelst des bekannten, bei so vielen Wilden und vorgeschichtlichen Völkern benutzten Feuerbohrers. Derselbe besteht aus 2 etwa 60 *cm* langen Stäbchen aus dem trockenen Holz der parasitischen Feige (çipo matador[2]), von denen einer in einer Aushöhlung am Ende des anderen zwischen den Händen schnell herumgedreht wird. Der Botocude kniet dabei auf dem rechten Knie, fixirt den ausgehöhlten Stab mit dem linken Fuss, setzt das Ende des anderen Stabes in die Höhlung des am Boden festgehaltenen ein und beginnt erst langsam, dann immer schneller zu quirlen, indem beide Hände sich dem unteren Ende des bohrenden Stabes mehr und mehr nähern. Ist der Indianer mit seinen Händen unten angelangt, so fängt er schnell am oberen Ende des Stabes wieder von vorn zu drehen an und wiederholt dieses Spiel so oft, bis sich aus der Höhlung Rauch entwickelt und endlich der unter dem liegenden Stab befindliche Zunder ins Brennen geräth, was in der Regel in 30—40 Secunden der Fall ist. Die Angabe des Prinzen, dass diese Art der Feuerbereitung mühsam und zeitraubend sei, kann ich nicht bestätigen. Es gelingt vielmehr sehr leicht in der angegebenen Zeit, wenn der Mann während der ganzen Dauer der Operation, namentlich aber in dem Moment, wo seine Hände wieder nach

1) Vgl. die Abbildung im Atlas des Prinzen ZU WIED.

2) Der Prinz erwähnt auch noch das Holz der Cecropia und des Gamelleiro (Ficus doliaria Mar.) a. a. O. II, 19.

3) Pr. ZU WIED, a. a. O. II, 19.

oben gehen, beide Stäbe im Contact lässt, andernfalls ist die bis dahin verwendete Mühe vergeblich. Natürlich ist die Sache weit leichter, wenn sich zwei Leute im Drehen ablösen können, doch ist dies nicht unbedingt erforderlich.

In Ermangelung geeigneter Hölzer tragen sie auch wohl glimmende Holzstücke mit sich herum. Feuerstahl, sowie Zündhölzchen werden selbstverständlich hochgeschätzt und mit Begierde als Tauschartikel oder Geschenk entgegen genommen.

Aus rohem Bienenwachs drehen sie eigenthümliche kurze Fackeln zusammen, von denen TSCHUDI (Reisen II S. 280) eine Abbildung giebt. Zwei von mir mitgebrachte sind dem kgl. Museum für Völkerkunde übergeben worden.

Die Industrie beschränkt sich auf die Anfertigung der unentbehrlichsten Geräthe, in erster Linie ihrer Waffen, der Bogen und Pfeile. Ihre Herstellung ist ausschliesslich Sache der Männer. Der Bogen der Botocuden ist aus dem schweren Holz der Brejaubepalme (Astrocaryum Airi) verfertigt, 4—6 Fuss lang, mit einer Sehne aus dem Baste oder der Faser verschiedener Pflanzen, wie der Cecropia, der Xylopia, verschiedener Malven- oder Bombaxarten. Der Schaft der Pfeile besteht entweder aus den dünnen Enden des jungen Taquararohrs oder des Ubá (Gynerium parviflorum), dessen schöne Fächerblätter eine Hauptzierde der brasilianischen Flussufer bilden. Um den Pfeil in seiner Richtung zu erhalten, sind am unteren Ende beiderseits zwei Schwanzfedern des Arara oder der grossen Waldhühner befestigt. Dreierlei Pfeile sind im Gebrauch.

Die erste Art, *wažik köm*, mit einem langen, spindelförmigen Taquaraspahn als Spitze, dient namentlich zur Jagd auf grössere Thiere, eventuell auch zum Kriegsgebrauch. Der zweite Pfeil, *wažik žikpok*, besitzt als eigentlicher Kriegspfeil eine Spitze aus Brejaubaholz, an einer Seite mit mehreren unter einander liegenden Widerhaken besetzt.

Die dritte Art endlich dient, gewissermassen den Schrotschuss vertretend, zur Erlegung kleinerer Thiere, besonders der Vögel. Die Spitze dieses Pfeils ist quirlförmig, aus einem Zweige des eigenthümlich nach grünem Käse riechenden Strauchs „catinga do porco“ verfertigt, dessen radiär sich verbreitende, sparrig abstehende Aestchen kurz abgeschnitten den Quirl darstellen. Diese Spitzen werden gleichfalls durch Binden aus jener Philodendronrinde im Schafte fixirt.

Während die meisten Stämme diese Pfeile ganz roh und schmucklos herstellen, sollen die der feindseligen Horden östlich der Serra dos Aimorés bei weitem kunstvoller sein. Ihre Spitzen sind sorgfältig geschärft, der Schaft mit kleinen Federn vom Colibri, Pavão (Coracina scutata) und Tucan, welche zwischen den Bindentouren des vorderen und hinteren Endes angebracht sind, kunstreich verziert. Bei den verschiedenen Besuchen der *Bugres bravos* im Aldeament von Mutum wurde eine grosse Anzahl solcher

Pfeile erworben; sie soll theilweise dem Museum in Rio bei Gelegenheit der 1882er Ausstellung überwiesen worden sein. Ich konnte indess keine daselbst zu Gesicht bekommen und Niemand wusste etwas über den Verbleib derselben zu sagen. Ein anderer Theil soll in den Besitz eines Franzosen gelangt sein. Es scheint, als haben auch hier wiederum die, europäischen Einflüssen am fernsten stehenden Stämme eine alte Kunstfertigkeit bewahrt, die den übrigen verloren gegangen ist[1]).

Beim Schiessen[2]) wird der Bogen in die linke Hand genommen und vertikal gehalten. Der Pfeil wird auf die linke Seite des Bogens aufgelegt und mit dem Zeigefinger der linken Hand fixirt. Während Daumen und Zeigefinger der rechten das befiederte Ende des Pfeils sichern, ziehen die übrigen Finger die Sehne soweit als möglich zurück und lassen dieselbe dann noch einmal etwas nach. Nunmehr wird der Pfeil, nur noch von den beiden ersten Fingern der rechten Hand gehalten, von neuem auf die Sehne zurückgezogen und abgeschnellt. Seine Tragweite ist etwa 100 Schritt; auf der Hälfte dieser Distanz ist seine Kraft und Präcision noch eine sehr beträchtliche. Ich sah neben vortrefflichen Schussleistungen auch recht mangelhafte, wobei indessen zu berücksichtigen ist, dass der Indianer im Allgemeinen seine Geschicklichkeit im Schiessen nicht gern zeigt und, dazu aufgefordert, oft absichtlich schlecht schiesst, um einen etwa anwesenden Feind sorglos und sicher zu machen. So war der als Meisterschütze bekannte *Potetú* von Mutum, dessen Schädel von mir mit nach Europa gebracht wurde, nicht dazu zu bewegen, seine Fertigkeit öffentlich zu zeigen.

Um den Bogen abzuspannen, stellt der Indianer ihn auf den Boden, stemmt sein Knie gegen das untere Ende, biegt mit der Last seines Körpers dasselbe zusammen und zieht mit einer Hand das obere Ende an sich. Die andere Hand kann dann die Schlinge der Sehne von letzterem leicht abstreifen. Der linke Unterarm des Schützen wird gegen den Anschlag des zurückschnellenden Sehne durch Umwickeln mit Bastbinden geschützt.

Die Industrieprodukte der Weiber bestehen vorwiegend aus Flechtarbeiten, Taschen und Säcken, ebenfalls aus dem Bast der Cecropien oder der Bombaxbäume.

Da sie keinerlei Spinnvorrichtungen besitzen, so werden die Fäden dazu einfach durch Zusammendrehen der befeuchteten Fasern zwischen den Händen, die längeren dagegen durch Hin- und Herstreichen auf dem Oberschenkel hergestellt. Die Weiber der Aldeamentos benutzen jetzt auch Baumwolle zur Verfertigung solcher Taschen und färben sie mit bunten Streifen von Urucu, Genipapo u. s. w.

Von sonstigen Geräthen und Kunstprodukten der Wilden ist wenig zu

1) Der Prinz erwähnt Reise II, 13 einen mit Federn geschmückten Bogen.

2) Pr. zu WIED, Reise II, 29.

sagen. Steinäxte und scharfe Rohrspähne dienten früher als Werkzeuge, letztere werden sogar jetzt noch zur Haarschur verwendet. Gegenwärtig sind wohl alle Stämme im Besitz von Messern, so mangelhaft und primitiv dieselben auch manchmal sein mögen. Selbst die absolut feindlichen und unzugänglichen Stämme des mittleren Rio Doce und Mucury haben sich durch ihre räuberischen Ueberfälle der Kolonisten und Reisenden eine Menge guter Eisengeräthe u A. zu verschaffen gewusst. Die Pancasleute trugen Messer um den Hals gebunden, die nur aus einem kurzen dreieckigen Stück Eisen, jedenfalls einer abgebrochenen Klinge, bestanden; um das eine Ende derselben waren als Griff beiderseits zwei Holzplättchen mit Bastbinden befestigt.

Lebensweise und Nahrung.

Wie bei den meisten nomadischen Jägervölkern, nimmt auch bei den Botocuden die Beschaffung der Nahrung durch Jagd und Fischfang alle Kräfte des Geistes und Körpers in Anspruch, so dass für höhere Interessen, als die Befriedigung der nöthigsten körperlichen Bedürfnisse, keine Zeit bleibt. Man hat vielfach behauptet, dass die Völker der kälteren Zonen im Allgemeinen deshalb grössere Kulturfortschritte gemacht haben, weil die unwirthliche Natur ihrer Heimat sie zu grösseren Anstrengungen zur Beschaffung ihres Unterhaltes nöthige, während die von pflanzlichem und thierischem Leben erfüllten Länder der heissen Zone ihren Bewohner fast mühelos ernährten und ihn dadurch, seiner Indolenz und Trägheit Vorschub leistend, auf vergleichsweise niederer Stufe der Gesittung beharren liessen. Es gilt dies jedoch nur bezüglich der ackerbautreibenden ansässigen Bewohner der Tropen. Die Nomaden des Waldlandes haben im Allgemeinen mit viel grösseren Schwierigkeiten zur Erlangung ihrer Nahrungsmittel zu kämpfen, als die Nationen kühlerer Erdstriche. Bei der Ueberfülle tropischen Pflanzenwachsthums, dem der Mensch in den Wäldern jeden Schritt abringen muss, sind jagdbare Thiere, wild wachsende Früchte u. s. w. weit schwieriger zu erlangen, als in den Wäldern und Steppen der gemässigten Zone oder der von Vögeln, Fischen, Robben u. s. w. wimmelnden Küsten der arktischen Länder [1]).

Die niedere Kulturstellung der meisten südamerikanischen Urvölker beruht nicht zum wenigsten auf dem totalen Mangel an nutzbaren Hausthieren. Selbst der Hund scheint den Botocuden wenigstens erst durch Vermittelung der Europäer bekannt geworden zu sein, da dieses Thier von ihnen mit dem, dem portugiesischen *cão* entsprechenden Worte *ṇkan* bezeichnet wird. Thierfreunde, wie fast alle Indianer, halten sie indessen oft Thiere gezähmt in ihren Hütten. Ich sah bei ihnen Papageien, Atelesaffen, Sahuins, namentlich aber Peccariferkel (Dicotyles torquatus), welche die Weiber der

1) Vgl. hierzu die treffenden Bemerkungen RATZEL's, Anthropogeographie S. 362.

Nāk-erehā wie Schoosshündchen mit sich herumtrugen und hätschelten, sie sogar an die Brüste legten. Aehnliches ist ja auch von Stämmen Australiens und Melanesiens bekannt.

Dass die Botocuden in der Geschicklichkeit zur Erlangung ihrer Jagdbeute keinem Jägerstamme der Welt nachstehen, wird von allen Beobachtern bestätigt. Von frühester Jugend an lernen sie das Wild im Dickicht ihrer fast undurchdringlich erscheinenden Wälder aufspüren und beschleichen, die Thiere durch Nachahmung ihrer Stimmen heranlocken, die höchsten Bäume zur Erlangung von Eiern und Früchten besteigen, Fische mit dem Pfeil oder durch Vergiften des Wassers tödten, den wilden Bienen ihren Honig nehmen u. s. w. Trotzdem können sie, wie TSCHUDI bereits betont, nicht eigentlich als kühne Jäger bezeichnet werden. Ihre Waffen sind gegen grosse Raubthiere, wie den Jaguar, doch zu primitiv, daher auch diese gewaltige Katze aufs Aeusserste von ihnen gefürchtet wird.

Eine Fertigkeit, die bei ihnen durchaus keine allgemeine Verbreitung findet, ist das Schwimmen. Schon in den älteren Berichten (vgl. das Citat aus VARNHAGEN Historia auf S. 3) wird von den Aimorés erzählt, dass sie des Schwimmens unkundig waren, im Gegensatz zu den Tupistämmen der Küste, deren Meisterschaft in dieser Kunst gerühmt wird. Hingegen behaupten wieder andere Beobachter, z. B. der Prinz ZU WIED, dass sie vortreffliche Schwimmer seien. Dieser Widerspruch erklärt sich leicht. Schwimmen können nur diejenigen von ihnen, welche in der Nähe grösserer, verhältnissmässig ruhigen Laufes dahinströmender Gewässer leben, während die Stämme des Berglandes, die sich nur gelegentlich einmal an die Flüsse hinab begeben, keine Gelegenheit finden, diese Kunst auszuüben. Immerhin ist die Thatsache, dass noch heutzutage der grösste Theil der *Bugres bravos* des Schwimmens unkundig ist, sowie der oben erwähnte Mangel an Fahrzeugen, ethnologisch von hervorragendem Interesse. Sie beweist, dass die Botocuden bereits seit undenklichen Zeiten dieselben Gegenden bewohnen, wie heute.

Zum Ueberschreiten kleinerer reissender Gewässer bedienen sie sich langer, von den Bäumen herabhängender Çipos oder Luftwurzeln, an denen sie sich einer hinter dem andern halten. Am andern Ufer befestigt kann ein solcher Çipo dann weiterhin als Brücke dienen. Auch werden wohl, wie der Prinz berichtet[1]), zwei Çipos übereinander ausgespannt, so dass die Wilden, auf dem unteren tretend, sich mit den Händen an dem oberen halten können.

Bei ihren Jagdzügen in den Wäldern gehen sie immer auf bestimmten Pfaden, die sie durch abgebrochene Zweige kenntlich machen. Kommen sie von denselben ab, so verirren sie sich ebenso leicht, wie der Europäer ohne Kompass, wenn die Stellung der Sonne ihren Blicken entzogen ist. Der Weisse, dem es zumeist unmöglich ist, nach solchen

1) Pr. ZU WIED. a. a. O. II, 37.

Zeichen einen Weg aufzufinden und zu verfolgen, wo das scharfe Auge des Wilden leicht sich orientirt, ist so zu dem Glauben geneigt, dass der Indianer ohne jedes Merkmal seines Weges sicher sei.

Nahrung.

Es dürfte kaum ein lebendes Wesen geben, welches dem Botocuden nicht zur Nahrung dient. Abgesehen von den grösseren Säugethieren des Waldes, wie dem Hirsch, dem Tapir, dem Coati, dem Capivary, und allen möglichen Vögeln, verschmähen sie auch Frösche, Eidechsen und besonders Schlangen nicht. Letztere scheinen überhaupt ein ganz besonderer Leckerbissen für sie zu sein. ST. HILAIRE (Voyage d. l. prov. Rio II, 168) sagt zwar: excepté les serpents les Botocudos mangent toutes les espèces d'animaux, doch ist dies meinen Beobachtungen nach entschieden unrichtig. Unter den zahlreichen Insektenlarven, welche sie geniessen, spielen die grossen eiweissreichen Engerlinge der Passalusarten des faulen Holzes, ferner die zu gewissen Zeiten massenhaft in dem Taquararohr auftretenden Käferlarven eine Hauptrolle.

Fische werden entweder mit Pfeilen geschossen, oder durch Vergiften des Wassers mittelst des Saftes einer Paullinia (des Cipó timbo) erlegt. Durch den Verkehr mit der Kolonistenbevölkerung sind jedoch die meisten Stämme nunmehr auch in den Besitz von Angelhaken gelangt.

Ueber die Nahrungsmittel, welche ihnen das Pflanzenreich liefert, hat uns der Prinz (Reise II, 32 ff.) einen so eingehenden Bericht geliefert, dass ich demselben nichts wesentliches hinzufügen kann.

Hinsichtlich der Gewürze und Genussmittel ist wenig zu sagen. Der Gebrauch des Salzes ist ihnen unbekannt, nicht einmal die aldeisirten Stämme bedienen sich desselben. Als Ersatz dafür dürften wohl, wie ST. HILAIRE bemerkt[1]), salzhaltige Erden oder Pflanzen dienen, von denen erstere in der Provinz Minas nicht selten sind. Jedenfalls ist Geophagie unter ihnen sehr verbreitet. Der Bericht des Prinzen (Reise II, 32) beweist übrigens, dass bei den Küstenstämmen am Jequitinhonha, welche er besuchte, sich der Salzgebrauch bereits Eingang verschafft hatte, angeblich zum Schaden der Eingeboren, deren Zahl sich dadurch sehr vermindert haben soll (?).

Berauschende Getränke besassen sie ursprünglich nicht, haben aber leider heutzutage den Zuckerrohrbrantwein der Kolonisten, welchen sie *muniă krok̮* nennen, d. h. starkes, bitteres Wasser, allzusehr schätzen gelernt. Ebenso verdanken sie den Tabak erst dem Verkehr mit den Europäern. Ihr Wort dafür *kûm* ist das portugiesische „fumo", indem sie den ihrer Sprache fehlenden Laut f durch k ersetzt haben.

Eine Schlingpflanze, welche der Prinz, Reise II, 33 und ST. HILAIRE, Voy. I, Part. II, 203 erwähnen, soll, wie ich hörte, narkotische Eigenschaften

1) ST. HILAIRE, Voyage d. l. pr. Rio II 168. Auch AZARA ist derselben Ansicht.

besitzen und als Excitans von den Wilden benutzt werden. Leider gelang es mir nicht, ein Exemplar davon zu erhalten.

Die Zubereitung der Nahrungsmittel ist die denkbar einfachste. Vieles wird überhaupt roh verzehrt. Fleischstücke werden an einem spitzigen Holze am Feuer geröstet oder mit Blättern umwickelt in heisser Asche gebacken. Auch Früchte und Knollen, wie Bananen, Bataten, Carawurzeln, werden in die Asche gelegt. Das Kochen in Wasser ist nur den Aldeisirten bekannt, die bereits über brauchbare Töpfe verfügen. Eigenthümlich ist bei ihnen die Sitte, mitten in der Nacht aufzustehen, um Nahrung einzunehmen.

Kannibalismus.

Dass die Botocuden auch dem Kannibalismus ergeben sind, ist unbestreitbar, wenn auch die älteren Berichte darüber sehr übertrieben sind. Es beschränkt sich dieser barbarische Gebrauch jedoch auf die gelegentliche Verzehrung von Feindesleichen im Kriege, wofür freilich zahlreiche Zeugnisse von allen Reisenden vorliegen[1]). Der bekannteste Fall aus neuerer Zeit ist der oben ewähnte Ueberfall der Pflanzung Fransilvania an der Mündung des Pancas, deren Besitzer sammt mehreren Sklaven damals von den Wilden getödtet und verzehrt wurde. Jetzt ist keine Spur einer Ansiedlung mehr dort vorhanden. Zwei Rippen, zwischen denen ein Pfeil steckte, sollen, wie mir erzählt wurde, von den Kannibalen, wahrscheinlich als Siegeszeichen, am Ort der That zurückgelassen worden sein. Auch hörte ich von einem noch jetzt lebenden Pancashäuptling erzählen, der auf die Frage, ob er an dem Mahle betheiligt gewesen, die Antwort gab: „Nein, ich habe nur die Brühe gekostet!"

Bei alledem wurde von den Botocuden die Menschenfresserei niemals in so raffinirter Weise betrieben, wie von gewissen südasiatischen und australisch-polynesischen Völkern. Am richtigsten fasst wohl TSCHUDI die Sache auf, wenn er sagt: „Ich glaube nicht, dass sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern dass sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen eine gelegene und bequeme Nahrung bietet und sie überhaupt alles fressen, was sie erreichen können" (TSCHUDI, Reisen II, S. 280).

Sociales und Familienleben.

An der Spitze jeder Horde steht ein Häuptling, dessen Einfluss jedoch im Allgemeinen sehr beschränkt ist. Der kühnste und kräftigste Mann des Stammes wird dazu erwählt oder masst sich selbst diese Würde an, doch reicht seine Macht im Wesentlichen nicht weiter als seine Körperkraft. Er leitet Jagd- und Kriegszüge, schlichtet Streitigkeiten, bestimmt Lagerplätze u. s. w. Aeusserlich ist er vor den übrigen in keiner Weise durch Schmuck

1) Vgl. besonders die Schilderung des Prinzen ZU WIED, Reise II, 50 ff. ST. HILAIRE ist freilich wenig geneigt, derartigen Berichten Glauben zu schenken, Voy. d. l. pr. Rio I, 439, II, 63. 150.

oder Abzeichen ausgezeichnet. Die vom Prinzen ZU WIED erwähnten Federzierathe sind jedenfalls schon längst ausser Mode gekommen, selbst ST. HILAIRE weiss nichts mehr davon[1]).

Neuerdings hat es auch unter den Aldeisirten einige intelligente und einflussreiche Häuptlinge gegeben, die es verstanden haben, über ihre Leute grösseren Einfluss zu gewinnen, indem sie dieselben zur geregelten Kulturthätigkeit anhielten, wie der früher erwähnte *Poeran*, der von TSCHUDI genannte *Pokran* und in gewisser Beziehung der noch jetzt am Guandu lebende Häuptling der *Näk-erehä*, *Kangike*. Was ESCHWEGE (Journal 43 ff.) von einem König aller Botocuden auf Grund der Erzählung eines alten Negers mittheilt, ist, wie schon der Prinz ZU WIED[2]) richtig vermuthet, jedenfalls eine Mystifikation.

Sonst ist von einer Stammesverfassung weiter nicht die Rede. Die Männer jagen, fischen, bereiten ihre Waffen, aber überlassen alle sonstigen Arbeiten den Weibern. Den Feind greifen sie stets aus dem Hinterhalt an, jedoch nur bei Tage, da sie aus Aberglauben es vermeiden, Nachts durch die Wälder zu ziehen. Man wagt es daher nur Nachts in den Gegenden zu reisen, wo man den Angriffen feindlicher Stämme ausgesetzt ist, wie zwischen Urucu und Philadelphia. Es herrscht übrigens bei ihnen, was Nahrungsmittel betrifft, strengster Communismus. Die Beute wird an alle Angehörigen der Horde vertheilt, ebenso Geschenke, die man ihnen macht, auch wenn sich jeder dann mit einem noch so unbedeutenden Antheil begnügen müsste. Von der Sitte, dass ein Jäger nichts von seiner Jagdbeute geniessen darf[3]), ist mir nichts bekannt geworden.

Die Stellung der Weiber ist, wie bei den meisten Naturvölkern, eine sehr gedrückte. Ihnen liegen alle Arbeiten ob, die nicht unmittelbar auf Krieg und Jagd sich beziehen, und selbst bei solchen Unternehmungen müssen sie den Männern Lebensmittel und Pfeile nachtragen.

Ehen werden ohne weitere Ceremonien geschlossen und ebenso leicht wieder gelöst, doch herrscht meist Monogamie. Ehebruch wird mit Schlägen oder den oben erwähnten langen Schnitten mittelst scharfer Rohrspähne bestraft. Die Cohabitation geschieht in liegender Stellung und zwar gewöhnlich in dem *Kiïèm* selbst, ohne Rücksicht auf die Gegenwart der anwesenden übrigen Familienglieder oder Stammesgenossen.

Die Weiber gebären leicht und tragen die kleinen Kinder stets auf dem Rücken mit sich herum, legen sie sogar bei ihren, oft ganze Nächte hindurch dauernden Tänzen nicht ab. Das Kind sitzt in einer Bastschlinge, die um die Stirn der Mutter herumgelegt, über den Rücken derselben herabfällt. Die Hände des Kindes sind dabei um den Hals der Mutter zusammengebunden.

1) ST. HILAIRE, Voy. I, Part. 2, 149. À la guerre les capitaines sont distingués par une manière particulière de peindre leur corps; mais d'ailleurs ils ne portent aucune marque de dignité.

2) MARTIUS, Ethnog. 325.

3) Pr. ZU WIED II, 62.

Im grellen Widerspruch zu der Sorgfalt, mit der sie diese armen Würmer pflegen, steht die Thatsache, dass sie leicht zu bewegen sind, dieselben gegen kleine Geschenke zu verkaufen[1]). Ja, sie sollen sie sogar bei ihren Streifzügen in den Wäldern gelegentlich aussetzen, wenn Mangel an Nahrung entsteht oder die Last der Mutter zu schwer wird.

Die kleinen Kinder schreien sehr wenig. Die älteren haben zwar ein scheues, doch ruhiges und bescheidenes Benehmen, wodurch sie sich vor denen der farbigen Bevölkerung ganz besonders vortheilhaft auszeichnen. Im Ganzen sind übrigens die Ehen wenig kinderreich, was nach TSCHUDI wohl zum Theil in der Inzucht begründet liegt, die bei den kleinen, zerstreut lebenden und untereinander oft sich befehdenden Horden sich schwer vermeiden lässt.

„Gegen hilflose Alte“, sagt MARTIUS[2]), „hat man unter ihnen eine hier kaum zu erwartende Zärtlichkeit bemerkt.“ Hiermit kontrastirt einigermassen eine Beobachtung, die ich bei der Pancashorde machte. Ein alter, völlig erblindeter Mann wurde hier von seinen Stammesgenossen in auffälliger Weise vernachlässigt. Niemand von den anderen dachte daran, ihn zu führen, man liess ihn ruhig mit seinem Stabe durchs Dickicht tappen, selbst in ein dorniges Gestrüpp oder einen Morast hineingerathen; sein Körper war mit Schmutz bedeckt, da ihn Niemand zum Wasser führte, obwohl alle täglich im Flusse badeten.

Bei festlichen Gelegenheiten, also wenn es gilt, einen glücklichen Jagdzug, einen Sieg zu feiern oder einen Fremden zu begrüssen, versammelt sich die ganze Horde Nachts um das Lagerfeuer zum Tanz. Männer und Weiber, letztere selbst mit ihren kleinen Kindern auf dem Rücken, bilden einen Kreis in bunter Reihe, jeder Tänzer legt die Arme um den Nacken seiner Nebenleute, worauf der ganze Kreis sich nach rechts oder links zu drehen beginnt, indem alle gleichzeitig mit dem der Drehungsrichtung entsprechenden Fusse stark aufstampfen und den andern schnell nachziehen. Bald rücken sie dabei mit gesenkten Köpfen dichter und dichter aneinander, bald lockern sie ihre Reihen. Während der ganzen Dauer des Tanzes ertönt ein eintöniger Gesang, nach dessen Tact sie die Füsse setzen. Oft hört man dabei längere Zeit nichts, als ein fortwährend wiederholtes *kälänī ahá*, wie HARTT dieses Wort sehr richtig aufgefasst hat[3]); dann aber lassen sie auch kurze improvisirte Lieder hören, in welchen sie die Vorfälle des Tages, die Gegenstände ihrer Freude u. A. besingen z. B.: Heute hatten wir gute Jagd, wir tödteten dieses oder jenes Thier, jetzt haben wir zu essen, Fleisch ist gut, Branntwein ist gut u. s. w.“ St. HILAIRE[4]), TSCHUDI und AVÉ LALLEMANT theilen derartige Gesänge mit, ebenso sind ein Paar von mir bei den *Näk erehä* am Guandú gehörte niedergeschrieben worden.

---

1) ST. HILAIRE, Voyage I, Bd. 2, 145. HARTT, a. a. O. 599. TSCHUDI, Minas geraes 119.
2) MARTIUS, Ethnogr. 322. Pr. ZU WIED II, 40.
3) HARTT, l. c. 601.
4) ST. HILAIRE, Voy. d. l. prov. Rio II, 166.

Bisweilen stimmt einer das Lied an und die übrigen antworten im Wechselgesang. Niemals tanzen sie im Halbkreis, wie dies ST. HILAIRE (Voy. de la pr. Rio T. 2, 172) schildert.

Auffallender Weise spricht der Prinz ZU WIED nur von Gesängen und stellt den Rundtanz dabei in Abrede, da sein botocudischer Diener *Quäck* ihm versicherte, nie einem solchen Tanzfeste beigewohnt zu haben[1]). Sie singen jedoch thatsächlich niemals, ohne zugleich zu tanzen, und umgekehrt, daher sie auch beides mit demselben Worte bezeichnen. Obscöne Bewegungen, wie sie bei den Tänzen der meisten Wilden vorkommen, beobachtete ich einige Male, jedoch nur seitens der männlichen Theilnehmer. Die einzigen musikali-



Tanz der *Nep-ńep* (Pancas).

schen Instrumente der Botocuden sind Flöten aus Taquararohr, die ich jedoch nicht zu Gesicht bekam, sowie eine Art Blashorn aus der Schwanzhaut des Riesengürtelthiers (Dasypus gigas), von welchem der Prinz ZU WIED in seinem Atlas eine Abbildung giebt. Von letzterem befindet sich ein Exemplar im Museo Nacional zu Rio de Janeiro.

Von gymnastischen Spielen erwähnt der Prinz ein Ballspiel. Ein improvisirtes Turngeräth befand sich vor der Hütte der Pancas, nehmlich eine aus einer herabhängenden Liane hergestellte Schaukel.

Begräbniss.

Stirbt ein Botocude, so wird seine Leiche einfach in der Nähe des Lagerplatzes eingescharrt, und zwar in Rückenlage mit gekreuzten Armen.

1) Pr. ZU WIED, Reise II, 42.

ohne irgendwelche Beigabe. Die Erde wird dann möglichst fest gestampft, um die Seele zu verhindern, herauszukommen und als *ntšö* (Geist, Gespenst) umzugehen, und endlich auf der Grabstätte ein Feuer angezündet.

Sonst ist von einem Todtenkultus bei ihnen nicht viel die Rede. Legen sie doch selbst mit Hand an, um die Leiche wieder auszugraben, wenn ein Schädel sammelnder Anthropolog ihnen eine Belohnung dafür verspricht[1]). Immerhin wird der Todte einige Zeit wenigstens von seinen nächsten Anverwandten betrauert. HARTT a. a. O. 600 erwähnt die Sitte, gestorbenen Säuglingen eine Schale mit Muttermilch und einige Thierknochen mit ins Grab zu geben. In wieweit diese Mittheilung richtig ist, steht dahin, doch finden sich ähnliche Gebräuche bei vielen wilden Völkern.

Religiöse Ideen.

Unter *ntšö*[2]) verstehen die Botocuden nicht ein böses Prinzip in unserem Sinne, also „Teufel", sondern nur die Seelen von Abgeschiedenen, welche Nachts umherschweifend den Menschen alles mögliche Böse anthun können. Dieser rohe Animismus ist die einzige Spur einer Religion, wenn man es so nennen will[3]), welche man bisher bei ihnen beobachtet hat. Jedenfalls fehlt ihnen ein Gottesbegriff, für den ihre Sprache auch kein Wort hat. Das Wort *tupan*, welches sich in einigen Vocabularien dafür findet, ist das bekannte Tupi-Guarani-Wort, welches sich durch die Missionare fast über den ganzen südamerikanischen Continent verbreitet hat. Der Botocude versteht darunter jedoch nicht „Gott", sondern den christlichen Priester selbst!

ST. HILAIRE[4]) behauptet, dass sie der Sonne, der Prinz, dass sie dem Monde eine gewisse Verehrung erweisen. Ich habe indess nichts in Erfahrung bringen können, was diese Annahme bestätigt. Dass der Name *taru* (sowohl für Sonne, als für Mond gebraucht) mit so vielen Benennungen von Himmelserscheinungen verbunden wird, wie: Donner *taru te kuwö*, Blitz *taru te meräp*, Wind *taru te kuhü*, Nacht *taru te tu*, beweist nichts für eine Cultur dieser Himmelskörper, wie der Prinz meint[5]). *Taru* bedeutet nehmlich weder Mond, noch Sonne, sondern zunächst nur das helle Himmelsgewölbe, den durch Sonne, Blitz oder Mond erleuchteten Himmel, weiterhin auch einfach „Wetter oder Zeit". Also Nacht = Zeit des Hungers, *taru te tu*.

Die Meinung eines der Gewährsmänner, ST. HILAIRE's[6]), dass sie den Mond besonders verehren, weil er sie bei ihren nächtlichen Unternehmungen leitet, ist schon deshalb unrichtig, weil sie im Gegentheil sich scheuen,

1) ST. HILAIRE, T. I, 2, 162.
2) Der Prinz schreibt *Janchon*. Reise II, 58.
3) TYLOR, Anf. d. Kultur I, 418.
4) AUG. ST. HILAIRE, Voy. de la pr. Rio II, 23.
5) Pr. ZU WIED, Reise II, 59.
6) ST. HILAIRE, T. I, 2, 155.

Nachts umherzuziehen. Nur RENAULT[1]), einer der Begleiter CASTELNAU's, will eine Bemerkung gemacht haben, welche auf das Vorhandensein eines rohen Gottesbegriffs hindeutet. Bei einem Gewitter sollen sie Pfeile in die Luft geschossen haben mit dem Rufe: „Der grosse Häuptling zürnt.“ Auch ST. HILAIRE[2]) erzählt Aehnliches von den bei Pessanhas hausenden Stämmen, glaubt aber, dass sie diese Vorstellung den Malali entlehnt hatten, weil sie wie diese den Gott mit dem Namen *tupan* bezeichneten.

Die aldeisirten „getauften Indianer“ ahmen natürlich alle Gebräuche des christlichen Kultus ohne das geringste Verständniss nach. Einer dieser „Christen“ erklärte mir auf die Frage nach seinem Glauben einfach: „Wir fürchten weder Gott noch den Teufel.“

Krankheiten und Heilmittel.

Die wilden Stämme sind im Allgemeinen nur wenigen endemischen Krankheiten unterworfen, werden aber von eingeschleppten acuten Affectionen, wie Blattern, aufs schlimmste decimirt. Malariainfectionen, Katarrhe der Respirationsorgane, sowie Augenleiden sind wohl die am meisten verbreiteten Krankheiten. Dem intermittirenden Fieber widerstehen sie so wenig, wie die Europäer, und vermeiden deshalb längeren Aufenthalt in fiebergefährlichen Niederungen. Bronchitiden sind namentlich bei Kindern nicht selten, in Folge des jähen Temperaturwechsels und der Mangelhaftigkeit des Obdachs und der Bedeckung. Die Häufigkeit von Augenaffectionen dürfte, wie der Prinz mit Recht vermuthet[3]), den Insulten zuzuschreiben sein, denen der sein Wild verfolgende Jäger im Walde bei dem dichten Pflanzengewirr so leicht ausgesetzt ist.

Bei den aldeisirten Stämmen, vor Allem solchen, die in der Nähe von Ortschaften wohnen, spielen venerische Krankheiten eine Hauptrolle. Auch der Alkoholismus macht sich in den Gegenden geltend, wo es den Indianern nicht schwer fällt, sich Zuckerrohrbranntwein zu verschaffen. Ihre Kenntniss der vielen Arzneipflanzen ihrer Wälder ist jedenfalls weit beschränkter, als der Prinz[4]) sie angiebt. Bestätigt doch selbst sein Diener Quäck, dass seine Landsleute keinerlei Mittel gegen Schlangenbiss kennen, wie man von ihnen behauptet hatte. Indessen sind doch eine ganze Anzahl von wirksamen Pflanzen bei ihnen im Gebrauch. Namentlich wird die Ipecacuanha sehr viel verwendet, was REY mit Unrecht in Abrede stellt, ferner verschiedene Purgantien, wie die Andaussu (Joannesia princeps), Diaphoretica, wie Jaborandi u. s. w. Bei einem der Leute von Mutum sah ich ein grosses Ulcus molle, welches in wenigen Tagen nach Application einer

1) RENAULT in Castelnau Voy. V, 259 ff.
2) ST. HILAIRE, Voy. de la pr. Rio I, 439.
3) Pr. ZU WIED, Reise II, 56.
4) Ebend. II, 53.

Pflanze heilte, die mir leider nicht gebracht wurde. Ueberhaupt hält es sehr schwer, in dieser Beziehung etwas von ihnen zu erhalten. Wichtige Kurmethoden sind kalte Bäder, sowie Diaphorese durch den auf heissen Steinen entwickelten Wasserdampf[1]).

Von ihren chirurgischen Leistungen ist die wichtigste der Aderlass; derselbe wird an der Stirnvene gemacht, entweder mit einem scharfen Rohrspahn, oder, wie auch sonst noch in Südamerika üblich, mittelst eines kleinen Bogens und Pfeils. Auch in der Heilung von Frakturen sind sie bewandert. Eines der Skelette des hiesigen anatomischen Museums zeigt einen gut geheilten Oberarmbruch.

Aeussere Hautreize sollen nach dem Bericht des Prinzen[2]) durch Peitschen mit einer nesselartigen Pflanze hervorgebracht werden, über die ich nichts in Erfahrung bringen konnte.

VI.

Geistige Fähigkeiten und Charakter.

Dass die Botocudos auf einer ausserordentlich niedrigen Stufe geistiger Ausbildung stehen, ergiebt sich aus den bisher geschilderten Verhältnissen zur Genüge und wird noch evidenter, wenn wir die ungewöhnliche Armuth und Unbehülflichkeit ihrer Sprache betrachten. Dennoch muss man sich hüten, ihre geistigen Fähigkeiten zu gering anzuschlagen, wozu der flüchtig Reisende sich ja oft genug verleiten lässt. Haben sich andere rohe Naturvölker, wie Buschmänner und Australier, bei genauerer Betrachtnng als weit intelligenter erwiesen, als man nach ihren sonstigen Kulturverhältnissen anzunehmen geneigt war, so dürfen wir Aehnliches auch bei diesen Stämmen erwarten. Sind doch schon Fälle genug constatirt, wo Botocudos unter europäischer Erziehung eine nicht unbedeutende Bildung sich erworben haben. Freilich fehlt es aber nicht an Beispielen, wo solche Individuen voll Sehnsucht nach dem fernen ungebundenen Waldleben die Civilisation wieder abgestreift haben und zu ihren wilden Stammesbrüdern zurückgekehrt sind.

Der bekannteste, hierher gehörige Fall ist der von TSCHUDI[3]) mitgetheilte. Ich selbst sah unter der Horde des Cangike am Guandu ein Mädchen, welches von Kindheit an auf einer benachbarten Pflanzung erzogen und anscheinend völlig civilisirt wieder zu seinen Stammesgenossen entwichen war, deren Sprache es nicht einmal mehr verstand. Witz, scharfes Auffassungs- und Nachahmungsvermögen ist den Botocuden keineswegs abzusprechen, selbst eine gewisse rednerische Gabe ist ihnen eigen, ähnlich den Rothhäuten Nordamerikas. Als interessantes Beispiel ihrer Rhetorik führe ich in Folgen-

1) MARTIUS Ethn. 326. ESCHWEGE, Journal I, 106.
2) Pr. ZU WIED, Reise II, 54.
3) TSCHUDI, Reise II, 268.

dem einen Passus aus einer Rede an, mit der einer der feindlichen *Bugres bravos* nach dem letzten Gefecht bei Mutum den Gegnern entgegentrat. Leider gelang es mir nicht, den Urtext dieser Ansprache zu erhalten, ich gebe sie vielmehr nach den Mittheilungen des Herrn MOUSSIER und einiger anderer Personen, die dabei zugegen waren. Nachdem die Wilden unter Verlust mehrerer Leute sich in den Wald zurückgezogen hatten, trat plötzlich einer von ihnen wieder heraus und rief mit weitschallender Stimme zu den Weissen und den *Bugres mansos* herüber: „Dies Land ist das unsrige, ihr habt kein Recht, hier einzudringen, wir waren eure Freunde, dennoch habt ihr uns feindselig behandelt. Ihr habt mehrere meiner Brüder getödtet. Wir werden uns rächen. Wenn ihr in unsere Wälder dringt, so werden wir euch angreifen. Die Bäume sollen über euch zusammenstürzen und euch erschlagen. Schlangen sollen euch stechen, die Tiger euch fressen und alles Land am Flusse soll dann kalt werden.“ Die letztere Wendung erinnert sehr an die bilderreiche Ausdrucksweise der Wilden Nordamerikas.

Für gewöhnlich sind derartige Bethätigungen geistiger Regsamkeit bei ihnen freilich selten genug. Das unstäte Wanderleben in den Wäldern gestattet dem Botocuden keine Entwickelung höherer Geistesthätigkeit. Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse ist zunächst sein einziges Streben, die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Der Wilde denkt nicht an die Zukunft, noch weniger kümmert ihn die Vergangenheit: keine Traditionen, Sagen u. s. w. melden etwas über seine Vorfahren. Auch besteht keinerlei Zeitrechnung, nicht einmal sein Alter vermag der Botocude anzugeben. Kaum eine dunkle Ahnung eines höheren Waltens ist bei ihm nachweisbar, wenn wir dieselbe nicht in jener unbestimmten Furcht vor den Nachtgespenstern oder den gewaltigen Naturerscheinungen, die am Himmel sich abspielen, ausgesprochen sehen wollen.

Völlig unter der Herrschaft seiner Leidenschaften stehend, ist der Wilde wie ein Kind unstät, wankelmüthig und launisch. „Weder von sittlichen Grundsätzen geleitet“, sagt der Prinz[1]), „noch durch Gesetze in die Schranken bürgerlicher Ordnung zurückgehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instincts und ihrer Sinne gleich der Unze in den Wäldern.“ Gute, wohlwollende Behandlung kann sie zutraulich machen, desto mehr ist ihre Rache zu fürchten, wenn sie sich beleidigt glauben. Neigung zum Diebstahl theilen sie mit den meisten Naturvölkern, doch reizen sie in der Regel Lebensmittel mehr, als Geräthe oder Werkzeuge, wie denn überhaupt das Nahrungsbedürfniss bei ihnen alle sonstigen Interessen weitaus überwiegt. Aber alle schlimmen Charactereigenschaften der Wilden, die sich so oft in roher Gefühllosigkeit in der Behandlung ihrer nächsten Angehörigen, in dem Mangel an Pietät gegen Verstorbene und an Fürsorge für Kranke und altersschwache Personen kundgeben, dürfen wir nicht von sittlicher

1) Pr. ZU WIED, Reise II, 15.

Verderbtheit ableiten wollen. In moralischer Beziehung stehen die Botocuden gewiss höher, als beispielsweise die in ihrer Kultur erheblich weiter vorgeschrittenen Völker der Südsee. Von der raffinirten Art des gewohnheitsmässigen, förmlich legalisirten Kindermords auf Tahiti, der Menschenfresserei und des obligatorischen Elternmordes auf Viti, welche Abscheulichkeiten unbedingt bereits als Resultat sittlicher Depravation einer in voller Entartung und in Verfall begriffenen Halbkultur aufzufassen sind, findet sich bei diesen, so niedrig stehenden Naturvölkern Südamerikas keine Spur. Ihre Kultur ist eine eben noch zu primitive, um schon Verfall zeigen zu können.

Nicht moralische Verkommenheit ist es, welche sie zu Handlungen verleitet, gegen die unser menschliches Gefühl sich empört, sondern ihre Indolenz, ihre Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht dem augenblicklichen Nutzen dient. Der Botocude verkauft sein Kind, weil er der Axt oder des Kessels, der ihm dafür geboten worden, dringend bedarf, er verspeist seinen erschlagenen Feind nicht, wie der Polynesier, aus Rache, Hass oder Aberglaube, sondern weil er überhaupt alles verzehrt, was essbar ist.

Der Character dieser Wilden ist ein rein negativer. Sie haben keine Laster, aber auch keinerlei Tugenden, zeigen keinen sittlichen Verfall, aber auch keinen Trieb zur Vervollkommnung. So fristen sie, nur von den thierischen Instincten der Ernährung und Fortpflanzung getrieben, ihr Dasein, einzig die Bedürfnisse der Gegenwart im Auge, unbekümmert um Vergangenheit oder Zukunft.

Bei ihnen giebt es keine besonders verderblichen Laster oder barbarische Gebräuche abzuschaffen. Der Feind, den ernstgemeinte Culturarbeit in erster Linie zu bekämpfen hat, ist jene fast absolute Indifferenz gegenüber allen, nicht rein materiellen Interessen. Hierzu aber wäre zunächst unerlässlich, sie vor Hunger und Mangel am Nothwendigsten zu schützen, nicht durch Lieferung von Lebensmitteln und Geschenke ohne Gegenleistung, sondern dadurch, dass man ihnen Gelegenheit zur Arbeit verschafft und sie an andauernde, geregelte Thätigkeit gewöhnt.

Trieb zum Erwerb, Sorge für die Zukunft, Ausbildung des geistigen Lebens werden dann auch nicht lange auf sich warten lassen. Wir sahen aber bereits, wie verfehlt das jetzige System der Katechese ist und wie gering die Aussicht auf Aenderung desselben in absehbarer Zeit. Dadurch, dass man, wie bisher, den Indianer tauft, d. h. ihn unter einigen ihm unverständlichen Förmlichkeiten mit Wasser besprengt, und ihn durch spärliche Zufuhr von Lebensmitteln und Geräthen von der Hand in den Mund leben lässt, ohne sich im übrigen viel um ihn zu kümmern, wird man schwerlich im Stande sein, ihn zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Der Untergang der aldeisirten Horden ist ebenso, wie der der nomadischen, unter den jetzigen Verhältnissen nur eine Frage der Zeit.

VII. Sprache.

Die ersten ausführlicheren Mittheilungen über die Sprache der Botocuden verdanken wir dem Prinzen ZU WIED, dessen grammatisches Material von GÖTTLING bearbeitet wurde. Seitdem sind nur einige, wenige Wörterverzeichnisse hinzugekommen, auch giebt HARTT noch einige grammatische Notizen (a. a. O. pg. 603 ff.). Die Ergänzungen, welche ich auf Grund eigener Ermittelungen zu machen versuchte, können natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Dazu wäre ein viel längerer Aufenthalt unter diesen Menschen nöthig, als mir verstattet war. Das Folgende wird indessen genügen, wenigstens ein Bild von der niedrigen Ausbildungsstufe dieses Idioms zu geben. Die Wörter sind niedergeschrieben, wie ich sie aufgefasst habe, unter Anwendung des allgemein linguistischen Alphabets.

Alphabet.

a

Vocale. Einfache: *ā ä* (*ę*) *ao* (*o*) dumpfes, offenes *o*, zuweilen fast wie *au*

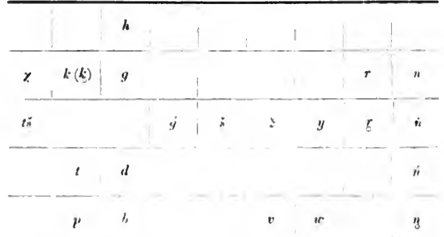
e *ö̆, ö̆* *o*

i *ü̆, ü̆* *u*

Nasalirte: *ã, ẽ, ĩ, õ, ũ, aõ.*

Jeder Vocal kann lang oder kurz sein. Der Accent liegt stets auf der letzten Sylbe. Doppelvokale, wie *ui*, *iu*, *ue* sind stets getrennt zu sprechen.

Consonanten.



		h						
χ	*k* (*k̦*)	*g*					*r*	*n*
tš			*ý*	*š*	*ž*	*y*	*ŗ*	*ń*
	t	*d*						*ń*
	p	*b*			*v*	*w*		*ŋ*

Es fehlen gänzlich *f*, *s*, *z* und reines *l*. Selten sind *r* und *g*, am seltensten *d*, welches im Vocabular nur einmal vorkommt (in *kodn̦ trulla*).

k̦ ist vorwiegend velar.

w englisches w.

ŗ eigenthümlicher Mittellaut zwischen *r* und *l*.

n̦ ein dentales *n*, oft am Anfang eines Wortes vor einem Consonanten, auch am Ende zuweilen nachklingend. Es scheint eine Art Präfix oder Suffix zu sein.

k̥ ein vorgeschlagener oder undeutlich nachklingender k-Laut *korok̥* spr. *koro*^{k}.

ń ein palatales *n*, sich der Lautverbindung *ny* (*nj*) nähernd, deutlich intonirt und langgezogen.

h wird stets deutlich aspirirt gehört, auch am Ende einer Sylbe. Wenn frühere Reisende, wie der Prinz, so viel von der undeutlichen näselnden und grunzenden Aussprache der Wilden zu erzählen wissen und die Schwierigkeiten, die Laute zu fixiren, als sehr erheblich schildern, so dürfte dies wohl den früher noch allgemein im Gebrauch gewesenen Lippenzierrathen zuzuschreiben sein, die eine deutliche Intonation der Lippenlaute fast unmöglich machen[1]). Jetzt aber, wo die entstellende Operation der Lippendurchbohrung mehr und mehr ausser Uebung kommt, kann man sagen, dass bei den meisten Individuen die Aussprache verhältnissmässig deutlich und rein ist.

Das eigenthümliche Langziehen der Endsylben im Affect, oder wenn es gilt, einen Gegenstand oder eine Handlung als gross und wichtig darzustellen, giebt der Rede einen fast singenden Tonfall[2]).

Wenn MARTIUS sagt[3]), dass die fünf ihm vorliegenden Vocabularien in zahlreichen Abweichungen die Unbestimmtheit und Volubilität bekunden, womit ein und dasselbe Wort von verschiedenen Individuen ausgesprochen, je nach Laune und Umständen abgewandelt und verändert wird, wenn ferner RENAULT die Leichtigkeit hervorhebt, mit der die Wilden, namentlich die Weiber, neue Worte für irgend einen Gegenstand erfinden[4]), so ist dabei doch festzuhalten, dass wir keineswegs auf eine schnelle Veränderung der Sprache im Laufe der Zeit durch individuelle Sprechweise, neu erfundene Wörter und dergl. schliessen dürfen. Bestände wirklich eine solche fortwährende Sprachschaffung und zugleich eine weitergehende Zersplitterung, wie MARTIUS sie anzunehmen scheint, so würde die heutige Sprache entschieden nicht in dem Grade der früheren, in nunmehr 40—60 Jahre alten Vocabularien niedergelegten conform sein, wie es in Wirklichkeit der Fall ist. Wo wir in den Wörtersammlungen Abweichungen von dem jetzigen Idiom finden, erklären dieselben sich grösstentheils aus Missverständnissen der Beobachter oder der Indianer, die sich von ihnen examiniren liessen[5]).

1) Auch die *Suya* am oberen Xingu sprechen nach Dr. K. v. D. STEINEN (Durch Centralbrasilien S. 357) mit ihren Lippenpflöcken statt *p* stets *φ* oder *h*.

2) MARTIUS Ethn. 330. ST. HILAIRE, Voy. de la pr. Rio II, 164.

3) Ebendaselbst.

4) In gleichem Sinne äussert sich TSCHUDI, Reisen II, 287: „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, wie schnell sich unter rohen Naturvölkern durch Abgliederung einzelner Familien vom Hauptstamm und durch Fortfahren eines mehr oder weniger isolirten Lebens, Dialecte mit einem abweichenden, ganz eigenthümlichen Sprachschatze bilden".

5) Es ergiebt sich hieraus, wie absolut irrig die Behauptung KEANE's in seinem Vortrag ist: Amongst the Botocudos themselves a great diversity of speech prevails, a circumstance which helps to explain the serious discrepancies some times observed in the few short vocabularies.

Hiermit steht im Einklang, dass die Mundarten der verschiedenen Stämme keine erhebliche Dialectverschiedenheit zeigen. Das Vocabular des Prinzen ZU WIED, 1817 am Rio Jequitinhonha aufgenommen, erwies sich im Wesentlichen noch im Jahre 1884 für den Verkehr mit den Stämmen am Rio Doce brauchbar. Schwieriger war die Benutzung der in französischer Orthographie geschriebenen Wörterverzeichnisse Nr. 2—4 (MARTIUS Glossar. 177 ff.). Die ursprünglichen Laute sind darin oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die Gebärdensprache spielt, wie bei den meisten Naturvölkern, auch bei den Botocuden eine wichtige Rolle. Namentlich dient sie zum Ausdruck der Zahlbegriffe. Schall nachahmende Wörter sind ausserordentlich häufig. Sie bezeichnen erstens Handlungen oder Gegenstände durch Nachahmung der denselben eigenthümlichen Geräusche, wie *uhum* husten, *wah* zischen, pfeifen, *hā* blasen, *terörö* vor Frost schauern, *žijia* das kochende Wasser (Fieberhitze), *pū* die Flinte, zweitens aber ganz besonders Thiernamen, z. B. solche, die die Wilden erst im Verkehr mit den Europäern kennen gelernt haben: *hatārat* Ararapapagei, *äehä* Krocodil, *mäh-mäh* Schaf, *ă-ă* Hase u. s. w.

Ebenso häufig sind Verdoppelungen, um die Verstärkung oder Wiederholung einer Handlung oder eines Zustandes auszudrücken. *aõ* reden, *aõ-aõ* laut reden, singen, *maõ* krank, *maõ-maõ* sehr krank, *nāhã* springen, *nāhã-nāhã* hochspringen, sich bäumen.

Manche Wörter finden sich in gleicher Weise auch in den Sprachen benachbarter Stämme, ohne dass man jedesmal sicher zu entscheiden vermöchte, welche davon die entlehnenden waren, z. B. *muniā* Wasser = *mniamā* (Puri), *ketom* Auge = *kedō* (Camacan, Malali).

Aus dem Guarani oder der Lingua geral stammen Wörter, wie *karai* weisser Mann, *tupan* Gott u. s. w. Dem Portugiesischen direct entnommen sind *ṇkā* Hund, port. cão, *kūm* port. fumo Tabak (der ihnen ursprünglich unbekannt ist), *compra* kaufen, comprar, wofür indess gewöhnlich einfach *prām* wollen, gebraucht wird.

Das Nomen kennt nur ein Genus, indessen zeigt das Pronomen *tokonim*, *kum*, *pā* dieser, diese, dieses, dass wenigstens bereits der Anfang einer Differenzirung in verschiedene grammatische Geschlechter gemacht ist.

Der Pluralis wird gebildet durch Anfügung von *uruhu* viele, oder *ñañhwitṇ* viel, *pantō* alle, *nañkrūn* alle Leute (die ganze Gesellschaft). HARTT[1]) erwähnt auch einen Dual, der durch das Suffix *chovo* bezeichnet sei, z. B. *ñõnhõn* das Ohr, *ñõnhõn chovo* beide Ohren. *Chovo*, dessen Bedeutung HARTT nicht hat ermitteln können, ist jedoch nichts anderes als die Präposition *ṇtšo* mit, zusammen, ein Paar. Von der Bildung einer wirklichen Dualform ist somit nicht die Rede.

1) HARTT, a. a. O. 604.

Durch Anfügung solcher, die Vielheit bezeichnender Wörter können dann auch Collectivbegriffe aus einfachen gebildet worden. *Kišêm* Haus, *Kišêm uruhū* viele Häuser = Dorf, Stadt, *tšōn* Holz, *tšōn uruhū* viele Hölzer = Wald, *pū* Flinte, *pū uruhū* Flinte mit mehreren Läufen. Eine Deklination existirt nicht. Spuren einer Art von Casusbildung, nehmlich die Unterscheidung eines objektiven und subjectiven Casus, will GÖTTLING[1]) in der Anwendung des oft zwischen zwei Substantivbegriffen stehenden Wörtchens *te* sehen. *taru te tū* Zeit des Hungers, Nacht *taru te kuhu* Zeit des Brausens (oder wenn es braust). *tarū te krī* Zeit (Wetter) des herabfahrenden Blitzes u. s. w. Die Anwendung dieser Partikel ist jedoch durchaus keine regelmässige, dieselbe wird auch eben so oft fortgelassen.

Adjectivbegriffe stehen stets hinter dem Substantiv. Ihre Steigerung geschieht gleichfalls durch *uruhū* viel oder *ńańhwit.*

Diminutive werden durch den Zusatz *ńī* angedeutet, *kuruk* Kind, *kurukńī* Kindchen.

Trotzdem die Redetheile im Allgemeinen noch wenig von einander geschieden sind, finden sich doch schon differenzirte Pronomina und Präpositionen.

Pron. personale *ńik* ich,
antšuk du, ihr (Plur.),
oti er.

Wir und sie werden, wenn nöthig, einfach durch *pantō* „alle" umschrieben.

Als Possessiva waren nachweisbar
mińuk mein,
huk sein,

wahrscheinlich auch noch das im Namen *Nāk-nuk* (S. 8) vorkommende *nenuk* = unser.

Demonstrative *tokonim* is,
kum ea,
pā id.

Negativ ist *mām* niemand, niemals,

Interrogativ *ųkom* wer, was?

Indefinitum *konim* etwas.

An Präpositionen liessen sich bisher constatiren[2]):

nąhrē. Die unmittelbare Nähe, im Sinne, bei, vor, hinten bezeichnend, *nąhrē mū* mitgehen, begleiten.

ųtšo mit, zusammen.

tšek drinnen, in (eigentlich durchbohren, eindringen), *pompō* in Mitten (das Mittlere, das Herz).

Letztere beiden Worte lassen vermuthen, dass die Präpositionen überhaupt eigentlich substantivische Begriffe oder Verben sind.

1) Pr. ZU WIED II, 315.

2) Die im Vocabular aufgeführten Präpositionen *pok* supra und *ozōk* infra, sind noch nicht sicher festgestellt.

Als Ortsadverbien dienen:

erē hier,
erē nĭ hierher (komm her),
krē, *krēk̯* wo? dort,
n̥krē, *n̥krēk̯* wohin, wahrscheinlich entstanden aus *nĭ-krē*.

Das Verbum unterscheidet sich in seiner Form nicht vom Nomen. Es wird nur infinitivisch oder als Particip gebraucht, zeigt weder Flexion noch Tempusbildung. Die Conjugation geschieht einfach durch Vorsetzen der Personalpronomina. Zur Tempusbezeichnung dient zuweilen das Wort *temprān* morgen.

Als eine Art Impersonale ist *hă* er sie, es ist zu betrachten, *hă ńērŭ* er ist krank, *hă ngot-ngot* es schmerzt, *hă-mot* es ist voll, wahrscheinlich ebenso auch *hă-rehă* es ist gut.

Dass dieses *hă* nach GÖTTLINGS[1]) Ansicht dasselbe ist, wie die Bejahungspartikel *hă-hă*, ist wenig glaubhaft. Letzteres Wort ist nehmlich überhaupt kein artikulirter Laut, sondern nur eine zweimalige kurze Inspiration, wie sie auch von uns selbst oft genug in der Umgangssprache zur Bejahung benutzt wird. GÖTTLING'S Form *het* statt *hă* ist mir unbekannt. Ebenso wenig konnte konstatirt werden, ob eine eigene Verbalendung *ŏt* oder ein *n* als Infinitivzeichen vorkommt, wie GÖTTLING will. Vergl. Prinz ZU WIED Reise II 317. Negationspartikeln sind *ńuk* nicht, *amńuk* nichts.

Als Beispiel, wie der Botocude es fertig bringt, mit seinen wenigen Ausdrücken complicirtere Begriffe zu bezeichnen, diene noch folgendes:

Insel heisst	*nāk*	*munīŭ*	*pompō*	*ńep*
	Land	Wasser	Mitte	hier ist
nüchtern	*atšim*	*ńuk*	*kuă*	
	Speise	nicht	Bauch	
Eingeweide	*kuă*	*ŏron*		
	Bauch	langes		
Nasenloch	*kiġin*	*māh*	*kāt*	
	Nase	Oeffnung	Haut	
Augenlider	*ketom*	*māh*	*kāt*	
	Auge	Loch	Haut	
sich entfernen, den Rücken wenden	*mŭ*	*katińak*		
	gehen	Rücken		
traurig sein	*pompŏ*	*takrek*		
	Herz (Mitte)	unzufrieden		
Baum-Ast	*tšŏn*	*māk*		
	Baum	Knochen		
graben	*nāk*	*māh*	*tšek*	
	Erde	Loch	bohren (drinnen)	

1) Pr. ZU WIED, Reise II, 317.

Interessant ist ferner die Bezeichnung der neu eingeführten Thiere:

Pferd	*kran*	*žūn*	
	Kopf	Zähne	
Kuh	*bokṛī*	*žapū* =	
	pō	*kekrī*	*žapū*
	Fuss	gespalten	Mutter
Stier	*pō*	*kekri*	*pakižu*
	Fuss	gespalten	gross
Schaf	*po*	*kekrī*	*kuḍi*
	Fuss	gespalten	klein

Alle Thiere mit gespaltenem Huf heissen somit *po kekrī* oder *bokṛī* und werden nur durch Epitheta gross, klein u. a. von einander unterschieden.

Ueber die eigenthümliche Benennung der Finger s. d. Vocabularium.

Die neueren Untersuchungen über den Farbensinn und seine historische Entwickelung beim Menschengeschlecht haben unzweifelhaft dargethan, dass die früher auf Grund linguistischer Vergleichungen vermuthete Unvollständigkeit desselben bei den Naturvölkern nicht besteht, dass es überhaupt unstatthaft ist, aus einer mangelhaften Farbenbezeichnung auf die mangelnde Perceptionsfähigkeit dieser Farben zu schliessen, vielmehr oft genug unvollkommene Farbennomenclatur bei vollkommen entwickeltem Farbensinn vorhanden ist. Wir wissen jetzt, dass bei primitiven Völkern nur eine grössere Energie in der Perception langwelliger Farben im Vergleich zu solchen mit kurzer Wellenlänge sich bemerkbar macht. Die Quantität des Lichts wird früher von ihnen erfasst, als die Qualität. Die lichtstärksten Farben werden demnach früher und präciser bezeichnet als die lichtschwächeren. So nimmt die lichtstärkste Farbe, das Roth, die Aufmerksamkeit des Kindes und des Naturmenschen zuerst in Anspruch. Die bedeutende Rolle, welche das Roth bei den meisten Völkern spielt, ist bekannt. Es ist die einzige Farbe, die von Wilden so genau bezeichnet wird, wie von den Kulturvölkern, indem ihre verschiedenen Schattirungen, lichtstarke wie lichtschwache, in ein Wort zusammengefasst werden.

Ausser Roth wird zunächst nur der Begriff „hell" oder „dunkel" sprachlich unterschieden. Die übrigen Farben werden erst später je nach den praktischen Bedürfnissen des täglichen Lebens mit besonderen Namen bezeichnet[1]). Namentlich vermehrt sich die Nomenklatur mit der sich entwickelnden Färbekunst, dem Aufblühen einer Textilindustrie, dem Import fremder Waaren und Produkte u. s. w.

Dass auf der niedrigsten Stufe der Farbenbezeichnung ausser Roth nur „hell" und „dunkel" benannt werden, haben ALMQUIST's[2]) vortreffliche

---

1) So haben bekanntlich gewisse südafrikanische Völker, denen Bezeichnungen für die gewöhnlichsten Farben fehlen, deren eine grosse Anzahl zur Bestimmung aller nur möglichen Nuancen, die ihr Vieh bietet.

2) Bresl. ärztl. Zeitschr. 1880, S. 169 ff.

Untersuchungen bei den Tschuktschen dargethan, welche nur folgende drei wirkliche Farbennamen besitzen: *snidlikin* weiss, hell für die meisten lichtstarken Farben ohne Roth, *nukin* schwarz, dunkel für lichtschwache Farben ohne Roth, *tschelgu* für alles, was Roth enthält.

Ganz dieselbe Methode der Farbenbenennung findet sich nun auch bei den Botocuden. Die einzige Farbe, welche präcis ausgedrückt wird, ist „roth" *pru kukū*, alle übrigen Farben sind entweder *ńerū* „hell" oder *χēm* „dunkel", ersteres also zugleich weissgelb, hellblau, hellgrau, letzteres schwarz, dunkelblau, dunkelgrün bezeichnend.

Ob das Wort *ńiom* im Vocabular I bei MARTIUS wirklich „weiss" heisst, ist zweifelhaft, es wurde mir wenigstens wiederholt mit „neu" übersetzt. Vielleicht ist letzteres aber auch nur eine abgeleitete Bedeutung. Wahrscheinlich bezeichnet *ńiom* ein unbestimmtes Grau, daher *taru ńiom* grauer Himmel, Nebel. Zur eigentlichen Farbennomenclatur gehören nur die drei erstgenannten: *prukukū*, *ńerū*, *χēm*, roth, hellfarbig, dunkelfarbig. Dennoch unterscheiden die Bugres die reinen Farben, wie blau, grün, gelb und weiss ganz gut, wie man sich leicht bei denen, welche der portugiesischen Sprache mächtig sind, überzeugen kann. Desto unsicherer sind sie in der Bestimmung von Mischfarben. Einer der Leute von Mutum bemerkte, als ihm graugrüne Wollfäden vorgehalten wurden: „*isto não tem nome, nao presta e feio.*" „Diese Farbe hat keinen Namen, sie taugt nichts, sie ist hässlich." Es scheint hiernach in der That: der Wilde bezeichnet eben nur die Farben, welche sein Wohlgefallen erregen oder praktische Wichtigkeit für ihn haben. Nun ist „roth" entschieden die Lieblingsfarbe der Botocuden, zumal der Farbstoff der Bixa Orellana, welcher sie liefert, in grossen Mengen vorkommt und leicht zu beschaffen ist. Das *χēm* bezeichnet wahrscheinlich zunächst den schwarzblauen Farbstoff des Genipapo, *ńerū* scheint dagegen nur auf natürliche Färbungen angewendet zu werden. Namentlich alles Gelbe, Fahle ist *ńerū*, in diesem Sinne auch die Färbung des Kranken: *kwā ńerū*, wörtlich gelber Bauch, ist ein sehr gewöhnlicher Ausdruck, um Zustände chronischen Siechthums, z. B. Malariakachexie, zu bezeichnen. *hā ńerū* es giebt Krankheit, er ist krank und andere derartige Ausdrücke.

Die aldeisirten Indianer, welche den Gebrauch und den Werth des Geldes kennen, sind bei ihrer mangelhaften Zählkunst genöthigt, das Papiergeld einfach nach seiner Farbe zu unterscheiden. Ein rother 500-Reisschein ist *prukukū* roth, ein grüner 1-Milreis und ein blauer 2-Milreis sind beide *χēm* dunkel. Zwischen diesen beiden machen sie keinen Unterschied, haben das auch kaum nöthig, da sie ja nur selten in die Lage kommen, 2-Milreisscheine annehmen oder ausgeben zu müssen. Dagegen wissen sie wohl, dass sie für einen *χēm* mindestens 2 *prukuku*-Scheine erhalten. Das kleine Geld (Kupfer und Nickel) heisst schlechtweg *patak* (vom port. pataco 320 Reis) oder wahrscheinlich onomatopoetisch das Klirren andeutend, *rĩ-rĩ*.

Die Zählkunst der Botocuden ist so unentwickelt als möglich. Wie

die meisten Wilden, besitzen auch sie Fingernumeralien, aber nur für 1 und 2, nehmlich *pöjik* ein Finger (auch zur Bezeichnung von „allein" verwendet) und *kri-pö* doppelter Finger. Das Wort *mökenam* für „eins", welches sich im Vocabular I bei MARTIUS findet (nach Prinz ZU WIED), scheint ein Missverständniss zu sein. Dasselbe bedeutet nehmlich „Kopflaus"! Was über zwei hinausgeht, ist *uruhu* viel; kommt es auf genauere Zahlen bis 10 an, so werden einfach die Finger zu Hülfe genommen. Um zu sagen: „ich reise 5 Tage", wiederholte mir ein Mann 5mal mit nach einander erhobenen Fingern das Wort *temprān* morgen[1]).

Der Subdelegat von Guandu, Herr MOUSSIER hat mir noch eine Reihe von Zahlwörtern mitgetheilt, die er im Verkehr mit den Indianern ermittelt haben will. Es sind dies folgende:

3 *krot-twip*	6 *nukruk*	9 *irapiñkum*
4 *kitšakan ñañhwitn*	7 *nukwā*	10 *pantö*
5 *nuntē*	8 *nuik*	

Es erscheint indessen einigermassen zweifelhaft, ob diese Wörter wirklich bestimmte Zahlbegriffe bezeichnen und nicht vielmehr nur eine unbestimmte Anzahl ausdrücken. Für letzteres spricht die Thatsache, dass der Zusatz *ñañhwit* bei 4 „viel", *pantö* 10 eigentlich „alle" bedeutet. Auch die von TSCHUDI (Reise II 288) mitgetheilten Zahlwörter dürften schwerlich zuverlässig sein, zumal er selbst ihre Richtigkeit in Zweifel zieht.

Der kurzen Liste von Personennamen, die der Prinz ZU WIED (Reise II 60) giebt, füge ich hiermit noch folgende zu:

Männer: *oran*, *žaketon*, *vąk*, *morokmōn*, *žentnuk*, *žunuk*, *žamnuk*, *žamañkū*, *kupārak*.

Weiber: *kanžirān*, *žunukmā*, *nikantip*, *žakwen*, *hanhā*.

1) Ganz dasselbe berichtet HARTT l. c. 605.

(Schluss folgt.)

Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

Fig. 1. Weiber der *Nep-nep* (Rio des Pancas).
Fig. 2. Männer „ „ „ „ „

Tafel II.

Fig. 1. Weib der *Nāk-nanuk* (Mutum).
Fig. 2. Junger Mann der *Nāk-erehā* (Guanda).
Fig. 3. Alter Mann der *Nāk-erehā*.
Fig. 4. Weib und Kind der *Nāk-erehā*.

Besprechungen.

Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie (Encyclopädie der Naturwissenschaften. Abth. I. Th. III). Breslau, Ed. Trewendt, gr. 8. Th. I. u. II. 1880—83, herausg. von GUST. JÄGER. Bd. III und IV, 1885—86, herausg. von ANTON REICHNOW.

In der grossen Encyclopädie der Naturwissenschaften, welche der sehr eifrige und hingebende Verleger publicirt, gehört der vorliegende, unsere Leser allein berührende Theil (oder Abschnitt) nicht zu den glücklichsten. Die Vereinigung von Zoologie, Anthropologie und Ethnologie zu einem gemeinsamen Abschnitte würde nur dann einen Vorzug haben, wenn auch eine gemeinsame Bearbeitung, oder doch eine Bearbeitung nach gemeinsamen Gesichtspunkten stattfände. Dies ist aber schon dadurch ausgeschlossen, dass die lexikalische Form der Bearbeitung gewählt und jeder Artikel in alphabetischer Folge einem der Bearbeiter, deren Zahl zuerst auf 12, jetzt auf 15 angegeben ist, übertragen wurde. Verzichtet man aber einmal auf die einheitliche Behandlung, so hätte man auch auf die Vermischung aller dieser Disciplinen verzichten können. Ein rein anthropologisch-ethnologisches Wörterbuch wäre gewiss eine angenehme Sache für das deutsche Publikum, zumal wenn die einzelnen Artikel von competenten Forschern bearbeitet würden. Aber die Bequemlichkeit eines solchen Lexikons hört auf, wenn zugleich grosse Disciplinen von gänzlich abweichendem Inhalt eingemischt werden. Wir können in dieser Beziehung darauf verweisen, dass die 4 Bände, von denen jeder zwischen 34—40 Bogen stark ist, erst bis zum Anfange des Buchstabens L reichen, wobei nicht einmal die Rücksicht genommen ist, dass jeder Band mit einem neuen Buchstaben anfängt. Es kommt noch das Andere hinzu, dass das Wort Anthropologie in einem so weiten Sinne genommen ist, dass nicht nur ein gewisser Theil der Archäologie, der prähistorische, sondern auch Anatomie, Physiologie, organische Chemie, Physik darin untergebracht sind In einer Encyclopädie, welche einen besonderen Abschnitt von grosser Ausdehnung für die Chemie hat, sucht man doch die Eiweisskörper, die Kohlenhydrate, die Kohlensäure und gar den Kohlenstoff nicht in dem Abschnitt Zoologie oder Anthropologie. Der besondere Vorzug, dass Herr GUST. JÄGER in einer Reihe von Artikeln seine individuellen Anschauungen über die Riechstoffe und andere Gegenstände ausführlich erörtert, würde auch in einem Abschnitt über Physiologie zu erreichen gewesen sein. Für die eigentliche Anthropologie und Ethnologie ergiebt sich daraus eine Art von Druck, der die erforderliche Ausführlichkeit und selbst die Verständlichkeit hindert. Hr. VON HELLWALD, der die gesammte Ethnologie behandelt, findet trotz seines anerkannten Talents der Darstellung nicht den Raum, den die Wichtigkeit der Gegenstände erfordert. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

„Kongosprachen. Mit den Bunda die Westabtheilung der Bantuidiome, umfasst das eigentliche Kongo, Mpongwe, Kele, Joubu und Fernando Po.“

Vergeblich wird man aber unter Bunda und Bantu nähere Angaben über die Besonderheit der Sprachen dieser Westabtheilung suchen. Niemand, sollte man meinen, wird dem Verfasser eine derartige Aufgabe stellen, die in der That nur ein vergleichender Linguist zu lösen im Stande ist. Hat man denn gar nicht daran gedacht, für diesen Zweck sich der Beihülfe eines Philologen zu versichern?

Unter „Friesen“ sagt Hr. VON HELLWALD Folgendes:

„Die Schädelform der Friesen hat in den letzten Jahren Anlass zu einer wissenschaftlichen Controverse gegeben. Virchow wollte den Friesen eine überaus niedrige Schädelform zuschreiben; nach Sasse sind die Friesen-Schädel allerdings niedrig".

Wo ist hier die Controverse? Liegt sie in dem Zusatz „überaus" zu „niedrig"? Ein Anatom würde das gewiss anders ausgedrückt haben. Aber es scheint, dass die Herausgeber die Mithülfe eines anthropologisch geschulten Anatomen für überflüssig halten. Daher fehlt das Wort Hypsicephal in dem Lexikon, und ebenso das Wort Chamaecephal, während Brachycephalie und Dolichocephalie in einer Bearbeitung des Hrn. MEHLIS aufgenommen sind. Das Wort Index fehlt, obwohl es bei der Dolichocephalie ohne Weiteres angewendet wird; nur bei der Brachycephalie findet sich eine Angabe über die Natur des Breitenindex, welche zeigt, dass der Verfasser darüber nicht ins Klare gekommen ist, warum die Methode des Hrn. WELCKER allgemein aufgegeben wurde.

Vergleicht man die anthropologischen Artikel mit den zoologischen, so erhellt unmittelbar, wo der Fehler liegt. Während die letzteren durchweg von Fachmännern, darunter hervorragenden, geschrieben sind, ist beinahe kein einziger der anthropologischen Artikel in die Hand eines Fachmannes gelegt worden. Die Folge ist eine überwiegend populäre, in vielen Stücken lückenhafte und nicht selten irrthümliche Darstellung, welche weder dem grossen Publikum, noch dem Gelehrten gerecht wird. Eine Encyclopädie soll mehr sein, als ein Conversationslexikon; sie soll eine freilich allgemein verständliche, aber doch fachmännische Belehrung geben. Wie wenig das hier zutrifft, zeigt wohl am besten die kurze Expektoration des Hrn. JÄGER über Abstammungslehre und Darwinismus, die nicht einmal die Hauptgesichtspunkte und die Hauptphasen dieser Lehren auf Grund eines erkennbaren Quellenstudiums wiedergiebt. Wir fürchten, dass damit dem Wissensdrange der deutschen Leser wenig gedient ist. Jedenfalls lässt sich nicht sagen, dass diese Leistung auf der Höhe der fremdländischen Parallelarbeiten steht.

VIRCHOW.

China. Imperial Maritime Customs. II. Special Series Nr. 2. Medical Reports for the half-year ended 31st March 1886, published by order of the Inspector General of Customs. Shanghai. 1886. 4. 36 p. 8 Pl.

Aus der Einleitung des Berichtes ergiebt sich, dass der Inspector General Mr. ROB. HART durch Circular vom 31. December 1870 die Erstattung regelmässiger Berichte durch die europäischen Aerzte der chinesischen Hafenorte angeordnet hat. Der vorliegende ist der 31., jedoch sind uns die früheren nicht bekannt geworden. Da zugleich regelmässige meteorologische Berichte gegeben werden, so haben die Publicationen einen doppelten Werth. Das Heft enthält Nachrichten aus Newchwang, Shanghai, Hoihow (Kiungchow), Pakhoi, Chinkiang, Canton, Kiukiang, Wuhu. Die beigegebenen Zeichnungen betreffen meist Geschwülste, darunter einen Fall von Hyperplasie des rechten Armes.

VIRCHOW.

KARL VOGT, Einige darwinistische Ketzereien. Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte 1887. Jan. Heft 364.

Der berühmte Verfasser erörtert in aller Kürze einige tief einschneidende Differenzen, die ihn von den „gewöhnlichen" (sit venia) Darwinisten trennen. Insbesondere zeigt er, dass die fast allgemeine Voraussetzung der heutigen Zoologen, als drücke ihre Classification zugleich die phylogenetische Entwicklung aus, eine irrige sei, ja dass sie in vielen Fällen nicht einmal die ontogenetische Entwicklung zum Ausdruck bringe. Im Gegentheil, die zoologische Classification stelle oft ähnliche Charaktere zusammen, welche ganz verschiedenen Stämmen entsprungen seien. Er bekennt sich also in einem gewissen Sinne als Polyphyletiker und er tröstet sich damit, dass auch Hr. E. HÄCKEL neuerlich die Medusen zu „den polyphyletischen Thierklassen" zählt. In sehr überraschender Weise wird die Gattung Equus als eine polyphyletische dargestellt. Das Einzelne möge im Original nachgelesen werden.

R. VIRCHOW.

Ueber die Botocudos der brasilianischen Provinzen Espiritu santo und Minas Geraes.

Von

Dr. PAUL EHRENREICH, Berlin.

(Schluss.)

Vocabularium.

Vorbemerkung. Die besten, bisher publicirten Wörtersammlungen hat MARTIUS zusammengestellt, Glossaria ling. bras 177 ff. Bei genauerem Studium dieses Idioms stellte sich jedoch heraus, dass auch diese Sammlung noch zahlreiche Fehler und Missverständnisse enthält, wie dies ja bei derartigen Aufzeichnungen unvermeidlich ist. Da von den 4 MARTIUS'schen Vocabularien nur Nr. I nach der deutschen, Nr. II—IV dagegen nach französischer Orthographie niedergeschrieben ist, so erscheint oft dasselbe Wort in den einzelnen Listen so verschieden, dass es kaum wiederzukennen ist.

Es schien unter diesen Umständen zweckmässig, diese Wörtersammlungen einer genaueren Durchsicht zu unterziehen, die Irrthümer nach Möglichkeit auszumerzen oder wenigstens zu erklären, und die Schreibweise nach den Regeln des allgemeinen linguistischen Alphabets zu fixiren.

Das Resultat dieser lexicalischen Studien[1]) liegt im Folgenden vor.

Der lateinische Text des MARTIUS'schen Originals ist aus praktischen Gründen beibehalten worden.

Die römischen Zahlen I—IV hinter einem Wort zeigen an, in welchem der vier MARTIUS'schen Vocabularien sich ein ähnliches oder gleichlautendes findet.

---

1) Ich bediente mich bei dieser Arbeit der Beihülfe des Dolmetschers von Mutum, Tertullian, und mehrerer intelligenter Eingeborenen, namentlich aber des Herrn João Maria MOUSSIER, welcher, seit Jahren im Verkehr mit den Indianern stehend, in der Lage war, mir manche wichtige Mittheilung machen zu können. Derselbe hat auch das Verdienst, mir einen Theil meiner Aufzeichnungen, der in Victoria vom Feuer vernichtet wurde, durch geschickte und umsichtige Ausfüllung einiger Fragebogen, welche ich ihm zusandte, wieder der Hauptsache nach ersetzt zu haben, wofür ich ihm an dieser Stelle nochmals meinen tiefgefühlten Dank ausspreche.

abire, *šampan* II.
oti mène IV = *oti mēn* er erreichen, fassen cf. attingere. *amoukatignan* IV = *mū kutiñak* gehen. Rücken, d. h. den Rücken wenden.
abscessus (gibbus tumor), *mōyōn* IV.
accendere, *numpruk* I.
acidus, *rō*.
koui IV = *kuī* wohlriechend.
acuere, *nukrok*.
angreuk IV = *aïrōk*, abreiben cf. desquamare.
acutatus, *meräp* I, IV.
Der Zusatz *inkarame* IV = *žikaram* sehr.
adeps, *žekōkan*.
tchine-ma IV = *atšim* ist mehr Fleisch, Nahrung, jagdbares Thier.
adducere, *tšōyun*.
tasse, *tatte* IV ist nicht zu erklären. Der Laut *s* kommt überhaupt in der Sprache nicht vor.
aeger, *maô-maō* I, III, IV.
kouanen gron II soll heissen: *kuā ñērû*, Bauch. gelber (kranker), also kranker Leib.
ala, *ñimāk* IV.
Der Zusatz *bakan* I bed. „Vogel".
albus (f. flavus), *ñērū* III, IV.
nniom I = *ñiom* „neu", vielleicht aber auch „grau".
alii, *nañkrūn* III.
altus, *pawī*.
oroun I *arône* IV = *ōron* lang, weit.
amare, fehlt.
statt dessen dient *prām* IV wollen.
amarus, *korok*.
Davon *muniā korok* d. h. bitteres starkes Wasser (Branntwein) IV.
ante, apud, inde, *nah-rè*, eigentlich nahe, benachbart.
gnanri, *gouarè* IV *indyorè* IV scheinen dem zu entsprechen.
antrum, *nāk-mah*, Erde, Loch.
apportare, *āh*.
aqua, *muniā* I—IV.
aqua fervida, *muniā žiģia*.
aqua frigida, *muniā ñimtšiak*.
aquam bibere, *muniā žōp*.
mignan prom II = *muniā prām* Wasser wollen.
arbor, *tšōn* I, IV. *tšōn uruhū* viele Bäume, Wald.
arcus, *nēm* I.
area, *ñom-ñā*.
argilla, *hāk* I.
articuli, *kekri* III, IV. cf. cubitus, genu. Das Gespaltene, Getheilte (bipartitum).
po III = Finger, Fuss, Glied.
ascendere, *kūm* III.
assare, *ap* IV.
attingere, *mēn* IV.
Der Zusatz *anti* IV = *oti* er.
auris, *nunk-hōn* II, III.
avarus, *kī* I.
avis, *bâkan* III.

baculus, *tšōn* d. h. Holz III.
balbutire, *aô ton-ton* reden schlecht I.
barba, *žakiōt* II III.
bellum, duellum, *kiakuem* I.
gnimaio-kom IV scheint dasselbe zu sein.
bibere, *žōp* I, IV.
proum II ist *prām* wollen, verlangen.
bonus, *erehā* I, scheint zusammengesetzt aus *hā-rehā*, es ist gut.
brachium, *žipōrok* I, IV.
inchopok II wahrsch. dasselbe.
kiijink nounne III = *ñšōyun* Ellbogen.
brevis (parum), *mek-mek* III.
bulbus oculi, *ketom χēm* I, d. h. das Dunkle im Auge.
bullit, *hā-mot* I?

cacumen, *añkupō* IV.
cadaver, *kuēm* I.
cadere, *nāh-rak* I, IV.
caedere, *nut-nāh* I.
ton-ton II heisst schlecht.
caespes, *yom* IV, Blätter, Kräuter.
calamus, *kōm* I.
calcare, *tā* I.
calceus, *pō-kāt* III, Fuss-Haut.
calidus cf. febris, *žiģia* I.
calor, *tšompek* II, Feuer.
calvus (capilli abscissi), *krān ñiom* I, Kopf neu.
kraine-tno IV wahrscheinlich statt *krān ton-ton* schlechter, hässlicher Kopf.
candela, *karantāin* I.

canere, cantare, *aôaõ-aôaò* I, reden-reden.
grinn II, *taroungri* IV = *taruñri* gleichzeitig tanzen und singen. Auch *ŋtāk* I, II, IV.

capere cf. attingere, *mēn.*
gouèpe IV = *ńep*, hier ist, hier bin ich, hier habe ich.

capillus, *krān-kē* I, II, Kopf-Haar.

capillum tondere, *krān-mān* I.

caput, *krān* I—IV.
Der Zusatz *cat* I = *kāt* Haut.

carbo candens, ?.
tchon peuk prôme IV = *tšompek prām*, Feuer will ich.

caro, *atšim* I, III.
Der Zusatz *bakan* I bed. Vogel.

cauda, *ǵiuk* I, III.
Der Zusatz *inkan* III = *ŋkan* Hund.

celer, *nā-nā* IV.

cera, *pā-ketum.*
pang quékonka II dasselbe. *pōkekat* I = *pō-kāt* Schuhe, Fuss, Haut, Rinde.

cerebrum, *maniak* I.

„ palmarum, *pontiāk-atā* I.

chorda arcus, *nēm žitak* I, II.

cilia, *ketom-kā*, Auge-Haar.

cinis, *ǵiako* I.
inkakon III scheint dasselbe zu sein.

circumdare, ?.
tchik-guera IV = oder *tšek krē* drinnen, hier.

clamare, *pō-kā.*
ong merong I = *aō-merō* stark, laut reden, *kouang* IV wahrscheinlich = *aō* reden.

clarus, *amtšin* I.

clericus, *pai tupan* I.
Vom portugiesischen *pai* Vater (Priester) und dem Guaraniwort *tupan* Gott, für welches das Botocudische keinen Ausdruck hat.

cognoscere, *žaži* IV.

coecus, *ketom-wā*, Auge.
Zusatz *touó* in IV scheint zu stehen statt *ton* oder *ton-ton* „schlecht."

coelum, *tarū* III, IV helles Himmels-gewölbe, auch Wetter, Blitz.

collare (globuli precatorii), *pō-it* I, III, IV.

collare dentibus constans, *pō-ŋ-žūn* Zahn III, IV.

colloqui, *ŋtšo-aō* IV, zusammen (mit) reden.

collum, *ńipuk* I, III, IV.

concubitus (cf. soror), *tšok-tšok* III.

connubere, *kižem-āh*, Haus besorgen, bringen.

comitari, *ŋahrē mū* nahe bei gehen, da *ŋitšo* mū IV zusammen gehen.
indgioré mou IV dasselbe.

considere, *ńep* III, hier sein.
nok heppe IV = *nak ńep*, Erde hier sitzen.

construere tugurium, *kižem topim.*

cor, *hātū* V.
pompeu IV = *pompō*, in der Mitte.

cornu, *krān tiwem* I.

corpus, *kižum.*
vergl. lavare.

cortex, *tšōn kāt* I, Holz, Haut.

cos, *karatū* I.

costa, *ōžek.*
Zusatz *orone* IV = *ōron* lang.

coxa, *keprōtam* I.

cranium hominis, *krān hō* I.

cras, *temprān* II.

crassus, *žekōkan* oder *hā-rāk* es ist breit.
rouou II = *uruhū* viel, *jūipakūūou* III = *žipakižū* gross, *ankupeu-ūpakūou* IV = *ańkupō žipakižū* grosse Anschwellung.

crescere, *maknotō* I.

cribrum, ?.
bacanne-tontône IV = *bākan ton-ton*, Vogel schlecht.

crudus (rudis), *tīp*, I, II, IV.

crus, *māk* IV.

cubitus, *ŋšūyun.*
kekri IV gespalten, bipartitum, Knie, *ingré* II scheint damit identisch zu sein, *kijjink krai* III?

culmus ad conficiendas sagittas, *krak kuǵī* II, Messer klein.

culter, *krak* I, III.

cunnus, *kižuk.*

cur, *kokonim* III.

currere, *mpōrok.*

„ velociter, *mpōrok uruhū*, viel.

„ longe, *mpōrok merō*, stark.

cutis, *kāt* I.

cymba, *tšōn-kāt* I, IV, Baum-Rinde.

da, *ŭp* I.
ah III = bringe, *praimme* III = *prām* wollen, *üock gènes* IV bedeutet wahrscheinlich in gebeugter Haltung bitten. Da nach IV *kekri üock-jok jènes* = genu flexo petere ist.

debilis, *ńeńok* I.

decumbere, *ńep* I.
komè-te-konippe = *kóme-kuip*, liegen, faul.

deficere cf. errare, *žintšik* III.

dens, *žūn*, *kižūn*, I—IV.

deglutire, *nońkut*.
nomm kousse IV ist dasselbe.

desquamare, *ańgrŏk* IV.

deus, fehlt.
tupan ist Guaraniwort für Gott und bezeichnet in Verbindung mit dem Port. *pai* einen Priester.

diabolus, *ṇtšō* I, III, IV.
Bedeutet eigentlich Geist eines Verstorbenen.

dicere, *aõ*.

dies, *tarū*.
po-jaonne IV vermuthlich dasselbe.

digitus, pes, *pō*.
jekke IV = *ǵik* allein, *pō-ǵik* ein Finger, eins (Zahlwort).

digitus primus (pollex), *pō žapū*, Finger-Mutter.
Göttling versteht unter *po jopou*, Zeigefinger und sucht dieses Wort von *joop*, trinken, lecken abzuleiten, also Leckfinger. Dies ist jedoch völlig irrig. Prinz zu Wied, Reise II 318.

digitus secundus, *pō kuruk*, Finger-Kind.
„ medius, *pō žikan*, Finger-Vater.
„ quartus, *pō kuruk*, Finger-Kind.
„ minimus, *pō kuruk kuǵi*, Finger-Kind kleines.

digito tangere cf. perforare, *ātup* IV.

diligens, *kūtip-ńuk* III, faul nicht.

disputatio cf. rixari.

dividere, *ṇtšak* IV.
Der Zusatz *houme* scheint = *kum* Tabak zu sein, der am häufigsten unter die Indianer vertheilt wird.

dolet, *hä-ńērū* I, er ist krank, gelb.

dolor, *ṇgot-ṇgot* II, IV.
gnouk-mouk moua II = *ńik maõ-maõ*, ich krank, krank.

dormire, *kukžūn* I, II, IV.

dorsum, *kutińak* I, II cf. abire.

dulcis, *kōnim-nēk*, oder *ṇkom-nēk*, süsse Sache, etwas Süsses.
cui I, *koui* IV = wohlriechend cf. acidus.

durus, rigidus, *merō* IV.

dux, *krān* III.

edere, *nońkut*, I, IV, *atšim*.

ego, *ńik*.
oti III, IV = er.

emere, fehlt.
Dafür *compra* des Port. comprar, sonst meist dafür *prām*, wollen.

erectus stans cf. surgere.

errare cf. deficere.

evadere, *ṇta* IV, herauskommen (geboren werden).

evacuare cf. finire, *nōyōm* IV.

eventrare, *kuì avō* I, IV, Bauch entleeren.

excrementa, *ńińkū* I.

expergefacere, *merat* I.

exstinguere, *nūkū* I, ausblasen.
exstinctus IV *pojomme* = *noyōm* beendigen.

extendere, remittere, *āpō* IV.

extra, *arap*.
eratte IV, auch in Bedeutung „fort“.

extrahere, *antik*, *nutik* IV.

facies, *mpaõ* III, IV.
Zusatz *katte* IV = *kāt* Haut.

facies barbata, *ṃpaõ-kē*, Haar.

facies imberbis, *ṃpaõ-kē-ńuk* II, Gesicht Haar nicht.
impong jeuk III = *ṃpaõ-kižāk*, Gesicht, Knochen.

falx, *krak-ṇ-tù*, Messer gebogen.

fames, *tū* I.

fatigatus, *rārarāh* IV oder *ṃperā* I, IV.

febris cf. calidus.

femina, *žoknā* I, III.
jopon IV = *žapū*, Mutter.

femur, *mākṇ-žōpok* I—IV.

filius, *kuruk* II, III.

findere, *ampù* IV.

finire, *nōyōm*.

flare, *hū* III.

flavus, *krān-kē ńom* I oder *ńērū* III.

flere, *puk* I.

flexus cf. falx, *tă-tă* IV.
flumen, *watū* I.
taiäck I konnte nicht ermittelt werden.
flumen repletum, *watū hă-mot*, Fluss ist voll, genug.
Dies bedeutet zugleich in I flumen valde profundum est, der Zusatz *zikaram* „sehr".
flumen non profundum, *watū hă-mot ńuk*, Fluss ist voll nicht.
Der Zusatz *mah* I bed. das Ausgehöhlte, das Loch, Oeffnung, also in diesem Sinne auch „Furth"
fodere, *nāk wi*, terra.
Der Zusatz *atā* I bed. stechen *atā*.
foedus, *ton-ton* I, III.
folium, *žām* I, III, auch Rasen, Gras.
folium palmae cf. palma.
foramen, *mah* I, IV.
Zusatz *nak* in IV = *nāk* Erde.
fortis, *žakižam* I.
kmaran, *nankmaran* III soll wahrscheinlich sein *nā-merā* schnell, weit laufen.
fossa sepulcralis *nāk-mah*, Erde, Loch.
fragmentum, *ńin* IV, das kleine Stück.
frater, *kižak* III.
enkack II, nicht erklärbar, *nkāk*, stehlen.
fremit canis, *nkā puk*, Hund weint.
„ crax, *kontšā-hă-hī* I (crax alector).
frigidus, frigor, *ampurū* I, II, IV.
fructus, *tšōn kōn* IV, Baum, Frucht.
fugere cf. evadere, *nta-niri* IV.
fulgur, *tarū-te-merāp* I, *tarū te krī* (Nachahmen des klirrenden Donners).
fumus ligni, *tšōn ankakā* I, IV.
funis arcus, *nēm žitāk* IV.
furtum committere, *nkāk* I, IV.

gemere, *nak-tū*.
nohon I = *nŏhon*, Ohr.
genitalia viri, *kižuk* III.
„ fem., *kižū* II, III.
genu, *nākeriniam* I, cf. patella.
kekri III, IV, cf. articulus, cubitus.
genu flexo petere, *kekrī ūok* IV, cf. dare.
gibbus tumor, *mōyōn* IV.
gravida, *kuā hă-rāk*, venter est crassus.
šipi I von Thieren gebraucht.
guttur, *krek-šam* IV.
In Fellner's Vocabular *krischam*.

habere, ?.
ankoui - amenoick III = *ankuī - amnuk*, genug nicht, d. h. es giebt noch etwas, ich habe etwas, vergl. Regnault bei Castelnau, Voy. VI, 259. *nakasi* IV kann nicht richtig sein, da der Conson. *s* der Sprache fehlt.
hallux cf. digitus, *pō žapū*.
hamus, *muk-nā* IV.
mutung I scheint dasselbe.
herba cf. folium.
herba nicotiana fumatoria, *kūm*
ist das Portugiesische *fumo*, das *f*, welches der Botocudensprache fehlt, ist durch *k* ersetzt.
hic, haec, hoc, *tokonim*, *kum*, *pā* III.
hic loci, *krē* III, IV.
hodie, *temprān* III, der Morgen.
homo, *šamnahā* oder *wahā* IV.
gnuk I = *ńuk*, mein, *gniok* II = *ńik*, ich.
homo albus, *kāraī*,
übernommen aus dem Guarani. *pai* I ist Portugiesisch. *pai*, Vater, Priester.
homo aethiops, *kāraī* oder *šamnahā χēm*, Mann schwarz.
homicida, *numpok-žaži* IV, zu tödten wissen.
horrere frigore, *terōrō*.
aerā I scheint dasselbe zu sein.
hostis, *timańkī*.
huc, *nī* I.
humerus, *knaō* II, III, IV.
nikmaknok-gniak scheint mit *ńimāk*, Flügel, zusammen zu hängen.
humidus, *ńot* I.

i, ire, *mū* IV.
tang III wahrscheinlich = *nā*, schnell.
i cito, *mū nā*.
nank-nank-ti III = schnell- schnell- er *(oti)*, *nank meron outi* IV = *nā merā oti*, schnell-sehr (weit)- er.
ictus, *nup maō* I, IV.
ignis, *tšōmpek*, scheint zusammengesetzt mit *tšōn*, Holz II, III.
ignis exstinctus, *tšōmpek kwām* II, Feuer fort.
ignis suscitabulum, *nūketok*.
nomna I scheint zu sein: *ńom-nā*, Sand.
ignotus, *tokonim* IV, dieser.

illuminare, *numpruk* I, anzünden.
to kon ampruk IV würde heissen wörtlich: „dieses kalt", scheint aber missverständlich gesetzt zu sein für *tšõn numpruk*, Holz anzünden.

imitari, ?.
nãhã III bedeutet springen, cf. salire.

implere, *ntšek* III, hinein machen.

incubare cf. partum edere.

incurvus, *ntã* I

in, *pompö* IV, inmitten.

inde cf. apud, comitari.

indumentum penis, *žũkan* I.

infans, *kuruk-ńin* I, IV, Kind, kleines.

innuere, ?.
kniakelit I = *ńakerit* ausspeien, vergl. spuere.

insula, *nãk muniã pompõ* IV, Land-Wasser-Mitte.

intelligere, *žažī*.

intestina, *kuã õron* I, Bauch, langes.
jotang IV, vielleicht = *ntã*, das Gekrümmte, Gewundene.

intrudere cf. fodere, *nãk atã tšõn*, Erde-stossen-Holz IV.

ira, *tikerã* III.
jiakjèiues IV = *žakižam*, wild, erzürnt.

ire, *mũ* I, IV.
i cito, *ank meron outi* III = *nã mero oti*, schnell-sehr-er.

i lente, *mũ ninok* I.

is, ea, id, *tokonim*, *kum pã*.
hã I ist impersonale „es ist", *anschuk* IV = *antšuk* du, ihr.

jacēre, *nãk-tã*, Erde-gekrümmt, d. h. am Boden liegen.

jacĕre, *nańrī* III, IV.
naktan II = *nãk-tã*, jacēre.

jaculari lapidem, *takruk nańri* I, III, IV.
caratung I = *karatũ*, Schleifstein.

jejunus, *kuã-hã-mah* I, Bauch ist Loch (hohl).
tchine nuk kuang IV = *atšim-ńuk-kwã*, Speise nicht Bauch.

jocus, *nõyut* IV, eigentlich Kraftspiel, Ringkampf, vergl. luctatio, vis.

jugum montium, *krak-žũn* IV, Messer, Zahn, also wie port. und span. *serra*, *sierra* Säge, Bergkette.

juvenis, *orã*.

labium, *ńimã-kãt* II, Mund, Haut.
kijink makatte III = *kiǵī-mãh-kãt*, Nase-Oeffnung-Haut, also Nasenflügel.

Bei St. Hilaire *himp-mãh*, Loch.
ketomp makasse IV = *ketom-mãh-kãt*, Augen-Loch-Haut, also Augenlider; vergl. *os*.

laborare, laboriosus, *kũtip-ńuk* IV, faul nicht.

lac, *põkri-pãrak* I, IV, Kuh-Milch.

lacerare, *nũńõ* I.

lacrima, *ketom-muniã* I, Augen-Wasser.
pukpuk IV, weinen.

lacrimat, *hã-puk* I, er weint.

lapis, *takruk* IV.
caratung I = *karatũ*, Schleifstein.

latus est, cf. crassus, *hã-rãk* I.
ankoupa iipakijou IV = *ańkũpõ žipakižũ*, Gipfel hoch, gross.

lavare, *kũrī*.
Der Zusatz *kijoumme* I, IV = *kižum*, Körper.

lignum, *tšõn* I, III.

lignum siccum, *tšõn kwãm* II, IV. Holz, todtes.

lignum ardens, *tšõn kerõ* I.

lingua, *kžiǵiok* I—IV.

longus, *õrón* I, IV.

loqui, *aõ* I, IV.
angueppe merò III, wahrscheinlich = *aõ merõ*, laut reden.

luctari, *nã-mẽn* IV, schnell fassen.

luctatio, *nõyut nańri* III, Spiel, werfen, ringen.

luna, *kmuniak* II, III, IV. Das eigentliche Wort.
tarũ I, II, bedeutet „der helle Himmel", sowohl Mond- als Sonnenlicht und durch Blitz erhellte Nacht.

luna plena, *tarũ žipakižũ* I.

luna prima, *tarũ karãpok kuǵī*, Mond-Beil-kleines; die Hörner des ersten Viertels andeutend.

luna dimidia, *tarũ kãrapok*, Mond-Beil, Halbmond.

luna nova, *tarũ χẽm*, Mond dunkel.

macer, *kńā* I, III.
gouène IV scheint dasselbe zu sein.
macrescere, *kńā oti* IV, mager er.
madere, *ńiot* I.
magnus, *pakižū* oder *žipakižū* I, II, III.
toureutoun II wahrscheinlich = *uruhū*, viel.
malus, *ton-ton* I, IV.
ijack-jaimes III = *žakižam*, wild, tapfer.
mamilla, *kupá* IV?
wahrscheinlich identisch mit *ankupō*, Erhöhung.
manus, *pō* I, III.
„ dorsum, *pō kutińak* II.
„ palma, *pō-ńī* I.
„ vacua, *pō kūrī*.
antchouk bokouri IV = *antšuk pō kurī*, ihr Hand rein, leer.
mare, *watū žipakižū* III, IV, Fluss grosser.
magnanārāck I = *muniā hā rāk*, Wasser ist ausgedehnt.
maritus, *wahā* I.
mater, *žapū* I—IV.
jokanne III = *žikan*, Vater.
medulla opium, *kižāk yōtom* I.
mel, *pā* II, III, IV.
membrum virile, *kižuk* I.
mentiri, *žapūin* I.
meridies, *tarū pompō ńep* IV, Sonne Mitte steht.
mingere, *mim-kiā* I, IV, cf. urina.
mollis, *ńim-ńiot* I.
mons cf. jugum montium, *krak ańkūpō* III, *župik* III, IV.
mordere, *kōrop* I, II, III.
Der Zusatz *gro* III, *nkrō*, perforare, vulnerare.
mori, mors, mortuus, *kuēm* I—IV.
morsus, *kōrop*.
Der Zusatz *encarang* I = *nkarā*, Schlange.
multum, *uruhū* I, III, IV,
adjektivisch *djipakion gorou* II = *žipakižū*, gross,
oder *nańhuitn*, viel, adverbiell.
gnorou, wahrscheinlich = *uruhū*.
mulier, *žokenā* I.
mundare, *kurī*, IV, vergl. lavare.
mungere, *kiģin kūrī* I, Nase reinigen.

mutare cf. reddere.
mutilatus, vergl. vulnerare, tundere.
po tikke IV = *pō tšek*, Fuss gestossen, durchbohrt. *po mou mou* IV = *pō maō-maō*, Fuss krank.
mutire, *aō mek-mek* IV, reden wenig, abgerissen.
mystax, *ńīmā-kē* II, Mund-Haar.

nares, *kiģin-mah* I—IV, Nase, Loch.
nasci, *nta* IV.
nasus, *kiģin* I—IV.
„ curvus, *kiģin-n-tā* I, Nase gekrümmt.
nasus rectus, *kiģin prū*.
natare, *kūum* I—IV.
Der Zusatz *jagi* IV = *žažī*, wissen, also „ich kann schwimmen".
nebula, *tarū ńom* I, Himmel neu (grau).
necessarius, *amnim*.
nemo, nunquam, *mām* IV.
nescio, *žažī ńuk*.
mamme III = nemo, nunquam.
nidus, *bakan-kižēm*, Vogel-Haus.
tinenun I wahrscheinlich = *kižēm*.
niger, *χēm* I.
Der Zusatz *kéré* III = *kran* Kopf.
nihil, *ańkuī* III, IV, es ist fertig, d. h. zu Ende, genug, nichts mehr.
mame IV = nemo nunquam.
nolo, *prām ńuk*.
amnŭk I = nein.
non, *ńuk*, oder I, III, IV *amnŭk* (nein).
novus, *ńom*, cf. albus.
Das Wort scheint auch „grau" zu bedeuten.
nox, *tarū-te-tū* I, Hand (Zeit) des Hungers.
toroutu ampkouin II = *tarute tu ańkwī*, Nacht ist zu Ende.
nubere, *kižēm-āh*, nach Haus tragen, ins Haus führen.
nubes cf. nebula.
parū I Druck- oder Schreibfehler, statt *tarū*, möglicherweise aber auch dialektisch.
nuere capite, *krān-apmah*.
cann I wohl Druck- oder Schreibfehler, statt *krān*.
nuntiare, *aō*.
has IV scheint dasselbe zu sein.

obscurus, *ampim* III, IV.
occiput, ?.
nigregnaon II = *ņkrē knaō*, „hier ist Arm". Wahrscheinlich erhob der Fragende den Arm, nach dem Hinterkopf zeigend. Der Wilde, diese Bewegung missverstehend, antwortete statt „Hinterhaupt" mit „Arm".
oculus, *ketom* I—III.
oculum aperire, *ketom amruk* I.
odi (non velle), *prām amnuk*, wollen nicht,
in IV fälschlich durch ein Komma getrennt.
olere, *kuī* I.
ornamentum aurium et labiorum, *ńīmātok* II.
os, oris, *ńīmā* I.
ketom-mah I = Augenöffnung.
os, ossis, *kižāk* I.
ovum, *ņkū* II.
„ gallinae, *a-a-ņkū*.
„ avis, *bākan-ņkū* I.

palpebra, *ketom-kāt* I, III, Augen-Haut.
partum edere cf. incubare, *kruk-ńin ņta kuā* IV, Kind klein Bauch.
parum, *pōģik* IV, einer, allein. Auch *mek-mek* parvus.
parvus, cf. brevis *kuģī* I, II, *mek-mek* I—IV.
patella cf. genu.
pater, *žikan* I—III.
pati, *tšek* IV.
paucus, *amńuk* I, nichts.
pectus, *mim* I—III.
perforare cf. tangere digito, *ātup* IV.
angro IV = *ņgrō*, vulnerare.
pes, digitus, *pō* I—IV.
pedis digiti, ?.
„ dorsum, *po kutińak* II.
„ planta, *pō ńī* I, II.
„ unguis, *pō-krān* I, II, Fuss-Kopf.
Zusatz *kenat* I vergl. unguis.
pedes dolentes, *pō žiģia*, heiss, kochend.
pellis, *kāt* I, III, IV.
persona ignota, ?
krain-toin-nuk-kuang IV = *kran-tokonim-ńuk kuā*, Haupt dieses nicht Bauch.

petere sclopeto, *pū apū* I.
„ sagitta, *važik nutā*.
petere cf. dare.
piger, *kamnuk* I, *kutip* III.
pingere, *nočū* I.
pinguis, *kōkan* II, IV.
piscis, *impok* oder *ņpok* I—IV.
piscari (sagitta petere piscem) *impok atā* I, Fisch durchstechen.
awuk I = *avō* ausnehmen, eventrare.
plaudere, *pō ampā* I, Hand zusammenschlagen.
plenus, *mat*, *mot* I, IV, auch = satis.
kuang III = *kuā*, Bauch.
plorare, *puk* I, IV.
aouin III, wahrscheinlich onomatopoetisch.
pluma cf. ala, *ńimāk* I, IV.
bacaune-ke IV = *bākan kē*, Vogel-Haar.
pluvia, *muniā pö* I—III.
pollex, *pō žapū* II.
porro, *mū merō* I, gehen stark.
mou katian oder *mou katignan* cf. abire.
post cf. prope.
postridie, *tarū uruhū* III, Morgen viele.
praeterire, *nahrā mū* IV, dabei gehen.
precari, *tūpan nāhā* III, Gott erheben.
prehendere, cf. sumere.
premere, cf. rigidus, *mēn apmerā* IV, fassen, starr, fest.
prope, propinquus (post, ante, apud, retro) *nahrē* I, Grundbedeutung: bei, in der Nähe.
gnaré IV, prope — *inedyoré* IV post, dasselbe.
prurire, *ņkurū* I.
pubes, *kižuk-kē* II, Scham-Haar.
pudet, *tikerök*.
pugnare id est frangere arcum ante tentorium, *kižēm tā nēm* IV.
pulcher (bonus), *erehā*, wahrscheinlich eigentlich = *hā-rehā* I, III, IV.
Zusatz *kitomme* III = *ketom*, Auge.
pulvis ignifer, *pū žakū*.
gningcú I wahrscheinlich damit identisch.
pungere, *nuńkorō* I.
purus, *nuńkro*,
kuring I = *kūrī*, waschen.
pus, *pantšik*, cf. vulnus.

putamen, putere, putrescere, *wām* I, IV.
oua II wohl dasselbe.

radere pedibus terram, *nák awit* I.
radix, *kiģitā* I.
tchonne jitak II scheint = *tšōn kiģitā*, Baum, Wurzel.
rami, *tšōn māk* III, Baum, Knochen.
rectus, *tā* I.
chè IV scheint dasselbe.
reddere, mutare, *up* I.
hoppe mou IV — *houp moune* IV = *up mū*, tauschen gehen.
relinquere, remittere, laxare, *āpō* IV.
empaun II scheint dasselbe.
respondere, *aō* IV.
restare, manere, *mēn*.
Zusatz *gnek* II = *ńik*, ich.
retentus cf. surgere
retro cf. prope.
ridere, *hā* I, II, IV.
rigidus cf. premere.
rivus, *watū* III.
rixari (disputatio, iratus), *žuik-žuik* II, III, IV.
rostrum, *žiun* I.
djige IV scheint dasselbe zu sein. Zusatz *bakan* IV = Vogel.
ruber, *prukukū* III.
tiongrān I = *tšon krān*, die Frucht der Bixa orellana, welche den Wilden zur Bereitung der rothen Farbe dient.
rudis cf. crudus.
rugire, *hū* I.
angroni IV wahrscheinlich = *aō-merō*, laut, heftig reden.

sabulum, *mū-ńā*.
nak III = Erde.
saccus, *tā* I, II.
Zusatz *giokaun* II bedeutet Weib.
sagitta, *wažik* II, III.
sagitta pro aviculis, *wažik bakan numpok* I, Pfeil Vogel tödten, oder auch *muk-ńiak*, Name des Holzes (*catinga do porco*), aus dem der Pfeil verfertigt wird.
sagitta pro bello, *wažik kōm*, Pfeil-Rohr, d. h. dessen Spitze aus dem Rohr *taquarussú* hergestellt ist.
sagitta cum uncis (für Krieg und gegen grössere Jagdthiere), *wažik žikpok* (Spitze aus dem Holz der *Brejanba*-Palme, Astrocaryum Airi).
sagitta petere, *wažik nuńgrī* I (zum Spiel).
salire, cf. imitari, *nāhā* I.
saliva, *ńima-ńiot* I.
saltar, *ańkūpō tšōn* IV, Gipfel, Wald.
saltare cf. cantare, *ņtāk* I, II, IV.
Zusatz *taru* in IV bed. Zeit, d. h. jedesmal die Nacht.
saltatio, *taruńrī* III, IV, scheint zusammengesetzt aus *taru-nuńrī*, Zeit zu tanzen und zu singen; beides geschieht immer gleichzeitig, so dass die Wörter dafür *nuńrī*, *ņtāk* promiscue gebraucht werden können.
sane, recte (Partikel der Bejahung), *ā-ā* (sehr kurz, eigentlich gar keine articulirten Laute, sondern zwei scharfe, schnell auf einander folgende Inspirationen, ähnlich unserem *hm, hm*, aber weit schärfer und lauter).
rik II — *hemhem* III geben diesen Laut nur sehr unvollkommen wieder.
sanguis, *komtšāk* I, II.
sapere cf. scire.
satis, *emot*.
scabere, *nōrā*.
kiagan tjep I wahrscheinlich *ģiako ńep*, „Asche hier ist", wonach der Fragende, um das scabere deutlich zu machen, in der Asche gekratzt hatte.
scabies, *ńiχmańkut* IV, steht in I unter variola.
scindere (cf. fissus), *ampī*.
Zusatz *kone* III = *kōn*, Frucht.
scire, sapere, *žažī* III, IV.
securis, *karāpok* I.
krakma III = *krak*, Messer.
senex, *makńam* I, IV.
sepelire, *nāk-mah-tšek*, Erde Loch drinnen, bohren.
sero cf. sol, *taru-ńin* IV, Sonne klein.
serpens, *grō* III, IV.

sibilare, *wāh*, onomatopoetisch *ampä*.
siccus, *nūmtšä* I.
gitchenk IV wahrscheinlich dasselbe.
sidera, *to-meräp*, scheint, blitzt.
tom hette III, IV scheint dasselbe.
signum, *pō ńep*, Hand, Fuss hier.
po hette IV = *po ńep*. Das *p* am Ende wird bei denen, welche Lippenpflöcke tragen, leicht undeutlich.
silva, *tšon ūruhū* I, Bäume viele.
sinus, *pārak* II, III, Euter.
kupa IV = *ańkupō*, Erhöhung, also insofern auch weibliche Brust.
sitiens, *muniâ prām* IV, Wasser wollen.
sociatim, *pantō* IV, alle.
sol, *tarū te pō* III oder *tarū tšompek*, heller Himmel, Feuer I, II, IV.
sol oriens, *taru te ńin* I, Sonne klein, auch für die niedrigstehende Abendsonne gebraucht, vergl. sero.
sol meridiei, *tarū pawī*, Sonne hoch, auch *taru ńep* I, Sonne steht.
sol occidens, *taru te mū* I.
solus, *po-ģik*, d. h. Finger allein, auch = 1 III, IV.
bokourin IV = *pō kurī*, Hand rein, d. h. wenig oder nichts in der Hand habend. *mōkenam* I = *mōkenam*, Kopflaus.
soror, *kižak* II.
kgi-cutā I = *kižuk kutā* actum facere, von *kižuk* cunnus.
speculari, *ni-ketom* II, Auge, über *ni* vergl. Grammatik.
spina, *tākan* I, IV.
spiritus vini, *muniā krok* I, Wasser bitter, scharf.
spuere, *χōm*, *ńake γit* IV.
stillare, *muniâ žū*.
magnan kniu I = *muniā ńin*, Wasser wenig.
strabere, *ketom ton-ton*, Auge schlecht.
sternutare, *nāk ńin* I, II.
stomachus, *žukupū ńim*.
cuang mniack I soll wahrsch. heissen *kuā ńak*, Bauch mein. *pompeu* IV = *pompō*, die Mitte (des Leibes).
sub, infra, *žok* IV (?).
subtus, *pawī* I.
sudor, *amtšā*.
cucangcui I = *kukā kuī*, etwas stark riechendes.
sugere, *äk* I.
Zusatz *kiaka* I bed. Kleidung, Wäsche.
sumere, prehendere, *pē* III, IV.
supercilia, *kan-kē* I—III, Stirn-Haar.
supra, *pok* IV (?).
surdus, *aô ńuk*, reden nicht.
impao munt IV dasselbe.
surgere, cf. retentus, erectus, *mū him* IV.

talus, *pō kekrī* III, Fuss, Glied (gespalten).
telum pyrium, *pū* (Schall nachahmend).
„ duplex, *pū uruhū*, Flinten viel.
tempus matutinum cf. sol oriens.
tempestas, *taru žakižam* IV, Himmel wild.
tendere arcum, *nēm pamū*.
neem gita I = *nēm žitak*, Bogen, Sehne.
tenuis, *nōp*.
nnin I = *ńin*, klein, kurz.
terere cf. desquamare, *akrōk* IV.
tergere, *nūmaō* I.
terra, *nāk*, I, III, IV.
toron chompek II = *taru tšompek*, Sonne.
tibia, *žāk merūm*.
„ fistula, *kèkrok ampä* IV, Rohr-Halm, Blasen.
timeo non, *arinō*.
tonat, *taru te krī*, onomat.
ingri IV scheint identisch mit *krī* zu sein.
tonitru, *taru te kuô* I, onomat.
torou djipanion II = *taru zipakižu*. Himmel gross, d. h. grosses Wetter. Häufiger wird dafür gesetzt, *taru žakižam*, wilder Himmel, Gewitter.
totus, omnes, *pantō* III.
trahere, vehere, *nuń χōrot* I.
tristis, *pompō takrek* III, Herz unzufrieden.
trulla, *kodn*.
tu, vos, *antšuk* III.
oti III = er.
tumor, *ańkūpō*.
apugnion II dasselbe.
tundere, *tšik*.
tussis, tussire, *ūhūm* I, II. onomatop.
kekrek II scheint ebenfalls onomatopoetisch zu sein.

ubi, *akrē* (*okrē*), *krē* IV.
umbilicus, *ńik-nu-ńik* I.
unguis, *pō-krān-kāt* II, Fuss-Kopf-Haut.
moraine katte.
unus, *pōǵik* I.
mōkenam vergl. solus.
urere, *hū*.
urina, *mim-kiā* I.

vacuus, *mah* I, Loch.
vadere (per vadum ire), *mū muniā mah* I, gehen, Wasser, Loch.
valde, *żikāram* I.
variola cf. scabies.
vas aquae e calamo, *kekrok* I, cf. tibia
vehere cf. trahere.
vena, *pō-nim-ńit* I.
venaesectio, *kanotiok* I.
venari cf. caedere.
veni (huc), *nī* I.
mou era II = *mū ņkrē* (*krē nī*), gehen dorthin (wohin).
venter, *kuā* I.
venter valde plenus, *kuā żipakižū zikaram*, Bauch gross sehr.
venter dolens, *kuā ńerū* I, Bauch gelb (krank).
ventus, *tarū te kuhū* I.
verber ad aures, cf. ictus.
verruca, *kiā*.
verus, veritas, *mupā*.
źa pūin amúnk I, Lüge nicht.
veru, *tšōn merāp* I, Holz spitz.
vesper, *tarū te mū* I, Sonne geht.
vestigium, *pō ńep* I, Fuss hier ist.
vetus, *makńam* I.
via, *mayokōm*, *mporō* I, IV.
videre, *pīp* I, *ńikut* im Sinne visitare.
niketōn II = *ketom*, Auge.
vir, *wahā*.
viridis, *χēm* III, dunkel.
vis cf. luctatio.
viscera, *kwā-ōron*, Bauch langer.
vitellus (ovis), *ńak* I, (vaccae) *pō kekrī ńak*.
volvere, *nurat*.
vulnerare, *ņkró* IV, cf. perforare.
vulnus, *nak* III, IV.
" stillans pus, *pantšik žū-žū*, Eiter tröpfelnd III.
vulnus pure plenum, *pantšik-mot* IV, Eiter genügend voll.

Animalia.

alligator, *ā-ehā*, onomatopoetisch.
anas moschata, *katapmū* I, III.
mpacaun II = *bākan*, Vogel.
anguis, *ņkarā* I, *ņkrā*.
apis, *pā* III, IV.
aranea, *ańkōrī* I.
katmerak III = *kat-merak*, Krebs.

boa constrictor, *kuā žipakižū* I, Bauch langer.
grak nipokioum II = *ņgrā żipakižū*, Schlange gross.
bos, *pō kekrī žipakižū* I—IV, Fuss gespalten, gross.
bocling I = *pokrī* ist corrumpirt aus *pō kekrī*. Alle Thiere mit gespaltenem Huf werden so bezeichnet.
bovis cornu, *krān tiwem* I.
bradypus, *ihū* I, onomat. = *Ai*, das Geschrei des Thieres nachahmend.
cancer, *katmerak* IV.
canis, *ņkan*, dasselbe wie das Portugiesische *cão* I, III.
inbaon IV soll wohl onomatop. sein.
cassicus cristatus, *bākan χēm*, Voge schwarz.
cervus, *pōkekrī* II, cf. bos.
pocling I — *mokrī* III dasselbe.
coelogenys paca, *akōron* I, III.
columba, *kōwen* I.
cophias jararaca, *ņgrā*, Schlange.
corvus, *ampō* IV (*urubu*), Aasgeier.
crax, *kuntšā* I.
crotalus horridus, *kuā-kuā* III, Bauch-Bauch, d. h. Schlange.
culex, *pōtā* I, *ńekwā*.
kappe IV = *kap*, Fliege, Bremse.

dasyprocta aguti, *merak ńin*.
magnace III = *merak, monhakin him* b. FELDNER.

dasypus, *kuntšū* I—III.
„ gigas, *kuntšū kōkan* I, fett, dick.
dicotyles labiatus, *kurāk* I, III, IV.
dicotyles torquatus, *hokwā* I, II, IV.
didelphys, *ṇtšū ṇtšū* I.

equus (asinus), *krān žūn*, Kopf-Zähne.
bacann niang corok I ist sinnlos, wahrscheinlich auf einem Missverständniss beruhend. *bākan*, Vogel, *muniā korok*, Schnaps, *cachaça*.

falco, *ạh* II.
ampō I = corvus oder urubu.
felis, *kūparak kuǵī* IV, klein.
„ concolor, *kupārak* I.
formica, *pelik nāk* I.

gallina, *a-a* (sehr kurz hervorgestossenes *a*) III, IV, aber ohne Aspiration.
helix, *ńokwāk* I.
hydrochoerus capivara, *ńim-pon* I, III, IV.
hystrix, *akōro yō* I, III.
musca, *kap*.
kook II wahrsch. dasselbe.
mycetes ursinus, *kūpīlik* I, III, IV.
myrmecophaga jubata, *kuiā* I, III.
„ minor, *kuiā kuǵī* I.
nasua socialis, *žak-žek* IV.

ovis, *pōkekrī kuǵī* I oder *mäh-mäh*, onomat.
palamedea cornuta, ?.
papilio, *parin*.
penelope leucoptera, *pō-kōrī* I, III.
perdix dentata, *atārat* I.
picus, *ā-ā* I.
psittacus (arara), *tātāran* II, III, IV.
hatarat I = perdrix.
psittacus conurus, *krākia* II, III.
pulex, *ńekwān* I, auch Moskito.
simia cebus, *ǵerā* I, II, IV.
iraho III dasselbe.
simia miriki, *kupō* I, III.
sus, *kurāk* I, IV.
tabanus, *kap* III.
tapirus americanus, *kuprā* II.
moupran III, IV, dasselbe.
tinamus brasiliensis, *ańkorok* I.
testudo, *korotiok* I, IV.
trochilus, *morok ńū* I.
vacca cf. bos, *pō-kekrī-žapū* III.
vespa marimbondo, *tōkon*.
pang — nonion I, *pang* = *pā*, Biene.
vespertilio, *ńaken āt* I.
vitulus, *pō kekrī kuruk ńin*, wörtlich: Fuss gespalten Kind klein, oder *pō kekrī ńiak*, das aus dem Rind Gezogene.

Plantae.

ananassa silvestris, *manan* I.
astrocaryum airi, *žik pok*.
bambusa, *tekrok* II.
bixa orellana, *tšon krān* IV.
cocos, *ororō* I.
„ nucifera, *pōntšāk* I.
convolvulus batata, *erehā* (sic).
faba nigra, *žawatā*.
joanta II dasselbe.
farina maniocea, *ōē*.
musa paradisiaca, *žipokan* III, IV.

nicotiana tabacum, *kūm*, das Portug. *fumo*; auch *ām*.
anguinang, anganan III, *gniunang*, vielleicht = *ām*.
saccharum, *kōnim-nēk*, etwas Süsses (eine Sache).
kamerine, kitomnik IV scheint dasselbe.
urtica, *akạn*.
zea mais. *žawatī*.
jaonirun wohl dasselbe, in Zusammensetzung mit *ńerū*.

Sätze.

Ich reise fünf Tage.
ńik žām tarū temprān-temprān.
ich reise Tag morgen morgen (fünfmal wiederholt mit erhobenem Finger).

Ich reise, um meine Verwandten zu besuchen.
ńik žām ńikut kižak žańkrūn.
ich reise sehen Verwandte alle anderen.

Auf Sturm folgt Regen.
tarū žakižam muniā pō nahrā.
Himmel wild Wasser Regen nahe.

Er stieg zu Pferde, dasselbe bäumte sich, er fiel herab.
oti krån-žūn hēb nāhā-nāhā oti nāk
er Pferd steigen springen springen er Erde
nahrāk.
fallen.

Was bedürfen wir zur Reise?
amnim nkom prām žām.
nöthig was wollen reisen.

Ich schlief schlecht wegen der vielen Moskitos.
ńik kōm ton-ton ńekwām nańhwit.
ich liegen schlecht Mücken viel.

Bring trockenes Holz Feuer anzumachen.
tšōn kuem āh erēńi
Holz todtes bring hierher.
tšompek ampruk.
Feuer anzünden.

Die Weissen haben harte Köpfe, nicht kennen sie die Sprache der Botocuden.
karaī krån merō būrū nikmī žažīńuk.
Weisser Kopf hart Botocude Sprache kennen nicht.

Gesang beim Tanz.

Chor: *nām žapū orā nkāk amńuk.*
Weib jung stehlen nichts.
ein Weib singt: *ńik pram ńuk*
ich ich will nicht (stehlen)!
capitaõ (port.) *arinô.*
Der Häuptling hat keine Furcht.

VIII. Craniologisches.

Bis vor zwei Jahrzehnten war die Zahl der wissenschaftlich beschriebenen Schädel und Skelette von Botocuden eine sehr geringe. Selbst der *Thesaurus craniorum* von Davis zählt nur 5 Schädel auf.

Der erste nach Europa gekommene ist wohl der, welchen der Prinz zu Wied der Sammlung Blumenbach's überwies. Er wurde abgebildet und beschrieben in den Decades craniorum, sowie im zweiten Bande des Reisewerkes des Prinzen. Auch Morton nahm ihn in seine Crania americana auf. Lange Zeit galt dieser Schädel als Typus seines Stammes, bis endlich mehr und mehr bezweifelt wurde, ob er als normal zu betrachten sei. Die bisher von ihm publicirten Abbildungen zeigen nehmlich manches vom gewöhnlichen Typus abweichende. Die Schädelkapsel erscheint auffallend hoch und kurz; die Stirn weniger fliehend, das Hinterhaupt weniger vorspringend als wie wir es bei anderen Botocudenschädeln finden. Namentlich aber ist der Unterkiefer ausserordentlich kurz, so dass er vom Oberkiefer um ein Beträchtliches überragt wird.

Diejenigen Autoren, die nur diese carrikirten Abbildungen zu Gesicht bekamen, sahen bald, dass die weiterhin untersuchten Schädel keineswegs derartige Bildung zeigten. Jeffries Wyman, der einen von Hartt ihm zugesandten Schädel von S. Matheus beschrieb, betont die grosse Verschiedenheit zwischen letzterem und dem Blumenbach'schen. Während jener einem wohlgebildeten Amerikaner angehört habe, sei dieser einem Affenmenschen zuzuschreiben[1]).

Lacerda und Peixoto[2]) behaupten sogar, dass der soweit zurücktretende Unterkiefer gar nicht zu dem Schädel gehöre, obwohl die Schilderung,

1) Hartt a. a. O. 587.
2) Arch. d. Mus. nac. 1876 pg. 50.

welche der Prinz von der Exhumirung des Skelets giebt[1]), keinen Zweifel hieran aufkommen lässt. Kein Wunder, dass man sich allmählich daran gewöhnte, diesen Schädel für pathologisch oder doch für eine anatomische Curiosität zu halten. Sogar BLUMENBACH, der ihn selbst untersucht hatte, meinte, der Schädel ähnele mehr dem eines Orang-utans, als die Negerschädel seiner Sammlung!

Nachdem ich Gelegenheit gehabt, das Präparat selbst in Augenschein zu nehmen, kann ich bestätigen, dass es ein durchaus normal gebildeter Botocudenschädel ist, der sich in allen Merkmalen den bis jetzt bekannten anschliesst, nur etwas sehr hoch ist. Namentlich ist der Unterkiefer durchaus nicht verkürzt; er erscheint nur so auf den Abbildungen, weil ihm die vorderen mittleren Incisivi fehlen. Die Alveolen derselben sind völlig verödet, statt ihrer hat sich eine scharfe Schneide gebildet. Der Alveolenrand ist an dieser Stelle in seiner ganzen Höhe atrophisch und erscheint wie eingedrückt. Dass diese Veränderung der Einwirkung des Botoque zuzuschreiben sei, wie bereits BLUMENBACH vermuthet, ist sehr wahrscheinlich, zumal sich auch bei anderen Schädeln ähnliches findet, z. B. bei No. 6351 der Berliner anatomischen Sammlung.

Der Schädel, welchen AUG. ST. HILAIRE in der Provinz Minas geraes erworben und dem Pariser Museum übergeben hat, gehört nach REY nicht einem Botocuden, sondern vielleicht einem Tupi-Guarani an[2]).

Gegenwärtig hat das Schädelmaterial sich so bedeutend vermehrt, dass wir uns bereits ein ziemlich vollständiges Bild der craniologischen Charaktere dieses Volkes machen können. Alle grösseren Sammlungen Europas besitzen jetzt ein oder mehrere Specimina, auch das reiche Material des Museums in Rio ist durch die Publicationen von LACERDA und PEIXOTO der europäischen Gelehrtenwelt zugänglich gemacht worden.

In ihrer Abhandlung: „Contribuçoës para o estudo anthropologico das raças indigenas do Brazil (Archivio do Museu Nacional, Rio de Janeiro 1876 I)" beschreiben die beiden brasilianischen Forscher 9 indianische Schädel, von denen jedoch nur 5, nehmlich 3 ♂ (No. 3, 4, 6) und 2 ♀ (No. 2, 5), unzweifelhaft botocudische sind. No. 1 aus einem Höhlengrabe bei Babilonia (Provinz Minas) stammend, wird zwar gleichfalls als Botocudenschädel bezeichnet, gehört jedoch, ebenso wie der in einer Höhle bei Macahé an der Küste gefundene Schädel No. 8[3]), unzweifelhaft einem anderen Volke an. LADISLAUS NETTO schreibt den letzteren den Goytacazes oder Coropos zu, doch halte ich es für wahrscheinlicher, dass alle Höhlengräber dieser Gegenden des Küstenlandes und der südöstlichen Grenzgebirge von Minas von Tupistämmen angelegt worden sind. Die Art der Bestattung und die gefundenen Beigaben sprechen entschieden dafür.

Von den übrigen Schädeln gehört einer (No. 7) zu den von LUND in

1) Prinz zu WIED, Reise I, 355.
2) REY, Botocudos 40. vergl. dagegen QUATREFAGES et HAMY, Crania ethnica 476.
3) Die Verfasser bezweifeln übrigens die Rassenreinheit dieses Schädels. a. a. O. pg. 72.

der Höhle von Sumidouro bei Lagoa santa aufgefundenen, auf die ich am Schlusse noch zurückkommen werde.

In neuester Zeit hat PEIXOTO eine noch umfangreichere Abhandlung in demselben Archiv (Bd VI, 1884) veröffentlicht, in der 6 männliche und 4 weibliche Botocudenschädel sehr eingehend beschrieben werden. Von den weiblichen Schädeln ist jedoch einer (No. 8), aus der Provinz Santa Catharina stammend, keinesfalls ein wirklich botocudischer, sondern rührt von einem der dortigen Stämme her, die wegen ihrer Lippenzierrathe zwar gleichfalls Botocudos genannt werden, aber mit den hier zu behandelnden eigentlichen Botocudos des Küstengebietes Mittelbrasiliens nicht das mindeste zu schaffen haben.

Da diese beiden Arbeiten, besonders die vortreffliche letztgenannte, in Europa wenig bekannt geworden sind, so werden sie im Folgenden vorzugsweise Berücksichtigung finden.

Von neueren europäischen Abhandlungen sind zu nennen: CANESTRINI E MOSCHEN, Sopra due crani di botocudi. Padova 1879, worin ein ♂ von Mutum und ein ♀ vom Pancas beschrieben werden, ferner aber die ausgezeichnete Dissertation von PHILIPPE REY: Étude anthropologique sur les Botocudos, Paris 1880, welche, von guten Abbildungen begleitet, 4 männliche und 2 weibliche Schädel vom mittleren Rio Doce behandelt. Einer derselben ist auch abgebildet in Hamy und Quatrefages Crania ethnica.

Die meisten Botocuden-Schädel hat wohl VIRCHOW untersucht und beschrieben, und zwar zunächst 1874 in den Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft 3 in Stockholm befindliche, über welche RETZIUS bereits in seinen „ethnologischen Schriften" Einiges mitgetheilt hatte. Zwei derselben, von Dr. ABBOTH aus Bahia geschickt, werden als „Tapuios" aufgeführt, sind aber jedenfalls nichts anderes als Botocudos[1]), freilich, wie VIRCHOW vermuthet, vielleicht nicht von ganz reiner Rasse. 4 weitere, vom Kaiser DOM PEDRO 1875 geschenkte Schädel wurden von ihm in den Verhandlungen derselben Gesellschaft, Bd. VI 1875, besprochen, endlich 5 (4 ♂, 1 ♀) von mir selbst mitgebrachte in den Verhandlungen Bd. XVII 1885, S. 275 ff.

Ausser den letztgenannten 9 der hiesigen anthropolog. Gesellschaft gehörigen Schädeln befinden sich in der Kgl. anatomischen Sammlung noch 4 andere (2 ♂ und 2 ♀), von denen 2 (1 ♂ und 1 ♀) zu Skeletten gehören. Dieselben wurden von SELLOW am mittleren Rio Doce erworben. Da auch von ihnen bereits eine kurze Characteristik unter Angabe der wichtigsten Maasse durch Herrn Dr. BROESICKE im Archiv f. Anthr. 1881 Suppl. geliefert worden ist, glaube ich von einer genaueren Beschreibung dieser, in mancher Beziehung etwas vom gewöhnlichen Typus abweichend gestalteten Schädel absehen zu können, lasse vielmehr eine vergleichende Gesammtübersicht

1) vergl. AUG. ST. HILAIRE, Voy. de la pr. Rio II 119.

über alle 13 mir zugänglichen Cranien folgen, unter Berücksichtigung der oben erwähnten Arbeiten von REY, LACERDA und PEIXOTO RODRIGUEZ[1]).

Die 13 Schädel sind im nachstehenden in drei Serien getheilt:

Serie I. Die 4 vom Kaiser DOM PEDRO gesandten (♂ Poton 3, Poton 4 Poton 5 und ♀ Poton 6).

Serie II. Die 5 von mir mitgebrachten (♂ Potetu, Greis von Mutum, Pancas Jüngling, ♂ Pancas (deformirt), ♀ Pancas).

Serie III. Die des hiesigen Anatomischen Museums ♂ No. 6351, 6356 und ♀ 6352 und 6357.

Die Schädelkapsel erscheint in der Verticalansicht als längliches Oval, vorn oft verschmälert, im hinteren Drittel durch Prominenz der Parietalhöcker stark verbreitert, bisweilen fast als Ellipsoid, namentlich wenn die Temporalflächen hervorgewölbt sind, wie bei den Schädeln der Serie III und PEIXOTO's Schädel 1.

Vorn treten bei Männern die Arcus superciliares, hinten das Occiput, an den Seiten die stark gekrümmten Jochbogen kräftig hervor; bei den weiblichen ist dies in weit geringerem Grade der Fall. Am Stirnbein ist die Glabella prominent, Tubera frontalia fehlen bei Männern fast vollständig, bei Weibern sind sie schwach angedeutet. Eine deutliche Crista metopica, welche die Sagittalnaht trägt oder, wenn sie sich am Scheitel theilt, dieselbe zwischen sich fasst, zieht bis zur hinteren Fontanelle. Die Gegend des hinteren Drittels der Pfeilnaht erscheint meist etwas abgeplattet.

In der Occipitalansicht fällt die pentagonale Form des Schädels auf, bedingt durch die Höhe des Scheitels, die starke Prominenz der Parietalhöcker und die verticale Stellung der Temporalflächen. Der Winkel der Lambdanaht ist meist sehr weit. Die Hinterhauptsschuppe zeigt in der Regel einen ausgeprägten Torus occipitalis transversus[2]). Ganz besonders besitzen ihn die Schädel der Serie I und III, in geringerem Grade die von II. Den Abbildungen nach scheint er auch den Schädeln von REY und PEIXOTO sämmtlich zuzukommen. Der Torus bildet entweder eine starke zusammenhängende Knochenleiste, die von einem Processus mastoides, die Protub. occ. ext. in sich aufnehmend, zum gegenüberliegenden zieht (Poton 3, Poton 4, 6351, 6356, 6357), oder er bildet schwächer ausgeprägt an Stelle der Prot. externa zwei durch eine seichte Furche getrennte Tubera, wie wir sie auch bei Europäerschädeln beobachten. So zeigt ihn der weib-

1) Dr. RIEGER (Würzburg) hat neuerdings ein Messverfahren angegeben, welches für das Verständniss der Morphologie des Rassenschädels von ausserordentlicher Bedeutung zu werden verspricht. Obwohl ich bereits begonnen habe, das hiesige Material mittelst des RIEGER'schen Craniographen zu verarbeiten, so ist diese Arbeit doch noch lange nicht weit genug gediehen, um bereits für die vorliegende Schrift zur Verwerthung kommen zu können. Ich muss deshalb auch davon Abstand nehmen, hier schon die Botocudenschädel mit denen anderer amerikanischer oder altweltlichen Völker einer eingehenden Vergleichung zu unterziehen, behalte mir dies vielmehr für eine spätere Arbeit vor. —

2) WALDEYER, Archiv f. Anthropologie. 1881.

liche 6352. Crista mediana und alle Muskellinien der Unterschuppe sind kräftig ausgeprägt. In der Basilaransicht tritt die von REY zuerst beschriebene Abflachung des Hinterhaupts zu beiden Seiten der Lambdanaht hervor, am deutlichsten bei den Schädeln der Serie II, minder ausgesprochen bei III, wo sie dem ♂ 6356 ganz fehlt. Die Muskelflächen beiderseits von der Crista mediana sind bei männlichen Schädeln sehr stark hervorgewölbt. Bei einem der Cranien PEIXOTO's (Nr. 4) überragt diese Wölbung des Kleinhirntheils sogar das Niveau der Spitzen des Processus mastoides um ein Beträchtliches.

Das Hinterhauptsloch ist im Allgemeinen längsoval, bei einigen fast spindelförmig (Poton 5, Pancas-Jüngling und Pancas ♀). Hinsichtlich der Neigung desselben zur Schädelbasisaxe hatte schon HUXLEY[1]) nachgewiesen, dass bei prognathen Schädeln der Winkel, welchen die Ebene des Foramen magnum mit der genannten Axe bildet, kleiner ist als bei orthognathen, so dass das Hinterhauptsloch mehr nach hinten geneigt erscheint. Auch bei den Botocudenschädeln zeigt sich dasselbe Verhältniss. Näher auf diese Frage einzugehen, muss ich mir vorläufig versagen, da die bezüglichen Untersuchungen noch nicht abgeschlossen werden konnten, und verweise ich deshalb auf die bei REY[2]) mitgetheilten Winkelmessungen.

In der Seitenansicht ist das Bemerkenswertheste das Fliehen der Stirn und das steile Umbiegen der Sagittalcurve an der Prot. occ. externa, von wo dieselbe ziemlich steil zum Foramen magnum verläuft. Die starken Tubera parietalia werden von den Lineae semicirculares superiores weit überschritten; letztere nähern sich der Sagittalnaht.

Die Temporalflächen der grossen Keilbeinflügel liegen meist sehr tief, sind aber gut ausgebildet und ziemlich breit. Geringe Stenokrotaphie nur bei dem ♀ Schädel 6357 nachweisbar. Die Proc. pteryg. ext. sehr gross. Am Schläfenbein ist zunächst die Häufigkeit und starke Ausbildung eines Supramastoidal-Wulstes an der Wurzel des Process. zygomaticus bemerkenswerth. Nur beim jungen Pancas ist er wenig bedeutend. Auch an REY's und PEIXOTO's Abbildungen ist er deutlich erkennbar.

Die Schläfenschuppe zeigt vier verschiedene Formen:

1. Sie ist verhältnissmäsig klein, fast halbkreisförmig, wie bei Europäern (bei dem Pancas-Jüngling und dem ♀ Poton 6).
2. Sie ist ziemlich gross mit einem steil zum Pterion ansteigenden vorderen Rande. Der obere geht dann vom Pterion aus in sehr flachem Bogen, bei dem ♀ Schädel 6357 sogar in einer geraden Linie, nach hinten zur Pars mastoidea (Greis-Mutum, Pancas ♀).
3. Viereckige Form der Schuppe (Trapez): ein vorderer steiler Rand steigt an bis zum Pterion (meist mit einem kurzen, nach oben gerichteten Fortsatz). Von dort geht die Naht in sehr flachem Bogen

1) HUXLEY, Zeugnisse f. d. Stellung des Menschen S. 170
2) REY, a. a. O. 56.

Botocudos	Männlich					
	I. Poton 3	I. Poton 4	I. Poton 5	II. Greis	II. Potetu	II. Pancas J.
Capacität	1260	1330	1230	1255	1300	1320
Grösste Länge	171,5	185	185,2	181	182	177
Grösste Breite	136	137	133	125	130	130
Kleine Stirnbreite	87	94	92	86	91	98
Ganze Höhe	134	143	131	139	141	139
Ohrhöhe	115	121	116	110	120	114
Horizontalumfang	485	517	512	495	500	480
Verticalumfang	305	316	305	293	303	305
Sag.-Umfang des Os frontis	120	135	129	122	135	120
„ d. Sut. sagitt.	113	125	119	130	115	125
„ d. Os occipitis	107	112	122	110	109	115
Gesichtsbreite	100	101	109	102	100	97
Jochbreite	139	143,4	143	140	134	122
Gesichtshöhe	121	120	108	114 ?	121	106
Obere Gesichtshöhe	72	72	65	—	72	64
Nasenhöhe	55	54,5	56	55	53	45
Nasenbreite	22	22	26	25	26	22
Grösste Orbitalbreite	39	44	41	43	40	40
Grösste Orbitalhöhe	35	35,5	33	35	35	33
Gaumenlänge	48	49	50	—	52	55
Gaumenbreite	42	44	45	—	41,5	37
Länge d. For. magnum	38	36	39	38	35	38
Breite d. For magnum	32	29	29	31	30	29
Entfernung d. Kieferwinkel	100	93	108	95	106	101
Jochbreiten-Oberges.-Ind.	51,09	50,2	45,4	—	53,7	52,4
LBI.	79,3	74	71,8	69,1	71,4	73,4
LHI.	78,1	77,3	72,8	76,8	77,5	78,5
OHI.	67	64,3	62,6	60.7	65,9	64,4
NI.	40,0	40.3	46,4	45,4	49,0	48,8
OI.	89,7	80,6	80,4	81,3	87,5	82,5
GI. (OKI.)	72	71,3	59,6	—	72	64,8
Profilwinkel	77°	81°	80°	—	89°	77°

Männlich				Weiblich				
II. Pancas def.	III. 6351	III. 6356	Durch-schnitt	I. Poton 6 Jung	II. Pancas	III. 6352	III. 6357	Durch-schnitt
1395	1570	1420	**1342**	—	1380	1220	1460	**1353**
174	189	185	**181**	167	180	171	182	**175**
140	151	145	**137,5**	130	138	138	143	**137**
92	96	106	**93**	92	90	95	100	**94**
148	137	130	**140**	123	140	124	133	**130**
126	112	115	**116,5**	110	125	106	110	**112,8**
495	535	520	**504,3**	473	505	300	320	**399,8**
325	315	307	**308.2**	292	307	480	515	**398,5**
123	130	130	**127**	119	128	115	130	**123**
130	125	115	**121,8**	115	130	118	125	**122**
108	126	135	**116**	111	113	108	115	**111,8**
107	102	101	**102,6**	87	95	96	96	**93,2**
136	145	140	**138**	110	130	124	140	**126**
—	127	125	**117,7**	95	—	101	138	**111,3**
73	75	79	**71,5**	57	—	60	80	**65,6**
54	54	55	**53,5**	43	49	44	56	**48**
22	26	29	**24,4**	22	21	22	27	**23**
41	43	43	**41,5**	37	37	39	45	**39,5**
36	40	38	**35,6**	31	33	34	36	**33,5**
52	50	54	**51,25**	42	45	47	53	**46,8**
36	41	48	**41,8**	35	36	35	40	**36,5**
39	38	33	**37**	36	35	35	37	**33,75**
33	30	30	**33,7**	25	27	29	30	**27,75**
—	104	100	**100,9**	95	—	85	94	**91,3**
53,7	51,7	56,4	—	51,8	—	48,4	57,1	—
80,5	79,8	78.4	**74,5**	77,8	76,6	80,7	78,6	**78,4**
85,1	72,5	70,3	**75,5**	73,6	77,8	72.5	73,07	**74,24**
72,4	59,8	62,1	**63,8**	66,4	69,4	61,9	60,4	**64,5**
40,7	48,1	57.5	**46,2**	51,1	42,8	56,4	60,0	**52,57**
87,8	90.7	88,3	**85,4**	83.6	89,1	87,2	80,0	**84,97**
68,2	73,5	78,2	—	65,5	—	62,5	83,3	—
$81\frac{1}{2}°$	—	78°	—	82°	—	81°	79°	—

bis zum Ansatz der Wurzel des Processus zygomaticus, biegt dann scharf um und geht parallel zum vorderen Rande nach unten zum Proc. mastoides.

4. Bei 6351 ist die Form der Schuppe fast pentagonal.

Die Schädel III zeigen mit Ausnahme des ♀ 6357 eine starke Vorwölbung der Temporalgegend.

Die Capacität der Schädel schwankt ausserordentlich.

Bei den hiesigen Schädeln (abgesehen von dem jugendlichen ♀ Poton 6) ist sie

bei 9 ♂ 1570—1255 *cbcm*, im Mittel 1342 *cbcm*
„ 3 ♀ 1460—1220 *cbcm*, „ „ 1353 „
Differenz 11 *cbcm*.

Dieses auffällige Ergebniss resultirt daraus, dass von diesen 3 ♀ zwei eine ungewöhnlich grosse Capacität besitzen. Betrachten wir eine grössere Anzahl ♀ Schädel, so finden wir auch hier, dass sie den ♂ an Cubikinhalt nachstehen. Bei den Schädeln REY's und der brasilianischen Beobachter ergiebt sich nehmlich:

für 14 ♂ 1625—1255, im Mittel 1446
„ 6 ♀ 1390—1140, „ „ 1269

Uebrigens ist auch bei REY's Schädeln die Capacität der ♀ eine sehr beträchtliche, nämlich 1390 und 1375, was denselben zu dem Schlusse führt, dass bei den niederen Rassen die Capacitätsunterschiede der Geschlechter gering sind; während er aber nur 85 *cbcm* Differenz fand, ergab PEIXOTO's Serie eine solche von 320 *cbcm*.

Offenbar liegt der Grund der grossen Verschiedenheit des Schädelinhalts der einzelnen in der verschiedenen Körpergrösse. Auch diese schwankt bei den Botocuden in ziemlich weiten Grenzen und steht sicherlich in Correlation mit den Dimensionen des Schädels. Bei meinen Individuen (s. die Tabelle) bewegt sich die Körperhöhe zwischen 183 und 142 *cm*. Da die Weiber im Allgemeinen kleiner sind als die Männer, haben sie naturgemäss kleinere Schädel.

Der Längenbreitenindex. Die Form des Botocudenschädels ist vorzugsweise eine dolichocephale. Abgesehen von dem künstlich deformirten, brachycephalen Pancas, machen die Schädel III eine scheinbare Ausnahme, insofern sie ihrem Index nach als entschieden mesocephal betrachtet werden müssen. Es ist dies bei denselben bedingt durch die starke Auftreibung der Temporalgegend, die selbst das Niveau der Tubera parietalia noch überragt und auf diese Weise den Breitendurchmesser sehr erhöht (bei 6351 sogar bis 151, während das Mittel aus 9 Männern 137,5 beträgt).

Den höchsten Grad von Dolichocephalie zeigt der Greis von Mutum mit 69,1, den höchsten mesocephalen Index 79,8 hat der Schädel 6351.

Im Mittel haben wir bei den Männern

I Serie	3 (71,80—79,30),	Mittel	72,40
II. „	3 (69,10—73,40),	„	73,30 (ohne def. Pancas)
III. „	2 (78,40—79,80),	„	79,60
REY	4 (71,67—74,86),	„	73,21
LACERDA	3 (73,00—76,47),	„	74,20
PEIXOTO	6 (71,73—74,79),	„	73,30

Unter 21 ♂ Schädeln schwankt der Index zwischen 69,1 und 79,8, oder, wenn wir die Extreme ausser Spiel lassen, unter 18 ♂ zwischen 71,87 und 76,5.

Es sind von 23 ♂ Schädeln: dolichocephal 21
mesocephal 1
brachycephal —

Bei den Weibern sehen wir im Gegensatz dazu eine entschiedene Neigung zur Mesocephalie. Der Index ist bei

4 ♀ Berlinern	76,6—80,7,	im Mittel	78.40
2 ♀ REY	72,0—73,8,	„ „	72,97
3 ♀ PEIXOTO	71,0—75,9,	„ „	74.20
2 ♀ LACERDA	77,1—79,9,	„ „	78,90

Von 11 weiblichen sind
dolichocephal 4
mesocephal 6 (wovon 2 an der Grenze der Brachycephalie)
brachycephal 1

Der Längenhöhenindex. Auch bei diesem zeigt sich ein abweichendes Verhalten der Serie III, deren ♂ Schädel bedeutend niedriger sind als die übrigen, abgesehen von den deformirten Pancas.

Bei I ist der LHI im Mittel bei ♂ 76,0, bei ♀ 73,6
„ II „ „ „ „ „ „ „ 77,6, „ „ 77,8
„ III „ „ „ „ „ „ „ 71,8, „ „ 74,2

1. Die Indices dieser sämmtlichen 12 vergleichbaren Schädel schwanken bei ♂ zwischen 70,3 (Nr. 6356) und 78,5 (junger Pancas): Mittel 75,5, bei ♀ zwischen 72,5 (Nr. 6352) und 77,8 (Pancasweib): Mittel 74,24.

2. REY's Serie.
Der Index von 4 ♂ schwankt zwischen 72,07—77,29, Mittel 73,21
„ „ „ 2 ♀ „ „ 74,71—79,86, „ 75,20

3. LACERDA's Serie.
Index von 3 ♂ schwankt zwischen 73,68—78,49, Mittel 76,21
„ „ 2 ♀ „ „ 74,71—79,86, „ 77,28

4. PEIXOTO's Serie.
Index von 6 ♂ schwankt zwischen 73,68—79,34, Mittel 75,00
„ „ 3 ♀ „ „ 73,41—77,10, „ 74,68

In I sind 2 ♂ hypsicephal
1 ♀ orthocephal.
In II sind 3 ♂ hypsicephal
1 ♀ hypsicephal.
In III 2 ♂ orthocephal an der Grenze der Chamäcephalie
2 ♀ orthocephal bis hypsicephal.
Bei REY sind von 4 ♂ 1 orthocephal,
1 orthocephal bis hypsicephal,
2 hypsicephal.
2 ♀ sind hypsicephal an der Grenze der Orthocephalie.
Bei LACERDA sind von 3 ♂ 1 orthocephal,
2 hypsicephal.
von 2 ♀ 1 orthocephal,
1 hypsicephal.
Bei PEIXOTO sind von 6 ♂ alle hypsicephal,
von 3 ♀ 1 orthocephal,
2 hypsicephal.
Demnach sind von 21 ♂ hypsicephal 15 = 71,4 pCt.
orthocephal 6 = 28,6 „
davon 2 an der Grenze der Chamaecephalie,
1 „ „ „ „ Hypsicephalie.
Von 11 ♀ sind hypsicephal 6 = 54,5 pCt.
orthocephal 5 = 45,5 pCt.
davon 2 an der Grenze der Hypsicephalie.

Im Allgemeinen können wir demnach beide Geschlechter als hypsicephal bezeichnen. Die auffälligen Abweichungen im Höhen- und Breitenindex der Serie III können nur als lokale Besonderheit gelten, indem diese Schädel sämmtlich aus derselben Gegend stammen. Die weiblichen neigen in gleichem Verhältniss zur Orthocephalie, wie zur Mesocephalie.

Der Ohrhöhenindex meiner drei Schädel bewegt sich
bei ♂ zwischen 59,8 und 67,0, im Mittel 63,3
bei ♀ „ 60,4 „ 69,4, „ „ 64,5
Der niedrigste Schädel ist 6351 ♂ = 59,8
Der höchste Schädel ist Pancas ♀ = 69,4

Schalten wir diese Extreme aus, so ergiebt sich
für 7 ♂ der OHI = 60,7—67,0
für 3 ♀ „ „ = 60,4—66,4

Beide Geschlechter stimmen somit in den Höhenverhältnissen ziemlich überein.

Die Schädel REY's und der Brasilianer sind leider hinsichtlich ihrer Ohrhöhe nicht untersucht worden.

Bezüglich der Sagittalcurve hatte VIRCHOW schon bei der Besprechung der Schädel-Serie I [Verh. d. anthr. Ges. 1875 (178)] darauf

hingewiesen, dass die Ausbildung dieser Schädel wesentlich eine frontale und parietale ist, während bei den gleichzeitig beschriebenen Schädeln eines Caygua, zweier Sambaquileute und des Höhlenschädels von Babilonia die Entwickelung als eine mehr occipitale erscheint.

Die von mir mitgebrachten Schädel II zeigen ebenfalls die stärkere Ausbildung des Vorder- und Mittelkopfes, ebenso die ♀ der Serie III, während die beiden ♂ der letzteren Gruppe die occipitale Entwickelung darbieten. Namentlich ist Nr. 6356 durch eine ausserordentliche Grösse der Hinterhauptscurve ausgezeichnet.

REY's Schädel stimmen in dieser Beziehung genau mit der Serie I überein:

frontale Curve	bei ♂ im Mittel 131,	bei ♀ 126,5
parietale „	„ ♂ „ „ 128,	„ ♀ 120,5
occipitale „	„ ♂ „ „ 112,5,	„ ♀ 111,5

Bei LACERDA nur die drei ♂ Nr. 3, 4, 6.

front. Curve	129,6
par. „	129,3
occip. „	111

Sein Babilonia-Schädel Nr. 1 documentirt sich schon dadurch als nicht botocudisch, dass sich auch bei ihm, wie bei dem in Berlin befindlichen ♀, eine relativ grosse occipitale Entwickelung zeigt.

Die frontale Curve ist	131
„ parietale „ „	110
„ occipitale „ „	131

Die beiden ♀ dagegen zeigen im Mittel

frontale Curve	116
parietale „	105
occipitale „	116,5

Doch wird dies Resultat nur dadurch herbeigeführt, dass der sehr jugendliche weibliche Schädel Nr. 5 den in Anbetracht seiner Kleinheit ausserordentlichen Occipitalumfang von 120 *cm* hat, also schwerlichals typisch anzusehen ist.

PEIXOTO's Schädel endlich weisen gleichfalls dasselbe Verhältniss, wie die Serien I und II, auf.

	bei 6 ♂ im Mittel	bei 3 ♀ im Mittel
frontale Curve	133,6	117,6
parietale „	132	123,5
occipitale „	110,5	105,6

PEIXOTO's Liste enthält unter den ♀ auch einen Schädel aus Sta. Catharina (Nr. 8), von ihm ohne genügenden Grund den botocudischen angereiht, ferner, separat aufgeführt (Nr. 11), noch einen ♂ „Bugre“ derselben Provinz.

In letzterem glaubt PEIXOTO Charactere der Sambaquibevölkerung zu erkennen.

Wirklich zeigen auch beide Schädel ein entschiedenes Ueberwiegen der Occipitalcurve, wie sie VIRCHOW bei dem Caygua und den Sambaquileuten constatirt hatte.

Bei dem ♀ Nr. 8 PEIXOTO's ist die Länge der verschiedenen sagittalen Abschnitte wie folgt:

frontal	110
parietal	108
occipital	116

Bei dem ♂ Bugre Nr. 11,

frontal	125
parietal	125
occipital	130

Hiernach scheint es in der That, als ob, wie VIRCHOW meint, diese Gegensätze in der Ausbildung der sagittalen Curven von einiger Bedeutung für die Trennung der süd- und mittelbrasilianischen Stämme anzusehen sind.

Gesichtsschädel. Die Augenhöhlen sind weit und geräumig. Ihre Ränder verdickt, was im Verein mit den vortretenden Supraorbitalwülsten und der aufgetriebenen Glabella dem Gesichte einen wilden Ausdruck verleiht.

Die Form der Orbitalöffnung ist vorwiegend rechteckig. Durch Abrundung der Ecken wird sie bei Potetu und 6357 oval. Bei dem jungen Pancas ist sie fast regelmässig elliptisch. Die Längsaxe verläuft bei letzterem nicht schräg von innen oben nach aussen unten, sondern horizontal. Der Index zeigt beträchtliche Schwankungen:

	♂	♀
Aus den Serien I—III sind	9 ♂	4 ♀
chamaeconch	—	1
mesoconch	4 (davon 2 an der Grenze der Chamaeconchie.)	1
hypsiconch	5	2
Bei REY von	4 ♂	2 ♀
chamaeconch	1	1
mesoconch	2 (1 an der Grenze Chamaeconchie.)	—
hypsiconch	1	1
Bei PEIXOTO von	6 ♂	3 ♀
chamaeconch	3	1
mesoconch	1 (Grenze der Cham.)	2
hypsiconch	2	—
Es sind also von	19 ♂	9 ♀
chamaeconch	4	3
mesoconch	7 (4 an der Grenze der Chamaeconchie.)	3
hypsiconch	8	3
	19 ♂	9 ♀

Der Orbitalindex, welcher nur Länge und Breite der Orbitalöffnung berücksichtigt, ist demnach zur Characterisirung dieser Schädel unbrauchbar.

Nase. Bei den ♂ von I und II sind die Nasenbeine verhältnissmässig kurz und schmal, besser ausgebildet dagegen bei Serie III. Der deformirte Pancas zeigt eine Anlage zur Katarrhinie. Die Nasenwurzel ist im Ganzen schmal, so dass die Augenhöhlen nahe bei einander liegen. Häufig ist Synostose der Nasenbeine. Die meist stark vorspringende Glabella lässt im Verein mit den mächtig entwickelten Supraorbitalwülsten die Nasenwurzel eingedrückt erscheinen. Der Nasenrücken ist stark concav. Der Winkel, in welchem die Nasenbeine sich aneinander lehnen, ist verschieden. Bei der Serie I (sowie auch den meisten Schädeln REY's und PEIXOTO's) ist er spitz, bei den anderen, besonders denen der Serie III, öffnet er sich mehr.

Bei den ♀ ist der Nasenrücken nicht so stark eingebogen, die gut gebildeten Nasenbeine fallen ziemlich steil ab, das ganze Nasendach erscheint abgeplattet. Sehr deutlich zeigt sich das bei dem ♀ Pancas, wenn wir ihn mit den männlichen vergleichen. Dasselbe Verhältniss beobachtet man bei PEIXOTO's ♀ Nr. IX und X. Der Schädel 6356, Serie III, hat dagegen dieselbe Bildung, wie die männlichen.

Die Apertura pyriformis ist im Allgemeinen kartenherzförmig. Die Spina nasalis ragt stark hervor. Der untere Rand der Nasenöffnung ist beiderseits von der Spina abgeglättet, fast rinnenförmig, oft mit deutlichen Pränasalgruben. Nur die weiblichen zeigen der Mehrzahl nach eine gut entwickelte scharfe Crista. Dieselbe fehlt von meinen ♀ nur dem Pancas.

Der Nasenindex:

	Berliner Schädel	
von 9 ♂ sind:		von 4 ♀ sind:
5	leptorrhin	1
3	mesorrhin	1
1	platyrrhin	2
	REY's Schädel	
von 4 ♂ sind:		von 2 ♀ sind:
—	leptorrhin	—
2	mesorrhin	2
2	platyrrhin	—
	LACERDA's Schädel	
von 3 ♂ sind:		von 2 ♀ sind:
1	leptorrhin	1 (index 38,9!)
—	mesorrhin	1
2	platyrrhin	—
	PEIXOTO's Schädel	
von 6 ♂ sind:		von 3 ♀ sind:
—	leptorrhin	2
6	mesorrhin	1
—	platyrrhin	—

Hiernach sind

von 22 ♂:		von 11 ♀:
6	leptorrhin	4
11	mesorrhin	5
5	platyrrhin	2

Bei beiden Geschlechtern ist somit die Hälfte mesorrhin mit Neigung zur Leptorrhinie.

Der Oberkiefer zeigt eine mehr oder weniger starke alveoläre Prognathie. Die Fossa canina ist häufig völlig verstrichen, die Spitze des Proc. zyg an der Sutura malaris stark nach unten gebogen.

Das sehr massiv entwickelte Jochbein springt kräftig nach aussen vor. Ueber seine äussere Fläche läuft eine stark ausgeprägte Muskelleiste, parallel dem unteren Rande. Letzterer ist verdickt, mit starken, stumpfen Höckern besetzt und verbreitert sich bei der Mehrzahl der Cranien an der Sutura malaris zu einer rauhen Fläche, die zuweilen fast den Eindruck einer Läsion macht[1]). Die ♂ Schädel der Serie I und II zeigen dieses Verhältniss besonders deutlich. Bei Pancas ♀ ist der Rand schmal und glatt, nur linkerseits zeigt sich ein Ansatz zur Flächenbildung. Dem ♀ 6352 fehlt letztere völlig.

Bei weitem die meisten Schädel besitzen am hinteren Rande des Proc. temporalis des Jochbeins die von VIRCHOW[2]) sogenannte Tuberositas temporalis ossis malaris. Auch REY's und PEIXOTO's Cranien zeigen diese Bildung. Nur bei den weiblichen ist der Fortsatz schwächer entwickelt, bisweilen ganz fehlend, wie z. B. bei 6352.

Die Jochbogen sind durchweg sehr kräftig und stark gekrümmt.

Der harte Gaumen bietet wenig Charakteristisches. Er ist in der Regel sehr vertieft und mit zahlreichen scharfen Höckern besetzt.

Der Unterkiefer besitzt gleichfalls mächtig ausgeprägte Muskelansätze. Die vordere Kinnfläche ist dreieckig, das Kinn überhaupt gut vorspringend, stets mit doppelter Spina externa. Die aufsteigenden Aeste kurz und breit, häufig fast rechtwinklig ansteigend (namentlich bei Poton 5). Die Kiefer der Serie III zeigen etwas schmälere, nur etwas schwächere Aeste, während die von II die Mitte halten. Die horizontalen Aeste sind überall von beträchtlicher Stärke. Die Winkel mit Ausnahme des ♀ 6352 weit ausgelegt.

Was die Zähne betrifft, so zeichnen sich alle Schädel durch eine ausserordentliche Kleinheit der Incisivi des Unterkiefers aus, die an Breite von den oberen um das Doppelte, ja selbst um das Dreifache übertroffen werden. Der erste Malaris ist in beiden Kiefern stets der grösste. Die Canini sind im Allgemeinen ebenfalls sehr klein. Sämmtliche Zähne sind stark abgekaut; Caries ist ziemlich häufig.

---

1) vgl. die Bemerkung VIRCHOW's. Verh. d. Berl. anth. Ges. XVII S. 275.

2) VIRCHOW, Verh. d. anth. Ges. VII S. 162.

Dem Ober-Gesichts-Jochbreiten-Index nach sind:

von 8 ♂	chamaeprosop . . .	1
	leptoprosop . . .	7
von 3 ♀	chamaeprosop . . .	1
	leptoprosop . . .	2

Anomale Bildungen sind verhältnissmässig selten. Ein Os Incae[1]) kommt unter den 13 Schädeln nur einmal bei dem Pancas-Jüngling der Serie II, Schaltknochen am Pterion nur bei dem Greise von Mutum vor. Die Andeutung eines sogenannten Condylus tertius findet sich bei Poton 5. Stirnfortsatz der Schläfenschuppe und Stirnnaht sind bei keinem Botocudenschädel nachgewiesen.

Sehr interessant sind die beträchtlichen sexuellen Differenzen, welche sich an diesen Schädeln kundgeben.

Die weiblichen sind zunächst überhaupt weniger roh in ihrer Configuration, als die der erwachsenen Männer. Die Muskelansätze sind demnach bei ihnen minder ausgeprägt. Der Proc. temp. ossis malaris ist nur unbedeutend entwickelt, der untere Jochbeinrand schmäler und glatter. Noch bedeutendere Verschiedenheiten zeigt die Nase. Die Nasalia springen in ihrem unteren Theile nicht so scharf hervor, wie die der Männer; der Nasenrücken setzt sich vielmehr ohne sattelförmige Einbiegung gerade nach unten fort und ist dabei eher etwas glatt gedrückt. ♀ 6352 zeigt indess eine den ♂ analoge Nasenbildung, während REY's, MOSCHEN's und meine übrigen Weiberschädel die oben bezeichnete Form des Nasenrückens aufweisen.

Der untere Nasenrand der ♀ ist fast stets gut ausgebildet mit deutlicher Crista nas. inf. Nur das Pancasweib zeigt eine den männlichen ähnliche rinnenförmige Abplattung des unteren Nasenrandes.

Der wichtigste sexuelle Unterschied liegt jedoch in der entschiedenen Tendenz zur Brachycephalie, die fast die meisten bisher bekannt gewordenen weiblichen Schädel zeigen. Es ergiebt sich dieselbe in gleicher Weise aus den Messungen an Lebenden.

Im Vergleich zu der grossen Zahl der bereits wissenschaftlich untersuchten Schädel ist das Material an ganzen Skeletten noch recht spärlich. Ich finde bis jetzt nur eines ausführlich beschrieben, nehmlich das vom Kaiser Dom PEDRO dem Pariser Museum übersandte, welches REY (l. c. 60) sehr eingehend behandelt hat. LACERDA und PEIXOTO besprechen ausserdem in ihrer Abhandlung 2 Becken und mehrere lange Knochen.

Das hiesige Skeletmaterial besteht aus den beiden von SELLOW dem kgl. anatomischen Museum überwiesenen Skeletten (♂ Nr. 6351, ♀ Nr. 6352 des Katalogs) und dem des alten Mannes, welches beim Aldeament

1) Ueber die ungewöhnliche Form desselben, vgl. VIRCHOW's Bemerkung in d. Verh. anth. Ges Berlin XVII S. 275.

von Mutum von mir selbst exhumirt wurde[1]). Im Folgenden ist REY's Skelet mit I, der Greis von Mutum mit II, das ♂ und ♀ der Berliner anatomischen Sammlung mit III und IV bezeichnet.

Sämmtliche Skelette zeigen sehr starke Muskelansätze, namentlich am Oberarm, Oberschenkel und Becken.

Die Wirbelsäule übertrifft die obere Extremität an Länge. Die Halswirbel sind bei II auffallend niedrig; die Ränder der Lendenwirbelkörper sind wallartig aufgeworfen, mit zackigen Knochenvorsprüngen besetzt. Interessant ist, dass an beiden Skeletten III und IV der erste Lendenwirbel überzählige Rippen trägt. Doch ist leider von denselben nur noch die rechte von III vorhanden, die linke und die zu IV gehörigen sind verloren gegangen und nur die Gelenkflächen für die Rippenköpfchen, welche die betreffenden Wirbel aufweisen, deuten noch ihre einstige Existenz an.

Die Rippen sind im hinteren Drittel schmal, im mittleren besonders bei III enorm verbreitert.

Die Clavicula ist durchweg sehr lang und kräftig. REY macht darauf aufmerksam, dass an seinem Skelet die Länge derselben 50,8 pCt. der Humeruslänge ausmacht, während beim Europäer dieser „Clavicularindex" nur 44,6 durchschnittlich beträgt. Die ♂ II und III weisen sogar einen Index von 52,5 auf, wogegen bei ♀ IV das Verhältniss sich mehr dem europäischen nähert. Hier ist dafür das Sternallende ausserordentlich verdickt.

Am Humerus scheint die Perforation der Fossa olecrani häufig zu sein: sie fehlt zwar bei III und IV, findet sich aber, ausser bei I und II, auch bei dem jungen Pancas und an den von LACERDA beschriebenen Oberarmbeinen. Der rechte Humerus von III zeigt in seinem oberen Drittel eine gut geheilte Fractur.

Am Becken fällt im Allgemeinen die geringe Krümmung des Sacrum auf. Das Promontorium ist dabei wenig prominent. Eine Ausnahme macht ♂ III mit stark gekrümmtem Sacrum und weit vorspringendem Promontorium. Der ♀ IV ist bemerkenswerth durch eine Ankylose des Steissbeins. Die Darmbeinschaufeln sind meist stark nach aussen gebogen und schwach gekrümmt. Die Spinae ant. sup. stehen deshalb weit auseinander, bei I wird ihre Distanz von der der inneren Darmbeinränder nur um 3, bei II um 4, bei III nur um 5 *mm* übertroffen. Selbst bei Männern erscheint das Becken daher flach und niedrig. Gut nach vorn gekrümmt ist die Crista ilium bei ♀ IV. Der Beckeneingang ist bei Männern dreieckig, fast kartenherzförmig, ziemlich weit, der Ausgang dagegen, namentlich im Querdurchmesser, sehr eng. Ebenso der Symphysenwinkel. Beim Weibe (IV und dem von LACERDA beschriebenen) ist der Eingang längsoval, fast rund, der Ausgang weit, mit weitem Symphysenwinkel.

1) Ein zweites, zu dem der Schädel des Pancas-Jünglings gehört, war leider zu defekt, um montirt werden zu können.

2) LACERDA, a. a. O. pg. 68. O orificio superior da excavação da bacia quasi circular.

Skeletmaasse.

Botocudos	I. Rey ♂	II. Greis von Mutum ♂	III. 6351 ♂	IV. 6352 ♀
Ganze Höhe	1550	1485	1550	1400
Länge der Wirbelsäule	594	585	645	575
„ der Clavicula	157	154	160	124
„ des Humerus	309	297	308	266
„ des Radius	240	232	240	215
„ der Ulna	—	240	268	238
„ der Hand	—	173	185	162
„ des Femur	422,5	415	425	383
„ der Tibia	352	335	365	322
„ der Fibula	340	322	355	312
„ des Fusses	220	—	225	210
Beckenmaasse.				
Distanz d. Sp. il. ant. sup.	226	217	270	217
„ d. Lab. int. Cr. ilium	229	219	275	240
„ v. Spina ischii z. Crista ilium	138	122,5	157	120
„ v. Tuberos. ischii z. Cr. ilium	—	166	200	172
Conjugata vera	91	100	110	128
Querdurchmesser	123	118	133	120
Clavicularindex	50,8	52,5	52,4	45,6
Antibrachialindex	77,6	78,1	77,9	80,9
Tibiofemoralindex	83,4	80,7	85,9	84,08
Verh. d. oberen z. unteren Extremität	70,9	70,05	69,4	68,07
Verh. der Wirbelsäule zur oberen Extremität	92,4	90,4	84,9	83,6
Verh. der Wirbelsäule zur unteren Extremität	130,8	128,2	122,5	122,6

Am Femur fällt die enorme Entwickelung der Linea aspera auf, ebenso der sich überall findende Ansatz zum Trochanter tertius; an der Tibia ist ein gewisser Grad von Platyknemie gleichfalls allgemein.

Genaueres über die Proportionen des Skelets ergiebt die vorstehende Maasstabelle.

IX.

Suchen wir zum Schluss die Frage zu beantworten, welcher Platz den Botocuden innerhalb der grossen amerikanischen Völkerfamilie zuzuweisen sei, so werden wir uns am sichersten vor nutzlosen Speculationen hüten, wenn wir uns dabei auf die Betrachtung der benachbarten Völker des

östlichen Südamerika beschränken. Leider ist das anthropologische Material über die meissten Stämme dieses ungeheuren Gebiets noch ausserordentlich spärlich, so dass wir noch lange nicht zu endgültigen Resultaten gelangen werden. Schädel und Skelette aus dem Inneren Brasiliens sind bisher nur in ganz vereinzelten Exemplaren bekannt geworden, die Zahl der Körpermessungen und sonstiger anthropologischer Beobachtungen an Lebenden ist womöglich noch geringer. Gerade die hier am meisten in Betracht zu ziehenden Völker sind bisher am wenigsten studirt, von mehreren ausgestorbenen besitzen wir nicht einmal Knochenreste.

So müssen wir uns denn bei dieser Betrachtung vorläufig mit dem geringen Schädelmaterial begnügen.

Die Botocuden sind ihrer Schädelbildung nach Repräsentanten des über das ganze östliche Südamerika weithin zerstreuten dolichocephalen Typus, wenngleich sich bei ihnen bereits eine entschiedene Neigung zur Mesocephalie, bei den Weibern sogar zur Brachycephalie kundgiebt. Ueber die Frage, ob sie deswegen als Mischvolk anzusehen sind, und aus welcher Völkerverschmelzung oder Penetration sie hervorgegangen sein mögen, ebenso wohlfeile, als haltlose Hypothesen aufzustellen, dürfte zum Mindesten überflüssig sein.

Sie sind unzweifelhaft verschieden von der südbrasilianischen Sambaquibevölkerung, deren Schädeltypus dem botocudischen fast diametral entgegengesetzt ist und dabei eine grosse Constanz zeigt. Grösser ist schon die craniologische Aehnlichkeit mit den Tupi-Guarani, namentlich im Breiten- und Höhenindex. Wie oben bemerkt, sind auch die Höhlengräberschädel wahrscheinlich dem Tupi-Guaranistamme angehörig zu betrachten. Der jugendliche Berliner Schädel von Babilonia ist als exquisiter Hypsibrachycephalus vom Botocudentypus so verschieden, dass VIRCHOW von einer vollkommenen Trennung zwischen beiden Typen spricht. Der LACERDA'sche indessen, der einem erwachsenen Manne angehört, zeigt denn doch so viel Gemeinsames, dass er von LACERDA geradezu als botocudischer beschrieben wird. RETZIUS stellt gleichfalls die Botocuden ohne Weiteres zu den Guaranis. Hüten wir uns aber, in den so oft begangenen Fehler zu verfallen, anthropologische und ethnologische Merkmale zu confundiren. Nichts berechtigt uns, aus der Gemeinsamkeit einiger Charaktere, die beide Völker unstreitig haben, auf eine nahe Verwandtschaft beider zu schliessen, und sie innerhalb der grossen amerikanischen Rasse zu einer Gruppe zu vereinigen, wie D'ORBIGNY, RETZIUS und wunderlicher Weise auch noch KEANE dies thun[1]). Die Botocuden sind eben ethnologisch so völlig von den Tupi-Guarani verschieden, dass bereits den ersten Einwanderern der wesentliche Unterschied zwischen Tupis und Nicht-Tupis oder Tapuyas

1) Derselbe äussert in seinem Vortrage die total falsche Ansicht: „at any rate the Botocudos are not in this sense Tapuyas as should be expected, but clearly (?) of the Guarani stock physically, although of not Guarani speech".

(Tapuios) auffiel. Der mächtigste und gefürchtetste Stamm dieser Tapuyas waren aber bekanntlich die Aimorēs oder Botocudos. Wir dürfen unter diesen Umständen auch beträchtliche anthropologische Differenzen zwischen beiden Völkergruppen vermuthen. Solche sind auch in der That vorhanden. Abgesehen von der Verschiedenheit der äusseren Erscheinung, zumal der Gesichtsbildung, — man vergleiche z. B. ein Botocudenporträt mit dem des von KELLER-LEUZINGER gezeichneten Cayguahäuptlings[1]), — sind auch die Unterschiede in der Schädelbildung bedeutende. Ich erwähnte bereits früher die bei Guaranischädeln so starke Entwickelung des Hinterhaupts, gegen welche die des Vorderkopfs erheblich zurücktrete, während bei den Botocuden das Gegentheil der Fall ist. Ausführlich bespricht PEIXOTO[2]) in seiner Abhandlung die Unterschiede beider Schädeltypen auf Grund des reichen Materials im Museo nacional zu Rio. Auf diese Frage näher einzugehen, würde zu weit führen; ich beschränke mich daher darauf, auf die anthropologische und ethnologische Verschiedenheit der Tupi-Guarani's von den Botocuden nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Von andern uns hier interessirenden Völkern, vor Allem den sog. Gés-Nationen, ist das craniologische Material so dürftig, dass wir uns noch kein Urtheil über ihre anthropologische Stellung zu den Botocuden erlauben dürfen. Desto wichtiger ist, wie wir sehen werden, was sie in ethnologischer Beziehung uns bieten.

Von allen bisher in Südamerika bekannt gewordenen Schädeln stehen den botocudischen keine so nahe, wie die von LUND in der Höhle von Sumidouro bei L a g o a s a n t a gefundenen. Wenn dieselben auch, wie LÜTKEN auf dem Copenhagener Amerikanistencongress 1883 überzeugend nachgewiesen hat, kein diluviales Alter beanspruchen dürfen, so sind sie doch jedenfalls sehr alt und müssen einem lange vor der europäischen Einwanderung verschwundenem Volke angehören, denn in diesem ganzen Theile der Provinz Minas trafen die ersten Entdecker keine indianische Bevölkerung mehr an.

Diese Cranien gleichen in allen Stücken so sehr den botocudischen, dass über die nahe Verwandtschaft beider Typen kein Zweifel herrschen kann. Bereits LACERDA und PEIXOTO haben bei Besprechung des einen, in Rio befindlichen Lagoasanta-Schädels darauf aufmerksam gemacht, QUATREFAGES hat sich verschiedentlich in demselben Sinne ausgesprochen. KOLLMANN's[3]) neueste Untersuchungen an den übrigen LUND'schen Schädeln haben es bestätigt. Ich selbst endlich habe mich bei Gelegenheit eines Besuches der Copenhagener Sammlung von der vollkommenen Identität beider Schädelformen überzeugt. Am ähnlichsten den Lagoasanta-Schädeln sind von den Berlinern die der Serie I (Poton).

1) Zeitschr. f. Ethn. 1875 Taf. IV.

2) Archiv. d. Mus. Nr. VI 1884 S. 250. vgl. auch REY's Bemerkung über den Schädel ST. HILAIRE's l. c. 40.

3) Zeitschr. f. Ethn. 1884 S. 194 ff.

Wir sind, wie ich glaube, wohl berechtigt, die alten Höhlenmenschen des Centrums der Provinz Minas als die directen Vorfahren unserer heutigen Botocuden im östlichen Theile dieser Provinz zu betrachten.

Es ergiebt sich somit als Resultat, dass eine weitere Verbreitung der Botocudenrasse nach Westen in alter Zeit zum mindesten höchst wahrscheinlich ist, während nach Norden und Süden hin sich keine anthropologischen Anknüpfungspunkte finden. Die hier ansässigen Völker sind craniologisch alle mehr oder weniger von den Botocudos verschieden.

Dieses Ergebniss erhält seine völlige Bestätigung durch die ethnologischen Thatsachen. Es existiren ethnologisch keine Beziehungen zu den nördlichen und südlichen Nachbarvölkern[1]), desto mehr jedoch zu anderen Stämmen fern im Westen. MARTIUS hat bereits in seiner Ethnographie Nr. 341 die Ansicht ausgesprochen, dass die Völker, welche er unter dem Namen Crêns zusammenfasst, und deren bedeutendstes die Botocuden sind, mit der grossen Völkerfamilie der Gês, die fast das ganze Centrum Brasiliens, die Provinz Goyaz und die angrenzenden Theile von Matto grosso, Maranhão, Piauhy, Bahia u. s. w. bewohnt, verwandt sein möchten.

Die Erforschung des Rio Xingu und seines Quellgebietes durch die V. D. STEINEN'sche Expedition 1884 hat auf die Gês-Frage ein ganz neues Licht geworfen. Ein neuer interessanter Gês-Stamm, die Suya, wurde entdeckt, der, noch in voller Steinzeit lebend, mancherlei ethnologische und linguistische Berührungspunkte mit den Botocuden zeigte; es gelang dann auch mit Sicherheit, die sprachliche Verwandtschaft der letzteren mit der grossen Gês-Nation überhaupt nachzuweisen. Ebenso liess sich die Zugehörigkeit der bisher als Goyatacas bezeichneten, jetzt verschwundenen Stämme des südöstlichen Küstengebiets zwischen Rio und Bahia zu den Gês feststellen, während die jetzt wohl gleichfalls erloschenen Tapuyastämme der Camaacans, Catoxos, Meniens u. s. w. zwischen Rio Pardo und Rio Contas schon von MARTIUS als östliche Gês zusammengefasst worden waren.

Ausser linguistischen Thatsachen sprechen auch manche kulturgeschichtliche Verhältnisse für eine nahe Verwandtschaft der Botocuden mit den Gês-Völkern, wie die Unkenntniss des Gebrauchs der Hängematte, welche die Suya beispielsweise erst vor Kurzem dem benachbarten Karibenstamme der Bacairi entlehnt haben, ferner die bei der Mehrzahl der Gês-Stämme mit Ausnahme der Suya mangelhaft entwickelte Keramik, die noch äusserst primitiv betriebene Schifffahrt, endlich der fast allgemein verbreitete Gebrauch der Ohr- und Lippenpflöcke, die bei den Suya und anderen den botocudischen recht ähnlich sind.

---

1) Auch nicht zu den Coroados und Puris, die nach MARTIUS von den Botocudos in uralter Zeit sich abgezweigt haben sollen. Dieselben sind nicht nur in Sprache und Sitte, sondern auch, wie ich mich aus eigener Anschauung überzeugt habe, in ihrer äusseren Erscheinung wesentlich von letzteren verschieden. Ihre Stellung ist zur Zeit noch völlig unsicher.

Nur die jetzt fast erloschenen östlichen und südöstlichen Gēs (Goyatacas) sind auf gleich niederer Culturstufe stehen geblieben, wie die Botocudos; die westlichen haben eine ausserordentlich viel höhere Ausbildung erreicht, viele ihrer Stämme stehen geistig und materiell selbst manchen Kariben- oder Tupivölkern voran. Man vergleiche hier die Bemerkungen Dr. V. D. STEINEN's über die Suya (Durch Central-Bras. 207 ff.). Dieselben besitzen vortreffliche Häuser, verfertigen Matten und Holzschnitzereien, zeigen ästhetischen Sinn in der Herstellung von buntem Federschmuck und kunstvoller Arabeskenmalerei und haben im Ackerbau, der Kultur von Baumwolle, Mais, Bohnen, Manioc u. s. w. ganz erhebliche Fortschritte gemacht. Eine wie traurige Rolle spielen ihnen gegenüber die Botocudos, welche niemals über das Stadium niedrigster Barbarei hinausgekommen sind! Alles dies nöthigt uns zu der Annahme, dass die östlichen Gēs die ältesten Repräsentanten ihres Völkerkreises sind. Die Urwaldgebiete östlich von der Serra do Espinhaço waren, wie es scheint, die Urheimath des Gēs-Volkes, der Ausgangspunkt seiner Wanderungen. Mehr als 8 Längengrade trennen die heutigen Botocuden von den heutigen Gēs in der Provinz Goyaz; indianische Stämme finden sich auf diesem weiten Raume nicht mehr. Diese Lücke wird indessen einigermassen ausgefüllt durch LUND's Höhlenschädel, die, weit westlich von dem heutigen Verbreitungskreise der Botocuden, den letzteren doch so ausserordentlich gleichen. Die Lagoasanta-Menschen sind entweder als Ueberreste uralter, auf der Wanderung nach dem Westen begriffener Gēs zu betrachten, oder, was mir wahrscheinlicher scheint, sie repräsentiren das Urvolk, von dem Botocuden und heutige Gēs sich abgezweigt haben. Die Botocuden wären als derjenige Theil der Gēs anzusehen, welcher, jener alten Urbevölkerung am nächsten stehend, noch heute in oder doch nahe bei seinen ursprünglichen Wohnsitzen lebt. Ihre Unkenntniss der Schifffahrt, des Schwimmens, des Anbaues irgend welcher Culturpflanzen, namentlich auch des Tabaks, macht die Annahme, dass sie je irgendwelche Wanderungen unternommen haben oder auch nur mit anderen Völkern dauernd in Verkehr getreten sind, wenig wahrscheinlich.

Die nach dem fernen Westen vorgedrungenen Gēs haben in den Wechselfällen des Wanderlebens, im Kampfe ums Dasein mit anderen Völkern und der sie umgebenden Natur, einen nicht unansehnlichen Grad der Ausbildung erreicht, während die Botocuden, zum „Standvolk“ geworden, auf der untersten Stufe der Cultur stehen geblieben sind.

Endgültig wird sich die Frage nach dem Verhältniss der Botokuden zu den Gēsvölkern erst auf Grund einer exacten anthropologischen Untersuchung der letzteren entscheiden lassen, wozu bis jetzt leider noch nicht einmal der Anfang gemacht werden konnte. Das im Vorhergehenden beigebrachte Material genügt, wie ich glaube, um wahrscheinlich zu machen, dass wir in den Botocuden die ältesten Vertreter der Gēs vor uns haben,

die, ihrer Gesittungsstufe nach, dem Urzustande dieser Völkerfamilie am nächsten stehen.

Das es je gelingen wird, sie der wahren Civilisation zu gewinnen, ist schwerlich anzunehmen. Die Aldeamenten können, wie oben gezeigt wurde, in ihrer jetzigen Verfassung nichts leisten, und an eine Aenderung des bisher befolgten Systems ist sobald nicht zu denken. Dazu kommt, dass auch der Culturgrad der umwohnenden brasilianischen, hauptsächlich farbigen Bevölkerung ebenfalls noch ein ausserordentlich niedriger ist.

Die aldeisirten Stämme werden schliesslich in der letzteren aufgehen denn die Zahl der Mischlinge wächst von Jahr zu Jahr. Die Wilden werden ihre Unabhängigkeit wohl noch so lange bewahren, bis die Eisenbahnen, welche das Hochland der Provinz Minas mit der Küste von Espiritu santo verbinden sollen, vollendet sein werden. Schon ist die Linie Caravellas-Philadelphia zum dritten Theile im Betrieb, die zweite von Victoria nach dem Guandu wenigstens vermessen. Wenn auch die Fertigstellung der letzteren noch in weiter Ferne steht, so ist sie doch nur eine Frage der Zeit. So wird das Gebiet der Wilden mehr und mehr von allen Seiten eingeengt. Ertönen erst der Pfiff der Locomotive und die Axtschläge fleissiger Colonisten durch die Waldwildnisse des Rio Doce und Mucury, so hat auch die Stunde der Vernichtung für die Naturmenschen geschlagen.

„Die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr". Dieser Ausspruch unseres MARTIUS mag für die „rothe" Rasse in ihrer Gesammtheit vielleicht nicht ganz zutreffend sein, nachdem neuerdings auf dem Boden der alten amerikanischen Culturländer die eingeborene Bevölkerung, trotz mehrerer Jahrhunderte der Bedrückung, des physischen und geistigen Verfalls, zu neuer Bedeutung zu gelangen scheint. Um so mehr aber gilt er diesen niedrigsten, im eigenen Lande heimathlos umherirrenden Horden, von deren Dasein im nächsten Jahrhundert nur noch hier und da beim Urbarmachen des Waldes gefundene, spärliche Skeletreste und Steinwerkzeuge Kunde geben werden.

III.

Statistische Betrachtungen über biblische Daten.

Ein Beitrag zur Volkskunde des Alterthums

von

Dr. **VINC. GOEHLERT** in Gratz.

I.

Die, im alten Testamente enthaltenen, zahlreichen statistischen und insbesondere biologischen Daten haben mich zu dem Versuche angeregt, zu erforschen und ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob die Lebenserscheinungen der Menschengattung und überhaupt die Bevölkerungsverhältnisse vor mehr als 3000 Jahren mit den Ergebnissen, wie sie die heutige Bevölkerungs-Statistik liefert, in Einklang stehen.

Allerdings wird eine solche Untersuchung durch den Umstand getrübt, dass sich die, zu diesem Behufe gesammelten Daten blos auf einen nicht sehr zahlreichen Volksstamm beziehen, dessen Entwickelung unter ganz anderen Verhältnissen erfolgt ist, wie sie die Völker Europas bieten. Nichtsdestoweniger werden sich, wenn man von ethnologischen und klimatischen Verhältnissen absieht, immerhin Anhaltspunkte finden lassen, welche jene Erscheinungen des rein physischen Lebens der Menschen, die in der heutigen Bevölkerungs-Statistik Geltung haben, ziffermässig zum Ausdrucke bringen und sonach eine Vergleichung gestatten.

Wenn man glaubt, dass das Leben der Menschen in den ältesten Zeiten länger als heut zu Tage gedauert habe, so beruht dies auf einem Irrthum, wiewohl vor der Sintfluth von einzelnen Menschen ein Lebensalter angegeben wird, welches uns in Erstaunen setzt: von Adam bis Noah finden wir sieben Personen, welche mehr als 900 Jahre alt geworden sein sollen. So soll Adam 930, Seth 912, Enos 905, Cainan 910, Jared 962, Methusalem 969 und Noah 950 Jahre gelebt haben. Nach den angegebenen Lebensjahren hätte Noah noch zur Zeit der Geburt seines achtfachen Urenkels Abraham gelebt!

Dagegen lässt sich einerseits einwenden, dass das Jahr nicht mit 12 Monaten gerechnet ist, und einen, nach unserer Zeitrechnung, viel kürzeren Zeitraum umfasst hat. So wird von Einigen (insbesondere von HENSLER)

behauptet, dass das Jahr der Israeliten bis zu Abrahams Zeiten bloss drei Monate umfasst habe. Wenn dies auch zugegeben werden könnte, so würde die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen bis zu Sem's Zeiten 200 Jahre und das mittlere Zeugungsalter 28 Jahre betragen haben; nach dieser Zeit bis auf Abraham würde jedoch die erste Zahl auf 75 und die andere auf 9, in einigen Fällen sogar bis auf 7 Jahre fallen, was wohl nicht glaublich erscheint.

Andererseits kann man aber auch annehmen, dass das für einzelne Personen angegebene Lebensalter blos Zeitperioden umfasst, welchen der Name der, in einer solchen Periode besonders hervorragenden Persönlichkeit gegeben wurde (wie z. B. die Zeit der Carolinger, der Jagellonen), die, in Folge einer verhältnissmässig langen Lebensdauer, auch eine erhöhte Wirksamkeit entfalten konnte. Denn soweit wir in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts haben Einsicht gewinnen können, ist es unwahrscheinlich, dass der Cultur-Fortschritt der Menschheit in so raschem Maasse erfolgt sei, dass wir schon in der neunten Generation nach Adam, nehmlich zur Zeit Noahs, eine unter einem Herrscher stehende Gesellschaft finden, welche ihre Rechte gewaltsam durch Kriege vertheidigt, oder auch in ihrer Ueberlegenheit andere Gesellschaften unterjocht und tributpflichtig macht. So finden wir schon Nimrod als einen gewaltigen Herrn; auch wird schon in der zweiten Generation, zur Zeit Kains[1]), die Gründung von Städten und in der neunten Generation, zur Zeit Tubalkains[2]), der Anfang der metallurgischen Arbeiten erwähnt[3]).

Die Adam'sche Periode stellt uns überhaupt den ersten, zum Selbstbewusstsein gelangten Menschen dar, und seine mit Mythen umwebte Biographie bezeichnet nur eine Entwicklungsstufe vom instinctiven Menschenthiere bis zum Höhlenbewohner, welcher sich in Felle kleidet und mit Baumfrüchten nährt, und in welchem zuerst das Gefühl der Abhängigkeit von, ausserhalb ihm wirkenden Kräften zum selbstbewussten Ausdrucke gelangt.

Erst mit der Zeit Abrahams tritt die Sage immer mehr in den Hintergrund, und beginnt eigentlich die Geschichte der Israeliten. Wird das Jahr 1492 v. Chr. Geb. als jenes der Auswanderung der Israeliten aus Aegypten als feststehende Thatsache angenommen[4]), so lässt sich die Zeit, in welcher Abraham lebte, nach den folgenden Daten genau bestimmen:

---

1) Kain baute eine Stadt, welche er nach seinem Sohne Henoch benannte.

2) Tubalkain, der Sohn Lamechs, wird als Meister in Erz- und Eisenwerk gerühmt.

3) Dass übrigens die genealogischen Daten bis zur Zeit Moses' unvollständig sind und nur einige Generationen besonders hervorgehoben werden, erhellt auch daraus, dass, nach den im zweiten Buche Moses enthaltenen Daten, nur 3 Generationen während des 430jährigen Aufenthalts der Israeliten in Aegypten angegeben sind; Levi zeugte Kahath, dieser Amram und dieser Aron und Moses.

4) LAUTH: Aegyptische Chronologie. Strassburg 1877.

Der Aufenthalt der Israeliten in Aegypten dauerte	430 Jahre.
Jakob war zur Zeit der Einwanderung alt	130 „
von der Geburt Isaaks bis zur Geburt Jakobs sind verflossen .	60 „
Abraham stand zur Zeit der Geburt Isaaks im Alter von . .	100 „
sonach erhalten wir	720 Jahre

und, mit Zurechnung der oben erwähnten Jahreszahl (1492), im Ganzen 2212 Jahre. Da Abraham ein Lebensalter von 175 Jahren erreichte, so hat er in der Zeit von 2212 bis 2037 v. Chr. Geb., sonach vor beiläufig 4000 Jahren gelebt [1]).

Zur Beurtheilung der Culturgrade der Völker Vorder-Asiens zu der damaligen Zeit können folgende Daten dienen: Abraham, reich an Schafen, Rindern, Eseln und Kameelen, an Gold und Silber, an Knechten und Mägden, reiste mit seinem Zelte, welches er auf seiner Wanderung aus Mesopotamien an verschiedenen Orten aufschlug; als Lastthiere dienten ihm Kameele; er sandte seine Diener mit zehn, mit vielen Gütern beladenen Kameelen in die mesopotamische Stadt Nahor, um dort für seinen Sohn Isaak eine Frau (Rebekka) zu holen; als Brautgabe wurden ihr goldene Stirn- und Armbänder übergeben. Abraham stiftete auch eine Familiengruft im Haine Mamre, allwo eine zweifache Höhle ist; in dieselbe wurden die einbalsamirten Leichname Abrahams, Isaaks und Jakobs und jene der Frauen Sarah, Rebekka und Lea hinterlegt (Moses, I. B.).

Den Cultur-Fortschritt in der Folgezeit (bis zu Moses' Zeiten) bezeugen folgende Daten: Moses verfasste ein Gesetzbuch, welches in der Bundeslade aufbewahrt wurde: die Gebote Gottes waren auf, mit Kalk übertünchten Steintafeln geschrieben, welche in der Stiftshütte aufgestellt wurden. An der Verfertigung der Teppiche für die Stiftshütte und an der Herstellung der, für die Leviten bestimmten Kirchengewänder, welche aus gefärbter Seide und Goldfäden mit Borten und Spangen bestanden, haben sich auch die israelitischen Frauen betheiligt. Die Vergoldungsarbeiten für die Bundeslade wurden unter Aufsicht eines sachkundigen Meisters (Ahaliab) ausgeführt. In zwei Onyxsteinen waren die Namen der zwölf Stämme gravirt [2]) (Moses, II. B.).

II.

Es lässt sich nicht läugnen, dass den Menschen in den ältesten Zeiten, unter günstigen klimatischen Verhältnissen, im Vollbesitze ihrer physischen

1) In den historischen Werken wird die Zeit des Todes Abrahams gewöhnlich um das Jahr 1800 v. Chr. G. angegeben.

2) Zu Jakobs Zeiten (um das Jahr 1920/5 v. Chr. Geb.) wurden in Aegypten der Zehent und das Unterthänigkeitsverhältniss eingeführt; denn Joseph, der Minister des Pharao, welcher von demselben ein goldenes Collier und einen Siegelring (vielleicht Staatssiegel) als Zeichen seiner Würde erhalten hatte, kaufte dem Pharao das ganze Land (ausgenommen der Priester Felder). Joseph sagte zum Volke: Ich habe euch und euer Land dem Pharao gekauft, da habt ihr nun Samen und besäet das Feld, von dem Getreide sollt ihr den fünften Theil dem Pharao geben. Das Volk sagte: Lasst uns nur bauen, wir wollen gerne dem Pharao leibeigen (servi) sein (Moses, I. B. c. 47.).

Kräfte und ohne den Kampf um das physische Leben ein höheres Lebensalter beschieden sein konnte, als in der Folgezeit, da mit der Ausbreitung des Menschengeschlechts und bei der verschiedenartigen Gestaltung der socialen Verhältnisse der, die physischen Kräfte aufreibende Kampf um das Dasein eingetreten war. Dass aber vor mehr als 3000 Jahren die mittlere Lebensdauer der Israeliten nicht länger gewesen ist, als sie von bewährten Statistikern für einzelne europäische Länder berechnet wird, hierfür liefern uns die Bücher Moses den entsprechenden Beleg. Nach denselben wurden die Israeliten nach dem Auszuge aus Aegypten am Berge Sinai gezählt, und diese Zählung erstreckte sich auf die zwanzig und mehr Jahre alten männlichen Personen; vor der Erstürmung von Jericho, beiläufig 37 Jahre später, fand eine zweite Volkszählung statt, bei welcher keiner von jenen (ausser Moses, Aaron und Caleb) mehr am Leben war, welche am Berge Sinai gezählt worden waren. Sonach erreichte die mittlere Lebensdauer der zwanzigjährigen Männer 37 Jahre, und die mittlere Lebensdauer im weiteren Sinne stellt sich auf 57 (37 + 20) Jahre, wobei allerdings auch zu berücksichtigen ist, dass die männliche Bevölkerung während ihres Zuges durch die Wüste im fortwährenden Kampfe mit den dort heimischen Völkern lebte, und überdies der Hungersnoth und Seuche ausgesetzt war. Nach der Mortalitäts-Tafel für den Kanton Genf (vom Jahre 1838 bis 1845), berechnet von Dr. MARC D'ESPINE, beträgt die mittlere Lebensdauer der zwanzigjährigen Männer 37 Jahre und nach der, für die österreichischen Länder berechneten Absterbeordnung (vom Jahre 1870 bis 1880) 36,79 Jahre [1]).

Auch das durchschnittliche Lebensalter der jüdischen Könige, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, stellt sich nur auf 56 bis 57 Jahre; das höchste Alter hat König David erreicht, welcher im siebzigsten Lebensjahre in Folge Altersschwäche (Marasmus senilis) gestorben ist [2]). Dass Moses 120, Josua 110 und der Hohepriester Eli 90 Jahre alt geworden sind, darf uns hierbei nicht beirren; denn diese Männer bilden eben eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, sowie auch heutzutage noch ein solches Alter zuweilen vorkommt. [3])

---

1) Oesterreichische Statistik. B. V. H. 3. Nach anderen Mortalitäts-Tafeln schwankt die mittlere Lebensdauer der Zwanzigjährigen zwischen 35 und 39 Jahren.

2) Die mittlere Lebensdauer der männlichen Personen aus der Dynastie der Capetinger (von Robert von Clermont bis Henri von Chambord) berechnet sich mit 55,5 Jahren; das höchste Lebensalter mit 79 Jahren hat König Carl X. erreicht (Annales de démographie internat. T. V. Paris). Auch klagt schon König Salomo in seinem 90. Psalm: „Das menschliche Leben dauert 70, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre."

3) Der französische Chemiker Chevreul feierte im Jahre 1886 seinen hundertsten Geburtstag, an seiner Seite stand sein 76jähriger Sohn. Während des Aufenthalts des österreichischen Kaisers in Tirol (im Jahre 1886) kamen unter anderen auch vier Greise aus dem Sextenthale zur Huldigung, welche zusammen 367 Lebensjahre (im Durchschnitte jeder 92 Jahre) zählten. Im Jahre 1886 starb im Militärspitale zu Algier der Fähnrich Jbn Mustapha im Alter von 126 Jahren.

Dies bezeugt der Londoner Banquier Sir Moses Montefiore, welcher im Jahre 1885 im Alter von 101 Jahren gestorben ist. Nach Dr. B. ORNSTEIN's biostatistischen Mittheilungen [1]) kommen hundertjährige Personen in Griechenland nicht selten vor: in Athen (mit 79 000 Einwohnern) sind in 6 Monaten des Jahres 1883 drei Personen (darunter eine im Alter von 140 Jahren) und im Jahre 1884 fünf, 100 und mehr Jahre alte Personen (darunter eine im Alter von 120 Jahren) gestorben.

Die mittlere Lebensdauer (im engeren Sinne) stellt sich, nach den oben angegebenen Daten, auf 30 Jahre; nach der, für die österreichischen Länder berechneten Absterbeordnung beträgt die mittlere Lebensdauer für das männliche Geschlecht bei der Geburt 30,95 Jahre; in der Familie der Capetinger hat sich die mittlere Lebensdauer während eines Zeitraums von 700 Jahren zwischen 26 und 32 Jahren bewegt.

III.

Der Laie geräth in Erstaunen, wenn er hört, dass die Nachkommenschaft des Patriarchen Jakob, während ihres Aufenthaltes in Unter-Aegypten, auf mehr als zwei Millionen Seelen gestiegen ist. Hierbei ist jedoch zu bedenken, dass die Israeliten in einem sehr fruchtbaren Landstriche (Gosen) wohnten, welcher der Ausbreitung derselben keine Hindernisse bot, dass ferner wahrscheinlich Zuzüge von Stammverwandten, insbesondere in der ersten Zeit der Ansiedelung, stattgefunden haben, und dass endlich der Aufenthalt der Israeliten in diesem Lande 430 Jahre gewährt hat. Die ursprüngliche Ansiedelung bestand aus 70 männlichen Personen (Jakob mit seinen Söhnen und Enkeln), und nach der Auswanderung aus Aegypten zählte Moses 603 550 männliche Personen im Alter von 20 und mehr Jahren [2]). Wird nun nach der EULER'schen Berechnung die Verdoppelungs-Periode gesucht, so erhalten wir für dieselbe beiläufig 30 Jahre, und die jährliche Zuwachs-Quote stellt sich auf etwas mehr als zwei Prozent. Dass eine solche Zunahme eine ungemein rasche [3]) ist, lässt sich nicht läugnen, doch finden wir durch statistische Untersuchungen belegt, dass eine solche rasche Zunahme auch noch in der heutigen Zeit stattfindet. So ist die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika innerhalb 30 Jahren, nehmlich vom Jahre 1850 bis 1880, von 23 191 876 auf 50 155 783, sonach um mehr als das Doppelte, gestiegen. Auch hat schon G. TUCKER nachgewiesen, dass

---

1) Archiv für pathologische Anat. und Physiologie, herausgegeben von R. VIRCHOW. 1884, Bd. 96. S. 475 und 1885, Bd. 101. S. 377.

2) Nimmt man die Generations-Dauer nach der, von Herodot erwähnten Berechnung der aegyptischen Priester mit 33 Jahren an, so sind während des 430jährigen Aufenthalts der Israeliten in Aegypten 13 Generationen auf einander gefolgt; zu dieser Zahl gelangt man auch, wenn man die Verdoppelung in einfacher Weise von 70 bis 603 550 verfolgt.

3) Diese rasche Zunahme hat sogar den Pharao zu dem grausamen Befehle bewogen, dass alle neugeborenen Knaben getödtet werden sollten. Auch in den starkbevölkerten Districten Chinas soll Kindesmord und Kindesaussetzung jetzt noch stattfinden.

die Bevölkerung dieser Staaten ohne Rücksicht auf neue territoriale Erwerbungen in diesem Jahrhundert durchschnittlich um 2,6 Prozent jährlich zugenommen hat[1]).

Uebrigens zeichnen sich die Israeliten jetzt noch durch grosse Fruchtbarkeit aus, und statistische Untersuchungen lassen erkennen, dass die Zunahme der Israeliten in den österreichischen Ländern vom Jahre 1850 bis 1880 mehr als zwei Prozent betragen hat. So ist die Zahl der Israeliten in den österreichischen Ländern innerhalb 30 Jahren von 476 423 auf 1 005 394 und insbesondere in Galizien von 333 450 auf 686 600, sonach um mehr als das Doppelte, gestiegen, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass während dieser Zeit keine Zuzüge, vielmehr Wegzüge (nach der Bukowina, Ungarn und Wien) und auch Uebertritte zu einer anderen Confession oder Erklärungen zur Confessionslosigkeit stattgefunden haben.

Der Statistiker J. G. HOFMANN hat als Ursachen der raschen Vermehrung der Israeliten die grosse Fruchtbarkeit der Ehen und die geringe Sterblichkeit, insbesondere der Kinder, angegeben. Dass die israelitischen Ehen thatsächlich fruchtbarer sind, als jene der europäischen Völker, insoweit sich diese Fruchtbarkeit statistisch bestimmen lässt, hierfür finden sich schon im alten Testamente Belege. Nach der, in der Chronik enthaltenen Genealogie der Erzväter kommen auf je eine Ehe durchschnittlich 4 bis 5 Knaben, welche ein höheres Lebensalter erreicht haben; so hinterliessen sieben Söhne des Patriarchen Jakob 31 männliche Nachkommen, welche neue Familien gründeten; der Richter Gideon und der König Achab zählten je 70 Söhne, was auf eine Nachkommenschaft von mehr als 100 Kindern schliessen lässt. Der Richter Jephthah war Vater von 30 Söhnen und 30 Töchtern, und der König Rehabeam Vater von 28 Söhnen und 60 Töchtern.

Der Stammvater der Banquier - Familie M. A. Rothschild war mit 10 Kindern (darunter 5 Söhne) und sein Sohn Anselmo mit 7 Kindern (darunter 3 Söhne) gesegnet.

IV.

Dass die Zunahme des israelitischen Volkes nach der Auswanderung aus Aegypten minder rasch erfolgt ist, darauf haben mancherlei Ursachen eingewirkt. Die Zeit des Zuges durch die Wüste, während welcher erst eine neue, thatkräftige und durch die Zügel der Religion geleitete eigenartige Generation durch den bisher unübertroffenen Heerführer und Gesetzgeber Moses herangezogen wurde, war der Volkszunahme nicht günstig; nicht nur dass die Israeliten während dieser Zeit zuweilen Mangel an Lebensmitteln zu leiden hatten und von Seuchen zweimal heimgesucht wurden[2]), mussten

1) WAPPÆUS: Allgemeine Bevölkerungs-Statistik.

2) Im vierten Buche Moses wird der Ausbruch einer Seuche (Plage) zweimal erwähnt: an der einen sind 14 700 und an der anderen 24 000 Menschen gestorben.

Den Götzendienst mit dem goldenen Kalbe liess Moses mit der Ermordung von 3000 Menschen bestrafen (Moses, II. B.).

sie auch in fortwährendem Kampfe mit den heimischen Völkern leben und vordringen. Dass diese Kämpfe zugleich mit Raub und Plünderung verbunden waren, bezeugt der Kampf mit den Midianitern. Die Beute aus diesem Kampfe umfasste 675 000 Schafe, 72 000 Rinder, 61 000 Esel, 32 000 Jungfrauen, (welche zu Kebsweibern genommen wurden) und 16 750 Säckel Gold, bestehend in Geräthen, Ketten, Ringen und verschiedenen Geschmeiden (Moses, IV. B.).

In einem späteren Kampfe mit den Hagaritern (zur Zeit der Richter) wurden 5000 Kameele, 2000 Esel, 25 000 Schafe und 100 000 Menschen weggeführt[1]) (Chronik, I. B.).

Die Zahl der über 20 Jahre alten streitbaren Männer, welche am Berge Sinai gezählt wurden, hatte sich bei der zweiten Zählung am Flusse Jordan (37 Jahre später) nur wenig geändert. Bei der ersten Zählung betrug diese Zahl 603 550 und bei der zweiten 601,730, sodass sich nur ein Unterschied von 1 820 ergiebt. Eine Zunahme weisen nur die Stämme Manasse (um 63,6 pCt.), Asser und Benjamin (um je 28,7 pCt.) Isaschar (um 10,8 pCt.), Sebulon (um 5,4 pCt.), Juda und Dan (um je 2,6 pCt.) auf, während bei den übrigen Stämmen eine Abnahme eingetreten ist, welche als Maximalgrenze 62,5 pCt. bei dem Stamme Simeon erreicht.

Auch die Zeit der Richter war für die Volkszunahme keineswegs günstig, da die Israeliten ihre Herrschaft in dem eroberten Lande Canaan erst befestigen mussten und auch innere Spaltungen eingetreten sind, welche bedeutende Menschenverluste zur Folge hatten. So fielen nach dem Buche der Richter im Kampfe mit Jephthah 42 000 Ephraimiter, und in der Schlacht bei Gibea verloren die Israeliten 18 000 und der Stamm Benjamin 25 000 Mann. Im Kampfe mit den Philistern erlitten die Israeliten einen Verlust von 30 000 Mann (Samuel, I. B.). Wir finden daher, dass nach der Volkszählung, welche beiläufig 440 Jahre später, zur Zeit der Regierung des Königs David, stattgefunden hat, die Vermehrung der Volkszahl seit der Occupation Canaans nur eine geringe gewesen ist. Allerdings hat sich die Zahl der streitbaren Männer von 601 730 auf 1 300 000[2]) während dieser Zeit gehoben, sonach mehr als verdoppelt, doch berechnet sich die Zuwachs-Quote nur mit 116 pCt. (im Durchschnitt jährlich mit 0,24 pCt.). Diese Volkszählung (eigentlich Militär-Conscription) wurde unter der Leitung des Feldherrn Joab vollführt und erstreckte sich jenseits des Jordans von Jaser bis Dan und diesseits des Jordans von Bersaba bis Tyrus und Sidon nordwärts.

Die Daten über diese Volkszählung fliessen aus zwei Quellen: nach dem zweiten Buche Samuel's wurden im Lande Israel 800 000 und im Lande Juda 500 000, sonach im Ganzen 1 300 000 streitbare Männer gezählt; im ersten

1) Der Viehreichthum des Landes erhellt auch daraus, dass König Salomo bei dem Jubelfeste anlässlich der Eröffnung des Tempels 120 000 Schafe und 20 000 Ochsen für das siebentägige Festessen zum Geschenke gegeben hat.

2) In Jerusalem wohnten 3620 streitbare Männer. Die Bevölkerung dieser Stadt dürfte zu jener Zeit 15- bis 16 000 Einwohner betragen haben.

Buche der Chronik finden wir jedoch als Zählungsergebniss in ganz Israel 1 100 000 und in Juda 470 000 Männer, mit dem Beifügen, dass hierunter die Stämme Benjamin und Levi nicht enthalten sind. Der Stamm Benjamin umfasste nach einer anderen Angabe der Chronik 59 000 Mann und der Stamm Levi 38 000 Mann (im Alter von 30 bis 50 Jahren), welche jedoch für den Kriegsdienst nicht verwendet wurden; denn unter denselben befanden sich 24 000 Personen für die Verrichtung des Religionsdienstes und 6000 Personen als Richter und Amtleute.

Die Ursache der ungleichen Zählungs-Daten dürfte darin zu suchen sein, dass sich die in der Chronik erwähnte Zählung, welche höhere Ergebnisse liefert, auch auf die, vom König David tributpflichtig gemachten Völker, wie Ammoniter, Philister, Edomiter u. s. w. erstreckt hat; denn der Feldherr Joab ist zu diesem Behuf jenseits des Jordans nordwärts bis Dan und diesseits des Jordans von Sidon südwärts bis Berseba gezogen. Aus diesem Grunde haben wir auch die, im Buche Samuels enthaltenen Daten, als zur Vergleichung allein geeignet, herangezogen und die Zunahme seit der, von Moses vorgenommenen, zweiten Zählung mit 116 pCt. berechnet. Diese Berechnung lässt sich nur für einige Stämme, von welchen die betreffenden Daten nachgewiesen sind, weiter ausführen; hiernach haben sich der Stamm Ruben nur um 2,3 pCt. und die Stämme Benjamin, Juda und Isaschar um 30,2 bis 35,3 pCt. vermehrt. Die Zählung der Leviten erfolgte mit Rücksicht auf ihre dienstlichen Leistungen nach einem anderen Maassstabe; bei denselben war nehmlich das Lebensalter von 30 bis 50 Jahren maassgebend, während für die übrigen Stämme das Alter von 20 und mehr Jahren gegolten hat. Die Zunahme der Leviten erreichte seit derselben Zeit 342 pCt. (im Durchschnitte jährlich 0,78 pCt.).

Wenn wir weiter die Grösse des ganzen israelitischen Volkes bestimmen wollen, so lässt sich eine solche Berechnung nur unter gewissen Voraussetzungen ausführen.

In den europäischen Ländern berechnet sich die Zahl der Unterzwanzigjährigen zwischen 42 bis 48 pCt. der ganzen Bevölkerung; wird nun diese Zahl mit 45 pCt. für das israelitische Volk angenommen, so steigt die ganze männliche Bevölkerung nach der ersten Zählung Moses' auf 1 097 170 Personen und, unter der Voraussetzung der Gleichheit für beide Geschlechter, erreicht die allgemeine Bevölkerungszahl die Höhe von 2 194 340, wozu noch beiläufig 50000 Personen des Stammes Levi zu rechnen sind. Diese Menschenmasse ist unter der Leitung des genialen siebzigjährigen Führers Moses durch unwirthliche Gegenden, ohne Zufuhr von Lebensmitteln und im beständigen Kampfe mit anderen Völkern, durch 40 Jahre gewandert, um das, von ihrem Führer bestimmte Ziel, die Occupation Canaans, zu erreichen und einen, durch Religion und Sitten geordneten Staat zu gründen, dessen Glanzperiode, unter den Königen David und Salomo, uns jetzt noch mit Bewunderung erfüllt!

Wird diese Berechnung auch bei den Zählungsergebnissen aus der Zeit des Königs David in Anwendung gebracht, so gelangen wir von den, in der Chronik angegebenen 1 629 000 männlichen Personen (über 20 Jahre alt) zu einem Bevölkerungsstande von 5 923 600, wozu noch beiläufig 200 000 Personen des Stammes Levi kommen, wonach das israelitische Reich zur Zeit Davids über 6 Millionen Einwohner umfasst hat [1]), eine Bevölkerung, wie wir sie, unter den europäischen Ländern, in Belgien, Bayern, Galizien und Rumänien gegenwärtig finden.

Endlich wird noch eine vierte Volkszählung erwähnt, welche zur Zeit der Regierung des Königs Amazia, beiläufig 200 Jahre später, erfolgte. Dieselbe umfasste blos die Ländereien der Stämme Juda und Benjamin, und das Ergebniss derselben zeigt nur eine geringe Zunahme der Einwohner (im Ganzen 31,3 pCt.), was auch begreiflich ist, da nach dem Tode des Königs Salomo und nach der Spaltung des Reiches in zwei Theile fortwährend innere Unruhen stattgefunden haben. Welche Menschenverluste die Israeliten durch Kriege zu erleiden hatten, kann man daraus entnehmen, dass in dem Kriege zwischen Jerobeam und Abia 500 000 Israeliten gefangen und getödtet wurden, dass in dem Kriege zwischen Pekach und Achas von Seite der Juden 120 000 Mann gefallen und überdies 200 000 Weiber und Kinder in die Gefangenschaft gerathen sind. Zur Zeit des Judenkönigs Achas führte der assyrische König Tiglath Pilessar die Stämme Ruben, Gad und Manasse, welche jenseits des Flusses Jordan wohnten (beiläufig 120 000 Menschen), weg. Auch raffte in den letzten Jahren der Regierung des Königs David die Pest durch drei Tage 70 000 Menschen hin [2]) (Chronik, I. B.).

V.

Die Grösse der Bevölkerung des israelitischen Reiches lässt sich auch nach der Stärke des Heeres, welches bei dem Ausbruche eines Krieges den Königen zur Verfügung gestanden hat, einigermaassen beurtheilen.

Davids Heer in dem Bürgerkriege gegen Saul zählte 339 600 Mann; nicht viel weniger dürfte Sauls Heer gezählt haben [3]). In der Folgezeit bestand das Friedensheer Davids aus 288 000 Mann, an dessen Spitze 12 Oberste mit je 24 000 Mann standen, welche abwechselnd in jedem Monate des Jahres zu militärischen Uebungen einberufen wurden [4]). In dem Bruderkriege zwischen Rehabeam und Jerobeam gebot der erste über 180 000, der andere über 800 000 Mann; im Kampfe mit Abia, König der Juden,

1) Nach Josephus Flavius zählte man in Palästina zur Zeit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer (70 n. Chr. Geb.) 2 700 000 Einwohner.

2) Aus derselben Ursache dürfte sich auch die grosse Sterblichkeit im Heere des assyrischen Königs Sanherib erklären lassen, welcher bei der Belagerung von Jerusalem 185 000 Mann durch Tod verloren hat (Chronik, II. B.).

3) Im Kampfe Sauls mit den Ammonitern betrug dessen Heeresmacht 330 000 Mann.

4) Die Rüstung der israelitischen Soldaten bestand aus Helm, Panzer, Schild, Spiess oder Bogen und Schleudersteinen. Assa's Heer zählte 300 000 Spiessträger und 280 000 Bogen-

welcher mit 400 000 Mann ins Feld zog, verlor jedoch Jerobeam mehr als die Hälfte seiner Truppen [1]).

Mit der Zunahme der Bevölkerung ist unter den nachfolgenden Königen von Juda auch die Stärke des Heeres gestiegen; Assa und Josephat verfügten über eine Heeresmacht von 580 000 Mann [2]). Unter Amazia und Ussia sinkt der Armeestand jedoch auf 300 000 Mann, was dem, unter der Regierung Jorams eingetretenen Abfall der Edomiter zuzuschreiben ist; dem erstgenannten Könige standen noch 100 000 Miethtruppen aus Israel zu Gebote, für deren Ueberlassung 100 Ctr. Silber bedungen wurden. Schliesslich wird noch eine chronologische Zusammenstellung der Könige (von Juda) beigefügt, welche zugleich die, während der Regierungszeit der einzelnen Könige eingetretenen, wichtigen Ereignisse und sonstige Daten enthält. Zu dieser Zusammenstellung wollen wir nur noch eine Bemerkung beifügen. Wenn man nehmlich die Regierungszeit der einzelnen Könige von David bis Josua zusammenrechnet und hierbei von jenen Königen absieht, welche nur durch kurze Zeit regiert haben, so erhalten wir 431 Jahre als die gesammte Regierungszeit von 13 Königen, so dass die Regierungsdauer eines Königs im Durchschnitte 33,2 Jahre beträgt, wie auch schon die ägyptischen Priester die Reihenfolge der Könige nach einer durchschnittlichen Generationsdauer von 33 Jahren gezählt haben sollen (Herodot). Werden von David bis Zedekia (Hosia's Sohn) 14 Generationen mit je 33,3 Jahren gerechnet, so erhält man 466 Jahre. Die Gefangenschaft des letzten Königs erfolgte im Jahre 587 v. Chr. Geb., welche Zahl mit Zurechnung der obigen 466 Jahre sich auf 1053 erhebt, auf welche Zeit nahezu der Regierungsantritt des Königs David fällt.

---

schützen; zu diesen gehörten auch die Schleuderer, welche links waren, ohne Fehl auf ein Haar treffen konnten und vorzugsweise aus dem Stamme Benjamin genommen wurden. (Die Leibgarde des Königs Salomo bestand aus 6200 Mann, welche goldene Schilde trugen, die Pharao Sissak als Beute nach Aegypten wegführen liess.

1) Der Perserkönig Cyrus zog mit 128 000 Mann in den Kampf gegen Crösus, welcher über 136 000 Mann gebot, und dem überdies kleinasiatische Griechen und Assyrer als Hülfstruppen zur Seite standen (Xenophon Cyrop. II. B.) Im Kampfe gegen Babylon umfasste Cyrus' Heer 160 000 Mann Fusstruppen und 120 000 Reiter (ebend. VIII. B.).

2) Die Zahl der waffenfähigen römischen Bürger betrug nach Dionysios zur Zeit des Königs Servius Tullius (530 v. Chr. Geb.) 80 700, seit Errichtung der Republik 150 000, zu Ende des ersten punischen Krieges 300 000, zur Zeit des Kaisers Octavianus Augustus 4 137 000 und zur Zeit des Kaisers Claudius 6 940 000 Mann (Moreau de Jonnés: Statistique des peuples de l'antiquité. Paris 1851). Bei dem Einfalle der Gallier in das römische Gebiet (225 v. Chr. Geb.) konnten die Römer mit ihren Bundesgenossen in Mittel- und Unter-Italien auf 700 000 Mann im Nothfalle rechnen (Polybius, II. B.).

Wie Caesar (im siebenten Buche „de bello gallico“) erwähnt, hat Vercingetorix, der Held von Alisia, einen Theil der gallischen Völker zum Aufstande gegen die römische Herrschaft bewogen; von den 260 000 Aufständischen sind 80 000 im Kampfe gefallen. Nach dem zweiten Buche konnten die Belger 340 000 streitbare Männer (darunter die Belovaken 100 000 Mann) ins Feld stellen. Zu Caesars Zeit fielen 92 000 waffenfähige Helvetier und ihre Bundesgenossen (mit Frauen und Kindern im Ganzen 368 000 Menschen) in Gallien ein; nur 110 000 sind wieder in ihre Heimath zurückgekehrt. Ariovistus zog mit 120 000 Germanen nach Gallien, wohin später noch 24 000 Haruden gekommen sind (Caesar de bello gall. I. B.).

König *)	Geboren	Gestorben	Lebensalter	Regierungs- Anfang	Regierungs- Ende	Regierungs- Dauer	Anmerkung.
	Jahr v. Chr. G.		Jahre	Jahr v. Chr. G.		Jahre	
Saul	—	—	—	1070	1055	15	Der Leichnam wurde verbrannt.
David	1085	1015	70	1055	1015	40	residirte 7,5 Jahre zu Hebron u. 33 J. zu Jerusalem. Dreij. Theuerung. Pestepidemie.
Salomo	1035	976	59	1015	976	39	1012 Grundsteinlegung zum Tempelbau, vollendet in 7 Jahren 8 Monaten.
Rehabeam	1016	958	58	976	959/8	17	971 Pharao Sissak fällt mit 600000 Mann Fussvolk und 60000 Reitern ins Land ein.
Abia	988?	956	32	958/9	956	2	eroberte einen Theil des Landes Israel. Leichnam verbrannt.
Assa	976?	916	60?	956/7	916	41	Raubzug der Mohren. Leichnam verbrannt.
Josephat	950	890	60	916	890/1	25	Dreijährige Theuerung. Erdbeben.
Joram	923	883	40	890/1	883/4	7	Abfall der Edomiter. Sieben jährige Theuerung.
Ahasia	905	883	22	883/4	884	0,5	getödtet. Regentin Athalia (durch 6—7 Jahre).
Joas	884	837	47	877	337/8	39	erdrosselt. Im Anfange der Regierung der Hohepriester Jojada Stellvertreter.
Amazia	862	808	54	837/8	808	29	getödtet.
Ussia	824	756	68	808/9	756	52	an Aussatz gestorben. Erdbeben (Prophet Amos). Der Assyrer König Phul fällt ins Land ein (760).
Jotham	780	740	40,5	756/7	740/1	15,5	machte die Ammoniter zinsbar. Jährlicher Tribut 10000 Kor (Scheffel) Weizen u. 10000 K. Gerste nebst 100 Ctr. Silber.
Achas	747	697	50	726	697	29	Wasserleitung in Jerusalem. 722/20 Salmanassar zerstört Samaria u. führt die Stämme Israel in die Gefangenschaft. 712 Sanherib fällt ins Land ein.
Manasse	709	642	67	697	642	55	von dem assyrischen König gefangen, jedoch wieder freigelassen.
Amon	664	640	24	642	640	2	wurde erschlagen.
Josia (Hosia)	648	609	39	640	609	31	627 Pharao Necho überzieht das Land. In der Schlacht tödtlich verwundet.
Joahas } Brüder	—	—	—	609	609	0,3	abgesetzt und nach Aegypten geführt.
Joakim } Brüder	—	—	—	609	597/8	11	Nebukadnezar fällt ins Land ein. Gefangen und durch drei Jahre unterthänig.
Jechonia	—	—	—	597/8	597	0,3	in der babylonischen Gefangenschaft gestorben.
Zedekia	—	—	—	597/8	586/7	11	durch drei Jahre unterthänig: gefangen und geblendet. Zerstörung von Jerusalem. Babylonische Gefangenschaft der Juden.

*) Die Personennamen lauten nach der Bibel-Uebersetzung M. Luthers.

Besprechungen.

CARL Freih. VON CZÖRNIG, Die ethnologischen Verhältnisse des österreichischen Küstenlandes. Triest, Schimpf, 1885. 8. 35 S. Mit einer ethnographischen Karte in 2 Blättern.

Der Verfasser liefert in der kleinen Schrift und der grossen, dazu gehörigen Karte eine recht lehrreiche Darstellung der in stetem Wechsel begriffenen Völkerverhältnisse von Triest, Görz und Gradiska, sowie Istrien, also derjenigen Kronländer, in welchen slavische und romanische Stämme und Sprachen seit länger als 1000 Jahren mit einander kämpfen. Er legt seiner Betrachtung die Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1880 zum Grunde, die er durch eigene Nachforschung richtig (oder richtiger) gestellt hat und die er mit den Ergebnissen der Zählung von 1846 vergleicht. Natürlich dient ihm die Arbeit seines berühmten Vaters überall als Ausgangspunkt. Als einen Hauptmangel beklagt er, dass bei der Erhebung von 1880, bei welcher nicht die Nationalität, sondern die Umgangssprache zu Grunde gelegt wurde, das Friaulische als selbständiges Idiom gestrichen und dem Italienischen zugerechnet worden ist. Er weist nach, dass die friaulische, zu der ladinischen Gruppe gehörige Sprache noch gegenwärtig in der Grafschaft Görz-Gradisca von 52 567 Personen gesprochen wird, während die Zahl der italienisch sprechenden Leute nur 20 858, die der slovenisch sprechenden 129 857 und der deutsch sprechenden 2 659 betrug. Indess die linguistische Statistik ist überall ein zweifelhaftes Ding; wie viel mehr erst in einem Lande, wo die Nationalitäten so stark auf einander drücken, und wo selbst die Beamten mit ihren Sympathien in ganz verschiedenen Lagern stehen. Der Verfasser giebt sich ehrliche Mühe, die Verhältnisse zu klären, und seine Arbeit darf als das Beste bezeichnet werden, was augenblicklich über diese Länder an Statistik geliefert ist. Man wird darin viele sehr interessante Detailnachweisungen finden. Hier mag noch angeführt sein, dass in diesem ganzen Küstenlande die Zahl der Deutschen nur 12 579 = 2,06 pCt. betrug.

R. VIRCHOW.

Dr. R. A. HEHL, Von den vegetabilischen Schätzen Brasiliens und seiner Bodencultur. Nova Acta der Kais. Leop. Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher. Bd. XLIX. Nr. 3. Halle 1886. 4. Mit 1 Karte und 1 Tafel.

Eine gedrängte Darstellung der klimatischen und Bodenverhältnisse des grossen Landes eröffnet die interessante Schrift, welche den Zweck verfolgt, einerseits den natürlichen Reichthum an nutzbaren Gewächsen, andererseits die Art des wirthschaftlichen Betriebes vor Augen zu führen. Bei der stets wachsenden Aufmerksamkeit, welche sich dem noch so wenig bevölkerten und, in vielen Theilen, noch so unvollkommen gekannten Reiche zuwendet, wird dieser, von einem im Lande ansässigen Gelehrten unternommene Versuch Vielen zu einer angenehmen und bequemen Belehrung dienen. Eine grosse Karte erläutert in übersichtlicher Weise die Vertheilung der einzelnen Vegetations- und Culturgebiete. Sie kann, wie der Verfasser selbst anerkennt, nur als ein vorläufiger Versuch gelten, im Grossen die Gegensätze und Unterschiede der einzelnen Provinzen eines Landes, welches so viele Breitengrade umfasst, zur Anschauung zu bringen, aber wie jeder erste Versuch, in wissenschaftlicher Weise geographische Verhältnisse bildlich zu vergegenständlichen, in sich selbst den Anreiz zur Vervollständigung und Berichtigung enthält, so darf man gerade hier, wo dem Ansiedler

verhältnissmässig so günstige Umstände geboten werden, zuverlässig erwarten, dass es an Nachfolgern nicht fehlen wird. Die Leopoldinische Akademie, welche die Abhandlung in ihre Acta aufgenommen und dieselbe in einem Separatabdruck dem Publikum zugänglich gemacht hat, verdient besondere Anerkennung, dass sie, über den gewöhnlichen Rahmen ihrer Schriften hinaus, die Möglichkeit der Veröffentlichung geboten hat.

R. VIRCHOW.

FRITZ PICHLER, Vorgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. Carinthia, Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung, herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten. 1886. Nr. 5—8. — Das Entstehen und Vergehen der Stadt Virunum. Sep.-Abdruck aus der Zeitung „Freie Stimme" 1886.

Eine Reihe weit umfassender Schilderungen, welche von der ersten geologischen Aussonderung der Gebirge Kärntens bis zum Schlusse der Völkerwanderung reichen, bringt in populärer Form die Auffassungen des Verfassers von der allmählichen Besiedelung und socialen Entwickelung des Landes. Bei dem Mangel ausreichender Localerfahrungen über die Einzelheiten in dem Fortgange der „Orte-Bildung" greift seine Darstellung vielfach in die allgemeine mitteleuropäische Vorgeschichte über und ergänzt auf diese Weise die territorialen Lücken. Dagegen lässt sich an sich nichts einwenden. Aber es will dem Referenten scheinen, als ob dem ungeschulten Leser daraus eine nicht geringe Schwierigkeit erwächst, zu unterscheiden, was denn eigentlich für Kärnten als gesichertes Wissen gelten darf, und was von anderen Orten hergenommen ist. Der Verfasser gebietet über ein so grosses Maass literarischer Gelehrsamkeit, dass ihm bei jeder Einzelfrage ein überwältigendes Heer von Citaten zur Verfügung steht; so unterliegt er auch zu oft der Versuchung, dieses gelehrte Wissen in einer schwer zu entwirrenden Weise mit dem einheimischen Stoff zu mengen. Seine Localethnologie beginnt mit den Mongoliten, wie er sagt, „einer Art Ur-Finnen", ohne dass er sich die Mühe giebt, die Existenz derselben in Kärnten nachzuweisen. Dann lässt er von Asien her, nordwärts vom schwarzen Meere, „eine Art Thrako-Illyrer" einwandern, „stammverwandt mit jenen späteren, historisch also benannten Thrakern und Illyrern." Dieses Alles schwebt ein wenig in der Luft. Aus den Illyrern und den Nachkommen der Ur-Finnen sollen weiterhin „die Etrusko-Räter oder Ost-Etrusker und Rasener" hervorgegangen sein, die er auch Proto-Norer und Ur-Noriker nennt, und neben denen er auch die Carner und Vindeliker als illyrische Descendenz anspricht. Dann erst kommen die Kelten (von 600—800 n. Chr.). In sehr ausführlicher Weise erörtert er die Wohnsitze der keltischen Noriker, und mit besonderer Sorgfalt studirt er die Frage nach der Lage ihrer alten Hauptstadt Noreja. Er glaubt die Lösung der Schwierigkeiten darin gefunden zu haben, dass er diesen Platz mit dem Virunum der römischen Zeit identificirt.

R. VIRCHOW.

MARTIN: Westindische Skizzen (mit 22 Tafeln und 1 Karte) Leyden, 1887.

Dieses, neben der Bearbeitung der geologischen Reise-Ergebnisse, für einen weiteren Leserkreis bestimmte Buch liefert zugleich Nachrichten über die Indianer Surinams (S. 92—99), sowie einen weiteren Beitrag zu den südmerikanischen Felsinschriften und den Höhlen bei Fontein und von Carachito auf Aruba (mit Tafel).

BASTIAN.

Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedirten Originaltexten übersetzt von Dr. HEINRICH VON WISLOCKI. Berlin 1886 bei Stricker (Nicolaische Buchhandlung).

Der Verfasser, der, wie die Vorrede zeigt, getragen von deutschen Studien, für Durchforschung der Sage und des Volksthums begeistert ist, hat sich zunächst den Zigeunern zu-

gewandt und lebte mehrere Monate hindurch und wanderte mit einer Zigeunertruppe durch ganz Siebenbürgen und die südöstlichen Theile Ungarns. Während dieser Zeit sammelte er „neben vielen anderen höchst interessanten Daten auch diese Märchen und Sagen, welche er hier veröffentlicht." — Das volksthümliche Gepräge tritt auch in denselben überall hervor, inwieweit man von einem Volkscharakter bei derartigen, sich mehr familienweise leicht zusammenschaarenden Gruppen reden kann. Wir betonen dies, weil gerade aus diesem Typus sich gleich eine gewisse hervortretende sociale Unentwickeltheit erklärt, indem die ethischen Motive in den Geschichten sich fast nur auf die Liebe der Geschlechter und die Noth des armen, wandernden Mannes u. dgl. beschränken, alle anderen Familienbande z. B. dem ersteren Motiv gegenüber nicht blos in den Hintergrund treten, sondern sogar eine gewisse Geringschätzung erfahren. Dies vorausgeschickt, liegt doch über dem Ganzen ein eigenthümlicher Hauch von Poesie, wie sie überall des Menschen Brust entquillt, die, je einseitiger das sonstige Leben sich in der Wirklichkeit gestaltet, sich in die Welt der Phantasie flüchtet. In diesem Sinne ist alles eigenthümlich, auch wo uns sagenhafte Reste und Züge an Ueberlieferungen anderer Völker erinnern, mit denen die Zigeuner in Verkehr gekommen. So begegnen wir z. B. auch einer Sage von der Sündfluth, welche durch die Naschhaftigkeit einer Frau herbeigeführt wird, der ein alter Mann, d. h. irgend ein Geist, der zu ihr gekommen, einen kleinen Fisch übergeben hatte, dass sie ihn 9 Tage aufhebe, bis er wiederkomme. Sie wiedersteht nicht lange dem Gelüst und brät ihn. Als sie ihn auf die Kohlen wirft, „da fuhr der erste Blitz auf die Erde und erschlug die Frau." Dem Manne aber befiehlt der Geist, sich ein anderes Weib zu nehmen und seine Verwandten, sowie Thiere und Samen von Bäumen in einem Kahn zu sammeln, damit er die Fluth, die kommen werde, überstände und die Welt von neuem bevölkere und besame. — Als besonders eigenartig und für die mythologische Wissenschaft höchst interessant treten uns eine Menge charakteristischer Vorstellungen entgegen, z. B. die vom Sonnenbaum, von dem Jemand ein Reis holen soll, damit er die Königstochter bekäme, desgl. die Geschichte von den drei goldenen Haaren des Sonnenkönigs, von der Schlange als Ehemann u. dgl. m. Es wäre zu wünschen, dass mehr Sammlungen der Art entständen, die uns darüber aufklärten, was als selbständige, gemeinsame Tradition der Zigeuner in dieser Hinsicht anzusehen. Jedenfalls hat sich der Verf. mit dieser Arbeit ein Verdienst um die Wissenschaft erworben, und wir empfehlen das Buch Allen, die sich für derartige Studien interessiren.

W. SCHWARTZ.

R. VON ERCKERT: Der Kaukasus und seine Völker. Leipzig, Frohberg, 1887. 8. 385 S. Mit einer ethnographischen Karte, Textabbildungen und Lichtdrucken.

In einem Bande von mässiger Stärke legt der Verf. die reiche Fülle seiner Beobachtungen über die Völker des Kaukasus dar. Seine Stellung an der Spitze der Militärbezirke von Stawropol und Petrowsk gewährte ihm während zweier Jahre die günstige Gelegenheit, die nördlichen und östlichen Theile des weiten Gebietes in den verschiedensten Richtungen zu durchforschen und mit den Leuten selbst in näheren Verkehr zu treten. Die Aufgaben der anthropologischen und ethnographischen Untersuchung waren ihm von früher her geläufig; seine Aufmerksamkeit auf die wesentlichen und unterscheidenden Züge der einzelnen Stämme war durch seine amtlichen Beziehungen in der, aus so zahlreichen Volkselementen gemischten, russischen Armee seit langer Zeit geschärft, und seine Uebung in der Fixirung charakteristischer Eigenthümlichkeiten befähigte ihn, selbst linguistische Probleme in den Kreis seiner Ermittelungen aufzunehmen. Ref. hatte das besondere Glück, auf seiner kaukasischen Reise den General mitten in der Steppe, auf der Eisenbahnstation Armawir, zu treffen und mit ihm seinen ersten Vorstoss auf ossetisches Gebiet zu machen; bald nachher sah er ihn in Tiflis wieder, besuchte mit ihm Kutais und nahm in seiner Gesellschaft Theil an der, von Dr. REMMERT geführten Expedition nach Borjom, Achalziche und Abastuman. Er kann daher persönlich Zeugniss ablegen von der Hingebung, der Ausdauer und der Geschicklichkeit, mit welcher der General seine anthropologischen Arbeiten ausführte. Das vorliegende Werk

enthält die Ergebnisse von 819 Einzeluntersuchungen von Köpfen Lebender, wobei jeder Kopf beschrieben, nach 16 Dimensionen gemessen und nach 10 Indices berechnet wurde. Die mitgetheilten Wort-Verzeichnisse betreffen ausser Grusinisch, Tscherkessisch und Tschetschenisch vorzugsweise die dem Verf. zunächst zugänglichen Sprachen des Daghestan, von denen 32 Sprachen, bezw. Dialekte aufgeführt werden. Der Verf. ist bescheiden genug, seine Leistungen als Vorarbeiten für die endliche, so schwierige Analyse dieser höchst verwickelten Verhältnisse zu bezeichnen, und man mag zugestehen, dass noch recht grosse Anstrengungen dazu gehören werden, eine abschliessende Klärung herbeizuführen. Aber man wird auch anerkennen müssen, dass es brauchbare Bausteine sind, welche hier geboten werden, und dass dadurch schon jetzt für die vergleichende Ethnologie ein nicht zu unterschätzender Fortschritt gemacht worden ist. Die Beobachtungen des Verf. haben die Schlussfolgerung bestätigt und für den Ostkaukasus erweitert, zu welcher der Verf., auch auf Grund des osteologischen Materials, gelangt war, dass keiner der kaukasischen Stämme einen Anhalt für die Vermuthung bietet, dass von hier aus die arische Bevölkerung Europas ihren Ursprung genommen habe. Selbst die Gelehrten konnten bisher das weit zerstreute und widerspruchsvolle literarische Material schwer erreichen und noch schwerer kritisch beurtheilen; für das grosse Publikum war der Kaukasus ein Buch mit sieben Siegeln. Das ist nun durch den Verf. geöffnet und erläutert worden, leider ohne irgend welche Hinweise auf die literarischen Quellen, welche doch auch er benutzen musste. Seine Schilderungen, namentlich des Daghestan, der so selten besucht worden ist, und der seit den Tagen Schamyls dem Europäer wie ein einheitlich angelegtes und bewohntes Gebiet zu erscheinen pflegt, sind ganz besonders dankenswerth und durch die Frische der Darstellung anschaulich. Durch die Pforte von Derbend, deren „Mauer“ von dem Verf. zuerst genau beschrieben worden ist, zogen wahrscheinlich schon seit den Kimmeriern und Skythen erobernde und plündernde Schaaren, und eine Mehrzahl derselben hat in den Thälern und Schluchten des Gebirges Rückstände hinterlassen. So ist der Ostkaukasus zu einem so bunten Aggregat ethnologischer Sonderbarkeiten geworden, dass schon die geradezu verwirrende Mannichfaltigkeit der Namen jedem, der nicht durch anhaltende Lokalstudien sich eingewöhnt hat, das volle Verständniss sehr erschwert. Höchst anziehend sind dabei die psychologischen Bemerkungen des Verf. über die Natur der verschiedenen Stämme, wobei auch die Russen vielfach herangezogen werden. Der Verf. zeigt hier sein Verständniss für die „Volksseele“ und zugleich den wahrhaft humanen Grund seiner Anschauungen im hellsten Lichte. — Die Ausstattung des Buches ist eine treffliche. Die Illustrationen sind gut ausgewählt und höchst sauber wiedergegeben. Ganz besonders lehrreich wird für die Mehrzahl der Leser die in grossem Maassstabe beigefügte ethnographische Karte sein, die, bei dem immer fortgehendem Wechsel und der Verschiebung dieser Völker, vielleicht nicht mehr an jeder Stelle ganz correct sein dürfte, die aber doch im Ganzen ein getreues Bild der Rassenvertheilung liefert. R. VIRCHOW.

MATTH. MUCH: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniss zur Cultur der Indogermanen. Wien 1886. 8. 187 S. Mit 55 Abbildungen. (Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmäler. N. F. Jahrg. 1885 und 1886.)

Nachdem vor einigen Jahren Herr VON PULSZKI durch seine Arbeit über die Kupferzeit in Ungarn die allgemeine Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Funde gelenkt hatte, welche in so grosser Zahl in seinem Vaterlande gesammelt worden sind, hat es der Verfasser unternommen, eine zusammenfassende Darstellung der, überhaupt aus Europa bekannt gewordenen, ähnlichen Fundstücke zu liefern. Seine eigenen Forschungen im Mondsee, sowie andere Beobachtungen aus österreichischen Seen, Mooren, Höhlen u. s. w. gewährten die sichere Unterlage für die Einreihung der Erfahrungen über das Vorkommen von Kupfergeräth in den Schweizer Pfahlbauten. Mit erstaunlicher Kenntniss der Literatur und mit der, an ihm bekannten, minutiösen

Sorgfalt hat der Verf. die Funde in Deutschland, Italien, Frankreich, Portugal, England, Skandinavien, Griechenland, Kleinasien zusammengestellt (S. 59) und so den Beweis geliefert, dass es sich nicht um vereinzelte Erscheinungen, sondern um regelmässige, zahlreiche und unter einander in Verbindung stehende Vorkommnisse handelt. Allerdings fehlt bei der Mehrzahl der Stücke, wie er selbst hervorhebt, die chemische Analyse, und es ist nicht unmöglich, dass mancher Irrthum untergelaufen ist, auch vielleicht in der Richtung, dass manches Bronzegeräth als ein kupfernes aufgeführt sein wird. Trotzdem wird man zugestehen müssen, dass die Liste so gut und so vollständig als möglich ist. Es wird dann nachgewiesen, dass das Kupfer schon zur neolithischen Zeit erscheint und in der Regel der Bronze vorhergeht; indem zugleich die anderen Fundstücke, besonders das Thongeräth dieser Zeit, einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, gelangt der Verf. zu dem bestimmten Ausspruch, dass es wirklich eine Kupferzeit in Europa gegeben hat. Seine Untersuchungen auf dem Mitterberg, welche bekanntlich die Existenz eines prähistorischen Kupferbergwerkes ergeben haben, führen ihn zu dem Schlusse, dass dieses und einige benachbarte Werke mit den Pfahlbauten des Mondsees gleichaltrig waren, und dass von daher das selbst gewonnene und selbst verarbeitete Kupfer den Pfahlbauern zugekommen ist. Die Verarbeitung ist nach seiner Darstellung durch den Guss und nicht durch Hämmern bewirkt worden. In allen diesen Punkten ist die Beweisführung eine höchst genaue und wahrscheinlich zutreffende. Etwas bedenklicher dürften die folgenden Kapitel sein, welche das Verhältniss des Kupfers zur Bronze, die Frage der Einwanderung neuer Stämme, das Verhältniss der Arier überhaupt, genug die schwierigsten Fragen der Prähistorie betreffen. In der Hauptsache nimmt der Verf. an, dass seit der neolithischen Zeit keine neue Einwanderung stattgefunden habe, sondern dieselben Stämme, welche schon in der jüngeren Steinzeit im Lande sassen, alle die verschiedenen Phasen der fortschreitenden Cultur durchgemacht haben. Dagegen findet er keine Vermittelung zwischen den Leuten der Mammut- und Renthierzeit und den Neolithikern. Er glaubt nachweisen zu können, dass diese Neolithiker schon angefangen haben, Bronze zu besitzen und die Leichen der Krieger zu verbrennen, dass also kein Hiatus zwischen den Trägern beider Kulturen bestanden habe. Als Beispiel hierfür citirt er die Bornholmer Beobachtungen und die Parallelen dazu aus Schweden. Indess darf die Frage aufgeworfen werden, ob diese Erfahrungen auch für Deutschland gleiche Geltung haben. Für die Pfahlbauten der Schweiz dürften sie kaum zutreffen, wie Ref. besonders durch seine Untersuchung der Schädel gezeigt zu haben glaubt. Man muss aber nicht übersehen, dass selbst ein gewaltsamer Wechsel der Bevölkerung nicht mit Nothwendigkeit voraussetzt, dass die Rasse im engeren Sinne des Wortes wechselt, dass also z. B. Mongoloiden durch Arier verdrängt wurden. Auch die arischen Stämme sind verschieden genug unter sich, um den Wechsel recht stark erscheinen zu lassen. Man erinnere sich nur an die, selbst historisch nachweisbare Geschichte Oberitaliens. Ligurer und Veneter, Etrusker und Gallier, Römer, Longobarden und Slaven sind hier auf einander gefolgt und haben ihre Besonderheiten zur Geltung gebracht, ohne dass wir genöthigt sind, eines dieser Völker als ein nicht arisches zu bezeichnen. Wollte aber jemand die Ligurer oder Veneter als Turanier ansprechen, so würde dieselbe Frage auch vielleicht nach Noricum und Pannonien zu richten sein. Die Verbreitung des Leichenbrandes in der Bronzezeit bleibt eine so gewaltige Erscheinung, sie setzt eine so tiefgreifende Aenderung in den religiösen Anschauungen voraus, dass sie nicht blos als eine Modesache angesehen werden kann. Dazu gehören gewaltige Erschütterungen, und diese dürften in prähistorischer Zeit ohne Wechsel der Herrschaft schwerlich gedacht werden können. Referent glaubt daher seine Auffassung auch jetzt noch aufrecht halten zu dürfen, obwohl er anerkennt, dass der Verf. viele und gewichtige Gründe beigebracht hat, welche für eine Persistenz der Bevölkerung sprechen. Vielleicht wird sich eine Vermittelung finden lassen, wenn man annimmt, dass der Wechsel meistentheils nicht ein so vollständiger war, wie bei der Völkerwanderung in Norddeutschland, dass vielmehr neben den Eroberern die grosse Masse des Volkes sitzen blieb, wie in Frankreich und Oberitalien, und sich nachher wieder empor arbeitete. Auf alle Fälle wird jeder Leser das inhaltreiche Buch mit dem Gefühl aus der Hand legen, dass ein grosses und dunkles Gebiet so weit als thunlich aufgehellt worden ist, und dass er einem Manne zu danken hat, dessen Anschauung neben einer erstaunlichen Fülle selbst gefundener Thatsachen die Mehrzahl der europäischen Sammlungen umfasst,

und dessen sinnender Geist das grosse Material an Einzelerfahrungen zu ordnen und eine längst verschwundene Welt wenigstens in unsern Gedanken wieder zu beleben weiss.

R. VIRCHOW.

Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, herausgegeben von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. Abth. I. Heft V—VIII. Die Gleichberge bei Römhild als Culturstätten der La Tène-Zeit Mitteldeutschlands. Von G. JACOB. Halle 1886/87. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen.

Den ersten Heften dieser schönen Publikation (vgl. diese Zeitschrift 1886, S. 198) sind recht schnell 3 neue gefolgt, welche einen, ganz ausserhalb der Provinz Sachsen und noch mehr ausserhalb des sächsischen Bodens gelegenen Platz behandeln. Die Commission zeigt so, wie vorurtheilsfrei sie verfährt, und die wissenschaftliche Kritik hat ihr dafür zu danken. Indess dürfte bei dieser Gelegenheit doch wohl daran gemahnt werden dürfen, dass auch die, mit dem II. Hefte unterbrochenen Publikationen des Herrn KLOPFLEISCH fortgesetzt, und dass mindestens die Fundberichte über die Gräber, von denen schon Abbildungen vorliegen, bald geliefert werden sollten.

Die Arbeit des Herrn JACOB über die Gleichberge oder genauer über den kleinen Gleichberg bei Römhild ist eine Fortsetzung und Vervollständigung seiner früheren Mittheilungen (Archiv f. Anthrop. Bd. X. und XII.). Die fortschreitende Zerstörung der alten Befestigung durch Steinbrecher fördert stets neue Gegenstände zu Tage, und es ist unter diesen Umständen besonders anzuerkennen, dass der Verf. eine lange Reihe von Jahren hindurch Alles gesammelt hat, was ihm erreichbar war. Ausser ihm besitzen noch das Museum in Meiningen und einige Private kleine Sammlungen; das Meiste ist wahrscheinlich verschleppt. Unter Korrektur früherer Angaben schliesst der Verf. gegenwärtig aus seinen Beobachtungen, dass die Wallanlage auf dem kleinen Gleichberg eine Festung war, welche während der ganzen Dauer der Tène-Zeit, vielleicht 5 Jahrhunderte hindurch, bewohnt wurde. Er vergleicht sie mit La-Tène selbst und mit Stradonitz, nur dass sie grösser war und längere Zeit hindurch benutzt worden sei. Ein reiches Material an Waffen, Haus- und Feldgeräth, Schmuck, Gefässen, Thierknochen u. s. f. bezeugt, dass der Ort schon in der Früh-Tènezeit besiedelt war und dass er bis zu den spätesten Ausläufern derselben fortbestand. Neuerlich ist es dem Verf. geglückt, innerhalb der Wallanlage auch zahlreiche Steinfundamente alter Wohnungen aufzufinden. Nach vereinzelten Funden schliesst der Verf., dass die Bewohnung oder wenigstens die Benutzung des Platzes schon in der Bronzezeit begonnen habe, dagegen schliesst er die neolithische Zeit gegenwärtig ganz aus. Ref. kann in dieser Beziehung ein Bedenken nicht ganz unterdrücken. Wenn Verf. (S. 20) so weit geht, eine Steinzeit „im Sinne des Nordens" (was soll das heissen?) für Mittel- und Süddeutschland überhaupt zurückzuweisen, so müssen ihm, von den Pfahlbauten des Bodensees und anderer süddeutscher Fundplätze ganz abgesehen, die ostthüringischen Höhlen- und Gräberfunde ganz entgangen sein. In seinen Mittheilungen ist ein Punkt, der besonders überraschend wirkt: er bespricht Scherben von Thongefässen (S. 21, Fig. 29 und S. 39, Taf. VIII. Fig. 142—44), welche jene eingeritzten und mit weisser Masse inkrustirten Dreiecke mit schräger Schraffirung zeigen, die ein so charakteristisches Erzeugniss der Neolithiker waren. Dass sie bis in die Bronzezeit hineinreichen, wussten wir, aber dass sie nun auch noch Leitfunde für die späte Tènezeit sein sollen, erscheint, selbst nach der Beschreibung des Verf. über einen scheinbaren Depotfund mit reichlichen Eisen- und Glasbeigaben, nicht genügend gesichert. Denn es wird von diesem Funde gesagt, die Sachen seien unter dem Grabbrunnen „in derselben Fundschicht" gesammelt worden, — eine so vage Angabe, dass sie den Zweifel an der Zusammengehörigkeit der Fundstücke nicht ausschliesst, zumal da auch das beschriebene Kugelgefäss (S. 38, Fig. 129) weit mehr neolithisch, als tènisch aussieht. Man wird zugestehen müssen, dass es eine der schwierigsten Aufgaben ist, auf einem umfangreichen und höchst unebenen Terrain, wo fast nur zufällige Funde gemacht, grössere absichtliche Ausgrabungen aber niemals stattgefunden haben, genau

festzustellen, welche Fundgegenstände unter einander zusammenhängen und welche nicht. Der Verf. hat genug und mehr als genug gethan, indem er den sicheren Nachweis erbracht hat, dass auf dem Gleichberg in der Tène-Zeit eine starke Festung unterhalten wurde. Die besonderen Beziehungen ihrer Bewohner zu ihren Vorfahren, ihren Zeitgenossen und ihren Nachfolgern werden sich wahrscheinlich klarer übersehen lassen, wenn wir über die mitteldeutschen Ansiedlungen und Gräber mehr wissen werden. So mag es ein Zufall sein, dass kein einziges Stück Bernstein auf dem Gleichberge gefunden ist, während von gebändertem Glase Bruchstücke, namentlich von Armringen, mehrfach vorkommen. Eine der sonderbarsten Analogien scheint ein Stück zu bieten, welches der Verf. (S. 21, Fig. 31) erwähnt: ein apfelgrosses, im Ganzen kugelförmiges Gebilde aus Sandstein, das an einer Seite concentrische Ringe und darunter guirlandenförmige Ornamente zeigt; es erinnert den Ref. lebhaft an gewisse Steinkugeln, which are essentially Celtic in character (J. ANDERSON Scotland in Pagan times. Edinb. 1883. p. 161, Fig. 142—46), die nicht selten in Schottland gefunden werden. Mit Recht hält der Verf. die Frage offen, ob es Kelten waren, welche den Gleichberg besiedelten. Seine Arbeit wird gerade für die Zeit, wo diese Frage ernsthaft diskutirt werden muss, einen grossen Werth haben. VIRCHOW.

Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Heft 2—4. Berlin 1886.

Ueber das erste Heft dieser Sammlung ist in der Zeitschrift für Ethnologie 1886, S. 43, berichtet. Mit dem vierten Hefte ist die Sammlung abgeschlossen worden, nachdem die Ethnologische Abtheilung „ihre Räumung erhalten und die Verwaltung nach dem Museum für Völkerkunde verlegt ist." Der Inhalt der drei Hefte ist ein ungemein reichhaltiger. Ein nicht geringer Theil, der Verzeichnisse der neuerworbenen Sammlungen (FINSCH, BOAS, VON DEN STEINEN, JOEST, POGGE, WISSMANN u. A.) bringt, wird den Fachmännern, welche die, zum Theil schon vollständige Aufstellung in dem neuen Museum studiren wollen, werthvolle Aufschlüsse bieten. Ein anderer Theil bringt Erörterungen über wichtige Gebiete der ethnologischen Forschung. So namentlich von KUBARY: Verbrechen und Strafverfahren auf den Pelau-Inseln, GRÜNWEDEL: Lamaistische Ikonographie, RITZAU: Fabrikation von Töpfen in Jütland und von Holzschuhen in Dänemark, WISLOCKI: Hochzeitsgebräuche der Zelt-Zigeuner in Siebenbürgen, BOAS und GÖKEN: Bella-Coola, endlich mehrere schwungvolle Artikel von BASTIAN über Geschichte, Bedeutung und Aufgaben der ethnologischen Forschung, welche gewiss ihre Wirkung nicht verfehlen werden. VIRCHOW.

MALLERY, GARRICK: Pictographs of the American Indians, Washington.

Ein Werk, das in dem, mit den Hülfsmitteln der, in der Union methodisch eingeleiteten Förderung der Ethnologie beschafften Material einen werthvollen Beitrag liefert zu derjenigen ersten Grundlegung, welche für die Induction sich erforderlich erweisen wird, um eine bisher vorwiegend theoretisch behandelte Frage in exactere Behandlung nehmen zu können.

BASTIAN.

Archivos do Museu Nacional de Rio de Janeiro. Volume VI, Rio de Janeiro 1885.

Auf Veranlassung der Anthropologischen Ausstellung im Jahre 1882 mit einer einleitenden Geschichte des Museums durch den Director desselben versehen und in reicher Fülle den anwachsenden Besitzstand vor Augen führend. BASTIAN.

IV.

Archäologische Forschungen im Bezirk des Terek (Nordkaukasus).

(Fortsetzung von Bd. XVI. S. 163.)

Von

W. J. DOLBESCHEFF,

Oberlehrer am Gymnasium zu Wladikawkas.

IV. Im Flachlande der Tschetschna.

Das Thal Meridji (Meridjoij.)

Westlich von dem Aul Yalchoroij senkt sich die Bodenerhebung und geht von der Alm zum Waldgürtel über. Auf einer Strecke von etwa 10 Werst in besagter Richtung trifft man auf allmählich sich senkende Ausläufer der Kaukasuskette, die meist Lehmboden, nur hier und da Felsgrähte und vereinzelte Klippen bieten. Vielleicht sind es Reste von Moränen, aber sie zeigen überall starke Spuren von der Wirkung herabfliessenden Thau- und Regenwassers und von Abschwemmungen.

Weiterhin, immer westlich, bis fast zum Bette der Assa, auf einer Strecke von etwa 20 Werst nehmen die, bis dahin nach Norden gerichteten Ausläufer der Hauptkette eine westliche Richtung und treten parallell laufend von einander zurück, indem sie das schöne Waldthal Meridji bilden, welches, bald breiter, bald enger, das Bett eines ansehnlichen Baches einschliesst, in den sich der von Süden, von der Hauptkette her fliessende Bach Martan ergiesst, der aus einem Seitenthal herabströmt. Diese vereinigten Wässer nehmen eine Strecke weit ihren Lauf nach SW., dann, ohne die Assa zu erreichen, die von ihnen durch einen Ausläufer der Bergkette, der sich in nördlicher Richtung herabsenkt, getrennt bleibt, fliessen sie nach N. unter dem Namen Fartang aus den Vorbergen ins Flachland der kleinen Tschetschna, wo sie in die Ssunja einmünden. Das Thal aber, oberhalb bis zur Wendung dieser Wässer nach N., heisst Merdji. Dasselbe ist fast ganz mit Wald bedeckt, besonders der nördliche Abhang, auf dem sich nur wenige lichte Stellen

finden. Am südlichen Abhange schlängelt sich, auf einer immer noch ansehnlichen Höhe ein Pfad, an dem ich in einiger Entfernung hie und da Haufen von grossen Geröllsteinen, darunter auch behauene Steine, fand. Das sind Gemäuerreste und überhaupt Ruinen von früheren Bauten, die in Mörtel aufgeführt waren. Ausserdem sah ich auf beiden Abhängen, bald hier, bald da, aus dem Walde Ruinen von Gemäuer und von Thürmen ragen. Es sind deren hier sehr viele. Das Thal muss einst stark bevölkert gewesen sein. Nachfragen, die ich über diese Bauten anstellte, ergaben vorläufig nichts über ihren Ursprung. Nach dem Ueberwuchern des schönen Hochwaldes und den starken Eichen- und Buchenstämmen, die schon mitten in den Höfen dieser früheren Ansiedlungen gewachsen sind, zu urtheilen, mögen diese Bäume zu ihrem Wachsthum mindestens 2 bis 3 Jahrhunderte gebraucht haben; wenn man aber noch die Voraussetzung hinzunimmt, dass die lichten Stellen, wo die Bauten standen, nicht sofort nach Abgang der Bewohner mit Wald bewachsen werden konnten, da doch um die Bauten bedeutende lichte Stellen gewesen sein mussten, die beackert worden waren, so kann man vielleicht auf 400 bis 500 Jahre schliessen. — Hierzu kommt noch der Umstand, dass die wenigen Bewohner dieses Thales, die in ihren Ueberlieferungen bis zur 7, 8, ja 14. Generation reichen, — nichts von diesen Ruinen, ausser unbedingt Legendarischem, mittheilen konnten. Eine Ausnahme macht nur der viereckige Thurm im Dorfe Meridji selbst, der bis jetzt bewohnt wird; darüber werde ich später sprechen. Im Gedächtniss der älteren Bewohner haben sich nur einige Legenden von wenigen Thürmen und Bauten erhalten, ohne irgend eine Beziehung zu einer näheren Vergangenheit. Die jetzigen Bewohner von Meridji und Tsetschi-Akki (westlicher gelegen) halten sich für die Nachkommen von Auswanderern aus Arabistan, aus der Stadt Schemy. Diese Ueberlieferung empfing ich von dem Mollah des Dorfes Meridji, Doulet-Gireij, in folgender Gestalt:

Tradition über die Auswanderer aus Arabistan.

„Die Bewohner von Meridji und Tsetschi-Aki waren die ersten Ansiedler der Stellen im Thale, die sie noch gegenwärtig einnehmen. Sie stammen aus der arabischen Halbinsel, unweit der Städte Mekka und Medina, aus der Stadt Schemy. Nach der Hedschra herrschte 140 Jahre nach dem Tode des Propheten in Arabien der grausame Chudji-Dsalam. Sein tyrannisches Verfahren war die Ursache davon, dass ein Theil seiner Unterthanen von ihm fortzog, um sich seiner Grausamkeit und Härte zu entziehen. Das waren unsere Vorfahren. Der Tyrann machte sich mit einem zahlreichen Gefolge auf und verfolgte sie. Lange Zeit verfolgte er die Flüchtlinge, die endlich, ganz erschöpft, an ihrer Rettung verzweifelnd, hinter sich auf einem Steine eine Aufschrift liessen, in der sie den sie verfolgenden Khan verfluchten, im Falle er noch weiter gehen und die Verfolgung fortsetzen werde. Als der Khan den Stein erreichte, las er die Inschrift und befahl, den Stein vor

sich zu tragen, um auf diese Weise die Flüchtlinge einzuholen, ohne den Stein mit dem Fluche zu passiren. So wurde dieser Stein auf einem Kameele vor dem Khan drei Tage lang geführt; darauf gab er endlich seine Verfolgung auf und kehrte nach Arabien zurück. — Indess kamen die Auswanderer hierher, wo wir jetzt wohnen, fanden die Gegend unbesetzt und liessen sich hier nieder. Eigentlich waren es aber nur zwei: der Vater Kumbij [1]) und dessen Sohn Kundschu. Bald starb Kumbij und Kundschu blieb hier. Das sind unsere Stammesväter. Kundschu hatte zwei Söhne: Mirasch und Kurtschulo. Von dem älteren, der hier ansässig blieb, erhielt denn auch das Thal und die Ansiedelung den Namen Meridji oder Miridjoi; der jüngere, Kurtschulo zog ins Flachland und siedelte sich in der heutigen kleinen Tschetschna an. Von ihm stammt die grosse Familie Kurtschuloij, die jetzt fast alle Aule des Bezirks von Grosnoïe bevölkert. Dem Mirasch folgte sein Sohn Dak, dann Makha, dann Temurko, dann dessen Sohn Aadoza, dann Lantsch I., Lantsch II., Schachmirza, Bortsch, Djemy, der gegen 100 Jahre lebte, dann Karysch, der auf dem Schlachtfelde fiel, dann folgte mein Vater Dou, der 120 Jahre lebte, und endlich ich, Douletgirej. Wir haben jetzt das Jahr 1299 nach der Hedschra. In den Bergen leben die Menschen sehr lange, denn Hochbejahrte sind keine Seltenheit bei uns, daher denke ich, dass die Berechnung von 77 Jahren auf jede von den angeführten 18 Generationen richtig sein dürfte; somit könnte das Jahr 140 (Hedschra), in dem unsere Vorfahren aus Schemy flüchteten, dem Zeitraum und den Begebenheiten entsprechen.

„Die Thürme, deren Ruinen in unserem Thale stehen, sind von unseren Vorfahren erbaut. Krieg führten wir beständig mit den Kabarden und den Tschetschenen aus dem Flachlande. Der berühmteste aller meiner Vorfahren war Djemy, von dem noch gesungen wird:

„Gegen Fünfe wehrte er sich
„Und erschlug Fünfzehn . . .“

„Der Thurm, in dem wir jetzt wohnen, ist von ihm erbaut worden. Schach-Mirza wehrte dem Andrange des Miatkhan, der ins Thal kam, um uns tributpflichtig zu machen. Bortsch gilt als kluger Herrscher. Abgaben haben wir nie Jemandem gezahlt und bezogen auch selbst keine. Gleichzeitig mit unseren Vorfahren, die aus Schemy hierher kamen, kamen auch die Vorfahren der Bewohner von Tsetschi-Aki, deren jetziger Repräsentant der Greis Serali ist, der dort lebt. Es ist uns bekannt, dass in Akki ein gewisser Wokkulé gelebt hat, das war aber lange vor Miatkhan.

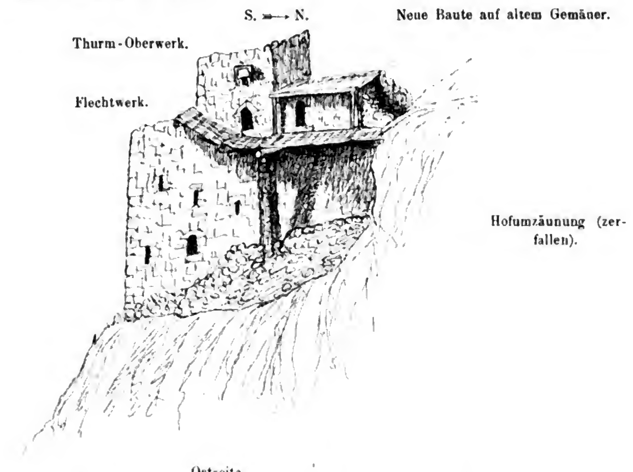
„Zu Zeiten meines Grossvaters Karysch plünderten uns die Nochtschi [2])

1) Zwei Flüsse westlicher führen die Namen Kumbilej und Ssunscha. Sind das nicht verwandte Namen?

2) Nochtschi sind die Tschetschenen aus dem Flachlande, wogegen sich die Tschetschenen, die das Hochland bewohnen, Lamroy nennen, d. i. Bergbewohner. Lam = Berg. Nochtschi = Käsemacher. Noch = Käse.

aus dem Flachlande aus, nach einem unerwarteten Einfall derselben in unser Thal, wobei im Treffen Karysch fiel. Unter anderen Sachen, die uns gehörten, trugen sie uns eine arabische Schrift fort, die wir bewahrten. Sie fanden sie in einem Kasten, in einem ledernen Futteral, das mit Wachs verklebt war. Wo sich gegenwärtig diese Schrift befindet, weiss ich nicht.

„In den Wäldern des Meridji-Thales stehen viele Ruinen; es ist uns völlig unbekannt, wer sie erbaut hat und wer sie bewohnte. In einigen aber, bei denen Thürme stehen, und die, nach der Bauart und dem Zerfallzustande zu urtheilen, merklich jünger sind, wohnten unsere Vorfahren. Die Strecken in Meridji werden von Wald überwuchert. Die verlassenen Höfe mit Steinmauern und Resten von Thürmen und Bauten stehen schon ganz im Walde. Nach der Aussage unserer Greise waren die Stellen um die Bauten in früheren Zeiten licht, jetzt aber stehen sie schon theilweise in viele Jahrhunderte altem Urwalde (S. 110)".



Thurm in Meridji, in dem die Vorfahren des Douletgirej gelebt, und der von ihm auch jetzt zum Theil bewohnt wird. Zugang auf einer Hängebrücke aus leichtem Flechtwerk mit Sprossen.

Legende von Kkyingaala (vom weissen Thurm).

Hoch über dem Dorfe (Aul) Meridji, gegen 3 Werst nach NW. über dem Pfade nach Yalchoroy, der sich am Süd-Abhange des Thales Meridji hinschlängelt, an einer Vertiefung der Felswand, die den Ausläufer der

Hauptkette an dieser Stelle krönt, hängen dis Ruinen eines Thurmes, einiger anderer Bauten daneben und eines Grabthürmchens (Collectivgrabmal des Typus bei Kij), die alle wohl erhalten sind, gut in Mörtel gelegt und weiss getüncht. Der Platz ist von einer überhängenden, concaven Felswand gegen N. und W. vollkommen überdeckt, wie unter Dach, und nur nach S. und O. offen (ähnlich wie bei Itirkale). Dieser Thurm heisst Kkyin-gaala, auf Tschetschenisch = weisser Thurm. —

Es lebte dort einst ein Nachkomme der jüngeren Linie der Bewohner von Meridji, Namens Ssenk. Er war sehr stolz und führte beständig Streit mit seinen Nachbarn wegen Weiderechte und Grenzen. Ein benachbarter, älterer Nachkomme verlor darüber die Geduld und befahl seinem Hirten, ihn zu tödten. Um solches zu vollführen, trieb der Hirt seine Heerde auf Ssenks Weide und stellte sich schlafend. Kaum bemerkte Ssenk die fremde Heerde auf seiner Weide, so stieg er von seinem Thurme herab zum schlafenden Hirten und schlug ihn mit einem Stocke. Der Hirte aber zog unerwartet für den Ssenk sein Messer, das an seiner Seite hing, und brachte dem Ssenk einige Wunden bei. Ssenk fiel, in seinem Blute schwimmend. Er wurde von den Seinen nach seinem Adlerneste gebracht, wo er sterbend seine Feindseligkeit tief bereute und den Seinen empfahl, die Burg zu verlassen und von da fortzuziehen, was auch erfüllt wurde. Seine Nachkommen zogen in den jetzigen Bezirk von Khassaw-Jurt auf die Grenze der Kumukken in den Aul Aretsche-Akka, wo noch heutzutage ihre Nachkommen leben. —

Legende von der Burg Moutzgatia.

Von einer anderen Feste, die auf dem Nordabhange des Thales erbaut ist, Moutzgatia, wird Folgendes erzählt: In diesem Schlosse wohnten sehr stolze Leute. In der Nachbarschaft aber, in einer anderen Burg, lebten fünf Brüder. Der eine von den Fünf freite um die Tochter eines Inguschen [1]). In dieser Zeit führten wir beständig Krieg mit den Nochtschi [2]) Vier Brüder mit Gefolge zogen nach Galgai, um die Braut des Fünften heimzuholen; der Freier aber, wie es Sitte war, blieb zu Hause. Auf dem Heimzuge blieben die vier Brüder mit der Braut des Fünften und mit ihrem Gefolge über Nacht auf dem Weideberge Khoy, wo die Schafheerden von Moutzgatia weiden. Hier wurden sie nicht bewirthet, wie es sich gehörte, man schlachtete ihnen kein Schaf. Morgens zog nur einer aus dem Gefolge mit der Braut zum Freier, unter der Leitung des jüngsten der vier Brüder; die anderen drei mit ihrem Gefolge legten sich in Hinterhalt. Sie passten ihre Zeit ab

1) Inguschen, Galgaïer, — Völkerschaften westlich von den Tschetschenen an den Flüssen Assa und Ssunja ansässig.

2) Tschetschenen des Flachlandes.

und stahlen aus der Heerde des ungastfreundlichen Moutzgatia 25 erwachsene Schafe und brachten sie nach Hause, wo sie sie auf dem Hochzeitsschmause verzehrten. In Folge dessen entstanden Feindseligkeiten zwischen dem Burgherrn und den fünf Brüdern. In verschiedenen Treffen fielen beiderseits sechs Mann. Zuletzt erschlug noch Moutzgatia einen Siebenten, einen unbewaffneten Jüngling, einen Verwandten der Brüder, aber aus Furcht vor Rache verliess er mit den Seinen die Burg und zog ins Flachland. Sein Stamm soll noch heutzutage in der Kabarda leben. —

In jenen Zeiten konnte jeder, der ein grosses Gefolge hatte, sich Alles erlauben. Die Schwachen gingen entweder zu ihm als Knechte oder zogen fort ins Flachland. —

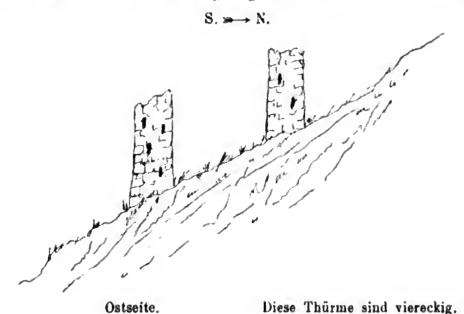
Ueberlieferung über Miatkhan
(im Aul Meridji aufgenommen).

Miatkhan unterwarf sich alle Bewohner der Berge, die ihm Abgaben zu zahlen hatten, aber bis nach Meridji war er mit seinen Eroberungen und Raubzügen noch nicht vorgedrungen. Es war hier überall bekannt, dass er ein mächtiger Fürst sei, dass er ein grosses Geleite habe, und man erwartete ihn schon lange im Thale. Endlich erschien er mit seinem Geleite, lagerte ohne Kampf in der Nähe des Aul und sandte ins Thal hinab seine Forderung, dass alle Bewohner zu ihm kämen und ihm den von ihm bestimmten Tribut brächten. Die Bewohner des Thales berathschlagten darüber und sammelten sich auf Forderung des Schachmirza, Sohnes von Lantsch II, zu Fuss oder beritten, bewaffnet in der Nähe des Lagers des Miatkhan, ohne aber Tributgegenstände mit sich zu führen. Endlich kam auch Schachmirza, einen Esel vor sich treibend, auf den er goldbeschlagenes Geschirr und Saumzeug gelegt hatte. Er ging geradeswegs zu Miatkhan, den er auf einer Burka [1]) sitzend fand. Dieser fragte ihn, ganz erstaunt, warum er einem Esel so theueres Geschirr auflege, welches man nur mit Mühe und grossen Kosten für ein edles Ross bekommen könne, das allein doch verdiene, so reich geschmückt zu werden. Hierauf antwortete Schachmirza: „Wie dieses Geschirr einem Esel nicht steht, — also geziemt es nicht den Männern von Meridji, dem Miatkhan Abgaben zu entrichten.“ Worauf er mit einer unerwarteten, schnellen Bewegung den Miatkhan von der Burka, auf der dieser sass, in den Abgrund warf. Dann gab er den Seinen das Zeichen zum Kampfe und schlug und zerstreute das Geleite des Miatkhan, der selbst sich nur mit grosser Noth rettete. Seit der Zeit ist nie ein Eroberer ins Thal gekommen und seine Bewohner haben nie jemandem Abgaben gezahlt. Ebenso sind die Bewohner des Aul Tsetschi-Akki nie tributpflichtig gewesen. —

1) Filzmantel.

Die Ruinen Muschgen-Gaala.

Rechts, über dem Pfade von Meridji nach Tsetschi-Akki, das am Ende des Thales am Ufer des Baches Martan gelegen ist, stehen die Ruinen von zwei Thürmen, die auf einem Berggraht, in einer Entfernung von 4 Sachen hinter einander, in Mörtel und mit behauenen Ecksteinen aufgeführt sind. Diese Thürme sind an Dimension und Bauart denjenigen, die wir auf der Georgischen Militärstrasse an den Abhängen sehen, vollkommen gleich. Nur lässt sich nichts von der Bekrönung sagen, denn die ist zerfallen. —



Ostseite. Diese Thürme sind viereckig.

Ausgrabungen bei dem Aul Tsetschi-Akki.

Eine Werst unterhalb Tsetschi-Akki, dem Laufe des Baches Martan folgend, fand ich auf dem rechten Ufer ein Grabmal, das wiederum dem bekannten Typus der Collectivgräber in Kij entsprach, obgleich es viel grösser und geräumiger ist. Die Wölbung ist schon zum Theil zerfallen, und ich konnte in die Baute nur durch eine durchgebrochene Stelle in der östlichen Wand hineingelangen. Innerhalb fand ich einen Haufen von Steinen, Schutt und Knochen, worunter Menschen- und Thierknochen. — Nach Entfernung einer dicken Lage von Schutt und Steinen erwies es sich, dass diese Baute auf einer schrägen Felsfläche stand, die sich von O. nach W. senkte. Daher setzte ich meine Forschungen in dem westlichen Theile fort, wo ich noch nicht auf den Boden gestossen war. Die Baute ist aus Plieten und mit Mörtel gebaut. — Hier fand ich im Durcheinander von Schutt, Moder, Steinen und Knochen[1]) bei einem verschobenen Skelet den Schädel *A* mit einer Hauwunde, daneben ein eisernes Messer. Dann den Schädel *B* mit angetrockneter Haut und hellbraunem Haar, mit Kleiderresten, einem

1) Diese Gegenstände gehören zur übersendeten Tafel II: a) eisernes Messer, b) Fingerhut und Kamm, c) eiserne Schnalle, d) desgl., e) Pfeilspitze und Messer, f) Stück einer eisernen Spange, g) eisernes Messer, Kleiderreste, h) eisernes Messer, ein Stück Ring und Kleiderreste.

Kamm und einem Fingerhut. Ferner ganz in der NW.-Ecke zwei eiserne Schnallen in einem, in einen Haufen zusammengeschobenen Gerippe, bei dem, mit dem Gesichte nach W., ganz in der Ecke ein Schädel *D* lag, mit Spuren zweifacher Trepanation, mit Kopfhaut und hellbraunrothem Haar. Südlicher davon, dicht an der Westwand, fand sich wiederum ein verschobenes Gerippe, mit dem Schädel *E*, dessen Gesicht nach unten gekehrt war. Bei diesem Schädel fand sich eine Pfeilspitze und im Gerippe ein Messer. Noch weiter südlich, in der SW.-Ecke, fand sich ein Gerippe mit Kleiderresten, das auf der rechten Seite, mit dem Gesichte nach W., scheinbar in voller Ordnung lag, mit gebogenen Knieen, die das Kinn berührten; der rechte Oberarm lag unter dem Gerippe, der Unterarm mit dem Handgelenk, perpendikulär zum Oberarm, an die Wand gelehnt, der ganze linke Arm abgetrennt, gestreckt am Rücken, das Handgelenk bei den Fersen, wobei der Ellbogen etwas gebogen war. Aber ausser diesen Knochen, die dem Anscheine nach zusammengehören mussten, waren in, unter und auf dem Gerippe verschiedene Fragmente fremder Gerippe. Hier lag der Schädel *F*, und unter dessen rechtem Oberarm fand sich ein Stück einer eisernen Spange.

Unter dieser Schicht und daneben östlicher lagen scheinbar noch andere Reihen von Gerippen, nach der Anzahl der Schädel und ihrer relativen Lage zu den Gerippen zu urtheilen, doch waren sie derart durcheinander gemengt, dass sich nichts in Bezug auf ihre ursprüngliche Lage schliessen lässt; auch die Schädel lagen meist in Stücken ohne Unterkiefer, so dass ich auch nichts Genaues über die Anzahl der Gerippe sagen kann. Es mögen ihrer 20—30 gewesen sein. In den NW.- und SW.-Ecken fanden sich noch zwei Gerippe einer scheinbar dritten, unteren Lage, die in ihren Theilen mehr Ordnung boten. Das in der NW.-Ecke hatte den Schädel *G* mit Resten von schwärzlichem Haar; hier fand sich wiederum ein sehr verrostetes Stück Eisen, das wohl ein Messer gewesen sein mag. Das Gerippe in der SW.-Ecke schien wiederum ursprünglich auf die rechte Seite, mit dem Gesichte nach W., gelegt worden zu sein, gleichfalls mit gebogenen Knieen und Armen. Hier lag der Schädel *I*, mit Resten von hellbraunem Haar über der Stirn, Kleiderresten, einem Messer und einem Stück eines eisernen Ringes. Ausserdem fand ich noch beim Herumwühlen ein eisernes Messer. —

Es scheint, dass hier schon früher gesucht wurde, wobei nur die unteren und die dicht an der westlichen Wand liegenden Gerippe nicht gelitten zu haben scheinen. Ich will hier nur noch des Umstandes erwähnen, dass ich unter den in Unordnung herumliegenden Schädeln einen fand, der über der rechten Ohröffnung wiederum ein Loch bot, das auf Trepanation schliessen lässt. Dann hatten noch 9 andere Schädel Spuren von Hiebwunden in verschiedenen Richtungen und an verschiedenen Stellen. Ausserdem fanden sich die Schädel eines Wildschweins und einer Hauskatze.

Die Bewohner von Tsetschi-Akki halten ihre Vorfahren für Auswanderer aus Arabistan, aus der Stadt Schemy, folglich müssen sie Muhammedaner

gewesen sein; sie müssen aber wohl ihre Religion allmählich vergessen und Götzen verehrt haben. Darauf deutet ihre Anbetung heiliger Orte auf Höhen, auf denen Steinhaufen aufgeführt wurden, wo Opfer gebracht und Eide geleistet wurden. Dort wurde um Regen gebetet, wie es jetzt noch geschieht. — In neuerer Zeit soll ein gewisser Abu-Muslim, der hierher aus Stambul gekommen war, die muhammedanische Religion restituirt haben. —

Immerhin genügt das nicht, um auf die Abstammung der jetzigen Bewohner der Umgegend von den hier begrabenen Leuten schliessen zu können. Im Gegentheil scheint die Schädelform der hier gefundenen Gerippe eher den georgischen Thurmköpfen, als der arabischen Form, näher zu stehen[1]). Auch zeigt sich in der Tracht der hier Bestatteten nichts der Tracht der hiesigen Bergleute Aehnliches, wohl aber finden wir ausgenähte Gegenstände, z. B. Hemdkragen mit Lederbesatz bei den Georgiern. Stickerei ist bei den Tschetschenen völlig unbekannt. —

Ebenso ist auch die helle, bräunlich-rothe Haarfarbe, die noch die an den Schädeln haftenden Haarreste deutlich zeigen, in Betracht zu nehmen, indem hellere Haarfarbe bei den Georgiern häufig zu finden, bei den Tschetschenen aber durchweg eine grosse Seltenheit ist. — Daher möchte ich vorläufig die Vermuthung aufstellen, dass, wenn auch die Bewohner von Tsetschi-Akki und Meridji wirklich aus Arabien stammen sollten und ihre Herkunft recht alt sein mag, was die Flussnamen Kumbelij (von Kumbij) und Ssunja (von Kunju) voraussetzen lassen, sie doch die Stellen, wo sie jetzt ansässig sind, erst nach Verlauf einer geraumen Zeit nach ihrer Einwanderung eingenommen haben müssen, und dass wahrscheinlich, wie beide Flussnamen zu beweisen scheinen, ihr anfänglicher Wohnsitz etwa an den Flüssen selbst, weiter westwärts gewesen sein mag, von wo sie verdrängt und auf die Stellen gekommen sein müssen, die sie jetzt inne haben. Hier mögen sie durch Kampf die jetzigen Wohnsitze errungen haben, oder, was auch möglich ist, sie haben die Landstrecke unbewohnt und von der Bevölkerung verlassen gefunden, die hier die zahlreichen Bauten aufführte, deren Ruinen und Bestattungsthürme überall im Walde zu finden sind. Dass hier aber seiner Zeit stark gekämpft wurde, beweisen unbedingt die zahlreichen Spuren von Verletzungen an den Schädeln. Wenn unter 20 bis 30 Bestatteten sich 10 bis 15 Schädel finden mit Spuren von Hiebwunden und zwar so verstümmelt, dass man mit Gewissheit auf gewaltsamen Tod schliessen kann, so giebt das 30 bis 50 pCt. Erschlagener. Was konnte denn auch die Bewohner des Thales dazu bewegen, eine solche Menge fester Burgen aufzubauen, wenn hier nicht beständiger Krieg gewesen wäre? Auch weist hierauf vielfach die Tradition. — Jedenfalls würden Schädelmessungen die Sache aufhellen. —

---

1) Messungen kann ich leider bei gänzlichem Mangel an Instrumenten nicht anstellen.

Tradition,

aufgenommen in Tsetschi-Akki vom Stammeshaupt Serali.

„Die Bewohner von Meridji und Tsetchuo-Achki[1]) waren die ersten, die sich an den Stellen, wo erstere und wir ansässig sind, niederliessen. Unsere Vorfahren stammen aus der arabischen Halbinsel, aus der Stadt Schemy, unweit der Städte Mekka und Medina (?). Sie fanden die Ortschaft wüst und nahmen sie ein. Die Galgaier-Inguschen, die unsere Nachbarn nach Westen hin sind, werden für Auswanderer aus Persien, aus der Stadt Schemacha, gehalten. Wer unsere Vorfahren hierher führte, ist mir unbekannt; doch habe ich gehört, dass aus Schemy hierher vier Brüder gekommen sind: Tsetschuo, Beij, Aktòla und Elij. — Beij liess sich am Ausflusse der Ssunja nieder, etwa 15 Werst östlich vom Terek und von der Stelle, wo jetzt Wladikawkas erbaut ist. Dort findet sich ein Thurm, der von seinem Stamme erbaut wurde. Aktòla nahm die Ufer der Assa bis zum Aul Jandyr ein. Elij liess sich im jetzigen Bezirk von Khassaw-Jurt, im Aul Aretsche-Akka nieder. Die Landschaften jenseits der Ssunja gehörten den Galgaiern. In Galgai steht ein griechischer (?) Thurm in Khairy-Khoij. Der älteste aber von den vier Brüdern, Tsetschuo, liess sich hier nieder. Ihm folgte Achki. Nach ihren beiden Namen wurde die Ansiedlung hier Tsetschuo-Achki genannt[2]). Später lebten Garda, dann Alkhast I., dann Mutal I. und dessen Sohn Mutal II., dann kam Alkhast II., dann Osdemur, dann Djen, dann Guschk, dann Uoppà und ich, dessen Sohn, Sserali.

„Zu Zeiten des Alkhast I. erschien bei uns der Fürst Buogol (Kabardiner?) vom Flachlande her und wollte uns tributpflichtig machen. Buogol liess den Alkhast vor sich kommen und forderte Tribut. Alkhast antwortete, dass er ausser Bogen[3]) and Speer nichts habe, und weigerte sich, seine Waffen niederzulegen. Es kam zum Gefechte und Buogol fiel von der Hand des Alkhast. Seit der Zeit ist nie Jemand gekommen, um von uns Tributabgaben zu fordern". —

Gewiss ist die Angabe der einzelnen Glieder der genealogischen Stammbäume, wie in Meridji, so auch in Tsetschi-Akki, nicht fehlerfrei. Doch scheint die Angabe „in Tsetschi-Akki" richtiger zu sein, erstens, weil nur 12 Glieder genannt werden, die auf einen Zeitraum von 360 bis 400 Jahren, vielleicht auch auf etwas mehr deuten, da doch wirklich die Menschen hier in den Bergen in der Regel ein hohes Alter erreichen; und zweitens, weil 300 bis 400, vielleicht auch 500 Jahre nöthig gewesen sind, um den schönen Hochwald in und um die Burghöfe zu einer solchen Stärke wachsen

---

1) Genau so sprach der Erzähler diese Ortsbenennung aus.
2) Was Hr. Bayern wahrscheinlich für Tsetschakli nimmt.
3) Auf Tschetschenisch Tuòp (Top) = Bogen, Flinte.

zu lassen und sich auszubreiten. — Es mag demnach seine Richtigkeit haben, dass wirklich die vier Brüder, wie sie in dieser letzten Tradition angegeben sind, vor ca. 400 Jahren sich hier niederliessen und die Ortschaft wüst und verlassen fanden. Nur waren sie jedenfalls nicht die ursprünglichen Auswanderer aus Arabistan, wenn diese Auswanderung überhaupt stattgefunden hat. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass es eine jüngere, jedoch stammverwandte Linie der Bewohner von Meridji war, die, wenngleich sie hiren Stammbaum bis auf 15 Generationen (S. 102—3) angiebt, wahrscheinlich gleichzeitig, d. h. vor etwa 400 Jahren, sich im Thale niederliess. — Dass die Namen der Stammesväter Kumbij und Kundju einer viel älteren Generation angehören, die auch wirklich vielleicht die erste war, die hier, ob aus Arabistan oder einer anderen Gegend, eingewandert ist, darauf deuten die Flussnamen Kumbilej und Ssunja, die, wie gesagt (S. 109), den ursprünglichen Wohnsitz der Auswanderer andeuten, von wo erst später, nach Verlauf einer geraumen Zeit, etwa die 13. Generation in aufsteigender Linie vor ca. 400 bis 450 Jahren in Meridji festen Fuss fasste. Was mir der ehrwürdige Mollah Doulet-Girej als Jahreszahl, d. h. „nach Hedjra 140 nach dem Tode des Propheten“ als Auswanderungsjahr angiebt, mag seine Richtigkeit haben; auch mögen sich die Namen Kumbij und Kundju in verschiedenen Schriften, die sie führten, später auch in Traditionen erhalten haben; dass er aber diese beiden Namen, nach Angabe der 13 letzten Generationen, als die 14. (Kundju) und die 15. (Kumbij) in aufsteigender Linie angiebt, darin irrt er gewiss. Auch irrt er sich unbedingt, indem er auf jede von den 15 Generationen 77 Jahre Lebenszeit rechnet; das ist augenscheinlich ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn wir von dem Jahre der Hedjra 1299 das Jahr 140 der Auswanderung abziehen, so erhalten wir 1159 Jahre, die durch 15 dividirt, für jede Generation 77 Jahre geben! Mir scheint, dass, wenn das Auswanderungsjahr richtig angegeben ist und wir für Kumbij[1]) und Kundju je 35 Jahre zählen, so dass wir das Jahr Hedjra 210 erhalten, die Namen der folgenden Generationen bis ungefähr auf das Jahr der Hedjra 844 sich nicht erhalten haben werden. Dann haben wir von diesem Zeitpunkte bis heute, d. h. Hedjra 1299, einen Zeitraum von 455 Jahren, auf den wir die 13 Generationen (zu 35 Jahre gerechnet) vertheilen können, die uns die Tradition von Meridji überliefert. Dies stimmt mit der Annahme, dass die jetzigen Bewohner etwa vor 400 bis 450 Jahren in das Thal eingewandert sind, so ziemlich überein. —

Von grossem Interesse wäre das Aufsuchen der arabischen Schrift, die in einem ledernen Futteral, mit Wachs verklebt, aus Meridji entwendet wurde. —

---

1) Kumbiley heisst auf Tschetschenisch: Untergebenes, Sklaven oder auch Besitzthum des Kumbij. Ley = Sklave, Angehörendes.

Legende vom Sohne des lahmen Timur[1]),

aufgenommen in Tsetschi-Akki.

„Vom lahmen Timur haben wir gehört, dass er seinen Sohn, den er verloren hatte, überall suchte, und dass er überall kleine Festungen aus Lehm und Erde baute, um die er Gräben grub und Wälle aufwarf, damit sein Sohn einen Anhaltepunkt fände und darnach seinen Heimweg wähle. Sein Sohn kam während seiner Wanderungen auch einst zu uns. Er war reich gekleidet, gut bewaffnet und beritten. Als er zu uns kam, sagte er, dass er ein Wunderross und eine Schaschka[2]) aus reinem Magnet suche. Er hiess Sohn des lahmen Timur, Mussa. Es waren zu der Zeit nur wenige Pfade, die alle kannten und auf denen man Getreide fortführte. Mussa bewachte diese Wege in Erwartung des Rosses und des Säbels. Einst zog eine Karavane heran; Mussa bemerkte unter anderen Lastthieren ein unansehnliches Rösslein und bat sofort dessen Besitzer, mit ihm gegen sein prächtiges Ross zu tauschen. Dieser glaubte ihm nicht und sagte: „Lass mich, spotte nicht." Mussa aber machte Ernst: er stieg sofort von seinem Rosse ab und händigte es dem armen Treiber ein, der ganz beglückt über den vortheilhaften Tausch heimzog.

„Nun wartete Mussa noch auf den Säbel. Endlich bemerkte er einen unansehnlichen Säbel in einer zerrissenen Scheide an einem Vorüberziehenden und tauschte ihn auf ähnliche Weise für ein goldbeschlagenes schönes Schwert ein. — Darauf liess Mussa das eingetauschte Rösslein nebst drei Stuten auf die Weide. Nach Verlauf eines Jahres schlachtete er eine Stute und untersuchte ihre Knochen; sie waren voll Mark. Nach dem zweiten Jahre schlachtete er die zweite Stute und fand, dass die Knochen dicker geworden waren und weniger Mark enthielten. Nach Verlauf des dritten Jahres schlachtete Mussa die dritte Stute und besah die Knochen; es erwies sich, dass die Knochen eine ganz kompakte Masse ohne Mark darboten. Da nahm er das Rösslein, welches jetzt zu einem stattlichen Rosse herangewachsen war, zu seinem Wirthe, bei dem er gastete, auf Stallfütterung.

„Zum Bairam[3]) ritt der Wirth des Mussa aufs Turnier und letzterer bat, ihn auch mitzunehmen mit seinem Rosse und seinem Schwerte. Nachdem er sich vielfach am Feste belustigt hatte, verabschiedete sich Mussa bei allen und ritt fort. Die Krieger, die in den Festspielen wetteiferten, wie es Sitte war, verfolgten ihn, um ihn einzuholen. Einer, auf einem Schimmel, ritt ihm nahe. Da lenkte Mussa sein Ross ins Wasser und ritt daselbst weiter fort. Der Schimmel kam nicht fort und blieb zurück. Nunmehr ritt einer auf einem Fuchse vor und war dem Mussa nahe; der Fuchs hatte eine

---

1) Tschetschenisch Essek-Timur.

2) Säbel.

3) Fest bei den Muselmännern.

weisse Stirn. Da ritt Mussa gegen die Sonne. Der Fuchs blieb zurück. Jetzt kam einer mit einem Rappen mit üppiger Mähne und dichtem Schweife heran und näherte sich dem Mussa. Mussa sprengte gegen den Wind und bald blieb auch dieses Ross zurück. Die Krieger stellten die Verfolgung ein, was bedeutete, dass sie ihre Rosse von dem des Mussa im Wettrennen für besiegt hielten. Als Mussa dies sah, wendete er sein Ross und ritt heran, indem er höflich die Eigenschaften der Renner seiner Gegner pries. Man fragte ihn, warum er vor dem Schimmel durch Wasser, vor dem weissstirnigen Fuchs gegen die Sonne und vor dem Rappen mit üppiger Mähne und dichtem Schweife gegen den Wind geritten sei. Mussa antwortete: „Ein Schimmel führt unsichtbare Flügel, und wenn er sie anfeuchtet, verliert er die Schnelligkeit seines Laufes, deshalb ritt ich ins Wasser, um ihm zu entgehen. Der Fuchs mit einer weissen Stirn hat feine Knochen, wenn die Sonne sie stark wärmt, verliert das Ross seine Kraft; deshalb entging ich ihm, indem ich der Gluth der Sonnenstrahlen entgegenritt. Endlich ritt ich vor dem Rosse mit üppiger Mähne und dichtem Schweife gegen den Wind, weil die Masse seiner Haare dem Winde Widerstand bot und somit den Lauf des Renners hemmte.“ Nach dieser Erklärung verabschiedete sich Mussa, gab seinem Renner freie Zügel und verschwand wie der Blitz.

„Indessen suchte der lahme Timur immer seinen Sohn und fragte jeden Morgen sein Geleite nach ihm, und was die Wachthabenden im Laufe der Nacht gesehen oder vernommen hätten. Sein Sohn kam gegen Nacht ans Lager herangeritten und erkannte die Seinen. Unbemerkt stieg er ab, liess sein Ross in den Tabun[1]) abgesattelt los, that seine Rüstung zu den Waffen des Geleites und legte sich selbst zu demselben hin. Am Morgen meldete das Geleite dem Timur, dass die Rosse die ganze Nacht gewiehert hätten, und dass alle Waffen, die aufgehängt waren, aneinander geschlagen hätten. Timur erklärte fröhlich, dass sein Sohn zurückgekehrt sei, hielt Musterung und liess den unter seiner Burka schlafenden Krieger rufen. Das war Mussa, der freudig seinem Vater entgegentrat“.

Gräben und Wallaufwürfe.

Von den steinernen Umwallungen von Uesik-Jurt (Bd. XVI, S. 155) an, die am Ausflusse des Argun ins Flachland stehen und mit Gräben versehen sind, fand ich in meinem Zuge nach Westen am Fusse der Vorbergkette fast an jedem ansehnlichen Bache Spuren von Gräben und Wallaufwürfe, die ihnen entsprachen. So traf ich beim Ausflusse des Martan aus der Schlucht in den Vorbergen ins Flachland der kleinen Tschetschna, in der Nähe der Aule Kudenet und Mudaij, zwei mit Gräben umgebene Stellen (von denen ich auch im Bd. XVI, S. 141 sprach). Weiter westlich, an dem folgenden Bache, ist im Uferlehm eine durch Gräben umgrenzte Stelle zu bemerken. Dann bei dem Ausflusse

1) Pferdeheerde.

des Baches Fartang, der aus dem Meridji-Thale seinen Anfang nimmt, findet man Aehnliches, — bei dem Ausflusse der Assa ebenfalls. Bei dem Ausflusse der Ssunja, die ein breiteres Thal bildet, habe ich mich noch nicht gehörig orientiren können und kann daher noch nicht den Ort der Gräben genau bestimmen. — Bei dem Ausflusse des Kumbilej ist auf dem linken Ufer im Uferlehm wiederum eine mit Gräben umgebene Stelle, auf dem rechten aber zeugen Haufen von Steinen von Ruinen einer Baute, die ansehnlicher und in Mörtel aufgeführt war. Weiter, bei dem Ausflusse des Terek, rücken die Ufer wiederum sehr weit von einander und sind überdies so sehr verbaut, dass die etwaige Stelle der Gräben schwer zu finden ist. Noch weiter, etwa 4 Werst westlich, bei dem Ausflusse des Baches, der schon den russischen Namen Tschernaja Rjetschka (schwarzes Flüsschen) trägt, ins Flachland von Ossetien, steht wiederum ein derartiger Lehmaufwurf mit Gräben.

Weiter habe ich noch nicht geforscht; ich will daher hier nur den Umstand bemerken, dass diese Gräben und Aufwürfe, wie gesagt, am Ausflusse fast jedes Wassers aus den Bergen zu sehen sind, dessen Ufer und Bett selbst zum Theil noch heutzutage als Wege dienen. Daher mochten diese Befestigungen von den Bewohnern des Flachlandes zum Schutz gegen Anfälle der Bergbewohner erbaut worden sein, die von ihren Höhen, dem Laufe der Bäche in den Schluchten folgend, unbemerkt die Wohnsitze der Flachländer erreichen, berauben und verwüsten konnten, wogegen die Bergbewohner in den Schluchten an Engpässen ihre Thürme, Doppelschlösser und Burgen aufbauten, um den Weg nach ihren Höhen vor dem Eindringen der Flachländer zu sperren. Unbedingt würden ausgedehnte Ausgrabungen in den Lehmaufwürfen am Fusse der Vorberge und der an ihnen stehenden grösseren und kleineren Kurgane, sowie der Vergleich des auf solche Weise gewonnenen Materials den Ursprung dieser Aufwürfe und Gräben aufklären und auch die Möglichkeit bieten, das Volk kennen zu lernen, das sie baute.

Ich muss hier noch erwähnen, dass in einigen Aulen des Hochlandes der Tschetschna, am Schar-Argun (östlichem Nebenfluss des Argun), mir mitgetheilt wurde, dass Uësik-Jurt ein alter Aul hiess, der etwas oberhalb jener Ruinen gestanden habe, die diesen Namen führen, dass ferner diese Ruinen von einer Baute herrühren, die viel älter wäre, als der auch schon verschwundene Aul, und die von Essek-Timur erbaut worden sei. —

Die Erdaufwürfe, richtiger Lehmaufwürfe, sind nach folgendem Typus gegraben: Sie stehen auf dem rechten oder linken Ufer, bei breiteren Thälern auch auf beiden Ufern eines aus den Vorbergen kommenden Wassers, auf höheren Abstufungen früherer Betten solcher Wasserdurchbrüche. Es sind grössere und kleinere, meist runde, auch ovale Ausschnitte in der Uferkante, an Flächeninhalt nicht über 1000 Quadrat-Faden betragend. Der Graben hat meist die Form eines Hufeisens, dessen Enden nach dem Bach in einer früheren, höheren Uferstufe auslaufen. Höchst wahrscheinlich wurde der aus der Grabenvertiefung gewonnene Lehm auf den, im Centrum stehen



bleibenden Kegel aufgeworfen. Aus diesem Aufwurf mag auch eine niedrige Umwallung errichtet worden sein; wenigstens ist eine Erhöhung noch bemerkbar, obgleich das Setzen des aufgeworfenen lockeren Erdreichs und das Abschwemmen durch Thau und Regenwasser dieselbe bereits dem anliegenden Boden des Aufwurfes fast gleich gemacht haben. Einige solche Kegel, z. B. bei den Aulen Mudaij und Kudenet, fand ich bewaldet. — Die senkrechte Tiefe der Gräben beträgt 3—7 Faden. —

Noch etwas über Miatkhan.

Bei meiner Rückkehr aus dem Meridji-Thale ins Hochland nach Yalchoroy forschte ich nach Miatkhan und erfuhr, dass die Tradition von ihm auch hier noch lebt. Die Bewohner dieses Aul halten sich für seine Nachkommen. Der Stammesälteste Zickman[1]), der die alte Burg daselbst bewohnt, stammt aus dem Burgthurme Kaussi bei Itir-Gaala aus der Familie Singaloij, deren Stammvater einer der Genossen des Miatkhan ist, Gasbek I. genannt. Dieser hatte einen Sohn Tschuapan, dessen Sohn, Garsch, den Burgthurm Kuassi erbaute. Das war war ein stolzer, berühmter Herrscher. Ihm folgte sein Sohn Gasbek II., dann dessen Sohn Eji, dann Juapa, dann Zizi und endlich Zickman, den ich schon als einen sehr bejahrten ehrwürdigen alten Mann antraf. Die Burg in Yalchoroij, in deren zum Theil zerfallenen und neuerdings angebauten Theilen gegenwärtig die Familie des Zickman lebt, soll von dessen Grossvater Juapa erbaut worden sein.

In früheren Zeiten sollen die benachbarten Aule bei Kij, Guloij, Metij, Maëstoij und Schatiloij hierher Abgaben gezahlt haben, auch sollen die Bewohner von Galantschotsch (westlicher) je 2 Maass Weizen gezahlt haben. Die Bewohner von Yalchoroij selbst zahlten aber keine Abgaben. Miatkhan bezog solche von den weiter entfernten Nachbarn. —

Legende vom lahmen Timur,

in Galantschotsch aufgenommen.

„Vom lahmen Timur hörten wir, dass er überall seinen Sohn suchte und Umwallungen und Gräben herstellte. Seinen Sohn verlor er folgendermaassen: Einst sandte er ihn aus, um Schafe zu weiden. Es kam ein Hase in die Heerde, der immer aus der Heerde fortlaufen wollte, aber Timur's Sohn liess ihn nicht fort, indem er ihn immer in die Heerde zurücktrieb, da er den Hasen für ein Böcklein hielt. So brachte er seine Heerde mit dem Hasen nach Hause bis in den Stall und erzählte seinem Vater, dass

1) bald nach meiner Abreise gestorben.

ihn ein unbändiges Böcklein viel Mühe gekostet habe. Den anderen Tag trieb der Vater die Heerde selbst, aber er vermochte es nicht, den Hasen in der Heerde zu halten, der fortlief, woraus er schloss, dass sein Sohn ein ungewöhnlicher Mensch sei. Bald darauf geschah es aus Versehen, dass der Sohn den Vater an dem einen Fuss beschädigte (?); in Folge dessen wurde dieser lahm. Dann verschwand sein Sohn plötzlich. Ohne Sohn verarmte Timur bald. — Einst ging er in die Schmiede. Der Schmied schlief in der Schmiede bei dem Amboss und den Bälgen. Timur bemerkte, dass dem Schmiede aus dem einen Nasenloche eine Fliege herauskam und sich auf den Amboss setzte, von da flog sie auf die Bürste, mit der man Wasser aufs Feuer spritzt, die quer über dem Wassertrog lag, dann verschwand sie hinter dem Trog in der Erde. Nach Verlauf einer Weile kam sie wieder aus der Erde hervor und verschwand in dem Nasenloche des Schmiedes. Da erwachte dieser, fuhr mit den Händen übers Gesicht und sprach: „O, was mir doch träumte! Ich habe grosse Seltenheiten gesehen. Es träumte mir, als ob ich über einen eisernen Berg gestiegen, dann auf einer eisernen Brücke über das Meer gegangen, dann in felsigen Gegenden in den Schooss der Erde gestiegen wäre und dort hätte ich viele Reichthümer, Gold und Edelsteine gesehen.“ Timur hörte zu und merkte sich alles genau. Dann bat er den Schmied, er möge ihn als Gesellen annehmen, wobei er in dieser Schmiede leben und arbeiten wolle, der Schmied aber solle sich eine andere Hütte zur Schmiede aufbauen. Letzterer war in allem einverstanden und so wurde Timur Schmiedegeselle und lebte in der Schmiede allein. Am Tage arbeitete er fleissig und Nachts holte er die Erde hinter dem Wassertroge heraus, wo die Fliege in die Erde gegangen war. Auf diese Weise kam er denn auch endlich zum Schatz und holte ihn heraus. Dann miethete er sich ein grosses Heer, zog ins Flachland und lebte in den Steppen.

„Inzwischen kam sein Sohn zum Herrscher eines Landes und lebte bei ihm. Einst sprach er zu seinem Wirthe: „Können mir die Menschen sagen, wie ich ein Wunderross und ein magnetisches Schwert gewinnen könnte?“ — Er bekam keine genügende Antwort und beschloss, beides selbst zu suchen. Er setzte sich auf den Weg, betrachtete die vorbeiziehenden Pferde und befragte die Reisenden.

„Einst ging ein unansehnliches Füllen an ihm vorbei, das dem Sohne des Timur so sehr gefiel, dass er es gegen sein eigenes schönes Ross eintauschte, was den Führer des Füllens nicht wenig in Erstaunen setzte. Ebenso tauschte er mit einem Vorüberreisenden sein schönes, silberbelegtes Schwert für eine scheinbar schlechte Klinge in zerrissener Scheide ein. Nun liess er das Füllen weiden und gesellte ihm drei Schafe bei. Nach Verlauf des ersten Jahres schlachtete er das eine Schaf und betrachtete die Knochen, dann das zweite nach dem Verlauf des zweiten Jahres, dann nach dem dritten Jahre das dritte Schaf, bei dem schon kein Mark in den Knochen war, sondern letztere bildeten eine ganz compacte Masse. Da fuhr Timur's Sohn

aufs Bairam-Fest u. s. w." — Von hier an weicht die Erzählung nicht mehr von dem ab, was ich in Tsetschi-Akki aufnahm, und was ich vorher (S. 112) in der Legende vom Sohne des lahmen Timur mitgetheilt habe.

Die Ruinen bei Galantschotsch.

Diese Ruinen liegen auf einem hohen Almberge, am Wege von dem Aul Galantschotsch nach Naschchoij, und stellen eine viereckige Baute aus Plietensteinen mit behauenen Ecksteinen in Mörtel dar. Diese Baute ist umgeben von einer Steinmauer, auch in Mörtel.

Ueberlieferung. „Diese Burg baute ein gewisser Choij, der viele, Blutrache[1]) suchende Feinde hatte. Er stammte aus Tscheberloij. Er kam hierher und liess sich hier mit zwei Brüdern, Mesir und Tychil, nieder, die sich im Thale anbauten und dort lebten. Diese versöhnten sich mit ihren Feinden und kehrten alsdann nach Tscheberloy zurück, Choij aber blieb hier, der Sühne nicht trauend. Er lebte sehr lange in seiner festen Burg und starb seinen natürlichen Tod. Die Bewohner von Galantschotsch halten sich für seine Nachkommen. Von Miatkhan haben sie gehört und erkennen ihn als Fürsten an. Steuern entrichteten sie ihm nicht, auch hätten sie nie Jemandem welche gezahlt. Die Bewohner von Tscheberloij bezogen Steuern von den Bewohnern von Kaghatoij (im Bezirk von Daghestan); einen Theil dieser Steuern bekamen auch die Nachkommen des Choij in Schafen, Salz, Korn und Sachen".

Links von den Ruinen bei Galantschotsch auf dem Gipfel eines Hügels steht ein sehr hoher, viereckiger, pyramidal abgedachter, thurmartiger Obelisk, aus Plieten aufgebaut. — Es war Abend und es gewitterte, so dass ich leider auf den Versuch, dieses interessante Denkmal näher in Augenschein zu nehmen, verzichten musste. Das sehr hohe, schmale Monument kann kein Wehrthurm sein, es hat auch keine Schiessscharten und stellt wahrscheinlich ein Grabdenkmal vor.

In Yalchoroij theilte man mir noch Folgendes mit: Der georgische Padschach Irkl[2]) (Iraklius?) flüchtete nach einer Niederlage aus Georgien über Pchi, Schatyl, Melchisti, Kij, Tschantij zu unseren Vorfahren, den Assultanen, und zog nach Daghestan. Er verweilte bei uns etwa zwei Nächte, verbarg sich und machte Geschenke. —

Eine Münze aus Silber fand ein Einwohner von Galantschotsch in einer Höhle bei einem Gerippe nebst noch 17 anderen, die er zu Waffenbeschlag verwendete. Ich kaufte ihm die eine, die er noch behalten hatte, ab. Daselbst soll er auch silberne Ohrringe gefunden haben. —

1) Blutrache ist ein barbarischer Brauch, der noch jetzt üblich ist. Vergossenes Blut müssen Verwandte am Mörder selbst oder an den Seinen rächen.

2) Die Tschetschenen sprechen oft Fremdwörter nur nach Consonanten aus, indem sie die Vocale fallen lassen, so z. B. General = Jnrl u. a.

Der Bergsee Galantschotsch.

Früher befand sich dieser See unten im Kesselthale bei Yalchoroij. Einst verunreinigte ein Weib dessen reines Wasser dadurch, dass sie im See unreine Wäsche wusch. Darauf verwandelte sich der See in einen Stier und dieser kam auf die Alm nach Galantschotsch. Hier wollte man ihn anspannen, aber einige Leute bemerkten, dass das ein ungewöhnlicher Stier sei. In dem Augenblicke wurde der Stier wieder zum See und ergoss sich in eine Höhlung im hohen Berge mit solcher Schnelligkeit, dass er diejenigen, die ihn anspannen wollten, verschlang und in seinen Wassern ertränkte. Die anderen aber blieben unversehrt. Er ergoss sich an der Stelle, wo er noch jetzt ist.

Der See liegt südwärts von einem Hügel in der Almregion, an dessen Fusse. Auf dem Hügel steht ein bewohntes, alterthümliches Burggebäude aus Stein, an dem ein viereckiger Thurm und Nebengebäude, zum Theil in Zerfall, befindlich sind. Die Gebäude gehören einem gewissen Tzuako Uranoff, der für einen Nachkommen des Hirten gehalten wird, der den Nachkommen des Miatkhan, Suldan, bei seinem Ueberfall nicht beleidigte. —

Die Fläche des Sees beträgt etwa 14 bis 16 Dessätinen. Er liegt auf einer Höhe von 5—6000 Fuss über dem Meeresspiegel. Seine Ufer sind von grünen Abhängen der Alm begrenzt, nicht steil. Dicht am Ufer östlich und nördlich wächst eine Zwergpappelart; die anderen Ufer sind mit feinem Schilf bewachsen. Einen wahrnehmbaren Ab- und Zufluss hat der See nicht, er nimmt aber bei Regen an Umfang zu. Das Wasser hat eine dunkelblaugraue Farbe und ist so durchsichtig, dass man sehr weit vom See die Wasserpflanzen auf seinem Grunde erkennt. Fische hat er nicht, aber wohl eine Art Schlangen. Auch Blutegel sind nicht darin. Im Frühling hört man ab und zu ein dumpfes, nicht lautes, unterirdisches Brausen, wahrscheinlich den Ablauf einer Quelle. —

(Fortsetzung folgt).

V.

Nephritoid-Beile des Britischen Museums

von

Dr. OTTO SCHOETENSACK in Freiburg i. B.

Nachdem wir die Nephritoide des Freiburger Universitätsmuseums einer eingehenden Untersuchung und Besprechung in dieser Zeitschrift (1885, Band XVII) unterzogen hatten, erschien es angemessen, dieses Studium auch auf andere grössere Museen auszudehnen. Denn, wie dies auch von anderer Seite des Oefteren betont wurde, nur durch Herbeiziehung alles uns zugänglichen Materials werden wir erst in den Stand gesetzt werden, in dieser, seit dem Erscheinen des grundlegenden Werkes von H. FISCHER, die Praehistoriker lebhaft interessirenden Frage sichere Schlüsse zu ziehen.

Wir richteten unser Augenmerk zunächst auf das Britische Museum, weil uns bekannt war, dass die praehistorisch-ethnologischen Schätze desselben nunmehr in ihrer Gesammtheit zugänglich gemacht sind, während bislang aus Mangel an Raum ein grosser Theil derselben nicht besichtigt werden konnte. Nachdem das Department of British Antiquities aber die Säle der früher hier aufgestellt gewesenen naturhistorischen Sammlung hinzu erhalten hat, kann es den gewaltigen Reichthum, namentlich an ethnologisch werthvollen Gegenständen, geziemend zur Anschauung bringen.

Insbesondere die Sammlung von Steinbeilen, von welchen ein grosser Theil noch nie in den Händen eines Mineralogen war, ist ausserordentlich umfangreich. So werthvolle Beiträge auch von verschiedenen Seiten über eine grosse Anzahl der Gegenstände geliefert sind, es wäre doch ein Menschenalter erforderlich, um das hier angehäufte Material nach allen Richtungen hin zu durchforschen.

Wir beschränkten uns darauf, nur diejenigen Nephritoid-Beile zur Untersuchung zu ziehen, welche wegen des Fundortes oder auch in anderer Beziehung ein besonderes Interesse bieten, während wir die übrigen einstweilen unberücksichtigt lassen mussten.

Eine Schwierigkeit, die wir sogleich hier hervorheben wollen, bestand darin, dass wir, den Satzungen des Britischen Museums zu Folge, in keinem

Falle Substanz von den Gegenständen ablösen durften; wir mussten also von vornherein auf eine mikroskopische, bezw. chemische Untersuchung der Minerale Verzicht leisten. Es blieb uns demnach nur die Bestimmung derselben mit Hülfe der hydrostatischen Wage, der Härtescala und der Lupe übrig.

Bezüglich der Abbildung der Beile sei noch bemerkt, dass wir uns hierin nach der von JOHN EVANS in seinem trefflichen Werke „The Ancient Stone Implements of Great Britain" gewählten Darstellungsweise richten und, ausser der Vorderansicht, auch die Seitenansicht und den Querschnitt zur Anschauung bringen. Auf diese Weise werden alle, bei Vergleichen mit anderen Beilen in Betracht kommenden Verhältnisse schneller und schärfer klargelegt, als dies eine lange Beschreibung vermag.

Das Material, nach den Fundorten geordnet, ist in nachstehender Reihenfolge vorgeführt: 1. Nephrit, 2. Jadeit, 3. Chloromelanit.

Europa.

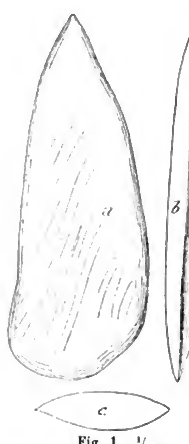
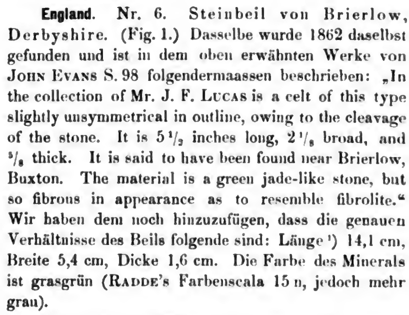


Fig. 1. $^1/_6$



England. Nr. 6. Steinbeil von Brierlow, Derbyshire. (Fig. 1.) Dasselbe wurde 1862 daselbst gefunden und ist in dem oben erwähnten Werke von JOHN EVANS S. 98 folgendermaassen beschrieben: „In the collection of Mr. J. F. LUCAS is a celt of this type slightly unsymmetrical in outline, owing to the cleavage of the stone. It is $5^1/_2$ inches long, $2^1/_8$ broad, and $^5/_8$ thick. It is said to have been found near Brierlow, Buxton. The material is a green jade-like stone, but so fibrous in appearance as to resemble fibrolite." Wir haben dem noch hinzuzufügen, dass die genauen Verhältnisse des Beils folgende sind: Länge [1]) 14,1 cm, Breite 5,4 cm, Dicke 1,6 cm. Die Farbe des Minerals ist grasgrün (RADDE's Farbenscala 15 n, jedoch mehr grau).

Da Hr. H. FISCHER am Schlusse seiner letzten, im Archiv für Anthropologie erschienenen Abhandlung, welche die von Herrn E. v. TRÖLTSCH entworfene Karte der Verbreitung der Werkzeuge aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit begleitet, dieses Beil erwähnt und dasselbe, auf Grund der ihm gewordenen Mittheilungen, für Jadeit erklärt, es aber von grossem Interesse ist, zu wissen, ob auf den Britischen Inseln Nephritoid-Werkzeuge vorkommen, so war eine Untersuchung dieses Beils dringend geboten. Dieselbe ergab, dass wir hier kein Nephritoid vor uns haben. Das specifische Gewicht ist freilich = 3,339 (eine frühere, wohl nicht so genau vorgenommene Bestimmung desselben, laut darauf angebrachten Zettels, ergab 3,35), doch

1) Unsere Maasse geben jeweils die grösste vorhandene Länge, Breite und Dicke der Beile an.

ist die Härte entschieden unter 6. Dabei ist der ganze Habitus des Minerals, vor Allem der auffällig matte Glanz und die so scharf ausgesprochene Schieferung, welche in dem ganzen Stücke, durch hellere gelbliche Linien gekennzeichnet, auftritt (vergleiche unsere Abbildung), dem Jadeit durchaus fremdartig.

Italien. Nr. 4. Stumpfer Jadeit-Keil von Caltanisetta, Sicilien. (Fig. 2.) Derselbe läuft an dem einen Ende spitz zu, an dem anderen Ende befindet sich eine ebene, im Umrisse ovale Fläche (Nr. 4c unserer Abbildung), welche sorgfältig geglättet ist. Die Farbe ist dunkelmeergrün. H = 7. Spec.-Gewicht = 3,337.

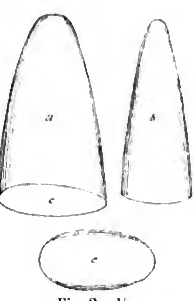


Fig. 2. 1/6

Aehnlich geformte Steinwerkzeuge hat Hr. H. SCHLIEMANN in den vier ältesten Städten von Hissarlik in grösserer Anzahl aufgefunden und sie als Polirsteine gedeutet [1]). Unter den im Berliner Museum für Völkerkunde hiervon ausgestellten Exemplaren befinden sich einige, die mit dem unsrigen grosse Aehnlichkeit haben.

Uebrigens sind noch jetzt ganz gleich gestaltete Instrumente zum Glätten der Thongefässe bei einigen afrikanischen Naturvölkern in Gebrauch, wie uns die in der Colonial-Ausstellung in London befindlichen Steinkeile von der Sklavenküste in Ober-Guinea und die „Bushman, Hottentot und Kafir Stone Implements" belehrten.



Fig. 3. 1/6

Nr. 41. Chloromelanit-Keil von Volterra (Fig. 3). Derselbe wurde 1874 in dieser Stadt, welche u. A. durch ein reiches etruskisches Museum bekannt ist, gekauft. Die eigenthümliche Form ist aus unserer Abbildung ersichtlich. Rings um den Keil herum läuft eine Vertiefung; ausserdem ist derselbe quer durchbohrt. Das Mineral zeigt zahlreiche, winzig kleine, gelbglänzende Interpositionen (Pyrit?). H. = 7. Spec. Gewicht = 3,343.

Griechenland. Nr. 14. Chloromelanit-Beilchen von Elis (Figur 4). Dasselbe ist 2,5 *cm* lang und ebenso breit, sowie 1,1 *cm* dick. Die sauber polirte Oberfläche ist dunkelschwarz, glänzend. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,353.

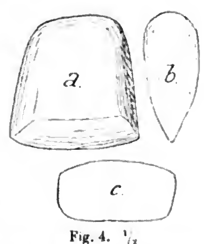


Fig. 4. 1/1

Die Form dieses Beils hat grosse Aehnlichkeit mit mehreren ungefähr gleich grossen von Hrn. H. SCHLIEMANN in den prähistorischen Städten von Hissarlik ausgegrabenen Nephrit-Beilchen:

1) H. SCHLIEMANN, Ilios S. 249, 260, 493 u. 636.

Man vergleiche unsere Abbildung Fig. 4 mit den in „Ilios, Stadt und Land der Trojaner“ gegebenen Fig. 86 und 675.

Asien.

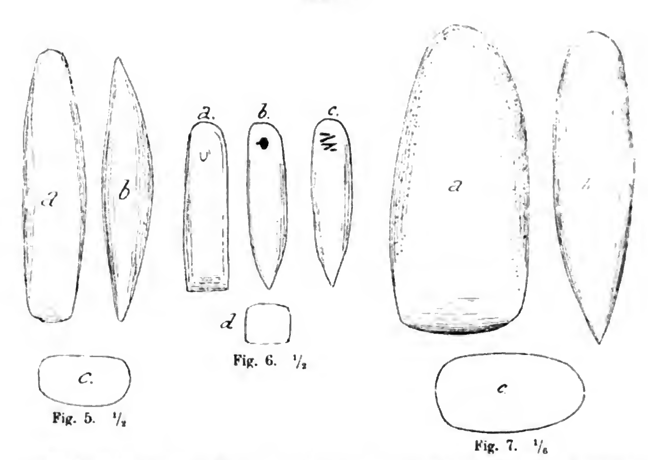


Fig. 5. 1/2

Fig. 6. 1/2

Fig. 7. 1/6

Klein-Asien. Nr. 22. Nephrit-Beilchen von Smyrna (Fig. 5). Dasselbe, mit grosser Sorgfalt hergestellt, ist 5,2 *cm* lang, 1,8 *cm* breit und 0,9 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14 *g*). H. = 7. Spec. Gewicht = 2,967.

Nr 2409. Nephrit-Beilchen aus Klein-Asien (Fig. 6). (Die nähere Ortsangabe fehlt). Dasselbe ist 3,3 *cm* lang, 0,8 *cm* breit und 0,8 *cm* dick. Das niedliche Instrument ist mit denkbar grösster Sorgfalt und Sauberkeit hergestellt. Eigenthümlich sind die auf der Seite angebrachten Vertiefungen, und zwar ist auf der einen Seite (*b.* unserer Skizze) eine nur wenige Millimeter tiefe Bohrung vorhanden, auf der anderen Seite (*c.*) sind einige ungefähr gleich tiefe Einschnitte sichtbar, deren Linien nicht parallel zu einander liegen.

Das Mineral, welches sich deutlich als Nephrit charakterisirt, gleicht hinsichtlich der Farbe (Radde 37 *n*) und des ganzen Habitus auffallend der bekannten turkestanischen „molkenfarbigen“ Varietät. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 3,058.

Nr. 17. Jadeit-Beil von der Insel Samos (Fig. 7). Dasselbe ist 11,7 *cm* lang, 5,2 *cm* breit und 2,9 *cm* dick. Die Farbe des Minerals, welches deutliche Geröllspuren zeigt, ist dunkelgrün. Die Schneide ist wenig verletzt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,310.

Dieses Beil unterscheidet sich durch seine beträchtliche Grösse von den übrigen an der kleinasiatischen Küste oder den benachbarten Inseln gefundenen Nephritoid-Werkzeugen; sodann ist auch die Arbeit an demselben nicht so sorgfältig ausgeführt.

Genau ebenso gestaltete Beile sind uns aus den verschiedensten Theilen Europas bekannt, wir erwähnen nur aus dem Freiburger Universitäts-Museum

Nr. 9 ein Dioritbeil von Athen, Nr. 19 ein Saussuritbeil aus einem Pfahlbau bei Neuchâtel, und Nr. 2 ein Steinbeil aus der Provinz Algarve (Portugal); ferner sind derartig geformte Beile in England zu finden, z. B. Nr. 72 ein Syenitbeil von Wareham, in EVANS „Ancient Stone Implements" abgebildet. Auch von Neu-Guinea tritt uns eine derartige Beilform in unserer Abbildung Nr. + 727) entgegen.

Die Uebereinstimmung der Gestalt derartiger Steinbeile, deren Verfertiger zeitlich und örtlich weit von einander getrennt lebten, veranlasst uns nach der Ursache dieser, für den ersten Augenblick auffälligen Erscheinung zu forschen. Und da ergiebt sich denn, dass alle die so geformten Beile mehr oder weniger Geröllspuren aufweisen; auch die völlig abgerundeten Seitenkanten, welche die Beile im Querschnitt oval erscheinen lassen, sprechen dafür, dass sie aus Geschieben hergestellt wurden. Da letztere aber überall, je nach dem Material, eine ähnliche Form annehmen (schieferiges Gestein wird z. B. flache Gerölle ergeben), und die Verwendung der in den Flussläufen gefundenen Steine dem Menschen zunächst lag, so folgt daraus die oben erwähnte Uebereinstimmung der Formen gewisser, auf der ganzen Erde zerstreut gefundener Steinbeile.

Den durch Zerschneiden grösserer Stücke herzustellenden Steinbeilen gab man eine Form, welche sich nach dem Zwecke, zu welchem das Beil bestimmt war, richtete. Hierbei bildeten sich im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten verschiedene Formen heraus, die demnach auch für den betr. Fundort charakteristisch sind und sich von den aus den Geröllen hergeleiteten, überall ähnlichen, Steinbeil-Typen unterscheiden.

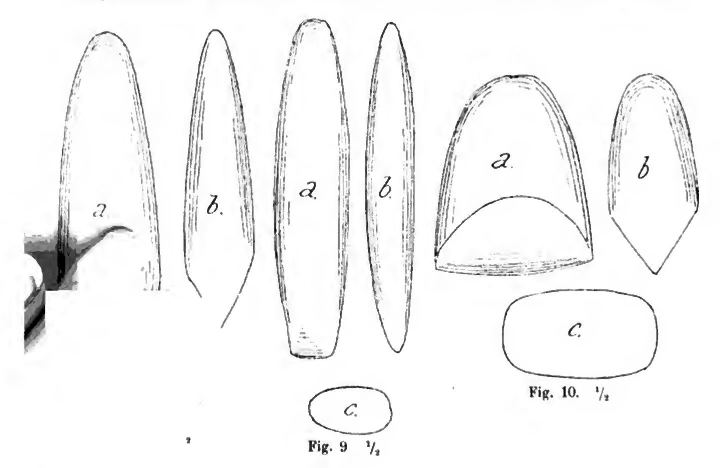


Fig. 9 1/2

Fig. 10. 1/2

Nr. 5909. Jadeit-Beilchen von Ephesus (Fig. 8.) Dasselbe ist 5,6 *cm* lang, 2,2 *cm* breit und 1,4 *cm* dick. Die Farbe ist dunkelgrün. Die Oberfläche sauber polirt. Die Schneide wenig verletzt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,386.

Nr. 8. Jadeit-Meissel von Ephesus (Fig. 9.) Derselbe ist 6,3 *cm* lang, 1,5 *cm* breit und 1,3 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14 *m*, aber mehr grau); daneben treten zahlreiche weisse runde Flecken auf. Die Oberfläche ist sauber polirt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,349.

Nr. 2. Chloromelanit-Beilchen von Ephesus (Fig. 10.) Dasselbe ist 3,6 *cm* lang, 2,9 *cm* breit und 1,6 *cm* dick. Die Farbe des Minerals ist schwarzgrün und zeigt die polirte Oberfläche desselben einen schwachen Glanz. Die Schneide ist unverletzt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,315.

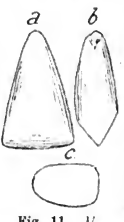


Fig. 11. 1/2

Nr. + 1812. Chloromelanit-Beilchen von Hierapolis (Fig. 11.) Dasselbe ist 2,2 *cm* lang. 1,4 *cm* breit und 0,7 *cm* dick. Die Farbe ist dunkelgrasgrün (Radde 15 *d*). Die Oberfläche ist sauber polirt und die Schneide ist unverletzt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,423.

Die sonst aus Klein-Asien bekannt gewordenen Nephritoid-Beile stammen von der Küste oder von den benachbarten Inseln. Das Beilchen von Hierapolis ist also als ein weiter in das Land hinein, im Bereiche Grossphrygiens der Alten, gemachter Fund von Interesse.

Wenn man unsere Abbildungen von dem Beilchen von Hierapolis und den beiden Beilen von Ephesus (Fig. 8 und Fig. 10) vergleicht, so findet man, dass die Schneide, wie die Abbildung der Seitenansicht ergiebt, bei den drei Instrumenten ganz gleich angelegt ist.

An dem Flusslaufe des Maeander, der genannte Orte nahezu verbindet und der auch den praehistorischen Bewohnern dieser Gegend, welche sich der Steinbeilchen bedienten, zum Verkehr gedient haben wird, dürften noch manche ähnliche Funde zu erwarten sein.



Fig. 12. 1/2

Syrien. Nr. + 2408. Nephrit-Beilchen von Sidon (Fig. 12.) Dasselbe, im Querschnitt ein Oblongum darstellend, ist 2,3 *cm* lang, 1,1 *cm* breit und 0,7 *cm* dick. Die Farbe grasgrün (Radde 15*e*). Die Schneide wenig verletzt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,313.

Soweit uns erinnerlich, sind bisher von Syrien noch keine Nephritoid-Beile bekannt geworden; es ist dieses Beilchen also von besonderem Interesse, insoweit es einerseits die vorderasiatischen Fundorte vervollständigt und andererseits uns den Weg zeigt, auf welchem die ganz vereinzelt in Aegypten gemachten Funde, die wir noch näher beschreiben werden, nach Afrika gekommen sein mögen.

Mesopotamien. Nephrit-Cylinder (Fig. 13), welcher durch LAYARD in Assarhaddon's Südwestpalast von Nimrud gefunden wurde[1]). Das

1) A. H. LAYARD, Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon, London 1853, pag. 160.



Fig. 13. 1/1

heutige Dorf Nimrud steht bekanntlich auf den Ruinen der alten Stadt Calach (Genesis 10), assyr. Kalkh, welche von dem ebenfalls von LAYARD erschlossenen Kojundschik, dem alten Ninive, 30 *km* entfernt war und keineswegs zu letzterem gehörte, wie man irrthümlich geglaubt hat.

Auf dem Cylinder sind zwei bärtige Männer dargestellt, zwischen welchen eine kleinere, ebenfalls bärtige Gestalt sich befindet; ausserdem ist Keilschrift darauf eingravirt. Der Cylinder ist der Länge nach durchbohrt, misst 3,4 *cm* in der Länge, 1,3 *cm* im Durchmesser und hat eine grasgrüne Farbe (Radde 14 *g*), mit helleren durchscheinenden Flecken.

Das Mineral, dessen Härte 7 und dessen spec. Gewicht = 2,931 beträgt, ist ein typischer Nephrit, welcher in Farbe genau dem im Freiburger Universitäts-Museum befindlichen Thwang-Yù (Nr. 2 der Sammlung) von Khoten (Turkestan) gleicht; auch das spec. Gewicht des letzteren 2,87 stimmt möglichst genau mit dem für den Cylinder festgestellten überein.

Einen Siegelabdruck dieses Cylinders, dessen Abbildung oben zinkographisch wiedergegeben ist, verdankt das Freiburger Universitäts-Museum der Güte des Hrn. BUDGE vom Britischen Museum. —

Nephrit- und Jadeit-Beile von Mugheir. Diese Beile, deren mehrfach in der Literatur Erwähnung gethan ist, ohne dass dieselben unseres Wissens bis jetzt einer genaueren Untersuchung unterzogen wurden, sind 1851 von LAYARD bei Mugheir ausgegraben. Ueber den Ort findet sich in RITTER's Erdkunde folgende Stelle:

„Mugheir oder Maguïer liegt im Süden des Euphrat bei Arkah. Der Name soll, nach AINSWORTH, einen „Ort mit Bitumen aufgemauert“ bezeichnen. Diese Etymologie hatte schon P. DELLA VALLE aufgezeichnet (Mugeijer [1]) cioè impegolato b. D. V.), der im Jahre 1625 zuerst bei seinem dortigen Besuche diese grosse Ruine erwähnt, aus grossen Backsteinen erbaut, in denen er den Charakter der Keilschrift zuerst erkannte, den er daselbst auch auf schwarzen Marmorfragmenten, wie auf Siegeln, vorzufinden verwundert war. Schon RENNELL hielt diese Ruine für das Orchoë bei Strabo und Ptolemaeus, womit AINSWORTH und auch MANNERT sich vereinigen lassen. Sie erhebt sich, nach AINSWORTH, zu der kolossalen Höhe von 200 Fuss, südwärts der Vereinigung des Shat el Hijeh mit dem Euphrat, und überragt das antike Bett des Pallacopas, umgeben von anderen Hügeln geringerer Art an Umfang und Grösse, die aber ebenfalls wie er mit Backsteinfragmenten, Scherben und Bitumen überschüttet sind. Die Kühnheit des Aufsteigens, sagt AINSWORTH, übertreffe noch die des Birs Nimrud; aber er giebt keinen näheren Aufschluss darüber. Glücklicherweise hat

1) Nach dieser Schreibweise scheint das englische Mugheir gebildet zu sein.

B. FRASER diesen Trümmerberg späterhin besuchen können (1835) und jene Behauptung, dass hier ein zweites kolossales Monument gleich dem Birs Nimrud bei Babylon die Vernichtung der Jahrtausende überdauert habe, vollkommen bestätigt.“

Seitdem haben die Ausgrabungen LAYARD's neues Licht über diese altehrwürdigen Ruinen, denen die nachfolgend beschriebenen Beile entstammen, gebracht. Die betreffenden Publikationen standen uns leider nicht zur Verfügung.

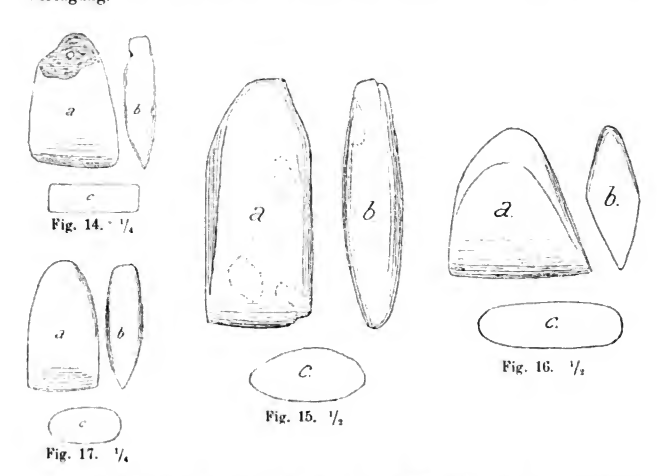


Fig. 14. 1/4

Fig. 15. 1/2

Fig. 16. 1/2

Fig. 17. 1/4

Nr. 56. 9—3. 278. Nephrit-Beilchen von Mugheir (Fig. 14). Dasselbe ist quer durchbohrt und stellt im Querschnitt ein Oblongum dar, wodurch es sich von den nachfolgend beschriebenen nicht durchbohrten, mit abgerundeten Seitenkanten versehenen drei Beilen desselben Fundortes unterscheidet; es ist 5,2 *cm* lang, 3,5 *cm* breit und 1,1 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15 *g*), von helleren Adern durchzogen. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,031.

Nr. 56. 9—2. 279. Nephrit-Beilchen von Mugheir (Fig. 15). Dasselbe ist 4,9 *cm* lang, 2,1 breit und 1,1 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15 *e*), mit helleren Stellen. H. = 7. Spec. Gewicht = 2,972.

Nr. 56. 9—3. 273. Jadeit-Beilchen von Mugheir (Fig. 16). Dasselbe ist 2,9 *cm* lang, 2,8 *cm* breit und 0,9 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,325.

Es sei auf die Aehnlichkeit hingewiesen, welche dieses Beil in der Form mit demjenigen von Ephesus (Fig. 8) zeigt.

Nr. 56. 9—3. 271. Jadeit-Beilchen von Mugheir (Fig. 17). Dasselbe ist 4,9 *cm* lang, 2,7 *cm* breit und 1,4 *cm* dick. Die Farbe ist blaugrün (Radde 16 *f*.) H. = 7. Spec. Gewicht = 3,312.

Auffällig ist die vollständige Uebereinstimmung der Farbe und des spec. Gewichtes dieses Beils mit dem nachfolgend beschriebenen aegyptischen Amulet, von welchem die Vermuthung nahe liegt, dass es aus einem Beilchen hergestellt wurde, welches aus Asien nach Aegypten verschleppt wurde.

G. 24. Aegyptischer Intaglio aus Jadeit (Fig. 18 *a—c*). Derselbe zeigt auf der einen convex geschliffenen Seite Osiris als Mumie eingewickelt, mit Mütze auf dem Haupte und Krummstab, sowie Geissel in den Händen, demnach als Fürsten der Todten dargestellt. Auf der anderen ebenen Seite ist die von uns wiedergegebene Inschrift, von einem Kranze umwunden, zu lesen. Den Abdruck, welchen wir in unserer Abbildung bringen, verdanken wir der Güte des Herrn Budge vom Britischen Museum.

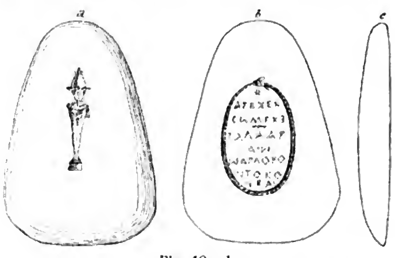


Fig. 18. 1/1

Die Oberfläche dieses Amulets, welches 4,3 *cm* in der Länge, 3.1 *cm* in der Breite und 0,6 *cm* in der Dicke misst, ist sehr sauber polirt. Die Farbe ist blaugrün (Radde 16 *f*). Das Mineral stellt einen typischen Jadeit dar, welcher auch makroskopisch auf den angeschliffenen Flächen die charakteristische faserige Textur desselben erkennen lässt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,314.

Unsere Annahme, dass dieses Amulet aus einem Beilchen hergestellt ist, stützt sich, abgesehen von dem Analogon, welches wir in dem von Hrn. C. W. King zuerst beschriebenen, mit Inschrift versehenem, aegyptischen Steinbeilchen (Fig. 19) besitzen, darauf, dass der Umriss unseres Amulets ganz dem eines Steinbeilchens gleicht: oben ist die Basis, unten die Schneide desselben noch erkennbar; auch die Rundung der Kanten und die Zuspitzung der Schneide trifft zu. Die eine Fläche des Beils, in deren Mitte nur eine kleine Figur einzugraben war, blieb convex, während die andere, welche die Inschrift erhalten sollte, zur bequemeren Anbringung der letzteren, zuvor völlig eben geschliffen werden musste.

Zu der Vermuthung, dass das in Rede stehende aegyptische Amulet als Beil aus Asien herübergebracht ist, werden wir durch die auffällige vollständige Uebereinstimmung der Farbe und des spec. Gewichtes zwischen diesem Gegenstande und dem mesopotamischen Jadeit-Beile Nr. 56. 9—3. 271 (S. 126) um so mehr veranlasst, als Nephritoid-Beile aus Aegypten bis auf das sogleich zur Besprechung gelangende Nephrit-Beilchen (Fig. 19) gar nicht bekannt sind. Auch der Umstand, dass diese beiden Beile mit Aufwand einer ausserordentlichen Kunstfertigkeit und Mühe zu Amuletten umgestaltet wurden, beweisst an und für sich schon, dass solche Beile als grosse Seltenheiten in Aegypten betrachtet wurden.



Fig. 19. 1/1

Nr. 11. Nephrit-Beilchen, welches, aus Aegypten stammend, vom Oberst MILLER, dem Flügeladjutanten des Lord J. BATHURST während der englischen Occupation von Sicilien, im Jahre 1812 mitgebracht wurde (Fig. 19). Dasselbe, auf beiden Seiten mit einer gnostischen Inschrift in griechischen, während des dritten und vierten Jahrhunderts in Alexandria üblichen Lettern versehen, wurde zuerst von Hrn. C. W. KING, einer auf dem Gebiete der Epigraphik wohlbekannten Autorität, beschrieben und ist auch von anderen Autoren erwähnt [1]).

Da das spec. Gewicht dieses interessanten Gegenstandes noch nicht bestimmt war, so erachtete Hr. H. FISCHER die Aufführung desselben unter den Nephritoiden als mineralogisch nicht genügend begründet. Wir ermittelten nun das Volumgewicht des, auch dem ganzen Habitus nach, als Nephrit sich kennzeichnenden Minerals = 2,995 und die Härte = 6—7; es wird also hierdurch die zuerst von Hrn. RUDLER vorgenommene Bestimmung des Minerals dieses Amulets als Nephrit bestätigt.

Nach den über den Intaglio Nr. G 24 von uns ausführlich gegebenen Darlegungen neigen wir zu der Annahme, dass auch dieses Beilchen ein Fremdling in Aegypten war, und dass sein Ursprung ein asiatischer ist.

Dass in Aegypten aus Jadeit und Chloromelanit gefertigte Scarabäen vorkommen, ist bekannt. Auch im Britischen Museum (Schrank 72—74 der ägyptischen Abtheilung) befinden sich mehrere, welche sehr wahrscheinlich aus dem genannten Material hergestellt sind. Es war uns leider unmöglich, die Zeit für die genaue Untersuchung derselben zu gewinnen, weshalb wir uns vorbehalten, dies baldthunlichst nachzuholen. Darauf wollen wir aber schon jetzt hinweisen, dass diese Scarabäen nicht in eine Linie gestellt werden dürfen mit den Nephritoid-Beilen, so dass, sollte man auch die Verbreitung der Nephritoid-Werkzeuge ausserhalb Europas kartographisch darstellen wollen, man keinenfalls die so heterogenen Gegenstände mit demselben Zeichen versehen dürfte.

Die Nephritoid-Beile treten uns in den an das mittelländische Meer angrenzenden Ländern, wie namentlich die von Hrn. H. SCHLIEMANN in Hissarlik gemachten Funde überzeugend darthun, (und die auf den Inseln des ägäischen Meeres, sowie in Griechenland gefundenen Nephritoid-Beilchen haben der Form nach unverkennbare Aehnlichkeit damit,) als prähistorische Steinwerkzeuge entgegen. Anders die Scarabäen: Diese in enger Beziehung zu dem Cultus stehenden mit hieroglyphischen Schriftzeichen versehenen Gegenstände der ägyptischen Miniaturkunst sind ursprünglich als Amulette, später als Schmuck und Siegelsteine in unzähligen Exemplaren (man versah sie bekanntlich mit einem Loche in der Länge des Käfers und zog sie an Schnüren auf), sowie aus dem mannichfachsten, z. Th. aus fernen

1) Die ganze dieses Amulet betreffende Literatur findet sich bei „A. B. MEYER, Jadeit- und Nephrit-Objecte“ III. 63a aufgeführt.

Ländern stammenden Material gefertigt und gehören einer Zeit an, in welcher schon ein ausgedehnter Verkehr der Aegypter mit anderen Ländern bestand.

Während also die Praehistorie ein Interesse daran hat, von jedem einzelnen Funde der vorgeschichtlichen Nephritoid-Werkzeuge Vormerkung zu nehmen, um aus dem sich schliesslich ergebenden Gesammtbilde der Verbreitung derselben eventuell Schlüsse auf praehistorische Beziehungen der verschiedenen Länder untereinander herzuleiten, werden die Scarabäen, deren kunstvolle Arbeit genügend für die vorgeschrittene Kultur der Verfertiger spricht, hinsichtlich ihrer Verbreitung oder der auf ihnen aufgezeichneten Hieroglyphen, den Geschichts-, bezw. Sprachforscher angehen. —

China. Aus diesem Lande sind nur wenige Steinbeile bekannt. In dem Referate, welches Hr. H. FISCHER über „JOS. EDKINS, Stone hatchets in China“ im Archiv f. Anth., Bd. XVI, gab, bemerkt der auf diesem Gebiete so bewanderte Forscher u. A. Folgendes: „Die Steinbeile scheinen in China bis jetzt überaus selten beobachtet worden zu sein, und ist darum jeder neue Fund und seine Geschichte um so beachtenswerther. Mir ist erst ein einziges Beil (aus Fibrolith) aus der Sammlung des Hrn. JOHN EVANS in London 1879 zu Gesicht gekommen. — Der Kaiserl. deutsche bevollmächtigte Minister in Peking, Hr. v. BRANDT, bemüht sich schon seit Jahren, aber vorerst immer vergeblich, mir ein chinesisches Steinbeil zu verschaffen. — Hr. H. v. SIEBOLD sagt in seinem schönen Werke über japanische Steininstrumente, Yokohama 1879, es würde wohl in China und Korea so gut, wie wo anders, ein Fortschritt von Stein zu Metall stattgefunden haben, nur müsse man daselbst nicht unter der Bodendecke von Jahrhunderten, sondern von Jahrtausenden graben, um Steinwerkzeuge zu entdecken. In einigen Gegenden Chinas gäbe es Völkerschaften, welche bis auf den heutigen Tag Stein anstatt Metall verwenden, und selbst chinesische Schriftsteller schreiben solchen Völkern, welche jetzt Metalle kennen, die frühere Benutzung von Steininstrumenten zu.“

Hr. A. B. MEYER erwähnt in seinem verdienstvollen Werke „Jadeit- und Nephrit-Objecte III, 46—48“ neben einem Chloromelanitbeil aus China im K. K. Mineraliencabinet zu Wien und einem in Cambodja von Hrn. MOURA gefundenen schwarzen Steinbeile, die durch den Bericht des Hrn. ANDERSON über die „Expedition nach West-Yunan via Bhamo“ zuerst bekannt gewordenen 150 Steinbeile, welche theils in dem Bazar in Momien, theils im Sanda-Thal (beide Orte nicht allzu fern der birmanischen Grenze gelegen) erworben wurden. Der grössere Theil dieser Beile, worunter (dem spec. Gewichte nach zu urtheilen) nur vereinzelt Nephritoide sich zu befinden scheinen, liegt im Indian Museum in Calcutta; ein Theil wurde jedoch durch Hrn. Major SLADEN, welcher nebst Capitain BOWERS an der besagten Expedition theilnahm, dem Britischen Museum übergeben. Wie man uns versicherte, sind die letzteren noch nicht untersucht worden, weshalb es uns

zur Befriedigung gereicht, über diese, ihrer Herkunft nach hochwichtigen Steinwerkzeuge berichten zu können.

Dieselben sind im Britischen Museum als von Bhamo stammend registrirt. Da sie aber an mehreren Orten erworben zu sein scheinen (die übrigens sämmtlich nicht weit entfernt von der Yunan-Birmanischen Grenze liegen), und wohl kaum noch der jedem Beilchen zukommende Herkunftsort festzustellen ist, so führen wir sie unter folgender Collectiv-Bezeichnung auf.

Steinbeile von der englischen Expedition nach West-Yunan via Bhamo.

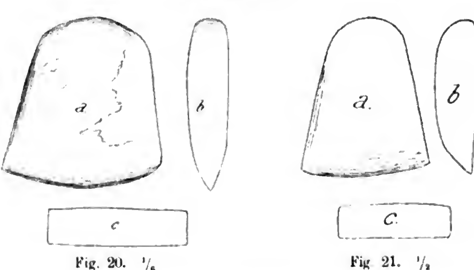


Fig. 20. 1/6 Fig 21. 1/2

Nr. 7085. Nephrit-Beilchen (Fig. 20). Dasselbe ist 6,5 *cm* lang, 5,5 *cm* breit und 1,6 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14 *f*), und zeigt das Mineral schönen Glanz. Die Schneide ist wenig verletzt. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 3,000.

Nr. 7098. Nephrit-Beilchen (Fig. 21). Dasselbe ist 3 *cm* lang, 2,2 *cm* breit, sowie 0,6 *cm* dick und zeigt an der Seite einen Sägeschnitt. Das Mineral ist grasgrün (Radde 14 *i*) und weist schwarze dendritisch ausgebildete Interpositionen auf (Magnetit?). H. = 6—7. Spec. Gewicht 2,950.

Nach der von Hrn. A. B. MEYER mitgetheilten Analyse des Hrn. FRENZEL[1]) von einem Abschnitte des aus gleicher Quelle stammenden Beilchens, welches im Indian Museum in Calcutta liegt, und welches nach der Beschreibung des Hrn. ANDERSON eine ähnliche Farbe, wie vorstehend beschriebene zwei Beile, besitzt, ist anzunehmen, dass das Material derselben ebenfalls Nephrit (und nicht etwa Jadeit mit niedrigem Volumgewichte) ist.

Dass die aus den Flüssen Kitoy, Sljudjanka, Belaga und von dem Batugol-Gebirge stammenden Nephrit-Gerölle hinsichtlich der Farbe (dieselben zeigen z. Th. auch die schwarzen Dendrit-Interpositionen) mit den Beilen Nr. 7085 und 7098 übereinstimmen, wollen wir nur nebenbei bemerken, ohne hieraus, sowie aus der Uebereinstimmung der Farbe des nachfolgend beschriebenen Beils mit der einer turkestanischen Nephrit-Varietät Schlüsse ziehen zu wollen. Vielmehr wäre eine mikroskopische Untersuchung

1) „Isis", Dresden 1883, Abh. 9.

unerlässlich, um festzustellen, ob das Mineral der Beile von Yunan mit irgend einem uns bekannten Vorkommen zu identificiren ist.

Nr. 7099. Nephrit-Beilchen (Fig. 22). Dasselbe ist 4,8 *cm* lang, 4 *cm* breit, 0,9 *cm* dick und zeigt deutliche Geröllspuren. Die Farbe grüngrau (Radde 37 *o*); die Schneide des Beils wenig verletzt. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 2,965.

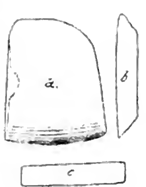


Fig. 22. ¼

Die Farbe dieses Beils ist recht eigentlich die für den turkestanischen Nephrit charakteristische. So zeigen die von Khoten (in Turkestan) stammenden Nummern 19 und 24 der Special-Sammlung der Nephritoide der Freiburger Universität, sowie das in der grossen mineralogischen Universitäts-Sammlung befindliche Handstück von Khoten genau die gleiche Farbe.

Höchst bemerkenswerth wäre es, wenn unter den 150 Steinbeilen, welche die „englische Expedition nach West-Yunan" mitgebracht hat, sich, wie es den Anschein hat, kein Jadeit befindet. Es würde dieser Umstand den Schluss nahe legen, dass in prähistorischer Zeit die mächtigen Jadeit-Lager bei Monghoung den Menschen jener Gegenden noch nicht zugänglich waren.

Diese Thatsache, die wir allerdings durch die verhältnissmässig kleine Anzahl von Beilen, welche uns aus jener Gegend bekannt sind, noch nicht für genügend begründet erachten (neue Funde können ein ganz anderes Bild ergeben), würde für die Beurtheilung der Annahme, dass die in Europa und selbst die in Mexiko vorgefundenen prähistorischen Gegenstände von Jadeit aus Südostasien stammen, von Bedeutung sein; denn, wenn dieses Mineral in vorgeschichtlicher Zeit im eigenen Lande selten oder wohl gar nicht bekannt war, so ist nicht anzunehmen, dass es trotzdem in jener Zeit schon von hier aus in bedeutenden Quantitäten nach dem Auslande wanderte.

Für den Jadeit sind aber derartige Schlüsse um so werthvoller, als wir durch eine mikroskopische Untersuchung voraussichtlich über die Herkunft der in den verschiedenen Ländern gefundenen Objecte aus diesem Material weit weniger werden ermitteln können, als dies bei den Gegenständen aus Nephrit der Fall ist, weil unter dem Mikroskop (in polarisirtem Lichte) die meist grobkörnige Aggregate darstellende Textur des Jadeit weniger charakteristische Unterschiede darzubieten scheint, als die bei dem verschiedenen Vorkommen sich meist auch different verhaltende Fasertextur des Nephrit.

Forschungsreisende in Yunan oder Barma würden sich in der That hohe Verdienste um die Prähistorie erwerben, wenn sie die in diesen Ländern vorkommenden Steinbeile sammeln und einem grösseren öffentlichen Museum übergeben würden, damit durch Untersuchung derselben Klarheit in die oben besprochene interessante Materie gebracht werde.

Wir lassen nun die Beschreibung derjenigen Beile von der englischen

Expedition nach West-Yunan folgen, welche sich bei vorgenommener Prüfung nicht als Nephritoide erwiesen.

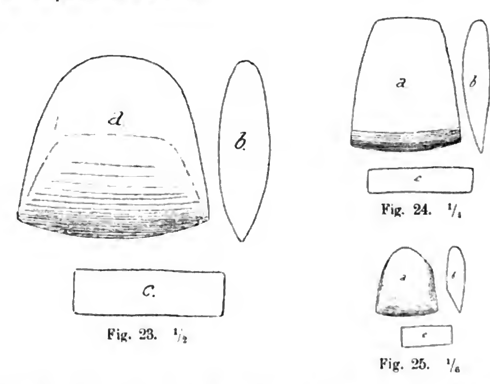


Fig. 23. 1/2

Fig. 24. 1/1

Fig. 25. 1/2

Nr. 7093. Steinbeilchen (Fig. 23) von 3,6 *cm* Länge, 3,5 *cm* Breite und 0,8 *cm* Dicke. Die Farbe ist neutralgrau (Radde 31 *h*), zum Theil heller. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,626; mithin kein Nephritoid.

Nr. 7101. Steinbeilchen (Fig. 24) von 5,2 *cm* Länge, 4,3 *cm* Breite und 1 *cm* Dicke. Die Farbe ist neutralgrau (Radde 31 *r*). H. = 7. Spec. Gewicht = 3,563; ebenfalls kein Nephritoid.

Nr. 7097. Steinbeilchen (Fig. 25) von 3,7 *cm* Länge, 3,6 *cm* Breite und 1 *cm* Dicke. Die Farbe ist grüngrau (Radde 37 *k*). H. = 7. Spec. Gewicht = 3,580; kein Nephritoid.

Die vorgenannten drei Beilchen machen ganz den Eindruck moderner Arbeit, namentlich tragen sie gar keine Spuren eines hohen Alters, wie sich solche bei den drei Nephrit-Beilen durch erodirte, bezw. unebene Stellen auf der Oberfläche ergeben, an sich. Hr. ANDERSON macht bereits auf diesen Umstand aufmerksam hinsichtlich einzelner der in Calcutta befindlichen Beile und hält dieselben für moderne Amulette, welche von den Chinesen hergestellt wurden als Nachahmung der verhältnissmässig seltenen prähistorischen Beile.

Uns erscheint diese Vermuthung durchaus gerechtfertigt, denn, wie uns Hr. ANDERSON berichtet, kennen die Bewohner jener Gegend nicht den Ursprung der in der Erde beim Pflügen u. s. w. gefundenen Steinbeile; sie halten dieselben für Donnerkeile u. dergl. und schreiben ihnen übernatürliche Wirkungen zu. Wir citiren hier ferner aus Hrn. ANDERSON's Werke[1]) folgende interessante Stelle über die „Shans and Kakhyens to the East of Bhamo“: „They place great faith in the restorative powers of bronze and stone

1) A report on the expedition to Western Junan viâ Bhamo by JOHN ANDERSON, Calcutta 1871, p. 114.

implements, which are frequently carried about the person as charms in small bags. They are also said to be most useful in tedious labour, and to ensure the immediate birth of the child after the mother has been given a glass of water in which one of them has been placed beforehand."

Was ist nun wahrscheinlicher, als dass man, da die relativ seltenen alten Steinbeile für den Bedarf an Amuletten nicht ausreichen, solche in der benöthigten Anzahl herstellt? Es darf also bei der Betrachtung der Steinbeile aus Südostasien nicht ausser Acht gelassen werden, die modernen von den prähistorischen zu unterscheiden, worauf wir die Forscher auf diesem Gebiete besonders aufmerksam machen.

Es möge hier noch die Beschreibung eines chinesischen Beiles Platz finden, welches seiner bedeutenden Grösse halber unser Interesse in Anspruch nimmt.

D. IV. 37. Steinbeil, durch Herrn William Lockhardt von China mitgebracht (Fig. 26). Dasselbe ist 22,5 *cm* lang, 7,5 *cm* breit und 2,1 *cm* dick. Die Farbe des Beils, dessen Schneide keine nennenswerthe Verletzung trägt, ist schwarz, an einer Stelle dunkelgrün. Die Oberfläche zeigt starken Glanz. H. = 6. Spec. Gewicht = 2,679; mithin kein Nephritoid.

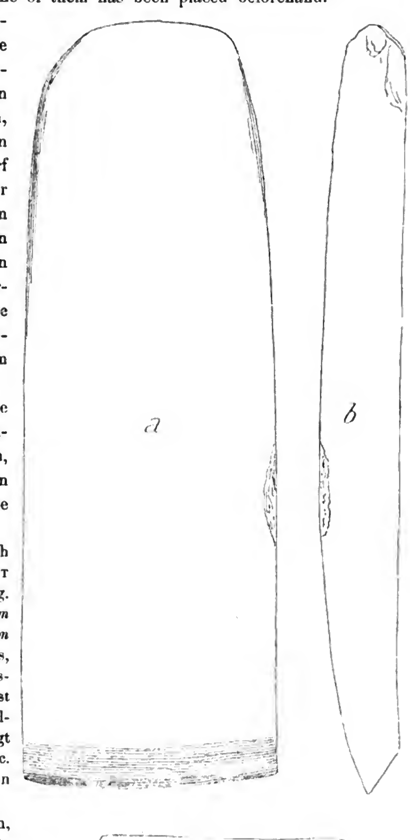
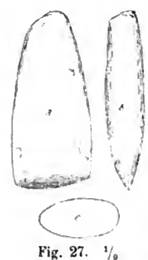


Fig. 26. 1/6

Es sei darauf hingewiesen, dass dieses Beil sowohl wie die anderen vorgenannten Beile aus China im Querschnitt ein Oblongum dar-

stellt, was für die Steinbeile aus diesem Lande also als charakteristisch angesehen werden darf. Dass ein Nephrit-Beil aus Sibirien und die aus Nord-Amerika stammenden Nephritoid-Beile die gleiche Form im Querschnitt zeigen, ist bei der Beschreibung derselben erwähnt. Auch lehrt dieser Umstand, dass die Steinbeile der betreffenden Länder durch das Zerschneiden grösserer Stücke hergestellt wurden; wären sie aus kleinen rundlichen Geröllen gefertigt, so hätte man nicht nöthig gehabt, ihnen die im Querschnitt vierkantige, mühsam herzustellende Form zu geben.

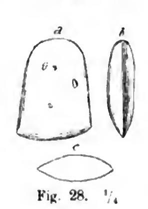
Oceanien.


Fig. 27. 1/9

Nr. + 727. Jadeit-Beil, durch die Challenger-Expedition von Neu-Guinea mitgebracht (Fig. 27). Dasselbe ist 10 *cm* lang, 4,8 *cm* breit und 2,3 *cm* dick. Die Farbe ist blaugrün (Radde 16 *f*), mit zahlreichen helleren Flecken. Das Mineral lässt im Bruch glänzende Fasern erkennen und weist deutliche Geröllspuren auf. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,183.

Das niedrige Volumgewicht, welches Hr. A. B. MEYER bereits bei dem im Dresdener Museum befindlichen, von Hrn. FRENZEL analysirten Beile Nr. 5082 hervorgehoben hat, scheint dem Jadeit, bezw. Chloromelanit von Neu-Guinea eigenthümlich zu sein.

Die Form dieses Beiles ist, wie wir bereits gelegentlich der Besprechung des Jadeit-Beiles (Fig. 7) von Samos gezeigt haben, eine in den verschiedensten Ländern der Erde wiederkehrende, so zu sagen, Universal-Form für Steinbeile, bedingt durch die ähnliche Gestalt der Steingerölle, aus welchen die Beile gefertigt wurden. Es liegt in der Natur der Sache, dass es eine ganze Anzahl derartiger, von Geröllformen abzuleitender Steinbeilformen geben muss.


Fig. 28. 1/4

Nr. + 732. Jadeit-Beilchen, durch die Challenger-Expedition von Neu-Guinea mitgebracht (Fig. 28). Dasselbe ist 4 *cm* lang, 2,8 *cm* breit, 1 *cm* dick und befindet sich in einer hölzernen Handhabe, wie sie bei „F. RATZEL, Völkerkunde“ 1886 II, 259 abgebildet ist. Das Mineral, welches grasgrün ist (Radde 15 *f*), zeigt das spec. Gewicht 3,291, die Härte 7 und ist übereinstimmend mit Nr. 727.

Ausserdem befinden sich noch zwei ganz ähnliche Jadeit-Beile, Nr. 729 und 730, ebenfalls in Holzfassung und aus der gleichen Quelle, im Britischen Museum.

Von der Südostküste Neu-Guineas (Moresby Island) hat das Britische Museum zahlreiche Steinbeile aufzuweisen, welche eine grasgrüne Farbe (Radde 15 *e*) haben und von parallel gelagerten, gelblich-grauen Partien durchzogen sind.

Hr. AUGUSTUS W. FRANKS vom Britischen Museum war so liebens-

würdig, uns ein gleiches in seinem Privatbesitze befindliches Steinbeil zum Geschenk zu machen, wofür wir genanntem Herrn hier Namens des Freiburger Universitäts-Museums, welchem der interessante Gegenstand einverleibt ist, den verbindlichsten Dank abstatten. Wir wurden dadurch in den Stand gesetzt, das Material dieser Beile eingehend untersuchen zu können und lassen das Ergebniss hier folgen:

Nr. 100. Diabas-Beil von Moresby-Island, im Südosten von Neu-Guinea (Fig. 29). Dasselbe ist 21,6 *cm* lang, 9,9 *cm* breit und 1,3 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15*e*) und ist das Gestein, wie oben erwähnt, von parallel gelagerten, gelblich grauen Stellen durchzogen. Der Bruch ist muschelig feinkörnig. Spec. Gewicht = 2,986.

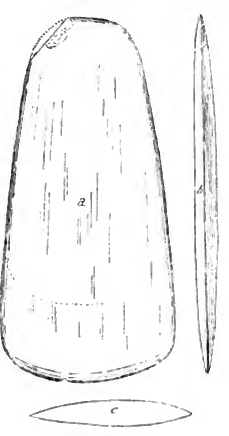


Fig. 29. 1/12

Das makroskopisch homogen erscheinende Gestein löst sich unter dem Mikroskop auf in eine feinkörnige krystallinische, folgende Bestandtheile zeigende Masse: Plagioklas mit der bekannten Zwillingstreifung in leistenförmiger Ausbildung; vereinzelt treten auch tafelartige Durchschnitte auf. Augit in unregelmässigen Krystallkörnern (die Zwischenräume zwischen den Feldspathen ausfüllend) von röthlich brauner Farbe, mit schwachem Pleochroismus. Magnesiaglimmer. Als Interpositionen sind vorhanden: Magnetit (zum Theil von den Feldspathen umschlossen) und Titaneisen.

Demnach haben wir es hier mit einem typischen Diabas zu thun; es ist offenbar dasselbe Material, aus welchem das Dresdener Museum ebenfalls eine Anzahl Steinbeile von dem gleichen Orte aufzuweisen hat[1]). Die für diese Beile charakteristische Handhabe gleicht der bei „F. RATZEL, Völkerkunde“ 1886, II, 246 (in der untersten Figur) abgebildeten von Neu-Caledonien.

Nr. 6478. Nephrit-Beil von Neu-Caledonien (Fig. 30, siehe umstehend). Dasselbe ist 18,8 *cm* lang, 8,3 *cm* breit und 2,5 *cm* dick, ist also wegen seiner beträchtlichen Grösse bemerkenswerth. Das Mineral, welches deutliche Geröllspuren zeigt, ist grasgrün (Radde 14 *i*) und von helleren und dunkleren, aderartig verlaufenden Bändern durchzogen. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,004.

Wie Hr. A. B. MEYER (Jadeit- und Nephrit-Objecte, III. 54a) erwähnt, erinnert die Farbe eines von ihm daselbst besprochenen Beiles (Nr. 5104 aus dem Dresdener Museum) lebhaft an gewisse Jadeit-Varietäten. Dies trifft auch bei mehreren im Britischen Museum befindlichen Beilen von Neu-Caledonien zu. Durch die von Hrn. FRENZEL ausgeführte Analyse des Beiles aus dem Dresdener Museum wird aber dargethan, dass Nephrit vorliegt. Ueberdies liess sich das im Freiburger Universitäts-Museum befind-

1) MEYER, Jadeit- und Nephrit-Objecte, III, 53a.

liche Beil Nr. 357, welches offenbar aus dem gleichen Material besteht (die Beschreibung folgt später), durch eine mikroskopische Untersuchung unzweifelhaft als Nephrit bestimmen[1]).

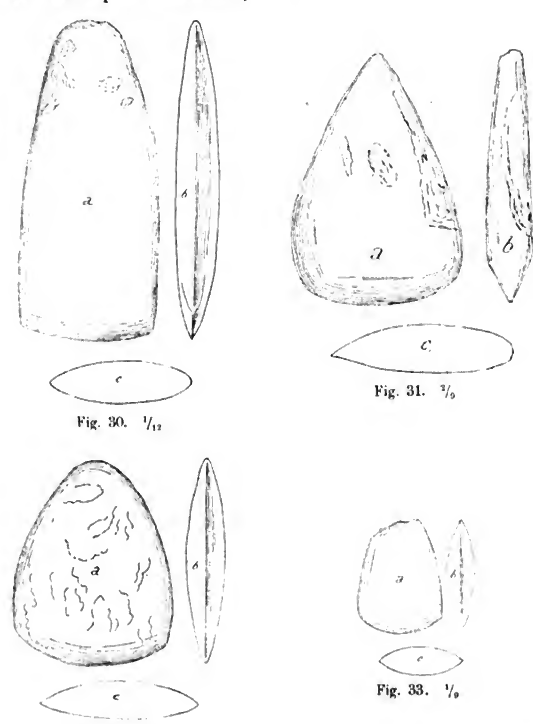


Fig. 30. 1/12

Fig. 31. 2/9

Fig. 32. 1/9

Fig. 33. 1/9

Nr. 1774. Nephrit-Beil von Neu-Caledonien (Fig. 31). Dasselbe ist 7,4 *cm* lang, 5,2 *cm* breit und 1,3 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14*f*). Das Mineral, welches wie Nr. 6478 deutliche Geröllspuren zeigt, stimmt auch bezüglich der aderartig verlaufenden helleren und dunkleren Stellen mit demselben überein. H. = 6,5. Spec. Gewicht = 3,000.

Nr. 54. 12—29. 110. Nephrit-Beil von Neu-Caledonien (Fig. 32) durch Sir George Grey eingesandt. Dasselbe ist 12 *cm* lang, 9,4 *cm* breit und 2,3 *cm*

1) Demnach sind auch die bei „F. Ratzel, Völkerkunde", II, 247 abgebildeten Streitäxte, bezw. Beile von Neu-Caledonien, welche daselbst als Jadeite aufgeführt werden, als Nephrite zu bezeichnen.

dick. Die Farbe des Minerals ist grasgrün; und es durchziehen dasselbe gleichfalls hellere und dunklere, aderartig verlaufende Bänder. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,186.

Nr. 54. 12—29. 111. Nephrit-Beil von Neu-Caledonien (Fig. 33) durch Sir GEORGE GREY eingesandt. Dasselbe ist 6,6 *cm* lang, 5 *cm* breit und 1,5 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15*m*), sonst wie Nr. 110. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,136.

Nr. 357. Nephrit-Beil von Neu-Caledonien, im Besitze des Freiburger Universitäts-Museums (Fig. 34). Die Aufschrift auf demselben lautet: „Steinbeil des Häuptlings Korikiki, der 1868 erschlagen wurde." Dasselbe ist 12 *cm* lang, 9,3 cm breit, 2,1 *cm* dick und zeigt an der Schneide mehrfache Verletzungen. Die Farbe ist dunkelgelbgrün (Radde 10*a*); daneben zeigen sich im ganzen Stück, wie dies auf unserer Abbildung angedeutet ist, wurmartig verlaufende Bänder von hellen grünlichen und gelben Tönen. H. = 6. Spec. Gewicht = 3,01.

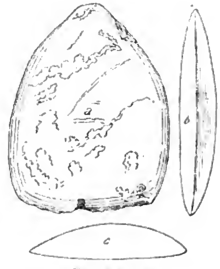


Fig. 34. 1/9

Die mikroskopische Untersuchung des Minerals ergab folgenden Befund: In gewöhnlichem Lichte erkennt man die Textur nicht, dagegen zeigen sich zahlreiche dunkle, durch Diffusion entstandene Streifen, welche übrigens z. Th. schon mit blossem Auge beim Durchschauen durch den Dünnschliff bemerkbar sind. Dieses nur stellenweise in dem Minerale auftretende Pigment erklärt die für den Nephrit von Neu-Caledonien charakteristische Erscheinung der aderartig verlaufenden Bänder. Ausserdem treten als Interpositionen zahlreiche dichroitische Körner auf, deren Axenfarbe gelbbraun und gelbgrün ist (Epidot?), sowie dunkel braunrothe, unregelmässig geformte Interpositionen von Rutil.

Bei gekreuzten Nicols zeigt der Schliff eine Textur von verworren liegenden, kurzen, gebogenen, mit lebhaften Farben polarisirenden Fasern. Daneben zeigen sich asbestartige Stellen, welche, soweit sich dies beurtheilen lässt (eine genaue Bestimmung ist wegen der geschwungenen Fasern nicht möglich), Amphibolcharakter haben.

Die Textur zeigt demnach eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen von turkestanischem Nephrit. Die Rutil-Interpositionen würden, wenn sie bei allen neucaledonischen Nephriten auftreten, uns ein weiteres Erkennungszeichen (neben dem oben beschriebenen Pigment) für dieses Vorkommen an die Hand geben.

Nr. 9975. Nephrit-Beil von den Loyalty-Inseln (Fig. 35 s. umstehend). Dasselbe ist 6,7 *cm* lang, 6 *cm* breit und 1,5 *cm* dick. Die Farbe ist blaugrün (Radde 37 *d*). H. = 7. Spec. Gewicht = 3,007. — Dieses Beil hat ganz die für Neu-Caledonien charakteristische kurze, mit sehr breiter Schneide versehene Form und scheint also die Richtigkeit der nach Herrn GARNIER von den Neu-Caledoniern gegebenen Auskunft, dass die Bewohner der Loyalty-Inseln früher selbst kamen, um Nephrit zu holen, zu bestätigen [1]).

---

1) A. B. MEYER, Jadeit- und Nephrit-Objecte, III, 56b, Anmerkung.

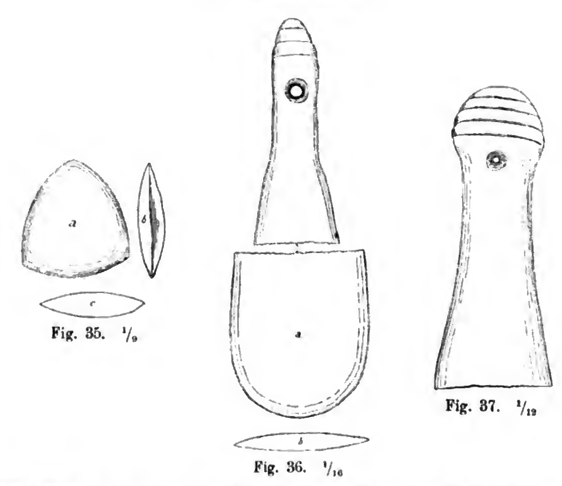


Fig. 35. 1/9

Fig. 36. 1/16

Fig. 37. 1/12

Neu - Seeland. Nr. 54. 12—29. 2. Papa - Tahi, die Nephrit-Streitaxt (Meré-Punamu) des Häuptlings Te-Rauparaha von dem Ngati-toa-Stamme (Fig. 36)[1]). Dieser Häuptling spielte in dem Aufstande der Maori gegen die Engländer Ende der vierziger Jahre die Hauptrolle neben dem Häuptlinge Rangiaiata. Rauparaha wurde bei Niederwerfung des Aufstandes gefangen genommen, jedoch später wieder freigelassen[2]).

Die Streitaxt ist 43,7 *cm* lang, an dem Griff 3,4 *cm* und an der Schneide 10,5 *cm* breit, sowie 1,3 *cm* dick. Die Querbohrung ist von beiden Seiten aus hergestellt. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15*o*), theils dunkler, theils 36*k*.

Nr. 54. 12—29. 1. Tuhi-Wai, die Nephrit-Streitaxt des Häuptlings Te-hiko-o-Te-Rangi, ebenfalls von dem Ngati-toa-Stamme. — Die Maassverhältnisse dieser durch Feuer in mehrere Stücke zersprengten Streitaxt sind annährend die gleichen, wie bei der vorigen Nummer; nur der Griff ist laut unserer Zeichnung (Fig. 37). etwas abweichend in der Form. Die Farbe ist bei beiden dieselbe.

Diese beiden Streitäxte, von Sir George Grey 1854 von Auckland eingesandt[3]), veränderten sich durch Hitze, der sie bei einer Feuersbrunst im dortigen Gouvernements-Hause ausgesetzt waren, in der Weise, dass die bekannte schöne grasgrüne Farbe des neuseeländischen Nephrits in eine mattgrüne bis weisse, wie man sie bei einigen Jadeiten antrifft, überging. Verfasser wurde beim Anblick derselben sofort an bestimmte, in den schweizer Pfahlbauten vorgefundene Nephrite erinnert, die, ebenfalls in der Farbe ver-

1) Der Raumersparniss wegen ist von der Streitaxt nur der obere und untere Theil abgebildet. Der mittlere, in der Abbildung fehlende Theil verjüngt sich von unten nach oben allmählich.

2) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, VI, 489.

3) Der um die Hebung der eingeborenen Bevölkerung Neu-Seelands so hoch verdiente Sir George Grey war 1847—1853 Gouverneur dieses Landes und wurde 1861 abermals dahin berufen. Die Streitäxte werden wahrscheinlich im Jahre 1853 von Auckland abgesandt und 1854 in den Besitz des Britischen Museums gelangt sein.

blichen, ein gleiches Geschick gehabt haben mögen. Auch die in den Pfahlbauten bei Maurach gefundenen, mehr oder weniger verwitterten Nephritbeile, deren mikroskopischer Befund von Hrn. H. FISCHER veröffentlicht ist[1]), und wovon Fragmente in der Nephritoid-Sammlung der Freiburger Universität sich befinden, dürften ihre Farbe zuerst durch ein heftiges Feuer eingebüsst haben. Das Mineral war nach dieser molekularen Auflockerung der Verwitterung um so zugänglicher.

Elf weitere wohlerhaltene Exemplare dieser grossen Streitäxte hat das Britische Museum noch aufzuweisen, dazu eine grosse Anzahl kleinerer neuseeländischer Beile, sowie 27 der bekannten Tiki-Amulette, alle aus Nephrit.

Wenn man berücksichtigt, was an anderem Orte über die Zeit gesagt ist, welche von den Maoris zur Herstellung dieser Gegenstände verwendet wird, sowie über den Werth, welchen dieselben bei den Maoris haben, namentlich wenn sie von hervorragenden Häuptlingen herrühren, so kann man sich erst einen richtigen Begriff machen von dem Reichthum des Britischen Museums an diesen Schätzen.

Nr. 54. 12—29. 61. Nephrit-Beil, welches von Sir GEORGE GREY von Auckland eingesandt wurde (Fig. 38). Dasselbe, quer durchbohrt, ist 16,3 *cm* lang, an der Basis 3,6 *cm* und an der Schneide 6,5 *cm* breit, 0,9 *cm* dick. Das Mineral ist blaugrüngrau (Radde 38*p*), mit helleren, aber auch mit dunkleren Flecken übersäet und scheint ebenfalls grosser Hitze, durch welche die Farbe verblich, ausgesetzt gewesen zu sein. H. = 7. Spec. Gewicht = 2,990. — Die Oberfläche des Beils ist ausserordentlich sorgfältig polirt und scheint dasselbe, da die Schneide unverletzt ist, als Prunkwaffe gedient zu haben.

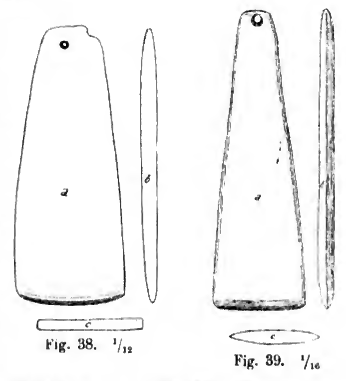


Fig. 38. 1/12 Fig. 39. 1/16

Nr. 4095. Nephrit-Beil von Neuseeland (?) (Fig. 39). Dasselbe, mit querer Durchbohrung versehen, ist 23,4 *cm* lang, 3,04 *cm* an der Basis und 7 *cm* an der Schneide breit, sowie 1,5 *cm* dick. Die Farbe ist einheitlich gelbgrüngrau (Radde 36*m*). H. = 6. Spec. Gewicht = 2,993.

Die Aufschrift auf dem dieses Beil begleitenden Zettel lautet: „From a tomb in Greece within a cyclopean enclosure." Hr. AUGUSTUS W. FRANKS vom Britischen Museum bezweifelt indess die Zuverlässigkeit dieser Notiz und hat es der neuseeländischen Abtheilung zugetheilt und zwar, wie es uns scheint, mit vollem Rechte. Denn erstlich stimmt der Querschnitt dieses Beiles (Fig. 39, *c*) auffällig mit dem Querschnitte der Meré-Punamu Fig. 36,

1) Neues Jahrb. f. Min. 1883, II, 80—82.

überein: beide Beile erscheinen darin biconvex mit scharfen Seitenkanten. Sodann ist die bei den neuseeländischen Beilen übliche Querdurchbohrung auch bei fraglichem Beile vorhanden, und schliesslich spricht die Grösse desselben für unsere Annahme: Nephrit-Beile von dieser Grösse sind nehmlich nur von Oceanien bekannt, und hier wieder passt die Form nur auf Neu-Seeland.

Auf die Besprechung der Formen der neuseeländischen Steinbeile eingehend, finden wir, dass vornehmlich zwei Arten hergestellt werden: die oben beschriebenen Streitäxte mit scharfen Seitenkanten, die gleich einem zweischneidigen Schwerte als Hauwaffe dienen können, und Beile, welche stumpfe Seitenkanten, sowie nur eine Schneide haben. Bei diesen letzteren ist wieder zu unterscheiden zwischen Prunkbeilen (Fig. 38) und dem Gebrauche dienenden Beilen, wie sie zahlreich in den verschiedenen Museen liegen.

Das Beil Fig. 39 ist auch insofern interessant, als es die Eigenschaften der zweischneidigen Hauwaffe und des mit einer Schneide versehenen Beiles vereinigt.

Es möge gestattet sein, hier unsere Beobachtungen niederzulegen, welche wir auf der vorjährigen Colonial- und Indischen Ausstellung in London hinsichtlich des neuseeländischen Nephrit machten.

Ueberall und in den mannichfachsten Beziehungen tritt uns dieses Mineral in der neuseeländischen Abtheilung entgegen. Neun grosse zweischneidige Streitäxte in der Form, wie wir sie in Fig. 36 und 37 abgebildet haben, sowie viele kleine einschneidige Beile und Tiki-Amulette sind hier ausgelegt.

Eine grosse Anzahl (von eingewanderten Europäern nach der Natur gemalter) Portraits von Maori-Häuptlingen und ihren Weibern geben uns ein lebendiges Bild von diesem ebenso tapferen, wie klugen polynesischen Volksstamme. Die Gesichtszüge der Männer sind durch ihre bekannte Tättowirung zu sehr entstellt, um eine richtige Beurtheilung zu ermöglichen. Die Frauen aber, bei welchen die Tättowirung meist ganz fehlt, zeigen einen recht intelligenten, theilweise auch, selbst nach europäischen Begriffen, schönen Gesichtsausdruck.

Die Häuptlinge tragen, ausser der zweischneidigen Streitaxt, meist eine 15—30 *cm* lange und 1—2 *cm* dicke Nephrit-Nadel, ähnlich wie wir sie in Fig. 49 von den Eskimos abgebildet haben, am Ohre. An derselben hängt ein Schweif von Pflanzenfasern nieder, und verleiht dieser Schmuck dem Manne ein anmuthiges, keckes Aussehen.

Eine solche Nephrit-Nadel befindet sich auch unter den Reliquien vom Capitain James Cook, welche auf den Wunsch des Gouverneurs von Neu-Süd-Wales von Hrn. John Mackrell ausgestellt wurden. Die nahezu 30 *cm* lange und ungefähr 2 *cm* dicke Nadel ist bezeichnet als „one of the most beautiful specimens Jade, worn by a New Zealand chief thro' the lobe

of his ear as an ornament and presented by him to Capitain COOK." In der That haben wir nie einen solchen, fast ganz durchsichtigen, in den verschiedensten Farben prächtig schillernden Nephrit gesehen, der sich mit dem schönsten Chrysoberyll messen kann.

Die Tikis, z. Th. aber auch die Nephrit-Nadeln werden, den Portraits zufolge, von den Frauen an einer um den Hals laufenden Schnur getragen.

Da es ein auf der Colonial and Indian Exhibition vertretenes neuseeländisches Geschäftshaus, wie es scheint, mit gutem Erfolge unternommen hat, alle nur erdenklichen Schmuckgegenstände aus Nephrit fabrikmässig herzustellen, wobei sich auch Imitationen von Maori-Nadeln befinden, so ist beim Ankauf dieser für ethnographische Sammlungen Vorsicht zu üben. Die mit Hülfe des feinsten Schmirgels hergestellte tadellose Politur wird das beste Erkennungsmerkmal dieses modernen Fabrikates bilden. —

Wenn wir das, was über das Vorkommen von Nephritoiden in Oceanien bekannt geworden ist, kurz zusammenfassen, so zeigen sich uns als Centra für

a) Nephrit-Artefacte: Neu-Seeland und Neu-Caledonien. In beiden Ländern kommt auch das Mineral vor. Das Vorkommen in Neu-Seeland ist durch zahlreiche Forscher (FORSTER, VON HOCHSTETTER u. A.), dasjenige in Neu-Caledonien durch Hrn. GARNIER beschrieben worden [1]).

b) Jadeit-, bezw. Chloromelanit-Artefacte: Neu-Guinea. Das Vorkommen des Rohmaterials auf der Insel ist noch nicht beobachtet worden.

Besonders klar scheinen die Verhältnisse bezüglich der Nephrit-Artefacte von Neu-Seeland zu liegen. Die von dort erhaltenen Streitäxte, Beile und Amulette sind, wie das vielfach untersuchte Material lehrt, ausnahmslos aus einheimischem (auf der Westküste der Südinsel vorkommenden) Materiale von den Maoris, seitdem sie diese Insel-Gruppe bewohnen, gefertigt. Diese Zeit kann nur auf Grund der unter den Maoris noch fortlebenden Traditionen geschätzt werden und wird dem entsprechend auch von den meisten Autoren verschieden angegeben.

Die Annahme, dass vor der Einwanderung der Maoris nach Neu-Seeland eine eingeborene Menschenrasse dort vorhanden gewesen sei, lässt sich nach Hrn. GERLAND [2]) durch nichts stützen. „Denn, wenn man auch die Mythen und Erzählungen von Göttern und Geistern, welche das neue Land bewohnt hätten, auf eine später erloschene Urbevölkerung gedeutet hat, so ist dies nach alledem, was wir über die Mythologie der Polynesier wissen, ein entschiedener Irrthum."

1) Der Literatur-Nachweis, betreffend das Nephrit-Vorkommen in Neu-Caledonien, findet sich ausführlich bei „A. B. MEYER, Jadeit- und Nephrit-Objecte", III, 56 u. 57.

2) WAITZ-GERLAND, Anthropologie der Naturvölker, VI, 471.

Amerika.

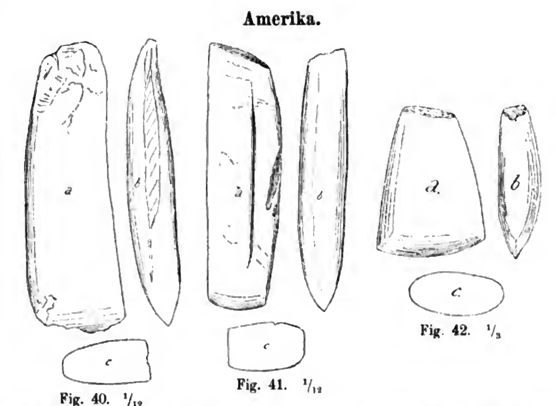


Fig. 40. 1/12 Fig. 41. 1/12 Fig. 42. 1/3

Süd-Amerika. Nr. V. 12. Nephrit-Beil aus einem alten indianischen Grabe aus Venezuela (Fig. 40). Dasselbe ist 17,3 *cm* lang, 4,9 *cm* breit und 2,7 *cm* dick; auf der einen Seite zeigt es, wie aus der Zeichnung des Querschnittes ersichtlich ist, der ganzen Länge nach eine Schnittfläche. Die Schneide und Basis ist stark verletzt. Die Farbe ist einheitlich grasgrün (Radde 14*e*), die Oberfläche sorgfältig polirt. H. = 6. Spec. Gewicht = 3,015.

Nr. V. 40. Nephrit-Beil von Tucacas, im nördlichen Venezuela (Fig. 41). Dasselbe ist 16 *cm* lang, 4,1 *cm* breit und 2,8 *cm* dick; es zeigt, wie das Beil Fig. 40, eine sorgfältige Politur und auf der einen Seite der ganzen Länge nach eine Schnittfläche. Die Farbe ist grasgrün (Radde 15*c*); an den Stellen, welche Sprünge zeigen, erscheint sie heller, etwa Radde 15*o*. H. = 6. Spec. Gewicht = 3,007. Das Mineral zeigt schieferigen Charakter und lässt im Bruch asbestartige Fasern erkennen.

Diese zwei Beile erinnern in der Form an das in dieser Zeitschrift 1885, Verh. S. 127, von Hrn. VIRCHOW beschriebene und 1886, Verh. S. 133, von Hrn. ARZRUNI als Nephrit bestimmte grosse Nephrit-Beil von Venezuela.

Der an den Beilen Fig. 40, 41 und auch an Fig. 43 sichtbare Sägeschnitt zwingt zu der Annahme, dass das Rohmaterial in grösseren Stücken, welche zersägt werden mussten, den Verfertigern zur Verfügung stand. Die Grösse der Beile aber lässt auf ein gewiss nicht spärlich vorhanden gewesenes Rohmaterial schliessen, denn sonst hätte man sich, wie dies Seitens der Bewohner der schweizer Pfahlbauten geschah, mit der Herstellung kleinerer Instrumente begnügt.

Nr. V. 41. Nephrit-Beilchen von Tucacas (Fig. 42). Dasselbe ist 4,5 *cm* lang, 3,2 *cm* breit und 1,3 *cm* dick. Die Schneide zeigt zahlreiche Schrammen, welche offenbar bei der Zuschärfung des Beilchens entstanden sind. Das Instrument wurde demnach zum Schneiden oder Meisseln verwendet, wobei auch die Basis

1) WAITZ-GERLAND, Anthropologie der Naturvölker VI., 471.

(durch Daraufschlagen mit einem schweren Gegenstande) schadhaft geworden zu sein scheint. Das Mineral zeigt unebenen Bruch und lässt makroskopisch Glimmerflitterchen erkennen. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 3,039.

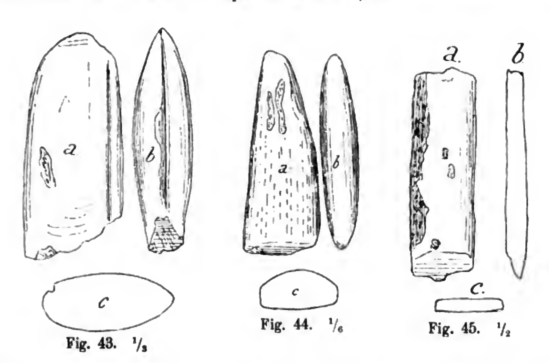


Fig. 43. 1/3 Fig. 44. 1/6 Fig. 45. 1/2

Nr. V. 11. Nephrit-Beilchen aus einem alten indianischen Grabe in Venezuela (Fig. 43). Dasselbe ist 6,7 *cm* lang, 2,8 *cm* breit, 1,6 *cm* dick und zeigt auf der Seite, wie die Beile Fig. 40 und 41, eine Schnittfläche. Die Schneide ist stark verletzt. Die Farbe ist grasgrün (annähernd Radde 15 *e*), aber mehr grau, und zeigen sich gleichmässig vertheilt bald dunklere, bald hellere Stellen. Die Oberfläche ist sorgfältig polirt. Das Mineral lässt eine schieferige Textur erkennen. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 3,000.

Nr. V. 10. Nephrit-Beilchen aus einem alten indianischen Grabe in Venezuela (Fig. 44). Dasselbe ist 7,5 *cm* lang, 2,6 *cm* breit und 1,4 *cm* dick. Die Schneide ist stark verletzt. Die Farbe ist grasgrün (annähernd Radde 14 *o*), jedoch mehr grau; daneben treten parallel gelagerte weissliche Streifen auf, wie dies in unserer Abbildung angedeutet ist. Die Oberfläche ist sauber polirt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,024.

Nr. V. 19. Nephrit-Meissel von Caracas (Venezuela), über Paris bezogen (Fig. 45). Derselbe ist 4 *cm* lang, 1,2 *cm* breit und 0,5 *cm* dick. Die Schneide und die Basis des Instrumentes, dessen Oberfläche ziemlich roh bearbeitet ist, sind schadhaft. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 2,974.

Aus Venezuela sind uns ausserdem bekannt geworden:

1. ein Nephrit-Beil vom Valencia-See in Venezuela (FISCHER, Nephr. u. Jadeit, S. 47 u. 340, ferner Neues Jahrb. f. Min., 1884, II, 216);
2. ein Nephrit-Messer aus der Umgegend von Tocuyo, westl. von Valencia (Ztschr. f. Ethn. 1884, Verh. S. 457);
3. ein Nephrit-Beilchen aus der Umgegend von Carácas (ebend.);
4. ein grosses Nephrit-Beil aus Venezuela (Ztschr. f. Ethn. 1886, Verh. S. 133);
5. eine lange, grasgrüne, halbtransparente Nephrit(?)-Platte aus Venezuela (MEYER, Jadeit- und Nephrit-Objecte, II, 5a).

Wir können also nicht mehr das Vorkommen der Nephrit-Artefacte in Venezuela als ein seltenes bezeichnen. Den prähistorischen Bewohnern dieses Landes scheint das Material vielmehr reichlich zur Verfügung gestanden zu haben, wie wir dies bereits bei Besprechung der grossen Beile Fig. 40 und 41 andeuteten. Da Hr. ARZRUNI bezüglich der oben unter 1. bis 4. erwähnten Nephrite bereits durch das Mikroskop nachgewiesen hat, dass die Textur derselben sich mit derjenigen anderer uns bekannter Varietäten nicht vereinigen lässt, so müssen wir für Venezuela, bezw. überhaupt für Süd-Amerika ein eigenes Nephrit-Vorkommen annehmen.



Fig. 46. $^1/_9$

Nr. + 380. Nephrit-Beil aus einem alten Grabe von Balzar, Canton Daule, Provinz Guayaquil (Ecuador) (Fig. 46). Dasselbe ist über Peru bezogen; es misst 13,8 *cm* in der Länge, 5,3 *cm* in der Breite, 2 *cm* in der Dicke. Die Grundfarbe stellt ein tiefes Dunkelgrün dar, auf welchem hellere, gelblich grasgrüne (Radde 13 *h*) Flecke erscheinen. Diese sind durchscheinend und zeigen einen schönen Farbenschiller. Die Oberfläche des Beils ist auf das Sorgfältigste polirt. H. = 6—7. Spec. Gewicht = 2,990.

Dieser Gegenstand verdient wegen seines prächtigen Aussehens (ausser dem im Besitze des Freiburger Universitäts-Museums befindlichen Nephrit-Beile von Blansingen, welches beträchtlich kleiner ist, wüssten wir keines, welches ihm in Bezug auf Schönheit gleichzustellen wäre) besondere Beachtung; sodann aber stellt er auch den ersten, uns bekannt gewordenen Fund eines Nephritbeiles an der Westküste Süd-Amerikas (und zwar noch im Gebiete des Inka-Reiches) dar, unterscheidet sich jedoch der Form nach wesentlich von den sonst bekannten peruanischen Steinbeilen. Es wäre nun in erster Linie darauf zu fahnden, ob weitere, ähnlich gestaltete Nephrit-Beile, wie das in Fig. 46 abgebildete, in dem nordwestlichen Theile Süd-Amerikas vorkommen. Sodann würde festzustellen sein, wie sich unter dem Mikroskop das Material dieses Beiles zu dem von Venezuela und Brasilien bekannten, von Herrn ARZRUNI beschriebenen verhält.

Wenn wir Umschau halten unter den uns bekannten Nephritoid-Beilen von Central- und Süd-Amerika, so kommt der Form nach das im Reichsmuseum zu Leiden (Holland) befindliche, freilich etwas flachere, Jadeit-Beil aus Yucatan dem Nephrit-Beile von Ecuador am nächsten. Doch lassen sich aus der Uebereinstimmung der Gestalt vereinzelt gefundener Beile schwerlich Schlüsse ziehen, und müssen wir vor allem weitere Funde aus Ecuador, bezw. Peru abwarten.

Nord-Amerika. Nr. 8205 und 8206. Zwei Nephrit-Labrets (Lippenschmuck) von den Eskimos aus der Beringstrasse (Fig. 47). Dieselben

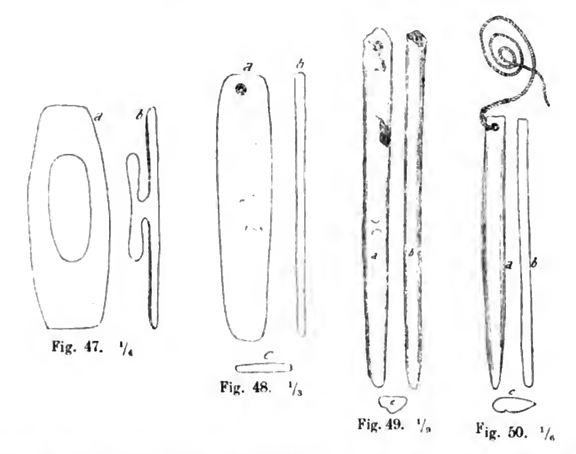


Fig. 47. 1/4 Fig. 48. 1/3 Fig. 49. 1/3 Fig. 50. 1/6

aus der BELCHER-Collection stammend [1]), verrathen eine grosse Kunstfertigkeit in der sauberen Bearbeitung dieses enorm zähen Materials. Das Labret Nr. 8205 ist 8,5 *cm* lang, 3 *cm* breit und in der Mitte am Knopf 1,2 *cm* dick, Nr. 8206 hat ganz ähnliche Maassverhältnisse, nehmlich 9 *cm* in der Länge, 3,5 *cm* in der Breite und 1,1 *cm* in der Tiefe, weicht jedoch in der Form etwas von Nr. 8205 ab. Während letzteres grasgrün ist (annähernd Radde 15*o*, aber mehr grau), zeigt Nr. 8206 eine blaugrüngraue Farbe (Radde 38*p*) mit helleren, aber auch dunkleren Flecken. Das spec. Gewicht von Nr. 8205 = 3,013, von Nr. 8206 = 2,989; beide haben eine Härte von 6—7.

Nr. 8217. **Längliche Nephrit-Platte** (Needle) **von den Eskimos** (Belcher-Collection) (Fig. 48). Dieselbe, 7,7 *cm* lang, 1,5 *cm* breit, 0,4 *cm* dick, ist gelbgrüngrau (Radde 36*m*) und sauber polirt. H. = 7. Spec. Gewicht = 3,032.

Nr. 749. **Nephrit-Nadel von den Eskimos** (?) (Fig. 49). Dieselbe ist 21 *cm* lang, 1,5 *cm* breit und 0,8 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 13*g*). Auf der einen Seite ist (Fig. 49, *c*) der Länge nach ein Sägeschnitt sichtbar. H. = 7. Spec. Gewicht = 2,968.

Nr. 599. **Nephrit-Nadel von der Nordküste von Nord-Amerika, westlich vom Mackenzie** (Fig. 50). Aus der BARROW-Collection 1851. Dieselbe ist 10 *cm* lang, 0,9 *cm* breit, 0,8 *cm* dick und zeigt ebenfalls, wie aus unserer Abbildung (Fig. 50*c*.) ersichtlich ist, der Länge nach einen Sägeschnitt. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14*f*). Das spec. Gewicht konnte, da es nicht angebracht war, die an dem Gegenstande befestigte Schnur zu lösen, nicht bestimmt werden. Das Mineral ist aber ein typischer Nephrit, ähnlich der bekannten grasgrünen Varietät, wie sie uns aus den Flüssen Transbaikaliens als Geröll bekannt ist.

---

1) EDW. BELCHER. On the manufacture of works of art by the Esquimaux (Transactions of the ethnological society of London N. S. I, 129).

Diese Nadel ist, wie Fig. 49, auf den angehefteten Zetteln als Messerschärfer bezeichnet; uns will aber diese Benennung nicht richtig erscheinen, da jedes Stück quarzhaltigen Gesteins dem genannten Zwecke besser entsprochen haben würde, als diese feinpolirten Nephrit-Nadeln. Auch in Ansehung der auf die Herstellung derselben aus solch zähem Material verwendeten Zeit und Sorgfalt dürften die Nadeln vielmehr, wie dies bei den Maoris der Fall ist, als Affections-, bezw. Schmuckgegenstände gedient haben. Wir neigen uns um so mehr dieser Auffassung zu, als wir ja auch für den Lippenschmuck Nephrit bei den Eskimos verwendet sehen.

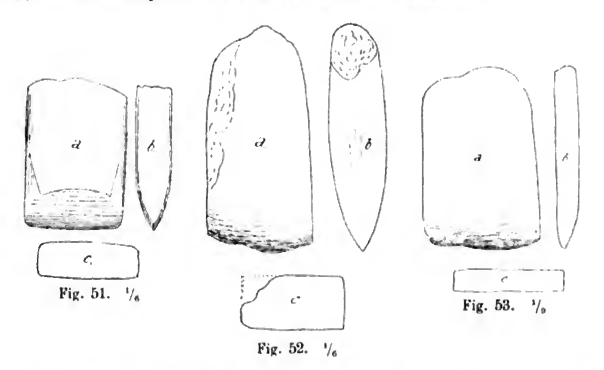


Fig. 51. 1/6 Fig. 52. 1/6 Fig. 53. 1/6

Nr. 6775. Nephrit-Beil vom Fraser-Fluss (Britisch-Columbia), von Dr. Comrie gesammelt (Fig. 51). Dasselbe ist 5,9 *cm* lang, 3,9 *cm* breit und 1,2 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14)[1]), daneben treten hellere und dunklere Adern auf. H. = 7. Spec. Gewicht = 2,977.

Nr. 6773. Nephrit-Beil von Nord-Amerika (Fig. 52), aus der Christy-Collection. Dasselbe ist 9 *cm* lang, 4 *cm* breit und 2,2 *cm* dick. Die Farbe ist grasgrün (Radde 14 *g*), ebenfalls mit helleren und dunkleren Adern versehen. H. = 6. Spec. Gewicht = 3,002.

Nr. 6772. Steinbeil von Nord-Amerika (Fig. 53), von Dr. Comrie gesammelt (auch von Britisch-Columbia, wie Nr. 6775?). Dasselbe ist 11,1 *cm* lang, 6,8 *cm* breit und 1,3 *cm* dick. Die Farbe ist gelbgrüngrau (Radde 36 *k*). H. = 6. Spec. Gewicht = 3,335. Dieses würde event. für Jadeit sprechen, womit wir indess den Habitus des Minerals nicht genügend in Einklang zu bringen vermögen, um uns für eine derartige Bestimmung zu entscheiden. Eine mikroskopische oder chemische Untersuchung könnte hier allein Gewissheit bringen. Immerhin erschien uns der Gegenstand, da aus Nord-Amerika derartige Steinbeile selten sind, der Erwähnung werth.

Die vorgenannten drei Beile stellen, wie aus unseren Abbildungen ersichtlich ist, im Querschnitte Oblongen dar. Gleiches ist der Fall bei

1) Der nähere, durch einen Buchstaben ausgedrückte Farbenton wurde leider nicht bestimmt.

sämmtlichen von uns abgebildeten chinesischen Beilen, sowie bei dem im Besitze des Freiburger Universitäts-Museums (unter Nr. 79) befindlichen Nephrit-Beile aus dem Flusse Wilony im ostsibirischen Gouvernement Jakutsk (Fig. 54). — Dieser Umstand scheint uns, wenn man von anderen Beziehungen gänzlich absieht, ausser dem, was wir bei dem chinesischen Steinbeile D IV, 37 darüber sagten, darzuthun, dass alle diese Beile mit grosser Technik, welche von den Naturvölkern nur schrittweise im Laufe langer Zeitläufe erworben werden konnte, hergestellt wurden. Das Schneiden derartig zähen Materials in vierkantige Platten bereitet selbst unseren heutigen Steinschneidereien, wie jedem bekannt ist, der sich in denselben umgesehen hat, trotz der zu Gebote stehenden Hülfsmittel grosse Schwierigkeit.

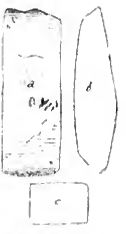


Fig. 54. 1/3

In „F. RATZEL's Völkerkunde" 1886, II, 748 finden wir unter den Geräthen der Eskimos die Abbildung eines Jadeit-Hammers aus der CHRISTY-Collection[1]). Dieses kunstvoll hergerichtete Instrument ist mit Recht zur Demonstration der sinnreich angelegten Werkzeuge der Eskimos herangezogen, wie denn (nebenbei bemerkt) dieses treffliche Werk eine reiche Fülle sehr lehrreicher, vorzüglich ausgeführter Illustrationen darbietet.

Um jedoch dem vorzubeugen, dass der genannte Hammer als Jadeit-Artefact der Eskimos weiter in die Literatur übergehe, halten wir es für erforderlich, darauf hinzuweisen, dass die Benennung des faustgrossen Steines des Instruments als Jadeit auf einem Irrthum beruht. Im Britischen Museum vermuthete man „Jade" d. h. Nephrit in ihm, eine Untersuchung desselben hat aber, nach der uns von dieser Seite gewordenen Mittheilung, noch nicht stattgefunden. Wir selbst unterzogen das Mineral einer Prüfung und fanden den ganzen Habitus desselben als einen für Nephritoide fremdartigen. Die Bestimmung des spec. Gewichtes des Minerals war wegen des daran befestigten Stieles nicht ausführbar. — Ehe der Stein demnach als Nephrit anerkannt werden soll, müsste er einer Wägung, und da der Habitus fremdartig ist, einer weiteren (mikroskopischen oder chemischen) Prüfung unterzogen werden.

Was nun die Gesammtheit der von uns beschriebenen Nephrit-Gegenstände bei den Eskimos anbelangt, so ist kaum anzunehmen, dass sie von einem einzigen Vorkommen dieses Materials herrühren, da sie hinsichtlich der Farbe und des ganzen Habitus des Minerals zu verschieden sind. Dieser Umstand ist insofern von Wichtigkeit, als der Beweis für das Anstehen von Nephrit in Alaska gebracht erscheint (vergl. Hrn. A. B. MEYER's Ab-

1) Die CHRISTY-Collection ist, wie uns Hr. AUGUSTUS W. FRANKS mittheilte, jetzt auch formell in den Besitz des Britischen Museums übergegangen, nachdem sie, dem Willen des Testamentars entsprechend, eine gewisse Reihe von Jahren, in letzter Zeit bereits in den Räumen des Britischen Museums, öffentlich ausgestellt war.

handlung „Ueber Nephrit und ähnliches Material aus Alaska“, XXI. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden 1884). Es würde sich nun fragen: welche von den oben erwähnten, im Britischen Museum befindlichen, von den Eskimos stammenden Nephriten sind identisch mit dem in Alaska vorkommenden Nephrit? und woher stammen die anderen? Eine mikroskopische Untersuchung des Materials würde uns voraussichtlich Licht hierüber verschaffen.

Es möge hier noch eine Bemerkung hinsichtlich Grönland's Platz finden, die auf das Fehlen von Nephrit-Gegenständen daselbst schliessen lässt. In der Collection WHYMPER im Britischen Museum befinden sich nehmlich ca. 300 Steinartefacte von der Westküste Grönlands; darunter ist aber kein Nephritoid vorhanden. —

Zum Schluss geschehe hier noch kurz der Steinbeile Erwähnung, welche zum ersten Male gelegentlich der Colonial- und Indischen Ausstellung in London der Oeffentlichkeit sich zeigten. Es sind umfangreiche Privat-Sammlungen aus Britisch Honduras und den kleinen Antillen, von woher bislang verhältnissmässig wenige Funde bekannt waren.

Britisch Honduras. Unter den von den Hrn. J. H. PHILLIPS, Sir GRAHAM BRIGGS u. A. ausgestellten Steinbeilen befinden sich sowohl geschliffene, wie einfach behauene, letztere aus Feuerstein. Unter ersteren scheinen sich, soweit sich dies ohne eine nähere Prüfung beurtheilen lässt, Jadeite zu befinden.

Dominica (Kleine Antillen). Hiervon ist die schöne Privatsammlung des Hrn. Dr. med. ALFORD NICHOLLS besonders bemerkenswerth und gilt das hinsichtlich der Steinbeile von Britisch Honduras Gesagte auch für diese Collection.

Ausser von Dominica waren noch von folgenden Inseln der kleinen Antillen Steinbeile in grösserer Anzahl ausgestellt: St. Kitts, Nevis, Antigua, St. Lucia, St. Vincent, — ein Beweis, wie wenig verhältnissmässig von den auf der ganzen Erde verbreiteten Steinwerkzeugen bis jetzt uns bekannt geworden, bezw. in den öffentlichen Museen niedergelegt ist. Hoffentlich wird auch ein Theil besagter Privatsammlungen durch Uebergabe an ein grösseres Museum der näheren Untersuchung zugänglich gemacht!

Es möge dem Verfasser gestattet sein, an dieser Stelle Hrn. Geheimrath VIRCHOW für die freundlichst gegebene Empfehlung, sowie den Herren des Britischen Museums, welche mit ausserordentlicher Bereitwilligkeit das Untersuchungsmaterial zur Verfügung stellten, insbesondere Hrn. AUGUSTUS W. FRANKS M. A., F. R. S., den tiefstgefühlten Dank auszusprechen.

Besprechungen.

MORSE, EDWARD, S.: Newest and modern Methods of Arrow-Release Essex-Instituts Bulletin, Oct. Dec. 1885.

Mit Vordringen in Detailkenntniss beginnt die bisher nur telescopische Fernschau in der Ethnologie allmählich ihre mikroskopische Differenzirung zu erhalten, und welche Mannigfaltigkeit neuer Einblicke, auch auf verhältnissmässig eng umschriebenem Bezirk, sich im Ausverfolg zu eröffnen haben, dafür liefert obige Abhandlung durchschlagenden Beweis.

BASTIAN.

BRINTON, DANIEL, G.: The Phonetic Elements in the Graphic System of the Mayas and Mexicans. American Antiquorions, No. 1886.

Eine weitere Vermehrung in der Reihe derjenigen Beiträge, durch welche der Verfasser fortfährt, das Studium der amerikanischen Alterthumskunde in erfolgreicher Weise zu bereichern.

BASTIAN.

GREMPLER. Der Fund von Sackrau. Mit 5 Bildtafeln und 1 Karte. Brandenburg a. H. und Berlin, P. Lunitz. gr. 4. 16 S.

Der ungemein reiche Fund von Sackrau (8 *km* nördlich von Breslau, in der Nähe von Ober-Kehle und Massel) erregte im vorigen Jahre auf der Generalversammlung der deutschen anthropol. Gesellschaft in Stettin die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Verf., dessen Eifer am meisten dazu beigetragen hat, den Fund zusammenzuhalten und seine Verhältnisse genau zu ermitteln, bringt nunmehr eine genaue Beschreibung aller einzelnen Stücke und erläutert sie durch sorgfältige Abbildungen, deren Veröffentlichung der Verein für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau und die Provinzialverwaltung bereitwillig ermöglicht haben. Durch umfassende literarische Studien ist es dem Verf. gelungen, zahlreiche Analogien zur Vergleichung und Erklärung heranzuziehen. Als Gesammtergebniss seiner Forschungen betrachtet er den Nachweis, dass der Fund trotz zahlreicher älterer römischer Bestandtheile (die mitgetheilten Analysen zeigen ausnahmslos die ächte Bronzemischung ohne Zink) in das Ende des 3. oder den Anfang des 4. Jahrhunderts zu setzen sei. Er nimmt an, dass es sich um ein Frauengrab gehandelt habe, aus dem freilich jede Spur der Leiche selbst durch fortschreitende Verwesung verschwunden sei. Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Annahme, zumal im Hinblick auf die zahlreichen Metallsachen, die doch sonst einen conservirenden Einfluss auf Knochen auszuüben pflegen, etwas überraschend erscheint; auch ist die Fülle der Thon-, Glas- und Metallgefässe, des Hausgeräthes und der Schmucksachen eine so grosse, dass es schwer ist, sich ein einziges Frauengrab damit ausgestattet zu denken. Es ist wahr, dass alle Gegenstände eine nähere Beziehung zu weiblicher Ausstattung erkennen lassen: Waffen und männliches Geräth fehlen gänzlich. Auch der Umstand, dass sich um die Fundstätte eine aus Geröllsteinen ohne Mörtel aufgerichtete Mauer in Hufeisenform, also an der einen Schmalseite offen, herumzog, mag für die Deutung als Grab geltend gemacht werden. Trotzdem scheint der Zweifel berechtigt, ob

eine so grosse und an Edelmetallen, namentlich Gold und Silber, sowie an niellirten und mit figürlichen Ornamenten ausgestatteten Stücken so reiche Sammlung, in welcher allem Anschein nach ein durch Generationen aufgehäufter Familienschatz zu Tage tritt, nicht vielleicht als ein Depot anzusehen ist. Mit zahlreichen Gründen belegt der Verfasser seine Meinung, dass in verschiedenen Stücken pontischer Einfluss erkennbar sei und dass andere nächste Verwandtschaft mit ungarischen Funden darbieten. Wir haben uns seit längerer Zeit an derartige Betrachtungen gewöhnt und der Goldfund von Vettersfelde hat manche Bedenken, die noch stehen geblieben waren, beseitigt. In der späteren Kaiserzeit hatten die Völker der Oder- und Weichsel-Gegenden ständig das Bestreben, gegen die Donau vorzudringen; in Krieg und Frieden waren hier zahlreiche Beziehungen geknüpft. Es ist daher vielleicht nicht nöthig, mit dem Verfasser das Bestehen einer besonderen Strasse anzunehmen, welche auch in der Zeit der beginnenden Völkerwanderung durch Schlesien geführt hat; es dürfte genügen, für Vandalen oder welche Völker immer damals Mittelschlesien bewohnten, südliche Beziehungen und Verständniss für die Schätze der Culturnationen in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls wird der Fund von Sackrau stets als ein besonders bemerkenswerther Zeuge jener vorzeitlichen Ereignisse gelten, und wir müssen es dem Verf., sowie den Schlesiern und nicht zum wenigsten dem unternehmenden Verleger Dank wissen, dass die Kunde dieses Schatzes in einer so vorzüglichen Publikation gesichert ist. RUD. VIRCHOW.

BRUNO STEHLE: Orts-, Fluss- und Waldnamen des Kreises Thann im Ober-Elsass. Zweite Auflage. Strassburg, Schultz & Co. 1887. 8. 48 S.

Ein sehr lehrreicher Versuch, aus den Ortsnamen die Verbreitungsgeschichte der Stämme im Oberelsass und den Nachweis ihres Antheils an der Besiedelung des Landes darzuthun. Als das wesentliche Ergebniss dieser Namenforschung findet der Verfasser, dass in ältester Zeit die ganze Gegend mit Ausnahme des Ochsenfeldes mit Wald oder Sumpfwald bestanden war und dass erst langsam darin die Walddörfer (Uffholz, Thann, Rodern) besiedelt wurden. Während sich nun die Alemannen in der Ebene und den nächsten Bergthälern festsetzten, kamen von Westen her über das Gebirge fränkische Ansiedler, deren Südgrenze nicht etwa, wie so lange angenommen ist, der Forst von Hagenau bildete, sondern die bis in die südlichsten Theile des Oberelsass vordrangen. Aber sie kamen über Lothringen und das Quellgebiet der Saar, über Luneville und Remiremont und über den Hochkamm der Vogesen in die Seitenthäler, namentlich in das Masmünsterthal. Dagegen blieben die Alemannen im Besitz der Niederung und gewisser anderer Seitenthäler. Sie schützten auch die herübergekommenen Franken vor der Romanisirung, der ihre Brüder jenseits der Vogesen so schnell erlegen sind. RUD. VIRCHOW.

LUDWIG STEUB. Zur Ethnologie der deutschen Alpen. Salzburg 1887. 97 S.

Das kleine Büchlein wird jedem Leser eine besondere Erfrischung gewähren. Der Verf., ein Veteran auf dem Gebiete der alpinen Ethnologie, hat darin eine Reihe kleinerer Aufsätze vereinigt, die in allerlei schwer zugänglichen Zeitschriften zerstreut waren. Mit dem Humor der Jugend und der Ueberzeugungstreue des Alters kämpft er für seine etruskische Theorie, die durch neuere Funde eine so unerwartete Verstärkung erfahren hat. Vielleicht sind die Alterthümer von Gurina nicht ganz so beweiskräftig, als er sie nimmt, aber sicherlich stellt er sie an der Hand seiner vielen sprachlichen Untersuchungen in ein glänzendes Licht. Für die jüngere Generation wird es besonders lehrreich sein, die vielen Beispiele in Kürze mustern zu können, welche er für die ehemalige Existenz etruskischer Niederlassungen in den Alpen beibringt. Seine Polemik gegen die Italiener und Welschtiroler wird dabei zuweilen herber, als die Gerechtigkeit erforderte. Denn unzweifelhaft steht die etruskische Linguistik noch auf so schwachen Füssen, dass es fraglich erscheinen darf, ob auch nur einer der Lebenden die Lösung des schwierigen Räthsels erleben wird. RUD. VIRCHOW.

GIUSEPPE BELLUCCI. Materiali paletnologici della provincia dell' Umbria. Perugia 1884—86. Disp. 3 con. 12 tavole. 4. 72 p.

Der Verf., seit Jahren der gelehrten Welt rühmlichst bekannt durch seine umfassenden Untersuchungen über die Steinzeit und selbst Besitzer einer grossen, fast ganz durch eigene Forschungen in verschiedenen Ländern gewonnenen Sammlung von Steinsachen, deren Zahl allein aus Umbrien 17 000 beträgt, bietet in den vorliegenden 4 Heften eine Darstellung wichtiger Abschnitte aus der umbrischen Steincultur bis zur Zeit des polirten Steins. Unter den 600 Objecten der letzteren Periode befinden sich in seiner Sammlung mehr als 150, welche aus exotischen oder wenigstens ihrer natürlichen Lagerstätte nach unbekannten Gesteinen gearbeitet sind. Die Bedeutung dieser Mittheilungen wird erhellen, wenn wir eine kurze Inhaltsübersicht der Hauptcapitel geben: Ueber die mandelförmigen Steine der Quaternärzeit, über Armbänder aus Stein in der neolithischen Periode, über kleine Werkzeuge von geometrischer Gestalt (rhomboideal, trapezoideal, dreieckig und halbkreisförmig) derselben Periode. Es handelt sich hier um Gegenstände von ganz allgemeinem Interesse, zum Theil von grosser Schwierigkeit; der Verfasser erläutert sie, an der Hand seines reichen Materials und mit Hülfe umfassender literarischer Nachweise, in höchst lehrreicher Darstellung. Möge ein schneller Fortgang des Werkes uns bald in den Stand setzen, uns desselben als eines grundlegenden Leitfadens in dem Dunkel der ältesten Vorzeit bedienen zu können.

RUD. VIRCHOW.

ALFRED KIRCHHOFF. Länderkunde der 5 Erdtheile. Europa. Leipzig und Prag, Freytag und Tempsky. 1886—87. Lieferung 1—30.

Schon früher (Zeitschr. f. Ethn. 1886. S. 202) ist die erste Lieferung dieses Werkes angezeigt worden, welches eine Fortsetzung des grossen Buches „Unser Wissen von der Erde" bildet. Die vorliegenden Lieferungen bringen, nach einer, von dem Herausgeber verfassten, allgemeinen Darstellung von Europa, eine physikalische Skizze von Mitteleuropa von Hrn. A. PENCK und die Schilderung des deutschen Reiches von demselben. Letztere Schilderung füllt sämmtliche Lieferungen von der 4. bis zur 25. Lieferung. In so erprobten Händen entwickelt sich das Bild unseres Erdtheils und unseres Vaterlandes in allen den vielfachen Richtungen, welche die moderne Geographie eingeschlagen hat, zu einer Vollständigkeit und Klarheit, welche sicherlich allgemein befriedigen werden. Insbesondere werden die geologische Geschichte der einzelnen Länder und Provinzen des deutschen Reiches und im Anschlusse daran die Siedlungsverhältnisse in höchst anschaulicher Weise geschildert. Mit der 26. Lieferung beginnt Oesterreich-Ungarn von Hrn. A. SUPAN. Die Ausstattung ist, wie schon in dem vorhergehenden Theile, eine sehr reiche, ja man darf sagen, prächtige. Landschaftliche und Städtebilder in grosser Zahl gewähren dem Gereisten die angenehmste Rückerinnerung, dem Sesshaften eine genügende Anschauung für das Verständniss des Textes. Karten sichern die topographische Uebersicht und die geologische Anschauung. RUD. VIRCHOW.

W. REISS und A. STÜBEL. Das Todtenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntniss der Kultur und Industrie des Inca-Reiches. Mit Unterstützung der Generalverwaltung der Königlichen Museen. Berlin, A. Asher & Co. 1880—87. gr. Fol. 3 Bände mit 141 Farbendrucktafeln.

Bei dem Erscheinen der ersten Lieferungen des Werkes ist die Aufmerksamkeit auf die hohe Bedeutung desselben von berufener Stelle aus dargelegt worden (Zeitschr. 1880. Bd. XII. S. 334). Was damals nur von den Wenigen, welche die Sammlungen der Verf. aus eigener Anschauung kannten, vorausgesehen wurde, das hat sich seitdem in herrlichster Weise verwirklicht. Wir besitzen nunmehr über die best erhaltene, wenngleich nicht die reichste

Gräberstätte Peru's eine erschöpfende, für alle Zeit grundlegende Ikonographie, welche zugleich für die Befähigung und Hingebung der Verf., für den Geist der Forschung unserer Tage, wie für den Stand unserer kunstgewerblichen Industrie ruhmvolles Zeugniss ablegen wird. Die Belegstücke für die Tafeln sind in dem Berliner Museum für Völkerkunde niedergelegt; sie gewähren gegenwärtig dem Besucher alle Gelegenheit, die Treue und Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe der Objecte festzustellen, welche sich auf jedem Blatte des grossen Atlas zu neuer Freude und neuer Ueberraschung des Beschauers wiederspiegeln. Aber der Tag wird kommen, wo ein grosser Theil des vergänglichen Materials der Verwitterung anheimfallen, wo insbesondere die Pracht der Farben an den so so sorgsam gesammelten Geweben erbleichen wird. Dann erst werden die in wunderbarster Schönheit fixirten Abbildungen ihren wahren Werth gewinnen. Dann wird auch die opferwillige Leistung der Verf. voll gewürdigt werden, welche den ganzen Ersatz, den ihnen die Generalverwaltung der Königlichen Museen für ihre vielen Ausgaben gewährt hat, zur Herstellung dieses kostbaren Werkes verwandt haben.

Es muss erwähnt werden, dass nach der vorliegenden Anzeige der Verlagshandlung ein besonderer Band vorbereitet wird, welcher in ausführlichen Darlegungen die wissenschaftliche Verarbeitung des Materials bringen soll. Dem gegenwärtigen Atlas sind nur kürzere Erläuterungen beigefügt, wie sie zu einer einleitenden Orientirung und als unmittelbare Erklärung der Abbildungen erforderlich sind. Den grössten Theil dieses Textes haben die Verf. selbst besorgt; nur die Pflanzen und Früchte der alten Gräber (3 Tafeln) sind von Herrn WITTMACK, die Schädel (9 Tafeln) von dem Ref., die Säugethiere (3 Tafeln) von Herrn NEHRING bearbeitet worden, deren weitere Ausführungen gleichfalls dem neuen Werke angefügt zu werden bestimmt sind.

37 Tafeln dienen zur Illustration des Gräberfeldes selbst und der Einrichtung der Gräber, insbesondere der Ausstattung und Aufstellung der Mumien. 44 Tafeln, und gerade die schönsten, zeigen die kunstvoll ausgeführten Gewebe. Daran schliessen sich 11 Tafeln mit der Darstellung der Gewänder und 4 mit Wiedergabe der Taschen, sowie 4 mit einer übersichtlichen Erläuterung der Ornamente und der Tracht. 13 weitere Tafeln bringen den Schmuck und das Haus- und Handwerksgeräth, 4 das Kinderspielzeug zur Anschauung. 9 Tafeln zeigen das Thongeräth, an welchem gerade dieses Gräberfeld weniger reich war. Fast ganz fehlen Waffen, — ein Zeichen, dass die Bevölkerung, welche diesen armen Landstrich wohnbar gemacht hatte, in langer, ernster Arbeit ganz den Künsten des Friedens hingegeben war. Sie ist unter der Faust kriegerischer Eroberer dahingeschwunden, ohne dass die Geschichte auch nur den Namen des Ortes und des Stammes bewahrt hat; sie entsteht von Neuem unter der pietätvollen Pflege der Alterthumsforscher, um nicht wieder vergessen zu werden.

RUD. VIRCHOW.

Berichtigung.

Heft 2, Seite 92: „Die Leibgarde Salomo's bestand nicht aus 6200 Mann, sondern nur aus 200 Mann;" Seite 93: „Die für König Achas angegebenen Zahlen beziehen sich auf König Hiskia (Ezechia), während für Achas die Zahlenreihe 762, 726, 36, 740, 726, 14/5 gilt."

VI.

Archäologische Forschungen im Bezirk des Terek (Nordkaukasus)

(Fortsetzung von S. 118).

Von

W. J. DOLBESCHEFF,
Oberlehrer am Gymnasium zu Wladikawkas.

Die Ruinen bei Chaibachoij.

Von dem vorher erwähnten See führt ein sehr beschwerlicher Pfad nach Osten über einige sehr steile Ausläufer, die den Weg sperren, indem sie sich von S. nach N. ziehen. In 13stündigem Ritt legte ich diese Strecke zurück und gelangte in den Aul Chaibachoij, der zur Gemeinde Naschchoij gehört.



SW.-Seite von Chaibachoij.

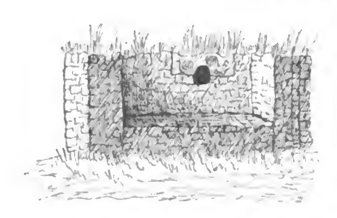
Hier fand ich einen Thurm, der sich sehr gut erhalten hat, nebst Anbauten, die weit umfangreicher sind, als ich sie bis dahin gesehen hatte. Diese Ruinen sind zum Theil bewohnt und zum Theil von neuerdings aufgeführten leichten Bauten umgeben, die in asiatischem Styl mit flachen Dächern gedeckt sind und kleine Galerien nach der Sonnenseite hin haben. Diese

neuen Bauten haben durchaus nichts gemein mit den älteren Steinbauten, weder im Styl noch in der Bauart. Der Mörtel, in dem die alten Bauten hergestellt sind, wird von den jetzigen Bergbewohnern gar nicht angewendet, ja sie haben kaum eine Idee davon, wie er gewonnen wird.

Die Bewohner von Chaibachoij halten sich für Auswanderer aus der Türkei, namentlich aus Stambul(?!), die viel früher als andere sich hier angesiedelt hätten. Von ihnen, meinen sie, stamme die Bevölkerung des Bezirks von Grosnoïe. Den Thurm erbaute, nach der örtlichen Ueberlieferung, ein Ahne Bogomath's. — Es soll eine alterthümliche Schrift über die Herkunft der Bewohner von Chaibachoij existiren, die sich in den Händen eines gewissen Ilkha im Aul Geldschen im Bezirke von Grosnoïe befinde. Leider habe ich noch nicht Gelegenheit gefunden, mich nach diesem interessanten Dokumente zu erkundigen, und kann daher die Richtigkeit der Aussagen nicht beurtheilen.

An Schamyl wurden Steuern bezahlt; als ihm aber besagtes Document vorgewiesen wurde, befahl er, die schon bezogenen Steuern zurückzugeben. — Von Miatkhan haben die Bewohner von Chaibachoij gehört, denn ihre Vorfahren führten mit ihm Krieg; steuerpflichtig sind sie ihm aber nicht gewesen, bezogen auch selbst keine Steuern.

Grabmal in Mulchoij.



Von Chaibachoij zog ich wiederum ins Thal des Argun nach Tschinuchoij. Auf dem Wege dahin, in einem sehr engen Thale, liegt ein kleiner Aul Mulchoij, in dem ich ein Grabmal fand, das von den bisher gesehenen wesentlich verschieden war. Dieses Grabmal, wie hier abgebildet, hat wahrscheinlich ein Dach gehabt, das zerfallen ist, was auch die in der Nähe herumliegenden Plietensteine zu bestätigen scheinen. Es hat eine Oeffnung, das in den inneren, allem Anscheine nach, unterirdischen Raum führt, indem die ellenbreite Wand, in der diese Oeffnung angebracht ist, nur einen Communicationscanal mit dem unterirdischen Gemach zu haben scheint. Die Oeffnung ist nicht weit genug, um einen Leichnam durchziehen zu lassen, und unmittelbar von ihr geht eine Röhre nach unten, an der ich nichts unterscheiden konnte. Da ich deutlich die Unzufriedenheit des Starschina [1]) dieses Aul wahrnahm, die wohl von meinem Herumsuchen, auch wohl vom Betreten des Grabmals herrühren mochte, zog ich mich zurück. Sogleich wurde er freundlich und theilte mir mit, dass hier seine Urgrossmutter begraben läge,

1) Etwa Schulze, Vorgesetzter, Stammesältester.

Schüli, ihres Glaubens, wie auch er, muhammedanisch, und dass die 3 Zeichen auf dem grossen Steine über der Oeffnung nur als Verzierung zu betrachten seien, somit keine weitere Bedeutung hätten. Die Länge des Grabmals beträgt etwas über einen Faden, die Oeffnung ist etwas über eine Arschin vom Niveau des Bodens.

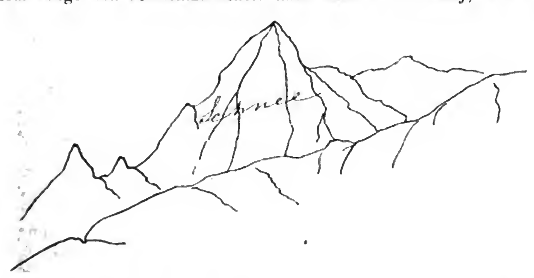
Die Ruinen des Thurmes Bianka (daselbst).

In demselben kleinen Aul Mulchoij befindet sich ein alterthümlicher, viereckiger Thurm mit Anbau, sehr zerfallen, doch bewohnt. Um ihn sind neuerdings leichte Bauten in asiatischem Styl errichtet, mit flachen Dächern, die von der Familie und den Stammesverwandten des Starschina bewohnt werden.

Von seiner Abstammung theilte er mir mit, dass er von den Galgaiern (östlich von der Assa) komme, und dass einige der Bewohner aus Arabistan stammten. Steuern haben sie nie gezahlt noch bezogen. Von Miatkhan haben sie gehört. Der Vater des Starschina, Machasch, ist noch vor der Geburt des jetzigen Starschina erschlagen worden. Der Grossvater hiess Irbachi, der für den Erbauer der Burg gilt; der Urgrossvater Elchi, die Vorgänger Utke II. und Utke I. Der Stammvater aber, der sich hier niederliess, war der Vater von Utke I und hiess Itun; nach seinem Namen sind die Ruinen an der Mündung dieser Schlucht ins Hochthal des Argun benannt.

Von hier zog ich wiederum nach der russischen Befestigung Jewdokimowskoië und unternahm eine neue Reise nach Osten, deren Hauptziel Scharoij war, am Schar-Argun, wo ein Leichenfeld mit Bronzen sein sollte.

Am Wege von Jewdokimowskoië nach dem Aul Scharoij, südw. vom



ersteren, zeigte man mir die Bergspitze Datych-Kort[1]), wahrscheinlich einen früheren Vulkan, wie der Kasbek u. A.

Sage: Auf dieser Höhe leben drei Jungfrauen in Erwartung von Freiern, — aber der Zugang ist unmöglich.

1) Kort heisst auf Tschetschenisch Kopf.

Tradition,

aufgenommen im Aul Schikaroij.

Schikaroij, Scharoij, Chulandoij, Tschanty, Chotschoroij, Dsumssoij, Tschinuchoij, Kesseloij, Ssenduchoij, Chimoij u. a. Aule bis zum Gebiete der Bewohner von Akki, zahlten Steuern dem Fürsten Wokku-Umachan[1]), der aus dem Stamme Djaiia stammte (Tawlier aus Chunsach). Alle zahlten je nach der Grösse der Ländereien, die sie besassen. Nach dem Tode des Umachan trat Unordnung ein, in Folge dessen die Bewohner dieser Aule unter einander in Zwist geriethen und endlich mit einander Krieg führten und hier und da Thürme bauten. Die Ordnung in den Bergen stellte erst Schamyl wieder her, der die Neffen des Umakhan, die Urheber der Fehde, tödtete. Sie hiessen Mutzelkhan und Umakhan II. Die Bewohner von Schikaroij halten sich auch für Nachkömmlinge von Auswanderern aus Schemij in Arabistan, die hierher, 500 Familien stark, gekommen seien, um die Georgier zum Islam zu bekehren, und die sich hier niedergelassen hätten. Von Miatkhan wissen sie nichts. Von der Flucht des Iraklius wissen sie, dass er zu den Kumükken gezogen sei, durch das Land des Schah(?).

In älteren Zeiten befehdeten sich die Dörfer stets unter einander, indem sie Vieh stahlen, einander mordeten und beraubten. Zuweilen geschieht es auch jetzt. Als Umakhan die Aule zur Steuer zwang, zog ein gewisser Tzuagal, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, in die Berge und erbaute sich eine feste Burg an einem jähen Felsabhange, gegenüber dem Dorfe Ssenduchoij, und als Umakhan zu ihm 60 Reiter schickte, die ihn überreden sollten, dass er zurückkomme, füllte er die Magen von 60 Gemsen mit Fett und legte sie unter jeden Reiter, was bedeuten sollte, dass er an nichts Mangel litte und dass er also keinen Grund finde zurückzukehren. —

Das Völklein in Schikaroij hat ein bedrücktes Aeussere, sie sind sehr schmutzig. Die Bergnatur, in der sie leben, erscheint besonders unfreundlich und wild. Ihre Typen sind sehr verschieden. Schwarzäugige und Schwarzhaarige mit Habichtsnasen fehlen fast gänzlich. Ich traf sehr viele ganz slavische Typen, unseren Bauern ähnlich, andere, die verabschiedeten Soldaten gleichen, mit rothem und blondem Barte und hellgrauen und bläulichen Augen. Auch kommen Typen von Lesghiern vor. Viele Kurzbeinige, meist kleinen Wuchses.

Ausgrabungen bei Schikaroij.

An einem Abhange im Knotenpunkte dreier Schluchten, am linken Ufer des Schar-Argun, der diesen Abhang von S. und O. bespült, und an der Mündung des in dieser Biegung einfallenden Baches Kischi-Atschk, der, vom Aul kommend, die NW.-Seite des Abhanges benetzt, befinden sich an der

1) Wokku — gross, erhaben.

NW.-Senkung desselben alterthümliche Kisten-Gräber und Ruinen. Die Gräber sind an einer schwachen Erhöhung oder an einer vorstehenden Pliete kaum zu bemerken. Sie sind in einem lehmigen Boden gegraben. Nach Entfernung einer manchmal nur wenige Zoll starken Schicht, einem Gemisch aus Humuserde und Lehm, findet sich der Plietenkasten. Er besteht aus einigen senkrecht, in länglichem Viereck (2—3 Ellen lang und etwa eine Elle breit) gestellten Kisten aus Steinplieten, die von einigen wagerecht gelegten Plieten überdeckt sind. Die Seitenwände einiger solcher Kisten waren auch aus einfachen, abgebröckelten, grösseren und kleineren Steinen ohne Mörtelverband zusammengelegt. Die Gerippe in diesen Kisten lagen von N. nach S., mit dem Gesichte nach O. Die Kisten waren voll von einer lockeren Mischung von Lehm und schwarzer Erde, die durch das durchsickernde Thau- und Regenwasser eingeschwemmt sein mag. Die Gerippe waren sehr verwest. Hier und da waren an den Handgelenken und an den Schädeln grüne Flecken zu bemerken, die von oxydirten Bronze-Zierrathen herrühren mögen, die jedoch völlig zerfallen waren. Ich öffnete im Ganzen 18 Gräber, in denen ich folgende Gegenstände fand: *a*) bearbeiteten Feuerstein [1]), Eberhauer und Zähne, *b*) Holzgefässstück mit kleinen Bronzeleisten, *c*, *d*, *e*) Perlen, *f*) Bronzeblechröhren (3 Stück); hierher gehört der Schädel *f* mit Spuren einer zugeheilten kreisförmigen Verletzung, wahrscheinlich von einer Trepanation herrührend; *g*) Bronze-Ohrgehänge, *h*) eiserne Sichel. — Ausserdem fanden sich noch einige ganz verrostete und zerblätterte Stücke Eisen, deren Form nicht zu erkennen war, meist länglich, vielleicht Messer oder Lanzenspitzen. Ferner traf ich fast in jedem Grabe Scherben von Thongefässen von scheinbar sehr grober Arbeit, wenig gebrannt. — Allem Anscheine nach ist dieses Feld schon früher durchwühlt worden, worauf viele ausgestemmte, auf der Erdoberfläche in Unordnung herumliegende Steinplieten hinweisen, ebenso auch umherliegende Menschen- und Thierknochen. Letztere fanden sich auch hier und da in den geöffneten Gräbern und bestanden aus Zähnen und Schulterblättern von Schafen und Ziegen. —

Der ziemlich grosse Aul Scharoij mit zum Theil bewohnten, weitläufigen Ruinen alterthümlicher, viereckiger Thurmbauten ist auf dem Rücken und den Abhängen eines Ausläufers der Hauptkette gelegen. Dieser Bergrücken zieht sich am linken Ufer des Schar-Argun von S. nach NNW., ist sehr hoch und dem Bache zu steil, zu dem er sich in vielen Ausläufern senkt. Diese Ausläufer sind von Gräbern bedeckt, die gegenwärtig beackert werden. Vom Ursprunge der Gräber wissen die Bewohner von Scharoij nichts. Dieses Gräberfeld ist sehr gross; nach den hier und da ausgeackerten Gegenständen und nach dem verschiedenen Bau der Gräber zu urtheilen, muss es verschiedenen Epochen angehören. Ausgedehnte Ausgrabungen würden hier

1) Diese Gegenstände sind auf Pappe II aufgenäht.

sicher ein reiches Material ergeben. Obgleich schon etliche Gräber von Neugierigen geöffnet worden sind, die von hier vor einigen Jahren dem Bezirkschef einen ganzen Sack voll Bronzen brachten, so sind doch zu diesem Zwecke verhältnissmässig nur sehr wenige Gräber gestört worden, da sie nur hier und da an solchen Stellen geöffnet werden konnten, wo es die bearbeiteten Felder gestatteten, d. h. nur in den Zwischenräumen und im Gestein.

Die Bewohner dieses Auls haben sehr wenig Land; die ärmeren von ihnen bemühen sich daher, kleine Strecken von Steinen zu befreien, um sie urbar und zum Weizenbau geschickt zu machen. Sie bebauen jeden Fleck auf diesem mächtigen Abhange. Während meiner Arbeiten, die ich auch nur in den Zwischenräumen der Kornsaaten anstellen konnte, sah ich viele Eingeborene, die sich unterhalb der Stellen, die ich aufwühlte, postirten, um etwa beim Graben gelockerte und zum Herabrollen geeignete Steine und Lehmklumpen aufzufangen, damit diese ihren Feldern nicht Schaden brächten, ohne Furcht selbst verletzt zu werden, da doch bei aller Vorsicht auf einem so steilen Abhange beim Graben Steine herabrollten. Steine, die sie auf diese Art auffingen, legten sie mit grosser Vorsicht an den Rändern ihrer kleinen Ackerstücken zu den Haufen früher angesammelter Steine, die so eine Art Brustwehr gegen neu herabfallende bildeten. Ausserdem umschwärmten mich diese armen Leute in Masse und baten eindringlich, ihre Feldchen doch ja nicht zu verwüsten.

Beim Anblicke der Noth und Sorge dieser armen Menschen, die für ihr Bischen Weizen und Welschkorn zitterten, und da ich nicht genügend Mittel hatte, um sie einigermassen zu entschädigen, wenn trotz aller Vorsicht beim Graben an ihrer kärglichen Habe etwas beschädigt würde, stellte ich die Arbeiten bald ein, um so mehr, als ich doch noch einmal hierher zu kommen hoffe und ich mir die guten Leute gewogen halten will.

Die 13 Gräber, die ich aufdeckte, konnte ich daher auch nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit erforschen, da die ausgegrabene Erde nicht fortgeschafft werden konnte und immer in die Gräber zurückfiel, weshalb ich weder die Lage der Gerippe, noch die dabei liegenden Gegenstände mit Gewissheit beschreiben kann. Ich will nur sagen, dass ich in diesen 13 Gräbern, die ich in den Zwischenräumen einiger Felder, ungefähr auf der halben Höhe, an verschiedenen Stellen des Abhanges aufdeckte, nur Bronzen, einige Perlen und Scherben von grobgearbeitetem Lehmgeschirre fand. Die Gerippe waren ganz verwest, ich traf meist nur die Schenkelknochen, das Uebrige aber fast gänzlich verfallen. Südlicher, an einem weiteren Zweige dieses Abhanges, auch in halber Bergeshöhe, fanden sich, auch bei völlig zerstörten Knochen, in 5 Gräbern einige eiserne Sachen und sehr geschickt gearbeitete, kleine Lehmkrüge, von deren Verfertigung die jetzigen Bewohner keine Idee haben. Bronzen fand ich hier nicht. Noch

weiter südlich stiess ich an einem steilen, steinigen Abhange auf zwei oder drei Gräber, die aus Steinen und weichen Schieferplieten theils ausgehauen, theils damit ausgelegt waren, in bekannter Kistenform, mit Gerippen, die sich ziemlich gut erhalten hatten. Diesen Gerippen war nichts beigegeben worden, wenigstens fand ich gar keine Gegenstände. Bemerkenswerth ist aber in diesen Gräbern der Umstand, dass sich an den Gerippen kein einziger Schädel fand. Diese Gräber erwähnte ich in Bd. XVI., S. 147, bei der Beschreibung der fremden Fragmente in den Gräbern bei Ober-Kij. An dem einen dieser Gerippe klebte ein verwitterter Fetzen grober Leinwand.

Die Fundgegenstände, die ich auf diesem Leichenfelde gewann, finden sich auf Pappe III: *a*) zwei Perlen, *b*) ein gewundener Bronzedraht, *c*) Spielknochen aus dem Hinterbeingelenk eines Schafes, Fingerknochen grün angelaufen, *d*) Haken (aus Silber?), *e*) Stück von einem Ohrringe, *f*) zwei Eisenstücke, *g*) Bronze-Haken, *h*) Bronze-Schnalle, *i*) oxydirte Bronze-Reste, *k*) Bronze-Knopf, *l*) Stück Holz, *m*) Stück Perle, *n*) Bronze-Knopf, *o*) Ring-Schnalle, *p*) Draht-Ring, *q*) grober Draht-Ring, *r*) eiserne Lanzenspitze, *s*) Pfeilspitze, *t*) eiserner Schaft zur Lanzenspitze, *u*) Ring und Schädel *u*, aus einem Grabe, in dem Eisen war und *v*) dito [1]).

1) Die übrigen Gegenstände nehmen die eingesendeten Tafeln IV und V ein.

Verzeichniss der Funde aus dem Leichenfelde bei Scharoij.

Tafel IV.

a) Eiserne Streitaxt, eisernes Messerstück, Stück Eisen; *b*) zwei eiserne Platten mit Ringöhsen verbunden, am Handgelenk gefunden; *c*) eiserne Pfeilspitze; *d*) Ring mit Oebse (zum Tragen eines Säbels?); *e*) Bronze — Gebrauch unbekannt; *f*) Fragment eines Bronzeringes; *g*) Medaille; *h*) Silberner Ohrring, späterer Zeit, wie er auch jetzt getragen wird; *i*) Bronze-Ohrringe; *k*) Eisenstück — Dolch- oder Lanzenspitze; *l*) lange eiserne Pikenspitze; *m*) Bronzering mit eingestelltem weissem Stein; *n*) geschliffene Perle, Carneol; *o*) Stück Bronzebruch; *p*) Stück Ring (Material unbekannt); *q*) Bronze-Spange; *r*) eisernes Messer; *s*) Bronze-Ohrring; *t*) Stück Eisen; *u*) Bronze-Ornament (Fig. 1); *v*) Bronzehaken; *w*) Bronzekette mit Haken; *x*) Kupferring, *y*) Ohrring, wie er auch heut zu Tage getragen wird.



Fig. 1.

Tafel V.



Fig. 2.

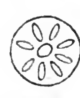


Fig. 3.

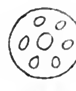


Fig. 4



Fig. 5.

a) Bronze-Swastica (Fig. 2); *b*) Perlenschnur; *c*) Bronzeblech-Schnur; *d*) grosse Bronze (Fig. 3); *e*) Bronze-Ornament; *f*) grosse Perle; *g*) Gehänge zum Ohrring; *h*) Gürtelzierrath (Bronze); *i*) runder Zierrath (Bronze); *k*) grosse weisse Perle; *l*) rundes Bronze-Ornament; *m*) Bronzegehänge zum Ohrring; *n*) Bronze, unbekannt; *o*) Perle; *p*) runde Bronze; *q*) Ohrgehänge aus Metall; *r*) Gürtelriemenspitze aus Bronze; *s*) Schelle; *t*) grosse runde Bronze (Fig. 4); *u*) Zierrath (Gold?); *v*) Zierrath (Fig. 5); *w*) Knopf; *x*) Bronze, unbekannt.

Aus dem Korgan bei Salam (Bd. XVI. S. 141.)

a) Radförmiger Zierrath aus Bronze; *b*) kreisförmige Eisenplatte mit Loch in der Mitte; *c*) grosser Krug.

Tradition,

aufgenommen in Scharoij.

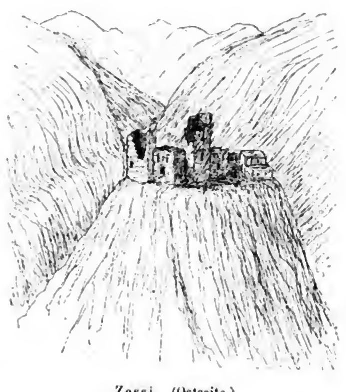
Wer die zwei hohen Thürme und die festen, hohen Anbauten an ihnen erbaute, ist den Eingeborenen unbekannt, sie denken aber, dass es ihre Vorfahren gewesen sind. Dass sie dem Umakhan unterthan waren, ist richtig. Nach ihm herrschte Faustrecht, Unordnung und Raub. Ein jeder hielt, wie noch heute, das von ihm eingenommene oder erpresste Land für sein Eigenthum. Der Unordnung im Lande machte Schamyl ein Ende, dem Steuern entrichtet wurden. Vor ihm aber, zur Zeit der Zwistigkeiten, regierten die Stammesältesten, deren Richtspruch oder Friedensschluss beachtet und geehrt, folglich auch erfüllt wurde. Zum Zeichen ihrer Entscheidung standen sie auf und schlugen mit ihren Stöcken auf den Boden. Das hiess fest und stark. Wenn sich Jemand widersetzte oder unzufrieden war, so erhob sich das ganze Dorf gegen ihn. Bei Krieg und Fehde mit den benachbarten Aulen wurden von den Alten folgende Strafen aufgelegt: Für Ermordung mit einem Dolche — 10 Kühe oder 5 Tumanen (50 S.-R.); für eine Wunde, die vermittelst eines Dolches beigebracht worden war — 5 Kühe oder 25 S.-R. Wenn es eine Kopfwunde war und wenn die Cur erforderte, dass der Schädel durchschabt werde (Trepanation), so bestrafte man den Schuldigen mit 20 Kühen oder gegen 100 S.-R., die er an den Leidenden zahlen musste. Die Alten wurden nach Stimmenmehrheit gewählt, woran das ganze Dorf theilnahm. Wenn man mit den Entscheidungen der Alten des einen Dorfes unzufrieden war, so wurden die Alten aus einigen Aulen versammelt und die entschieden dann über die fraglichen Angelegenheiten. Sie versammelten sich gewöhnlich auf der Stelle, wo wir unsere Ausgrabungen gemacht haben.

Von Scharoij folgte ich dem Laufe des Schar-Argun und kam in den kleinen Aul Khimoij, von wo ich in die Schlucht, die hier von Westen her einmündet, zog, und meinen Weg bis zum Aul Zessi fortsetzte, der an einem Abhange auf einem Kegel erbaut ist, östlich, unmittelbar vor dem Bergrücken, der die Wasserscheide des Bassins des Argun von dem des Schar-Argun bildet.

Die Ruinen von Zessi.

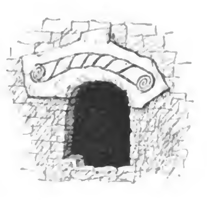
Ein winziges Dörfchen auf der Plattform eines schmalen Kegels mit den Ruinen zweier viereckiger Thürme, neben denen noch niedrigere viereckige Bauten von derselben bekannten Architektur mit 10—12, neuerdings am alten Gemäuer hier und da angebauten flachdachigen Hütten, das ist der Aul Zessi. Die noch stehenden Mauern der alten Bauten dienen zum Schutz für das Vieh und für eine kleine Schafheerde. — Wer die Thürme erbaute, ist den Bewohnern unbekannt. Letztere halten sich für Ansiedler aus dem Aul Tscheberloij (einer grossen Gemeinde östlich von Chimoij). Sie zahlten dem Umakhan Tribut, später dem Schamyl.

Die Ruinen haben behauene Ecksteine und sind in Mörtelverband construirt. Auf dem Ecksteine eines Thurmes, an der NW.-Ecke ausserhalb, fand ich die Abbildung eines Zeichens, das dem Zeichen auf der entsprechenden Thurmecke der Ruinen bei Schaloij (Bd. XVI, S. 146) gleicht.



Zessi. (Ostseite.)
S. ←— N.

Ueber den Eingangsöffnungen der alterthümlichen Nebenbauten, an den Thürmen, fanden sich eingemauert grosse Giebelsteine, die mit Verzierungen versehen waren, deren Linien und Schnörkel, ebenso wie die auf dem vorstehenden Ecksteine des Thurmes, im Gestein eingemeisselt sind.



Die Enden der Verzierung auf dem ersten Giebelsteine laufen, wie hier angegeben, in deutlich zu unterscheidende Schnörkel in Spiralform aus. Auf dem zweiten Giebelsteine aber ist der etwas vorspringende Stein an seinen Enden so stark verwittert, dass ich die Schnörkelspiralen nicht erkennen konnte. Vielleicht waren die Enden dieser Figur auch anders gezeichnet. Es fanden sich noch ausserdem auf den behauenen Ecksteinen der Bauten Spuren von eingemeisselten Zeichen oder Ornamentirung, aber sie sind so undeutlich geworden durch Zeit und Witterungseinfluss, dass ich keine Möglichkeit fand, ihre Linien aufzunehmen. —

Nur auf zwei Steinen sind die Spuren noch deutlich genug, um in den Zeichnungen die Figur einer offenen Hand, wie ich sie schon früher in Bauloij angetroffen habe (Band XVI, Tafel V, Figur 3), und die Figur eines aus Dreiecken bestehenden fünfspitzigen Sterns zu erkennen. Auch diese Zeichen sind stark verwischt, aber doch erkennbar.

Die Einwohner von Zessi sind der Meinung, dass ein eben solches Zeichen eines Sterns auf dem Rücken des Propheten Muhammed gestanden habe. Die Zeichnung der Hand ist in übernatürlicher Grösse ausgeführt und besteht nicht aus Linien, sondern ist im Stein vertieft.

Ueberlieferung,

aufgenommen in Zessi.

„Nach dem Tode des Fürsten Uma-Khan, der über viele Schluchten herrschte, zahlten wir Steuern an seinen Sohn Mutzal-Khan im Laufe nur eines Jahres. Unser Vorfahre Tschautamir widersetzte sich dieser Tributzahlung, indem er erklärte, dass er selbst von Fürsten stamme, so gut wie Mutzal-Khan, und forderte für sich die Hälfte der Abgaben, die bis dahin dem Mutzal gezahlt wurden, wobei er letzterem befahl, die Zahlung gänzlich aufzuheben. Bald darauf hatte Mutzal - Khan mit Tschautamir eine Zusammenkunft, auf der beschlossen wurde, dass ersterer keinen Tribut mehr zahlen, selbst aber solchen von den Einwohnern von Zessi bekommen solle, da ihn Mutzal für einen Fürsten anerkannte. Nach dem Tode Tschautamirs herrschte sein Nachkomme Ssucho, dann wurde als Stammesältester dessen Sohn Amir betrachtet, dann kam Murtasali und jetzt Tschautamir II.

„Es hat sich aber die Ueberlieferung erhalten, dass vor Tschautamir I. der Stammvater der Bewohner von Zessi ein gewisser Agadasch gewesen sei; ihm folgte Eleskender[1]) (Alexander?). Dann Aldasch und dann erst Tschautamir I., der uns tributpflichtig machte.

„Murtasali und Amir zahlten dem Schamyl Abgaben. Krieg führten wir mit den Bewohnern von Chimoij (westlich von Schaloij und Chokoroij, im Audischen Bezirk). Amir tödtete von diesen letzteren an einem Tage sieben. Ueber Assek-Timur haben wir gehört, dass seine Geleite hier gewesen sind und dass er die steinerne Festung Uesik-Jurt (S. 113) am Ausflusse des Argun erbaut hat. Das ist aber schon sehr lange her. Man sagt, dass ein Nachkomme des Uma-Khan eine Schrift aufbewahre, in der umständlich von uns gesprochen wird. Diese Schrift soll sich jetzt im Aul Djaia, in den Händen eines Nachkömmlings des bekannten Pat-Ali im Andischen Bezirk befinden. Es sollen auch arabische Copien oder Schriften vorhanden sein, in Awarien oder im Bezirk Weden. Da soll gesagt sein, dass als die Andier mit den Benoiern um Land stritten, die ersteren sich als Nachkommen von Hebräern erwiesen; die Tschetschenen aber sind Auswanderer aus Schemy in Arabistan".

Die sich so oft wiederholende Angabe vom Vorhandensein arabischer Documente kann doch nicht als völlig erdacht erscheinen. Ich habe bis jetzt leider weder Gelegenheit noch Mittel gefunden, die Punkte zu besuchen, wo solche Schriften als aufbewahrt angegeben werden, aber ich behalte es mir vor, bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bietet, sorglich nachzuforschen, und im Falle sich etwas fände, eine Copie einzusenden. —

1) Wahrscheinlich ein Christ, der etwa vor 200 Jahren den Glauben von griechischen Colonisten angenommen haben mag, da er in der Generation das siebente Glied ist.

Ausgrabungen bei Zessi.

Beim Herumwühlen im Schutt um und in den unbewohnten Theilen der Ruinen (S. 160) fanden sich in verschiedener Tiefe folgende Gegenstände. die auf Tafel III. aufgenäht sind: *a*) Bronze-Spange, *b*) eisernes Kettenstück (neuerer Zeit?), *c*) Bronze-Schnalle, *d*) Bronze-Knopf, Kupfer mit angelötheter Oehse, *e*) Perlen, *f*) Perlen, *g*) Bronze-Arbeitsbeilchen, *h*) Ohrgehänge (Bronze?) *i*) Bronze in unbekannter Form, *k*) Bronze-Oehse, *l*) hängender Zierrath, Metall unbekannt, *m*) desgl. aus Kupfer (?). —

Tschetschenisches Lied (Uebersetzung).

Batschi-Elmurza (Führer, der alle Wege kannte). Aufgenommen im Aul Mudaij.

Ein Bewohner des Auls Gechin, ein Djighit[1]), beschloss, auf die russische Kosakenline am Terek auf Raub zu ziehen. Im Hinziehen kehrt er in die Moschee in Gechem ein und ruft die dort mit dem Verselernen aus dem Alkoran beschäftigten Jünglinge, mit ihm zu ziehen. Er sagt: „Ich kenne einen Ort, von wo jeder seiner Braut ein reiches Geschenk bringen kann, kommt, ziehen wir!" Viele Jünglinge waren einverstanden und zogen mit, da doch zum Lesen des Alkoran keine Frist gestellt wäre. Sie kamen in Feindes Land. Vorsichtig und wohlerfahren, des Weges kundig, führt sie Elmurza. Die Heldenschaar erreichte die Kosakenlinie wohlbehalten, vertiefte sich in das Land und überfiel eine reiche Meierei. Grosse reiche Beute fiel in die Hände der Helden an Gefangenen, Zeug[2]), Vieh und Pferden, und sie traten schwerbeladen den Rückweg an. Bald aber war Alarm auf der ganzen Linie am Terek. Bald zeigten sich die Kosaken, die zum Verfolgen der Räuber ausgesandt waren. Elmurza und die Seinen warfen sich in den Terek und schwammen durch. Glücklich und ohne etwas von der Beute zu verlieren, erreichten sie einen offenen Berg unter den Schüssen der Kosaken. Das Gewehrfeuer wird beiderseits heftig und heftiger. Die Kosaken in unzähligen Schaaren umschwärmen den Berg und unterhalten ein stetes Feuer. Elmurza befiehlt zu halten und sagt: „Wenn wir auszogen, um Beute zu suchen, so ist es eine Schmach, mit leeren Händen nach Hause zurückzukommen, was geschehen wird, wenn wir die Beute im Stiche lassen und unsere eigene Rettung in der feigen Flucht suchen. Lasset uns daher kämpfen, dass wir die Kosaken zurückwerfen, und dann mit unserer Beute ruhig davonziehen, oder lasset uns den Heldentod sterben!" — Sie wurden ganz umringt. Die feindlichen Kugeln fielen wie Regen auf den Gipfel des Berges, wo sie standen. Das Gefolge des Elmurza lag da, die einen todt, die anderen verwundet. Die Verwundeten baten einen von ihnen, dass er

1) Held.
2) Baumwollenzeug.

ins Flachland der kleinen Tschetschna eile und ihnen Hülfe gegen den übermässig starken Feind brächte. Er zog fort. Das Gewehrfeuer war so stark, dass alle Hirschheerden auf den nächsten Bergkämmen zusammenliefen und voll Staunen dem Gefechte zusahen. Es war ein heisser, sonnenheller Tag, aber der Rauch von den Schüssen war so dicht, dass er vor der Sonnengluth schützte. Lange, lange warteten die Bedrängten auf Hülfe, sie kam nicht. Elmurza focht allein; schon sieben Wunden hat er bekommen, aber er lässt nichts merken und sich auf seine Büchse stützend eilt er, vom Rauch gedeckt, durch den Feuerring der Kosaken in den heimathlichen Aul; schnell versammelt er dort seine Krieger und bringt sie noch zu rechter Stunde den Helden zu Hülfe, verjagt die Kosaken, befreit die Seinen und erlöst die Beute. Dann zogen alle heim. Dort angelangt, wurden die Gefallenen in Ehren begraben. Dann erst trat Elmurza in seine Hütte und bat seine Mutter, dass sie ihm sein Bett bereite. Als er sich auszog, fielen aus seinen Kleidern sieben Kosakenkugeln, welche alle durch seinen Leib durchgedrungen waren. So sehr er verwundet war, so liess er dennoch nichts merken und hielt bis zu seinem Ende aus. Als die Mutter ihres Sohnes Wunden sah, begann sie zu weinen. Elmurza aber beredete sie, sich zu beruhigen, und tröstete sie noch, indem er ihr sagte, dass es viele Mütter gäbe, die ihre Söhne nicht mehr lebend wiedersähen, er aber doch heimgekehrt sei. Seiner Frau sagte er, dass er auf Beute gezogen wäre, sie reichlich beschenkt habe, dass er aber in Zukunft nicht mehr Raubzüge unternehmen würde. — Da brach seine Schwester in Thränen aus: „Magst weinen, Mädchen, so viel du willst, aber einen solchen Bruder wirst du nicht mehr haben“, sagte Elmurza; seiner Mutter und seiner Frau aber verbot er zu weinen und zu klagen, und verschied. —

Assek-Timur und Mollah Nassr-Eddin.

An verschiedenen Orten der kleinen Tschetschna aufgenommen.

I. Assek-Timur war einst sehr böse auf den Mollah Nassr-Eddin. So litt der Mollah sehr durch den gewaltigen Fürsten und er beschloss sich mit ihm zu versöhnen. Er rief seine Frau und fragte sie um Rath zu einer Zeit, als Timur am Aule vorbeizog und sich zur Nacht in der Nähe lagerte. Die Frau rieth ihm, dem Timur zwei lebendige Kalkunen zu bringen, damit er sie nach Belieben selbst braten oder kochen möge. Das wäre zur Versöhnung genügend. Der Mollah that, wie es Sitte[1]) ist, das Umgekehrte. Er liess seine Frau die Vögel abkochen und brachte sie dem Timur. Indem er sie ihm überreichte, entschuldigte er sich und versicherte, dass er arm sei und nichts besseres bringen könne, einen so angesehenen Fürsten zu bewirthen. Timur aber gegen alle Erwartung erzürnte heftig, fasste die Kal-

1) „Wenn du in Noth bist, versammle deine Frauen und fordere ihren Rath. Thue alsdann das Entgegengesetzte von dem, was du vernimmst“, sagt der Muselmann.

knnen an den Füssen und schlug damit auf den Mollah los. Da sie nun abgekocht waren, zerflogen sie bald in Stücke, und solche Prügel thaten dem Mollah nicht besonders wehe. Darauf trieb ihn Timur fort. Indem der Mollah nach Hause ging, bedachte er seinen Unfall sorgfältig und kam zu der Ueberzeugung, dass, wenn die Vögel nicht abgekocht gewesen wären, sondern lebendig, er gehörige Prügel hätte hinnehmen müssen. Darum, kaum zu Hause angekommen, prügelte er seine Frau tüchtig durch. —

II. Einst liess Assek-Timur den Befehl ergehen, dass alle Bewohner des Auls, in dem der Mollah lebte, ihm als Abgabe je ein Hühnerei brächten, auf den Kurgan, wo sein Lagerzelt stand. Diesen Befehl verheimlichte er vor Nassr-Eddin, in der Absicht, ihn bestrafen zu können. Es zogen alle aus dem Aul, der Mollah auch, und kamen zum Kurgan. Ein jeder brachte ein Hühnerei und legte es dem Timur zu Füssen. Lange sah der anwesende Mollah dem Treiben zu und da er kein Ei hatte, sprang er urplötzlich in die Runde mit lautem Händeklatschen und rief mit voller Stimme: „Kikkeriki!" — Timur, ganz entrüstet über den dummen Streich, befragte den Mollah über die Ursache solchen Unfuges. Dieser antwortete dreist: „Es kamen zu dir nur Hühnchen und legten jedes ein Ei. — Wie, sollen sie denn, so viele an der Zahl, ohne Hahn sein?" — Timur lachte und entliess den Mollah, reich beschenkt.

III. Der Mollah war einst jemandem eine kleine Summe Geldes schuldig. Sein Gläubiger kam und forderte sein Geld, aber der Mollah befriedigte ihn nicht, indem er vorgab, im Augenblicke nicht bei Gelde zu sein. Den anderen Tag zog er aus und pflanzte am Wege Distelgewächse. Der Gläubiger kam wiederum zu ihm und da er ihn nicht antraf, so fragte er die Frau nach dem Mollah; diese sagte ihm, dass er auf Arbeit ausgegangen sei, und bezeichnete ihm den Ort, wo er arbeite. Er ging und suchte den Mollah auf, den er an besagter Arbeit fand. Er staunte natürlich nicht wenig und fragte den Mollah, was er da mache. Dieser antwortetete: „Siehst du, ich arbeite für dich, ich pflanze Distelgewächse am Wege. Wenn nun hier die Baranta [1]) vorbeigetrieben wird, so sammle ich die Wolle, die an den Disteln hängen bleibt, verkaufe sie und das eingelöste Geld bekommst du!" Der Gläubiger lachte laut auf und der Mollah sagte: „Du hast gut dich freuen, weil du jetzt sicher bist, dein Geld von mir zu bekommen!"

IV. Einst besuchten den Mollah zahlreiche Gäste. Da er aber keinen grossen Kessel hatte, um für alle genügend Speise zu bereiten, so borgte er sich einen solchen von einem seiner Nachbarn. Tages darauf legte er seinen kleinen Kessel in den grossen und brachte beide dem Nachbarn unter grossen Danksagungen zurück und sagte ihm, dass Allah ihn gewiss für seine Güte belohnen würde. — Der Nachbar bemerkte den kleinen Kessel erst später, nachdem der Mollah fortgegangen war. Nun lief dieser schnell zum Mollah

1) Schaf- und Ziegenheerde.

und sagte ihm, dass im grossen Kessel ein zweiter kleinerer sich befände, der wohl dem Mollah gehören möchte. — Dieser verneinte es und sagte: „Da siehst du! Das ist ein Lohn von Allah für deine Gefälligkeit: der grosse Kessel hat dir einen kleineren geboren!“ — Sehr zufrieden eilte dieser heim. — Nach Verlauf einiger Zeit kam der Mollah aber wieder zu demselben Manne und bat wiederum um den grossen Kessel, den er auch bekam, nach Hause brachte und dem Manne nicht mehr zurückgab. — Endlich kam dieser zum Mollah und fragte nach seinem Kessel. „Ja“, sagte der Mollah, „mit den Kesseln gehts heutzutage wie mit den Menschen, — sie werden geboren und sterben auch; dein grosser Kessel ist gestorben und existirt nicht mehr!“ —

Bogenfibeln von der Stanitza Troitzkaia (Verh. 1883. S. 331).

Am 8. Juli 1883 besuchte ich eine Stelle im Walde, in der Nähe der Stanitza Troitzkaia, auf dem nördlichen Abhange der Vorberge der Kaukasuskette, von wo man mir zwei Fibeln gebracht hatte, die zufällig gefunden worden waren.

Der Kosak, der diese Fibeln und, wie er mir später sagte, noch einen Ring (auch aus Bronze und ohne Ornamentirung) fand, brachte mich an die Fundstelle. Es war ein kleiner Waldweg auf dem Ausläufer „Ssuchoij Bugor“ genannt, wo er mir, etwas abseits vom rechten Geleite, eine kleine Vertiefung wies, in der die Sachen gelegen haben sollten, die er bei nassem Wetter, ein Holzfuder vom Berge hinunterfahrend, vor zwei Monaten unmittelbar auf dem Wege fast bloss liegend bemerkt und aufgelesen hatte. Er fand anfangs nur eine Fibel, dann wühlte er mit seinem Peitschenstiele im feuchten Lehme, fand die zweite und schliesslich auch den Ring, in den man drei Finger stecken konnte. Der Ring zerbrach und die Stücke verlor der gute Mann. —

Dem Wunsche des Hrn. Professor Virchow folgend, machte ich mich an eine genaue Untersuchung der Stelle, was folgende Resultate ergab: Nachdem ich die Oertlichkeit, so gut es mir das Dickicht des Niederwaldes erlaubte, der ringsum alles bedeckt, besichtigt hatte, und auf der Oberfläche des Waldbodens durchaus nichts entdecken konnte, was mir auf einen Bestattungsort zu deuten schien, beschloss ich schlechtweg Trancheen anzulegen. Ich führte dieselben vorerst am östlichen Abhange, späterhin aber auf dem Grahte des Ausläufers selbst, auf dem der Weg hinläuft.

Vor allen Dingen grub ich den Boden an der Stelle, wo die Sachen gefunden worden waren, auf, einen Faden in die Runde, den Waldweg mit hineingenommen, und 2 Ellen tief. Der Boden bestand aus Lehm mit kleinen Kalksteinen, in der Art, wie der Boden des Leichenfeldes von Koban, nur fanden sich hier weniger Kalksteinchen und der Lehm war reiner und gelber. Eine halbe Elle oberhalb der Stelle, wo die Sachen gefunden worden waren, traf ich bald eine Menge Knochensplitter, darunter flache, welche offenbar

dem Schädel eines Erwachsenen angehört haben müssen. Leider war Alles zermalmt und von der Nässe zugleich mit dem sich setzenden Boden herabgespült. Es fanden sich auch einige Zähne und kleine Stücke nasser und zerfallender Holzkohle. Hierauf trat ich von dieser Grube, und somit auch vom Waldwege, der hier etwas vom Grahtrücken abseits geht, östlich ab und begann die Trancheeführung auf dem östlichen Abhange. Es ging einen Faden weit gerade nach O. (eine Elle breit), wobei ich zuvor das Dickicht lichten musste. Hier stand vor Zeiten ein Wald mit mächtigen Stämmen, der von den Kosaken ausgehauen worden ist. Der Boden besteht hier aus einer Humusschicht von $\frac{3}{4}$ bis 1 Elle stark; dann kommt eine Mischungsschicht von gelbgrauem Lehm, die tieferhin immer gelber und reiner wird und besagte Kalksteine enthält. In dieser Uebergangsschicht fand ich hie und da Holzkohle in kleinen Stücken zerstreut. Eine Masse von Wurzeln hemmte sehr die Arbeiten. Unter dem gelbgrauen Lehm, in einer Tiefe von 2 Ellen, stellenweise auch nicht so tief, wurde der Lehmboden so fest, dass er offenbar eine von Menschenhand unberührte Schicht darstellte. Von hier führte ich meine Tranchee im rechten Winkel nach Süden drei Faden weit. Der Boden und die Resultate waren dieselben. Es fanden sich hier nur noch zwei flache Stückchen rothgebrannten Lehmes, wahrscheinlich Topfscherben, aber sie waren so klein, dass ich keinen Schluss daraus ziehen kann. Von hier führte ich die Tranchee wiederum nach Osten, zwei Ellen weit: hier fand sich nicht einmal Kohle.

Da der Weg, der sich auf dem Kamme des Ausläufers hinschlängelt, sich stellenweise bis auf $1\frac{1}{2}$ Ellen in den Lehmboden eingeschnitten hat, wobei die Humusschicht gänzlich fortgeschwemmt ist, so bildet er schon an und für sich selbst eine Tranchee oder wenigstens bietet er den Anfang einer solchen; so beschloss ich für die folgenden Tage meine Arbeiten vom Wege an anzufangen und zwar um so mehr, als auf derartigen Leichenfeldern gewöhnlich die ältesten Gräber sich auf den erhabensten Stellen der Abhänge befunden haben. Vorerst besichtigte ich den Weg auf- und abwärts von der Fundstelle, im Ganzen auf eine halbe Werst. Dann liess ich hier und da, wo mir der Boden weicher schien, senkrecht vom Wege nach O. und W. kleine Trancheen graben. Ueberall traf ich aber bald auf unberührtes Erdreich, obgleich in der oberen Humusschichte hier und da zwischen den Wurzeln, die das Graben überaus erschwerten, Stückchen feuchter Holzkohle lagen. Nur während eine Tranchee westlich von der Fundststelle gegraben wurde, traf ich auf weicheres Erdreich, das aus einer Mischung von graugelbem Lehm mit Kalksteinchen bestand und offenbar umwühlt worden war. Hier, dem lockeren Erdreich folgend, wurde eine fast einen Kubikfaden grosse Grube ausgeworfen, bis ich wieder auf festes Erdreich stiess, aber ich fand absolut nichts.

Auf den Leichenfeldern im Hochlande, in denen ich Bronzebeigaben gefunden habe, wie in Koban, Tschemy, Kij, Scharoij, befinden sich die ein-

zelnen Gräber so dicht an einander, dass man gar nicht zu suchen braucht; man gräbt in beliebiger Richtung und stösst immer auf neue Grabstätten. Die Ursache einer solchen Nähe der Gräber an einander liegt offenbar darin, dass im felsigen Oberlande überhaupt wenig grabbares Land ist und sobald sich ein Abhang fand, dessen tiefere Bodenschichten nicht sofort Felsen boten, so wurde dort auch Alles beigesetzt. Das war hier nun durchaus nicht der Fall, da das Land und der Lehmboden hier weit und breit zum tiefen Graben geeignet ist und somit eine Anhäufung der Bestattungsplätze gar nicht erforderte. Es giebt hier weder Felsen noch Steine. Daher bieten Forschungen auf solchem Boden und im Waldesdickicht wenig Chancen auf Erfolg. — Die fast an der Oberfläche des Weges gefundenen Bronzen und Knochensplitter konnten überdies mit dem Erdreich abgeschwemmt worden sein, das hier, im Waldesdickicht und auf einer Lehmunterlage, stets sehr feucht, besonders aber in Folge häufiger Regengüsse einer unmerklichen Abschwemmung unterworfen sein mag, da die Abhänge, wenngleich nicht steil, doch merklich sind.

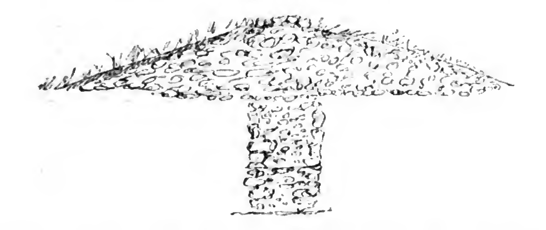
Ein Stein-Kurgan

bei der Stanitza Troitzkaïa.

In der Umgegend dieser Stanitza giebt es viele Kurgane, besonders nördlich auf einer geräumigen, flachen Bodenabstufung (Throuzads). Diese Kurgane stehen gruppenweise zu 5 bis 8, auch paarweise, auch einzeln zerstreut auf besagtem Plateau, das höchst wahrscheinlich das frühere linke Ufer der Ssunja gewesen sein mag, nicht weit vom Rande desselben, und bilden im Allgemeinen eine unregelmässige Kette, die sich bis zur Stanitza Alchan-Jurt (östlich) fortzieht (14 Werst von Grosnoïe). Besonders hohe Kurgane giebt es nicht, dagegen sind viele sehr ausgedehnt, aus deren Spitzen und Seiten Steine hervortreten.

Ich wählte einen isolirten Kurgan, der einen Geröllsteinhaufen auf seiner Spitze bot, sehr umfangreich und nicht hoch war, — 1½ Ellen. Dieser Kurgan ist aus grossen Geröllsteinen zusammengetragen, unter denen sich auch grosse Stücke ausgebrochenen bunten, ziemlich harten Sandsteins befinden, der offenbar aus der Kabardiner Vorbergkette stammt, die das Thal der kleinen Tschetschna nach N. zu begrenzt und die sich hier in einer Entfernung von 3—4 Werst hinzieht, wo solcher bunter Sandstein in Masse zu haben ist. — Die Zwischenräume zwischen den Steinen waren ausser zerbröckeltem und vom Druck der Geröllsteine sogar pulverisirtem Sandsteine mit einer Mischung von Erde und Lehm mit kleinen Kalksteinen, aus denen der Boden ringsum besteht, ausgefüllt. Anfänglich, als dieser Kurgan aufgeführt wurde, mag er viel höher gewesen sein und erst in der Folgezeit, in Folge von Nässe und der sich setzenden Steine, die gegenwärtige Form bekommen haben. Die Tranchee, die ich von N. nach S. führte, entblösste den Steinaufwurf, der je tiefer, um so regelmässiger zusammengelegt schien,

doch glaube ich hier kaum, auf ein systematisches Aufeinanderlegen schliessen zu können; mehr Wahrscheinlichkeit bietet die Voraussetzung, dass das allmähliche Setzen der Steine, durch den Druck der oberen Schichten,



die unteren in eine so feste, kompakte Masse gebracht hat. Solch ein Aufwurf ging nur bis zur Bodenoberfläche, höchstens stellenweise war er etwas tiefer. —

Etwa eine Elle von der Mitte des Kurgan nach NO. trat unterhalb der Oberfläche des Bodens eine Art von genau zusammengefügter Mauer zum Vorschein, die mehr aus länglichen Geröllsteinen und grösseren Sandsteinplieten bestand, ohne Kalkverband. Nachdem ich das Erdreich ringsum entfernt hatte, fanden sich auch die übrigen 3 Mauern dieses Steingrabes. Diese reichten bis auf eine Tiefe von 2¼ Elle. Das Innere dieses Steinkastens war voll von Steinen und Sand. Die Mauern dieses Steinkastens waren fast überall ¾ Elle dick und die horizontale Länge fast gleich; nehmlich: die nördliche und südliche 2¾, die westliche und östliche 2¼ Elle, von aussen gemessen. Nach dem Entfernen der Steine, die das Innere anfüllten, traf ich, in einer Tiefe von 1½ Ellen, an den inneren Seiten der Wände auf Vorsprünge, die aus grösseren Steinen und Plieten bestanden, die in die Mitte des Kastens gegen einander vorragten. Etwas tiefer fanden sich pulverisirte Holzreste, die in einer Schicht horizontal lagen und stellenweise bis an den Steinvorsprung reichten, was den Schluss erlaubt, dass hier eine Holzbedachung gewesen sein mag; da die vorspringenden Steine auf gleicher Höhe an allen vier Wänden endigen, so meine ich, dass auch die Bedachung hier nicht schräg gestellt war, wie ich sie früher in anderen Kurganen getroffen habe, sondern horizontal. Unter dieser Holzschicht, bis auf den Boden des Grabes, traf ich auf eine Mischungsschicht von Sand, Erde und Lehm, die sich offenbar durch die von oben durchdringende Nässe gebildet hat, und zwar noch vor dem Verfaulen und Einstürzen der Holzbedachung. In dieser Schicht fand ich ein menschliches Gerippe, ganz zerdrückt und so verwest, dass ich nur Theile der Scheitelknochen und Zähne herausnehmen konnte. Auf dem Gerippe, unmittelbar und an den Seiten desselben, auch um den Schädel fand ich Reste ver-

westen Holzes, was mir erlaubt, auf eine Beisetzung in einem Holztroge zu schliessen. Die Lage des Gerippes war auf der linken Seite, der Kopf nach O., die Füsse nach W. Die Arm- und Handknochen fanden sich mit den Rippenknochen vermischt, woraus sich schliessen lässt, dass die Arme nicht ausgestreckt, sondern auf dem Oberkörper zusammengelegt worden waren. Ebenso waren die Kniee etwas gebogen. Die Dimensionen des Gerippes boten nichts Abweichendes und stellten die Reste eines Individuums mittlerer Grösse dar. Die Gesichtsknochen waren ganz zerdrückt und verwest, nur der linke Backenknochen, den ich beobachten konnte, und der zerfiel, als ich ihn aufnahm, deutete auf starke Entwicklung und Vorsprung, — daher mag dieses Gerippe zur mongolischen Rasse gehören, was ich übrigens nicht mit Gewissheit feststellen darf und nur als Vermuthung gelten lassen kann. Beigaben fanden sich nicht. Gegen die Mitte des Gerippes nach S., abseits von den Holzresten, die sich längs des Gerippes hinzogen, fand ich im Sande unter einem (wahrscheinlich herabgefallenen) Steine Scherben eines Napfes aus grauem Lehm, gebrannt, ohne Henkel, recht grob gearbeitet, mit Spuren von Russ inwendig und auswendig. Im Sande, innerhalb der Scherben, fand ich 5 Wirbel einer Eidechse oder Schlange, die auch zerstreut lagen.

Bumuth.

14 Werst von der Stanitza Assinskaïa nach S. befindet sich die Thalmündung Bumuth, durch die der Bergstrom Fartang seinen Ausfluss aus den Vorbergen der kleinen Tschetschna ins Flachland derselben nimmt. Diese Thalmündung, die einst unseren Heeren als strategischer Punkt gegen die Ausfälle der Bergtschetschenen unter Schamyl gedient hat, liegt auf den malerischen Abhängen der bewaldeten Ausläufer der Vorberge und ist gegenwärtig nicht bewohnt. Auf dem linken (östlichen) Abhange steht ein Kronsforsthäuschen und dicht daneben zwei bis drei Tschetschenenhütten. In der Umgegend besichtigte ich zwei Leichenfelder und einige Höhlen:

a) Leichenfelder. Beide Leichenfelder liegen im Walde. Das eine befindet sich auf einem Ausläufer des linken (östlichen) Abhanges der Schlucht, unterhalb des Forsthäuschens, am Rande eines etwa 30 Faden hohen Abhanges, der, von einer Krümmung der Strömung des Fartang abgerissen, die Gräber entblösst hat. Wenn man unten steht, sieht man eine Reihe von Gräbern mit zerfallenen Särgen und Gerippen am südlichen Rande des Abhanges, der auch jetzt, vom Wasser unterspült, abfällt und die Gräber mitnimmt. Es sind Einzelgräber in Entfernungen von 2—3 Faden von einander, die Gerippe liegen auf dem Rücken, den Kopf nach W., die Füsse nach O. — Auf dem Abhange selbst trat ich in einen dichten Wald, dessen Bäume jedoch nicht älter als 50—70 Jahre sind (Rothbuche, Weissbuche, Ahorn). Am Rande des abfallenden Abhangs und weiterhin nach oben zu zählte ich ca. 40 Vertiefungen zwischen den Bäumen, die an dieser Stelle nicht be-

sonders dicht wachsen. Diese Vertiefungen sind länglich, und liegen reihenweise ziemlich regelmässig, fast in gleicher Entfernung von einander. Das sind die Gräber, die von unten zu sehen waren. Ich deckte zwei davon auf und fand in beiden unmittelbar unter der Erdoberfläche, am Kopfende, fast gänzlich verfaulte, vertical eingegrabene Pfostenenden, etwa 5 Zoll im Durchmesser, — weiter, in einer Tiefe von 2 Ellen — den Deckel eines Sarges aus Brettern, mit eisernen Nägeln zusammengehalten. Diese Deckel waren verfault und, dem Drucke der über ihnen liegenden Erdschicht nachgebend, lagen sie unmittelbar auf den Gerippen, deren Knochen zum Theil zerdrückt waren. Die Särge sind aus Rüsternholz. Beigaben, ausser einem kupfernen Kreuzchen mit Resten einer Seidenschnur in dem einen Grabe, fanden sich nicht. Die Lage der Gerippe ist ausgestreckt, auf dem Rücken liegend, mit auf der Brust gekreuzten Armen, der Kopf nach Westen, die Füsse nach Osten. Beide Schädel halte ich für orthognath-brachycephale mit schmalem Gesichte. Offenbar ist dieses Leichenfeld aus neuerer Zeit und gehört Christen. Sein Alter ist schwer zu bestimmen, aber in Betracht des Verwesungsgrades der Särge aus starkem, nicht leicht und schnell faulendem Holze und des Alters der hier stehenden Bäume, von denen einige auf den Gräbern selbst wachsen, denke ich, ist es wenigstens 100—150 Jahre alt. Die in der Kopfgegend gefundenen verticalen Pfostenreste, deren oberirdischer Theil vollkommen verschwunden ist, lassen auf das frühere Vorhandensein von hölzernen Grabkreuzen schliessen.

Das andere Leichenfeld, diesem ähnlich, liegt auf dem entgegengesetzten Abhange der Schlucht, auf einer ansehnlichen Höhe, auch auf dem Kamme eines Ausläufers, der sich westlich zum Fartangbette neigt. Hier steht eine Urwaldung, nach den hingefallenen riesigen Stämmen zu urtheilen, die hier und da faulen. Die Merkmale des Leichenfeldes sind regelmässig zerstreute Vertiefungen, hier aber in Trichterform, deren Zahl auf diesem Leichenfelde viel grösser ist. Ein starkes Gewitter, das bis in die Nacht anhielt, liess mich leider hier nicht arbeiten. —

b) Höhlen. Ich fand in dieser Schlucht auch zwei Typen von Höhlen. Beide Gruppen liegen am rechten Abhange der Schlucht, nicht fern vom Wasser. Die eine Gruppe liegt etwa eine Werst oberhalb des Forsthäuschens an einem steilen Abhange aus Sandstein, auf einer Höhe von 20—25 Faden über der Strömung des Fartang, an dessen rechtem Ufer. Diese Höhlen, sieben an der Zahl, liegen nahe neben- und übereinander, die Oeffnungen nach W. Die Eingänge zu einigen davon sind fast verschwemmt und verschüttet vom abfallenden Erdreich. Ich besichtigte vier davon. Sie sind offenbar künstlich: die Spuren eines spitzen Werkzeuges sind an den Wänden und an der kuppelförmigen Lage deutlich zu sehen. Ihre Form ist eine unregelmässige Kreisform — im Gewölbe. An den Oeffnungen ist der harte Sandstein, in den diese Höhlen gearbeitet sind, verwittert und abgefallen, so dass die ursprüngliche Form derselben verschwunden ist; man kann

nicht mehr als eine Vertiefung am äusseren Rande beobachten, die zum Einsetzen einer Steinpliete gedient haben mag, wie ich es sonst gefunden habe. Vor einigen Höhlen giebt es gar keinen Stützpunkt, so dass sie schwer zugänglich sind: nur von oben, an einem Stricke, konnte ich hineingelangen. Die Ausgrabungen, die ich in einer, stellenweise stärkeren, stellenweise dünneren Schicht herabgefallenen Sandes im Boden der Höhlen selbst anstellte, bis ich auf, von Menschenhand unberührtes Erdreich stiess, wobei ich den aufgewühlten Sand durchsiebte, gaben nur einige fast verweste, zerbröckelte Knochenreste, unter denen ich nur ein einziges Fingerglied einer menschlichen Hand als solches erkennen kann. Es war grün angelaufen, wahrscheinlich von einem oxydirten Kupferringe, in Folge dessen es sich mehr erhalten hatte.

Die zweite Gruppe der Höhlen liegt an demselben Abhange, über einer flachen Abstufung des Uferrandes, 4 Werst unterhalb der Forsthütte, in viel festerem Grunde, der aus ganz besonderen rundlichen, glatten, kleinen, fast wie polirt abgeglätteten Steinen besteht, die unter einander durch eine sehr feste Mischung von grauweissem Lehm mit Sandkies verbunden sind. Diese Höhlen befinden sich in einem sehr steilen, mit Strauch bedeckten Abhange im Walde und sind kaum zugänglich. Das Innere zweier Höhlen, in die ich gelangte, stellen Hohlgänge ins Innere des Abhanges dar. Eine solche Galerie geht 5—6 Faden tief, indem sie sich etwas senkt, die andere wohl etwas tiefer. In die Tiefe dieser zweiten Galerie drang links ein Lichtschimmer ein von den Strahlen der untergehenden Sonne, wahrscheinlich aus der Nachbarhöhle, in die ich nicht kommen konnte; sie war unzugänglich, auch war nicht einmal der Eingang durch das Gesträuch zu sehen. Diese Höhlen sind ganz trocken, wogegen die der ersten Gruppe, im Sandstein, feucht waren. Folglich communicirte dieser Hohlgang mit einem anderen, vielleicht war er auch mit den übrigen verbunden. Es bot sich noch die Möglichkeit, in eine oberhalb, etwa 8 Faden höher gelegene Oeffnung zu dringen, aber zu dieser Oeffnung führte eine ganz frische, deutliche Bärenspur, die Krallen der Oeffnung zu, und dieser Zugang war der einzige und zudem sehr steil; daher riskirte ich es nicht, hinauf zu klettern; zudem dämmerte es schon stark zur Nacht. Die Ausgrabungen in einer dünnen Schicht von lehmigem Kies und runden Geröllsteinchen im Innern der zwei Hohlgänge, in die ich gekommen war, gaben nur einige Stücke Holzkohle und wiederum verfaulte Reste menschlicher Knochen, unter denen ich sonderbarer Weise wiederum nur einige Gelenktheile von der linken Hand eines Erwachsenen erkennen konnte, die sich besser, als alles Uebrige erhalten hatten, woraus ich überhaupt auf das Vorhandensein von Menschenknochen schliesse; weder Schädel, noch Zähne, noch Beigaben fand ich. Ich muss freilich gestehen, dass ich nicht aufmerksam genug beim Herumwühlen gewesen bin, und dass ich mich mit dieser Arbeit nicht weiter als einen Faden ins Innere der Gänge vertiefte, da einerseits die hereinbrechende Nacht, andererseits der

Umstand, dass ich nun wusste, dass die Gänge communicirten, und auch mit der oben gelegenen Bärenhöhle verbunden sein konnten, in Folge dessen ich jeden Augenblick einen Anfall aus dem Inneren des dunklen Ganges erwarten konnte, — mich meine Arbeit zu beschleunigen und ungenügend auszuführen zwangen. Am anderen Tage konnte ich keinen einzigen Arbeiter finden, der sich mit mir in die Höhlen hineinwagen wollte; daher musste ich eine genauere Untersuchung auf künftige Zeit aufschieben. Auch diese Höhlen sind künstlich. Unweit derselben auf dem flachen Uferrande, nahe am Fartang, befinden sich die Ruinen eines viereckigen Thurmes, von dem Typus, den ich in meinen früheren Mittheilungen aus dem Hochlande der Tschetschna beschrieben habe. An diesen Thurm schliessen sich die Ruinen von steinernen Nebenbauten.

Ein Bogen und zwei Pfeile
aus dem Meridji-Thale.

Den Fartang hinauf führt eine meist enge, zu Ansiedelungen ungeeignete Schlucht bis ins Meridji-Thal hinauf. Hier, bei der Biegung des Stromes nach O. hinauf, unweit des Dörfchens Tsetschno-Achki, auf einem unzugänglichen Felsblocke, fand ich einen kleinen Bau vom Typus der mehrfach schon beschriebenen Collectiv-Bestattungsthürmchen, die sich hier und da im Hochlande der Tschetschna finden. Von einem benachbarten, etwas höher stehenden Felsblocke aus konnte ich in dieses Thürmchen hineinsehen und bemerkte einen länglichen Gegenstand, der an der inneren Südostecke angelehnt zu stehen schien. Dahin zu gelangen war unmöglich; deshalb improvisirte ich aus einem langen, nicht sehr starken Rothbuchenbalken eine Leiter, mit Hülfe derer sich ein Tschetschene hinaufwagte; er kam auch glücklich hin, im Heruntersteigen aber stürzte er und, wenngleich er sich erholt hat, so gilt doch dieser Unfall in der Meinung der Eingeborenen als eine Strafe für die Störung der Gräber, wie es regelmässig bei jedem noch so kleinen Unfall geschieht und mir im Allgemeinen grosse Hindernisse im Arbeiten überhaupt verursacht. — Dennoch glückte es mir, aus dem Abgrunde einen Bogen, einen ganz heilen Pfeil und einen anderen, wenngleich zerbrochenen, wobei das grössere untere Bruchstück gänzlich verloren ging, zu gewinnen. Diese Sachen waren dem Tschetschenen im Hinabstürzen entfallen. Er fand den Bogen in der Ecke, wie es von aussen zu sehen war, und die zwei Pfeile rechts vom Gerippe. Folglich war es ein Einzelgrab. Den Schädel habe ich nicht einmal sehen können, denn mein Tschetschene wollte ihn auf keinen Fall anrühren. — Der Bogen hat eine Länge von 1½ Arschinen und besteht aus zwei Theilen, die in der Mitte des Bogens in einander gefügt und mit feinen, rothen Riemchen bewickelt sind. Das Holz, aus dem der Bogen gemacht ist, scheint junge Esche zu sein, oben mit zwei Hornplatten bedeckt, — wahrscheinlich vom Steinbock oder Tur, der Länge und Schwärze nach zu urtheilen, — die sehr fest angeklebt sind. Die untere (innere) Seite

des Bogens ist mit dicker Birkenrinde beklebt. Der Bogen federt noch jetzt ziemlich gut. Die zwei Pfeile sind aus Ahorn, die Spitzen aus Eisen, lanzettförmig, flach, grob gefurcht. Die Spitzen sind in das Holz eingesteckt und wiederum mit ganz feinen Riemchen bewickelt. Auf dem unteren Ende des unversehrten Pfeils sind die Reste von Federn, die vierfach angefügt worden waren, deutlich zu sehen. Das untere Ende ist mit einem gefurchten Stückchen Holz versehen, das dieselbe Stärke mit dem Holze des Pfeils und eine rauhe Rinde hat, die wahrscheinlich das Ausgleiten der Finger beim Abschiessen verhüten sollte. Die Länge des Pfeils beträgt 17½ Werschok. Pfeile und Bogen sind sehr genau und künstlich gearbeitet. Leider kann ich nichts über die Lage des Gerippes sagen, denn mein Tschetschene sputete sich so sehr, dass er mir nichts genau beschreiben konnte.

V. In Digorien.

Grosse Bronze aus Donifars.

Bei meiner Durchreise von Komuntha nach Stur-Digor brachte man mir[1]) eine grosse Bronze ganz eigener Art aus dem Leichenfelde in der Nähe des Dorfes Donifars. Das Leichenfeld ist, nach Aussage der Eingeborenen, noch nicht ausgebeutet, aber man hat schon hier und da nach Goldgegenständen, die sich dort finden sollen, gegraben, und wenn dort überhaupt etwas für die Wissenschaft gethan werden soll, so ist es hohe Zeit, systematische Ausgrabungen zu unternehmen, — sonst hat das Leichenfeld bestimmt das Loos der Felder bei Komuntha u. a., wo Gold gefunden wurde, — es wird umwühlt und die schönen Bronzen gehen verloren.

Eine Bronze, die der erwähnten ähnlich wäre, habe ich nirgends angetroffen, auch in keiner Sammlung gesehen. Sie besteht aus einem wahrscheinlich viereckigen Rahmen, denn nur drei Seiten desselben sind so weit erhalten, dass man auf die vierte schliessen kann. Es ist ein Gussstück, dessen Gebrauch und Anwendung mir völlig unbekannt ist; ich erlaube mir aber doch, hier die Voraussetzung zu machen, dass es vielleicht ein Stück vom Pferdegeschirr oder -Anspann sein dürfte. In der Mitte dieses Gussstückes, „à jour“, sind zwei Figuren: die untere offenbar eine Pferde-Figur, mit übernatürlich geschwollenem Leibe und vortretender Muskulatur, mit einem Stück zum Anspann um den Hals und mit geflochtenem Schweife, der auf dem Rahmenrande ruht. Die obere Figur ist wohl die eines Stieres, nach den Hörnern und dem Schwanze zu urtheilen, mit unnatürlich verbogenen Füssen, dessen Kopf von dem Rahmen ab und über demselben vorsteht, so dass er nur mit den Hörnern anliegt, mit dem Unterkiefer dagegen absteht und einen Haken bildet. Die rechte Rahmenplanke, an welche der Kopf des Rosses anschloss, ist mit einem Theil des letzteren abgebrochen; die anderen drei Rahmenplanken zeigen deutliche Spuren von Ornamentirung in Linien und ge-

1) Ein abgedankter Officier, KARABUGAIEFF, ein Ossete.

raden Flechtstäbchen, die längs den Planken laufen. An den Ecken, welche die obere und untere Planke mit der linken bilden, befinden sich bedeutende konische Erhöhungen, wie Füsschen, inwendig hohl. Wahrscheinlich waren auch an den beiden anderen Ecken solche conische Füsschen oder Zapfen. Die untere Fläche dieser Bronze hat auf der Mitte der (von oben gesehen) linken Planke eine ziemlich starke Bronze-Oehse, wahrscheinlich zum Durchziehen eines Bindfadens. Die conischen Zapfen sind, wie gesagt, innen hohl und scheinen mit einer sehr festen, kalkigen Masse ausgefüllt gewesen zu sein, die jetzt durch aufgesogene Auflösung der Bronzeoxydirung noch fester geworden ist. Von der oberen Rahmenplanke laufen drei, von der unteren vier Verbindungsplättchen zu den Figuren, wahrscheinlich, um sie zu halten, von denen drei untere Plättchen in Form eines auffliegenden Vogels mit Rumpf und abgebogenen Flügeln erscheinen.

Das ist leider Alles, was ich von dieser Stelle (Donifars) bekommen konnte. Ich war dort im Juni 1884, als Mitglied einer Expedition zur Ersteigung der Schneespitzen und Gletscher, und konnte mich nicht länger als eine Nacht aufhalten.

VI. Pfeilspitzen von Wladikawkas.

In der Nähe der Stadt Wladikawkas, auf einer ansehnlichen Höhe, „Lyssaja Gora“, finden sich die Ruinen eines zerfallenen, zum Theil aus gebrannten Ziegeln, zum Theil aus Geröllsteinen aufgeführten Baues. Die Lage derselben hat sehr viel entsprechendes mit der Höhe Tatar-Tup, die ich in meiner ersten Mittheilung beschrieben habe, und liegt auch in derselben Entfernung vom linken Terekufer. Wahrscheinlich hat diese Höhe in früheren Zeiten, wie auch an vielen anderen Stellen in Ossetien, zu einer Opferstelle gedient; später mit der Einführung des Christenthums ist hier wohl ein Dzuàr (auf Georgisch Kirche) gewesen, bei dem der heidnische Brauch, Opfergaben zu bringen, fortdauerte, wie auf Tatar-Tup und anderen Stellen noch heut zu Tage üblich ist. — Die Ausgrabungen gaben als Resultat einige Pfeilspitzen, meist lanzettförmig, klein. Nur eine einzige dreieckige fand sich darunter.

VII.

Ueber die Sambaquys in der Provinz Rio Grande do Sul (Brasilien).

Von

Prof. **THEOD. BISCHOFF** in Taquara do Mundo Novo.

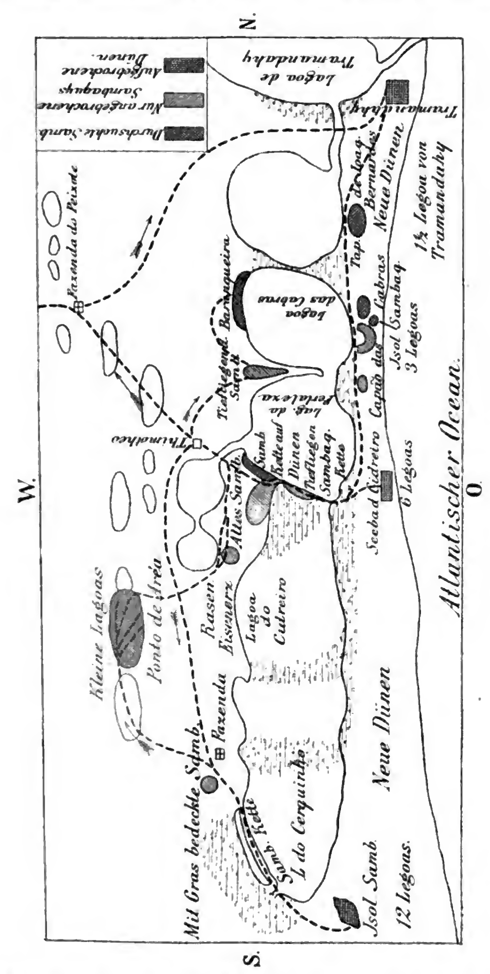
(Hierzu Tafel V.)

I.

Die nachstehende kleine Karte macht durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit, richtige Darstellung der Lagoas-Kette und Genauigkeit in Angaben der Entfernungen; was allein durch dieselbe bezweckt werden sollte, ist, die gegenseitige Lage der Sambaquys zu bezeichnen, sowohl derjenigen, welche ich untersuchte, als auch solcher, die ich wohl auffand, wegen Mangel an Zeit aber nicht untersuchen konnte. Ich hielt es in solchen Fällen für genügend, dieselben anzugraben oder anzubrechen, um mich fest von der Existenz derselben zu überzeugen, wie z. B. bei der Sambaquy-Kette am Lagoa da Cerquinha, bei Cidreira, bei der Wohnung eines Gutsbesitzers am Lagoa da Cerquinha, auf einer Halbinsel am Lagoa da Fortaleza und bei einer Anzahl anderer, welche, da sie sämmtlich mehr oder weniger im Sande begraben waren, viele und eben des, bei jedem Hieb mit der Hacke, emporwirbelnden Sandes halber höchst widerwärtige Arbeit gemacht hätten. Es ist indess kein Zweifel, dass auch ausser den, von mir aufgefundenen Sambaquys noch eine ganze Anzahl in der, von mir untersuchten Gegend vorhanden ist; ich habe manchen Ritt vergebens ausgeführt, indem man mir Mittheilung von mächtigen Sambaquys machte, die man noch kurz vorher gesehen haben wollte, wohl auch gesehen hatte, von denen aber jetzt keine Spur mehr zu finden war: sie lagen mehr oder weniger tief im Sande begraben, und vielleicht sind schon jetzt manche der von mir untersuchten Sambaquys ebenfalls verschwunden, denn der nie ruhende Wind, der fliegende Sand ändert eine Gegend von einem Tage zum andern.

Die Lagoas-Kette konnte ich deshalb nicht richtig darstellen, weil mächtige, mit Schneidegras bestandene Sümpfe uns oft zwangen, die Ufer derselben zu verlassen und grosse Umwege zu machen, wobei wir die Seen

total aus dem Gesichte verloren. Thatsache ist indess, dass die ganze Kette unter sich zusammenhängt, dass alle Seen ihren Abfluss in den Lagoa de



Tramandahy und von dort ins Meer finden. Zufluss von Quellen und Bächen findet kaum statt, — sie füllen sich bei andauerndem Regenwetter, — Trocknungen zehren an ihnen. Nach und nach werden sie von Osten

her mit Dünensand zugeworfen, wie auch die weiter im Innern liegenden Ketten, welche bei früheren Hebungen der Küsten entstanden waren, grösstentheils zugeworfen wurden, obgleich nicht so ganz, dass man ihre Spuren nicht leicht verfolgen könnte. Reichten die Dünen nicht aus, sie zu füllen, so entstanden Sümpfe, welche, mit Schneidegras bewachsen, zahllosen Säugethieren, Amphibien und Vögeln ein Asyl geben. Hier leben Capybaras, Myopotamus, Ottern, Sumpfhirsche (ich konnte feststellen, dass es von diesen zwei, an Grösse und Farbe verschiedene Arten giebt und brachte von beiden Schädel mit Geweih), zahllose Sumpf- und Wasservögel, Fische, aber auch Crocodile, darunter recht grosse, auch den Menschen gefährliche; auch soll es dort eine sehr grosse Wasserschlange (Anaconda?) geben, doch habe ich sie nicht angetroffen.

Doch ist nicht aller Sand der alten Dünen in die Lagoas gegangen, er bedeckt den ganzen Campo bis an die Serra und, wo man angebrochenen Kamp findet, kann man sich leicht davon überzeugen. An manchen Stellen sind die Dünen nicht ganz eingeebnet worden und bilden dann ein welliges Terrain; tritt das Vieh hier einen Pfad in der Richtung des Windes, so entstehen bald tiefe Gräben, und nach und nach kommen solche Dünen wieder in Bewegung und vernichten und zerstören, was sie erreichen. In solchen Gräben fand ich zu wiederholten Malen eine grosse Anzahl von Topfscherben und Steinplittern, auch derbere Stücke; in den Wänden sassen sie vereinzelt, bald höher, bald tiefer — aber nirgends auch nur die geringste Spur von Sambaquys. So befinden sich solche, wieder von neuem fliegend gewordene, alte Dünen westlich von Tramandahy, mit zahllosen, 2—3 *m* tiefen Gräben, mit zahllosen Scherben, doch sind dort auch schon eine Anzahl von Steingeräthen und ganze Urnen gefunden worden, theils mit, theils ohne Knochen: drei enthielten mit den Knochen kleine, unregelmässig geformte Silberplatten mit je 2 Löchern; ich sah einige von letzteren. Auch das sog. Aréa Grande (grosser Sand) scheint eine wieder aufgewühlte alte Düne zu sein; fegt der Wind hier manchmal grössere Strecken rein, so dass der alte, härtere Meeresboden zu Tage tritt, so kann man auch, nebst zahllosen Topfscherben, Steingeräthe und Urnen finden, wenn man Glück hat und sich nicht scheut, Tage lang knietief im Sande umher zu traben. Etwas anders ist eine Stelle auf der Fazenda do Cidreiro; hier hat der Wind Rasen und Dünen rein weggefegt, aber der Urboden ist total mit Raseneisenerz bedeckt, zwischen welchem Topfscherben und Steinsplitter liegen. Sambaquys waren auch hier nicht, wohl aber fand ich mehrere Wurfkugeln, und letztere sind ein Beweis, dass hier nicht elende Muschelesser wohnten, sondern Jäger. Ich muss hier ausdrücklich erwähnen, dass die mit Raseneisenerz bedeckte Stelle jetzt höher liegt, als die gesammte Umgebung. Auch vereinzelte Kohlen fand ich, aber keine Feuerstelle.

Wieder anders, als die beiden erwähnten Stellen, ist ein Ort, genannt: Ponto de Aréa = Sandspitze; auch hier sind alte Dünen wieder in Bewegung

gekommen, aber diese waren kaum 1 *m* hoch; Gräben sind nicht mehr vorhanden, doch finden sich noch überall Reste, bald als Kegel, bald langgestreckt, mit mehr oder weniger Gras bestanden. Zwischen diesen fand sich theils etwas mit Sand bedeckter, theils ganz rein gefegter Urboden, und auf letzterem traf ich, nebst Scherben, Spinn- und Topfsteinen, eine grössere Anzahl Wurfkugeln von verschiedener Form und Grösse; einen sehr sorgfältig gearbeiteten Spinnstein in Form einer plattgedrückten Kugel, unten und oben mit je nur einer Höhlung in der Mitte der beiden Flächen; eine Wurfkugel, welche man anfänglich rund geschliffen, dann aber mit verschiedenen Flächen versehen hatte, so dass sie jetzt einen Würfel mit abgerundeten Ecken darstellt. Spinnsteine, die Höhlung ausgenommen, unbearbeitet, lagen gewöhnlich mehrere — bis zu fünf — beisammen. Dasselbe fand ich, südlich von dem isolirten Sambaquy am Lagoa do Cerquinho, glaubte aber, dass sie von früheren Exploranten zusammengetragen worden seien, welche sie dann als werthlos liegen gelassen; hier aber, wo sie, wenigstens noch grösstentheils, unzweifelhaft in ihrem ursprünglichen Lager waren, konnte ich das nicht annehmen, — es müssen entweder mehrere Personen aus einer Hütte gesponnen haben, oder es vereinigte sich eine Anzahl solcher, um zu spinnen und zu — klatschen, wie noch heute; auf diese Weise würde sich auch erklären lassen, warum einige grössere Steine 2—5 Höhlungen haben. Solche, fast unbearbeitete Spinnsteine sind verhältnissmässig sehr häufig, ich fand deren mindestens 100, und sind die in den Sambaquys angetroffenen denen aus den alten Dünen, jenen oben beschriebenen ausgenommen, ähnlich, indem sie sämmtlich, bis auf die Höhlung, keine Spur von Bearbeitung an sich tragen, weshalb ich sie denn auch, bis auf einige, liegen liess, wo sie lagen; sie sind den Transport nicht werth. Sambaquys fanden sich auch hier nicht.

Es liesse sich an solchen Stellen noch Vieles finden, wenn man Zeit, Geduld und Reitthiere zur Verfügung hat und sich nicht scheut, meilenweit in losem Flugsand umherzutraben, oft genug ohne Erfolg, wenn man trotz zahlloser Täuschungen den Muth nicht verliert, — Täuschungen, grösstentheils verursacht durch — „fossilen“ Kuhmist, welcher, vielleicht schon 100 Mal unter Sand begraben, vollkommen ausgetrocknet, vom Winde gerollt, Form und Farbe der Wurfkugeln hat. Sieht man einen solchen Ballen von Weitem liegen, eilt man freudig darauf zu und findet dann, anstatt einer Kugel von Stein, eine solche von Mist, so wird man, trotzdem sie „fossil“ ist, keineswegs angenehm überrascht; man wirft sie ärgerlich weg, um — wenige Minuten später abermals hineinzufallen. Wenn man endlich sich nicht darum kümmert, ob man Augen, Nase, Ohren, selbst Rock- und Hosentaschen voll Sand hat oder nicht, — derartiges mag ja zu den Leiden und Freuden eines Forschers gehören, mir waren solche Zugaben höchst unerwünscht und belästigend. Bei nasser, regnerischer Witterung fallen sie

freilich weg, dann werden aber auch keine Stellen von Neuem entblösst, mithin wenig oder nichts gefunden.

Auf der Fassenda des Hrn. Peixote, ca. 4—5 Meilen vom Meere entfernt, befinden sich ebenfalls sehr alte Sambaquys, doch konnte ich sie nicht untersuchen, da sie mitten in der Plantage lagen und bepflanzt waren. Auf einem jedoch hatte der Besitzer einen Schafpferch angelegt; die Schafe hatten im Laufe der Jahre die Muscheln so ziemlich pulverisirt, doch fand ich zwischen den Zaunpfählen nicht nur noch unversehrte Schlösser der Marisca, sondern auch Topfscherben, so dass die Existenz von Sambaquys in solchen Entfernungen vom Meere ausser Zweifel steht. Oestlich von den Gebäulichkeiten, Pferchen und Plantagen, welche auf einer leichten Schwellung, — wohl einer alten, eingeebneten Düne, — liegen, befindet sich ein grosser, mit Schneidegras bestandener Sumpf, nördlich eine Anzahl kleiner Seen, — Ueberbleibsel des in früherer Zeit bis hierher reichenden Meeres.

Es mag hier noch erwähnt werden, dass ich im vorigen Jahre in den Wänden eines Hohlweges, mitten in der Villa Conceiçaô do Arroio, fossile Mariscas entdeckte, welche genau dieselbe Stellung hatten, wie man sie noch heute an der Küste findet, und, ebenso wie hier, trifft man auch dort junge (kleinere) und ausgewachsene durcheinander, grösstentheils noch ganz, die Klappen geschlossen; eine Verwechselung mit Sambaquys ist mithin ausgeschlossen. Ich schätzte die Lage des Hohlweges damals auf 50 Fuss über Meereshöhe, — welche Schätzung indess nicht massgebend sein kann und sein soll, — und später erfuhr ich von einem ehemaligen Bewohner von dort, dass nördlich von Conceiçaô do Arroio noch mehrere, weit höhere Hügel liegen, welche ebenfalls ganz ähnlich gelagerte fossile Marisca-Lager tragen. Sie geben einen Massstab, um wie viel die Küste und wahrscheinlich auch die Serra geral im Laufe der Zeiten sich gehoben hat. Aber in welchen Zeiträumen? — diese Frage muss für's Erste unbeantwortet bleiben, vielleicht, dass spätere Entdeckungen und Beobachtungen einiges Licht darüber verbreiten; es würde dann auch das Alter der Sambaquys mehr oder weniger bestimmt werden können.

II.

Es mag auffallend erscheinen, dass die Sambaquys, im Verhältniss zu den europäischen, nicht dicker sind; das dickste, von 40 *cm* Höhe, fand ich im Capao das Cabras, doch erklärt sich dies leicht aus der Natur der Marisca-Schalen, welche überall in der, von mir durchforschten Gegend die Hauptmasse der Sambaquys bilden. Diese Muscheln sind nicht nur an sich sehr dünn und zart, sondern auch so zerbrechlich, dass ein mässiger Druck der Finger sie zerstört; andererseits brechen sie so lange, als die Einzeltheile noch eine Krümmung zeigen, sowohl durch ihr Eigengewicht, als auch durch die auf ihnen ruhenden Lasten; mithin können sie mit der derberen Auster, welche den Hauptbestandtheil der dänischen Kjökkenmöddinge ausmacht, nicht in Ver-

gleich gezogen werden, deren Schalen wohl grösstentheils ganz geblieben sind, jede einzelne mithin ebenso viel und mehr Raum einnimmt, als 20—30 solcher von Mariscas. Die anderen, derberen Meermuscheln und Gehäuse finden sich immer nur vereinzelt, nie so zahlreich, dass sie Nennenswerthes zur Mächtigkeit der Sambaquy-Schichten beitragen könnten. Weiter im Norden der Provinz, bei Torres, wo die Küste felsig wird, giebt es nur aus Austernschalen gebildete Sambaquys, welche den europäischen an Mächtigkeit nicht nachstehen sollen, doch hat sich die Industrie derselben bemächtigt, es wird Kalk davon gebrannt, und bald wird man auch von diesen sagen können: sie sind gewesen! Ich kam leider nicht dorthin; Zeit und Umstände erlaubten es nicht; was aber wird in wenigen Jahren noch übrig sein von dem Allen? Dort werden sie vernichtet von Menschenhänden, hier von den Elementen, welche, wenn auch kaum bemerkbar, unaufhörlich an ihrer Auflösung arbeiten. In Taf. V. Fig. 9 habe ich versucht, eine solche theilweise Zerstörung eines Gliedes der Sambaquy-Kette am Lagoa da Fortaleza bildlich darzustellen. Auf der linken Seite des Bildes führt ein, vom weidenden Vieh durch Düne und Sambaquy getretener Pfad bis in das, hinter demselben liegende Wäldchen; die linke Wand, welche den Pfad begrenzt, erhebt sich steil, an einzelnen Stellen ist das Sambaquy bereits vom Winde unterminirt und wird stückweise herunterbrechen, rechts des Pfades ist bereits der obere Theil der Düne sammt dem Sambaquy verschwunden; nur unmittelbar am Rande der zur See gekehrten Böschung ist, eigenthümlich genug, ein fast viereckiger Pfeiler, von ca. 2 *m* Durchmesser, stehen geblieben, auf welchem ein Rest des Sambaquy aufgelagert ist und frei zu Tage tritt; weiter aufwärts, ca. 6 *m*, hat eine starke Baumwurzel der weiteren Verwüstung Einhalt gethan, indem sie den herabrieselnden Sand aufhielt und so eine Unterminirung des Sambaquy durch den Wind unmöglich machte. Ganz rechts, auf dem Bilde nicht sichtbar, ist die Zerstörung viel weiter aufwärts gegangen, so dass nur noch die Ausläufer des Sambaquy vorhanden sind. Am Westende der Kette dagegen befindet sich ein 6—8 *m* breiter Graben, hüben wie drüben in den Böschungen sind noch Spuren von Sambaquys vorhanden, im Graben selbst ist Alles rein hinweggefegt, nicht nur Dünen und Sambaquys, auch die Bäume des Waldes, denen der Wind nach und nach die Erde nahm, sind verschwunden. Einige stehen noch, aber wie auf Stelzen, auf ihren Wurzeln; der Stamm, hoch oben frei in der Luft hin und her schwankend, wird stürzen, sobald der Wind noch etwas mehr Sand entführt hat; der Graben wird breiter und der Baum, der heute noch festgewurzelt dem Sturme trotzt, wird von leichten Winden dem Untergange entgegengeführt, wie auch sein Nachbar — und mit ihm ein Stück unserer Urzeit. An dem, von mir in Fig. 9 dargestellten Orte wird sich genau dasselbe ereignen; noch hält die quer vorliegende Wurzel das Verderben auf, aber sie ist schon dürr, der Stamm gebrochen, lange kann sie nicht mehr schützen.

Das seltene Vorkommen von Knochen der Säugethiere mag theilweise seinen Grund darin haben, dass die Wilden ihre Nahrung mehr dem Meere entnahmen, als dem Lande, dass sie nicht Jäger waren, wenn sie auch gelegentlich jagten und Wildpret durchaus nicht verschmähten, wie die Ueberreste von Didelphys, Cervus campestris, Capibara u. s. w. beweisen. Dagegen fand ich nie Reste von Schildkröten, welche doch zur Laichzeit leicht zu erlangen sind, und ebenso wenig von grossen Taschenkrebsen, bras. Cirí, welche, jetzt wenigstens, sehr leicht und ohne Mühe zu fangen sind, auch von den Bewohnern gegessen werden. Im Brackwasser des Lagoa de Tramandahy, auch im Rio sind sie sehr häufig, dagegen habe ich im Meere selbst keine angetroffen. Auch Reste des Cervus paludosus fand ich nicht; es mag den armseligen Wilden an Mitteln gefehlt haben, dieses scheue und flüchtige, stets in Sümpfen lebende Thier zu erlegen, was ja auch jetzt nur gelingt, wenn man ganz vorzügliche Hunde zur Verfügung hat. Von Lutra traf ich keine erkennbaren Reste, ebenso wenig von Myopotamus, so häufig diese Thiere jetzt auch dort vorkommen. Tatu und Tucutuco fehlen gleichfalls. Vorzüglich letztere sind jetzt in jenen Gegenden eine wahre Landplage, indem sie auf weite Strecken den Boden unterhöhlen und dem unvorsichtigen Reiter zu Purzelbäumen verhelfen. — Anderntheils mag das verhältnissmässig seltene Vorkommen von Thierknochen darin seinen Grund haben, dass wilde Thiere, Füchse z. B. und die verschiedenen Arten Aasgeier, sie wegschleppten. Aasgeier sah ich in Tramandahy urgemüthlich zwischen den Fischern umherspazieren; trat oder warf man nach ihnen, so machten sie höchstens einen Seitensprung, oder flogen 3—4 *m* weit; sie werden damals ebenso keck gewesen sein, wie heute. Die Frechheit der Füchse ist weltbekannt, und was ich selbst mit diesen Bestien im Capaõ dos Cabras erlebte, bewies mir, dass man ihnen nie und nirgend zu viel gethan hat. Sie kamen bis unmittelbar an unser Lager, so dass wir vier erlegen konnten, ohne dass wir nöthig gehabt hätten, uns zu erheben. Sie schleppen alles weg, was sie erreichen können, selbst Stiefel mit sammt den Sporen, zernagen und zerkauen das Leder, fressen Riemen und Lassos. In unserem Falle hatten wir ihnen einen Feiertagsschmaus verschafft, indem wir kurz vor Nacht ein Crocodilnest mit 38 Eiern ausgehoben und diese, welche so gross sind, wie Gänseeier, nahe unserem Lager weggeworfen hatten. Am anderen Morgen fanden wir nur noch die Schalen, die Füchse hatten sie ausgeleert; wie aber der, die ganze Nacht währende heillose Spektakel bewies, war es ohne Zank und Streit nicht abgegangen. Ebenso frech, ebenso keck werden sie auch zur Zeit der Muschelesser gewesen sein, und es war gewiss ein seltener Zufall, wenn ihnen ein Knochen entging. Die Spärlichkeit der Ueberreste kann demnach nicht als unumstösslicher Beweis gelten, dass die Sambaquy-Wilden nicht auch Jäger waren, freilich nicht in dem Maasse, wie die Wilden, welche später dort hausten und ausschliesslich von der Jagd gelebt haben müssen, da man nie Sambaquys und Wurfkugeln (Bolas)

zusammentrifft. Dass jene Muschelesser im Laufe der Zeiten sich zu Jägern umgewandelt haben, scheint mir deshalb unwahrscheinlich, weil man die Bolas auch manchmal oben auf der, die Sambaquys überlagernden, 1—2 *m* hohen Decke findet, — doch wohl ein Beweis, dass letztere später dort lebten, als jene. Die Jäger wohnten noch dort in der Neuzeit, also vor vielleicht 200 bis 300 Jahren, denn es werden noch jetzt Bolas frei auf den Campos gefunden, wenn sie gebrannt und so von Gras entblösst werden. Ich freilich durfte nicht wagen, einen Campo anzuzünden, denn die Trocknung war während meines Dortseins zu gross; das Feuer konnte weiter gehen, als mir lieb war. Ist der Campo gebrannt, haben Wind oder Regen die Asche beseitigt, so liegen die Kugeln entweder ganz frei oder doch nur wenig im Boden steckend auf der Erde, vereinzelt, nie mit Scherben oder sonstigen Geräthen zusammen: sie müssen mithin auf der Jagd verloren gegangen sein. Wo dagegen diese Jäger gewohnt haben müssen, trifft man nicht nur Bolas, sondern auch Spinn- und Topfsteine, Steinsplitter und Scherben; auch Aexte und Messer sind gefunden worden, — leider nicht von mir, — wie z. B. in Ponto de Aréa, Aréa grande und anderen Stellen, aber keine Sambaquys. Freilich fand ich auch keine Knochen und nur an einer Stelle Kohlen.

Es kann natürlich nur Muthmaassungen darüber geben, wie die Wurfkugeln, welche den Bugres jedenfalls viel Mühe und Arbeit verursachten, verloren gehen konnten, doch können wir einige Aufklärung hierüber erlangen, wenn wir Form und Handhabung der, jetzt bei unseren Campeiros und Gaúchos üblichen Bolas in Betracht ziehen. Diese führen gewöhnlich 3 Kugeln von verschiedener Grösse, welche mit Haut überzogen und, vermittelst 1,5 — 2 *m* langer Riemen, durch einen Knoten vereinigt sind. Der Bolador nimmt die kleinere Kugel in die Hand, greift die Riemen der andern beiden kurz, lässt solche aber nach und nach, die Kugeln um seinen Kopf schwingend, ausschiessen, und sobald sie den nöthigen Schwung haben, schleudert er sie nach den Beinen des Thieres, welches er fangen will. Die Bolas, um sich selbst wirbelnd, umschlingen die Beine des zu fangenden Thieres und bringen es zu jähem Sturz. Es folgt aus dieser Methode, dass nur selten Kugeln verloren gehen: wird das Thier getroffen, so hängen sie an den Beinen desselben; geht der Wurf fehl, so fliegen sie gerade aus und können ohne Mühe aufgefunden werden. Daher glaube ich schliessen zu dürfen, dass unsere Wilden, welche überall, wo sie wohnten, zahlreiche Wurfkugeln verloren, andere Methoden in Anwendung brachten, dass sie entweder mit einzelnen Kugeln, in Form einer Schleuder, warfen oder aber, wie eine Tradition sagt, 10—12 derselben an 0,5 *m* langen Schnüren vereinigten, und endlich, was noch wahrscheinlicher, dass sie beide Methoden anwandten, erstere für kleineres Wild und Vögel, letztere für grössere Thiere: Cerv. camp., Capibara, Strauss u. s. w., welche nicht so leicht durch einen geschleuderten Stein betäubt oder getödtet werden konnten. Bei beiden Methoden gingen aber leicht Kugeln verloren; bei vielen Kugeln

konnte eine die andere beim Widerprall wegschleudern; gingen einzelne Kugeln fehl, so war es schwer, sie im Grase aufzufinden; trafen sie, so konnten sie nach links oder rechts abspringen und waren dann ebenfalls zum grössten Theile verloren. Es erklärt sich so auf die einfachste Weise das verhältnissmässig häufige Vorkommen zerstreut umherliegender Wurfkugeln, theils unter, theils auf Dünen und Campo. Auch hier im Urwalde, im Gebirge habe ich einzelne, dem Anschein nach sehr alte Wurfkugeln gefunden, doch sehr selten. Der Wald, mit seinem dichten Unterholz, erlaubte die Anwendung einer solchen Waffe nur in Ausnahmefällen, hier waren Pfeil und Bogen am Platze, und überhaupt deuten andere Geräthe, z. B. durchbohrte, runde Streitäxte, die weder in den Sambaquys, noch sonst wo an der Küste gefunden werden, darauf hin, dass hier im gebirgigen Urwalde ganz andere Stämme hausten, welche weder mit den Sambaquys-, noch mit den Campos-Bugres identisch waren.

III.

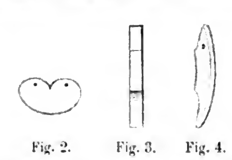
Aber auch die Befestigung der Schnüre war eine andere als die bei unseren heutigen Campeiros. Die Kugeln wurden nicht mit Haut umschlossen, sondern waren mit einer eingeschliffenen Hohlkehle zur Aufnahme der Schnur versehen. Fast alle haben die Form eines kurzen, etwas plattgedrückten Eies; über die breiteren, aber immer noch convexen Theile, sowie über den stets gut gerundeten Kopf läuft die Rille, welche sich am spitzen Ende nicht immer vereinigt. Andere sind mehr breit als lang, noch andere fast rund.

Die Verschiedenheit der Lebensweise, der Geräthe und Waffen, wenigstens in der Form, legen klar dar, dass Sambaquy-, Campo- und Wald-Bugres drei verschiedenen Völkerschaften angehörten, von denen die Sambaquy-Bugres auf der untersten Stufe standen, unsere Wald-Bugres aber auch die Campos-Bugres an Intelligenz weit übertrafen; dies beweisen die durchbohrten Streitäxte, die gut gearbeiteten, oft zierlich bemalten Scherben und Graburnen der Neuzeit, auch Kochtöpfe fand ich, welche auf der oberen Seite bemalt waren. Es beweisen dies ferner die oft zierlich gearbeiteten Pfeifen, aus denen sie einen giftigen, wenigstens stark betäubenden Stoff (Blätter, oder wie die Tradition will: den präparirten Bast eines Baumes) geraucht haben müssen, denn die Höhlung des Kopfes fasst kaum das erste Glied eines kleinen Fingers. Bei Conceiçaõ soll eine Pfeife gefunden worden sein, doch liegt hier die Serra mit ihrem Urwalde so nahe, dass es mindestens zweifelhaft bleibt, ob sie von Campo-Bugres herrührt. Ferner hatten unsere Wald-Bugres Plantagen; sie pflanzten Mais, Mandiocca, eine Kürbisart und vielleicht noch anderes, auch eine wildwachsende Art des spanischen Pfeffers wurde cultivirt und als Gewürz verwandt. Die Campos-Bugres haben wohl nie Plantagen gehabt; der magere, unfruchtbare Sandboden, dem auch heute nur eine leidliche Ernte bei starker Düngung abzugewinnen ist, ermunterte

nicht dazu; die Erfindung und der Gebrauch der Wurfkugeln hebt sie aber hoch über die Muschelesser, welche auf ihren Dünen, am Meeresstrande, oder mitten in den Sümpfen noch weniger an Plantagen dachten, als jene.

Schon zu wiederholten Malen war von Spinnsteinen die Rede, und Mancher mag gefragt haben: wozu Spinnsteine? was spannen die Wilden, die doch weder Baumwolle, noch Hanf und Flachs hatten? Das Alles hatten sie nun wohl nicht, auch keine Wolle und Seide, aber in einer Bromelienart, der Gravatá do Mato, und in der, auf dürrem Sandboden gedeihenden Pitta-Pflanze besassen sie ein ausgezeichnetes Spinnmaterial, welches, vorzüglich ersteres, dem Hanfe an Biegsamkeit nicht nachsteht, ihn an Dauerhaftigkeit aber weit übertrifft. Die Gravatá wächst in den Wäldern am Fusse der Serra Geral noch heute in grosser Menge und wird auch jetzt noch von den Fischern zu Angelschnüren, Netzen u. s. w. verarbeitet. Um die Fasern zu gewinnen, wird die Pflanze aus der Erde genommen und ins Wasser gelegt, bis die äussere fleischige Bedeckung der Blätter gefault und die Randdornen abgefallen sind. Unter dem fleischigen Theile liegen jederseits bastartige, sehr feine Häutchen, welche die Fasern umschliessen. Ich sah jene zu Kopfkissen und Strohsäcken verwendet; sie werden, sobald sie trocken sind, auseinander genommen und man entnimmt ihnen die Fasern, welche ohne jede weitere Bearbeitung versponnen werden. Möglich, dass, wenn später der Kampf um's Dasein die dortigen Bewohner aus ihrem süssen Nichtsthun aufstachelt, viele einen Erwerb in Herstellung dieses ausgezeichneten Spinnstoffes finden werden. Wer hingegen grössere Mengen der Pitta-Faser haben will, muss sie cultiviren, obgleich sie auch wild vorkommt. Sie gehört wahrscheinlich zu den aloeartigen Gewächsen oder Agaven: die Blätter werden 2 *m* und mehr lang, sind nicht sehr fleischig, ohne Dornen, von hellgrüner Farbe. Die Form der ganzen Pflanze erinnert an Ananas, doch ist sie viel grösser. Ein Blatt, welches ich mass, hatte bei 1,5 *m* Länge in der Mitte 0,22, an der Basis 0,10 *m* Breite; es war nur an der Basis 0,04, sonst aber etwa 0,01 *m* dick. Die Pflanze treibt einen starken, 5—6 *m* hohen Blüthenstengel, welcher sich nach und nach von unten bis oben mit kleinen weissen Blüthen bedeckt, deren jede eine Frucht hinterlässt und ihrerseits von kleinen, sonst aber den Pitta-Blättern ähnlichen Blättchen umgeben ist. Dieses Gewächs wird gepflanzt. Um die Faser zu gewinnen, werden die Blätter ins Wasser gelegt, bis alle fleischigen Theile gefault sind; die Fasern werden dann gut ausgewaschen und sind zum Spinnen fertig. Sie sind weit rauher, als die der Gravatá, aber ebenso dauerhaft und dabei so leicht, dass aus denselben verfertigte Taue auf dem Wasser schwimmen, daher sie auch nicht zu Netzen und Fischschnüren gebraucht werden können. Ob auch die Pitta schon zur Zeit der Bugres an der Küste einheimisch war, mag fraglich sein; die einzelnen, auf dem Campo wachsenden Stöcke können von cultivirten Pflanzen abstammen. Die Gravatá dagegen wird vor Tausenden von Jahren ebenso häufig gewesen sein, wie jetzt, und war den Sambaquy-

Bugres ebenso bekannt, als denen der Campos, von welchen die europäischen Einwanderer die Pflanze und ihre Behandlung kennen lernten. Die Wilden werden aus jenen Spinnstoffen nicht nur Schnüre zum Fischen und Schleudern gefertigt haben, sondern wahrscheinlich auch Kleidungsstücke, z. B. Schamschürzen, welche wenigstens die Frauen ebensowohl getragen haben dürften, als die Wilden des Urwaldes, nur dass letztere sie nicht aus gewebtem Zeug, sondern aus dem Bast eines Waldbaumes, der Embira açú, herstellten. Diejenigen, welche ich sah, waren etwa 22—25 *cm* breit; dem Vordertheile hatte man nur die rauhe Rinde genommen und ihn dann mit schwarzer und rother Farbe bemalt; beide Enden dagegen waren durch Klopfen und Reiben weich gemacht, so dass man sie binden konnte. Spinnsteine habe ich im Urwalde nie angetroffen, obgleich die Steine, welche ich hier auffand, nach Hunderten zählen; damit ist indess nicht gesagt, dass die Leute nicht ebenfalls gesponnen und sogar gewebt hätten. In den baumartigen Brennnesseln, Ortigaõ, deren Stämme auf geeignetem Boden 30—40 *cm* Durchmesser erreichen, hatten sie einen leicht zu gewinnenden Faserstoff, ebenso in den Blättern der Stachelpalme, Tucum, deren Faser aber auch zu Bogensehnen benutzt wurde, da es wohl kaum einen Stoff giebt, der stärker und dauerhafter wäre, als dieser, denn, in Zwirndicke zusammengedreht, zerreisst ihn Niemand. Um diese Faser zu gewinnen, werden die Blätter einzeln einmal geknickt, so dass die fleischigen Theile brechen, man schiebt die beiden Hälften an einander vorbei, wodurch die Faser freigelegt wird; dann knickt man das Blatt zur anderen Seite, wiederholt das Vorbeischieben, bis alle fleischigen Theile entfernt sind; sie kann gleich gebraucht werden.


Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Ueber die Begräbniss-Methoden der Sambaquy-Bugres habe ich schon weiter oben gesprochen; die viel später auftretenden Campos-Bugres setzten, wenigstens zum Theil, ihre Todten in Urnen bei und fügten Schmuckgegenstände, falls solche vorhanden, der Leiche bei, z. B. die oben erwähnten Silberplatten. Ich sah eine Platte aus Kupfer, fast herzförmig (Fig. 2), mit zwei Löchern, auch aus Knochen gefertigten Zierrath, auf Kupferdraht gereiht, in obenstehender Form und Grösse (Fig. 3 u. 4). Solche wurden gefunden sowohl im Aréa Grande bei Conceiçao, als auch in Sta. Christina, zwischen hier und dem eigentlichen Campo; möglich, dass Sta. Christina damals auch Campo war.

Gewöhnlich sind die Urnen so gross, dass sämmtliche Knochen des Verstorbenen hineingingen, bei Conceiçaõ fand man aber drei kleine, flache Urnen mit je einem Theil derselben. Gewöhnlich sind die Urnen roh gearbeitet, die Aussenseite roh verziert, indem man mit den Fingernägeln, wohl auch mit kleinen, platten Steinen ringsum Eindrücke machte. Die Wilden stellten diese Gefässe her, indem sie den Thon zuerst in Schnüre formten

und diese aufeinander legten. Geeignete ovale Steine dienten, um die Töpfe innen zu glätten; ausserhalb suchte man die Fugen und Fingereindrücke dadurch zu verdecken, dass man mit dem Nagel Zierrathe anbrachte. An vielen Töpfen und Scherben kann man deutlich beobachten, dass sie nicht — so zu sagen — aus einem Stück geformt sind. Nachdem der Boden fertig, machte man Ringe von Handbreite, deren Unterrand über den Rand des Bodens geschoben wurde, ungefähr wie der Deckel über eine Schachtel. Solcher Ringe wurden mehrere übereinander gesetzt, bis die gewünschte Grösse erreicht war. Zuweilen sind diese Aufsätze eingeschnürt, so dass man sie ganz deutlich erkennen kann (Fig. 5), gewöhnlicher aber bemerkt man nur auf der Aussenseite die hervorragende verdickte Fuge. Ich denke mir, dass die Verfertiger die unteren Theile immer erst etwas antrocknen liessen, um das Zusammenbrechen ihres Fabrikates durch Eigengewicht zu verhindern. Neuere Töpferarbeiten sind gewöhnlich aussen so glatt, als innen, und wenn sie auch Eindrücke zeigen, so erkennt man doch leicht an der Zierlichkeit derselben, der sauberen, regelmässigen Stellung, der Dünnheit der Gefässwände, dass die Wilden bedeutende Fortschritte in diesem Gewerbe gemacht haben. Oft haben die glatten Gefässe einen weissen Ueberzug, der entweder mit einfachen, ringsum laufenden rothen Ringen versehen ist, oder sie haben ringsum rothe geometrische Figuren: Spiralen, Quadrate, Rauten u. s. w. Nie sah ich andere Figuren, etwa Blumen, Thiere oder dergl. mehr. Die Töpfe wurden gebrannt, indem man sie in glühende Kohlen begrub; die Abkömmlinge der Wilden in Nonahay verfahren noch jetzt so.

Fig. 5.

Nie habe ich Urnen gesehen, welche gross genug gewesen wären, um einen ganzen Menschen zu fassen, und ebenso wenig sah ich solche, deren Oeffnung gross genug gewesen wäre, um einen Menschen unzertheilt hineinstecken zu können. Wenn man mithin nicht annehmen will, dass die Ueberlebenden das Fleisch verzehrten und dann die Knochen beisetzten, — ein Verfahren, welches mir sehr unwahrscheinlich ist, — so müssen sie andere Methoden gehabt haben, um das Fleisch zu entfernen. Dass sie es von den Knochen herunterschnitten, dem widerspricht die Pietät, mit welcher sie dieselben zu bewahren und zu schützen suchten; ich glaube vielmehr, dass sie die Leiche eine bestimmte Zeit in die Erde legten, bis das Fleisch verwest, das Skelet zerfallen war, wenigstens fand ich in den fünfziger Jahren hier im Urwalde einen solchen Begräbnissplatz; die Knochen waren schon ganz mürbe. Man hatte die Leiche auf den Boden gelegt und dann Erde darüber gehäuft, und eben diese Anhäufung verrieth sie.

1. Baranqueira am westlichen Ufer des Lagoa das Cabras mit Resten von Sambaquys.

(Tafel V. Figur 1.)

Der 4—5 Quadrat-Meilen grosse See hat nicht nur am östlichen Ufer Sambaquys (im sog. Capaõ das Cabras = Ziegenhain), sondern auch an seinem westlichen, und müsssen letztere — den wenigen vorhandenen Spuren und Resten zufolge — sehr bedeutend gewesen sein. Die Reste, noch in ihrer ursprünglichen Lage, fast ausnahmslos dünn geschichtet, sind zur Seeseite dicker, verlieren sich jedoch schon, keilförmig auslaufend, nachdem man 20—40 *cm* gegraben hat. Sie liegen nicht auf alten Dünen, auch nicht auf vom Meere abgelagertem Sand, sondern auf einer, aus Thon, Mergel und Sand gebildeten Meeresablagerung, wie ich dies sonst nirgends antraf. Man darf also wohl annehmen, dass sich an dieser Stelle die Küste höher gehoben habe, als an anderen, mithin den Wilden eine bequeme, sandfreie Wohnstätte bot. Jetzt sind die Reste der Sambaquys freilich mit Flugsand bedeckt, welcher eine leichte Grasnarbe und hin und wieder niederes Gestrüpp trägt. Die Reste der Sambaquys sind, wie gesagt, sehr gering und dürften in wenigen Jahren ganz verschwunden sein; um so mehr zeugen die, im See liegenden Spuren von der ehemaligen Breite derselben, bestehend in Steinen, Steinsplittern und Topfscherben; auch Meermuscheln fanden sich, jedoch selten. Leider konnten wir den Seeboden nur da untersuchen, wo das zurückfliessende Unterwasser den Sand weggerissen und mitgenommen hatte. Solche Stellen verfolgte ich bis zu 30 *m* zum See hinein, bis er zu tief wurde, um auf dem Grunde etwas erkennen zu können, und fand überall Steine, Splitter und Scherben, welche an einzelnen Stellen den Urboden, mergeligen Sand, förmlich bedeckten. Bruchstücke von Steingeräthen, Aexten, Schleifsteinen u. s. w. fand ich mehrere, auch Spinnsteine, aber kein einziges, welches noch brauchbar gewesen wäre, — Alles war zerbrochen und zerschlagen. Knochen fand ich keine, weder von Menschen noch Thieren. Das Ufer steigt, soweit Reste von Sambaquys vorhanden, überall steil und unmittelbar aus dem See auf, daher der Name dieser Stelle — Baranqueira — und zwar, mit dem jetzt überlagernden Sande, bis zu 5 *m*. Die Sambaquys liegen nur 3—4 *m* hoch. Hier hat sich mithin nicht, wie z. B. am südlichen Ufer des Lagoa da Fortaleza, eine Sandbank vorgelagert, da die, durch die fast beständig wehenden Nordwinde hervorgebrachte Strömung die unterwaschenen und herabstürzenden Ufertheile mitnimmt, anstatt sie, wie dort, mit Sand zu bedecken und zu festigen. Das steile Ufer ist mehrfach durch schmale Einschnitte zerschnitten, Wege, welche das, auf dem benachbarten Campo weidende Vieh, wohl auch Wild, Capibaras, Crocodile, Ottern u. s. w. im Laufe der Jahre ausgetreten haben; sie gehen jedoch nicht alle bis auf den Wasserspiegel herab, da die unteren Theile von den Wogen weggewaschen sind. Da hier der Boden durch Mergel und Thon mehr ge-

bunden ist, so können die Winde hier solche Wege nicht verbreitern, wie dies am südlichen Ufer des Lagoa da Fortaleza geschieht, wo auch die, unter den Sambaquys lagernden Schichten nur aus Flugsand-Dünen bestehen und sich daher beständig verbreitern. Die Sambaquys dürften hier eine Länge von 500—600 *m* gehabt haben.

---

2. Sambaquys am südlichen Ufer des Lagoa da Fortaleza.

(Tafel V. Figur 2—3.)

Die Unterschiede zwischen diesen und jenen am Lagoa das Cabras habe ich schon im Vorigen angedeutet. Sie bestehen hauptsächlich darin, dass diese noch nicht so vollständig, wie jene, von Wind und Wogen zerstört sind; dass sie auf Sand — Dünen — liegen und auch von Sand überlagert sind; dass zwischen ihnen und dem Lagoa eine gewöhnlich trocken liegende und als Fahrstrasse benutzte Sandbank liegt, welche, wenn Hochwasser und Stürme herrschen, den Wellenschlag bricht und so die Sambaquys tragenden Dünen einigermaassen schützt; dass endlich am östlichen Ende der Sambaquy-Kette ein sehr altes und mächtiges Sambaquy liegt, welches weit älter sein muss, als die, dasselbe theilweise überlagernden, daneben liegenden, neueren. Die neuen Sambaquys werden vom Lagoa da Fortaleza begrenzt und sind mit Dornen und Gestrüpp überwuchert, so dass nur die, dem See zugewendete Seite frei, wenigstens an den meisten Stellen, zu Tage tritt. Hinter dem Gestrüpp, also da, wo höchst wahrscheinlich die Wilden ihren Wohnsitz hatten, erhebt sich etwas höherer Wald, in welchem einige Figueiros (Ficus-Art) am mächtigsten hervortreten; alles übrige ist mehr oder weniger verkrüppeltes Zeug, — wohl eine Folge der heftigen Nordwinde und des mageren Bodens. Das alte Sambaquy grenzt nur mit seinem nördlichen Ende an den Lagoa; die Hauptfront, etwa 500—600 *m* lang, zieht von Nord nach Süd und bildet mit der Front der neuen Sambaquys-Kette einen rechten Winkel; es ist östlich von einem tiefen, mit Schneidegras (Tiririca) bedecktem Sumpfe begrenzt, zieht sich durch den ganzen Capaõ (Hain, Wäldchen) bis hinaus auf den freien Campo, wie dies die Tucotucos = Ctenomys brasiliensis, welche hier die Stelle der Maulwürfe vertreten, in den, von ihnen ausgeworfenen Erdhaufen, welche, wenn Sambaquys vorhanden, immer Scherben der Marisca enthalten, klar darthun. Die Breite dürfte zwischen 20—80 *m* wechseln. Die Grasdecke, bei jeder Trocknung verdorrend, dürfte 20—30 *cm* Erde haben. Gefunden wurde nichts des Mitnehmens werthes: Steine, einige Splitter abgerechnet, gar keine; Knochen von Menschen und Thieren ausnahmslos so verwittert, dass sie nicht transportabel waren. Von letzteren fand ich überhaupt nur die Schwanzwirbel einer grösseren Beutelratte. In Bezug auf Menschenknochen machte ich jedoch die höchst eigenthümliche Beobachtung, dass sie nicht, wie sonst in den neueren Sambaquys, in natürlicher Lage gelegt waren; vielmehr lagen sie wild durcheinander, und alle Röhrenknochen waren

zerschlagen(!), nicht gespalten, sondern quer durchgebrochen. Rohe und dicke Topfscherben fand ich auch einige, doch nur wenige. Ein Stück Stein, welches, sonst ungeformt, eine kleine Aushöhlung hatte, dürfte zum Spinnen gedient haben.

In den neuen Sambaquys waren auch die Steine, rohe, wie geschliffene, sehr selten, immerhin aber häufiger, als in dem alten. Spinnsteine waren häufiger, auch fand ich einige ovale, richtiger eiförmige Steine, Rollkiesel, unbearbeitet, die höchst wahrscheinlich zum Glätten der Innenseite der Töpfe dienten, Bruchstücke von verschiedenen Geräthen (Aexten, Schleifsteinen, Messern, Schabern). Von den Spinnsteinen haben manche bis zu 5 Aushöhlungen; solche haben 16—18 *cm* Durchmesser, sind platt, aber, jene Höhlungen abgerechnet, nicht weiter bearbeitet.

Von Thieren fand ich die Knochen vom Kampreh (Cervus campestris), Didelphys, Sandfuchs (Canis vetulus) und einige Vogelknochen, z. B. vom Dachaõ = Palamedea Chavaria und vom Joaõ grande = Ciconia Maguari. Kamphirsch und Didelphys ausgenommen, konnte ich die Knochen mit solchen von uns erlegten Thieren vergleichen; jene kannte ich. Vom Kamphirsch fand ich ein Stück des Schädels mit Gehörn, freilich auch beschädigt; vom Beutelthier einen halben Unterkiefer mit einigen Zähnen, und auch einen solchen vom Kamphirsch, nebst unzerschlagenen Röhrenknochen desselben, jedoch nicht mit jenem zusammen; das Schädelbruchstück lag unter dem Sambaquy, die anderen mitten darin.

Weit häufiger, als Thierknochen, fand ich solche von Menschen und, soweit ich dies beobachten konnte, in natürlicher Lage, der Körper gestreckt, die Markröhren unzerbrochen. Nie fand ich solche zwischen den Muscheln, immer unter denselben, so dass sie wahrscheinlich den Leichnam auf den Boden neben dem Sambaquy legten und ihn dann entweder gleich oder nach und nach, vielleicht beides, mit Muschelabfällen bedeckten. Bruchstücke von Schädeln fand ich öfters, jedoch keinen so, dass man ihn hätte restauriren können. Es kommt hinzu, dass auch diese Sambaquys schon sehr zerstört sind, denn auch hier fand ich, weit hinaus im See, Scherben von Töpfen, Steinsplitter und Muscheln. Grosse Strecken werden auch vom Wind zerstört, denn haben Vieh oder Wildthiere einen Pfad getreten, die Wurzeln der Gräser und sonstiger Gewächse vernichtet, so arbeitet der Nordwind rastlos weiter, die Pfade verbreiternd und vertiefend. An den Sambaquys richtet er freilich nichts aus, so lange sie eine compacte Masse bilden, aber er unterhöhlt sie, nimmt im Laufe der Zeiten den unterlagernden Sand weg, bis auch Muscheln und auflagernder Sand durch ihr Eigengewicht herunterbrechen, auseinander fallen und dann ebenso, wie der Sand, verjagt werden. Eine Wurzel kann in solchen Fällen das allgemeine Verfallen aufhalten. An einer Stelle fand ich, vorn am Rande, einen isolirt stehenden, 2—2½ *m* Durchmesser haltenden Pfeiler, nur mit Muscheln bedeckt, beiderseits und hinten

alles zerstört; nur etwa 4—5 *m* hinter demselben hatte eine Wurzel ein Stück Sambaquy gefestigt und erhalten (Taf. V, Fig. 9).

Dass es unter solchen Verhältnissen ein ganz besonderer Zufall ist, wenn man ein gut erhaltenes, vollständiges Skelet findet, liegt auf der Hand. So fand ich 15 Rückenwirbel, durch welche eine Wurzel gewachsen war, frei hängend, in horizontaler Lage, wie eine Perlenschnur, alle übrigen Knochen waren verschwunden; der Wind hatte auch hier den Sand mitgenommen, den Sambaquy unterminirt, dieses war nach und nach weggebrochen, so dass nur die, auf die Wurzel gereihten Wirbel frei schwebend an Ort und Stelle blieben, als Rest eines Restes. Werden nun trotzdem keine Knochen gefunden, — ich wenigstens fand keine freiliegend, — so mag das freiweidende Rindvieh Ursache sein, welches jene — frisst, um die Zähne zu schleifen, wie die Brasilianer sagen, — wahrscheinlicher aber wohl des Phosphors und der Kalksalze halber. Oft genug mag es sich auch ereignet haben, dass sie muthwillig von Passanten zerstört wurden.

Die Dicke der Muschelschichten beträgt 15—18 *cm*, an einzelnen Stellen ist sie wohl noch dicker. Manchmal läuft sie rasch aus und, ist kaum 1—1½ *m* breit; manchmal zieht sie sich aber zum Wald hinein und kann dann nicht wohl verfolgt werden. Ich fand sie an manchen Orten bis zu 15—20 *m* Breite auf.

Meine Untersuchungen ergaben bis zur Gewissheit, dass auch hier nur mehr Reste sehr ausgedehnter Sambaquys vorhanden sind; Wind und Wasser arbeiten unaufhörlich an ihrer weiteren Zerstörung, und in wenigen Jahrzehnten wird keine Spur mehr davon da sein.

---

3. Niedere unbedeckte Sambaquy-Kette, westlich vom Lagoa da Cerquinha, westlich von Sumpf begrenzt.

(Tafel V. Fig. 4.)

Diese Sambaquy-Kette und auch die zwischen Lagoa da Fortaleza und Lagoa do Cidreiro (sp. Cidraero), welche jener in allen Theilen gleich ist, unterscheidet sich wesentlich von den, unter 1. und 2. beschriebenen, denn einmal liegt sie auf einer kaum 6—8 *m* breiten Landenge, begrenzt einerseits durch den See, andererseits durch tiefen, mit Schneidegras bewachsenen Sumpf. Sie ist 300—400 *m* lang, ihre Breite dürfte aber nur selten einen Meter übersteigen. Sie liegt unmittelbar neben dem Sumpfe, der See hat jedoch Land angesetzt, eine Sandbank, die sich augenscheinlich immer mehr verbreitert. See und Sumpf müssen vor Hebung der Küste 2 Baien des Meeres gebildet haben; die sie trennende Landzunge war auf beiden Seiten reich an Mariscas und bot den Wilden, wenn auch keinen bequemen Wohnplatz, so doch ausreichende Nahrung. Sämmtliche Sambaquys dieser Kette liegen sehr niedrig, kaum 40 *cm* höher, als der See, müssen also unmittelbar am Meere entstanden sein; sie liegen weder auf Dünen, noch auf natürlichen

Erhebungen. Ich habe sie nur angebrochen, da mir die Zeit fehlte, sie eingehend zu durchforschen; ihr Inhalt war durchaus den beschriebenen gleich: dieselben Muscheln, wenig Steine und noch weniger Knochen. Da sie bei Hochwasser zweifellos von Wasser mehr oder weniger bedeckt werden, dann, bei heftigen Winden, wohl auch ganz überfluthet werden, so war hier ein Suchen nach Skeletten voraussichtlich vergebens; diese mussten längst zerfallen sein. Eben diese Lage verhinderte auch, dass die Sambaquys mit Dünensand überschüttet wurden: sie liegen fast überall frei zu Tage, und nur, wo sich etwas kümmerliches Gesträuch angesiedelt, hat sich eine dünne Erdkruste gebildet. Als einziges Ergebniss meiner flüchtigen Untersuchung fand ich einen Topfstein, zum Glätten der Innenseite der Töpfe, welcher bearbeitet war.

Die Sambaquy-Kette am Lagoa do Cidreiro ist der oben beschriebenen durchaus ähnlich, nur hat der See keine Sandbank vor derselben abgelagert, weshalb die Strasse über die Sambaquys selbst führt und, da diese Strasse, vorzüglich zur Badezeit, vielfach benutzt wird, so fand ich es überflüssig, hier zu suchen. Da die Pferde nur auf Muscheln gehen, so verursacht jeder Schritt ein eigenthümliches, helles, lautes Klingen. Diese Kette wird nördlich vom See, südlich von einem, ebenfalls mit Schneidegras überwucherten Sumpfe begrenzt. Die Sambaquy-Kette am Cerquinha ist 20—33 *cm* hoch, am Cidreiro dürfte sie ebenso hoch gewesen sein; genau lässt sich das nicht mehr erkennen.

---

4. Sambaquy im Tapeira des Joaquim Bernardes.

(Tafel V. Fig. 5.)

Dieses Sambaquy liegt etwa 1 Meile südlich von Tramandahy, in den neuen Dünen, vollständig von denselben umgeben, theilweise noch von Flugsand überdeckt, weshalb ich seine Grösse auch nicht bestimmen konnte. Seine Lage, auf einer niederen Düne, mitten in einem, von hohen Sandhügeln umgebenen Kessel, machte die Arbeit an demselben ausserordentlich beschwerlich, da die gerade ziemlich stark wehenden Winde, bei jedem Schlag mit der Hacke, ganze Wolken Sand emporwarfen, in Folge dessen wir schon nach wenigen Minuten halb erblindet waren. Da es aber der erste Sambaquy war, den ich antraf, so arbeitete ich trotzdem weiter, fand aber auch nicht viel des Mitnehmens werthes: Muscheln, wie gewöhnlich, einige Steinsplitter, Scherben, Knochen von Menschen und Thieren, erstere in natürlicher Lage; von letzteren fand ich einen halben Unterkiefer von Didelphys mit allen Zähnen, ein Bruchstück Unterkiefer vom Cervus campestris, einige Beinknochen von Capibara hydroch.; einige andere konnte ich nicht bestimmen.

In diesem Sambaquy fand ich die einzigen Reste von zwei Fischarten, von jedem den Flossenstachel, welche ich überhaupt gefunden habe: den

gezähnelten (gesägten) Stachel vom Bagre cabeçudo = dickköpfigen Wels und einen vom Abiraguay, beides Meerfische, welche indess auch in die Buchten und Binnenseen eintreten. Der letztere war zu einem Pfriemen bearbeitet, indem (Taf. V, Fig. 13) man ihn von einer Seite glatt geschliffen oder geschabt hatte; die Spitze war abgebrochen, und deshalb war er vermuthlich weggeworfen worden. Gräten, Gehörknochen und Schuppen von Fischen habe ich nirgends angetroffen und dies war mir sehr auffallend; kleinere Gräten, auch Gehörknochen gehen beim Graben durch den fliegenden und nachrollenden Sand nur zu leicht verloren, zumal wenn man auch noch die Augen voll davon hat. Fischschuppen wären mir aber schwerlich entgangen, da sie doch weit häufiger vorkommen müssten, als jene, leichter sind und durch ihre Farbe (Glanz) bemerkbarer wären. Man könnte freilich annehmen, dass die Leute die Schuppen gar nicht auf die Sambaquys warfen, da sie nicht, wie die Muscheln und Knochen, Veranlassung gaben, die Füsse zu verletzen; sie blieben also wohl beim Herdfeuer liegen, wo die Fische gereinigt worden. Neben diesem Sambaquy fand ich auch eine Feuerstelle, oder wenigstens Kohlen, aber auch schon vom Winde zerstreut und mit Sand vermischt; Herdsteine waren nicht vorhanden; die Wilden mögen dieselben bei etwaigen Wanderungen mitgenommen haben, da solche, weil sie sie aus bedeutenden Entfernungen — 5—6 Meilen — herbeischleppen mussten, grossen Werth für sie hatten. Scherben fand ich wenige, doch unter diesen einige sehr fein und sauber ausgearbeitet, mit sehr regelmässigen Eindrücken, welche mit einem kleinen, dreieckig gespitztem Holze oder Knochen, nicht, wie sonst gewöhnlich, mit den Fingernägeln, gemacht waren; auch glatte, weiss bemalte fanden sich, ebenfalls sehr dünn ausgearbeitet. Dann traf ich den leider beschädigten Unterkiefer eines Thieres, welches hier jetzt nicht mehr vorkommt, mir wenigstens völlig fremd ist, obgleich ich die Thierwelt dieser Provinz ziemlich kenne. Die zwei nach vorn gerichteten mächtigen Zähne deuten auf einen Nager, doch finden sich auch wieder solche Unterschiede, die es kaum erlauben, das Stück jener Familie einzureihen. Ich will hier nur erwähnen, dass die beiden Kieferhälften innigst mit einander verwachsen sind, und dass nicht einmal mehr die Spur einer Naht vorhanden ist; dies kommt bei keinem hiesigen Nager vor. Ferner sind die Wurzeln der beiden erwähnten Zähne nicht, wie bei Nagern, aufwärts gebogen, sondern verlaufen fast gerade nach hinten. Die Alveole ist vorn weiter, als hinten, die Zähne können mithin nicht, wie bei jenen, überall gleichmässig dick gewesen sein; sie haben auch keinen Halbkreis gebildet, wie dies bei echten Nagezähnen immer der Fall; andererseits scheinen 4 Backzähne vorhanden gewesen zu sein, wie bei Nagern durchschnittlich der Fall.

Möglich, sogar wahrscheinlich ist es, dass sich auch hier nicht nur ein einzelnes Sambaquy vorfindet, sondern dass eine Kette derselben vorhanden ist; wenigstens traf ich einzelne Muschelstücke an Stellen, wohin sie von dem explorirten Sambaquy nicht gelangen konnten, mithin von anderen hergeführt

sein müssen. Untersuchen liess sich dies nicht; die Sandberge sind zu hoch und reichen bis an die höchsten Gipfel der Bäume, welche nur mehr theilweise mit einzelnen Aesten aus dem Sande hervorstehen.

Beim Umgraben dieses Sambaquy fand ich zu meinem höchsten Erstaunen mit Aexten gespitzte Zaunpfähle in demselben, die indess einigen Aufschluss über den Namen dieses Ortes gaben, denn Tapeira heisst ein eingehegtes Stück Land. In der Nähe fand ich noch eine ganze Reihe ähnlicher Pfahlspitzen im Boden stecken, — es musste hier mithin ein Joaquim Bernardes gewohnt haben, ehe die Dünen ihn vertrieben. Ich erfuhr, dass der Wind zuweilen Theile des ehemaligen Anwesens entblösse, davon hatte ich mich selbst überzeugt, doch wann der frühere Besitzer vertrieben worden, darüber konnte ich nichts Bestimmtes erfahren. Ein 70jähriger Bewohner theilte mir mit, dass, als er noch Kind war, jene Gegend schon denselben Namen geführt habe und ebenso mit Sand bedeckt gewesen sei, wie heute.

---

5. Isolirtes Sambaquy mit Skeletresten in den neuen Dünen bei dem Capaõ das Cabras.

(Tafel V. Figur 6.)

Es unterscheidet sich vom vorigen dadurch, dass es nicht auf Dünen, sondern unmittelbar auf Urboden lagerte; dass es eine fast runde Form mit convexer Oberfläche hatte; dass ich keine Knochen in denselben fand, wohl aber neben demselben die vollständigen Theile eines menschlichen Skelets, freilich schon so verwittert und mürbe, dass man die Röhrenknochen wie nassen Thon zerschneiden konnte. Schädeltheile waren vorhanden, aber keine Zähne. Die Leiche muss in hockender Stellung beigesetzt worden sein, denn einmal hatten die unteren Beinknochen, im Sande steckend, eine fast senkrechte Stellung; anderntheils — wäre sie in horizontaler, gestreckter Lage beigesetzt worden, — hätten die Reste mindestens eine Länge von 5 Fuss haben müssen, während sie thatsächlich kaum 3 Fuss maassen, und endlich lagen auch die Knochen wirr durcheinander aufgehäuft. Fehlte hier die Hand, welche die Pflicht hatte, den Leichnam zu bedecken? Hatte man es dem Winde überlassen, ihn mit Sand zu überschütten? Reichte das Sambaquy früher über das Skelet weg und wurde dieses so vom Winde nach und nach entblösst? Eines ist möglich, wie das andere.

Dies Sambaquy wurde total von mir umgegraben; Knochen, auch von Thieren, fand ich nicht, ebenso wenig bearbeitete Steine, aber ich fand drei unregelmässig geformte Bruchstücke von Agatsteinen und eine Krystallspitze, ebenfalls unbearbeitet. Vorzüglich die Agatsteine erregten meine Aufmerksamkeit, da solche hier im Urwalde nicht vorkommen, doch erfuhr ich von einem alten Brasilianer, welcher früher bei St. Antonio gewohnt, dass, in der Nähe dieser Villa ein Bach die Serra geral herunter komme, welcher häufig solche Bruchstücke führe; er gab an, solche selbst dort gesucht zu

haben, die er dann zum Feuerschlagen benutzt habe. Dazu hat sie der Bugre, welcher sie aus einer Entfernung von 9—10 Legoas herbeischleppte, wohl nicht gebraucht, aber wozu sonst? Waren die von mir gefundenen Stücke unbrauchbare Abfälle, so erklärt sich ihr Vorkommen im Sambaquy, wohin eben nichts Brauchbares geworfen wurde.

Ferner fand ich 2 Steinsplitter mit muschelförmigen Bruchflächen; beide haben die Form eines querdurchschnittenen, langen Ovals, die runden Kanten sind sehr scharf, das stumpfe Ende dick; das eine dieser Messer scheint gebraucht worden zu sein, es hat Scharten, das andere nicht. Uebrigens ist ja auch nicht gewiss, dass sie gebraucht worden sind. Dass sie im Sambaquy lagen, deutet darauf hin, dass sie als Abfälle betrachtet wurden, indess scheint es mir unwahrscheinlich, dass die Wilden solche Splitter nicht benutzt haben sollten, da scharfe, schneidende Werkzeuge nur mit grosser Mühe durch Schleifen herzustellen waren.

Die hier gefundenen Topfscherben waren dünn und zierlich ausgearbeitet.

---

6. Sambaquys in den neuen Dünen, östlich vom Lagoa da Cerquinha.

(Tafel V. Figur 7.)

Auch dieses Sambaquy liegt vollständig isolirt, mitten in den neuen Dünen, etwa 1—1½ *km* von der bereits beschriebenen, am nehmlichen See liegenden Sambaquy-Kette entfernt. Es ist das bedeutendste derartiger Form, welches ich angetroffen habe. Es liegt auf sandigem Urboden, also sehr tief. Es muss erst dünn mit Erde überschüttet gewesen sein, auf welchem sich ein Wäldchen ansiedelte, denn man stösst oft auf Wurzeln; dann müssen aber auch die Bäume von den neuen Dünen überdeckt worden sein, wodurch sie getödtet wurden. Vor einem oder anderthalb Jahren setzten die Dünen ihren Marsch fort, wie mir von einem Bewohner mitgetheilt wurde, und entblössten den Hügel; die Winde nahmen schliesslich auch die leichte, die Muscheln überlagernde Erdschicht weg, welche, von aller Vegetation entblösst, keinen Widerstand leisten konnte, so dass jetzt das Sambaquy ganz frei liegt. Ob dies längere Zeit so bleiben wird, ist fraglich, da andere Dünenketten nachrücken und das Sambaquy abermals bedecken werden, um es vielleicht in 100—200 Jahren abermals hervortreten zu lassen. Inzwischen leidet auch das Sambaquy von den Winden; diese, gewöhnlich von Norden kommend, unterhöhlen die Ränder, welche dann abbrechen, und führen dann die leichteren Muschelscherben weit fort. Dies Sambaquy hat einen bedeutenden Umfang; es ganz umzugraben, dazu fehlte mir die Zeit und eine grössere Zahl von Arbeitern; ich brach es daher nur von verschiedenen Seiten an und, da ich mich bald genug überzeugte, dass es sich in keiner Hinsicht von denen der anderen tiefliegenden Sambaquys unterschied, dass die Knochen ebenso morsch waren, als in jenen, dass überhaupt nur die derberen Markknochen übrig waren, die weniger dichten — Wirbel, Rippen, Schädel — längst ver-

modert waren und ich längst aufgegeben hatte, werthvolle Steine in den Sambaquys zu suchen, so gab ich das weitere Arbeiten in demselben auf. Von Thierknochen fand ich Schwanzwirbel von Didelphys und Beinknochen von Cervus camp., nichts von Fischen und Vögeln.

Hier machte ich übrigens noch eine Beobachtung, welche ich mir auch jetzt noch nicht genügend erklären kann. Der Wind hatte nehmlich nicht nur das Sambaquy blossgelegt, sondern auch noch eine grössere Strecke Urbodens von vielleicht 100—175 *m* Breite und 200—300 *m* Länge südlich desselben. Auf dieser ganzen Strecke nun fand ich Steine aller Art, theils roh, theils mehr oder weniger bearbeitet, Splitter, Scherben, sogar halbe Kochtöpfe, 2 Schleifsteine und eine ganze Anzahl von Spinnsteinen, Bruchstücke von Aexten, Topfsteine zum Glätten der Töpfe, diese und auch die Spinnsteine, letztere bis auf die Höhlung, unbearbeitet, leider aber keinen einzigen sauber gearbeiteten, ganzen Stein. Es waren Personen vor mir dort gewesen, welche das wirklich Gute mitgenommen hatten, falls überhaupt etwas vorhanden war; sie hatten einen Geneverkrug zerschlagen und die Scherben über den ganzen Sambaquy zerstreut, wohl um irgend Jemand zu täuschen, was jedoch nur bei dem gelingen kann, der nie wirkliche Scherben von Töpfen der Bugres gesehen.

Auffallend war mir, dass alle diese Gegenstände so weit umher lagen, in relativ bedeutenden Entfernungen vom Sambaquy; und eben dies ist es, was ich nicht begreife. Wohnten die Wilden theilweise in solchen Entfernungen, wie und warum schütteten sie ihre Muschelschalen auf einen Haufen, warum bildete nicht jede Familie ihr eigenes Sambaquy, nahe ihrer Wohnstätte? Wohnten sie dagegen sämmtlich in der Nähe des noch vorhandenen Sambaquy, wie kommen dann Steine und zahllose Topfscherben in solche Entfernungen von letzterem? Dass nicht nur eine Familie Urheber dieses mächtigen Sambaquy war, dass, im Gegentheil, eine grössere Anzahl derselben hier hauste, und dass ein bedeutender Zeitraum trotzdem nöthig war, um Milliarden mal Milliarden Muscheln zu konsumiren, liegt auf der Hand. Wie bereits gesagt, lagen sämmtliche Steine südwärts vom Sambaquy. Gegen Norden waren bereits Vorläufer anderer Dünen bis nahe an das Sambaquy gerückt, östlich und westlich war der freie Raum durch hohe Dünen begrenzt. Nach diesen drei Richtungen waren Untersuchungen ganz unmöglich, aber wahrscheinlich ist es, dass auch hier noch Manches unter dem Sande begraben liegt, und ich muss gestehen, dass ich bis jetzt noch keine Lösung dieses Räthsels gefunden habe. Kampbugres (s. den Abschnitt: Ponto de Aréa) hinterliessen jene Steine nicht; sie hatten nicht nur besser gearbeitetes, sondern auch in der Form verschiedenes Geräth, z. B. die Wurfkugeln, welche da, wo solche Leute hausten, häufig umherliegen, dort aber, wie überhaupt in allen Sambaquys, welche ich untersuchte, durchaus fehlen, da ich weder ganze Kugeln, noch so leicht erkennbare Scherben derselben angetroffen habe.

7. Sambaquy im Capaò das Cabras.

(Tafel V. Figur 8.)

Dieses Capaõ, welches jetzt nur noch durch drei, mit etwas Wald bestandene Hügel repräsentirt wird, welche je 500—800 *m* von einander entfernt liegen, muss, ehe die Dünen hineinbrachen, ein zusammenhängendes Ganzes gewesen sein und wahrscheinlich eine ganze Sambaquys-Kette getragen haben. Blossgelegt war ein Theil eines solchen im nördlichen Capaõ; der andere, südlich gelegene, ist fast ganz mit Sand überschüttet, so dass nur noch einzelne Baumwipfel hervorstehen und es daher, wie auch die bereits eingeebneten Theile der Dünenkette, bald ganz verschwunden sein wird. Hat der Sand die Vegetation solcher Hügel getödtet, so findet er schliesslich ebenso wenig mehr Halt, als seine Unterlage; der Wind führt alles, schliesslich auch die unterhöhlten und dann herabbrechenden Sambaquys, in die weite Welt. Das dritte, in der Mitte gelegene Capaõ bildet einen Halbkreis, welcher nach Westen gegen den See (Lagoa das Cabras) offen ist; innerhalb dieses Halbkreises schlugen wir unsere Hütte auf, da wir in demselben Schutz fanden, sowohl gegen die drohenden Unbilden des Wetters, als auch gegen den die Luft erfüllenden Sand. Der Aussenrand des Wäldchens war schon total mit Sand überschüttet, weshalb wir auch keine Sambaquys auffinden konnten. Am Innenrande wuchsen zahlreiche Gravatas, die den Boden derart bedeckten, dass ein Eindringen und Untersuchen des Bodens sehr schwierig war, zumal da zahllose Baumwurzeln die Arbeit noch mehr erschweren mussten. Wir explorirten in Folge dessen nur den nördlichen Capaõ, auf dessen Ostseite das Sambaquy frei zu Tage trat, da der Sand hier den Wald bereits vernichtet hatte und weiter gewandert war. Es war eines der dicksten Sambaquys, welche ich angetroffen: an sich etwa 40 *cm* hoch, war es mit Erde und Sand beiläufig 1 *m* hoch bedeckt, welcher durch die Wurzeln der Bäume und Gestrüpp Festigkeit genug gewonnen hatte, um den Winden zu widerstehen; die untere Düne, auf welcher das Ganze ruhte, mochte 3—3½ *m* hoch sein, vielleicht auch höher, da der Fuss unter einer niederen Düne lag. Die Ausbeute war auch hier sehr gering; gleich bei Beginn der Arbeit stiessen wir auf ein Skelet, doch war unsere Hoffnung, auch den Schädel dazu zu finden, vergebens; es lag auch hier unmittelbar unter den Muscheln, in gestreckter Lage, Arm- und Beinknochen waren ganz, weichere Knochen bereits vermodert. Wilde Thiere hatten sich einen Weg gebahnt, die Muscheln nach und nach weggetreten und dies gerade an der Stelle, wo der Schädel natürlicher Weise hätte liegen müssen; ob er von jenen Thieren weggewühlt oder zertreten worden, oder ob er schon verwittert war, ehe sie hier passirten, kann man nicht wissen. Sonst fand ich nur einige Steinsplitter, einen Spinnstein, eigentlich nur einen Splitter mit einer Höhlung, einen bemalten Scherben, — weiss mit rothen Strichen, — den einzigen dieser Art, welchen ich überhaupt antraf; auch einige andere fein aus-

gearbeitete Scherben; ferner Knochen von Cervus campestris, Schwanzwirbel von Beutelratten und Knochen von Capibara. Auch sammelte ich hier den Schwanzwirbel eines grösseren Fisches, wahrscheinlich eines Delphin.

Ich fand ferner in demselben Hügel ein sehr altes Sambaquy, unter dem oberen, und mit demselben einen spitzen Winkel bildend (Taf. V, Fig. 8). Es bestand, im Gegensatz zu den anderen Sambaquys, nur aus Schalen der Marisca, aber auch diese waren schon so verwittert, dass sie bei jeder leisen Berührung in Staub zerfielen; Steine fand ich keine, auch keine Scherben, und noch weniger Knochen. Es ist dieses, wenn der Zustand der Muscheln als Maassstab gelten kann, jedenfalls das älteste aller von mir untersuchten Sambaquys. Es war höchstens 8—10 *cm* dick. Auffallend war, dass der unterlagernde Sand fast 50 *cm* tief schwarz gefärbt war, jedenfalls von der, zwischen den Muscheln lagernden Modererde. Diese Erscheinung tritt in allen Sambaquys auf, doch ist die Erde dann höchstens 10—12 *cm* tief gefärbt. Nur in dem alten Sambaquy am Lagoa da Fortaleza traf ich ähnliches. Mir scheint, als ob nicht die Masse der Muscheln eine mehr oder weniger tief reichende Färbung verursache, obgleich sie mitwirken mag, sondern dass diese nur Folge eines höheren Alters ist; denn sonst müsste das 4—5 Mal dickere, oben lagernde Sambaquy eine, verhältnissmässig, also 4—5 Mal tiefer gehende Färbung des Unterbodens verursacht haben; und doch war gerade das Gegentheil der Fall. Man dürfte kaum fehlgeben, wenn man annimmt, dass nur bei langanhaltendem, starkem Regen überhaupt Wasser bis zu dem Unterlager hinabdringt; die platt aufeinander lagernden Muschelstücke, mehr oder weniger verbunden durch Moder und Kalktheile, lassen nicht leicht Wasser dahin gelangen, und da solche, lange dauernde Regen doch immer nur Ausnahmen sind, so können neuere Sambaquys kein so tief gefärbtes Unterlager haben, als die älteren. Am Lagoa da Fortaleza, woselbst in der dortigen Sambaquy-Kette die Muschellager zum Theil auch nicht dicker sind, als die jenes alten Sambaquy, war auch der Boden immer nur 10—12 *cm* tief gefärbt, und vielleicht fände sich in diesem ein Mittel, das Alter der Sambaquys gegenseitig zu bestimmen.

Meinen Plan, das Sambaquy im Capaó das Cabras ganz umzugraben, konnte ich nicht ausführen, da sehr heftige Winde uns beständig so viel Sand in die Augen warfen, dass wir fast erblindeten; dazu kam, dass wir während der Nacht derart von den beständig heulenden und bellenden Kampfüchsen (Canis vetulus), die sich in dem Gravata-Dickicht rings um unser Lager in grosser Anzahl angesiedelt hatten, gestört wurden, dass wir nicht eine Minute schliefen. Da die Thiere dicht an uns herankamen, so erlegten wir vier derselben, ohne uns von unserem Lager zu erheben, erreichten aber nur, dass die anderen um so lauter heulten; daher wanderten wir weiter.

Besprechungen.

HUGO JENTSCH. Die prähistorischen Alterthümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben. Mit einer Steindrucktafel. Guben 1886. 3. Folge.

Verf. behandelt in eingehendster Weise den betreffenden Bezirk und unterscheidet auf dem Stadtgebiet allein fünf verschiedene Zeitgruppen, ohne jedoch diese Eintheilung auch für andere Gegenden aufstellen zu wollen. Hervorragende Beachtung verdient kulturgeschichtlich der Pfahlbau von Lübbinchen (den Herr JENTSCH geneigt ist als slavische Ansiedelung in die Uebergangszeit zum Christenthum zu setzen), weil die erhaltenen Ueberreste ein genügendes Bild vom Blockbau an jener Stelle gewähren.

Wegen der Kosten sind die Abbildungen, wie leider so oft, auf eine Tafel eng zusammen gedrängt, wodurch ihre Klarheit leidet. Es bleibt sehr zu bedauern, dass so wenige unserer reichen Landsleute in Stadt und Land sich entschliessen können, für die Verwerthung solcher heimischen Forschungen durch den Druck mit ihren Mitteln fördernd einzutreten.

Ueber den wissenschaftlichen Schaden, den bereits das Händlerwesen unter den Funden anrichtet, weiss auch Verf. zu klagen. W. v. SCHULENBURG.

P. TREUTLEIN. Dr. ED. SCHNITZER (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von VIRCHOW und v. HOLTZENDORFF. Neue Folge. Serie II, Heft 5.) Hamburg, J. F. RICHTER, 1887. 8. 52 S. mit einer Karte.

Die kleine Schrift erscheint gerade in dem Augenblick, wo die Blicke der ganzen gebildeten Welt mit ängstlicher Spannung auf den Erfolg des kühnen Unternehmens gerichtet sind, durch welches Hr. STANLEY die endliche Befreiung unseres so lange eingeschlossenen und so tapfer ausharrenden Landsmannes zu erreichen hofft. Sie gewährt einen vollen Ueberblick über die wechselvollen Geschicke, denen die Stämme des oberen Nils seit ihrer, vor verhältnissmässig so kurzer Zeit gemachten Entdeckung unterworfen gewesen sind, und über die Wege der grossen Politik, welche den Süden in die Machtsphäre der modernen Kultur hineinzuzwingen beabsichtigte. Vor Allem aber lehrt sie uns den Mann selbst kennen, der in peinlichster Erfüllung seiner Pflicht und in strengster Einhaltung des schliesslich selbst gewählten Zieles auf seinem Posten ausharrt, ob auch rings um ihn her das Gebäude der ägyptischen Herrschaft in Trümmern gesunken ist. Eine nach den neuesten Erfahrungen berichtigte Uebersichtskarte ist beigefügt. RUD. VIRCHOW.

Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compt. rendu de la huitième session, Budapest 1876. Vol. II. Part. I. Résultats généraux du mouvement archéologique en Hongrie par FR. FLORIAN RÓMER. Budapest 1878. Avec une carte, 2 planches et 119 figures. Partie II. Trouvailles de l'age de bronze en Hongrie par JOS. HAMPEL. Budapest 1886. Avec 127 planches illustrées de 1300 figures.

So eben ist der zweite Theil der Berichte des internationalen Congresses von Budapest versendet worden. „Spät kommt ihr", mehr als 10 Jahre nach der Abhaltung des Congresses, „doch ihr kommt", und so mögen die beiden höchst erwünschten Arbeiten der ungarischen Archäologen, des so verdienten FLORIAN ROMER und des thätigen und unterrichteten HAMPEL, freundlichst willkommen geheissen sein. Das Bedürfniss nach einer genauen Kenntniss der ungarischen Archäologie, das seiner Zeit das Motiv zu der Wahl von Budapest als Congressort abgegeben hatte, ist in stetigem Wachsen begriffen. Sowohl Deutschland, als Skandinavien haben das grösste Interesse daran, die Wege ihrer alten Cultur an der Hand authentischer Funde südwärts zu verfolgen. Hier erhalten wir nun, nachdem Hr. FRANZ PULSZKI in mehreren Monographien vorangegangen war, aus der Hand der bewährtesten Kenner ihrer vaterländischen Vorgeschichte, die Leitfäden, an denen wir uns durch die Irrgänge der ungarischen Prähistorie hindurchfinden sollen. Mit Recht ist eine breite Fülle von Abbildungen beigegeben worden, wie sie in ähnlicher Weise früher die nordischen Archäologen geliefert haben, und obwohl dieselben nur einen Theil des grossen Materials wiedergeben, so werden die beiden Abhandlungen doch viel benutzte und gewiss sehr nützliche Bestandtheile unserer archäologischen Bibliotheken bilden. R. VIRCHOW.

Festschrift zur Begrüssung des XVIII. Kongresses der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg. Mit 12 lithogr. Tafeln und 31 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8. 91 S. Nürnberg, v. EBNER. 1887.

Die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft wurden in diesem Jahre durch eine besonders reich ausgestattete Festschrift überrascht, welche in vortrefflichster Weise den verschiedenen, in der Gesellschaft vertretenen Richtungen entspricht und als ein wahres Muster für derartige Localpublikationen bezeichnet werden kann. Hr. Hauptmann GÖRINGER hat, im Anhalt an die prähistorische Karte Bayerns von Hrn. OHLENSCHLAGER, eine prähistorische Karte der Umgegend von Nürnberg entworfen, welche noch Forchheim, Ansbach, Gunzenhausen und Sulzbach, also den grössten Theil von Mittelfranken umfasst, in der jedoch leider der grössere Theil derjenigen Fundstellen, z. B. der Hügelgräber, fehlt, welche in der Festschrift selbst beschrieben werden. Diese Karte wird für die Localforscher noch grösseren Werth haben, als für die Fremden, da sie mehrere Gebiete aufweist, in denen noch fast gar keine Funde gemacht sind. Man sieht daran sehr deutlich, wie viel auf die Thätigkeit und die Umsicht einzelner Untersucher ankommt. Als ein positiver Beweis dafür kann die reich illustrirte Abhandlung des Hrn. EIDAM über die römischen Ueberreste, namentlich den Limes und die Castra in und um Gunzenhausen dienen, welche die topographischen Verhältnisse fast vollständig aufgeklärt hat. Endlich brachte Hr. v. FORSTER eine Beschreibung der Hügelgräber bei Nürnberg, welche er der Hallstatt-Cultur zuweist. Es ist nicht ganz klar, ob das Zusammenvorkommen von Leichenbestattung und Leichenbrand in demselben Grabhügel derselben Culturperiode zugerechnet werden soll; für eine Beurtheilung dieser sehr wichtigen Frage reicht die etwas cursorische Schilderung der einzelnen Fundstellen nicht aus. Auch sollte nicht übersehen werden, dass einzelne der aufgeführten Funde sehr bestimmte Hinweise auf altitalische Verbindungen enthalten. Ref. erwähnt namentlich das Grabfeld von Ernhüll und die dort gefundenen Bronzen, besonders die Kahnfibel (Fig. 13, S. 68).

Ganz verschieden von diesen Abhandlungen ist die umfassende Arbeit des Hrn. C. RIEGER „zur Kenntniss der Formen des Hirnschädels", welche mit 5 Tafeln in Farbendruck und 7 Tabellentafeln ausgestattet ist. Der Verf. hat darin ein sehr grosses und mühselig durchgearbeitetes Material zusammengestellt: 107 Schädel, welche dem unterfränkischen Stamme zugerechnet werden, 70 abnorme Schädel, gleichfalls aus Unterfranken, und 14 sicilianische Schädel, welche Hr. SANTI SIRENA aus Palermo der Würzburger anatomischen Sammlung geschenkt hat. Der Verf. erläutert daran seine Methode der Schädelmessung und schildert die Bedeutung derselben gegenüber den bisherigen Methoden, ohne dass jedoch ein praktischer Fortschritt der anthropologischen Anschauung erkennbar wird. RUD. VIRCHOW.

ALB. VOSS und GUST. STIMMING. Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg. Mit einem Vorworte von RUD. VIRCHOW. Brandenburg a. H. und Berlin, P. Lunitz. 1887. Kl. fol. 32 S. Text und 72 lithogr. Tafeln nebst geographischer Fundkarte.

Das umfangreiche Werk, dessen erste Lieferungen in dieser Zeitschrift 1885. S. 239 angezeigt worden sind, liegt nunmehr vollendet vor. Die günstigen Erwartungen, welche damals ausgesprochen worden, haben sich in vollem Maasse bestätigt. Zum ersten Male ist für ein bestimmtes Territorium der Mittelmark, die Stadt Brandenburg an der Havel und deren Umgebung, eine vollständige ikonographische Darstellung der prähistorischen Funde geliefert worden, welche zugleich für die ganze Provinz einen wichtigen Anhalt des vergleichenden Studiums gewährt und die Besonderheiten dieses Gebietes auch den fremden Gelehrten erschliesst. Die ungewöhnliche Genauigkeit, mit welcher Hr. STIMMING die Localuntersuchungen ausgeführt und namentlich die einzelnen Gräberfunde registrirt hat, sowie die sorgfältige Bezeichnung jedes einzelnen Fundstückes nach seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Grabe gestatten es mehr, als wir es bisher gewohnt waren, die nähere Zusammenfassung dieser Fundstücke zu chronologischen Gruppen durchzuführen. Hr. VOSS hat diese Ordnung mit peinlicher Sorgfalt hergestellt und in einem begleitenden Text auch für weniger vorbereitete Leser die Gesichtspunkte dargelegt, nach welchen die Sonderung vorgenommen wurde; zugleich hat er aus seiner reichen Kenntniss der parallelen Funde für die Vergleichung und Erklärung wichtige Aufschlüsse hinzugefügt.

Nach der Auffassung des Hrn. VOSS ist die grosse Mehrzahl der Brandenburger Gräber der Tène-Periode zuzuschreiben; er zerlegt dieselbe in zwei Unterabtheilungen, eine ältere und eine jüngere. Der Hallstatt-Zeit rechnet er nur die spärlichen Einzelfunde aus Mooren u. s. w. zu. Allerdings setzt er zwischen die Hallstatt- und die Tène-Zeit noch gewisse „Bronzegräber“, in denen von Metall nur Bronze gefunden wurde, aber er lässt es unentschieden, wo die Parallelen dazu zu suchen seien. Wie einmal die chronologischen Auffassungen der Zeitgenossen sich entwickelt haben, dürfte es jedoch kaum zu umgehen sein, auch diese Gräber der Hallstatt-Periode zuzurechnen; wenn man die pommerschen, schlesischen und posenschen Gräber in Vergleich zieht, so erscheint es nicht zweifelhaft, dass die Brandenburger Bronzegräber dem gleichen archäologischen Horizont angehören.

Erst nachträglich hat Hr. STIMMING einige Gräber der neolithischen Periode in Brandenburg selbst und in Kl. Kreutz (Taf. 72) aufgedeckt, deren Geräthe mit den aus der Altmark und Thüringen bekannten Formen völlig übereinstimmen. Die Wahrscheinlichkeit, dass bei weiteren Forschungen noch mehr derartige Fundorte in der Mark werden entdeckt werden, ist darnach nicht gering zu veranschlagen. Für die eigentlich paläolithische Zeit fehlen noch alle Anhaltspunkte, denn die geschlagenen Feuersteine und die wenigen Pfeilspitzen gewähren keine Sicherheit, dass sie ein so hohes Alter beanspruchen dürfen.

Reicher fliessen die Materialien für die späteren Perioden, namentlich die römische und die sog. Völkerwanderungszeit. Nicht weniger als 15 Tafeln des Werkes sind der ersteren, 9 der zweiten gewidmet. Warum Hr. VOSS gerade die Longobarden als Träger der letzteren Cultur bevorzugt, ist aus seiner Darstellung nicht zu ersehen; nach der gangbaren Vorstellung hat eine Besiedelung so weit östlich von der Elbe gelegener Landstriche, zumal in so später Zeit, durch Longobarden nicht stattgefunden. Ganz besonders überraschend, auch für die Provinz, wird die grosse Zahl von Funden der römischen Kaiserzeit wirken. Freilich befindet sich darunter nichts von hervorragender Bedeutung, und die Vermuthung liegt nahe, dass die Sachen mehr auf dem Wege eines Tauschverkehrs mit den überelbischen Stämmen, als durch direkte Beziehungen mit den Römern hierhergelangt sind; trotzdem ist der grosse Wechsel in dem Grabinventar seit der Tène-Zeit in höchstem Maasse auffällig.

Aus slavischer Zeit ist nur ein einziges Grab, und zwar ein Skeletgrab, bei Rietz im Kr. Zauche-Belzig (Taf. 71) aufgedeckt worden; die Beigaben desselben, speciell die thönernen, sind höchst charakteristisch.

Ueber die Nationalität der Bevölkerungen während der vorslavischen Zeit giebt Hr. VOSS sehr bemerkenswerthe Betrachtungen, auf deren Detail wir verweisen müssen. Es mag hier nur erwähnt sein, dass er die Leute der Hallstatt- und Tène-Periode den germanischen

Stämmen zuweist, deren Einwanderung er mit dem Auftreten der Bronze in Verbindung bringt. Indess ist er geneigt, anzunehmen, dass nicht unerhebliche Bruchtheile der Leute der Steinzeit im Lande geblieben seien. —

Die Ausstattung des Werkes ist in derselben freigebigen Weise durchgeführt worden, welche die ersten Lieferungen erkennen liessen. Vielleicht hätte der Raum ohne Schädigung des Ganzen etwas wirthschaftlicher verwendet werden können, indess die Bequemlichkeit der Vergleichung und die Orientirung ist durch die gewählte Anordnung gewiss am besten gesichert. Möge daher das stattliche Werk der Aufmerksamkeit der Archäologen bestens empfohlen sein. RUD. VIRCHOW.

JULIUS NAUE. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Stuttgart, Ferd. Encke, 1887, gr. 8. 227 S. Text, 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige.

Der Verf., einer der glücklichsten und vielleicht der fleissigste unter den bayrischen Gräberforschern, zugleich ein guter Kenner der einschlagenden Literatur, bietet der archäologischen Welt in dem vorliegenden Werke eine umfassende und höchst sorgfältige Monographie über eines der merkwürdigsten Territorien Süddeutschlands. Letzteres beginnt auf den alten Moränenhügeln, welche sich zwischen dem Ammer- und Starnberger- (Würm-) See hinziehen, und verfolgt von da aus den Höhenzug auf dem rechten Ufer der Amper bis zum Hochgebirge, in der Umgebung des Staffel-Sees. Ueber 250 Hügelgräber wurden hier von ihm selbst oder unter seiner Leitung geöffnet; die Beschreibung jedes einzelnen Grabes ist mit fast juristischer Genauigkeit protokollirt, und was den Werth des Buches ganz besonders steigert, der Verf., ein anerkannter Künstler, hat sämmtliche Zeichnungen zu den Abbildungen selbst geliefert. So ist denn hier ein Ganzes aus einem Gusse hergestellt worden.

Das Gesammtergebniss ist ein höchst überraschendes. Fast sämmtliche Gräber gehören der Hallstatt-Periode an; 93 rechnet der Verf. zur älteren, 121 zur jüngeren Hallstatt-Zeit; 43 zu einer Uebergangsperiode mit reinem Eisen, welche jedoch nicht mit der Tène-Zeit zusammenfällt. Hügelgräber der Tène-Zeit fehlen nach der Angabe des Verf. bis jetzt in Oberbayern gänzlich; nur 2, dieser Zeit angehörige Stücke wurden in den obersten Schichten eines Grabhügels gefunden. Was die beschriebenen Gräber noch mehr interessant macht, ist das Zusammenvorkommen derselben mit zahlreichen Hochäckern; der Verf. liefert von diesen ausführliche Schilderungen und Pläne, in denen er mehr, als es bisher geschehen war, die alten Wege, die Schutzwerke und selbst die Wohnstätten der Bewohner aufzeichnet. Man wird seinen Nachweis, dass die Gräber und die Hochäcker zu einander gehören, als gelungen bezeichnen dürfen.

Mit Recht kommt der Verf. immer von Neuem auf den Reichthum und die hohe Entwickelung der Technik und der künstlerischen Bestrebungen in der alten Bevölkerung zurück. Seine Tafeln entfalten vor dem erstaunten Auge eine Mannichfaltigkeit und Feinheit der Grabbeigaben, welche gestatten, das Leben dieses Volkes sich in allen Richtungen zu vergegenwärtigen. Die Sorgfalt in der Hebung der Grabfunde hat es möglich gemacht, selbst hölzerne Geräthe und Gegenstände vollständig zu erhalten. Was das Auge des Norddeutschen aber vorzugsweise anzieht, das sind die herrlichsten, schön geformten und zum Theil prächtig bemalten Thongefässe, von ähnlicher Art, wie wir sie aus den Hügelgräbern Mittelfrankens, Württembergs, Badens, des Elsass und der Schweiz kennen, aber in überwältigender Zahl und Fülle.

Ref. muss es sich versagen, auf das anziehende Thema von der Beschaffenheit der Grabbeigaben näher einzugehen; jeder, der sich eine wirkliche Kenntniss dieses merkwürdigen Gebietes und damit eine Quelle des Verständnisses dieser ganz neuen Seite der oberbayerischen Archäologie verschaffen will, wird sich selbst an das Studium machen müssen. Nur das Eine mag hervorgehoben werden, dass der Verf., obwohl er vielfach Beziehungen des Volkes der Hügelgräber zu Hallstatt selbst und zu anderen südöstlichen Fundplätzen heranzieht, im Ganzen doch mehr zu der Annahme südwestlicher Einflüsse neigt.

Als ein besonderer Glücksfall ist es zu betrachten, dass das bezeichnete Gebiet so lange fast unversehrt geblieben ist, obwohl in seiner nächsten Nachbarschaft starke Verwüstungen

der offenbar auch dort vorhanden gewesenen Hügelgräber stattgefunden haben. Aus den Beschreibungen des Verf. geht hervor, was er selbst nicht in ganzer Schärfe betont, dass dieses Gebiet, welches, nach der Ausdehnung der Hochäcker zu urtheilen, einst reich bebaut gewesen sein muss, bald nach dem Schluss der Hallstatt-Periode gänzlich wüst geworden ist und seitdem niemals wieder in ähnlicher Weise bebaut gewesen sein kann. Die Jahrhunderte der Tène-Periode sind vergangen, ohne dass sich scheinbar hier wieder ein Volk angesiedelt hat. Selbst die Römer haben nur wenige Spuren zurückgelassen: der Verf. hat ein einziges Römergrab und in 22 Hügelgräbern, hauptsächlich der nördlichsten Abtheilung, römische Nachbestattungen aufgefunden, das beste Zeichen, dass eigentliche Ansiedelungen auch von den Römern hier nicht eingerichtet worden sind. Weite Wälder müssen das Ganze bedeckt haben. Das war also ein Desertum, wie wir es im deutschen Norden als Völker- und Stammesgrenze so oft antreffen. Wer waren nun diese Völker? Mit Entschiedenheit weist der Verf. den Gedanken zurück (S. 191), dass sie etwas mit den späteren Bajuvaren zu thun gehabt haben. Der einzige gut erhaltene Schädel aus einem der Hügelgräber erwies sich als orthobrachycephal, leptoprosop, hypsikonch und leptorrhin; darnach dürfte man veranlasst sein, ihn als einen illyrischen oder celtischen anzusprechen. Wäre das richtig, so musste der vernichtende Sturm gegen ein solches Volk gerichtet sein, und dann erscheint es wahrscheinlicher, dass der siegreiche Feind im Westen aufgetreten und nach Osten nicht weiter vorgerückt ist. Waren das die ersten Schaaren der germanischen Invasion, welche schliesslich die Helvetier vom Main abdrängte? Hier liegt manches Räthsel verborgen.

Auch die Anfänge der oberbayerischen Besiedelung geben vielerlei zu denken. Ausser einer einzigen Stelle bei Huglfing, wo scheinbar eine Ansiedelung der neolithischen Zeit aufgefunden ist, kennt der Verf. als älteste Zeugen menschlicher Thätigkeit in diesem Bezirk nur eine kleine Zahl von „Bronzegräbern", welche er noch vor die Hallstatt-Periode setzt. (Dieselben sind also ganz verschieden von den „Bronzegräbern" des Hrn. VOSS in der Mark.) Darnach ist er geneigt, das Eintreten eines neuen Volksstammes als Trägers der neuen Cultur anzunehmen (S. 189); er betrachtet diesen als friedliebend und fortschreitender Civilisation mit eigener Initiative zugewendet, und er glaubt, dass derselbe Stamm bis zum Aufhören der Besiedelung durch allen Wechsel der Geschicke hier sitzen geblieben sei. Aber von wo könnte er gekommen sein? Ref. macht darauf aufmerksam, dass in den Gräbern der Bronzezeit kein einziges Exemplar einer Fibel gefunden worden ist; die ersten Fibeln, welche nachher erscheinen, sind kahnförmige, und ihnen schliessen sich zahlreiche andere von italischem Typus an. Nur ein einziges Mal fanden sich ein Paar Bogenfibeln mit reichem Klappergehänge, ganz nach Hallstatt-Art. Daraus dürfte mit einiger Wahrscheinlichkeit zu folgern sein, dass der einwandernde Stamm von Süden kam. Es ist nicht ohne Werth, auf den Karten unserer Schulerhebungen zu sehen, dass gerade in diesen Gegenden gegenwärtig die brünette Bevölkerung Oberbayerns, insbesondere die braunäugige, am dichtesten sitzt; offenbar sind hier von jeher die Einbruchspforten für die Südländer gewesen. Indess das sind Fragen, welche erst später mit einer gewissen Sicherheit werden beantwortet werden. Ref. hat sie nur hervorgehoben, weil niemals zuvor so dringender Anlass dazu vorgelegen hat.

Schliesslich sei bemerkt, dass die artistische Ausstattung eine musterhafte ist. Ob das Papier des gedruckten Textes für eine lange Zeit Widerstand leisten wird, könnte vielleicht in Zweifel gezogen werden. Die Anordnung der Tafeln hätte etwas bequemer sein können: dadurch, dass die Gegenstände weder nach Funden, noch getrennt nach Zeitaltern vorgeführt werden, auch die einzelnen Tafeln keine Bezeichnungen tragen, wird die Benutzung nicht wenig erschwert. Aber das lässt sich überwinden, und der Gesammteindruck wird gewiss bei jedem Leser der sein, dass für die Kenntniss unserer Vorzeit seit Langem kein Werk hergestellt worden ist, welches so viel Neues gebracht hat. RUD. VIRCHOW.

H. PLOSS. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite, stark vermehrte Ausgabe von MAX BARTELS. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau) 1887. 2 Bände in 8. 576 und 719 S. mit dem Porträt des Verf., 7 lithogr. Tafeln und 107 Abbildungen im Text.

Das allgemein bekannte Werk des vor einigen Jahren verstorbenen Verfassers wird hier

dem Publikum in einer neuen, nicht bloss stark vermehrten, sondern auch in hohem Maasse verbesserten Form geboten. Wurde schon die erste Auflage in wenig mehr, als Jahresfrist vergriffen, so darf der neuen Bearbeitung eine glänzende Aufnahme prophezeit werden. Der ursprüngliche Verf., dessen reiche Kenntnisse im Gebiete sowohl der Gynäkologie, als der Ethnologie überall gewürdigt sind, hatte, wie nicht zu verkennen ist, ungewöhnlich zahlreiche Klippen zu durchschiffen. Das Werk sollte einerseits ein populäres, andererseits ein wissenschaftliches sein. In dem Versuche, diese beiden Seiten zu vereinigen, stiess es gelegentlich hart an, und man darf sagen, dass einzelne Abschnitte weder populär, noch wissenschaftlich waren. Diese Schwierigkeit ist jetzt in glücklicher Weise überwunden worden. Der Bearbeiter hat mit der an ihm geschätzten Sicherheit in erster Linie immer das Bestreben festgehalten, den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen; erst in zweiter Linie steht bei ihm das Bemühen, die wissenschaftlichen Dinge auch einem grösseren Leserkreise verständlich zu machen. So ist der Erfolg in der That ein durchschlagender. Eine andere Schwierigkeit bestand darin, dass ein, seiner ganzen Natur nach so schlüpfriger und dem Missbrauch ausgesetzter Gegenstand, wie das Weib in seinem natürlichen und gewohnheitsmässigen Verhalten, nur zu häufig in die Verlegenheit führt, entweder zu viel, oder zu wenig zu sagen. Der Bearbeiter hat es verstanden, auch in dieser Beziehung das Richtige zu treffen: indem er ohne Prüderie und Bemäntelung auch die nackteste Nacktheit objektiv und nüchtern bespricht, vermeidet er alles Excitirende und zum Missbrauch Anreizende. Vieles hat natürlich vorwiegend Interesse für den Sachverständigen, den Arzt und den Physiologen, aber der Bearbeiter verfügt über ein so grosses Maass allgemeiner Bildung, ja er ist auch in künstlerischen und dichterischen Dingen so bewandert, dass es ihm gewiss gelingen wird, auch den Ansprüchen der Philosophen und der Naturfreunde überhaupt zu genügen. Die ungeheure Masse des Stoffes, welche in den beiden Bänden zusammengefasst worden ist, würde leicht zu einer Erschwerung und Belästigung des Lesers geführt haben, wenn dieselbe nicht so vortrefflich geordnet und zugleich in so knapper Ausführung vorgetragen wäre, dass das Studium dadurch eher erleichtert wird. Wenige Seiten in dem Werke bringen so allgemein Bekanntes, dass der Kenner darüber hinweglesen darf; fast überall wird eine solche Fülle von Thatsachen und eine so sichere Kritik geboten, dass auch der Fachmann auf immer neue Belehrung rechnen darf.

RUD. VIRCHOW.

OSCAR SCHNEIDER. 1) Ueber Anschwemmung von antikem Arbeitsmaterial an der Alexandrinischen Küste. Dresden 1887, J. Bleyl. 52 S. mit 2 Tafeln. — 2) Ueber den rothen Porphyr der Alten. Ebendaselbst. 176 S. mit 2 Karten, 1 Panorama und 8 Lichtdruckbeilagen. — 3) Zur Bernsteinfrage, insbesondere über sicilischen Bernstein und das Lynkurion der Alten. Ebendaselbst. 213 S. und 1 Tafel.

Vorstehende drei Abhandlungen sind Separatausgaben aus des Verf. „Naturwissenschaftlichen Beiträgen zur Geographie und Culturgeschichte. Dresden 1883." Da letzteres Werk in dieser Zeitschrift 1883. S. 223 besprochen ist und gerade die jetzt separat herausgegebenen Abschnitte dort besonders hervorgehoben sind, so dürfen wir darauf verweisen und uns hier darauf beschränken, die sehr interessanten und sowohl durch naturwissenschaftliche, als durch literarische Kenntnisse belehrenden Abhandlungen der Aufmerksamkeit der Leser von Neuem zu empfehlen.

RUD. VIRCHOW.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1887.

BERLIN
VERLAG VON A. ASHER & Co.
1887.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1887.

Vorstand, 1. Januar 1887.

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Ernst **Beyrich**, Professor, Geh. Bergrath,
Dr. Adolf **Bastian**, Director d. ethnol. Abth. des Kön. Mus. für Völkerkunde, Prof., Geh. Reg.-Rath.
} Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Robert **Hartmann**, Professor, Schriftführer.

Dr. Albert **Voss**, Director der vaterl. Abth. des Königl. Mus. für Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Otto **Olshausen**, Schriftführer, W. Lützowstrasse 44.

Wilhelm **Ritter**, Bankier, Schatzmeister, SW. Beuthstrasse 2, vom 1. April ab: SW. Charlottenstrasse 74/75.

Ausschuss, 15. und 21. Januar 1887.

Dr. W. **Koner**, Professor, Geh. Reg.-Rath, Obmann.

H. **Deegen**, Geh. Ober-Regierungsrath
E. **Friedel**, Stadtrath.
Dr. G. **Fritsch**, Professor.
Dr. F. **Jagor**.
Dr. W. **Reiss**, Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde.
Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector.
Dr. H. **Steinthal**, Professor.
Dr. G. **Wetzstein**, Consul a. D.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1887.

Dom Pedro II. d'Alcantara, Kaiser von Brasilien, erwählt den 19. Juni 1875.

Professor Dr. Ludwig **Lindenschmit**, Director des römisch-germanischen Centralmuseums, Mainz, erwählt d. 20. October 1883.

Dr. Heinrich **Schliemann**, Athen, erwählt den 16. April 1881.

Prof. Dr. Wilh. **Schott**, Mitglied d. K. Akad. d. Wissensch., Berlin, erwählt d. 12. Juni 1872.

Correspondirende Mitglieder, 1. Januar 1887,
mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finnland. 1874
2. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. Clifton, Glocestershire. 1871
3. **Bellucci**, Giuseppe, Professor, Dr., Perugia. 1881
4. **Bertrand**, Alexandre, Director des Museums zu St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877

5. **Bessels**, Dr., Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1877
6. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Moskau. 1878
7. **Bonaparte**, Roland Prinz, Paris. 1885
8. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Philadelphia. 1886
9. **Burmeister**, Hermann, Professor Dr., Buenos Aires. 1871
10. **Calori**, Luigi, Professor, Bologna. 1871
11. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
12. **Capellini**, G., Professor, Bologna. 1871
13. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
14. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti d'Antichità, Mailand. 1883
15. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums, Lyon. 1881
16. **Costa**, Pereira da, Dr., Professor, Lissabon. 1872
17. **Cunningham**, Alexander, Major-General, Calcutta. 1875
18. **Dawkins**, Boyd W., Professor, M. A., F. R. S., Rusholme-Manchester. 1877
19. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
20. **Düben**, Gustaf, Baron von, Professor, Stockholm. 1872
21. **Duhmberg**, Otto von, Dr. Staatsrath, Dorpat. 1879
22. **Dupont**, Edouard, Director des Kön. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
23. **Ernst**, A., Dr., Director des Nationalmuseums, Carácas, Venezuela. 1878
24. **Evans**, John, D. C. L., L. L. D., F. R. S., Pres. Soc. Ant. and Num. Soc. London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
25. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropologischen Sammlungen, Bern. 1883
26. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
27. **Flower**, William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural-History Museum, London. 1879
28. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
29. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
30. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
31. **Gozzadini**, Giovanni, Conte, Senator, Bologna. 1872
32. **Grewingk**, C., Dr., Prof., Dorpat. 1872
33. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
34. **Gruber**, Wenzel, Dr., Professor, St. Petersburg. 1877
35. **Guimet**, E., Lyon. 1882
36. **Haast**, Julius von, Dr., F. R. S., Christchurch, New-Zealand. 1871
37. **Hampel**, J., Professor, Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884
38. **Hamy**, E. T., Dr., Conservateur du Musée d'Ethnographie du Trocadéro, Paris. 1882
39. **Hayden**, F. V., Dr., U. S. Geologist in Charge, Washington, D. C. 1876
40. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor am Kais. Deutschen Archäologischen Institut, Rom. 1883
41. **Heldreich**, Dr. von, Professor, Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
42. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
43. **Hirth**, Friedrich, Dr., Präsident d. China Branch of the R. Asiatic Society, Shanghai. 1886
44. **Hoffmann**, W. J., Dr. med., Curator anthropological Society, Washington D. C. 1886
45. **Houtum-Schindler**, A., General u. Telegraphendirector, Teheran. 1878
46. **Hubrig**, Missionär, Canton. 1879
47. **Huxley**, Professor, Pr. R. S., London. 1871
48. **Ihering**, Hermann von, Dr., Naturalist d. Museu Nacional von Rio de Janeiro, Rio Grande, Brasilien. 1886
49. **Kate**, H. ten, Dr., Haag, Niederlande. 1886

50. **Kopernicki**, Isidor, Dr., Krakau. 1875
51. **Layard**, Edgar Leopold, Britischer Consul, Pará, Brasilien. 1871
52. **Leemans**, Dr., Director, Leiden, Holland. 1872
53. **Lenhossék**, Josef von, Professor Dr., Königl. Rath, Budapest. 1876
54. **Łepkowski**, Josef, Professor Dr., Director des Archäologischen Cabinets, Krakau. 1876
55. **Lorange**, A., Director des Alterthums-Mus., Bergen, Norwegen. 1874
56. **Lortet**, L., Prof. Dr., Director des naturhistor. Museums, Lyon. 1883
57. **Lubbock**, Sir John, M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
58. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
59. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
60. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
61. **Miklucho-Maclay**, N. von, Dr., Sydney, Australien. 1875
62. **Montelius**, Oscar, Dr., erster Amanuensis am Kön. histor. Museum, Stockholm. 1872
63. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, Buenos-Aires. 1878
64. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
65. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
66. **Müller**, Sophus, Dr., Museumsinspector, Kopenhagen. 1882
67. **Netto**, Ladisláu, Dr., Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1885
68. **Nicolucci**, Giustiniano, Professor Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
69. **Ornstein**, B., Dr., früher Chefarzt der griechischen Armee, Athen. 1877
70. **Philippi**, Rudolf A., Professor Dr., Santiago, Chile. 1871
71. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des ethnographischen und prähistorischen Museums, Rom. 1871
72. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1876
73. **Pulszky**, Franz von, Dr., Director des Nationalmus., Budapest. 1876
74. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871
75. **Radlow**, W., Dr., Akademiker, Petersburg. 1884
76. **Râjendralâla Mitra**, Bahádur, L. L. D., Calcutta. 1878
77. **Rau**, Karl, Dr., Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1872
78. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882
79. **Riedel**, Joh. Gerard. Friedr., Holländischer Resident, z. Z. Utrecht. 1871
80. **Rivett-Carnac**, J. H., Allahabád, Ostindien. 1882
81. **Romer**, Florian, Dr., Canonicus, Grosswardein. 1876
82. **Rütimeyer**, Dr., Prof., Basel. 1883
83. **Rygh**, O., Dr., Prof., Director der Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879
84. **Salinas**, Antonio, Prof., Director des Nationalmuseums, Palermo. 1883
85. **Schomburgk**, Rich., Dr., Director des botanischen Gartens, Adelaide, Südaustralien. 1879
86. **Shortt**, John, M. D., Ercaud, Shevaroy Hills, Madras Pres., Ostindien. 1878
87. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875
88. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871
89. **Stieda**, Ludwig, Dr., Professor, Königsberg i. Pr. 1883
90. **Studer**, Theophil, Professor, Dr., Bern. 1885
91. **Topinard**, Paul, Professor Dr., Generalsecretär der anthropol. Gesellschaft, Paris. 1879
92. **Tschudi**, J. J. von, Dr., Jacobshof, Post Edlitz, Nieder-Oesterreich. 1872

93. **Tubino**, Francisco M., Professor, Madrid. 1871
94. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879
95. **Undset**, Ingvald, Dr., Museumsassistent, Christiania. 1881
96. **Vilanova y Piera**, Juan, Prof., Madrid. 1871
97. **Weisbach**, A., Dr., K. K. Oesterr. Consulatsarzt, Constantinopel. 1871
98. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U. S. Army, Washington, D. C. 1876
99. **Zawisza**, Graf Jan, Warschau. 1885
100. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Astrachan. 1873

Ordentliche Mitglieder am 20. Februar 1887.

1. **Abarbanell**, Adolf, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
2. **Abd-es-Salâm Ben Abd-er-Rhamân**, aus Fes, Marokko, Stud. in Clausthal im Harz.
3. **Abeking**, Ernst, Dr. med., Berlin.
4. **Achenbach**, Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
5. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
6. **Adolph**, Herm., Commerzienrath, Thorn.
7. **Ahlefeldt**, Julius von, Premierleutnant, Spandau.
8. **Alberti**, G. August, Oberstleutnant a. D., Charlottenburg.
9. **Albrecht**, Paul, Prof. Dr., Hamburg.
10. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
11. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
12. **Althoff**, Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
13. **Altrichter**, Karl, Gerichtssecretär, Wusterhausen a. d. Dosse.
14. **Andrian-Werburg**, Freih. Ferd. v., Wien.
15. **Appel**, Karl, Dr. phil., Berlin.
16. **Arnold**, Karl, Rechtsanwalt, Berlin.
17. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
18. **Arzruni**, Andreas, Prof. Dr., Aachen.
19. **Aschenborn**, Adolf, K. Bergrath a. D., Berlin.
20. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
21. **Ascherson**, F., Dr. phil., Berlin.
22. **Ascherson**, P., Prof. Dr., Berlin.
23. **Aschoff**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
24. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
25. **Awater**, Ad., Dr. med., Berlin.
26. **Bach**, Friedr., Lehrer, Langsdorf in Oberhessen.
27. **Bär**, Adolf, Dr. med., San.-Rath, Berlin.
28. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Berlin.
29. **Ball**, F., Stadtrath, Berlin.
30. **Barchewitz**, Victor, Dr., Hauptmann z. D., Berlin.
31. **Bardeleben**, Prof. Dr., Geh. Ober.-Med.-Rath, Berlin.
32. **Bardeleben**, Karl, Prof. Dr. med., Jena.
33. **Barnewitz**, Realgymnasiallehrer, Brandenburg a. H.
34. **Barschall**, Max, Dr., San.-Rath, Berlin.
35. **Bartels**, Max, Dr. med., Berlin.
36. **Bastian**, A., Geh. Reg.-Rath, Professor Dr., Director des K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
37. **Beck**, Ludwig, Dr., Rheinhütte, Biebrich.
38. **Behla**, Rob., Dr., Kreiswundarzt, Luckau.
39. **Behn**, W., Maler, Tempelhof b. Berlin.
40. **Behrend**, Adolf, Buchhändler, Berlin.
41. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
42. **Benda**, C., Dr. med., Berlin.
43. **Benda**, R. v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
44. **Bennigsen**, von, Landesdirector, Bennigsen bei Hannover.
45. **Berendt**, G., Prof. Dr., Berlin.
46. **Bernhardt**, Prof. Dr. med., Berlin.
47. **Bertram**, Alexis, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
48. **Beuster**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
49. **Beyfuss**, Gustav, Dr., Offizier van gezondheid I Kl., Gombong, Java.
50. **Beyfuss**, Otto, Kaufmann, Berlin.
51. **Beyrich**, Prof. Dr., Geh. Bergrath, Berlin.
52. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neustrelitz.
53. **Bieber**, Ernst, Dr., Kaiserl. Deutscher Generalconsul, Capstadt, Südafrika.
54. **Binzer**, Ludwig von, Forstmeister a. D., Schöneberg bei Berlin.
55. **Bischoff**, Prof. Dr., Berlin.
56. **Blasius**, Prof. Dr., Braunschweig.
57. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.

58. **Blumenthal**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
59. **Boas**, Franz, Dr. phil., New-York.
60. **Böhm**, Dr., Medicinalrath, Magdeburg.
61. **Böninger**, M., Rentier, Berlin.
62. **Bör**, Dr., Königl. Hofarzt, Berlin.
63. **Böttlicher**, Ernst, Hauptmann a. D., Berlin.
64. **Borchardt**, Felix, Portraitmaler, Berlin.
65. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
66. **Bork**, von, Kammerherr, Möllenbeck, Meklenburg-Strelitz.
67. **Born**, L., Dr., Berlin.
68. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
69. **Bramann**, Dr. med., Berlin.
70. **Brand**, E. von, Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
71. **Brandt**, von, kaiserl. deutscher Gesandter, Peking, China.
72. **Bredow**, von, Rittergutsbesitzer, Berlin.
73. **Breslauer**, Heinrich, Prof. Dr., Berlin.
74. **Brettschneider**, C., Dr. med., Berlin.
75. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
76. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
77. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neubrandenburg.
78. **Brünig**, Max, Kaufmann, Berlin.
79. **Brunnemann**, Karl, Rechtsanwalt, Stettin.
80. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Museums, Berlin.
81. **Budczies**, Friedrich, Schulvorsteher a. D., Berlin.
82. **Bürkner**, August, Rechtsanwalt, Rixdorf bei Berlin.
83. **Bürkner**, Heinrich Maria, Redacteur, Steglitz bei Berlin.
84. **Bütow**, P., Dr. jur., Berlin.
85. **Bütow**, H., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
86. **Bugge**, F., Leutnant a. D., Berlin.
87. **Bujack**, G., Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Königsberg i. Pr.
88. **Busch**, Dr., Kais. Deutscher Gesandter, Bucarest, Rumänien.
89. **Buschan**, G., Dr. med., München.
90. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
91. **Caro**, Dr., Hofapotheker, Dresden.
92. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
93. **Christeller**, P., Dr. med., Berlin.
94. **Cochius**, Hermann, Dr., Director, Berlin.
95. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Charlottenburg.
96. **Crampe**, Hugo, Dr. phil., Breslau.
97. **Cremer**, Chr. J., Redacteur, Abgeordneter, Berlin.
98. **Croner**, Eduard, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
99. **Curth**, G., Dr. med., Berlin.
100. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
101. **Dames**, W., Prof. Dr., Berlin.
102. **Dammann**, F. W., Huddersfield, England.
103. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
104. **Davidsohn**, Ludwig, Sanitätsrath Dr., Berlin.
105. **Deegen**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
106. **Degener**, Amtsrichter, Königs-Wusterhausen.
107. **Degner**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
108. **Deneke**, Dr. med., Flensburg.
109. **Dengel**, A., Dr., Stabsarzt d. R., Berlin.
110. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
111. **Dönitz**, W., Prof., Dr. med., Berlin.
112. **Döring**, R., Dr., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
113. **Drawe**, Rittergutsbesitzer, Saskozin bei Praust, Westpreussen.
114. **Driemel** jun., Gustav, Fabrikbesitzer, Guben.
115. **Driese**, E., Kaufmann, Guben.
116. **Dümichen**, Dr., Prof., Strassburg im Elsass.
117. **Dzieduczycki**, Graf, Lemberg, Galizien.
118. **Ebell**, A., Dr. med., Berlin.
119. **Ehrenhaus**, S., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
120. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med., Berlin, z. Z. auf Reisen in Brasilien.
121. **Ende**, H., Kön. Baurath, Prof., Berlin.
122. **Engel**, Franz, Dr. med., Hélouan, Egypten.
123. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
124. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr, Rom.
125. **Erckert**, Roderich von, Generalleutnant a. D., Exc., Berlin.
126. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, Guben.

127. **Eulenburg**, M., Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
128. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
129. **Ewald**, J. W., Dr., Prof., Mitglied der Akademie d. Wissenschaften, Berlin.
130. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
131. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
132. **Fehleisen**, Friedrich, Dr. med., Berlin.
133. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburgh.
134. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
135. **Finkelnburg**, C., Dr., Geh. Reg.-Rath, Godesberg bei Bonn.
136. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
137. **Fischer**, Dr., Marinestabsarzt, z. Z auf Reisen.
138. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. Elbe.
139. **Fischer**, Wilhelm Dr., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.
140. **Flesch**, Max, Prof., Dr. med., Bern.
141. **Fraas**, Dr., Professor, Stuttgart.
142. **Fränkel**, Bernh., Dr., Prof., Berlin.
143. **Fränkel**, Isidor, Dr. med., Berlin.
144. **Frank**, G., Dr. med., Berlin.
145. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
146. **Friedel**, Ernst, Stadtrath, Berlin.
147. **Friederich**, Dr., Stabsarzt, Dresden.
148. **Friedländer**, Heinr., Dr., Berlin.
149. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
150. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Professor, Berlin.
151. **Fritzschen**, G., Dr., Amtsrichter, Berlin.
152. **Fronhöfer**, G., Major a. D., Berlin.
153. **Fürstenheim**, Ernst, Sanitätsrath Dr., Berlin.
154. **Gad**, Joh., Dr. med., Berlin.
155. **Gaffky**, Dr. med., Reg.-Rath, Berlin.
156. **Gentz**, C., Professor, Geschichtsmaler, Berlin.
157. **Gericke**, Wilhelm, Dr. med., Berlin.
158. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des Berl. Pfandbriefamts, Berlin.
159. **Geyger**, Adolf., Dr., phil., Mitglied des Kais. Patentamts, Berlin.
160. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
161. **Goës** Apotheker, Soldin.
162. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
163. **Götze**, Ernst, Kaufmann, Zossen.
164. **Götze**, Hugo, Bürgermeister, Wollin, Pommern.
165. **Goldschmidt**, Leo B. H., Bankier, Paris.
166. **Goldschmidt**, Heinr., Bankier, Berlin.
167. **Goldschmidt**, Levin, Dr., Prof., Geh. Justizrath, Berlin.
168. **Goldstücker**, Eug., Buchhändler, Berlin.
169. **Goltdammer**, Ed., Dr., San.-Rath, Berlin.
170. **Goslich**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
171. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
172. **Gottschau**, M., Dr. med., Basel.
173. **Grawitz**, Paul, Professor, Dr. med., Greifswald.
174. **Grempler**, Wilhelm, Dr., Sanitätsrath, Breslau.
175. **Greve**, Dr. med., Tempelhof b. Berlin.
176. **Griesbach**, H., Dr. med., Basel.
177. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Berlin.
178. **Grube**, W., Dr. phil., Berlin.
179. **Gruber**, Hermann, Dr., Director der landwirthschaftl. Schule, Schivelbein, Reg.-Bez. Köslin.
180. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil., Berlin.
181. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
182. **Gubitz**, Rudolf, Notar, Berlin.
183. **Günther**, Karl, Photograph, Berlin.
184. **Güssfeldt**, P., Dr. phil., Berlin.
185. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
186. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Berlin.
187. **Gusserow**, A., Geh. Med.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
188. **Guttstadt**, Albert, Dr. med., Professor, Berlin.
189. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin.
190. **Haacke**, Dr., Sanitätsrath, Stendal.
191. **Haag**, Dr. phil., Rector, Charlottenburg.
192. **Hadlich**, Dr. med., Pankow b. Berlin.
193. **Hagenbeck**, Karl, Hamburg.
194. **Hahn**, Gust., Dr., Oberstabs- u. Regimentsarzt, Berlin.
195. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
196. **Hahn**, Eugen, Dr., Sanitätsrath, Dir. im allgem. städt. Krankenhause, Berlin.
197. **Hainauer**, Oskar, Bankier, Berlin.
198. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
199. **Hansemann**, David, Dr. med., Berlin.
200. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.

201. **Hardenberg**, Freiherr von, Grossh. Bad. Oberzollinspector, Säckingen.
202. **Harselm**, Geh. Kriegsrath, Berlin.
203. **Hartmann**, Rob., Dr. med., Prof., Berlin.
204. **Hartmann**, Herm., Dr., Oberlehrer, Landsberg a. W.
205. **Hartwich**, Karl, Apotheker, Tangermünde.
206. **Haselberg**, O. von, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
207. **Haselberg**, Rudolf von, Dr., Sanitätsrath, Stralsund.
208. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Berlin.
209. **Hauchecorne**, W., Dr., Geh. Bergrath, Dir. d. K. Bergakademie, Berlin.
210. **Heimann**, Ludwig, Redakteur, Berlin.
211. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
212. **Hempel**, G., Fabrikbesitzer, Pulsnitz bei Dresden.
213. **Henning**, Karl, Dr., Darmstadt.
214. **Henning**, R., Dr., Prof., Strassburg im Elsass.
215. **Henoch**, Anton, Kaufmann, Berlin.
216. **Hermes**, Otto, Dr. phil., Director des Aquariums, Berlin.
217. **Herter**, E., Dr. med., Docent an der Universität, Berlin.
218. **Herzberg**, Ph., Dr. med., Berlin.
219. **Heudtlass**, Julius, Hotelbesitzer, Berlin.
220. **Heydel**, Amtsgerichtsrath, Berlin.
221. **Heyden**, August von, Prof., Berlin.
222. **Heyden**, Otto, Dr., Prof., Berlin.
223. **Hilder**, G., Major a. D., Berlin.
224. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Berlin.
225. **Hille**, Dr. med., Strassburg i. Elsass.
226. **Hirschberg**. Julius, Dr. med., Prof., Berlin.
227. **Hitzig**, Dr., Professor, Halle a. S.
228. **Hoffmann**, Immanuel, Landrath, Spremberg.
229. **Holleben**, von, Kais. Deutscher Gesandter, Tokio, Japan.
230. **Hollmann**, M., Landgerichtsrath, Berlin.
231. **Horn**, O., Dr., Kreisphysicus, Tondern.
232. **Horn v. d. Horck**, Baron von, auf Reisen in Ostasien.
233. **Horwitz**, Dr., Justizrath, Berlin.
234. **Hosius**, Dr., Prof., Münster in Westfalen.
235. **Humbert**, Geh. Legationsrath, Berlin.
236. **Ideler**, Dr., Sanitätsrath, Dalldorf bei Berlin.
237. **Israel**, Oskar, Dr. med., Berlin.
238. **Jacob**, G., Dr. med., Roemhild, Meiningen.
239. **Jacobsen**, Emil, Dr. phil., Berlin.
240. **Jacobsthal**, E., Prof., Charlottenburg.
241. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
242. **Jagor**, Fedor, Dr, Berlin.
243. **Jahn**, August, Rentier, Lenzen a. E.
244. **Jannasch**, R., Dr. jur. et phil,. Berlin.
245. **Janssen**, C. W., Dr., Amsterdam.
246. **Jaquet**, Dr., Sanitätsrath, Berlin
247. **Jentsch**, Hugo, Dr., Oberlehrer, Guben.
248. **Joest**, Ed., Geh. Commerzienrath, Cöln.
249. **Joest**, Wilhelm, Dr., Berlin.
250. **Jörgensen**, J. Paul, Dr. phil., Berlin.
251. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
252. **Junker**, Wilhelm, Dr., auf Reisen in Afrika.
253. **Junker von Langegg**, Ferd. Adalb., Dr. med., London.
254. **Kahlbaum**, Dr. med., Görlitz.
255. **Kaufmann**, Richard von, Dr., Prof., Berlin.
256. **Kessel**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
257. **Kirchhoff**, Dr., Prof., Halle a. S.
258. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
259. **Knack**, O., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
260. **Koch**, R., Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
261. **Köhl**, Dr. med., Worms.
262. **Köhler**, Dr. med., Posen.
263. **König**, C. A., Kaufmann, Berlin.
264. **König**, Wilhelm, Dr., Redacteur, Stettin.
265. **Körte**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
266. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
267. **Koner**, Wilhelm, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
268. **Kořensky**, Joseph, Lehrer der Naturwissenschaft, Smichow bei Prag.
269. **Korff**, Baron von, Oberst a. D., Berlin.
270. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Berlin.
271. **Koseritz**, Karl von, Porto Alegre, Rio Grande do Sul, Brasilien.
272. **Krause**, Aurelius, Dr. phil., Berlin.
273. **Krause**, Eduard, Conservator am K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
274. **Krause**, Hermann, Dr. med., Berlin.
275. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.

276. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Berlin.
277. **Krzyżanowski**, W. von, Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Prov. Posen.
278. **Kuchenbuch**, Franz, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
279. **Künne**, Karl, Buchhändler, Charlottenburg.
280. **Küster**, Ernst, Dr., Prof., Sanitätsrath, Berlin.
281. **Kuhn**, M., Dr. phil., Friedenau bei Berlin.
282. **Kuntze**, Otto, Dr. phil., Berlin.
283. **Kurtz**, F., Dr., Prof., Córdoba, República Argentina.
284. **Kurtzhalss**, A., Consul, Bangkok, Siam.
285. **Kusserow**, H. von, Kön. Preuss. Gesandter, Hamburg.
286. **Lähr**, Geh. Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
287. **Landau**, H., Bankier, Berlin.
288. **Landau**, Leop., Dr. med., Berlin.
289. **Landau**, W., Dr. phil., Berlin.
290. **Lange**, Henry, Dr., Prof., Berlin.
291. **Lange**, Julius, Kaufmann, Spandau.
292. **Langen**, Kön. Landbauinspector, Kyritz.
293. **Langen**, A., Captain, Cöln a. Rhein.
294. **Langerhans**, P., Dr. med., Berlin.
295. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Berlin.
296. **La Pierre**, Dr., Geh. San.-Rath, Berlin.
297. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
298. **Lassar**, O., Dr. med., Berlin.
299. **Lauteschläger**, Christian, Dr. med., Würzburg.
300. **Lazarus**, Moritz, Dr., Prof., Berlin.
301. **Le Coq**, von, Darmstadt.
302. **Lehmann**, Karl F., Dr., Berlin.
303. **Lehnerdt**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
304. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Premier-Leutnant im Garde-Füs.-Reg., Berlin.
305. **Lemke**, Elisabeth, Berlin.
306. **Lentz**, Freiherr von, Rittmeister, Berlin.
307. **Lesser**, Adolf, Dr., gerichtl. Stadtphysikus, Breslau.
308. **Lesser**, Robert, Bankdirector, Berlin.
309. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
310. **Lewin**, Georg, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
311. **Lewin**, Leop., Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
312. **Lewin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
313. **Liebe**, Th., Dr., Professor, Berlin.
314. **Liebe**, Professor, Gera.
315. **Liebenow**, W., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
316. **Liebermann**, B., Geh. Commerzienrath, Berlin.
317. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
318. **Liebermann**, Karl, Dr., Prof., Berlin.
319. **Liebreich**, Oscar, Dr., Prof., Charlottenburg, Westend.
320. **Lilienfeld**, Albert, Dr., Berlin.
321. **Liman**, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
322. **Löffler**, F., Dr., Stabsarzt, Berlin.
323. **Löw**, E., Dr., Oberlehrer, Berlin.
324. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin.
325. **Lossen**, K. A., Dr. phil., Prof., Berlin.
326. **Lucae**, Dr., Professor, Berlin.
327. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
328. **Lühe**, Dr., Oberstabsarzt, Demmin in Vorpommern.
329. **Lührsen**, Dr., Generalconsul, Odessa.
330. **Lunitz**, Paul, Verlagsbuchhändler, Brandenburg a. Havel.
331. **Luschan**, F. von, Dr., Berlin.
332. **Maass**, Karl, Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
333. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
334. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
335. **Magnus**, P., Dr., Prof., Berlin.
336. **Mantey**, Otto, Dr. med., Berlin.
337. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
338. **Marcuse**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
339. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Berlin.
340. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
341. **Marimon y Tudó**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
342. **Martens**, E. von, Dr., Prof., Berlin.
343. **Marthe**, Friedrich, Dr. phil., Professor, Berlin.
344. **Martin**, A. E., Dr. med., Berlin.
345. **Maška**, Karl J., Prof., Neutitschein, Mähren.
346. **Mayer**, Louis, Dr., San.-Rath, Berlin.
347. **Mehlis**, Dr., Dürkheim.
348. **Meitzen**, August, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
349. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
350. **Menger**, Henry, Dr. med., Berlin.

351. **Meyer**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Osnabrück.
352. **Meyer**, Adolf, Buchhalter, Berlin.
353. **Meyer**, Alfred G., Dr., Oberlehrer, Berlin.
354. **Meyer**, Hans, Dr., Leipzig.
355. **Meyer**, Moritz, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
356. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
357. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
358. **Möller**, H., Dr., Professor, Berlin.
359. **Mönch**, Karl, Apotheker, Berlin.
360. **Moses**, Dr. med., Berlin.
361. **Much**, Matthäus, Dr., Wien.
362. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr.-Waeblin bei Stargard (Pommern).
363. **Mühsam**, Eduard, Dr. med., Berlin.
364. **Müller**, Karl, Dr., Med.-Rath, Hannover.
365. **Müller-Beeck**, Georg, Yokohama, Japan.
366. **Müller**, Louis, Dr. phil., Berlin.
367. **Müller**, Otto, Buchhändler, Berlin.
368. **Müschner**, M., Lehrer, Berlin.
369. **Mützel**, Gustav, Thiermaler, Berlin.
370. **Munk**, Hermann, Dr., Prof., Berlin.
371. **Nagel**, A., Kaufmann, Deggendorf, Nieder-Bayern.
372. **Nathan**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
373. **Nathanson**, F., Dr. med., Berlin.
374. **Nehring**, A., Dr., Professor, Berlin.
375. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
376. **Neumann**, Dr., Stabsarzt, Spandau.
377. **Neumann**, Hugo, Dr. med., Berlin.
378. **Neumayer**, G., Dr., Professor, Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
379. **Niendorff**, Oscar, Amtsrichter, Berlin.
380. **Nothnagel**, A., Professor, Hofmaler, Berlin.
381. **Oesten**, Gustav, Oberingenieur der Wasserwerke, Berlin.
382. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
383. **Oppenheim**, Max Freiherr von, Regierungsreferendar, Rüdesheim.
384. **Orth**, A., Dr., Prof., Berlin.
385. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Dresden.
386. **Oske**, Ernst, Vereid. Makler, Berlin.
387. **Ossowidzki**, Dr. med., Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
388. **Paasch**, Rich., Dr. med., Berlin.
389. **Pächter**, Hermann, Buchhändler, Berlin.
390. **Pätel**, F., Stadtverordneter, Gutsbesitzer, Berlin.
391. **Pätsch**, Johannes, Dr. med., Prof., Berlin.
392. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
393. **Pansch**, Adolf, Dr. med., Professor. Kiel.
394. **Pardo de Tavera**, T. H., Dr., Paris.
395. **Pedell**, Dr., Stabsarzt, Colberg.
396. **Peña y Fernandez**, Dr., aus San Salvador, Berlin.
397. **Petri**, R. J., Dr. med., Berlin.
398. **Pfeiffer**, C. W., Frankfurt a. M.
399. **Pfleiderer**, Dr., Prof., Charlottenburg.
400. **Pfuhl**, Fritz, Dr., Kgl. Gymnasialoberlehrer, Posen.
401. **Philipp**, Robert, Dr. med., Berlin.
402. **Pippow**, Dr., Kreisphysicus, Eisleben.
403. **Plagge**, W., Dr. med., Berlin.
404. **Plessner**, August, Dr. med., Berlin.
405. **Ponfick**, Dr., Prof., Breslau.
406. **Pringsheim**, N., Dr., Prof., Berlin.
407. **Prollius**, M. von, Exc., Geh. Leg.-Rath, Grossh. Meklenb. Gesandter, Berlin.
408. **Pudil**, H., Bauverwalter, Bilin in Böhmen.
409. **Quedenfeldt**, M., Premierleutnant a. D., Berlin.
410. **Rabl Rückhard**, H., Dr. med., Prof. Berlin.
411. **Raffel**, Karl, Generalarzt a. D., Berlin.
412. **Rahmer**, H., Dr. med., Berlin.
413. **Ramberg**, Freiherr G. von, Premierleutnant, Berlin.
414. **Raschkow**, F., Dr. med., Berlin.
415. **Rath**, Paul vom, Amsterdam.
416. **Rausch**, Oberstleutnant, Director der Königl. Geschützgiesserei, Spandau.
417. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
418. **Reichert**, Th., Apotheker, Berlin.
419. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
420. **Reiss**, W., Dr., Vorsitzender d. Ges. f. Erdkunde, Berlin.
421. **Reiss**, Eug., Fabrikant, Berlin.
422. **Remak**, E. J., Dr. med., Berlin.
423. **Richter**, Berth., Bankier, Berlin.
424. **Richter**, Isidor, Bankier, Berlin.

425. **Riebeck**, Paul, Fabrikbesitzer, Halle a. Saale.
426. **Rieck**, Dr. med., San.-Rath, Köpenick bei Berlin.
427. **Rieck**, R., Kaiserlicher Stallmeister, Berlin.
428. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
429. **Ringewaldt**, August, Fabrikbesitzer, Nauen.
430. **Risal**, Don José, Dr. med., von Luzon, Berlin.
431. **Ritter**, W., Bankier, Berlin.
432. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Berlin.
433. **Rörig**, Adolf, Kön. Oberföster, Oberförsterei Rossberg, Post Ebsdorf, Reg.-Bez. Kassel.
434. **Röse**, C., Oberst z. D., Berlin.
435. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kais. Generalconsul, Weimar.
436. **Rosenberg**, Robert, Kaufmann, Heegermühle bei Eberswalde.
437. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
438. **Rosenthal**, L., Dr. med., Berlin.
439. **Roth**, Wilhelm, Dr., Generalarzt, Dresden.
440. **Ruge**, Karl, Dr. med., Berlin.
441. **Ruge**, Max, Dr. phil., Steglitz bei Berlin.
442. **Ruge**, Paul, Dr. med., Berlin.
443. **Rummel**, L., Versicherungs-Director, Berlin.
444. **Ruyter**, Gustav de, Dr. med., Berlin.
445. **Sachau**, E., Dr., Prof., Berlin.
446. **Samson**, Alb., Bankier, Berlin.
447. **Sander**, Julius, Dr. med., Berlin.
448. **Sander**, Wilh., Dr. med., Medicinalrath, Dalldorf bei Berlin.
449. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Berlin.
450. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Berlin.
451. **Sarre**, Th., Stadtrath, Berlin.
452. **Sattler**, Dr. med., Fluntern b. Zürich.
453. **Sauer**, Hermann, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
454. **Saurma-Jeltsch**, Baron von, Kaiserl. Deutscher Gesandter, Haag, Niederlande.
455. **Schaal**, A., Maler, Berlin.
456. **Schadenberg**, Alex., Gross-Glogau, zur Zeit auf den Philippinen.
457. **Scheibler**, C., Dr., Prof., Berlin.
458. **Schellhas**, P., Dr. jur., Kammergerichts-Referendar, Berlin.
459. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
460. **Scherk**, Ernst, Dr. med., Berlin.
461. **Schierenberg**, G. A. B., Frankfurt a. M.
462. **Schillmann**, R., Dr., Schulvorsteher, Berlin.
463. **Schirp**, Freiherr Fritz von, Berlin.
464. **Schlemm**, Th., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
465. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
466. **Schlössingk**, Georg, Dr. jur., Berlin.
467. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
468. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Leipzig.
469. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
470. **Schneider**, Ludwig, Fabrikdirector, Gitschin in Böhmen.
471. **Schoch**, Max, Dr. med., Berlin
472. **Schöler**, H., Dr., Professor, Berlin.
473. **Schöne**, Richard, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath, Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
474. **Schönlank**, William, Berlin.
475. **Schröter**, Dr. med., Eichberg, Rheingau.
476. **Schubert**, H., Dr., Generalarzt, Berlin.
477. **Schubert**, W., Kaufmann, Berlin.
478. **Schuchardt**, Theodor, Dr., Görlitz.
479. **Schütz**, W., Dr. med., Prof., Berlin.
480. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
481. **Schulenburg**, W. von, Charlottenburg.
482. **Schultze**, J. C., Fabrikbesitzer, Berlin.
483. **Schultze**, Oskar, Dr. med., Berlin.
484. **Schultze**, Wilhelm, Dr., Oberarzt des städt. Krankenhauses, Stettin.
485. **Schumann**, Hugo, pract. Arzt, Löcknitz in Pommern.
486. **Schwabacher**, Adolf, Bankier, Berlin.
487. **Schwartz**, W., Dr., Gymnasialdirector, Berlin.
488. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
489. **Schweinfurth**, Georg, Dr., Prof., Cairo.
490. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
491. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Berlin.
492. **Seler**, Eduard, Steglitz bei Berlin.
493. **Selle**, Gustav, Apotheker, Kosten, Provinz Posen.

494. **Siebold**, Baron Alexander v., Tokio, Japan.
495. **Siebold**, Heinrich von, Tokio, Japan.
496. **Siegmund**, Gustav, Dr., Geh. San.-Rath, Berlin.
497. **Siehe**, Dr. med., Kreisphys., Calau.
498. **Siemens**, Werner, Dr. phil., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
499. **Siemering**, R., Prof., Bildhauer, Berlin.
500. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
501. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
502. **Simon**, Th., Bankier, Berlin.
503. **Simonsohn**, Dr. med., Friedrichsfelde bei Berlin.
504. **Sinogowitz**, Eugen, Apotheker, Charlottenburg.
505. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
506. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
507. **Sonnenburg**, Dr., Prof., Berlin.
508. **Souchay**, Weinhändler, Berlin.
509. **Stechow**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
510. **Steinen**, Karl von den, Dr. med., z. Z. auf Reisen in Brasilien.
511. **Steinthal**, Leop., Bankier, Berlin.
512. **Steinthal**, H., Dr., Prof., Berlin.
513. **Strasser**, Major, 1. Artillerie-Officier vom Platz, Metz.
514. **Strauch**, Corvetten-Capitän, Wilhelmshafen.
515. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
516. **Strecker**, Albert, Kreissecretär, Soldin.
517. **Stricker**, Rudolf, Verlagsbuchhändler, Berlin.
518. **Struck**, H., Dr. med., Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
519. **Stübel**, Alfons, Dr., Dresden.
520. **Sükey**, Georg, Kaufmann, Berlin.
521. **Tappeiner**, Dr. med., Schloss Reichenbach bei Meran.
522. **Telge**, Paul, Juwelier, Berlin.
523. **Teschendorff**, E., Geschichtsmaler, Berlin.
524. **Tessmar**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Eichenhagen bei Weissenhöhe, Prov. Posen.
525. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Berlin.
526. **Thunig**, Domänenpächter, Kaisershof bei Dusznik, Prov. Posen.
527. **Tiedemann**, Rittergutsbesitzer, Slaboszewo bei Mogilno, Pr. Posen.
528. **Timann**, F., Dr., Stabsarzt, Berlin.
529. **Tischler**, Otto, Dr., Director des Prov.-Mus. der physik.-ökonom. Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
530. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
531. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Professor, Kasan, Russland.
532. **Török**, Aurel von, Dr., Prof., Director d. anthrop. Museums, Budapest.
533. **Travers**, G., Kais. Deutscher General-Consul, Sydney, Australien.
534. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpr.
535. **Uhl**, Oberstleutnant z. D., Memel.
536. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
537. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.
538. **Unruhe-Bomst**, Freiherr von, Landrath Wollstein, Pr. Posen.
539. **Vater**, Moritz, Dr., Oberstabsarzt, Spandau.
540. **Verein**, anthropologischer, Feldberg Meklenburg-Strelitz.
541. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
542. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
543. **Verein**, historischer, Bromberg.
544. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
545. **Virchow**, Hans, Dr. med., Berlin.
546. **Virchow**, Rudolf, Dr., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
547. **Vorländer**, H., Rittergutsbesitzer, Dresden.
548. **Vormeng**, C., Dr., Stabsarzt a. D., Berlin.
549. **Voss**, Albert, Dr. med., Director am Museum für Völkerkunde, Berlin.
550. **Waldeyer**, Dr., Prof., Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
551. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz.
552. **Wattenbach**, Wilhelm, Dr., Professor, Berlin.
553. **Weber**, W., Maler, Berlin.
554. **Wedekind**, Paul, Kaufmann, Berlin.
555. **Wegener**, Eduard, Dr. med., Stettin.
556. **Wegscheider**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
557. **Weichand**, H., Kaufmann, Frankfurt a. Main.

558. **Weigel**, Max, Dr. phil., Berlin.
559. **Weigelt**, Curt, Dr. phil., Berlin.
560. **Weineck**, Dr., Rector, Lübben.
561. **Weisbach**, Valentin, Bankier, Berlin.
562. **Weiss**, H., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
563. **Weisser**, P., Dr. med., Berlin.
564. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Bauführer, Berlin.
565. **Welthe**, Dr. med., Bromberg.
566. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo, bei Wronke, Pr. Posen.
567. **Werner**, F., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
568. **Wessely**, Hermann, Dr., Berlin.
569. **Westphal**, Dr., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
570. **Wetzstein**, Gottfried, Dr., Consul a. D., Berlin.
571. **Wiechel**, Hugo, Betriebs-Ingenieur, Dresden-Neustadt.
572. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
573. **Wilski**, H., Director, Rummelsburg bei Berlin.
574. **Witt**, N. M., Stadtrath, Charlottenburg.
575. **Wittgenstein**, Wilhelm von, Gutsbesitzer, Berlin.
576. **Wittmack**, L., Dr., Prof., Berlin.
577. **Woldt**, A., Schriftsteller, Berlin.
578. **Wolff**, Alex., Stadtrath, Berlin.
579. **Wolff**, Max, Dr., Prof., Berlin.
580. **Wolff**, Reinh. F., Kaufmann, Berlin.
581. **Wolffhügel**, G., Dr. med., Regierungsrath, Berlin.
582. **Woworsky**, Anton, Rittergutsbesitzer, Berlin.
583. **Wredow**, August, Prof., Berlin.
584. **Wutzer**, H., San.-Rath, Dr., Berlin.
585. **Zabel**, Dr., Gymnasiallehrer, Guben.
586. **Zadek**, Ignaz, Dr. med., Berlin.
587. **Zandt**, Walther, Freiherr von, Leutnant, Berlin.
588. **Zenker**, Wilhelm, Dr., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf b. Stettin.
589. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
590. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., z. Z. in Afrika.
591. **Zülzer**, W., Dr. med., Prof., Berlin.

Schriften-Tauschverkehr.

Erste Fortsetzung der Uebersicht für 1886, Verhandlungen S. 14—16.

I. Deutschland.

Danzig. Naturforschende Gesellschaft: Schriften der n. G.

Trier. Gesellschaft für nützliche Forschungen: a) Jahresbericht der G. f. n. F. — b) Westdeutsche Zeitschrift und Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst.

II. Europäisches Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Triest. Società Adriatica di Scienze naturali: Bollettino della S. A. d. S. n.

Wien. K. K. naturhistorisches Hofmuseum: Annalen des K. K. n. H.

Schottland.

Edinburgh. Scottish Geographical Society: Scottish Geographical Magazine.

Schweiz.

Aarau. Mittelschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft: Fernschau.

Zürich. Antiquarische Gesellschaft: a) Mittheilungen der A. G. — b) Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde.

III. Amerika.

Davenport, Iowa, U. S. A. Davenport Academy of Natural Sciences: Proceedings of the D. A. o. N. S.

Philadelphia, Penn'a, U. S. A. American Philosophical Society: Proceedings of the A. Ph. S.

Habana, Cuba. Sociedad Antropologica de la Isla de Cuba: Boletin de la S. A. d. l. I. d. C.

Veränderung und Verbesserungen zur Uebersicht für 1886.

Rom. Kais. deutsches archaeologisches Institut; dasselbe liefert jetzt statt der früher aufgeführten Werke nur noch: Mittheilungen, Römische Abtheilung (Bullettino, Sezione Romana).

Lissabon. Sociedade de Geographia: liefert ausser dem Boletim noch: Actas.

Córdoba, República Argentina. Academia Nacional de Ciencias, streiche b) Actas.

Sitzung vom 15. Januar 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Es findet die Wahl des Ausschusses für 1887 in statutenmässiger Weise statt. Gewählt werden die Herren Koner, G. Fritsch, F. Jagor, Deegen, E. Friedel, Wetzstein, Steinthal, W. Reiss und W. Schwartz.

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. phil. Moritz Lewin, Berlin.
„ Hermann Sökeland, Berlin.
„ Dr. phil. A. Bässler, Berlin.
„ Dr. med. Hermann Engel, Berlin.
„ Kgl. Bergrath a. D. Adolf Aschenborn, Berlin.
„ Abd-es-Salâm Ben Abd-es-Rhamân aus Fes in Marokko, z. Zeit in Clausthal im Harz.
„ Dr. Peña y Fernandez aus San Salvador, Berlin.
Der historische Verein zu Bromberg.
Hr. Dr. Don Jose Risal aus Luzon, Berlin.
„ Oberst z. D. C. Röse, Berlin.
„ Dr. O. Tischler, Königsberg i. Pr.
„ Geh. Commerzienrath Ed. Joest, Cöln.
„ Maler Colmar Schmidt, Berlin.
„ Dr. O. Horn, Kreisphysicus, Tondern.
„ Max Freiherr von Oppenheim, Regierungsreferendar, Rüdesheim.

Gestorben sind: am 11. October 1886 Dr. Abbot, Berlin; am 25. Dezember 1886 Dr. Wasmansdorff, Berlin.

Hr. H. ten Kate sendet aus Algier, 30. Dezember 1886, ein Dankschreiben für seine Wahl zum correspondirenden Mitgliede.

(3) Der Vorsitzende begrüsst den in der Sitzung anwesenden Capt. Langen von den Key-Inseln und dankt demselben für die Zuwendungen an die Gesellschaft.

(4) Aus Florenz, 20. November 1886, ist die Anzeige von der Gründung einer italienischen asiatischen Gesellschaft eingegangen. Dieselbe wird in dem dortigen Indischen Museum im Institut der höheren Studien tagen. Der König hat das Protectorat übernommen. Das Präsidium besteht aus den HHrn. Graf A. de Gubernatis, Lasinio und Puini; als General-Secretär fungirt Professor Ern. Schiaparelli. Am 14. November hat die feierliche Eröffnung stattgefunden.

(5) Hr. P. Schellhas übersendet folgende Mittheilung über

Maya-Hieroglyphen.

Hr. Dr. Ed. Seler hat in einem Vortrage (in der Sitzung vom 17. Juli 1886, S. 416 der Verhandlungen im vorig. Jahrg. der Zeitschrift) einige Bemerkungen

geknüpft an meine Abhandlung über die Dresdener Mayahandschrift (S. 12 ff. der Zeitschr. f. Ethnol. 1886), worin ich versucht hatte, gewisse Hieroglyphen mit bestimmten mythologischen Figuren in Beziehung zu bringen. Der wesentlichste Punkt dieser Bemerkungen ist, dass Hr. Dr. Seler in dem von mir mit B bezeichneten sog. „Gotte mit der Schlangenzunge“ nicht den Kukulcan der Mayas, sondern eine dem aztekischen Regengott Tlaloc entsprechende Gottheit sehen will.

Zunächst sei erwähnt, dass es wohl auf einem Missverständniss beruht, wenn Dr. Seler voraussetzt, ich hätte behauptet, der Gott B habe die Zunge einer Schlange. Vielmehr dürfte der von mir gebrauchte Ausdruck „die schlangenförmige Zunge“ wohl nicht anders zu verstehen sein, als er gemeint war, nehmlich, dass die Zunge die Form einer Schlange habe. Und eine solche „schlangenförmige Zunge“ d. h. eine Schlange als Zunge, ist ja auch in der That eine Eigenthümlichkeit des aztekischen Tlaloc sowohl, als der Figur B des Codex Dresdensis. Man muss bei aufmerksamer Vergleichung beider Göttergestalten der Ansicht Dr. Seler's, was die Darstellungen anlangt, unzweifelhaft beipflichten; die Uebereinstimmung ist evident und ist auch schon früher constatirt worden. So bezeichnet z. B. Cyrus Thomas in dem Study of the Ms. Troano die Figur Dresd. p. 25 unten links ausdrücklich als einen „Tlalockopf“ (während L. de Rosny die anscheinend identische Gestalt im C. Cortesianus „dieu au long nez et à la torche“ nennt). Indessen geht doch die Symbolik des Gottes B im Cod. Dresd. vielfach über die dem aztekischen Tlaloc beigelegten Attribute hinaus, und eben diese reiche Symbolik scheint für eine Gottheit von universellerer Bedeutung, als der Tlaloc, zu sprechen. Auch sind endlich für die Zulässigkeit einer Uebertragung der aztekischen Mythologie auf die Darstellungen der Mayas doch nur sehr geringe Anhaltspunkte vorhanden.

Wenn also auch nach den Ausführungen des Hrn. Dr. Seler an der Identität der Darstellungen des Gottes B mit denen des Tlaloc und an der Aehnlichkeit eines Theiles der Symbolik kein Zweifel sein kann, so ist dadurch die Möglichkeit, dass unter diesen Tlaloc-Darstellungen des Cod. Dresdensis dennoch eine andere Gottheit zu erblicken sei, nicht ausgeschlossen. Denn auch Kukulcan-Quetzalcoatl erscheint als Gott der 4 Winde, als Wettergott (vgl. Bastian, Culturländer des alt. America, II, 485) und es ist nicht unmöglich, dass er bei den Mayas in dieser Gestalt dem aztekischen Tlaloc entspricht.

Jedenfalls erleidet die Lösung der Hauptaufgabe, die ich mir gestellt hatte, die Beziehung gewisser Hieroglyphen auf die fragliche Götterfigur, dadurch keine Modification.

Zweifelhaft dürfte es weiter wohl sein, ob dem aztekischen Tlaloc bei den Mayas die vier Chac entsprechen, wie Dr. Seler annimmt. Denn die Chac sind wahrscheinlich Gottheiten niederen Ranges, die den Regen- und Windgott begleiten und die vier Weltgegenden und Windrichtungen symbolisiren, ähnlich wie die vier Winde, die Aeolus nach der späteren griechischen Mythologie als seine dienstbaren Geister unter sich hat. Die Chac sind vielmehr (nach den Untersuchungen Cyrus Thomas') wahrscheinlich in Darstellungen, wie Dr. 25—28, Cort. 41, 42, zu suchen.



Hieran anknüpfend möchte ich ein neues Resultat in der Deutung der Gottheiten des Cod. Dresdensis erwähnen, welches wir Hrn. Prof. Förstemann verdanken. Es handelt sich um die in meiner Abhandlung mit D bezeichnete Gottheit (den „Gott mit dem Greisengesicht“), deren Hieroglyphe die nebenstehende ist (s. S. 57 meiner Abhandlg.).

Herr Förstemann fand nehmlich, dass der in dieser Hieroglyphe als deren wichtigster Bestandtheil vorkommende Kopf mit geändertem Auge (ähnlich dem Tlaloc-Auge) mit demjenigen Zeichen identisch ist, in welchem ich den Mond erkannt hatte (S. 71 der Abhdlg.), während Hr. Förstemann („Erläuterungen zur Mayahandschrift der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden“, Dresden 1886, S. 4) gleichzeitig darin das Zeichen für den Zeitraum von 20 Tagen entdeckte (Mond = Monat = 20 Tage). In der That sieht man an manchen Stellen sehr deutlich, dass die Hieroglyphe des Gottes D das Zeichen des Mondes enthält (z. B. Dr. p. 8 unten, p. 14 Mitte (f) und unten, p. 15 unten). Der „Gott mit dem Greisengesicht“ ist unzweifelhaft der Mondgott. Es kommen noch einige Umstände hinzu, die dies bestätigen.

Die Hieroglyphe des Gottes enthält nehmlich ferner auch das Tageszeichen akbal (vor der Stirn des Mondgesichtes). Die Bedeutung dieses Tageszeichens ist höchst wahrscheinlich „Nacht“, „Dunkelheit“. Es entspricht ihm in Michoacan das Tageszeichen ettuni in der Bedeutung „schwarz“, worauf schon Schultz-Sellack (Bd. 11 der Zeitschr. f. Ethnol.) aufmerksam gemacht hat. Danach dürfte akbal wohl von dem Mayawort akab, „Nacht“, „Dunkelheit“, herzuleiten sein. Der Mondgott ist aber zugleich Nachtgott, wie bei den Azteken der Metzli oder Joaltecutli. Er ist ferner auch Gott der Geburten, und trägt als solcher die Schnecke auf dem Kopfe, als Symbol des (wie die Schnecke aus dem Gehäuse) aus dem Uterus herauskriechenden Kindes (Bastian, Culturländer II, 605). So ist denn auch der Mondgott im Dresdensis p. 5 unten mit der Schnecke auf dem Haupte dargestellt. Es sei auch erwähnt, dass dieser Mondgott im Dresdensis nicht selten mit Frauen zusammen vorkommt (so p. 9 Mitte, wo er einer Frau gegenüber sitzt, während seine Hieroglyphe allein sich bei den Frauen auf p. 18 zwei Mal findet), offenbar in seiner Eigenschaft als Geburtsgott. Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, dass die in sorgfältig ausgeführten Varianten der Hieroglyphe des Gottes (wie die oben abgebildete) unterhalb des Mondgesichtes befindliche bogenförmige Figur den Mond in seinem Viertel darstellen soll. Es spricht dafür noch die interessante Thatsache, dass in Landa's Alphabet eine ganz ähnliche mondviertelförmige Figur gegeben ist, mit dem phonetischen Werthe U. U heist der Mond in Maya. (Vgl. American antiquarian, vol. VIII. Chicago 1886, p. 351.)

Hr. Dr. Seler spricht in seinem Vortrage noch die Vermuthung aus, dass die Namen der Tageszeichen bei den Mayas vielleicht aus der Quiché-Sprache herstammten. Das ist an sich nicht unmöglich, indessen möchte ich es in etwas modificirtem Sinne verstehen. Maya und Quiché sind nahe verwandte Sprachen. Wenn nun, was wohl als sicher anzunehmen ist, die Namen der Tageszeichen in beiden Sprachen uralte Wortstämme enthalten, so ist es allerdings wahrscheinlich, dass sie aus einer Zeit stammen, als das Maya und das Quiché sich noch nicht als gesonderte Aeste von dem gemeinsamen Urstamm abgezweigt hatten, so dass aus diesem Grunde die Tagesnamen der Mayasprache auf die des verwandten Quiché hindeuten.

Endlich sei mir noch gestattet, zu erwähnen, dass die Deutung des Tagesnamens chicchan als eines irgendwie auf die Schlange bezüglichen Wortes in meiner Abhandlung S. 20 und die Beziehung desselben auf den Gott H (S. 63 u. 64 das.) eine weitere Bestätigung findet durch den Umstand, dass nach Brasseur Cod. Troano, Tom. I, p. 75 chic-chan in der Tzendalsprache bedeutet: „serpent qui se manifeste en s'élevant“, von „chan, serpent, permutation du mot can, maya et quiché“.

(6) Hr. Max Uhle übersendet mittelst Schreibens aus Dresden vom 17. December folgende Mittheilung über eine

Kupferaxt von S. Paulo, Brasilien.

Ich verdanke Herrn R. Krone, welcher kürzlich von einem längeren Aufenthalt in São Paulo, Brasilien, zurückgekehrt ist, die Mittheilung über eine interessante, offenbar prähistorische, kupferne Axt, welche in dortiger Gegend gefunden sein soll. Die Mittheilung mit den mir kundgewordenen Umständen des Fundes scheint mir so wichtig, dass ich daraus die Erlaubniss schöpfen möchte, der Berliner Gesellschaft von dem merkwürdigen Funde Mittheilung machen zu dürfen.

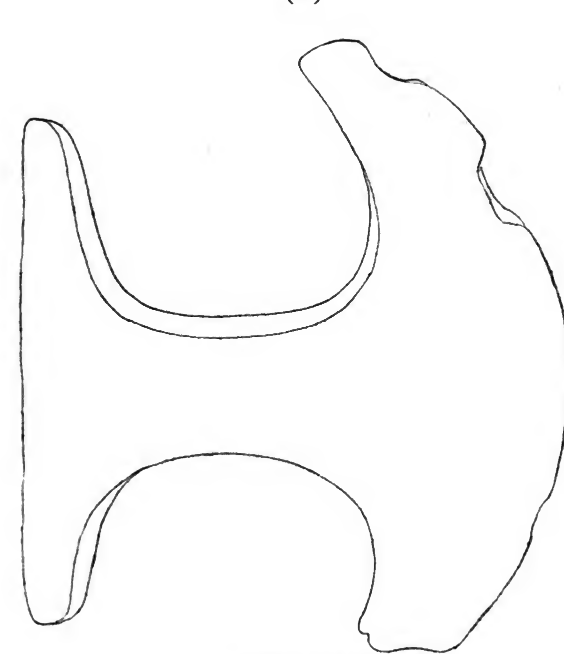
Die kupferne Axt ist auf Primera ilha, einer kleinen Insel im Ribera Fluss, welcher ein kleiner Küstenstrom von ca. 40 Meilen (300 *km*) Länge in São Paulo, Brasilien, etwa unter 20° s. Br. ist, gefunden. Auf dem Nebenkärtchen zu Tafel 85 des Andree'schen Handatlas findet sich der Fluss als Iguapé, nach Lage und Richtung sonst richtig bezeichnet, wieder. Nach einer auf späteren Vermessungen beruhenden neueren Karte, welche ich einsehen konnte, liegt an der Stelle, wo auf der Andree'schen Karte Xiririca bezeichnet ist, Primera ilha, der Fundort der Axt. Xiririca, eine kleine Stadt von ca. 2000 Einwohnern und immerhin der nächste bewohnte Ort in der Nähe der Fundstelle, ist auf der Karte richtiger um einige Meilen weiter westlich zu denken. Der Ribera schwillt in der Regenzeit bis zu einer Breite, wie die gewöhnliche der Elbe bei Dresden, bei Primera ilha an. Von seiner Mündung bis weit oberhalb der Fundstelle der Axt aufwärts ist er schiffbar.

Die Axt, von welcher eine Umrisszeichnung in natürlicher Grösse, welche für den Eindruck genügen möchte, ich beilege, ist aus den Lehmschichten von Primera ilha durch einen, Hrn. R. Krone persönlich bekannten alten Mann, einen Bauer, hervorgezogen worden, über dessen Zuverlässigkeit keine Zweifel aufkommen sollen. Weitere Nachforschungen haben nicht stattgefunden. Die Axt, welche der Angabe nach mit einer mehr als 1 *mm* dicken, wunderschön grünen, glänzenden Patina überzogen ist, kam in den Besitz eines Mannes, welcher sie für Gold geschätzt haben soll. Es gelang aber den Bemühungen eines deutschen Ingenieurs, Hrn. Dr. Bauer, sie trotzdem an sich zu bringen. Er schenkte sie an das Museum von Rio de Janeiro, wo sie sich jetzt befindet.

Die Gestalt und die Patina der Axt beweisen, dass man es mit einem offenbar altperuanischen Erzeugniss zu thun hat. Im Atlas zu Rivero y Tschudi, Antiguedades peruanas 1851 ist eine fast vollständig gleiche Axt, die in Peru gefunden ist, auf lam. XXXIV, Fig. 6 abgebildet. Selbst in der Grösse sind beide Objecte nur minimal verschieden. Ausserdem ist wesentlich nur ein Unterschied in der Farbe (grüne Patina gegenüber bronzener Farbe an dem abgebildeten Stück) vorhanden.

Ich machte darum Hrn. Krone die allerbestimmtesten Zweifel an der Aechtheit und Richtigkeit der Provenienz des Stückes geltend, indem ich mir nicht denken konnte, wie ein offenbar altperuanisches Erzeugniss in alter Zeit nach Ost-Brasilien gelangt sein sollte. Hr. Krone bestritt mir aber auf das Bestimmteste das Vorhandensein und selbst die Möglichkeit einer Täuschung. Die ganze Gegend, wo das Stück gefunden sein soll, sei meilenweit unbewohnt und uncultivirt. Es gäbe dort weder Jemand, den man mit so Etwas zu täuschen versucht sein könne, noch Jemand, der selbst eine solche Täuschung unternehmen könne. Auch die Person des unmittelbaren Finders bürge für die Zuverlässigkeit des Fundorts.

Gegenüber so bestimmten Aeusserungen wage ich für den Augenblick um so weniger den bestimmten Glauben an die Unächtheit der Provenienz des Stückes von Primera ilha aufrecht zu erhalten, als nur zu bekannt ist, dass wir über die



Natürliche Grösse.

früheren Culturverhältnisse des südamerikanischen Ostens noch äusserst mangelhaft und unzureichend informirt sind. Es ist bekannt, dass Martius die These einer früheren, viel höheren Cultur in Ost-Brasilien, — bei der man natürlich fragen würde, woher sie kam, — auf Grund gewisser Culturzeichen mit Leidenschaft vertreten hat. Wir wissen eben noch zu wenig über den Osten Südamerikas, um über solche Erscheinungen schon zur Tagesordnung übergehen zu können.

Im Umkreis von ca. 10 Meilen um die Fundstelle liegen zahlreiche Sambaquis, in denen Steinäxte gefunden sind. Unter anderem hat Hr. Krone von einem solchen auch eine steinerne Schale mitgebracht, die der Form und dem Grade der Perfection nach immerhin an weit westlich in Südamerika Gefundenes erinnern könnte. Wie die peruanische kupferne Axt in die Gegend gelangt sein könnte, ist mir ein Räthsel. Bei den Xarayes am oberen Paraguay (s. Waitz, Anthropologie der Naturv. 1862, 3, 434 ff.) hatte sich die peruanische Cultur einzunisten angefangen. Doch wären von da bis zur Fundstelle der Axt immer noch weit über 100 deutsche Meilen. Da die Axt im Lehm, den der Fluss mit sich führt, gefunden sein soll, so würde auch nicht ausgeschlossen sein, dass sie eine Strecke weit von der Stelle, wo sie verloren ging, von dem Flusse ostwärts geführt wurde. Weit kann dies nicht geschehen sein, da der Fluss nur ca. 300 *km* lang ist. Der andere Weg, auf dem man die Axt (durch Ansiedler?) in die Gegend gekommen denken könnte, wäre der Seeweg. Die Fundsstelle befindet sich etwa 12 Meilen oberhalb

der Mündung des Flusses. Uebrigens gab es einmal auch noch eine andere kupferne Axt, welche, weit ausserhalb des peruanischen Culturgebiets beobachtet, auf Cultureinfluss von da hinwies. Orellana fand bei einem Volke, welches die Omaguas in der Gegend von Tabatinga am Amazonenstrom gewesen sein müssen, etwa 100 Meilen östlich von Chachapoyas (das nahe der östlichen Grenze des altperuanischen Culturgebiets lag) eine kupferne Axt ganz von der Art der peruanischen (s. Oviedo, Historia general y natural de Indias 1851, L cap. XXIV; 4, 556).

(7) Herr Dr. O. Finsch in Bremen schickt folgende Abhandlung über

Canoes und Canoebau in den Marshall-Inseln.

Zu den Kunstfertigkeiten der Naturvölker, welche im gesteigerten Verkehr derselben mit der Civilisation zuerst in Verfall gerathen, gehören in hervorragender Weise die, welche den Bau von Fahrzeugen betreffen. Während meines Aufenthaltes in der Marshallgruppe 1879 und 1880 bemühte ich mich daher, Alles hierauf Bezügliche in möglicher Vollständigkeit zu erlangen, und ich gebe im Nachstehenden eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Resultate. Dieselben werden zeigen, dass es selbst vor wenigen Jahren nicht mehr möglich war, Alles zu erlangen, da z. B. vollständige Muscheläxte nicht mehr zu haben waren, und sie werden den Beweis liefern, wie schnell durch den Einfluss des weissen Mannes alle Originalität verschwindet.

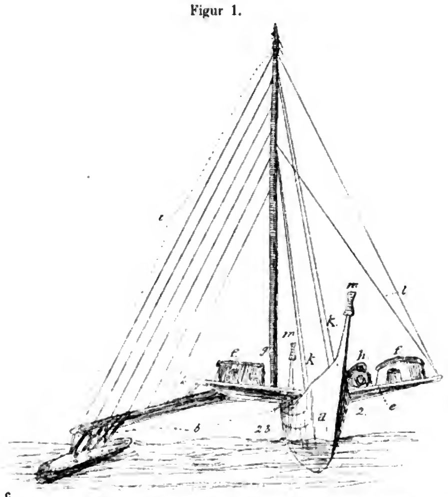
Die an das Königliche Museum für Völkerkunde eingesandten Gegenstände, welche den Schiffsbau und die Schifffahrt der Marshall-Insulaner veranschaulichen, sind folgende:

Nr. 1592. „U-a“ (Wa), grosses Segel-Canoe von Jaluit, aus Brotfruchtbaum, noch mit Muscheläxten gezimmert; mit Ausleger, Segel, Ruder, Wasserschöpfer, mit einem Wort complet mit allem Zubehör; am 22. Mai 1880 von mir gekauft.

Nach monatelangem vergeblichem Handeln um ein solches Canoe in brauchbarem Zustande gelang es mir endlich, und zwar nur durch die damaligen Kriegsverhältnisse auf Jaluit unterstützt, dies Canoe zu erstehen. Der „König“ Kabua, in Krieg verwickelt, nahm plötzlich sein Versprechen, mir ein Canoe zu verkaufen, zurück, da seine ohnehin schwache „Flotte“ (13 Canoes) dies nicht gestattete. Da die Gegenpartei unter dem Häuptling Loik mehr Canoes, aber kein Geld besass, so liess sich diese Partei endlich zu dem Kaufe willig finden, und nur diesem Umstande hatte ich nach endlosem Handeln den Erfolg zu verdanken. — Jetzt dürfte es wohl kaum mehr möglich sein, ein solches Canoe zu erhalten, da diese Art von Fahrzeugen immer mehr in Abnahme gekommen ist, überhaupt nie in sehr grosser Anzahl vorhanden war. So besass ganz Jaluit, d. h. das ganze Atoll mit ca. 1400 Einwohnern, etliche 30, und die Flotte von Ebon zählte 13 solcher Fahrzeuge. Die Hauptursache des schnellen Verschwindens dieser in ihrer Art wunderbaren Fahrzeuge liegt in dem gesteigerten Verkehr mit Weissen und der Verbreitung einer sogenannten Civilisation. Brachte die letztere den Eingebornen auch vollkommenere Werkzeuge, so brachten sie die Leute in ihren eigenthümlichen Fertigkeiten und Arbeiten nicht vorwärts, sondern zurück, — eine Erscheinung, die ich in der Südsee an verschiedenen Orten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Schon im Jahre 1879 waren es eigentlich nur die „Alten“, welche vom Canoebau noch etwas verstanden, aber der jüngeren Generation war diese Kenntniss bereits ziemlich oder ganz verloren gegangen. Die Eingebornen zogen es vor, mit europäischen Schiffen benachbarte Inseln zu besuchen, und da sie die Ueberlegenheit dieser Schiffe zur Genüge kennen gelernt hatten, bemühten sie sich, solche zu erwerben. So kauften die Häuptlinge von Jaluit im Jahre 1879 einen kleinen

Figur 1.

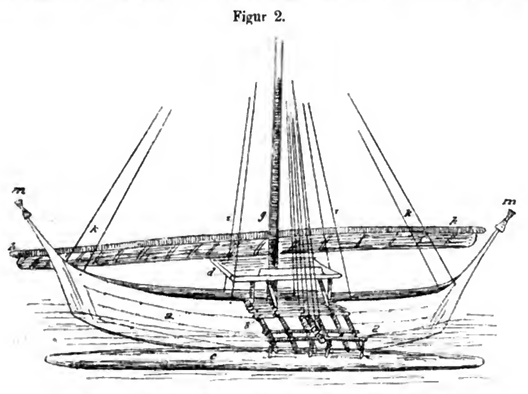


Segelcanoe, Vorderansicht, nach photographischer Aufnahme.

a Rumpf. *b* Ere. *c* Kubak. *e* Rong. *f* Billebil. *g* Gidju, Mast. *h* Wudjela, Segel. *i* Do Kubak. *k* Gag. *l* Man. *m* Bellik.

Grösste Länge des Kiels 4,24. Grösste Länge von Spitze zu Spitze 5,28. Grösste Breite 0,55. Grösste Höhe 0,77. Länge des Auslegers 4,34. Höhe des Mastes 4,97. Länge des Oberbaumes, Segel 5,56. Länge des Unterbaumes, Segel 5,56. Grösse der Brücke 1,30 × 3,32.

Figur 2.



Segelcanoe, Seitenansicht, nach photographischer Aufnahme.

a a Rumpf. *b* Ere. *c* Kubak. *d* Bedak. *g* Gidju. *h* Wudjela. *i* Dokubak. *k* Gag. *m* Bellik.

Schuner von 18 Tons, mit dem sie eine erste Fahrt nach Ebon machten. Diese Insel ist nur 95 Seemeilen von Jaluit entfernt und wurde noch 1880 nicht selten von Canoes besucht, die zu dieser Reise etwa 1 Tag brauchten. Die Eingebornen, unbekannt mit Navigation und der Handhabung eines europäischen Schiffes, erreichten Ebon nicht, sondern landeten nach 17tägiger Fahrt unter unsäglichen Leiden auf der Insel Faraulap, westliche Carolinen, in einer Distanz von 1500 Seemeilen!! Mit ihren eigenen Canoes pflegte es ihnen zuweilen nicht besser zu gehen. So verliessen Anfang August 1880 sieben der grössten Canoes Jaluit, um nach ihrer Heimathinsel Ebon zu segeln, erreichten aber nach fast vierwöchentlichem planlosem Umherkreuzen die Insel Milli, wo in Folge des erlittenen Hungers und Durstes von 50 Eingebornen dieser Canoeflotte 12 starben. In Begleitung von 11 Canoes von Milli segelte man am 25 September aufs Neue von dort ab und erreichte in 2 Tagen glücklich Jaluit. Von hier brach die vereinigte, jetzt 18 Canoes starke Flotte am 9. October abermals nach Ebon auf. In einer heftigen Bö gingen 4 Canoes verloren; die übrigen hielten tapfer zusammen, bemühten sich aber vergeblich, Ebon oder überhaupt Land zu finden. Erst am 6 November, also nach fast vierwöchentlichem Umhertreiben, sahen sie die Insel Namurik der Marshallgruppe. Entkräftet vor Hunger nahmen sie sich nicht Zeit, die Leeseite der Insel aufzusuchen, wo eher ein sicheres Landen zu bewerkstelligen ist, sondern rannten auf der Wetterseite der Insel aufs Riff, wo sämmtliche Canoes zerschellten!! Diese Thatsachen und ein Blick auf die Karte werden zeigen, was von der Steuermannskunst der Marshallaner und ihren „Seekarten“ (S. 29) zu halten ist. Immerhin gehören die Canoes der Marshallaner zu den eigenartigsten und in mancher Hinsicht vollkommensten Modellen der Schiffsbaukunst des Pacific, so dass ich mich glücklich schätzen darf, wenn es mir möglich war, ein solches Fahrzeug für das Königliche Museum in Berlin noch gerettet zu haben, meines Wissens das einzige vollständige, welches überhaupt in einem Museum existirt.

Das von mir eingesandte Canoe gehört übrigens nicht zu den grössten, sondern es giebt oder gab grössere. Doch sind letztere sehr selten, da sich schon der Brodfruchtbaum nur beschränkt und noch seltener in geeigneter Grösse auf den Inseln findet. Man darf sagen, dass, vielleicht mit Ausnahme der nördlichsten Inseln, kein Canoe mehr auf den Marshalls-Inseln gebaut wird. Die grossen Canoes waren meist Eigenthum der Häuptlinge, welche ihre Hörigen zum Fällen der Bäume, bezw. zum Zimmern und Bauen der Canoes anstellten, und es bedarf wohl nicht erst Erwähnung, dass der Bau eines solchen Canoes nur mit Muscheläxten eine sehr lange Zeit in Anspruch nahm. Da die Eingebornen von Zeit nur sehr schlechte Begriffe haben, gelang es mir nicht, annähernd sichere Daten zu erfahren.

Die Werkzeuge zum Bau der Canoes waren im Wesentlichen folgende:

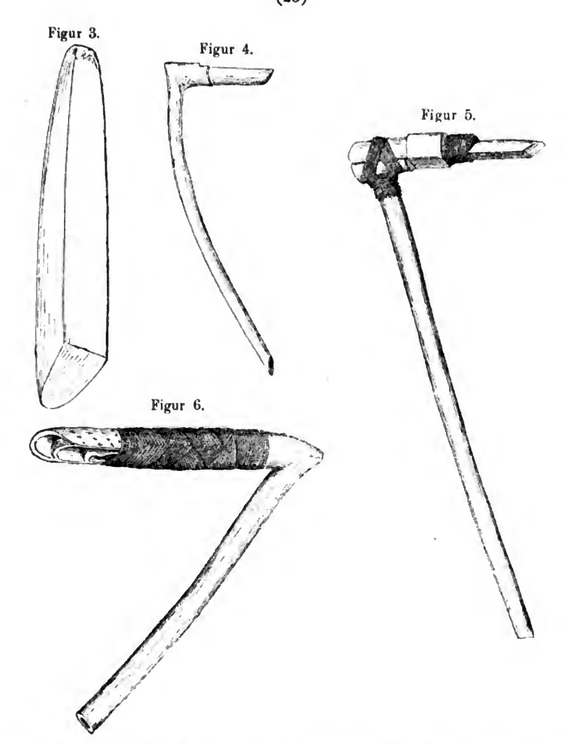
Méllah, Axt mit Holzstiel und einer Klinge von Muschel (Tridacna).

Es gelang mir nicht mehr, eine vollständige Axt zu erlangen, da die Eingebornen schon genügend eiserne Beile und Aexte besassen. Alles, was ich noch erlangte, waren:

Nr. 1524. eine Axtklinge aus Tridacna. (Letztere „Medjenorr.“)
„ 824. eine desgl.
„ 1526. eine desgl., Fragment (von mir selbst gefunden).
„ 572. ein hölzerner Axtstiel (Fig. 4).

Die letzteren wurden 1879 noch zuweilen mit einem, mittelst Bindfaden befestigten Hobeleisen als Klinge benutzt.

Die Muscheläxte der Marshallaner stimmen übrigens ganz mit denen in den Carolinen überein, wo diese Art Geräth ebenfalls als antik zu betrachten ist,



Figur 3: Mellah, VI. 6374 (alte Nr. 1387), $^1/_4$ natürlicher Grösse. Figur 4: Hölzerner Axtstiel, VI. 5837 (alte Nr. 572), $^1/_{10}$ natürlicher Grösse. Figur 5: Muschelaxt aus Tridacna mit Holzstiel, Kushai, VI. 5057, $^1/_{10}$ natürlicher Grösse. Figur 6: Muschelaxt aus Terebra mit Holzstiel, Nuguoro, VI. 6638 (alte Nr. 1478), $^1/_4$ natürlicher Grösse.

wenigstens soweit die östlichsten Inseln in Betracht kommen. So erhielt ich auf Kushai (Ualau) nur eine einzige.

Nr. 1386. Axt mit Holzstiel und Klinge von Tridacna; ausserdem aber 21 Axtklingen von Tridacna (Nr. 1387 (Fig. 3), 1387a, 1387b, 1387c), wohl die letzten, welche hier überhaupt zu erlangen sind. Dieselben stimmen in der Form ganz mit solchen aus gleichem Material, z. B.

Nr. 1478 (1 Stück) von Nuguoro (Fig. 6), und, wie ich hinzufügen will, mit solchen von den Salomons-Inseln überein.

Zum Auszimmern der Höhlung des Canoes bediente man sich übrigens mit Vorliebe der Aexte mit einer halbzirkelförmigen Muschelschneide aus Terebra- oder

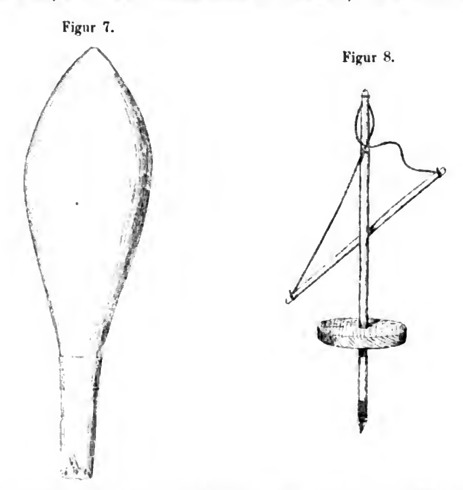
Mitramuschel, wie ich solche 1885 noch in Neu-Irland in Gebrauch sah, da solche zu diesem Zwecke geschickter sind, als eiserne Aexte.

Alles, was ich in dieser Richtung noch erlangen und für das Königl. Museum sichern konnte, waren:

Nr. 1389. 1 Muschelaxtklinge von Mitramuschel. Kushai.
„ 1390. 1 „ „ Cassismuschel. „
„ 1478 b. 2 „ „ Terebramuschel. Nuguoro.
„ 1478 a. 1 „ mit Holzstiel von Terebramuschel. Nuguoro.

Es mag bemerkt sein, dass ich nirgends in der Südsee Sägen oder sägenähnliche Werkzeuge bei den Eingebornen fand. Sie werden selbst vom russischen und albanesischen Zimmermann nur mehr ausnahmsweise gebraucht, da auch diese Leute fast Alles, auch das Durchschneiden von Brettern, mit der Axt besorgen.

Figur 7. Figur 8.



Figur 7: VI. 5875 (alte Nr. 575), 1/4 natürlicher Grösse. Figur 8: VI. 5833 (alte Nr. 1531) 1/6 natürlicher Grösse.

Nr. 575. „Luit,“ eine Art Hammer oder Klopfer aus hartem Holz (Fig. 7).

Nr. 1531. „Dribal,“ ein Drillbohrer zum Drehen (Fig. 8) Statt der jetzt allgemein üblichen Spitze aus Eisen benutzte man früher solche aus Haifischzahn oder einem Stift aus Tridacna. Als Bohrer wurden auch:

Nr. 821. „Aurak,“ die spitzen Arme von Pteroceras lambis, benutzt.

Beschreibung des Canoe (Fig. 1 und 2).

a) „U-a,“ der hölzerne Rumpf aus dem Holz des Brodfruchtbaumes. Je nach der Grösse und Passlichkeit des letzteren Materials aus einem Kiel- und mehreren Seitenstücken bestehend, daher jedes Canoe eine andere Zusammensetzung der Rumpftheile zeigt.

b) „Ere," Auslegergerüst.

c) „Kubak," Auslegerbalken oder Balancier.

d) „Bedak," Plattform und

e) „Rong," Plattform mit

ff) „Billebil," Häuschen aus Pandanusgeflecht, je nach der Grösse des Canoe mit einem, seltener zweien. Sie sind nur sehr klein und gewähren nur wenigen Personen Unterkommen während der Nacht oder bei schlechtem Wetter. Die Mehrzahl der Reisenden hockt auf der Plattform.

g) „Gidju" (Gidschu), Mast.

h) „Wudjela" (Wudschela), Segel aus Pandanusblatt geflochten, aufgerollt und mit einer Matte (Hatero) bedeckt.

i) „Do Kubak," Taue vom Mast zum Ausleger.

k) „Gäg," Taue vom Mast zum Segel.

l) „Man," 2 Taue.

m) „Bellik," Verzierungen der Canoespitzen.

Zum Canoe gehört noch:

Nr. ? „Dschewe," Steuerruder.

Nr. 792 und 574. „Linn," Wasserschöpfer. Da die Canoes ohne Anwendung von Harz oder Pech gebaut sind und zwischen die Fugen nur Streifen von Pandanusblatt gelegt werden, so lecken sie beständig; eine Person muss daher unablässig Wasser ausschöpfen.

Nr. 1833. „Rodjak" (Rodschak), eine grosse Rolle Tauwerk aus Cocosfaser gedreht, zum Auftakeln des Canoe; zu demselben Zweck.

Nr. 1520. desgl.

Nr. 1522. „Irr in Wudjela" (Irr = Weibermatte; Wudjela = Segel). Mattensegel aus Pandanusblatt geflochten; ein 7" breiter und an 200' langer Streifen. Drei und ein halber solcher Streifen sind zum Segel des grössten Canoe genügend.

Nr. 581. 1 Stück Mattensegel.

Nr. 808. „Mang," getrocknetes und gespaltenes Pandanusblatt, Material zu Segeln.

Nr. 791. „Bellik," 2 Canoeverzierungen mit Büscheln gespaltener Federn des Fregattvogels (Tachypetes) von Milli. Werden in derselben Weise auch in Jaluit gebraucht, doch benutzt man hier häufig in der Form ähnliche Verzierungen aus Flechtwerk (Körbe), weiss und schwarz angestrichen. Die „Bellik" sind als Verzierung der Canoes charakteristisch für die Marshallgruppe, meist für solche von Häuptlingen. Ein charakteristischer Zug ist, dass keinerlei Schnitzereien an den Canoes vorkommen, dagegen als Verzierung Büschel gespaltener Federn des Fregattvogels (Tachypetes aquila), der übrigens sehr selten in der Gruppe ist. Solche Fregattvogelfederbüschel (Nr. 559 meiner Sammlung), die auch bei den Pantomimen eine hervorragende Rolle spielen (vergl. Nr. 1578 und 1579 (Berrio) meiner Sammlung), werden am Bellik statt desselben oder an der Mastspitze oder dem Tau „Man" (Fig. 1 u. 2, l) angebracht. Dieser Ausputz mit Federn ist eine polynesische Sitte, was Beachtung verdient, die, obwohl es in den Marshalls keine buntfarbigen Vögel giebt, doch beibehalten wurde.

Zur Ausrüstung eines Canoe gehört auch

Nr. 543. „Adja" (Adscha) (2) Trommel, wie sie in den Marshalls immer mehr abkommt und in gewissen Theilen der Carolinen (z. B. Kushaï, Ualan) bereits ganz verschwunden ist. Sie hat die über ganz Polynesien und Melanesien (mit sehr geringen Ausnahmen) verbreitete sanduhrförmige Form und ist wegen Mangel ge-

gneter grösserer Eidechsen mit der Kehlhaut oder Magenhaut vom Haifisch überspannt, und zwar nur auf der einen Seite. Beim Aussegeln oder Einsegeln schlagen die Weiber diese Trommeln, und zwar mit den Fingern, und singen dazu, — ein Zug, der sich ganz ähnlich in Melanesien wiederfindet. Trommelschlagen hält auch während der Nacht die Canoes zusammen.

Früher benutzte man auch

Nr. 530. Muscheltrompeten aus Tritonium, wie sie allgemein in der Südsee (auch in Melanesien) üblich waren und zum Theil noch sind.

Der Proviant für die Seereisen bestand früher in:

Nr. 379. „Dschäneguwe", Conserve aus Pandanus oder Brotfrucht, in Pandanusblatt eingepackt und mit Strick von Cocosfaser eingeschnürt, in der Form und Grösse einer Rolle, wie die von mir mitgebrachte zeigt.

Diese Conserven:

Dschäneguwe in bob aus Pandanusfrucht und
„ „ me „ Brodfrucht

wurden früher noch viel in Jaluit gemacht, namentlich die erstere. Sie besteht in dem ausgekochten und an der Sonne getrockneten süssen Safte der Pandanusfrucht (Bob), hat einen angenehmen feigenartigen Geschmack, und hält sich über ein Jahr lang.

Ausserdem dienten:

„Picru," ein säuerlicher Teig aus Brotfrucht, und

Nr. 1521. „Moggemugg", Arrowroot, Mehl aus einer Pfeilwurzel, das früher sehr beliebt war und in beschränkter Menge in Ebon, Namurick und auf den nördlichen Inseln bereitet wurde.

Diese eigenthümlichen Nahrungsmittel sind seither mehr und mehr verdrängt worden, da die Eingebornen sich an Schiffsbrod und Reis gewöhnt haben, wie an manche andere, durch Weisse eingeführte Conserven.

Cocosnüsse bilden selbstredend noch heut einen Theil der Ausrüstung bei Seereisen, namentlich dient die Milch als Getränk. Ausserdem auch Wasser, das in

Nr. 582 und 619, Cocosschaalen, aufbewahrt wird, deren Oeffnung durch einen Pfropfen aus Pandanusblatt verschlossen wird. Es mag bemerkt sein, dass die Eingebornen sehr mässig im Trinken sind; der Inhalt von ein paar Cocosnüssen genügt für eine Person für den ganzen Tag.

Was die Segelfähigkeit dieser Canoes anbelangt, so ist dieselbe vielfach übertrieben geschildert worden. Im Allgemeinen kann man sagen, dass sie vor dem Winde so rasch, wie ein europäisches Boot, und weit näher an dem Winde, als ein solches, segeln. 4 bis höchstens 6 Seemeilen in der Stunde ist wohl das Höchste, was diese Canoes leisten können.

Der Mast ist nicht feststehend, sondern wird in einer Höhlung auf der Leeseite oder vorn oder hinten eingesetzt.

Das Segel hat die Form eines sogenannten lateinischen und kann nicht gerefft werden. Beim Wenden wird das Segel herabgelassen und der Mast in die entgegengesetzte Spitze des Canoes getragen und dort eingesetzt. Die Procedur kostet somit ziemlich viel Zeit und hat nicht immer den gewünschten Erfolg.

Der so häufig verbreiteten Annahme gegenüber, als mache der Auslegerbalken das Umschlagen des Canoe unmöglich, mag bemerkt sein, dass das Umschlagen keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Da alle Eingebornen ausgezeichnete Schwimmer sind, so wissen sie sich in solchen Fällen meist zu helfen.

Ein Canoe, wie das eingesandte, vermag an 12 Personen zu befördern; auf grossen Canoes habe ich zuweilen an 40 Personen gezählt.

Nr. 829. „Medu in ailing," eine sogenannte „Seekarte," ist wohl kaum als solche zu betrachten, sondern nur eine rohe Darstellung der einzelnen Inseln der Marshallgruppe. Ich habe diese Karte durch Güte von Herrn Capelle von einem Eingebornen anfertigen lassen, der als der beste Kenner der ganzen Marshall-Inseln galt, überzeugte mich aber, dass seine Kenntniss doch nur eine beschränkte war.

Nr. 1830. Modell eines Canoe. Dasselbe wurde von Antonio, einem portugisischen Seemanne, angefertigt, der seit Jahren auf den Marshalls-Inseln lebte und mit den Eingebornen auf das innigste bekannt war. Dieses Modell ist bis in die kleinsten Theile eine genaue Wiedergabe und deshalb besonders werthvoll.

Zum Schluss will ich noch anfügen, dass die Canoes der Bewohner der Gilberts-Inseln durchaus verschieden sind. Es gelang mir, ein solches Canoe 1879 auf der Insel Tacowa zu erstehen. Dasselbe wurde aber wegen Mangel an Platz und Feuerholz an Bord des Arbeiterschiffes, auf dem ich die Reise als Gast mitmachte, sehr gegen meinen Willen zerhackt und verfeuert, womit leider ein äusserst interessantes Vergleichungsobject verloren ging.

Die Canoes der Eingebornen in den d'Entrecasteaux-Inseln und an der Südostspitze Neu-Guineas sind übrigens viel kunstvoller gebaut, als die der Marshalls-Insulaner. Bei ihnen handelt es sich nicht nur im Wesentlichen um einen mit Ausleger versehenen ausgehöhlten Baumstamm, sondern sie sind schon mehr nach den Regeln der Schiffsbaukunst verfertigt, indem sie ausser dem Kiel Seitenborde, die durch Rippen und Querstricke befestigt sind, tragen. Sie führen zuweilen 2 Segel und sind reichlich mit kunstvollen Schnitzereien und allerlei Zierrath geschmückt.

Bei der Grösse dieser, zuweilen 50 bis 60 Fuss langen Fahrzeuge war an das Mitbringen eines solchen nicht zu denken. Doch gelang es mir, die folgenden Stücke zu sammeln, welche für die eigenthümliche Schiffsbaukunst dieses Gebietes von Neu-Guinea als gute Illustrationen dienen können:

Nr. 453. 1 Canoe, 3 *m* lang, von der Insel Normanby, d'Entrecasteaux. Wird von einer Person benutzt und stimmt in Bauart, wie Verzierung, ganz mit grossen Canoes überein. Von solchen geben

Nr. 1001. 3 Modelle von Canoes, von Dawson-Strasse, d'Entrecasteaux, eine gute Vorstellung, da sie in allen Theilen auf das genaueste gemacht sind.

Nr 450 und 451. Verzierungen von Canoes, kunstvolle Holzschnitzereien von Normanby-Insel.

Ausserdem enthalten meine Sammlungen aus den Jahren 1884 und 1885 eine Menge auf Schifffahrt bezüglicher Gegenstände von der Nordostküste Neu-Guineas bis zur Humboldt-Bai, wie von Neu-Irland.

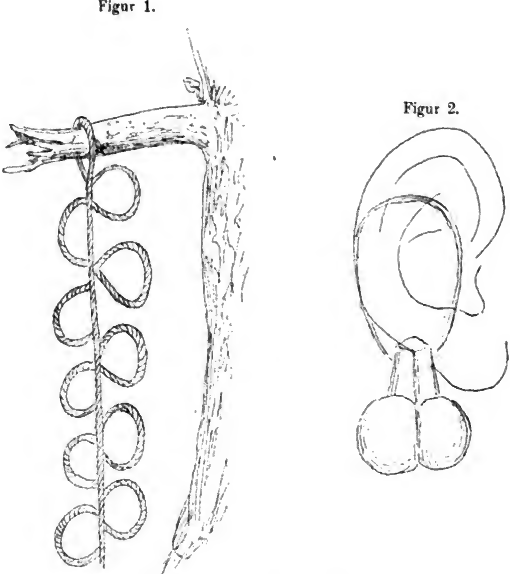
(8) Hr. C. W. Pleyte Wm. in Leiden übersendet unter dem 20. November nachstehende Mittheilungen:

1) Zwei neue Gegenstände von den Hervey-Inseln.

Das British Museum besitzt unter seinen Objecten aus Oceanien zwei Gegenstände von den Hervey-Inseln, von welchen, wie ich glaube, bis jetzt noch keine Beschreibung gegeben worden ist.

Das erste Stück (Figur 1), ein sogenannter Soul-catcher, besteht aus einer langen, aus Cocos-Fasern gedrehten Schnur, woran in unregelmässigen Zwischenräumen Stricke befestigt sind. Das Ganze ist etwa 3 *m* lang und wird von den Eingebornen an einem Baume aufgehängt, wenn sie Jemand ums Leben bringen wollen, ohne sich persönlich der Gefahr, welche mit der That verbunden ist, auszusetzen. Der Seelenfänger wird im Laube verborgen, auf dem Wege, den das Opfer täglich geht; bekommt nun der Betreffende eines Tages das Instrument zu sehen, etwa dadurch, dass der Wind die Blätter verschiebt, so ist es um ihn geschehen. Er glaubt sofort, dass seine Seele darin hängen geblieben ist, und regt sich deshalb so auf, dass er krank wird vor Angst und Schrecken und bald stirbt. Wie die Eingebornen sagen, ist dieses Instrument ein probates Mittel, um Jemanden aus der Welt zu schaffen.

Figur 1.



Figur 2.

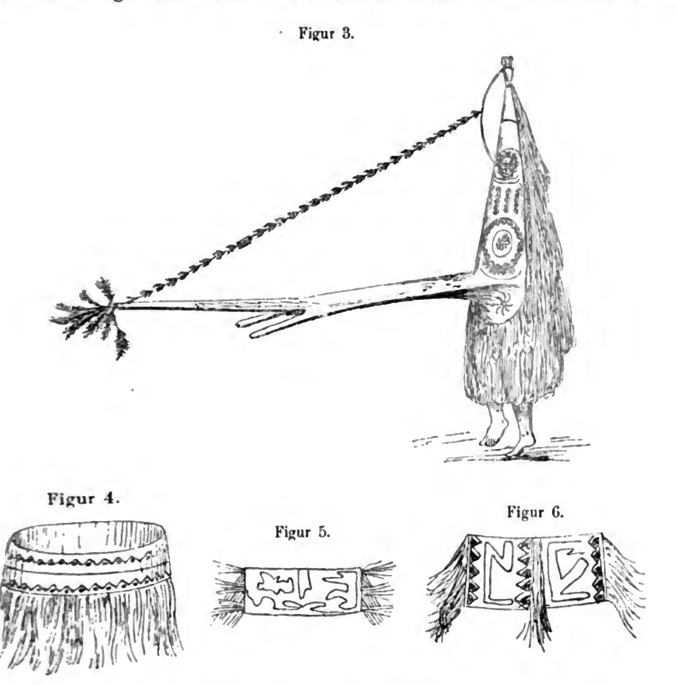
Das Zweite (Figur 2) ist ein Ohrenzierrath und hat die Form des männlichen Gliedes mit den zwei Testikeln. Durch den Penis ist am oberen Ende ein Loch gebohrt, wodurch man eine Schnur gezogen hat, um das Ganze über dem Ohre befestigen zu können. Dieses Object wurde von einem Häuptling getragen, der ihm aphrodisische Kraft zuschrieb und es deshalb auch gebrauchte, um die Mädchen an sich zu locken. Es ist sehr hübsch aus Cachelot-Zahn geschnitten.

2. Eine Tanzbekleidung von Neu-Guinea.

Auf der Indian and Colonial Exhibition zu London sah ich unter den von der Queensländischen Commission ausgestellten ethnographischen Gegenständen eine

sehr interessante Tanzbekleidung. Das Kleid besteht aus einem Hut (Figur 3), Gürtel (Figur 4), Arm- (Figur 5) und Kniebande (Figur 6), und ist von Bastzeug zusammengenäht, roth und schwarz bemalt und am unteren Rande des Hutes und Gürtels mit langen Fasern besetzt.

Der Hut hat die Form eines Kerzenlöschers, und ist in der Art mit Thonfarbe und aufgenähten Rohrstäbchen geschmückt, dass er ein Antlitz darstellt mit grossen Augen und einem ausserordentlich breiten Munde. Aus dem Munde streckt sich eine sehr lange Zunge, die ebenso roth und schwarz bemalt ist. An ihrem Ende, welches in drei Theile geschlitzt ist, befindet sich eine mit Federn verzierte Schnur, die an



Figur 3.

Figur 4. Figur 5. Figur 6.

der Spitze des Hutes befestigt ist, um das Herunterfallen zu vermeiden. Der Gürtel ist ebenso von Bastzeug gemacht und mit Fasern umgeben, welche bis zu den Knieen herabhängen. Der Tänzer stülpt sich das ganze Kleid über den Kopf und wird dann bis zu den Knieen davon bedeckt. Das Kleid hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem, das von den Duk-Duk getragen wird. Ich habe in London nicht erfahren können, ob sich unter den Eingebornen am Murray River, wo das Kleid gemacht ist, eine derartige Ceremonie, wie die der Duk-Duk, vorfindet. Vielleicht gelingt es einem Anderen.

(9) Hr. M. Quedenfeldt übergiebt folgende

Anthropologische Aufnahmen von Marokkanern.

1. Hadj Mohammed Ben el Habib, etwa 22—24 Jahre alt, aus dem Stamm Uled Ihaia, geboren in der Oase Draa, Feldbebauer, untersucht am 11. Februar 1886 in Casablanca (Dar-el-beida). Ernährungszustand kräftig. Von negerartigem Typus, hat auch den eigenthümlichen Negergeruch. Hautfarbe (nach Radde) an der Stirn 44, an der Wange 45, am Oberarm 44, an der Brust etwa 30. Iris dunkelbraun. Kopfhaar schlicht, schwarz. Bart sehr schwach, nur am Kinn, schwarz. Keine Tättowirung. Kopf lang, breit. Gesicht breit, oval. Stirn niedrig, schräg. Wangenbeine vortretend. Lippen voll. Zähne opak. Genitalien circumcidirt.

2. Hadj el Hassin Ben el Arabi, vom Stamm Uled Ihaia, geboren in Draa, Arbeiter, untersucht am 15. Februar 1886 in Casablanca. Ernährungszustand gut. Hautfarbe (nach Radde) an der Stirn 44, an der Wange 44, am Oberarm 43, an der Brust 29. Keine Tättowirung. Iris dunkelbraun, Auge nach Form und Stellung gewöhnlich. Kopfhaar schwarz, schlicht. Schwacher Schnurrbart. Kopf lang, breit. Gesicht hoch, breit. Stirn gerade, eher hoch als niedrig. Wangenbeine angelegt. Lippen wenig vortretend. Zähne opak, weiss. Genitalien beschnitten. Waden gewöhnlich. Die inneren Handflächen ganz hell, etwa 32 der Tafel[1]).

3. Kabbor Ben Sid-Mohammed, Araber, ungefähr 19 Jahre alt, vom Stamm Uled Ben Sebâ, geboren in der Provinz Abda, Schuster, untersucht am 30. März 1886 in Saffi. Ernährungszustand gut. Hautfarbe (nach Radde) an der Stirn 31, an der Wange 31, am Oberarm 33, an der Brust 38. Stark pockennarbig. Iris dunkelbraun, Form und Stellung des Auges gewöhnlich. Kopfhaar schwarz, schlicht. Sehr schwacher Backen-, Kinn- und Schnurrbart. Kopf lang. Gesicht schmal, oval. Stirn mittel. Wangenbeine angelegt. Lippen geschwungen. Zähne, Stellung gewöhnlich, Aussehen opak. Genitalien beschnitten.

Marokkaner	1 ♂	2 ♂	3 ♂
Kopfmaasse.			
Grösste Länge	191	195	196
Grösste Breite	143	153	148
Ohrhöhe	139	—	—
Stirnbreite	111	—	131
Gesichtshöhe A (Haarrand)	179	187	180
„ B (Nasenwurzel)	122	111	115
Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund)	75	70	81
Gesichtsbreite a (Jochbogen)	138	133	129
„ b (Wangenbeinhöcker)	80	100	92
„ c (Kieferwinkel)	95	96	99
Distanz der inneren Augenwinkel	35	36	32
„ „ äusseren „	101	104	94
Nase, Höhe	57	48	55
„ Länge	48	45	51
„ Breite	39	42	35

1) Diese beiden hatten die Wallfahrt nach Mekka gemacht und befanden sich auf dem Rückwege nach ihrer Heimath.

Marokkaner	1 ♂	2 ♂	3 ♂
Mund, Länge	51	56	38
Ohrmuschel, Höhe	40	49	56,5
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	120	111	100
Horizontalumfang des Kopfes	520	535	551

II. Körpermaasse.

	1	2	3
Ganze Höhe	1550	1655	1530
Klafterweite	1610	1770	1610
Höhe, Kinn	1380	1402	1320
„ Schulter	1310	1370	1230
„ Ellenbogen	995	1300	952
„ Handgelenk	760	725	720
„ Mittelfinger	575	544	545
„ Nabel	960	—	—
„ Crista ilium	942	—	—
„ Symphysis pubis	847	—	—
„ Trochanter	840	982	894
„ Patella	475	516	423
„ Malleolus externus	62	75	65
„ im Sitzen, Scheitel (über dem Sitz)	782	—	—
„ „ „ Schulter „ „ „	549	—	—
Schulterbreite	389	387	905
Brustumfang	880	852	823
Hand, Länge (Mittelfinger)	180	186	190
„ Breite (Ansatz der 4 Finger)	88	93	94
Fuss, Länge	250	241	240
„ Breite	99	110	123
Grösster Umfang des Oberschenkels	502	481	443
„ „ der Wade	345	362	321

Hr. Virchow: Obwohl es nur wenige Personen sind, deren Messung Hr. Quedenfeldt ausgeführt hat, so ist es doch ein dankenswerther Anfang. Ich will zunächst die Hauptindices mittheilen, welche sich aus der Berechnung der gelieferten Maasse für den Kopf ergeben:

	1.	2.	3.
Längenbreitenindex	74,9	78,5	75,5
Gesichtsindex	88,4	83,4	86,4
Nasenindex	68,4	87,5	63,6

Hier treten zwischen den Angehörigen eines Stammes (1 und 2), der Uled Ihaia, grössere Verschiedenheiten hervor, als zwischen dem einen von ihnen (1) und dem Araber (3), und zwar ist sonderbarerweise derjenige von den beiden Uled Ihaia, den Hr. Quedenfeldt als negerartig bezeichnet, dem Araber ähnlicher, als der andere. Am schärfsten ist dieser Gegensatz bei dem Nasenindex, der gerade bei dem zweiten Uled Ihaia, dem nicht negerartigen, sich dem Neger-Index mehr nähert. Da indess bei beiden das Kopfhaar schlicht genannt wird, so

dürfte es fraglich sein, ob eine nahe Descendenz von Negerblut bei einem derselben angenommen werden darf.

In meiner, in der Akademie gelesenen Abhandlung über die Schädel, welche Hr. Quedenfeldt von Mogador mitgebracht hat, wies ich schon darauf hin, wie wenig über die Unterschiede des Berberschädels und des Araberschädels bekannt ist. Mancherlei Mischungen haben hier jedenfalls stattgefunden, und die Aufklärung derselben wird noch manche Arbeit erfordern. Jedenfalls ist das grosse Schädelmaterial von Mogador viel homogener, als die Kopfmaasse der beiden Uled Ihaia. Denn von 19 Schädeln von Mogador erweisen sich 13 als dolichocephal, 6 als mesocephal; 9 sind leptoprosop, 2 hypsiprosop und 3 chamaeprosop; 13 gehören der Leptorrhinie und nur je 3 der Meso- und der Platyrrhinie an. Wir dürfen daher annehmen, dass diese Schädel welche allen Anzeichen nach von Schlöḥ stammen, den Typus dieses Stammes, den ich als Repräsentanten der Masich und der Μάξυες des Herodot auffasste, gut darstellen.

Es gewährt mir eine besondere Freude, dass meine Abhandlung dem zuverlässigsten Kenner der arabischen Literatur, Hrn. Wetzstein, Veranlassung gegeben hat, in zwei Briefen an mich sich ausführlich über die Bezeichnung der marokkanischen Völker, wie sie aus den arabischen Schriftstellern hervorgeht und etymologisch herzuleiten ist, auszusprechen. —

Hr. Wetzstein schreibt unter dem 9. December v. J.:

Gestatten Sie, dass ich meinem Danke für die freundliche Ueberlassung Ihrer Abhandlung über südmarokkanische Schädel einige Bemerkungen zu den auf S. 1 und 2 derselben erwähnten ethnographischen Namen beifüge.

Der Name Berber ist, wie Sie richtig bemerken, aus barbari oder βαρβαροι entstanden. Die Araber brachten das Wort natürlich nicht mit nach Mauritanien, sondern fanden es dort vor und nahmen es als den wahren Volksnamen der Eingebornen. Als solcher findet es sich in ihren Geschichtswerken schon vor 900 Jahren, und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Jâḳût's geographisches Lexicon beschreibt die eingebornen Völkerstämme Libyens und Mauritaniens nur unter dem Generalnamen Berber.

Aber gleichwie vor der arabischen Occupation Barbari neben Mauri herlief, so kam unter den Arabern neben dem nunmehrigen Volksnamen Berber der Schimpfname Schŭlûḥ in Gebrauch. Der Name ist ein rein arabischer, und wenn Prichard glaubt (S. 2), dass sich die Berber selbst Schŭlûḥ nennen, so irrt er; sie können das Wort ebenso wenig aussprechen wie wir, da der Laut ḥ (ح), ein stark prononcirter, aber nicht rauher, sondern glatter Guttural, wie in allen europäischen Sprachen, so auch in der Berbersprache fehlt. Er eignet ausschliesslich den Semiten. Die Varianten, welche Sie von dem Worte anführen, — Schoulouh, Chlouah, Schluh, Schlöhh (das Kiepert'sche Schillûch ist zu streichen) — erklären sich so, dass das kurze ŭ der ersten Silbe in der Umgangssprache nicht gehört wird, und das im Vordermunde gebildete û der zweiten Silbe mit dem in der hinteren Kehle gebildeten ḥ nur mittelst eines dazwischen tretenden furtiven ă sich zusammensprechen lässt; dieses ă wird durch die Umschreibung schlöhh (d. h. schlȫḥ) entbehrlich gemacht, da die Bildungsstelle des ȫ der Kehle näher liegt, als die des û. Die hebräische Umschreibung שֻׁלוּחַ schŭlûăḥ und שְׁלוּחַ sch'lûăḥ würde die Aussprache des Wortes am deutlichsten wiedergeben, wenn nicht die europäischen Juden den Buchstaben ח nach einer gewiss irrigen Tradition wie das arabische خ und das deutsche ch in Dach und Loch ausspräche. Der Name Schŭlûḥ bedeutet die „Strolche, das Raub- und Mordgesindel“. Sein Singular ist Schilḥ (שִׁלְח), was bei der Schwierigkeit, lḥ zusammenzusprechen, wie schilăḥ und schelăḥ (שֶׁלַח) lautet,

daher von den Reisenden schilh, schelch und schelah geschrieben. Das Wort bedeutet in der ältesten Sprache den langgestreckten Baumast (Hoheslied 4, 13), und noch heute heisst auf dem Libanon der starke Ast, am Baum sowohl wie abgehauen, schilḥ plur. schŭlûḥ; dann wird es übertragen auf rohe, ungeschlachte Menschen, und in Damask sagt man: Steht auf! Ihr liegt ja da, wie schŭlûḥ el-arab, „Beduinen-Bengel"; ferner ist schilḥ der Räuber, so öfter in Habicht's arabischer 1001 Nacht, z. B. Bd. XI. S. 392; und in Behâëddin's Vita et res gestae Saladini ed. Albert Schultens 1732 heisst es auf S. 206, Saladin habe bei der Belagerung von Ptolemais (Jean d'Acre) unter den syrischen Nomaden 300 Strolche (schŭlûḥ) angeworben, welche den Kreuzfahrern Gepäck und Reitpferde stehlen und vereinzelt oder schlafend getroffene Männer mit sich fortschleppen oder, wo das unmöglich war, tödten mussten. Das passt vortrefflich auf die den Arabern immer feindlich gesinnten Berber, ganz besonders auf die Stämme des Atlas, den die Araber geradezu ǵebel eš-šulûḥ, „das Strolchengebirg", nennen, weil sie von dort her ununterbrochen bis heutigen Tages überfallen worden sind. Es ist lesenswerth, was Leo Africanus, Luis de Marmol u. A. von den Berbern des Atlas und ihrem angeerbten Hasse gegen die Araber berichten.

Ebenso ist auch Tuareg, die heutige Collectivbezeichnung der in der Ṣaḥărâ südlich bis zum Niger hausenden Berberstämme, kein eigentlicher Volksname. Das Wort ist, wie uns die arabischen Geschichtsschreiber lehren, richtiger Tawârik zu schreiben, was sich jedoch im Idiome der maurischen Araber in Twârik (Tŭârik) verwandelt, weil sich das kurze a der ersten Silbe vor dem schweren und betonten â der Mittelsilbe nicht halten kann und verschwindet. Da uns nun Heinrich Barth, der mit diesen Stämmen persönlich viel verkehrt hat, in einem Excurs über diesen Namen derselben in der Deutsch-morgenl. Zeitschr. Bd. X. S. 285 ff. versichert, dass sie sich selber niemals Tawârik nennen, sondern nur von den Arabern so benannt werden, da ferner dieser Name eine regelrechte arabische Collectivform des Singulars târĭkî (bei Barth nach maurischer Aussprache târkî), „ein Individuum der Tawârik-Stämme", ist, so kann man dieses Wort nur für ein rein arabisches halten, wenn man auch über seine appellative Bedeutung verschiedener Ansicht sein kann. Vom Zeitworte terek, „verlassen, aufgeben, missum facere alqd", würde tawârik „populi relinquentes" bedeuten; nach Barth deshalb, weil sie ihr ursprüngliches Christenthum aufgegeben. Dass sie bei Beginn des Islâm wenigstens zum grossen Theile Christen waren, hat Barth genügend nachgewiesen. Dass sie aber nach ihrer Bekehrung zum Islam von den Muselmännern selbst sollten Renegaten genannt worden sein, ist schwer anzunehmen. Es konnte das höchstens im Gegensatze zu anderen Berberstämmen geschehen sein, welche Christen geblieben; aber wer wären diese anderen? Eher werden doch die in der Heimath bei ihren arabischen Unterjochern zurückgebliebenen Berberstämme das Christenthum aufgegeben haben, als die Tawârik, welche, um unabhängig und um Christen bleiben zu können, auswanderten und im fernen Süden neue Wohnsitze suchten und fanden. Näher also liegt es, wenn Tawârik „die Aufgebenden" bedeutet, dass sie so genannt wurden, weil sie nach der arabischen Invasion in Mauritanien diese ihre ursprüngliche Heimath aufgegeben und verlassen haben. Dass sie im Laufe der Zeit auch das Christenthum verloren haben, ist bekannt. In Abû Dinâri's Geschichte von Tûnis (Tuneser Druck p. 101) heisst es bei Erwähnung der Almoraviden-Dynastie, dieselbe sei durch den Berberstamm Lamtûna gegründet worden, einen Zweig des Ṣanhâǵa-Volks, des wildesten aller ḳabâïl ṣaḥrâwîa, „der Ṣaḥărâ-Stämme", welche keinen Ackerbau und keine Baumfrüchte kennen, sondern nur von Fleisch und Milch leben. Es sind — heisst es dort weiter — diejenigen Völker, welche in

unseren Tagen (der Verfasser lebt um 1580, copirt aber wörtlich ältere Quellen) Tawârik (توارك) genannt werden, im steten Kampfe mit den Schwarzen liegen und sich jetzt grösstentheils zum Islam bekennen.

Ḳabîla (S. 2), ein altes, rein arabisches Wort, ist jede grössere Abzweigung eines Volkes, die meistens ihren eigenen Phylarchen hat, jedenfalls als ein für sich bestehendes Ganze angesehen wird; sein Plural ist ḳabâïl. So würden die Araber sagen, Alemannen, Franken, Sachsen u. s. w. sind Kabilen des deutschen Volks. Doch brauchte man das Wort von jeher mit Vorliebe von den Nomadenstämmen, welcher Nation dieselben auch angehören mochten. Wenn also die Franzosen nur die algier'schen Berberstämme Kabilen (kabyles) nennen, und nicht auch die dortigen Araberstämme, wenn sie den Theil Algeriens, dessen Hauptbevölkerung Berberstämme sind, la Kabylie (eine französische Wortbildung) und den dortigen Dialect la langue kabyle oder nur la kabyle nennen, so ist dieser Sprachgebrauch ein nicht zu rechtfertigender, verwerflicher; da er aber zur Zeit besteht, so haben wir mit ihm zu rechnen. Dass er in der Berberei selbst unbekannt ist, sieht man auch aus S. 5 Z. 6 Ihrer Abhandlung, wo Lieut. Quedenfeldt von den „Araberkabeilen" spricht, welches Wort selbstverständlich in Araber-Kabilen zu verbessern ist. — Etymologisch ist ḳabîla (von der Verbalwurzel ḳbl קבל „sich gegenüberstehen") der Parallelstamm im Sinne des folgenden Beispiels: Hatte der Ahnherr Amr von seiner Gattin Leilâ vier Söhne, Ali, Omar, Asad und Mâlik, und wird jeder dieser Vier der Stammvater einer gens, so heissen diese 4 gentes zusammen benî Amr „die Kinder Amr's", während sie unter sich die 4 Parallelstämme (Kabilen) der benî Ali, b. Omar, b. Asad und b. Mâlik bilden. Die 12 Stämme der alttestamentlichen benî Isra'ël waren keine Kabilen und werden auch von den Arabern niemals so genannt, weil sie nur einen gemeinsamen Vater, aber keine gemeinsame Mutter hatten. Aber allmählich verlor das Wort ḳabîla diese ursprüngliche Bedeutung, so dass es jetzt jeden grösseren Stammzweig einer nomadisirenden Völkerschaft bezeichnet. — Als Kuriosität erwähne ich noch, dass vor einiger Zeit bei mir angefragt wurde, ob das italienische Calibi etwa eine Beziehung zu Kannibalen habe? Es ist weiter nichts, als das dem bequemen Italiener mundrecht gemachte Cabili.

Das Wort Amazirgh (S. 1), was als der einheimische Volksname aller Berber oder doch der Tawârik angegeben wird, ist zunächst in Amâziŕ zu verbessern, da das im heutigen Alphabet der Berbersprache durch das Zeichen ⁝ ausgedrückte ŕ, ein dem franz. r grasseyé entsprechender gutturaler Schnarrlaut, doch unmöglich durch drei Buchstaben wiedergegeben werden kann. Amâziŕ ist aber eine Singularform, die nur ein Individuum, nicht das ganze Volk bezeichnet; man hat also statt seiner entweder den regelmässigen Plural Imâziŕen oder mit Abwerfung des Singularpraefixes A die einfache Collectivform Mâzir herzustellen. Jedoch ist Mâziŕ (z franz.) nicht die einzige Form dieses Volksnamens. Auf der ungeheuren Strecke, über welche die Berber verbreitet sind (Abû Dinâri sagt a. a. O.: die Berberstämme sind zahllos, die meisten sind in der Ṣahărâ ansässig und zum Durchreisen ihrer Länder braucht man sechs Monate in der Länge und vier in der Breite), giebt es eine Menge Spielarten dieses Namens, wie Mâschiŕ, Mûschaŕ und Môschaŕ (woraus möglicherweise Strabo's Μαυρούσιοι entstellt ist), ferner Mâjeŕ und Mûjaŕ (j franz.), Mâhiŕ und Môheŕ (welche Form vielleicht dem lateinischen Mauri zu Grunde liegt) u. A.

Der auf S. 1 erwähnte Vorschlag eines deutschen Sprachforschers, die ganze Libysche Sprachgruppe Tamascheq zu nennen, bezieht sich darauf, dass der französische Gelehrte Mr. A. Hanoteau in seiner Grammaire du language parlé par les Imou-

char ou Touareg diese Sprache Tamaschek nennt; zwar sei ihr richtiger Name, fügt er hinzu, eigentlich Tamascheŕt, aber die Lautverbindung ŕt verwandle sich in k̩ (das semitische ق, ק). Man hat keine Ursache, daran zu zweifeln, dass ein solcher Lautübergang im Dialekte derer, welche Mr. Hanoteau bei seinen Sprachstudien consultirte, wirklich stattfindet, aber dennoch hat man diese Sprache richtiger das Temâschiŕt (Te am Anfange und t am Ende des Wortes sind zusammen die Femininalbezeichnung) d. h. die Sprache der Mâschiŕ oder der Imôschaŕen zu nennen. —

In einem zweiten Schreiben vom 15. December beantwortet Hr. Wetzstein eine weitere Anfrage wegen der Mauri folgendermaassen:

Die Etymologie von Mauri anlangend, so habe ich dieses Wort nicht mit Môschaŕ, sondern mit dem von Môschaŕ nur dialektisch verschiedenen, aber von Barth und Hanoteau bestens bezeugten Mâhiŕ und Môheŕ verglichen, indem ich annahm, die Form dieses Wortes habe im Numidischen (so nennt man mit Recht oder Unrecht das Altmauritanische) dem lateinischen Mauri lautlich näher gestanden. Selbst aus Môheŕ konnte Mauri werden, da ô = au ist und h in der Mitte eines latinisirten Wortes unterdrückt wird. Wenn Sie ein ursprüngliches maor oder ma-ur vermuthen, so kann ja die alte Form Mâhŭr oder Mâhŏr gelautet haben. Wir wissen nur nichts von der alten Sprache. Von den numidischen Inschriften hat man wohl die Schriftzeichen erkannt (sie schliessen sich dem altphoenikischen Alphabete an, welches durch die Karthager zu den Völkern Mauritaniens gekommen sein wird), aber ihr Inhalt wartet noch auf seinen Oedipus. Jedenfalls ist es beachtenswerth, dass in Môheŕ der consonantische Bestand des Wortes Mauri vorhanden ist; der vokalische ist, wie wir gesehen, bei den verschiedenen Stämmen verschieden. Ob sich neben diesen Variationen des Namens bei gewissen Tawârik-Stämmen noch ein dem lateinischen ähnlicher erhalten, kann nur die Zeit lehren, wenn wir Volk und Sprache mehr kennen. Wir haben nur erst Vokabularien, kein genügendes Wörterbuch, und Hanoteau's Grammaire, obschon preisgekrönt, ist überaus mangelhaft; ob eine Silbe lang oder kurz, ob tonlos oder accentuirt, darüber erfahren wir aus dem Buche nichts. Und überall kann Barth nicht aushelfen. Auch ist Hanoteau nicht selber unter den Tawârik d. h. in ihrem Lande gewesen. Besser ist seine Gram. de la langue kabyle, welche den Berberdialekt der grossen und kleinen Kabylie (südlich und westlich von Constantine) behandelt. —

Zu meiner brieflichen Notiz über die Tawârik mag noch erwähnt sein, dass ich nachträglich in der letzten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons u. d. N. Tuârik die Angabe lese, der Name sei der Plural des arabischen Wortes ṭârîk̩a (mit ṭ hebr. ט und k̩ oder q hebr. ק) „der Volksstamm“; diese dem Anschein nach recht plausible Ableitung rührt natürlich von einem Arabisten her, aber sie ist ein haltloser Einfall, den nur Jemand haben konnte, der den Namen selber niemals in den Schriften der maurischen Araber gelesen hat. Um über die wahre Ableitung keinen Zweifel zu lassen, habe ich in meinem letzten Briefe eine Stelle aus Abû Dinâri gegeben, in welcher der Name Tawârik vorkommt. Ausserdem bedeutet jenes ṭârîk̩a nicht den Volksstamm (tribus), sondern nur den Familiencomplex (cognati alicujus), und es gehörte von jeher nur der poetischen Sprache, nicht der Sprache des gemeinen Lebens an.

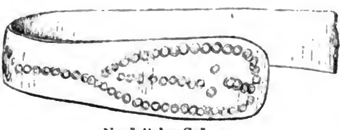
(10) Hr. Virchow macht Mittheilung über Untersuchungen des Hrn. Dr. Nöthling, betreffend

Dolmen im Ostjordanland.

Hr. Nöthling, der im vorigen Jahre im Auftrage der Akademie der Wissen-

schaften mit geologischen Untersuchungen in Palaestina und Syrien beschäftigt war, ist bei dieser Gelegenheit auch meinem Wunsche nachgekommen, sich nach den megalithischen Monumenten dieser Gegenden umzusehen. Leider hat seine schnelle Abreise nach Calcutta, wo er eine Stelle bei dem Geological Survey angenommen hat, ihn gehindert, einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Nach seiner mündlichen Mittheilung traf er in der Gegend von Juba bei Irbid im Adschlun, Ostjordanland, auf einer hochgelegenen Stelle, von der aus man die prächtigste Aussicht in den Hauran und in das Westjordanland hat, mehrere hundert Dolmen. Dieselben sind aus grossen Hornsteinplatten errichtet, wie sie in den benachbarten Bergen vielfach vorkommen. Der Hornstein bildet daselbst zusammenhängende Schichten, die durch die Verwitterung und Abbröckelung des Muttergesteins frei gelegt werden, zerbrechen und herabstürzen. Einige 30 der Gräber sind zusammengefallen; die anderen stehen noch, scheinen aber leer zu sein. Das grösste hat eine solche Höhe, dass ein Reiter zu Pferde in dasselbe eindringen kann und dann eben mit dem Kopfe die Decke erreicht. In einem der Gräber gelang es Hrn. Nöthling, Reste eines menschlichen Gerippes zu finden. Bei demselben lagen 2 Kupferringe, welche er mir übergeben hat. Der eine ist noch ganz vollständig. Er hat eine lichte Weite von 7,8 *cm* und ist aus einem drehrunden, 6 *mm* dicken Stabe hergestellt, dessen ziemlich gerade abgeschnittene Enden 1,5 *cm* weit über einander geschoben sind. Die Oberfläche ist mit einer graubraunen Rindenschicht und darunter einer schlechten, graugrünen, matt aussehenden, aber sehr fest haftenden Patina überzogen, nach deren Entfernung man eine schwärzliche, fast eisenartige Lage trifft; erst unter dieser folgt die röthlichgelbe glänzende Schicht des ziemlich harten Metalls, das nach einer Analyse des Hrn. Nöthling Kupfer ist. Von Verzierungen ist nichts zu bemerken. — Die gleichzeitig übergebenen Knochenstücke sind Bruchstücke menschlicher Röhrenknochen, die einen fast fossilen Charakter angenommen haben. Sie zeigen theils alte, theils frische Bruchflächen, durch welche eine ungewöhnliche Dicke der Rinde dargelegt wird; die frischen Brüche besitzen ein ganz kreidiges, wie calcinirtes Aussehen, lassen jedoch Brandwirkungen nicht erkennen. Aeusserlich sehen die Stücke schmutzig gelblich grau aus. Sie kleben stark an der Zunge und sind verhältnissmässig schwer. Offenbar müssen sie lange an der Luft gelegen haben.

Ausserdem hat mir Hr. Nöthling noch einen Armring aus Kupfer- oder Bronzeblech übergeben, den er bei dem Ausräumen einer alten Wasserleitung gefunden hat, welche von Beth-fras (?) nach Mres (Gadara) durch einen Berg geführt ist. Dieselbe war jetzt trocken und Fuss hoch mit Schutt gefüllt, in dem zahlreiche Thonscherben sichtbar waren. Im Grunde des Schuttes kam der Ring zu Tage. Derselbe besteht aus einer dünnen, gegen die offenen Enden hin etwas verbreiterten und abgerundeten Blechplatte und trägt auf der äusseren Fläche eine perlschnurförmige Reihe kleiner eingestanzter Ringe, welche gegen das Ende hin einen ovalen Raum umgrenzen, in welchem ein aus gleichen Ringen gebildetes Kreuz angebracht ist.



Natürliche Grösse.

(11) Hr. Herm. Adolph in Thorn übersendet folgenden Bericht über eine

Steinaxt von Kielbaschin, Kreis Thorn.

Im Mai 1882 fand der Culturingenieur H. Stahl — seinem Bericht zufolge —

beim Drainiren eines tiefen Hauptgrabens des Gutes Kielbaschin, 3 Meilen von Thorn, in einer Tiefe von 5,35 *m* von der Oberkante des Grabenrandes eine Steinaxt und überwies dieselbe im vorigen Jahre dem städtischen Museum in Thorn. Eine photographische Aufnahme derselben in fast genau natürlicher Grösse füge ich bei. Sie wurde im Triebsand der Grabensohle, einem Bachgerinne, gefunden. Diese bedeutende Tiefe unter dem Niveau des Erdbodens hat nichts Auffälliges, wenn man beachtet, dass die ganze Gegend zwischen Kielbaschin und Schönsee — einem kleinen Städtchen mit Bahnhof an der Thorn-Insterburger Linie — ein altes Seebecken bildete, welches heute aus Feldern und feuchten Wiesen besteht, in welchen letzteren nahe Schönsee vor etwa 12 Jahren mehrere Funde gemacht wurden, die auf Pfahlbauten hinzuweisen scheinen. Der Triebsand, in dem die Steinaxt gefunden wurde, enthielt Muscheln und Schneckengehäuse; damit ist also der natürliche Boden des alten Sees deutlich genug bezeichnet, und somit könnte auch dieser Fund, gleich dem früheren bei Schönsee, den Bewohnern oder den Anwohnern des Sees zugeschrieben werden.

Die Steinaxt ist zwar sauber gearbeitet, hat aber keine Politur; sie ist 105 *mm* lang, an der Schneide 55 *mm* und oben am Kopf 25 *mm* breit. Die Form der Axt zeigt sehr bemerklich, dass sie aus einem Rollstein gearbeitet ist, welcher schon die zu einer Axt passende Form besass, die nur durch Ueberarbeitung zu dem betreffenden Geräth kunstgerecht gestaltet ist. Man könnte hieraus wohl einen allgemein gültigen Schluss ziehen über die Art und Weise, wie in prähistorischer Zeit die Auswahl des Materials für gewisse Geräthe stattgefunden hat, was die Form derselben anbetraf. Eine andere damit verbundene Frage würde freilich sehr nahe liegen, nehmlich die: ob und wie das Material auf seine Haltbarkeit und Brauchbarkeit geprüft worden sei; mit anderen Worten: ob die Urvölker die Eigenschaften gewisser Steingattungen kannten und danach eine Auswahl trafen oder aber ob sie das Zutreffende rein dem Zufall überliessen. Will man das Letztere annehmen, so müssten sich zahlreiche missrathene, verdorbene, geplatzte Artefakte von Stein vorfinden; dass aber dergleichen Funde wirklich gemacht worden seien, scheint seither nicht constatirt.

Ich lasse nun das Gutachten folgen, welches der Kgl. Bergassessor Herr G. Franke zu Freiberg i. S. über diese Steinaxt zu geben so gütig war:

„Die Steinaxt besteht aus einem äusserst fein krystallinisch-schiefrigen Gemenge von dunkelolivengrüner, mit ähnlich gefärbtem Diallag innig verwachsener Hornblende und grauem, stellenweise in Folge Verwitterung röthlich gefärbtem Labrador-Feldspath. Das Gestein stellt sich sonach als eine Art Gabbroschiefer dar.

„Das dem Fundorte der Steinaxt zunächst liegende Vorkommen anstehenden Gabbroschiefers befindet sich zu Rosswein, etwa 37 *km* nordwestlich von Freiberg im sächsischen Erzgebirge. Die Steinaxt ist indess jedenfalls aus einem erratischen Geschiebe nordischen Ursprungs gefertigt worden, welches bereits eine annähernd keilförmige Gestalt besass und daher unschwer durch Anschleifen in die gewünschte Form gebracht werden konnte. Der Kopf der Steinaxt scheint übrigens z. Th. diese künstliche Bearbeitung nicht erfahren zu haben, vielmehr noch einen Theil der ursprünglichen Oberfläche des Geschiebes darzustellen.

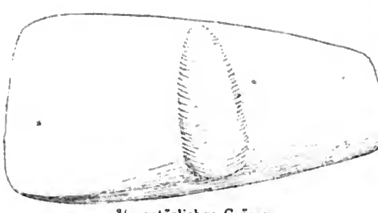
„Erratische Geschiebe von Gabbroschiefer finden sich nach den eigenen Beobachtungen des Unterzeichneten in der Umgegend von Thorn nicht selten. Es ist schwierig den Ursprungsort derselben mit Sicherheit zu bestimmen; sie stammen entweder aus den Gebirgen Skandinaviens oder Finlands. Der Umstand, dass letzteres einen grossen Reichthum an Hornblendegesteinen sehr mannichfaltigen

Charakters aufweist — im Gegensatz zu Skandinavien, — sowie die Thatsache, dass man in der ostdeutschen Tiefebene u. A. sehr häufig erratische versteinerungsführende Kalksteine findet, wie solche in Esthland anstehend vorkommen, dürften zu der Annahme berechtigen, dass die fraglichen Geschiebe von Gabbroschiefer aus Finland herrühren, von wo sie, anfänglich scharfkantige Felstrümmer, durch Eismassen, welche in der Diluvialzeit in der Richtung von NNO. nach SSW. vorrückten, forttransportirt und dabei allmählich abgeschliffen worden sind, um schliesslich nach dem Abschmelzen des Eises zu Boden zu sinken. Vermöge seiner grossen Härte und Zähigkeit eignet sich gerade der Gabbroschiefer vorzüglich zu Steinwerkzeugen und ist demnach der, wie oben erwähnt, bei Rosswein i. S. vorkommende Gabbroschiefer von den Ureinwohnern der dortigen Gegend mit Vorliebe zur Anfertigung von Waffen und Werkzeugen benutzt worden. In dem Freiberger Alterthumsmuseum sind verschiedene derartige Stücke aufbewahrt."

Ich bemerke dazu Folgendes:

Steinwerkzeuge aus Gabbroschiefer sind seither in der Umgegend von Thorn nicht gefunden worden; das hiesige städtische Museum enthält nicht ein einziges Stück; um so auffälliger und beachtenswerther ist das Vorkommen zahlreicher derartiger Werkzeuge im Museum zu Freiberg in Sachsen, wodurch, wie es den Anschein gewinnt, die Herkunft unserer Steinaxt wahrscheinlich wird, obwohl bisher weder von einem Handelswege, noch von einer Einwanderung vom Westen nach der Weichsel irgend etwas bekannt ist.

Die Axt weist aber noch ein Merkmal auf, welches sehr bemerkenswerth erscheint; sie hat, wie die Abbildung zeigt, eine eingeschliffene Rille konischer Form, welche etwa ein Viertheil eines verticalen Kegelschnittes darstellt, offenbar zur besseren Befestigung an einem Stiel. Es fragt sich nun: wie ist diese Rille seitlich eingeschliffen, und zwar in einer so schwierigen Weise, wie sie ein Konus bedingt? Die Frage möchte vielleicht in Folgendem eine annehmbare Erklärung finden. Bei der Untersuchung der Steinaxt kam mir zufällig ein Belemnit (Donnerkeil) zur Hand, der auffälligerweise in die konische Rille passte; der Gedanke liegt sehr nahe, dass es ein Belemnit war, der in einen Stab eingefügt, zum Einschleifen der Rille gedient hat. Die Belemniten haben die konische Form und ein sehr hartes Gefüge, sie sind somit vorzüglich dazu geeignet, Löcher durch Steine zu treiben bei starker Drehung eines beschwerten Stabes; jeder Bohrer bildet einen Konus, und ich bin der Ansicht, dass die Belemniten die natürlichen Bohrer abgaben, mit welchen die Schaftlöcher der Steinwerkzeuge hergestellt wurden. Die Steinaxt von Kielbaschin dürfte in dieser Beziehung ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.



$^2/_3$ natürlicher Grösse.

Gerade bei Schluss dieser Schrift geht mir ein Steinhammer zu, welcher vor etwa 3 Jahren jenseits der Weichsel sehr nahe Thorn im Sande ohne jede Beilage gefunden ist. Derselbe ist recht sauber und geschickt gearbeitet und zwar aus einem Rollstein und besteht aus Gabbroschiefer; es ist ein wichtiger Fund, durch welchen der Fund der Steinaxt von Kielbaschin wesentlich illustrirt wird.

(12) Hr. Virchow zeigt

zwei alte bearbeitete Hirschgeweihe von Weissenfels.

Unter dem 26. September ging mir durch das Königliche Eisenbahn-Betriebsamt Weissenfels die Nachricht zu, dass bei den Erdarbeiten zur Erweiterung des dortigen Bahnhofes in grösserer Tiefe aus dem thonigen Kiesboden ein in dem Stadium der Versteinerung begriffenes Geweih eines Rothhirsches in 5 Stücken ausgegraben sei. Dasselbe wurde mir später zugesandt, und da sich daran unzweifelhafte Spuren menschlicher Bearbeitung zeigten, auf mein Ansuchen auch ein Situationsplan nebst Beschreibung hinzugefügt.

Darnach liegt die Fundstelle auf dem linken Ufer der Saale, etwas unterhalb der Stadt, in fast nördlicher Richtung, etwa 50 *m* von der Saale entfernt. Die Reihenfolge der Schichten an dieser Stelle ist folgende:

Ackererde	0,80 *m*
Lehm	0,30 „
Sand	0,50 „
Rother Thon und Mergel .	1,10 „
Kies	0,20 „
Sandiger Lehm	0,70 „

Letztere Schicht liegt rund 7 *m* über dem mittleren Wasserstand der Saale. In der Kiesschicht, also genauer in 2,9 *m* Tiefe, wurden die Geweihe gefunden. Diese Schicht verschwindet in der Richtung nach Nordwesten, indem hier Sandstein der mittleren Buntsandsteinformation und darüber Thon und Mergel mit einzelnen beigemischten Quarzen auftreten. Es wird ausserdem noch bemerkt, dass auf dem Plateau des nach Nordwest ansteigenden Höhenzuges sich Kiesgruben befinden, in welchen Muscheln (Helix) nicht gefunden werden konnten.

Bei einer früheren Gelegenheit (Verhandl. 1874. S. 231) habe ich dieses Plateau erwähnt; es war mir damals gelungen, auf demselben eine grössere Anzahl von Brandgruben mit Thonscherben aufzudecken. Indess ist nicht anzunehmen, dass diese Brandgruben irgend etwas mit dem gegenwärtigen Funde zu thun haben; sie liegen an einer ungleich höheren Stelle, nach meiner damaligen Schätzung etwa 16 *m* über dem Spiegel des Flusses, und zwar ganz oberflächlich.

Die Geweihe stammen vom Hirsch und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach vom Edelhirsch, obwohl sie eine ungewöhnliche Stärke erreicht haben. Die erst frisch entstandenen Brüche haben sich sehr gut vereinigen lassen, so dass das eine Geweih in der ganzen Ausdehnung, in der es in die Erde gekommen war, wieder hergestellt werden konnte; an dem anderen fehlt das Endstück, welches, wie der ganz frische Bruch lehrt, erst bei oder nach der Ausgrabung abgebrochen ist. Beide Geweihe, die übrigens nicht von demselben Thiere herstammen, sind im Leben abgeworfen gewesen, wie die glatten Flächen der gut erhaltenen Rosenstöcke lehren. Die Stangen haben eine plattrundliche Gestalt und sind mit grossen Knochenwarzen dicht besetzt, zwischen denen sich breite Gefässfurchen hinziehen. In der That haben sie eine fast fossile Beschaffenheit: sie sind schwer, auf dem Bruch rein weiss. und kleben an der Zunge.

Das grössere Stück, eine Stange der rechten Seite, hat eine Länge von 60 *cm* und einen Umfang von 19,5 *cm* über dem Rosenstock, von 18 *cm* oben, unterhalb der Endtheilung; der grösste Querdurchmesser beträgt an beiden Stellen ziemlich gleichmässig 74—75 *mm*. Querdurchmesser des Rosenstocks 70, der Ansatzfläche 52 *mm*. Die Augensprosse endigt nahe über ihrem Ansatze in eine unregelmässige Bruchfläche, welche so aussieht, als sei sie zuerst durch kurze Hiebe eingehauen und dann ab-

gebrochen. Die folgende Sprosse ist ganz erhalten; sie hat eine Länge von 27,5 *cm*. Am meisten hat das Ende der Stange gelitten: dasselbe liegt dicht über der Endtheilung, vor welcher die Stange sich verbreitert und abplattet. Die mediale Fläche zeigt hier zahlreiche, unregelmässige, meist flache Gruben und Querfurchen, die auf den ersten Anblick fast wie Nagespuren eines Thieres, bei genauerer Betrachtung aber mehr wie Eindrücke, durch Schläge mit einem Steininstrument hervorgebracht, aussehen. Das Ende der Stange läuft in eine zackige, durch scharfe Hiebe zerklüftete und zuletzt wohl auch gebrochene, alte Fläche aus. Daneben entspringt eine grosse Sprosse mit einer noch erhaltenen Nebensprosse; dagegen ist die Hauptsprosse an ihrer Basis abgehauen. Diese Stelle liefert den Nachweis, dass die Hiebe mit einem scharfen Instrument geführt sind. Die Hiebflächen sind glatt und mit Absätzen versehen, welche darthun, dass jeder Hieb nur eine kurze Strecke eingedrungen ist. Ausserdem liegt noch auf der Vorderkante, unter dem Ansatz dieser Sprosse, eine bis in die Spongiosa eindringende Hiebfläche, welche fast dreieckig gestaltet und am Ende gebrochen ist.

Das zweite Geweih, welches von einem noch stärkeren Thiere herstammt, ist in seinem defekten Zustande ungleich kürzer, es hat nur eine Gesammtlänge von 52,5 *cm*. Sein Querumfang über dem Rosenstock beträgt 22,5 *cm*. Der Querdurchmesser des Rosenstockes selbst misst 80, der der Ansatzstelle 62 *mm*. Die Augensprosse ist ganz intakt und ungemein kräftig: ihre Länge misst 31, ihr Umfang am Ansatz 15 *cm*. Etwa 24 *cm* unter dem frischen Endbruch der Stange hat die zweite Sprosse gesessen, die auf ähnliche Weise, wie die früher beschriebenen, durch Hieb und Bruch vom Ansatze getrennt ist. Unmittelbar über dieser Stelle sieht man an der Stange eine grössere, 50 *mm* hohe und 30 *mm* breite, fast ganz glatte Fläche, wo Theile der Rindenschicht der Stange abgehauen sind: bei genauerer Betrachtung erkennt man an queren Absätzen, dass 3 Hiebe hinter einander geführt sind, und zwar wahrscheinlich mit einem nicht ganz glatten, aber sehr harten Instrument, denn die Fläche ist mit ganz feinen, vollkommen scharfen Längsstreifen bedeckt. Sie dürften daher wohl mit einer Steinaxt geschlagen worden sein.

Wenn somit kein Zweifel darüber bestehen kann, dass beide Geweihe von Menschen bearbeitet, und namentlich, dass von denselben einzelne Sprossen durch scharfe Hiebe abgetrennt worden sind, so bleibt nur die andere Frage: wie die Geweihe in die Kiesschicht gekommen sind. In dieser Beziehung möchte ich das Endurtheil den Geologen von Fach vorbehalten. Ich will jedoch ausdrücklich bemerken, dass ein Transport durch Wasser nicht wahrscheinlich ist. Spuren von Abrundung und Rollung sind nicht deutlich; am ehesten könnte man in dieser Beziehung die Umgebung der eingedrückten Grübchen des ersten Geweihes heranziehen. Im Uebrigen sind selbst die spitzen Splitter der Bruchflächen ganz scharf. Dagegen ist es wohl möglich, dass eine Zeit lang Wasser über die Stelle hingegangen ist, nachdem schon die Geweihe am Boden lagen.

(13) Hr. Virchow bespricht

ein kindliches Schädeldach aus dem Moor von Frose.

Durch Hrn. Pastor Becker in Wilsleben erhielt ich im Laufe des vorigen Jahres in zwei verschiedenen Sendungen Theile eines menschlichen Schädels, die durch Arbeiter des Hrn. Torfinspektor Wolter in Frose in einer Tiefe von 8 Fuss in „der See“ ausgegraben worden sind. Es hat sich daraus ein Theil des Schädeldaches zusammenfügen lassen; da jedoch das Gesicht, die ganze Basis cranii, die Squama occipitalis und selbst die mediale Hälfte des linken Parietale fehlen, so

ist eine Messung nur an ein paar Stellen möglich. So beträgt die untere Stirnbreite 91, die Distanz der Tubera frontalia 71, die Coronardistanz 115 *mm.*

Es war der Schädel eines Kindes und zwar der Form der Scheitelcurve nach eines Mädchens. Von der Sutura frontalis ist noch ein letzter Rest am Nasenfortsatz vorhanden; die Stirn ist senkrecht, gut gewölbt, breit, mit deutlichen, erheblich auseinanderstehenden Höckern, gegen die Scheitelcurve fast winklig abgesetzt. Die Knochen sehr glatt, von gutem, derbem, hellbraunem Aussehen, für ein Kind ziemlich dick. An der Orbitalfläche des Stirnbeins porös-hyperostotische Stellen. Der Gesammteindruck ist der einer brachycephalen Bildung.

Hr. Becker erinnert daran, dass in „der See" Fundstücke von augenscheinlich sehr hohem Alter gesammelt sind (Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. IV. 9. S. 586), wie das Knochenbeil und die 2 Knochennadeln in der Bernburger Sammlung, die Geschossspitze in unserem Museum für Völkerkunde.

(14) Hr. Becker berichtet d. d. Wilsleben 27. Dec. über Untersuchung von

Hügeln bei Aschersleben.

Im Laufe des Sommers wurde in einem Localblatte darauf aufmerksam gemacht, dass sich in der städtischen Feldmark noch einige „Hügel" befänden, die jedenfalls Hünengräber wären. In der That scheint der Name „Hügel" hier, wo er für eine bestimmte Localität traditionell festgehalten ist, eine Begräbnissstätte zu bergen. Genannt wurden ein Hügel auf dem „Dreihügelfelde" südlich von Aschersleben, der grüne Hügel, der Atheusleber und der Böseborner Hügel nördlich davon. Da bestimmte Aussagen vorlagen, dass am Fusse des Böseborner Hügels Urnen ausgegraben waren, und zwar in Steinkisten beigesetzte, so wurde eine Aufgrabung zuerst in diesem Hügel beschlossen. Bei günstigem Resultate wollte man an die anderen gehen. Allein obwohl der etwa 7—8 Fuss hohe und etwa 20 Schritt lange Hügel sich durchweg als aus guter Humuserde bestehend erwies, während der Humus auf weite Strecken ringsum so flach stand, dass schon der Pflug häufig den darunter liegenden Stein fasste, wurde nicht das Geringste gefunden. Es ist bis auf den „gewachsenen Boden" gegraben worden. Vielleicht ist das Grab — wenigstens eines schien sicher zu erwarten — beim Aufgraben von Raubthieren, von deren Höhlen der Hügel ganz durchlöchert war, zerstört, vielleicht ist bei Abtragung eines Theils des Hügels — eine solche war ersichtlich schon geschehen — das mittlere Grab schon getroffen gewesen, oder es haben die früheren Liebhaber von Alterthümern schon Nachsuchung gehalten, genug es war nichts mehr vorhanden, und das ist nicht sehr ermuthigend für weitere Hügeluntersuchungen. Nur das möchte ich noch erwähnen, dass ein Arbeiter, der zugegen gewesen war, nach seiner Aussage, als der von dem Böseborner Hügel früher nicht weit gelegene Lausehügel (nicht der Wilsleber, sondern der Aschersleber Lausehügel) abgetragen wurde, erzählte, es sei dabei ein Skeletgrab in grosser länglicher Steinkiste zu Tage gekommen. Von Beigaben war nichts bemerkt.

Eine Schadeleber Urne, die „sehr bunt" gewesen sein soll und jedenfalls ein Analogon zu der in meinem letzten Bericht erwähnten bildet, ist in die Hände des Pastors Zschiesche in Halberstadt gewandert, leider ohne dass ich vorher eine Zeichnung, Maasse u. s. w. davon nehmen konnte.

(15) Hr. Virchow zeigt

Schädel aus einem Steinkammergrabe vom Scharnhop bei Lüneburg.

Unter dem 10. November v. J. übersandte mir Hr. v. Stoltzenberg-Luttmersen eine Reihe von Schädelfragmenten mit folgendem Briefe:

„Seitens des Landes-Directoriums der Provinz Hannover ist mir der Auftrag geworden, das Leichenfeld und die Königsgräber vom Scharnhop archäologisch zu untersuchen. In einem der halbzerstörten riesigen Steinbecken ergab die Ausgrabung eine Leichenbestattung ohne Brand; es sind bei der Ausgrabung 3 Schädel zum Vorschein gekommen, von denen der eine so wohl erhalten, dass er sich zu Messungszwecken noch eignen möchte. Ich halte es daher für zweckdienlich, Ihnen die Schädel zur Untersuchung einzusenden."

Bald nachher ging mir der Hannoversche Courier vom 1. December zu, in welchem ein ausführlicher Bericht über die Ausgrabung enthalten ist. Folgendes ist das Wesentliche daraus:

„2½ Meile südlich von Lüneburg, zwischen den Forstorten Priorsgehege und Freisenmoor, liegt der Hof Scharnhop, ein mehr als 1000 Morgen Acker und Heide umfassender, einständiger Bauernhof, den die Klosterkammer vor 2 Jahren angekauft, um die ganze Fläche zu bewalden. Etwa 1000 Schritt in nördlicher Richtung von dem Hofe war man bei dem Rajolen des Heidebodens auf ein grosse Menge von kleinen Steingräbern gestossen, welche den Hrn. Oberförster Niederstadt zu Lüneburg veranlasst hatten, hierüber Meldung zu machen. Die Untersuchung des Todtenfeldes ergab, dass dasselbe eine ungeahnt bedeutende Ausdehnung besass: incl. der bereits zerstörten Gräber konnte man annehmen, dass auf einem Flächenraum von fast 40 Morgen 900—1000 Grabhügel aufgebaut waren, von denen die meisten eine Höhe von etwa 3 Fuss und einen Durchmesser von 6—12 Fuss besassen; die Hügel waren kreisrund, meistens mit einen Cubikfuss haltenden oder kleineren Granitfindlingen belegt, welche im Centrum zu einer Steinkiste zusammengestellt, eine Knochenurne einschlossen, über welche ein etwas grösserer Deckstein gelegt war. Einzelne Grabhügel erreichten die Höhe eines Meters und hatten dem entsprechend einen bedeutenderen Umfang; sie waren dann nur aus etwas kleineren Handsteinen zusammengelegt und enthielten ebenfalls in der Mitte des Hügels eine beigesetzte Knochenurne.

„Fast sämmtliche Urnen, welche ausgegraben wurden, bestanden aus sehr rohem Material, Thon mit Granitgruss durchstampft, nur einige am Rande des Todtenfeldes gelegene Grabhügel zeigten Urnen aus schwarzem Thon von besserer Arbeit. Die Urnen selbst waren entweder zertrümmert oder geborsten, indem die Steinkisten, in welche sie eingeschlossen, sich zusammengelagert und die Urnen zerdrückt hatten. Möglicherweise könnte auch eingesickerte Feuchtigkeit mit nachfolgendem Froste an der Zerstörung schuld gewesen sein. Beigaben wurden in den Urnen fast gar nicht gefunden, mit Ausnahme einer eisernen Nadel und einigen kleinen Feuersteinmessern.

„500 Schritt in nordöstlicher Richtung von dem Hofe Scharnhop auf einer Höhe liegen in einer Entfernung von 300 Schritt zwei ganz gleichartig erbaute riesige Hünengräber, von denen leider fast sämmtliche Decksteine erst in der Mitte dieses Jahrhunderts gesprengt worden sind, um als Bausteine benutzt zu werden. Die Gräber waren als Gangbauten eingerichtet, hatten etwa 2 *m* Breite, 25 *cm* Höhe und 15 *m* lange Grabkammern enthalten, welche meistens von flachseitigen, künstlich gespaltenen Graniten, die gut zusammengestellt, eingeschlossen waren.

„Die Ausgrabung der zum grossen Theil mit Erde und Stein gefüllten Grab-

kammern ergab in dem östlichen Grabe eine kleine leere Urne, eine Streitaxt mit durchbohrtem Loche, einen anderen schweren Streitkeil ohne Durchbohrung und 5 theilweise glatt geschliffene Feuersteinkeile. Das ausserordentlich hohe Alter des Grabes wurde durch die Verwitterung des Gesteins der durchbohrten Steinaxt gezeigt.

„Die Grabkammer des westlichen, ganz gleichartig angelegten Steingrabes enthielt nur eine kleinere und eine grössere, aus rothem Thon bestehende Urne. Jedes der Gräber besass noch einen Deckstein.

„Etwas weiter nordöstlich von den beiden Gangbauten lag ein dritter riesiger Steinbau, der 41 *m* lang und 5 *m* breit war; 4—5 Fuss hohe, mächtige Granite bildeten die Wandsteine, zwischen welchen eine wallartige Erdeinschüttung eingelegt war. Etwa ein Drittel der Umfassungssteine war gesprengt und fortgeführt; auch der Erdwall war an zwei Stellen durchbrochen. Auf der Oberfläche der Erdschüttung war ein Pflaster von kleineren Findlingen angelegt. Die stattgehabte Ausgrabung ergab weder Urnen noch calcinirte Knochenreste, sondern nur 3 Schädel und einige sehr verwitterte Rückstände sonstiger Knochentheile in einer Tiefe von kaum 3 Fuss. Das noch oberhalb der Knochenreste befindliche Steinpflaster giebt einige Sicherheit für die Beisetzung aus ältester Zeit.

„Hinter dieser Grabstätte befand sich ein etwa 8—10 Fuss hoher Hügel aus Rollsteinen, der früher bereits geöffnet war. Am Fusse desselben hatten die Forstarbeiter die verwitterten Knochen eines menschlichen Skelets gefunden.

„Endlich war in der Mitte dieser Grabstätten ein unbedeutender Erdaufwurf, welcher nur durch eine Setzung von grossen Handsteinen sich kenntlich machte, die in rechteckigen Formen etwa eine halbe Quadratruthe grosse Plätze einschlossen. Die Ausgrabung dieser Grabstätten zeigte, dass in einzelnen derselben Leichen beigesetzt gewesen waren, deren Knochen jedoch fast vollständig vergangen waren und deren frühere Lage nur durch die dunklere Färbung des Erdreichs angezeigt wurde. Einige andere dieser Gräber enthielten wiederum verwitterte Knochenurnen.

„Der Name Scharnhop rührt von diesen Grabstätten her, es war die Stätte, wo die Todten bestattet wurden, was in dem Wort „scharren“ ausgedrückt wird. Die wiederkehrenden Namen Scharnhorst, Scharnbek, Scharnhusen, Scharnberg bekunden fast stets das Vorhandensein von Grabstätten.“

Aus diesen Mittheilungen geht hervor, dass bei Scharnhop mindestens zwei, ihrer Zeit nach weit auseinanderliegende Gräberfelder und zwar, wie es so oft der Fall ist, nahe bei einander vorhanden waren. Die eine, sehr beträchtliche Gruppe bestand aus Steinkistengräbern, welche Urnen mit Leichenbrand enthielten; wenn, wie vorauszusetzen ist, das einzige Metallstück, eine eiserne Nadel, in einer Urne gefunden wurde, so würde sich daraus wohl noch einigermaassen die Zeitstellung erkennen lassen. Auch eine genauere Beschreibung der Urnen würde dazu erheblich beitragen.

Die zweite Gruppe bestand aus mächtigen Hügelgräbern mit gewaltigen Steinkammern, welche offenbar der Steinzeit angehören. Abgesehen von dem Bau der Gräber selbst zeugen dafür die Beigaben, welche ausser einzelnen Thongefässen nur Steingeräth und zwar auch geschliffene und durchbohrte Stücke darstellten. Obwohl von den Urnen keine genügende Schilderung geliefert ist, so wird man doch kein Bedenken tragen dürfen, diese Gräber der neolithischen Zeit zuzuschreiben. Damit stimmt die nachgewiesene Leichenbestattung.

Die mir zugegangenen Schädel waren in einem höchst bedenklichen Zustande. Von den Gesichtstheilen war nichts erhalten, selbst die Zähne waren ganz vereinzelt und im Zerbröckeln begriffen, und von den eigentlichen Schädeln hielten

nur Theile des Daches zusammen; die Basis war nur bei einem zum Theil erhalten. Sämmtliche Knochen mussten daher zunächst mit Leimwasser getränkt und gehärtet werden; darnach liessen sich mehrere Theile wieder zusammenfügen. Nichtsdestoweniger sind es schlecht bestimmbare Fragmente, was um so mehr zu bedauern ist, als neolithische Schädel in Norddeutschland noch immer zu den Seltenheiten gehören.

Nachstehend möge eine kurze Beschreibung folgen:

1) Ein ziemlich vollständiges Schädeldach, dessen einzelne Abschnitte sich jedoch schwer zusammenfügen liessen; insbesondere ist das Stirnbein viel mehr gesenkt, als dem natürlichen Ansatz entsprechen würde. Dadurch verkürzt sich natürlich der Längsdurchmesser. Die Dünnheit der Knochen beweist, dass das Individuum noch jugendlich war; der Form nach muss es als ein weibliches betrachtet werden. Orbitalwülste fehlen gänzlich. Die Stirn ist niedrig und gerundet, der Nasenfortsatz ziemlich breit, die Scheitelcurve lang gestreckt, die Lambdanaht mit kleinen Zwickelbeinen durchsetzt, am Hinterhaupt die Oberschuppe vortretend. So entsteht der Eindruck der Dolichocephalie. Damit stimmen auch die Maasse. Freilich beträgt die grösste Länge 175 *mm* und die grösste Breite der rechten Hälfte, wo die Schläfenschuppe erhalten ist, 71 *mm*. Daraus würde sich ein Index von 81,1 berechnen, aber die Länge ist, wie schon erwähnt, zu gering und die Breite ist wegen der fehlenden Basis wahrscheinlich zu gross. Viel mehr entscheidend ist wohl der Längsumfang: das Stirnbein hat 125, die Sagittalis 127 *mm*, also recht beträchtliche Maasse.

2) Ein sehr defekter Schädel, von dem nur die rechte Hälfte des Daches, dagegen das Hinterhaupt und die Umgebung des Foramen magnum vollständig erhalten sind. Offenbar war es ein älteres Individuum: die Knochen sind durchweg dicker, und von den lose vorhandenen Zähnen passt nur für diesen Schädel eine Reihe recht grosser Zähne mit starker Abnutzung der Kronen. Darunter befindet sich ein Molaris I mit einer Nebenspitze. Vielleicht ist auch dieser Schädel ein weiblicher: die Stirn ist niedrig und die Curve macht hier einen schnellen Uebergang nach hinten. Das Hinterhaupt lang und gut gewölbt. Das Foramen magnum rundlich, mit sehr vortretenden Gelenkhöckern. Die Form anscheinend dolichocephal: grösste Länge 182 *mm*, Breite nicht zu bestimmen, dagegen Längsumfang des Frontale 112, der Parietalia 132, der Hinterhauptsschuppe 108 *mm*. Die gerade Höhe beträgt 132 *mm*, der Höhenindex also 72,5, was der Orthocephalie entspricht.

3) Von diesem, fast noch kindlichen Schädel sind nur das Mittelhaupt und ein kleiner Theil der Hinterstirn vorhanden. Wahrscheinlich gehören dazu die lose vorhandenen Milchzähne. Die Knochen sind sehr dünn, aussen glatt und mit einer feinen Haut abblätternd. Die zackige Sagittalis hat eine Länge von 120 *mm*. Die Form sieht eher breit aus, jedoch gehen bei völligem Mangel der Basis, der Seitentheile und der Hinterhauptsschuppe die Parietalia erfahrungsgemäss leicht auseinander.

Im Ganzen überwiegt darnach der Eindruck der Dolichocephalie, die für neolithische Schädel ganz in der Regel sein würde. Der Umstand, dass von den 3 Schädeln der eine einem Kinde, der zweite einem jungen Mädchen, der dritte wahrscheinlich einer älteren Frau angehört hat, legt es einigermaassen nahe, in den ehemaligen Trägern dieser Schädel die Glieder einer Familie zu sehen.

Es ist endlich zu erwähnen, dass ein kleines tassenartiges Thongefäss von äusserst roher Arbeit mitgekommen ist. Der Thon ist oberflächlich stark gebrannt und fast roth, auf dem Bruch schwärzlich und mit Feldspathbrocken durchsetzt,

aussen und innen rauh und uneben; es hat einen etwas eingedrückten, aber flachen Boden von 22 *mm* Durchmesser, umgeben von einem nach aussen und nach unten etwas vortretenden Rande, und weitet sich dann in der Form eines umgekehrten Kegels bis zu dem ganz einfachen Rande der 70 *mm* im Querdurchmesser haltenden Mündung auseinander. Seine Höhe beträgt 44 *mm*.

In dem mir zugegangenen Zeitungsblatt ist die Vermuthung ausgesprochen, dass diese Hügel Königsgräber der Longobarden gewesen seien. Daran ist sicherlich nicht zu denken. Denn die neolithische Zeit liegt so weit hinter derjenigen zurück, in der wir an dieser Stelle Longobarden treffen, dass auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit besteht, es habe schon damals ein solcher Stamm existirt. Viel näher an die historische Zeit reichen wahrscheinlich die Urnengräber, welche in so grosser Zahl das benachbarte Feld erfüllten; auch ist nicht ganz ausgeschlossen, dass zur Zeit der Longobarden noch Leichenbrand geübt wurde. Aber am Ende ist doch auch für eine solche Annahme kein anderer Grund vorhanden, als dass die Gräber in dem späteren Bardengau liegen. Ja, der Umstand, dass ein so kriegerischer Stamm seinen Angehörigen doch wohl Waffen mitgegeben haben wird, scheint direct gegen eine derartige Annahme zu sprechen.

Zufälligerweise ist mir so eben eine höchst interessante Schrift des Herrn Wieser (Innsbruck 1887) zugegangen, in welcher „das langobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano", einem Dorfe östlich von Trient am Ausgange des Fersina-Thales, beschrieben wird. Das sehr merkwürdige Grab, auf welches neulich schon Hr. A. B. Meyer (Verh. 1886 S. 659) hingewiesen hat, enthielt Reste eines grossen hölzernen Sarkophages mit höchst eigenthümlichen Eisenzierrathen und dabei eine Fülle von Waffen, Bestandtheilen der Rüstung und des Pferdeschmucks, anderes Geräth u. s. w. Sicherlich wird man nicht erwarten können, dass die Longobarden eine gleiche Cultur, wie sie sie nach Jahrhunderten des Umherziehens auf fremdem Boden erworben hatten, schon in ihrer Heimath besessen haben. Aber man darf auch nicht umgekehrt vermuthen, dass sie eine so ärmliche Ausstattung hatten, wie sie nach dem Ergebnisse der Untersuchungen des Urnenfeldes von Scharnhop der dortigen Bevölkerung zugeschrieben werden muss. Denn die Ausgrabungen auf zahlreichen Feldern der Nachbarschaft haben uns gelehrt, dass seit der Einwirkung der La-Tène-Cultur die Bewohner dieser Landschaften einen reichen Besitz von Waffen und Geräth aller Art erworben und dass sie sich daran gewöhnt hatten, derartige Sachen in nicht geringer Zahl ihren Todten mit in das Grab zu legen.

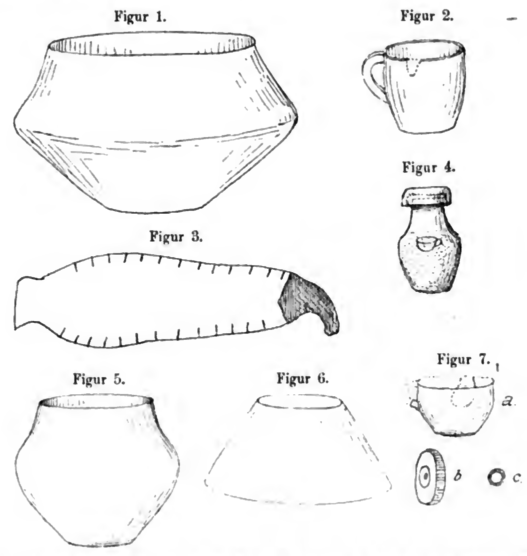
(16) Hr. E. Handtmann hat, d. d. Seedorf bei Lenzen, 30. December, dem Vorsitzenden folgenden Bericht übersendet über

Alterthümer der Gegend von Lenzen und Klebitzberge.

Der Jahresschluss mahnt, dass wieder Bericht erstattet wird, wie weit wir Lenzener den uns obliegenden Forscheraufgaben nachgekommen sind. Solcher Bericht ist für dieses Jahr wesentlich vereinfacht durch den glücklichen Umstand, dass wir in der Mitte des Jahres die Ehre hatten, Sie und viele andere Berliner Herren unter uns zu sehen. Es erübrigt lediglich, einiges zu dem von Ihnen Erschauten nachzutragen.

1. Ihr bei Tisch gesprochenes Wort, dass wir wenigen Forscher hiesiger Gegend sämmtlich durch Amt und Lebensstellung vielbeschäftigte Männer mit wenig freier Zeit wären, ist leider nur zu sehr in den übrigen Jahresmonaten bestätigt worden, so dass in der That nur mühsam Zeit zu Forschungen gewonnen

werden konnte. Nach dem Neuen Hause zur Weiteruntersuchung slavischer Funde konnten wir nicht gelangen. Dagegen stellten wir weitere Spuren slavischer Töpferei auf dem Kiebitzberg bei Bäckern und auf dem Kamp bei Breetz, jene Stelle auf dem rechten, diese flussabwärts auf dem linken Ufer der Löcknitz, fest. An beiden Stellen sind die slavischen Scherben sparsam (während dieselben bei Wustrow und bei Neu-Haus zahlreich auftreten), und sie verschwinden fast vor der grösseren Menge vorslavischer Scherben. Ein vollständig erhaltenes slavisches Gefäss haben wir überhaupt bei unseren Ausgrabungen hier herum noch nicht aufgefunden, während die ganz und theilweise erhaltenen Gefässe vorslavischen Charakters, sowohl aus Sand, wie aus Steinpackung und aus grösseren Steinbrunnenringen entnommen, sehr zahlreich sind. Hierzu sei bemerkt, dass Hr. Stadtrath Friedel im October 1882 vom linken Elbufer her aus Metschow am Nordwestabhange des Höhbeck mehrere kleine slavische Scherben für das Märkische Museum mitnahm.



Figur 1: 16 *cm* hoch, oben 21, in der Mitte 28, unten 10 *cm* im Durchmesser. Figur 2: 75 *mm* hoch, oben 85. unten 50 *mm* im Durchmesser. Figur 3: natürliche Grösse. Figur 5: 20 *cm* hoch, 25 *cm* Bauchdurchmesser, 17 *cm* Mündungsweite, 12 *cm* Bodenfläche. Figur 6: 17 *cm* hoch, ebenso breit im Boden, 37 *cm* Oeffnungsdurchmesser. Figur 7*a*: 45 *mm* hoch, oben 80, unten 45 *mm* weit; *b*: 45 *mm* Durchmesser; *c*: 18 *mm* Durchmesser.

2. Auf dem Höhbeck ist das Urnennest, welches die schönen, glänzend schwarzen Gefässe enthielt, leider als erschöpft zu betrachten. Bei dreimaliger Anwesenheit fanden wir nur noch 3 unbedeutende braune Urnen dort und die

Hälfte eines Ringes bereits sehr schlechter Bronze, sowie zwei sehr feine Pfeilspitzen aus weissem Feuerstein (im Besitz der HHrn. Paschke und Dahms), wie ich ähnliche aus Breetz (weiss) und aus Bäckern (schwarz) seit längerer Zeit habe. — Dagegen entdeckten wir etwas mehr westlich auf der Höhe des Berges in etwa 1—2 *m* Tiefe Steinsetzungen und Urnen älteren Charakters, als die bisher dort gefundenen, welche den altgermanischen, bei Gandow gefundenen, ähnlich erscheinen. Da diese Wahrnehmung erst in der zweiten Octoberhälfte gemacht wurde, mussten wir die weitere Verfolgung dieser Aufgabe auf das nächste Jahr verschieben. Zeichnung einer Urne und Tasse (Fig. 1 und 2) von Hrn. Havemann.

3. Es gelang mir, in Warnow, woselbst Hr. Prediger Crolow eine sehr scharf gebrannte, völlig konische Urne besitzt, einen eisernen Gürtelhaken (Fig. 3), dessen Ränder scharf eingekerbt sind, zu erhalten, welchen ich gelegentlich weiter liefern werde.

4. In Steesow hatte auf Hrn. Paschke's und meine Bitte Hr. Sombart, Schöneberger Ufer 62, beim Steinroden seines parcellirt werdenden Gutes Urnen heben lassen. Die fünf von mir bei meiner Anwesenheit geleerten Urnen lieferten an Beigaben: einen eisernen Gürtelring und Haken, einen dünnen Bronzering (auf den Mittelfinger meiner Hand passend). Eine kleine Urne (Fig. 4), 19 *cm* hoch, gelbgrau, mit Henkelschälchen bedeckt, enthielt Knochen und inmitten derselben ein kleines Tässchen, in welchem die Kronen von Schneidezähnen und Backenzähnen lagen. Hr. Dr. Fischer-Lenzen sprach sich dahin aus, dass diese Zahnkronen von einem etwa 7jährigen Mädchen herrühren möchten. Urne und Zahnkronen verwahre ich, das Tässchen hat Hr. Amtmann Devers-Bochim. — Eine prächtige Bronzenadel mit sehr dickem Knopf, dessen untere Rundung wolkenähnliche Einfurchung trägt, beabsichtigt Hr. Sombart dem Museum für Völkerkunde zu überreichen.

5. Nahe dem Marienberg — meiner Rethraheiligthum-Stätte — fand sich in Steinsetzung eine Urne mit Bronzeschnalle. Dass am 11. Juli die schnell über den Marienberg fahrenden Berliner Herren nichts gefunden haben, lag wohl daran, dass in dem dort schon sehr hoch gewachsenen Forst, der jetzt die vor 11 Jahren noch wohl erkennbaren Fundamente des alten Marienklosters ganz verdeckt, das Suchen sehr schwer ist. Ich selbst fand vor 10 Jahren nahe dem früheren Klosterbrunnen einen Vierteltopfscherben, welchen bald darauf Hr. Stadtrath Friedel als ein altgermanisches Stück bestimmte. Ich schenkte denselben in das Scherbenmagazin des Märkischen Museums. Das Gefilde Jakel am Fuss des Marienberges zum Rudow-See hin, ebenso die Abdachung nach Leuergarten haben ausser dem im Märkischen Museum befindlichen Bracteatenfunde uns zahlreiche altgermanische Scherben geliefert.

6. Der unermüdliche Hr. Havemann-Gandow hat auf seinem Hausurnen-Garlin einen merkwürdigen, die darunter stehende Urne (Fig. 5) vollständig überstülpenden konischen Deckel (Fig. 6) gefunden, sowie innerhalb dieser Setzung einen Bronzering, eine Tasse und einen schönen Spinnwirtel (Fig. 7a, b, c). Ein ähnlicher grosser, leider zerbrechender Konosdeckel fand sich schon einmal dort 1885.

7. Einen feingeformten, in einer Art von kleiner Satte ruhenden Spinnwirtel fand Hr. Oberprediger Paschke auf dem Kiebitzberge bei Gandow. Ebenfalls dort fand derselbe einen Schlagstein, welcher vollständige Schädelform mit Augenhöhlen und Nasenbein darstellt, ein wunderliches Naturspiel. Zahllos sind übrigens an dieser Stätte Schlagsteine und Kornreiber.

8. In Gandow und Lanz vermochte ich festzustellen, dass dort Wendenpfennige — deren einen ich glücklich in die Münzsammlung des Hrn. Paschke lieferte — gefunden sind, desgl. vorslavische Urnen. Ich selbst hatte schon früher bei Lanz

slavische Scherben gefunden, traf auch in diesem Jahre auf dem Julitzberge bei Lanz kleine sowohl slavische, wie vorslavische Scherben.

9. Betreffend Mödlich bleibt lebhaft zu bedauern, dass Ihnen in Folge Missverständnisses die Gruft des Admirals Giesel van Lier verschlossen blieb. Die Gruft wird Ihnen, wenn Sie wieder herkommen sollten, jedenfalls offen stehen, nur muss sich der Besucher an Hrn. Küster Schernikau wenden. Unglücklicherweise befragten Sie die Leute in Mödlich nach „Holländern". Unter „Holländer" versteht man in hiesiger Gegend „Käsemacher". In Folge dessen wussten die Leute in Mödlich gar nicht, was sie von den Berlinern, welche einen „Käsemacher" in der Admiralsgruft suchten, halten sollten, und waren weniger zugänglich, als sie es sonst Fremden gegenüber sind.

Ausser dem von Ihnen bereits im Abbruch geschauten Rauchhause giebt es in Gestalt des Tagelöhner-Hauses der Pfarre Mödlich noch ein in Gebrauch stehendes Rauchhaus. Noch weit bessere, in Thätigkeit stehende Rauchhäuser enthält das Dorf Moor. Diese Rauchhäuser entlassen den Rauch nicht ganz oben am Ulenloch, sondern vielmehr durch quadratische, bezw. oblonge Oeffnungen zwischen dem obersten Wandbalken und dem Strohdach.

Bei den Namens- und Localitätsangaben von Mödlich sei eine kleine Berichtigung gestattet. Der Name „Weber" (Verhandl. 1886 S. 426) kommt daselbst nicht vor. Vielmehr wird, zum Unterschiede von fünf anderen Wirthen desselben Namens Lüdke, der Ihnen zufällig vorgeführte „Weber-Lüdke" genannt, um so von seinen Namensvettern „Richter-Lüdke", „Preister-Lüdke" u. s. w. unterschieden zu werden. „Fährmann" ist eine erst kürzlich zugezogene Familie. Die ältesten Familien Mödlichs wohnen durchaus nicht nahe der Kirche, sondern flussabwärts ½ Stunde entfernt hinter der Pfarre und führen die Namen Röhl, Huth, Mertens, auch Theys und Friese kommen vor. In Mödlich, Breetz und Seedorf, sowie in der Niederwische waltet die Tradition, dass vom Niederrhein her und aus Westfalen vor etwa 200 Jahren Neuansiedler gekommen seien, deren churfürstlicher Statthalter und Anleiter lediglich der Holländer Admiral Giesel van Lier gewesen sei. Die Namen Röhl, Thys, Werth, Wendt sprechen in der That mit dafür. Eine Familie Weding, welche übrigens mir von dem Gebärsymbol der Kröte zu erzählen wusste, leitet sich aus Bayern her. Andere, namentlich des Namens Kroll, Wilke und Jestram, behaupten wendischen Ursprung. Die Neubevölkerung war unzweifelhaft nach dem 30jährigen Kriege eine sehr gemischte. —

10. Auch betreffend der Kiebitzberge bitte ich gegenüber Verh. 1886 S. 423 eine Berichtigung zu gewähren. Ich habe nie und nirgends behauptet, dass ich alle Kiebitzberge als Tumuli betrachtet wissen will, sondern habe lediglich die Frage vorgelegt: „Sind vielleicht Kiebitzberge hier und da als künstliche Erhöhungen — sei es als wirkliche Grabstätten, sei es als Mahlzeitstätten für Begräbnissfeiern auf Kenotaphen zum Gedächtniss fern im Kriege oder sonstwie gefallener Häuptlinge — zu betrachten." Diese Frage, als bisher noch nicht gelöst, erhebe ich hier heute aufs Neue unter specieller Vorlage des mir persönlich dazu Veranlassung gebenden Materials. Die Bezugnahme auf den Vogel Kiebitz muss ich als ungenügend und nicht sachentsprechend von dem zwiefachen Gesichtspunkte des Localforschers wie des Slavisten abweisen. Ich habe persönlich auf 7 verschiedenen Kiebitzbergen gestanden und geforscht, nehmlich hier in der Prignitz (und Südwest-Meklenburg) bei Gandow, Bäckern, Moor, Breetz (in Schmölln war ich nicht selbst, sah diesen Berg nur von fern und folge den Aussagen Anderer); im Kreise Königsberg i. d. Neumark an der Grenze der 3 Dörfer

Nordhausen, Bellgen, Vietnitz; im Kreise Ost-Sternberg bei Krieschct an der Strasse nach Zielenzig. Von diesen 7 Kiebitzbergen liegen nur 3, nehmlich bei Gandow, bei Breetz und bei Schmölln in Meklenburg, in ehemaligem Sumpfgebiet. Die 4 anderen springen lediglich als spitzere Kegel aus anderen Sandhügeln heraus. Der unter den ersten 3 befindliche von Breetz hat, nach geringer Sattelsenkung, zum Nachbar einen ihm gleich hohen Hügel, welcher den Namen „Möllerberg" führt. (Warum ward nicht, wenn's vom Vogel Kiebitz herkäme, dieser im Elbinundationsgebiet liegende gleichfalls kleiner Kiebitzberg genannt?)

Der im Volksmunde Kiebitzberg genannte hohe Hügel südöstlich Krieschct trägt den geographischen Namen „Spitzberg". (Mein alter Freund, Hr. Cantor Wollenberg, gerieth jedesmal in komischen Unwillen, wenn wir auf diesen Berg zu reden kamen, der nach der Sage — ebenso wie der ihm nicht ferne Zeisigberg bei der Krieschter Mittelmühle — die goldene Wiege bergen sollte, und äusserte sich: „Dummes Zeug, sonderbare Leute, wo können da jemals Kiebitze hingeflogen sein".)

Der spitze Hügel bei Nordhausen-Vietnitz, auf welchem ich 1865 noch Malsteine eines Hünengrabes antraf, hiess im Volksmunde Kapitzenberg, bezw. Käëwitzenberg. Auch er enthielt die goldene Wiege. Dieser Hügel liegt jedwedem Sumpf und Wasser ziemlich fern.

Der Kiebitzberg bei Moor nahe Lenzen ist, wie gesagt, eine Sandspitze unter anderen. Ich fand an einem seiner Abhänge vorslavische Scherben. Aus ihm entsteigt in der Johannisnacht ein furchtbar brüllender Priester und nicht sehr fern von ihm ruht die goldene Wiege.

Der Kiebitzberg bei Breetz, auf dem ich vorslavische Scherben nebst bearbeitetem Feuerstein fand, und welcher beim Sandabgraben den Eindruck künstlicher Aufschüttung macht, enthält gleichfalls die goldene Wiege. (Goldene Wiegen haben wir bei Lenzen ausserdem noch drei: zwei links der Elbe im Höhbek, eine im Butterberge am Rudowsee, auf Bochin zu.) Die „goldene Wiege" der Sagen bin ich geneigt, als mit der Leiche eines Häuptlings in eine Gruft gelegten Waffenschmuck, etwa einen Metallschild, anzunehmen.

Der Kiebitzberg bei Bäckern ist eine offenkundige alte Ansiedelungsstätte. Der Kiebitzberg bei Gandow bildet eine vom Garlinberge aus vorspringende Sandecke, auf welcher ausser zahllosen Scherben und wenigen ganzen Töpfen von uns unerklärlich viele Schlagsteine, Kornreiber, einige Spinnwirtel gefunden sind. Es macht so recht den Eindruck dessen, was Hr. Dr. Behla als „Leichenschmausstätte" bezeichnet.

Nun haben wir im Neumärkischen Volksdialect noch lebendig das Wort „Kapitze" für spitze, künstlich zusammengeschaffte, d. i. geharkte oder geschippte Haufen von Sand, Heu, Rohr u. s. w. Ich leitete in jüngeren Jahren solches Volkswort philologisch von caput her, bis mich bei meinen slavischen Arbeiten ein wendisch verstehender deutscher Lehrer auf die einfachere Herleitung von dem slavischen Verbalstamm копить (kopitj) = zusammenscharren aufmerksam machte und mir geradezu erklärte: „Kapitzen sind spitzige Erhöhungen, welche Menschenhand zurecht gemacht hat, gelegentlich ländlicher Arbeiten." Ich hielt und halte solche Sinnesfassung für eine zu beschränkt enge. Indess sie leitete mich hin, statt vom Vogel Kiebitz, bezw. vom lateinischen caput überzugehen zu einem volksvererbten und später deutschverderbten Mischwort, wie solches das Gebilde „Kapitzenberg" und „Käewitzenberg" bei Nordhausen darbietet. Demgemäss fasse ich jetzt Kiebitzberg als Spitzhügel auf, wenn in Sümpfen oder Inundationsgebieten, wohl nebenbei im März oder April Kiebitzraststätte, von prähistorischen

Menschen **als hochragender Punkt** vielleicht mit Vorliebe zu Mal- und zu Mahlzeitsstätten benutzt. —

Hr. Virchow erkennt an, dass die gegebenen Erläuterungen geeignet sind, die Frage der Kiebitzberge ihrer Lösung näher zu führen. Zunächst werde es nöthig sein, die thatsächlichen Verhältnisse über Vorkommen und Beschaffenheit dieser „Berge" festzustellen. Unsere Freunde in der Provinz werden der Anregung gewiss gern Folge geben. Die Abwehr des Hrn. Handtman, dass er nicht alle Kiebitzberge als künstliche Tumuli gedeutet habe, sei begründet; er habe (Verh. 1883. S. 514) in der That nur gesagt, dass er „dieselben grösstentheils für künstliche Gebilde, also für Tumuli halte." Wenn sie aber nicht alle künstlich aufgeschüttet seien, so werde dadurch freilich die versuchte Erklärung einigermaassen zweifelhaft.

(17) Hr. Carl Altrichter übersendet d. d. Wusterhausen an der Dosse, 18. November 1886, folgende

topographische Skizze der Umgegend von Wusterhausen a. D.

Das Gebiet der Stadt Wusterhausen a. D. wird in seiner grössten Länge von Norden nach Süden etwa 7 *km* und in seiner grössten Breite etwa die Hälfte davon austragen. In der Skizze sind angrenzende Gebietstheile, wie Brunn und Trieplatz, berücksichtigt.

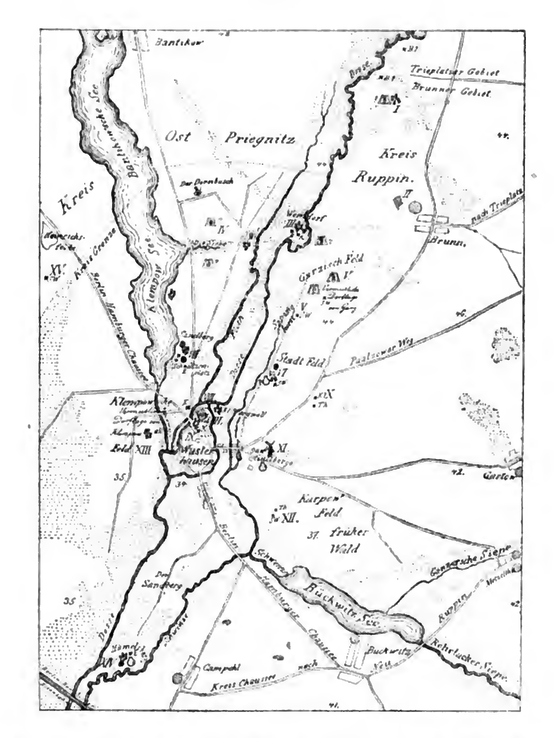
Zur besseren Uebersicht habe ich die vielartigen Fundstätten in Stationen getheilt, die mit römischen Zahlen in die Skizze eingetragen sind, wobei ich vorausschicke, dass das ganze Gebiet, nur wenige Strecken ausgenommen, von Steinsuchern durchwühlt ist, so dass es bisher nicht gelang, ein vollständiges Grab oder auch nur die Gefässscherben begleitende Geräthreste aufzufinden. Station VIII und XIV lassen jedoch noch einiges hoffen.

Bezüglich der einzelnen Funde behalte ich mir Zeichnungen und genauere Beschreibung vor; in Nachstehendem will ich vorläufig nur eine Gesammtdarstellung des Gefundenen versuchen.

Station I. Im ebenen Ackerlande werden in der Tiefe von 1—2 Fuss Steinmassen gefunden, die in ihrem Innern Gefässe mit Asche gefüllt enthalten. Bald findet sich nur eine Urne, bald stehen etwa tassenkopfgrosse Näpfchen daneben. Die geschwärzten Steine der Umgebung, bezw. Umpackung sind so mürbe, dass die Chausseeverwaltung sie als unbrauchbar verwirft. Die Gefässe sind namentlich am Halse zertrümmert. Ob Beigaben vorhanden gewesen, ist nicht bekannt; ich selbst wohnte keiner Ausgrabung bei. Die vorgefundenen Scherben und grösseren Bruchstücke zeigen keine Verzierungen. Nordöstlich von der Fundstelle sind in diesem Sommer von einem Beamten des Märkischen Museums, ich vermuthe von Hrn. Buchholz, auf Trieplatzer Gebiet Bronzen, namentlich Schwerter, und vor Jahren noch auf Brunner Gebiet ein sensenartiges Schlaginstrument und eine Pfeilspitze von Bronze gefunden worden.

Station II. Dicht hinter dem Park des Schlosses Brunn wurde in diesem Herbst ein Weg verbreitert und eine etwa 1 *m* hohe Erdschicht abgehoben. Durch Regengüsse wurde auf dieser ausgehobenen Fläche eine Steinschicht freigespült, die sich als eine Art Mosaikarbeit aus kleinen Feldsteinen, eingedrückt in den lehmigen Boden, darstellte, nachdem ich die Fläche in ihrer ganzen Ausdehnung festgestellt und gesäubert hatte. Ich habe an Ort und Stelle eine genaue Zeichnung davon gefertigt.

Station III. Der Wenddorfsberg ist vor Jahren von dem früheren Rektor



Iskraut von hier durchwühlt und daraus angeblich — ich wohnte damals noch nicht hier — eine Menge Material fortgeschleppt worden, so dass mir nur die Nachlese blieb, die aber bedeutend dadurch erschwert wurde, dass über den ganzen Hügel hin Kieferschonungen angelegt worden waren. Gefässscherben mit linearen Ornamenten mannichfachster Form und verschiedenster Färbung, angebrannte Knochen und ein halbes eisernes Hufeisen von sehr alter Form waren das Ergebniss meiner Forschungen. Am Ostabhange fanden sich, etwa 1 Fuss unter der Erdoberfläche, auch noch die Ruinen eines mit Feldsteinen sorgfältig ausgesetzten Loches, nach ihrer Lage zum Wasser, wie ich annehmen muss, Reste eines vorgeschichtlichen Brunnens.

Station IV. Steingräber haben vor 40 Jahren hier das Gebiet durchwühlt und nach mündlichen Mittheilungen ähnliche Verhältnisse aufgedeckt, wie in Station I; jedoch ist es zweifelhaft, ob directe Umpackung der Urnen stattgefunden hat, oder ob von grösseren Steinen gebildete Grabkammern vorhanden waren.

Station V zeigt Gräber, die in gewisser Beziehung von denen der Station I abweichen. Ich habe leider nur eines davon gesehen, als es schon zugeworfen war, aber nach der sofortigen Beschreibung des Steingräbers festgestellt, dass die Grabhöhle, welche eine Urne auf einem flachen Stein stehend enthielt, mindestens so gross war, dass ein Erwachsener bequem darin hätte liegen können. Derselbe Mann theilte mir mit, dass ein Stück davon ein mit Steinen ausgesetzter „Brunnen" gewesen sei, in dessen Innern Pferdeknochen gelegen hätten. Diese Gräber scheinen Reihengräber, die mehrere Meter von einander lagen, gewesen zu sein. Ich habe s. Z. Maasse festgestellt und von der eigenthümlichen Masse, die den Boden des erwähnten Grabes angeblich bedeckt hat, eine Probe entnommen. Diese Gräber ziehen sich am Abhange einer Bodenerhebung hin, die sich noch über Station VI fortsetzt; auf der Höhe scheint das in der Mitte des 16. Jahrhunderts eingegangene Dorf Garz gestanden zu haben. Auf dem wahrscheinlichen Gebiet desselben fand ich einen Schleifstein, durchlocht, die beiden wohl erhaltenen Granitsteine einer Handmühle und ein meisselförmiges Stück Stein, das augenscheinlich von einem zugeschliffenen Steine abgesprengt ist.

Station VI. Seit 40 Jahren werden hier die verschiedenartigsten Gefässe, sowohl nach Farbe und Form als auch nach Herstellungsweise, gefunden, allerdings meist in Trümmern, und zwar ohne dass Merkmale irgend einer Bestattungsart kund geworden wären. Ich habe hier vielfache Proben entnommen. Drei sind sehr charakteristisch: die eine gehört einem bauchigen Gefäss an, das gerade so aussieht und so roth gebrannt ist wie Ziegelstein; die andere weist auf ein Gefäss ohne Verzierungen, mit ganz rauher, körniger Oberfläche; die dritte auf ein ganz schwarzes, aber sehr zierliches Gefäss von glänzendem Aeusseren, in Strichmanier geziert. Eine Brandstelle (Heerd?) auf blosser Erde machte sich etwa 1 Fuss unter der Erdoberfläche bemerkbar. Die nähere Beschreibung der Station mit der Begründung für meine Vermuthung, dass hier eine vorgeschichtliche Töpferei bestanden habe, habe ich vor etwa 2 Jahren Hrn. Virchow übersandt.

Station VII. Scherben ohne Verzierungen, Bruchstücke von Steinwerkzeugen, darunter ein Stück Feuerstein, worauf durch Schleifen eine Nadel fast bis zum Absprengen herausgearbeitet ist, Heerdstellen mit kleinen aneinandergereihten Steinen als Unterlage und auch solche ohne Unterlage, erstere nahe der Erdoberfläche, letztere bis zu einer Tiefe von 1 *m* und auch darüber sind hier gesammelt, bezw. aufgefunden. Ein idealer Querdurchschnitt ist seiner Zeit von mir entworfen. An einer Stelle fand sich in grösserer Tiefe ein Erzkuchen mit einem Zapfen, wohin augenscheinlich das ausgeschmolzene Eisen abgeflossen war. Ich habe davon den Eindruck, als ob es die Schlacke eines vorgeschichtlichen Hochofens sei, und bemerke dabei, dass die Wiesen der Dosseniederung viel Raseneisenstein enthalten und im 13. Jahrhundert etwa 15 Minuten nördlich der Station I ein „Isermollen" bestanden hat.

Station VIII. Ueber den Charakter des Burgwalles und des sogenannten kleinen Burgwalles bin ich mit mir noch nicht einig. Ersterer ist in geschichtlicher Zeit eine befestigte germanische Niederlassung gewesen; jedoch sind vor meinem Hiersein bei Gelegenheit einer Brunnenbohrung Geweihreste, Fischschuppen, Fischgrähten und, irre ich nicht, eine Partie angebrannten Roggens, gehoben worden. Letzterer (der kleine Burgwall) scheint aber unbenutzt und erheblich höher als jetzt gewesen zu sein und mehr oder weniger das Material zur Verwallung der Stadt u. s. w. hergegeben zu haben. Dies bestätigt die Gleichartigkeit der gefundenen Scherben mit denen, die in Wallresten gefunden sind. Ist die letztere Annahme richtig, so ist es höchst wahrscheinlich, dass sein Inneres Grabkammern enthält.

Anderen Falles ist es eine spätere vorgeschichtliche Niederlassung, vielleicht auf den Anschwemmungen über einem ehemaligen Pfahlbau. Maulwürfe bringen fortwährend mit der ausgestossenen Erde Scherben von grosser Kleinheit und Knochenreste hervor; auch ein geschliffenes Feuersteinmesser. Drei grössere Stellen werden von Maulwürfen gemieden; ich vermuthe darunter Steinpackungen.

Station IX. Beim Grundgraben zu einem neuen Hause wurden, ich erfuhr leider erst nach mehreren Wochen davon, unweit eines ehemaligen Flusslaufes, nach der Seite des Burgwalles hin, bei 8 Fuss Tiefe ein Pferdeskelet, eine halbe Rehkrone mit Resten der Schädeldecke und mit einer Rille, die vom Glätten herrühren möchte, sowie ein langer, anscheinend aus einem Wadenbein gearbeiteter Pfriem gefunden. Letztere beide Stücke konnte ich retten, wenngleich den Pfriem mit abgebrochener Spitze. An einer anderen Stelle fand sich ein grösserer Block Raseneisenstein, den ich aufhob.

Station X. Hier wurde beim Pflügen vor etlichen Jahren ein Stück Renthiergeweib hervorgebracht, bei dem augenscheinlich durch Menschenhand die Augensprosse abgesprengt ist. Das Stück ist in meinem Besitz.

Station XI. Auf dem Windmühlenberge und seiner Umgebung fand ich unzählige Feuersteinstücke und andere Steine, die meines Erachtens Spuren der Bearbeitung zeigen. Nicht weit davon im Gall- (Galgen-) Berge wurden Gefässe verschiedener Form gefunden, von denen 2 erhalten sind, die sich nebst einer dort gefundenen Silbermünze (Nero?) im Besitz des Gastwirths Tiedecke hier befinden.

Station XII. Im Torfmoor, etwa 1,50 *m* tief, wurden Reste eines Elchgeweihs, eine Speerspitze von Feuerstein (aber nicht geschliffen) und Kiehnäpfel und an einer anderen Stelle ein kugliger Feuersteinknollen mit seitlichen Abflachungen (Rollkiesel?) gefunden, der nach vorgefundenen Spuren augenscheinlich zum Behauen anderer Steine gedient hat. Die Steinsachen sind in meinem Besitz; die Wurzel des Geweihastes in dem des Kaufmanns Ferdinand Krohn hier.

Station XIII. Augenscheinlich die Dorflage des im 14. Jahrhunderts untergegangenen Dorfes Klempow. Scherben mit Zeichnungen und Metallsachen der geschichtlichen Zeit sind die bisherigen Funde. Der Durchstich der Gegend zwecks Herstellung eines Bahnkörpers ergab nur mittelalterliche Thonscherben.

Station XIV. Dieser Hügel galt lange als bedeutungslos. In der Südwestecke sind Sandgruben angelegt. Nach langem Suchen fand sich ein (der Form nach) sehr altes Hufeisen und ornamentirte Scherben, und wandte ich der Station grössere Aufmerksamkeit zu. Es fand sich demnächst eine Heerdstelle, wie bei Station VII, aber mit einem am Rande aufgekrempten Lehmbelag von eigenthümlicher Zusammensetzung (leider in Stücken), ein Thonwirtel zur Spindel, Bruchstücke von Gefässen mit und ohne Zeichnungen. Die von Osten her in Angriff genommene Abtragung des Hügels zu Bahnzwecken hat bis jetzt nichts ergeben.

Station XV. Bei einer Mergelkuhle wurde ein bearbeiteter Stein gefunden, der nach allen Anzeichen als Pflugschaar gedient hat. Ich werde später eine Zeichnung davon liefern und auf ihn zurückkommen.

Nach meiner unmaassgeblichen Ansicht muss im Klempower See an irgend einer Stelle eine vorgeschichtliche Niederlassung bestanden haben, denn im Ostufer desselben werden immer wieder Scherben, vom Wasser abgeschliffen, gefunden. Leider verbietet ein am Ausfluss des Sees belegenes Mühlwerk das Ablassen des Wassers.

(18) Hr. Virchow berichtet über die

Bernsteinwerkstätte von Butzke bei Belgard, Pommern.

Der Stettiner Generalversammlung ist auf dem Fusse gefolgt die Gründung eines neuen Organs der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde unter dem Namen „Monatsblätter", welches hauptsächlich bestimmt ist, anregend auf die Landsleute zu wirken und schnelle Kunde der neuen Entdeckungen zu geben. Die mit dem neuen Jahre ausgegebene Nr. 1 bringt sofort eine höchst wichtige Mittheilung.

Etwa eine Meile nordöstlich von Belgard, nicht weit von der Radue, einem rechten Nebenflusse der Persante, liegt das Rittergut Butzke. Seine im Allgemeinen ebene Feldmark ist von allerlei Wasserläufen, Seen und Torfstichen durchsetzt. In einem der letzteren, der 3—4 Morgen gross ist, kamen beim Torfstechen kleine durchlöcherte Bernsteinstücke in grosser Menge zu Tage, welche jedoch erst Aufmerksamkeit erregten, als in der Nähe eiserne Waffen der La Tène-Zeit gefunden wurden. Hr. Lemcke, der Vorsitzende der Gesellschaft, begab sich selbst an Ort und Stelle. Er erhielt alsbald mehr als 800 Bernsteinperlen der verschiedensten Art, beinahe 100 römische Thon-, Glas- und Emailperlen, eine Bulla, eine Provinzialfibel von Bronze, ein Drahtgewinde aus Gold, 6,5 *g* schwer, und 2 römische Denare, einen Vespasian und eine Faustina major, also Hinweisungen auf das zweite nachchristliche Jahrhundert.

Die Hauptmasse der Perlen und zugleich Stücke rohen Bernsteins in grosser Zahl fanden sich am Rande des sonst sehr tiefen Moores in einer Tiefe von 1,5—3 Fuss in einer Schicht von geringwerthigem Torf, über welchem zunächst Sand und zu oberst wieder eine Schicht Torf lagen. Mitunter traf man auf ganze Haufen, andremal lagen die Stücke mehrere Meter von einander entfernt. Die Mehrzahl zeigt die Gestalt einer Linse oder Scheibe, einzelne mit excentrischem Bohrloch, andere gleichen einer Bommel, einem Hängeschmuck, einer Kugel, einer Röhre, andere sind offenbar als Amulette gedacht. Neben solchen, zum Theil sehr sorgfältig gearbeiteten Stücken giebt es aber auch ganz rohe, durch welche nur ein konisches Loch gebohrt ist. Bloss angebohrte, unvollendete und halbfertige Stücke liegen mit fertigen und kunstvollen bunt durcheinander. Viele zeigen auch Spuren des Gebrauchs.

Somit kann kein Zweifel darüber sein, dass hier eine Bernsteinwerkstätte war. Auf den Feldmarken von Butzke und dem benachbarten Pumlow wurde noch vor wenig Jahrzehnten mit solchem Erfolg nach Bernstein gegraben, dass der Pächter jährlich 600 Thl. dafür bezahlte. In dem Moore selbst stiess man auf Spuren einer Ansiedelung: Scherben von Hausgeräth, eine wohlerhaltene irdene Schöpfkelle mit langem Stiel, Pfahlreste in grösserer Zahl, sowie Stücke gebrannten Lehms mitten im Torf.

Ich bin in diesen Angaben dem Bericht der „Monatsblätter" gefolgt. Unser Museum für Völkerkunde hat in letzter Zeit auch eine Reihe von Bernstein-Artefakten von Butzke erworben, welche die mitgetheilten Angaben bestätigen. Am meisten einer genaueren Erforschung bedürftig scheinen mir die „Spuren einer Ansiedelung" zu sein. Nach dem Angeführten sieht es aus, als würde dieselbe in der Gestalt einer Pfahlbaustation gedacht. Das wäre ja nicht unmöglich, aber für jene Gegend doch eine völlige Neuigkeit. Ich selbst habe seiner Zeit in dem nicht allzu weit entfernten Lüptow-See bei Cöslin einen grossen Pfahlbau aufgedeckt (Verh. 1872. S. 165), aber derselbe erwies sich als eine ganz slavische Ansiedelung. Ein Pfahlbau aus römischer Zeit ist meines Wissens in keinem der benachbarten Seen

oder Moore aufgefunden worden. Es wäre daher dringend wünschenswerth, diesen Punkt genau zu erforschen und namentlich die Fundstücke, vor Allem die Thonscherben, sorgfältig zu sammeln und zu mustern.

Jedenfalls ist dies die erste Bernsteinwerkstätte im Innern des Landes, wo allem Anschein nach gegrabener Bernstein verarbeitet worden ist. Die Küste ist von da etwa 2 deutsche Meilen entfernt und wenigstens nicht reich an Bernstein, zumal an grösseren Stücken. Andererseits ist die Gegend berühmt durch die Zahl und Schönheit der Altfunde, welche daselbst gemacht worden sind (vgl. unter Anderem Verh. 1882. S. 442). Schon vor 50 Jahren hat Giesebrecht (Erster Jahresber. d. Ges. f. Pomm. Gesch. u. Alterth. 1827. S. 21) durch diese Gegend eine alte Handelsstrasse zu verfolgen gesucht, für welche er urkundliche Belege aus slavischer Zeit citirt, indem Zölle und Gasthäuser zwischen Colberg und Belgard dem Kloster Grobe auf Usedom geschenkt (vgl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. S. 30) und getrocknete und eingesalzene Seefische auf dieser Strasse nach Polen ausgeführt wurden (ebendas. S. 35). Auch machte er schon in seiner ersten Mittheilung darauf aufmerksam, dass die Salzbergwerke von Bochnia und Wieliczka erst im Jahre 1251 eröffnet wurden, und dass vorher wahrscheinlich Colberg Salzhandel in das Innere betrieben hat. Die Pommersche Gesellschaft hat damals weitere Nachforschungen über diese Handelsstrasse veranlasst. Der Prediger Pricelius in Zwielipp brachte in der That Nachrichten über einen alten Weg bei, der von Colberg aus auf der rechten Seite der Persante gelaufen zu sein schien: derselbe wurde bei Damgardt und von da aus zwischen Bartin und Zwielipp zur Persante verfolgt; hier nahm man eine Brücke über den Fluss an und liess die Strasse über Lustebuhr nach Cörlin zur Mündung der Radue weitergehen. Bei Lustebuhr hatte Hr. v. Kameke menschliche Gerippe, welche durch die Länge der Schädel und der Gerippe auffielen, ausgraben lassen; dabei waren Spangen und Halsbänder aus Knochen, Bernstein und anderen farbigen Stücken gesammelt worden.

Es liesse sich die Aufzählung derartiger Funde leicht vermehren. Aber es ist schwer, die Zeitstellung derselben ohne genauere Nachweise zu bestimmen. Wie das Mitgetheilte ergiebt, gehören schon die aufgezählten Funde äusserst verschiedenen Zeitaltern an, und wenngleich die Vermuthung nahe liegt, dass eine einmal bestehende Strasse sich durch lange Zeit hindurch erhalten haben und benutzt sein kann, so wird doch erst durch weitere Studien eine brauchbare Unterlage zu Schlussfolgerungen gewonnen werden. Dazu fordert der Bernsteinfund von Butzke in hohem Maasse auf. Da derselbe bestimmt in die römische Kaiserzeit reicht, so würde es in erster Linie darauf ankommen, die römischen Funde der Nachbarkreise zusammenzustellen. In dieser Beziehung möchte ich nochmals auf den Reichthum des Kreises Schivelbein an römischen Funden (Verb. 1886. S. 605) aufmerksam machen. Eine in dieser Richtung geführte Strasse würde von der Persante zur Rega und von da wahrscheinlich zur Drage führen, somit in das Gebiet, welches durch die Schatzfunde von Callies und Schwachenwalde schon lange die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen hat. —

Beiläufig erwähnt Hr. Lemcke bei dieser Gelegenheit, dass die Pommersche Gesellschaft ein Amulet aus Bernstein in Gestalt eines Bären von 10 *cm* Länge und entsprechender Breite und Dicke erworben habe. Der Fundort wird nicht angegeben, nur scheint es gleichfalls im Torf gefunden zu sein. Die Füsse seien nur durch wulstartige Erhöhungen angedeutet, Kopf und Oberkörper dagegen zeigten natürliche Formen. In der Weichengegend sei ein gebohrtes Loch von 3 *mm* Durchmesser zum Aufhängen angebracht.

Offenbar handelt es sich hier um eine jener grossen Bernsteinfiguren, wie sie in diesen Verhandlungen 1881. S. 297 und 1884. S. 566 besprochen, sonst aber in ähnlicher Weise nicht weiter bekannt sind. Um so mehr Interesse würde es haben, zu erfahren, ob durch die Umstände des Fundes irgend ein Licht auf die Deutung desselben gefallen ist.

(19) Hr. Virchow spricht über

Silberschätze westlich von der Elbe.

In meiner Erörterung des Silberschatzes von Ragow in der October-Sitzung v. J. (Verh. S. 578) hatte ich erwähnt, dass meine alte These, wonach die Elbe die westliche Grenze für die Hacksilberfunde bilde, noch nicht erschüttert sei. Indess konnte ich schon damals (in einer Anmerkung) eine Mittheilung des Herrn Dannenberg anführen, wonach neuerlich auch westlich von der Elbe einige Münzfunde bekannt geworden seien, in denen „vielleicht" orientalisches Silber enthalten sei.

Hr. Dannenberg hatte die Güte, mir das ihm Bekannte über 2 westfälische Funde nach einem Berichte in v. Sallet's Zeitschr. f. Numismatik (Bd. XIX. S. 254) zugehen zu lassen. Dieser Bericht stammt aus dem Westfälischen Merkur. Darnach ist vor 3 Jahren auf dem Bauernhofe Klatte in der Bauerschaft Klein-Rosharden im Oldenburgischen, 20 Minuten nördlich vom Kirchdorfe Lastrup, ein Silberschatz gefunden, bestehend aus Schmucksachen, mehreren Stangen und verschiedenen Münzen aus Silber, sowie einem Goldringe.

Im vorigen Jahre wurde in der Nähe des ersten Platzes ein zweiter Fund gemacht, bestehend aus silbernen Schmucksachen und 700 Münzen, das Ganze $3\frac{1}{2}$ Pfd. im Gewicht. Auf einem Fruchtkampe, der gerade vor dem Hofraume liegt, worauf das Haus steht, sollte bei der sogenannten Wendung zwischen dem Acker und der Hecke Erde fortgeschafft werden. Beim Abstechen der Erde stiess der Spaten auf einen im Ganzen unbearbeiteten Stein, der oben flach und von etwa 35 *cm* Durchmesser war, aber in der Mitte eine Vertiefung von etwa 12 *cm* Durchmesser und 15 *cm* Tiefe zeigte. In diese Vertiefung war ein irdener Topf mit den Silbersachen gestellt, der aber durch eine etwa 5 *cm* dicke, übergelegte Steinplatte von einem Radius von 25—30 *cm* und mit einer centralen Oeffnung von 7—8 *cm* Durchmesser, anscheinend die Hälfte einer alten Handmühle, ganz zerdrückt war. Die Münzen sind der Beschreibung nach vom Kaiser Otto (Münzstelle Cöln), sächsische vom Herzog Bernhard, englische mit Ethelred, Wendenpfennige u. s. w., sowie 3 orientalische von der Grösse eines Markstückes. Von Schmucksachen fanden sich 4 runde Silberplatten von 3—5 *cm* Durchmesser mit Filigran, sodann „einige verzierte Silberstücke, welche wohl zu Spangen gebraucht sind, ferner mehrere glattpolirte Stangen Silber von 5—10 *cm* Länge, 1 *cm* Breite und 0,5 *cm* Dicke, und 2 kleine geschmolzene Silberplatten."

Auf den Rath des Hrn. Dannenberg wendete ich mich wegen genauerer Nachrichten an Hrn. W. A. Wippo in Münster. Derselbe hat mir solche auch bereitwillig zugehen lassen.

Was den ersten Fund anlangt, so waren es 73 Stück, die nach der Bestimmung von Hrn. Dannenberg um 1020 vergraben sein müssen. Es war darunter kein orientalisches Stück, dagegen ein Paar angelsächsische von Ethelred II. (978 bis 1016), Münzstätten London und York. Unter den deutschen werden genannt solche von K. Heinrich I. (919—36) Verdun, von K. Otto III. (983—1002), Münzstellen Cöln und Dortmund, auch von Otto und Adelheid, ferner von K. Heinrich II. (1002 bis 24), Münzstelle Dortmund, B. Willigis von Mainz (975—1011), Herzog Bernhard I.

und II. von Sachsen (973—1011—1059). Eine nicht geringe Zahl (von Heinrich I., Otto III. und Bernhard II.) sind Nachahmungen, die offenbar im Lande gemacht sind. Auch fand sich ein grosser Wendenpfennig ältester Art. Ausserdem werden erwähnt aus Silber: mehrere Spangen, ein Armband, ein Fingerring, Ohrringe, eine Kapsel, ein Anhängsel mit Stein; aus Gold: ein Fingerring, 5,20 *g* schwer, und ein Plättchen von 0,55 *g*, vielleicht eine verschlissene Münze. In einem Schreiben des Pastor Dr. Wulf zu Lastrup werden die Spangen „Broschen" genannt, und zugleich erwähnt, dass der Finder 2 ganze und einen halben Silberbarren zurückbehalten habe.

Ueber den zweiten Fund meldet der Pfarrer Dr. Niemann zu Cappeln bei Cloppenburg, dass die vorher erwähnten Silberplatten nicht flach, sondern gewölbt, fein und hübsch ciselirt seien und auf der Rückseite einen Rand haben, in welchen eine einfache Platte passt, sowie dass die polirten Silberstangen nach beiden Enden zu verjüngt und dann scharf abgeschnitten seien. Im ersteren Falle handelt es sich also um silberne Bullen.

Da die Fundstelle auf oldenburgischem Boden gelegen ist, so erkundigte ich mich bei Hrn. Oberkammerherrn v. Alten nach dem Verbleib und der Beschaffenheit der Sachen. Derselbe hat mir unter dem 5. d. M. mit seiner bekannten Gefälligkeit folgende Mittheilungen gemacht:

„Hacksilber hat sich nicht gefunden; es ist mir auch nicht bekannt, dass hier zu Lande dergleichen gefunden ist. Wohl Ringgeld oder auch Stangen mit Stempeln, in Kreisen bestehend. So habe ich eine Silberstange aus Lastrup: an beiden Enden ist diese Stange abgeschnitten, die Krümmung gebogen.

„Ich glaube unter den Münzen eine zu haben, welche orientalisch ist; sie steht denen, welche in Pommern gefunden, wie es scheint, sehr nahe, ist aber äusserst undeutlich.

„Schliesslich bemerke ich noch, dass in einer Spange eine Münze von König Heinrich von England ist, vermuthlich von Heinrich II., also 12. Jahrhundert. Die älteste Münze ist aus dem 10. Jahrhundert von Kaiser Otto dem Grossen (936 bis 973) und zwar um 962. Die jüngste gehört wohl dem genannten König Heinrich II. an.

„Spuren blauen Emails zeigen sich mehrfach. Der Topf, in dem das Ganze gelegen, war verdeckt mit einem Handmühlstein von rheinischer Lava, wie wir dieselbe hier zu Lande sehr viel finden, selbst als Deckel von Urnen; er hat die Form der kleinen bekannten Grapen gehabt, ist aber total zertrümmert, hatte aber die Form des Topfes des ersten Fundes. Bei beiden ist sonst nichts gefunden. Da aber bei beiden sogenannte Barren verschiedener Form vorkamen, so ist es meiner unmaassgeblichen Ansicht nach unzweifelhaft, dass wir es keineswegs mit einem Gräberfunde, sondern allein mit einem Begraben des Schatzes in gefahrvollen Zeiten zu thun haben. Denn diese sogenannten Barren sind nichts weiter als angefangene Arbeiten, d. h. die Grundlagen derselben, wie die Silberschmiede dieselben noch heute gebrauchen, wie einer der ersten und gebildetsten Silberschmiede Hannovers mir versicherte.

„Zu bemerken habe ich noch, dass die Töpfe nicht glasirt sind. Das Material ist fein geschlemmter, bräunlicher, bei einem schwärzlicher Thon, inwendig und auswendig gut geglättet."

Damit ist vorläufig genügende Aufklärung gewonnen. Keiner der beiden Funde enthält Hacksilber. Aber der zweite enthielt orientalische Münzen und unter den Schmucksachen wahrscheinlich manche, die unseren arabischen Silberschätzen verwandt sind. Eine genauere Beschreibung wäre sehr erwünscht. Wahr-

scheinlich handelt es sich hier um eine ähnliche Ausstrahlung dieses Handels, wie sie seiner Zeit Worsaae auf der Ostküste Englands nachgewiesen hat. —

Der weitere, nach der ersten Anzeige auf Metz bezogene Fund ist nach einer neueren Benachrichtigung des Hrn. Dannenberg in Diedenhofen in Lothringen gemacht. Derselbe soll 3 *kg* gewogen haben. Hr. Dannenberg hat leider nur wenige Münzen daraus gesehen, darunter einen noch unbekannten Denar mit der Umschrift Henricus. Freilich ist dabei gemeldet, dass „viel Bruch und Ausschuss gemengt" gewesen sei, aber eine genauere Angabe fehlt, und es bleibt zweifelhaft, ob wirkliches Hacksilber gemeint war. Jedenfalls ist bis dahin von orientalischen Sachen nichts erwähnt.

In Bezug auf die Hacksilberfunde muss daher auch jetzt noch die Elbe als Westgrenze festgehalten werden. Dagegen beweisen die beiden oldenburgischen Schatzfunde, dass orientalische Münzen und Schmucksachen mindestens bis zur Weser gelangten. Von Mainz wissen wir, wie ich schon früher erwähnte, durch das Zeugniss arabischer Reisender, dass dort im 11. Jahrhundert samanidische Dirrhems im Umlauf waren. Dies musste sehr auffallend erscheinen, so lange wir die orientalischen Münzen nur aus Hacksilberfunden kannten; jetzt ist durch die oldenburger Silberfunde der scheinbare Widerspruch gelöst. Die arabische Münze cirkulirte im deutschen Reiche als wirkliches Geld und man zerstückelte sie wenigstens nicht im gewöhnlichen Verkehr. Eine völlige Sperre des Handels an der Elbe oder ein durch arabische Händler selbst bis dahin betriebener Verkehr wird offenbar durch die Verbreitung der Hacksilberfunde nicht angezeigt. Aber die ungemein grosse Häufigkeit der orientalischen Schmucksachen und das Vorkommen ungemischter Depots von arabischer Münze in den Gebieten östlich von der Elbe lässt nur die Deutung zu, dass die slavischen Länder in jener Zeit der unaufhörlichen Kriege mit den Deutschen in viel höherem Maasse dem östlichen Handel erschlossen waren, als zu irgend einer anderen Periode der prähistorischen oder historischen Entwickelung.

(20) Hr. E. Friedel übersendet mit einem Schreiben vom 5. d. M. die Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hildesheim (6. und 7. September 1886), dessen Vorsitzender er ist, und lenkt in erster Linie die Aufmerksamkeit auf die von dem Vereine angenommenen

Resolutionen zum Schutz der nationalen Denkmäler.

Dieselben lauten:

I. Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine ersucht die deutsche Reichsregierung, bei den verbündeten deutschen Regierungen Schritte zu thun, um dem Zerstören monumentaler Denkmäler aller Zeiten übereinstimmend und planmässig entgegen zu treten. Sie empfiehlt, soweit es sich um Denkmäler in den Städten handelt, die vielfach vorhandenen partikularrechtlichen Vorschriften, wie sie namentlich in den deutschen Städteordnungen enthalten sind, einheitlich zusammen zu fassen. Sie empfiehlt ferner, soweit es sich um Denkmäler auf dem Lande handelt, wofern sie im öffentlichen Besitz (von Gemeinden, Domänen u. s. w.) sind, ähnliche Vorschriften, wie in den Städteordnungen, zu erlassen, und soweit es sich um Denkmäler auf dem Lande in Privatbesitz handelt, in besonderen, näher zu bestimmenden Fällen das Enteignungsverfahren zuzulassen.

II. Die Generalversammlung empfiehlt zur Unterstützung der Wirksamkeit der

in den einzelnen deutschen Staaten zum Schutz der nationalen Denkmäler erlassenen Gesetze, Polizeiverordnungen u. s. w. einen Vertrauensrath nach dem Vorbilde Oesterreichs zu organisiren, in welchen gebildete, Interesse habende Leute berufen werden, die über Funde, über Restaurationsarbeiten u. dergl. Nachricht, Auskunft und Rath ertheilen.

III. Die Generalversammlung ersucht die preussische Staatsregierung, ein Organ zu begründen, in welchem die sämmtlichen, den Schutz der nationalen Denkmäler betreffenden Angelegenheiten erörtert werden.

IV. Die Generalversammlung empfiehlt eine bessere Organisation der Provinzialmuseen und eine Verbindung derselben mit den Provinzialverwaltungen. —

Der Vorsitzende erinnert daran, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft bald nach ihrer Gründung Schritte bei den deutschen Bundesregierungen zum Schutz der prähistorischen Denkmäler gethan hat (Correspondenzblatt 1871 S. 53) und dass sie es nur mit Freuden begrüssen kann, wenn durch einen so angesehenen Verein, dessen Interessen freilich viel mehr auf historischem Gebiete wurzeln, die sehr schwierige Materie von Neuem und in grösserem Umfange in Anregung gebracht wird. —

Hr. Friedel hebt ferner unter den fachwissenschaftlichen Erörterungen des Vereins besonders hervor die Besprechung (S. 59) über den

Schalenstein an der St. Martins-Kirche zu Halberstadt.

Dieser Stein ist nach seiner Auffassung als ein Näpfchenstein aus frühromanischer Zeit aufzufassen. Derselbe enthalte 5 Näpfchen zur Aufnahme von Weihwasser, Weihöl und Weihsalbe, sowie eine Vertiefung zum Weihen von Waffenstücken, und zeugt für eine directe Uebernahme des Näpfchencultus aus dem Heiden-, bezw. Judenthum in das Christenthum, zumal wenn man die altromanischen Weihnäpfchen auf rohen Granitblöcken in freiem Felde damit vergleiche, welche in der katholischen Zeit Schwedens zu christlichen Cultusacten benutzt worden sind.

Auch die Aufhängung eines Donar-Hammers im Thurm des Halberstädter Doms (S. 57) möchte interessant erscheinen. —

Herr Virchow bemerkt, dass in der auch von Herrn Friedel erwähnten Schrift über die mittelalterlichen und vorchristlichen Alterthümer in den Gauen des vormaligen Bisthums Halberstadt von Augustin (herausgegeben 1872 von Hrn. A. Friederich), wo der Domplatz mit dem Leggen- oder Lügenstein abgebildet ist, welcher sich gleichfalls als ein Schalenstein erweist, der letztere als ein Denkmal aus der heidnischen Vorzeit angesprochen ist, der „sicherlich als Deckstein eines heidnischen Steingrabes oder als ein Opferstein zu betrachten sei". Indess habe Hr. Friedel mancherlei Gründe beigebracht, welche für ein jüngeres Alter solcher Steine sprechen, insbesondere das Auffinden von zahlreichen, ähnlich gestellten Näpfchen auf den Platten der Nebenaltäre in Halberstädter und Magdeburger Kirchen.

(21) Hr. Friedr. Kofler übersendet, d. d. Darmstadt, 28. December 1886, folgende Mittheilungen über

neue Theile des Limes romanus und Hinkelsteine in Hessen.

„Das vergangene Jahr war für meine Ausgrabungen ausserordentlich ergebnissreich, denn es wurden von mir 6 Kastelle unmittelbar am Limes und eines etwa 2000 *m* von demselben entfernt ausgegraben. Zwei dieser Kastelle erreichen bei-

nahe die Grösse der Saalburg. Der Limes ist nun in der Wetterau, wo sich keine Spur desselben mehr vorfinden sollte, vollständig von mir festgelegt, denn das einzige mir noch fehlende Kastell wurde an einer von mir genau bestimmten Stelle von einem Lehrer aufgefunden, ist aber noch nicht ausgegraben. Diese von keiner Seite geahuten Erfolge haben selbst Hrn. v. Cohausen mit mir ausgesöhnt, der mir die grosse Ehre anthun will, den Bericht über meine Forschungen als Anhang zu seinem Werke erscheinen zu lassen.

„Ich arbeite zur Zeit an einem grossen Verzeichnisse sämmtlicher Flurnamen Hessens. Diese Arbeit liefert Stoff zu einer Reihe kleinerer Arbeiten, von denen „Die Wüstungen in Hessen" mit genauer Ortsangabe bereits im März dem Druck übergeben wird. Eine andere Abhandlung: die Hinkelsteine in Hessen (vergl. den beigelegten Zeitungsausschnitt über den Kindstein, zu dem ich nur bemerke, dass derselbe von mir genau untersucht ward, und dass die Zeichen, Kohlen und Scherben, welche ich untergelegt fand, beweisen, dass er ein Grenzstein ist), wird in Kürze nachfolgen.

„Aber auch sonst war ich thätig. Die von Hadrian angelegte rechtsrheinische Strasse wurde von mir über Gernsheim hinaus bis etwa in die Nähe des Maines verfolgt; von der grossen Römerstätte bei Gernsheim die Verbindung mit den linksrheinischen römischen Strassen gefunden (es steht in der Uebergangsrichtung ein pfeilerartiger Mauerrest im Rhein); eine römische Strasse ward in der Richtung Dieburg-Niedernberg und Stockstadt a. M. gefunden. Ein Zeitungsausschnitt giebt Ihnen Nachricht von einer muthmaasslich römischen Brücke bei Bürgel. Eine römische Niederlassung ward bei Biblis, ein fränkisches Todtenfeld ebendaselbst, ein anderes bei Leeheim von mir gefunden, Hügelgräber wurden von mir bei Wallerstädten (mit hochinteressanten Funden), bei Bingenheim und Lindheim geöffnet. Die archäologische Karte für das Grossherzogthum wurde beendet und wird nun mit Staatsunterstützung gedruckt. Die 26 Blatt der Generalstabskarte, auf welche sie eingezeichnet, werden auf 2 Blatt übertragen, begleitet von etwa 10—12 Bogen Text. Dazu kommen noch Untersuchungen der verschiedensten Art.

„Bei einem Besuche der höchsten Theile des Vogelsbergs hörte ich von einem dort herrschenden merkwürdigen Gebrauche. Ich fand auf dem Kirchhofe zu Breungeshain, wo ich die Fundamente einer im 11. Jahrhundert erbauten Kirche aufdeckte, ein Kindergrab, das mit einem kleinen Betttuche überdeckt war, dessen 4 Enden mit Steinen beschwert waren, um es vor dem Wegfliegen zu sichern. Auf Befragen hörte ich, dass es das Grab eines todtgebornen Kindes sei, dass man die Gräber todtgeborner Kinder mit Betttüchern zu überdecken pflege, dass dies aber auch auf Gräbern von Frauen geschehe, welche im Wochenbett gestorben seien, und dass man die Laken liegen lasse, bis sie verfault seien. Etwas Näheres über diesen Gebrauch konnte ich nicht erfahren."

Der Zeitungsbericht über die Brücke bei Bürgel lautet:

Nach Bürgel, dessen Name wohl von Burg herzuleiten ist, führen von Dieburg, Seligenstadt und Hanau (linkes Mainufer) her verschiedene alte Wege, welche zum Theil auch alte Strassen genannt werden. Sie vereinigen sich südlich vom Orte in der Nähe des Hesselbusches (Haselbusches), zwischen der Theerfabrik und der sogenannten alten Hütte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Strassen hier nicht endigten, sondern sich jenseits des Maines fortsetzten. Auf dem rechten Mainufer bemerkt man anfangs keine Strasse, westlich von Fechenheim aber treten Reste einer solchen auf, die sich am Heiligenkreuz unweit Seckbach von der alten (römischen) Strasse Heddernheim-Bergen abzweigt und in südöstlicher Richtung durch Seckbacher und Fechenheimer Gemarkung führt. Verlängert man die Rich-

tung der letzten Strecke, so trifft man auf den Vereinigungspunkt der Strassen unweit der alten Hütte. Auf diesen Umstand gestützt, suchte vor einigen Tagen Hr. Kofler hier nach den Ueberresten einer Brücke und fand etwa 20—25 Schritt vom Ufer entfernt, mitten im Maine, zwischen Wirbeln und Stromschnellen einen auf starken Pfählen ruhenden grösseren Mauerrest, und hörte, dass sich auch in der Nähe des linken Ufers ein solcher befinden soll; beide liegen in der Richtung der obengenannten Strassen.

Im Volksmund geht die Sage, dass an jener Stelle, welche der Schiffer „eisern Mann" nennt und mit grösster Vorsicht befährt, einst eine Brücke gestanden habe. Ob dies überhaupt der Fall und ob solche römischen Ursprungs ist, müsste durch Baggerungen nachgewiesen werden; ebenso bedürfen die dahinführenden Strassen, obschon sie aus römischen Niederlassungen zu kommen scheinen, noch der näheren Untersuchung. —

Der zweite Bericht über den Kindstein zu Unter-Widdersheim enthält Folgendes:

In den mittleren Rheingegenden trifft man zuweilen mitten in den Feldern, in der Nähe alter Verkehrsstrassen, hohe und zum Theil auffällig gestaltete Steine, bei denen man sofort erkennt, dass sie keine natürliche Bildungen, sogenannte gewachsene Steine sind, sondern dass sie von Menschenhand aufgerichtet wurden. Man begegnet ihnen aber auch zuweilen in den Waldungen und in Gebirgen und sie sind hier um so auffälliger, da sie stets aus einer Gesteinsart bestehen, welche in der Umgegend nicht vorkommt, und daher mit grosser Mühe an ihren jetzigen Standort gebracht sein mussten. Das Volk nennt diese Steine Hinkelsteine, und es ist ungewiss, ob der Name eine Verketzerung des Wortes Hünen- oder Hüner-Stein ist, was einen aussergewöhnlich grossen Stein bedeuten würde, oder ob, wie dies bei Grenzsteinen oft der Fall ist, Eierschalen als niedergelegte Zeichen darunter vorgefunden wurden. Für das hohe Alter dieser Steine sprechen zweierlei Umstände: erstlich, dass man ihre einstige Bedeutung nicht mehr kennt, und zweitens, dass, wenn der Stein bereits seit vielen Menschenaltern gesprengt, zerschlagen und beseitigt ist, die angrenzenden Fluren noch heute ihren Namen nach demselben tragen. Vielfach hat die Sage diese Steine mit ihrem Dufte umwoben. Meist sind es Riesen, welche den Stein an seinen Standort gebracht oder ihn einem Feinde nachgeworfen haben. Häufig erzählen aber auch die Grossen den Kleinen, dass in oder unter dem Steine eine Henne oder Gluck bei ihren Küchlein sitze, und dass man, wenn man das Ohr daran halte, die Jungen piepsen höre. Horchen dann die Kinder, so wird ihnen das Köpfchen gegen den Stein gestossen mit den Worten: Siehst Du, die Gluck beisst, wenn man ihr zu nahe kommt. In unserem Lande waren diese Steine einst nichts Seltenes. Jetzt sind die meisten verschwunden, aber zahlreiche Fluren, namentlich in Starkenburg und Rheinhessen, tragen noch nach ihnen den Namen. E. Wörner gab im 25. Jahrgang des Corresp.-Blattes des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts-Vereine eine Verzeichniss von 17 derselben; die wirkliche Zahl ist aber bedeutend grösser gewesen. Mancher der geneigten Leser wird den Hinkelstein bei Alsbach gesehen und von dem langen Stein bei Ober-Saulheim gelesen haben, der bei einer Untersuchung umfiel und zwei Menschen erschlug; Niemand aber wird von dem Kindstein bei Unter-Widdersheim gehört haben, den wir vor einem Jahre im dortigen Walde fanden. Dieser Monolith sitzt etwa 3 Minuten vom Orte entfert im Walde, dicht an einem nach SO. führenden alten Wege. Seine Höhe beträgt 2,30 *m*, seine Breite ebensoviel, seine Dicke durchschnittlich 1 *m* und sein Umfang 5,60 *m*; nach oben hin verjüngt er sich zu einer stumpfen Spitze. Er besteht aus Phonolith, einer Gesteinsart, die

nicht in der Gemarkung von Unter-Widdersheim, sondern in einem 5—6 *km* entfernten Bruche bei Borsdorf vorkommt. Die Untersuchung zeigte, dass derselbe 70 *cm* tief im Boden sitzt und also eine Gesammthöhe von 3 *m* hat. Er ist ringsum mit Lungsteinen und Basaltbrocken verkeilt, und vor dem Einsinken in den Lehmboden schützt ihn ein starkes Unterlager aus denselben Steinen. Auch an ihn knüpfen sich zwei Sagen. Die eine berichtet: In der Nähe von Unter-Widdersheim standen zwei Raubburgen, die eine auf dem Kirchberg, die andere auf der Burg (einem zerstörten römischen Kastelle). Der Kirchberger Ritter war ein besonders starker, wilder Geselle, der die Gegend weit und breit in Angst und Schrecken versetzte. Vergebens war das Bemühen, ihn einzufangen, da er bei seinen Zügen die List gebrauchte, den Pferden die Eisen verkehrt aufschlagen zu lassen, und daher Niemand wissen konnte, ob er zu Hause oder auf einem Zuge war. Eines Tages erhielten jedoch die auf der Burg Wind von seiner Abwesenheit, stürmten den Kirchberg, plünderten die Burg und steckten sie in Brand. Der Ritter, welcher den Rauch sah, eilte heim, konnte aber die Zerstörer seiner Veste nicht mehr erreichen und warf ihnen den 200 Ctr. schweren Kindstein nach, doch ohne sie zu verletzen. — Die andere Sage erinnert an die Henne mit den Küchlein, die sich unter den meisten Hinkelsteinen befinden sollen. Unter dem Kindstein hausen die Kindlein, welche noch nicht das Licht der Welt erblickten, und führen dort ein solch vergnügtes Leben, dass man sie lachen und schreien hört, wenn man das Ohr an den Stein hält. Die Amme im Dorfe hat den Schlüssel zu diesem Steine und holt den Kindern, die brav und artig sind, ein Brüderchen oder Schwesterchen. In der Nähe von Unter-Widdersheim, z. B. bei Echzell, Bisses, Ulfa und im Langedörfer Walde, standen ähnliche, zum Theil grössere Steine, aber die riesenhaften Zeugen einer längst verschwundenen Zeit sind nun ebenfalls verschwunden, ohne dass sie uns ihre einstige Bestimmung verrathen hätten. Dass den Kindstein, der unseres Wissens der letzte Denkstein seiner Art in Oberhessen ist, nicht gleiches Schicksal treffe, dafür hat der energische Bürgermeister Schneider in Unter-Widdersheim bereits Sorge getragen.

(22) Der Vorsitzende theilt mit, dass Hr. P. Taubert, ein junger Botaniker, demnächst eine wissenschaftliche Reise in die Cyrenaica antreten wird, und dass derselbe versprochen hat, auch den Interessen unserer Gesellschaft seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Hr. P. Ascherson bemerkt, dass ein anderer Schüler von ihm, Hr. Dr. Hans Schinz aus Zürich, nach einem heute erhaltenen Briefe aus der Capstadt vom 18. December 1886, eine zweijährige Reise in Südwest-Afrika glücklich beendet habe und demnächst sich zur Bearbeitung seiner Sammlungen nach Berlin zu begeben gedenke. Er ist im Nordwesten bis zum Cunene, im Nordosten bis zum Ngami-See gelangt und hat neben der botanischen Erforschung des durchreisten Gebiets auch vorzugsweise den ethnologischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zugewendet.

(23) Hr. Franz Boas übersendet dem Vorsitzenden, d. d. Comox, Vancouver Island, 17. November 1886, nachstehenden Bericht über

die Vancouver-Stämme.

Ich habe mich hauptsächlich unter den Stämmen der Ostküste von Vancouver Island aufgehalten, anfänglich unter den Kuakiutl am Nordende, später unter den

Kauitschin am Südende und befinde mich jetzt auf dem Grenzgebiete beider Völker, wo ein interessanter Stamm wohnt, welcher sprachlich zu der Selischen Familie gehört, in Bezug auf seine Sitten aber wesentlich unter dem Einflusse der Kuakiutl steht. Es ist dieses das zweite Mal, dass ich einen solchen, über die sprachliche Grenze reichenden Einfluss beobachte. Die Wik'-äno von Rivers Inlet, Nachbarn der Bélχula (Bella-cula), sind den letzteren in Bezug auf Sitten und Sagen sehr ähnlich und weichen wesentlich von den übrigen Kuakiutl ab. Es ist dieses recht lehrreich für die Wanderung der Sitten und Sagen von einem Stamme zum anderen, welche hier in so ausgedehntem Maasse stattgefunden hat. Die Rabensage der Tlinkit und Haida verbreitet sich bis weit nach Süden, verliert aber an Bedeutung und Zusammenhang, und bei den südlichen Stämmen der Kuakiutl, den Comox und Kauitschin, tritt das Mink an seine Stelle. Alle Streiche, die im Norden von jenem erzählt werden, werden hier diesem nachgesagt. Die Vorstellung, dass alle Thiere einst Menschen gewesen seien, ist über die ganze Küste verbreitet, findet sich aber am ausführlichsten und zusammenhängendsten unter den Kauitschin und Kuakiutl. Hier steigt der Sohn der Gottheit zur Erde herab, durchwandert die ganze Erde und verwandelt alle Wesen in Thiere oder Steine, und schafft dann die neuen Menschen, welche vom Himmel zur Erde herabsteigen und die Vorfahren der Häuptlingsfamilien sind. Ich muss bemerken, dass nur die Tlinkit, Haida und Tsimpsian das Mutterrecht haben. Bei allen übrigen Stämmen gehören die Kinder der väterlichen Familie. Bei den Kauitschin erscheint sehr deutlich die Sonne als höchste Gottheit.

Die sprachliche Verschiedenheit der Stämme ist ganz verwirrend, doch müssen die Bélχula und Kauitschin zu den Selisch gezählt werden. Die Sprache der Kauitschin zerfällt in 9 Dialecte, welche von 38 Stämmen gesprochen werden. Ich rechne dabei die Comox-Sprache als einen dieser Dialecte, wiewohl die Stämme einander nicht verstehen können. Ueber die Comox finden sich vielfach so abenteuerliche Vorstellungen, dass ich mir erlaube, etwas näher auf ihre Wohnsitze einzugehen. Sie bestanden aus 8 Stämmen, von denen indess 3 ausgestorben sind. Ursprünglich besassen sie das ganze Gebiet vom Bute Inlet und die Johnstone Passage. Von hier wurden sie indess vor etwa 125 Jahren von den mächtigen Lēquiltoq, die zum Kuakiutl-Stamme gehören, verdrängt. So kommt es, dass heute 3 Stämme östlich vom Bute Inlet wohnen, während 2 hier auf Vancouver Island vereinigt sind. Ihr heutiges Gebiet gehörte damals den Puntlatsch, einem anderen Stamme der selischen Familie. Dieser war durch Kriege mit den West-Vancouverstämmen sehr zusammengeschmolzen, und beide Stämme vereinigten sich. Heute wird die Puntlatsch-Sprache nur noch von 2 Familien gesprochen, und ich versuche daher, möglichst viel von derselben zu lernen, da sie früheren Beobachtern ganz entgangen war. Sprachlich schliessen sich den Comox dann noch die Sischiā'atl auf der Sechelt-Halbinsel an.

Ich theilte vor einiger Zeit Hrn. Prof. Bastian mit, dass ich die mythologische Erklärung zu einer ganzen Reihe von Gegenständen aus der Jacobsen'schen Sammlung gefunden habe. Seitdem habe ich mancherlei zugelernt, wiewohl nicht so viel, wie ich wünschen möchte, da es ausserordentlich schwierig ist, zu den Objecten die Erklärung zu finden, wenn der Stamm und die Familie, von welcher sie kommen, nicht genau bekannt ist. Die Geheimnisse der Häuptlingstänze werden vor Uneingeweihten verborgen gehalten, so dass diese auch keine Auskunft darüber geben können. Ausserdem werden gewisse Dinge, z. B. die schönen, mit Hermelin verzierten Tanzhüte der Tsimpsian bis zu entfernten Stämmen verhandelt, die dann ihre Bedeutung nicht kennen.

Hier in Comox findet sich in meilenlanger Ausdehnung ein Muscheldamm längs der Meeresküste. An manchen Stellen zeigt er so regelmässige Formen, dass ich ihn kaum als Abfallsstätte betrachten mag, wofür die Indianer ihn ausgeben. Bei Nachgrabungen fand ich bislang nur 2 Schädel, welche in der gleichen Weise deformirt sind, wie es noch heute hier üblich ist.

Ich beabsichtige von hier aus nach Nanaimo und dann nach Howes Inlet zu gehen, um die dortigen Stämme kennen zu lernen.

(24) Hr. Virchow hat von Hrn. H. Schliemann ein von demselben ausgearbeitetes Memoire über die Zukunft der Insel Cuba vom Januar 1886 erhalten, in welchem derselbe unter Anderem einige Beiträge liefert zur

Bevölkerungsstatistik von Cuba.

Nach dem letzten Census betrug die Bevölkerung . .	1 521 684
im December 1867	1 359 238
1885 mehr	162 446

Darunter waren 850 520 Männer und 671 164 Weiber. Diese bestanden aus

	Männer	Weiber	zusammen
Spaniern und Creolen	571 766	430 195	1 001 961
Fremden	7 944	3 316	11 260
Chinesen	46 698	84	46 782
Farbigen	224 111	237 569	461 681

Die Chinesen sind nach Beendigung ihrer Contrakte grösstentheils in die Städte gezogen, wo sie Handelsgeschäfte u. dgl. betreiben. Auch die farbigen Weiber arbeiten wenig auf den Plantagen; entweder bleiben sie zu Hause oder ziehen gleichfalls in die Städte. Die Arbeit auf den Plantagen wird zum Theil durch amerikanische Maschinen, zum Theil durch weisse Arbeiter besorgt, welche selbst auf den Zuckerfeldern recht gut aushalten. Die Zahl der Sklaven beträgt noch 80 000, aber Hr. Schliemann meint, dass schon im Jahre 1888 keine mehr vorhanden sein werden, da es ihnen erlaubt ist, sich frei zu kaufen. —

Hr. Virchow: Die Bevölkerungsstatistik von Cuba ist leider eine so unzuverlässige, dass es bis jetzt unmöglich erscheint, irgend eine bestimmte Schlussfolgerung daraus zu ziehen. Während Hr. Schliemann für 1867 ein Total der Bevölkerung von 1 359 238 angiebt, findet sich bei den HHrn. Behm und Wagner (Petermann's Mittheil. Nr. 69 S. 81) für dasselbe Jahr die Zahl von 1 424 649. Legt man diese Zahl zu Grunde, so würde die Zunahme in 8 Jahren nur 97 035 betragen. Umgekehrt erscheint eine riesige Vermehrung der Zahl für das weibliche Geschlecht; dieselbe beträgt gegen 1867, wo nur 341 645 weisse Frauen angegeben wurden, 88 550, also nahezu eben so viel, als der ganze, überhaupt vorhandene Zuwachs. Hier sind wahrscheinlich sehr viele farbige Frauen als weisse gezählt worden, wie es schon Alex. v. Humboldt seiner Zeit angegeben hat. Man vergleiche damit die Angaben über die farbige Bevölkerung. Noch im Jahre 1879 wurden 287 827 freie Farbige und 171 087 Sklaven, zusammen 458 914 angegeben; nach der von Hrn. Schliemann für 1886 beigebrachten Zahl würde die ganze Vermehrung dieser Kategorie 2 767 betragen haben. Nimmt man dagegen die für 1867 angeführte Zahl von 593 318, so würde eine Abnahme der Farbigen um 131 637 Personen anzunehmen sein. Ob die alte Praxis, dieselben Personen bald in die Kategorie der Farbigen, bald in die der Creolen zu setzen, von den heutigen Statistikern Cubas verlassen ist, lässt sich leider aus den blossen Zahlen nicht ersehen.

(25) Hr. M. Wedding zu Gulbien bei Dt.-Eylau, Westpreussen, schickt dem Vorsitzenden unter dem 3. Januar folgende Mittheilung über den

Einfluss des Lichtes auf die Haut der Thiere.

Gestatten Sie, dass ich Ihnen, angeregt durch den Zeitungsbericht über einen von Ihnen vor einiger Zeit gehaltenen Vortrag, betreffend Acclimatisation der weissen Rasse in den Tropen, nachstehend eine Beobachtung mittheile, die ich über den Einfluss des Lichtes bei Thieren gemacht habe.

Wenn man Buchweizenstroh, ebenso Buchweizenspreu oder den zu Heu gemachten ganzen Buchweizen, an Wiederkäuer verfüttert, im speciellen Falle an Rindvieh und Schafe, so bekommen die Thiere zum Theil blasenförmige Auftreibungen der Haut, unter welcher sich eine klare gelbliche Flüssigkeit ansammelt. Eingehende Untersuchung, warum nicht alle Thiere von dieser im übrigen ungefährlichen Krankheit befallen wurden, führte mich zu der höchst merkwürdigen Entdeckung, dass 1) die dunkelpigmentirten Thiere von der Krankheit überhaupt verschont blieben;

2) dass, je heller ein Thier war, die Krankheit um so heftiger auftrat;

3) je mehr die Thiere nicht blos dem diffusen; sondern dem directen Sonnenlichte ausgesetzt wurden, desto heftiger die Krankheit war, dergestalt, dass

4) ganz ins Dunkle gebrachte Thiere ebenfalls nicht krank wurden (wenigstens nicht in 4 Tagen);

5) endlich zeigte eine weisse Kuh, die ich zur Hälfte (die rechte Seite) mit Theer schwarz gemacht hatte, auf den weissen Stellen die Krankheit, während die geschwärzte Haut gesund blieb, ebenso wie dies bei von Natur bunten (schwarz und weiss gescheckten) Thieren der Fall war.

Es beweist dies zur Evidenz die verschiedene Wirkung des Sonnenlichtes auf die verschieden pigmentirte Haut, und es liegt der Schluss nahe, dass gewisse Krankheitserscheinungen, von denen vorzugsweise der Weisse in den Tropen befallen wird, ebenfalls darin ihren Grund haben (neben vielen anderen Faktoren, als Lebensweise, u. s. w.), dass die Haut des Weissen nicht pigmentirt ist. Es wäre ja nicht unmöglich, dass das Sonnenlicht ausser den sichtbaren, bezw. in das Spektrum zerlegbaren, und ausser den unsichtbaren, nur chemisch wirkenden, sog. ultravioletten Strahlen, noch andere, unwahrnehmbare, ganz speciell auf den lebenden Organismus wirkende Strahlen enthielte, und es wäre ebenso möglich, dass die Pigmentirung der Haut bei den südlichen Rassen speciell die Wirkung hätte, eben jene letzteren Strahlen zu paralysiren, bezw. zu mildern.

Diese Theorie auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, müsste man folgenden Versuch machen: die Mannschaft eines in den Tropen stationirten Schiffes unserer Marine müsste in 2 Theile getheilt werden, die eine Hälfte bliebe, wie sie ist, die andere müsste künstlich pigmentirt, und zwar am ganzen Körper, und nun vom Schiffsarzte beobachtet werden, ob gewisse tropische Krankheitserscheinungen bei beiden Gruppen gleichmässig auftreten oder nicht.

Als ein ziemlich lange vorhaltendes Färbemittel würde sich Nussblätterabkochung empfehlen, jedenfalls giebt es aber noch eine Menge anderer einfacher, unschädlicher und festsitzender Färbestoffe. Man könnte versuchsweise ja auch direct Schwarz anwenden.

Während ich dies schreibe, kommt mir noch folgende Idee, die ich ebenfalls Ihnen mitzutheilen mir erlaube. Wenn einerseits festzustehen scheint, dass, je heller (in Haar, Haut, Augen) eine Menschenrasse ist, sie auch um so edler und geistig begabter, vielseitiger veranlagt und geeignet ist, die Welt und ihre

Probleme von höherem Standpunkte aus zu betrachten, zu universalisiren — so scheint andererseits festzustehen, dass, je heller sie wird, sie sich um so mehr von dem Urtypus des Menschen entfernt. Schon aus der einen Thatsache, dass, als der blonde Mensch in die Geschichte trat, er auf einem verschwindend kleinen Theile der Erde ansässig war (da, wo er im Grossen und Ganzen noch jetzt sitzt, wenn er nicht in neuester Zeit ausgewandert ist), folgt, dass der Mensch als Gattung nicht blond gewesen sein kann, dass vielmehr die Helligkeit des Menschen das Product langjähriger klimatisch-cultureller Einflüsse, er also gewissermaassen ein Kunstproduct ist. Auch darum mag der helle Mensch, in nicht zusagende Verhältnisse gebracht, schneller zu Grunde gehen, und bei Kreuzungen mit dunklen Rassen (Spaniern, Italienern u. s. w.) gewissermaassen in der ursprünglicheren Färbung wieder untertauchen.

Andererseits hat der helle Mensch ohne Zweifel in geistiger Beziehung, im Grossen und Ganzen, die dunkleren Rassen überflügelt. —

Hr. P. Ascherson bemerkt dazu, dass die zoopathologischen Thatsachen, auf die sich Hr. Wedding beziehe, ihm schon seit seiner Jugend bekannt seien. Von seinem verstorbenen Vater, Dr. F. M. Ascherson habe er als eine in Italien gemachte Beobachtung erwähnen hören, dass, bei Fütterung mit Buchweizenstroh, schwarze Thiere und weisse im Dunkeln gesund blieben, während letztere auf sonnigen Weiden unter Erscheinungen einer Vergiftung durch ein narkotisches Mittel erkrankten. Auch dass bei Hautkrankheiten weissbunter Thiere die weissen Hautstellen vorzugsweise erkranken, sei ihm aus derselben Quelle bekannt. Letztere Thatsache wurde ihm noch kürzlich von Hrn. Kreisthierarzt R. Ruthe in Swinemünde aus dessen eigener Erfahrung bestätigt. Derselbe beobachtete wiederholt idiopathisch, und als Symptome anderer schwerer Krankheiten, bei bunten Thieren Ausfallen der Haare, Abstossung der Oberhaut und selbst Absterben der Cutis an den weissen Stellen.

Durch die Güte der HHrn. Kreis-Thierarzt Ruthe-Swinemünde und Departements-Thierarzt Ollmann-Greifswald sei er auch in den Stand gesetzt, einen literarischen Nachweis für die erwähnten Thatsachen beizubringen. In Dammann, Gesundheitspflege der landwirthschaftlichen Haussäugethiere, Berlin, Parey. 1883, wird S. 411—414 die „Buchweizenkrankheit“ weisser und weissfleckiger Schafe und Schweine eingehend besprochen. „Schwarze Thiere bleiben immer verschont, und selbst die durch Staub und Schweiss schmutzig-dunkel gewordenen leiden minder erheblich als die rein weissen Stücke.“ Daselbst wird auch ältere Literatur, z. Th. schon aus dem vorigen Jahrhundert, nachgewiesen. —

Hr. Virchow bestätigt die Angaben des Vorredners und verweist namentlich auf die ausführlichen Erörterungen, welche Ch. Darwin (Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication. Deutsch von V. Carus. II. S. 302. 444) über die Correlation der Farbe mit constitutionellen Eigenthümlichkeiten gegeben hat. Darin sind auch schon die Erfahrungen über den Buchweizen erwähnt. Immerhin hat sich die Aufmerksamkeit bisher mehr dem Einflusse der Hautfarbe als solcher zugewandt, und wenn auch gelegentlich der Einfluss des Lichts und der Dunkelheit erwähnt wird, so ist doch weniger Werth darauf gelegt worden. Die Experimente des Hrn. Wedding verdienen jedenfalls weiter verfolgt zu werden. Wahrscheinlich ist ihre Erklärung nicht so einfach, wie er annimmt, da drei verschiedene ursächliche Momente (das Licht, der Pigmentmangel in Haut und Haar

und die giftige Substanz) concurriren, und wir vorläufig den besonderen Werth jedes dieser Momente nicht feststellen können.

(26) Hr. A. Treichel, Hoch-Paleschken, schickt unter dem 5. d. M. folgende Beiträge zur Kenntniss der

Satorformel.

I. In einem Aufsatze im Sammler 1886, Nr. 61 (Beil. z. Augsb. Abendztg.), betitelt „Die volksthümliche Blumenpflege in Schwaben", wird der Meerzwiebel, *Scilla maritima*, dort eine geheimnissvolle Kraft zugetraut und davon als absonderlich mystischer Unsinn folgendes Sympathiemittel gegen die gefürchtete „Schwoine" (Schwinde) bei Menschen und Vieh angeführt, wobei auch die Satorformel (also wiederum nicht bloss gegen Hundsbiss!) vorkommt: Man schreibt auf einen Papierstreifen folgende Charaktere: Sator † Arepo † Peret † Opera † Rotas †, wickelt in dieses Papier etwas Gummi, Asa foetida und ein wenig von Radix Scillae maritimae, näht dasselbe am besten in Hosenleder oder sonst in starkes Zeug und trägt es am Leib, bis es völlig geholfen hat.

Auffallend ist die abwechselnde Schreibart Peret statt Tenet, wobei das zur Noth gültige r, mehr als das gänzlich sinnstörende P, falschem Abschreiben zur Last fallen muss.

II. F. Nork, Mythol. S. 582: Auch Satar, der slavische Saturn, bekannter unter seinem anderen Namen Krodo (Kronos), nach welchem die Ortschaft Krottendorf bei Bärenstein in Sachsen und Krotoschin in Preussisch-Polen heissen, ist gut und böse zugleich. Als Princip der Fruchtbarkeit hält er in der Rechten ein Gefäss mit Blumen und steht auf einem Fische; das Zeitrad hält er in der Hand; aber er hat auch eine gehässige Nebenbedeutung gehabt, wie sich aus dem Worte „Crodendüvel", womit man in Sachsen etwas Abscheuliches bezeichnet, und aus dem, bald im Scherze, bald aber auch im Ernste genommene „Teufelskröte" vermuthen lassen. In der Kirche zu Simon und Juda zu Goslar fand sich ein dem Krodo geweihter Altar von Erz, oben mit marmorner Einfassung, der jetzt im dortigen Museum ist.

III. Eine andere Lösung der Satorformel. Hr. Dekan Dr. Kolberg in Christburg hat die räthselhafte Inschrift eines Petschaftes (vergl. Zeitschr. des historischen Vereins für Marienwerder, Heft. 20, S. 87 ff.) als eine gekürzte lateinische Inschrift (Anagramm) gedeutet, wie sie vielfach auf kirchlichen Monumenten, Altären, Geräthschaften in älterer und neuerer Zeit vorkomme. Die Kürzung der Worte werde öfters durch Punkte oder Zwischenräume angezeigt, und dann liest man das Anagramm leichter. Bei Majuskeln indessen werden die Buchstaben, welche Worte bedeuten, nicht selten zusammengeschrieben, und dann lese man schwerer. In kirchlichen Kalendarien finde man beide Arten von Verkürzungen vertreten, in deren Lesung also für die lateinische Sprache besonders Geistliche gewöhnt seien.

Bei dieser so uneigennützig dargebotenen Hülfe kam es mir in den Sinn, unter Vorlage des sämmtlichen, in den Sitzungsberichten unserer Gesellschaft vorhandenen Materials über die Satorformel den genannten Herrn um deren etwaige Lösung in dem angegebenen Sinne anzugehen, und so konnte derselbe nach näherer Betrachtung des Gegenstandes, auch hinsichtlich der Satorformel, nur erklären, es liege in derselben ein lateinisches, mit Abkürzungen geschriebenes Anagramm oder speciell Tetragramm vor, wie es sich auf der Tafel des Nürnberger Nationalmuseums (Vergl. diese Verh. 1883, S. 354) nennt. Den Schlüssel zu seiner Erklärung liefere eben

jene Tafel, sodann auch die Inschrift der Tolltafel von Jeseritz, von welcher im Sitz.-Ber. vom 17. Juli 1880 die Rede ist.

Die weiteren Auslassungen des Hrn. Dr. Kolberg setze ich in fast voller und unangetasteter Ausdehnung her, da sie eine wohl annehmbare anderweitige Lösung darbieten:

Bei der Nürnberger Tafel, die als runde Scheibe aus Messing geschildert wird, konnten zwei Muthmassungen Platz greifen, welche beide in das katholisch-kirchliche Gebiet hineinreichen. Man konnte sie erstlich als Patene auffassen, auch Discus genannt, wie sie bei der Mess- und Communionfeier dient. Dafür sprächen viele innere Gründe und namentlich die Beziehungen der innen eingravirten Worte, welche auf Messe und Communion hindeuten könnten. Auch würden die beiden in einer Richtung gehaltenen Pfeile offenbar anzeigen, wie die Scheibe angebracht, zu fassen und zu halten sei. Ebenso würde nicht stören, dass nach heutiger Vorschrift allerdings die Patene, wenn sie auch aus Messingguss sein darf, doch vergoldet sein muss, da ja bei ihr nach vielen Jahren, wie das heute nach 10—20jährigem Gebrauche des Geräthes geschieht, die Vergoldung durch Abnutzung verschwunden und nur die eigentliche Metallmasse übrig geblieben sein kann. Bei dieser Auffassung ist aber vorauszusetzen, dass die Scheibe noch einen leeren, mit Inschriften nicht versehenen Rand habe und im Ganzen etwa 16 *cm* im Durchmesser messe, um sie als Patena zu nehmen. Nun hat aber die Nürnberger Scheibe, wie aus den letzten, gütigen Mittheilungen des Germanischen Nationalmuseums zu erfahren gewesen, bei etwas über 1 *mm* Dicke nur einen Durchmesser von ungefähr 8 *cm*, sodass also die a. a. O. gegebene Zeichnung sich mit der wirklichen Grösse decken möchte. Deshalb ist jene Ansicht um so mehr fallen zu lassen, als die Patenen in früherer Zeit gewöhnlich aus edlerem Metalle, nehmlich aus vergoldetem Silber, zu bestehen pflegten.

Es ist viel eher die folgende Muthmaassung festzuhalten, dass die Scheibe eine sog. Pacem-Tafel sei, auch Pacificale, Instrumentum pacis, Osculatorium, Agnus Dei, Kusstafel genannt, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Eine bestimmte Grösse weder, noch eine gewisse Form ist für die Pacem-Tafel vorgeschrieben; es gab und giebt grosse und kleine, runde und eckige. Sie werden in alten Kirchen-Inventarien oft erwähnt; vergl. z. B. die ältesten Schatzverzeichnisse der Ermländischen Kirchen in der Erml. Ztschr. f. Gesch. 1886, S. 525: Pacificale parvum rotundum cum panniculo ex quo dependet.

2. Die zum gewöhnlichen Gebrauche bestimmten Pacem-Tafeln durften und dürfen aus Messing gefertigt sein. Vergl. die Cultgegenstände der Kirche Trier. Ebenda 1884, S. 104. Die Vorschriftsmässigkeit des Metalls bleibt also gar nicht zu bekritteln.

3. Die Pacificalien tragen sehr häufig Inschriften, Bilder, Embleme religiösen Inhaltes, namentlich auch mit Bezug auf das Messopfer, das Lamm Gottes, wie sie denn auch Agnus Dei heissen und, im Anschlusse an das Agnus-Dei- und Pacem-Gebet, während der feierlichen Messe vor der Communion zum Kusse an Clerus und an Laien herumgereicht werden, ein Symbol des altchristlichen Friedenskusses. Vergl. Erml. Ztschr. 1886, S. 550. Agnus Dei pro pacificali cum strophiolo appendente, d. h. das zum Pacificale dienende Agnus Dei mit dem daran hängenden Tüchlein (zum Abwischen und Reinigen desselben). Erwähnen will ich noch, dass das Agnus Dei auch in einem literarischen Erzeugnisse des österreichischen Dichters L. Frankl (Kaiserin und Bischof) vorkommt, wo Rudolf von Habsburg wortspielend den Bischof von Speier sagen lässt:

„Er soll ein Agnus küssen, was wohl viel frömmer ist,
Doch meine liebe Agnes, die lass' er ungeküsst!"

Die Inschriften nun auf der Nürnberger Messingscheibe eignen sich sämmtlich für eine Pacem-Tafel, so die dem Evangelium St. Johannis (I. 14.) entnommenen Worte: Verbum caro factum est et habitavit (hier allerdings vergravirt in haditavit) in nobis, die Namen der vier Evangelisten, die beim Kreuzestode Christi gesprochenen Worte Consummatum est (Joh. XIX. 30.), sowie auch die anderen Worte, welche noch später beleuchtet werden sollen. Ebenso die Buchstaben A G I A, welche, als agia gelesen, bei der Auffassung der Scheibe als Patene, anzeigen möchten, dass hier in der Mitte das „Heilige", die Hostie, ihren Platz haben sollte, welche aber, gemäss der später zu betrachtenden Abkürzungsweise, zumal sie oberhalb und unterhalb der Satorformel stehen, im Zusammenhange mit der Agnus-Dei-Tafel, als Abkürzungen der Worte Agnus jacet zu fassen wären. Sie gehören dann zu den Worten Consummatum est, und es ist zu übersetzen: „Es (scil. das Opfer) ist vollbracht, das Lamm liegt da."

Im äussersten Zirkel der Nürnberger Scheibe stehen die Worte: † DEO HONOREM † ET PATRIAE † LIBERATIONEM † MENTEM SANCTAM † SPONTANEAM, d. h. also: „Gott die Ehre, dem Vaterlande die Befreiung, Gesinnung heilig und frei." In diesen Worten ist offenbar die Widmung des Geschenkgebers ausgesprochen. Er wünscht dem Vaterlande und der heiligen Gesinnung, d. h. der Religion, Befreiung und Freiheit. Danach will es scheinen, dass die Pacem-Tafel, welche, nach Angabe des Nürnberger Museums, dem 17. Jahrhunderte angehört, aus Ungarn stammt, und gerade hier eignen sich diese lateinischen Worte auch für Laien, denen nicht minder jene Tafel zum Kusse gereicht wurde, um sie im Stillen und doch sprechend anzustacheln und wachzurufen. Zu jener Zeit seufzte Ungarn schwer unter türkischem Joche und kämpfte für die Befreiung des Vaterlandes und des Christenthums von der Herrschaft des Halbmondes. Es ist ferner zu bemerken, dass dort die Laien, namentlich früher, durchgängig der lateinischen Sprache für den Umgang mächtig waren.

Im zweiten Ringe vom Rande steht allein das Wort: TETRAGRAMMATON. Dasselbe bezieht sich offenbar auf die in der Mitte der Scheibe befindlichen vier Zeilen, welche, von den vier Seiten gelesen, immer dieselben Worte ergeben.

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S.

Ich rechne das Wort TETRAGRAMMATON, zumal es mit den Worten des nachfolgenden Ringes: „Verbum caro factum est" nicht in Beziehung gesetzt werden kann, zur Widmung, zu den im äussersten Ringe befindlichen Worten. Der Geschenkgeber widmet auch das Tetragramm, also die Satorformel.

Eine Betrachtung möge hier noch einschaltungsweise Platz finden:

Fragt man, was eigentlich das Wort Tetragramm bedeutet, so ist in dem grossen Universal-Lexikon von Zedler (1744) gesagt: „Tetragrammaton Nomen oder der vierbuchstabige Namen, sonst auch sanctum tetragrammaton, wird der hochheilige Name Gottes genannt, weil er fast in allen Sprachen und bei allen Völkern mit vier Buchstaben ausgesprochen und geschrieben wird, יהוה (gelesen Jehovah), θεός, deus u. s. w." Im Lexicon mediae et infimae latinitatis von Migne heisst es: „Tetragrammaton = Quatuor litteris constans. Sic apud Judaeos dicebatur Dei

nomen Jehovah, quod exprimere illis erat religioni.“ Das Wort lässt sich aber auch quadratisch als Tetragrammaton behandeln.

Ohne Rücksicht darauf, dass sämmtliche Worte der Tafel der lateinischen Sprache angehören und tief religiöse und bürgerliche, sehr ernste Ideen (wie die Befreiung des Vaterlandes) ausdrücken, ist das Tetragramm aus der keltischen Sprache erklärt worden, und soll dasselbe in dieser Sprache bedeuten: „Schmerzen gegen Brandwunde, Speerwunde von gewandtem Wurf“ (Sitz.-Ber. vom 19. Jan. 1884, S. 67 ff.). Ich halte diese Erklärung der Satorformel, wenigstens was ihr Vorkommen auf der Nürnberger Tafel betrifft, für unmöglich. Der Zweck der Tafel und der Inhalt der Inschriften scheinen mir alsdann vollständig der Annahme, dass in der Mitte eine ganz fremde, der keltischen Sprache angehörige Inschrift, die als Zauberformel gegen Wunden, namentlich gegen den Hundebiss, aufgefasst wird, angebracht wäre, zu widersprechen.

Der Verfasser der übrigen lateinischen Inschriften und derjenige, welcher das Geräth gewidmet hat, die wohl eine und dieselbe Person waren, haben offenbar den Sinn des Tetragramms verstanden, und werden also damit einen christlichen, ernsten und vernünftigen Gedanken verbunden haben, ebenso gut, wie mit den anderen Worten der Inschrift.

Das Tetragramm enthält meiner Ansicht nach einen allgemeinen, dem Inhalte nach sehr bekannten Sinnspruch in lateinischer Sprache, der für viele Gelegenheiten passt und als Mittel angesehen werden konnte, um die Widmung: „Gott die Ehre, dem Vaterlande Befreiung, Gesinnung heilig und frei!“ zu dokumentiren und in die That umzusetzen. Darum gerade widmete auch der Geschenkgeber das Tetragramm. Zu abergläubischen Zwecken passt für diesen Fall natürlich unser Sinnspruch nur äusserst schlecht. Er besagt kurz: „Bete und arbeite.“ Ich lese die Worte, wobei ich die Majuskeln des Spruches beibehalte und die anderen, weggefallenen Buchstaben klein schreibe, also:

SAT ORARE
POTENter ET OPERAre,
RatiO (oder auch ReligiO) TuA Sit.

Das heisst zu deutsch:

„Viel beten
Und kräftig arbeiten,
Das sei Deine Lebensweise (oder Religion)!“

Das Tetragramm kommt, wie aus dem Sitz.-Ber. vom 21. Juli 1883, S. 354 zu ersehen, schon im 16. Jahrhundert vor (bei Hieronymus Cardanus Mediolanensis Medicus, de rerum varietate. Lib. XVII. Basil. 1557), ja schon im 3. Jahrhundert, wenn es richtig ist, was wir augenblicklich zu controliren ausser Stande sind, dass bei Albertus Magnus diese Formel sich vorfindet: Satora robote netobe ratotta (Sitz.-Ber. vom 19. Januar 1884, S. 68). Denn diese Worte sind offenbar corrumpirt. Es will mir scheinen, dass die Formel eine alte Mönchsregel ist. Auf diesen Gedanken führt auch der Umstand, dass die Formel an anderer Stelle (Sitz.-Ber. v. 17. Juli 1880) Zusätze hat, die auf die Regel, d. h. die Mönchsregel, verweisen. Wir lesen die Formel an jener Stelle nehmlich auf die folgende Art:

REgula † Omnis:
† SAT ORARE.
POTENter ET OPERAre
RatiO (oder ReligiO) TuA Sit.
A † SAncta † (cruce)
Et A REgula Omnia (zu ergänzen: incipe).

Das heisst zu deutsch:

„Die ganze Regel ist:
Viel beten
Und kräftig arbeiten:
Das sei Deine Lebensweise (oder: Deine Religion, d. h. Dein Ordensleben).
Vom heiligen Kreuzzeichen
Und von der Klosterregel (beginne) Alles."

Vermuthlich ist die Formel eine uralte Mönchsregel der Benediktiner. Denn diese lagen, bis in die Karolingerzeit hinein, nicht blos dem Gottesdienste, dem Gebete, der Betrachtung, dem Bücherabschreiben und dergleichen Arbeiten ob, sondern verrichteten auch Feld- und Waldarbeiten; erst unter Kaiser Ludwig dem Frommen wurde zu Gunsten der Studien die Regel dahin abgeändert, dass für die Priester wenigstens letztere Arbeiten fortfielen. Im eigentlichsten Sinne galt daher bei den alten Benediktinern der kräftige Spruch: „Viel beten und kräftig arbeiten, sei Deine ganze Lebensweise (oder Religion, d. h. Dein Ordensleben.") Religio bedeutet im mittelalterlichen Latein viel öfter „Verband", d. h. Ordensverband, Klosterregel und Klosterleben, als Religion im heutigen Sinne des Wortes.

Aus den Klöstern, den Gelehrtenschulen des Mittelalters, ist der kräftige Spruch: „Bete und arbeite" in der heute sich absonderlich ausnehmenden Form in's Volk gedrungen. Die künstliche Form des Tetragramm verräth eben die Schule. Das Volk nahm in früherer Zeit dergleichen lateinische Sinnsprüche leicht genug in sich auf, da ein grosser Theil desselben Latein zu sprechen oder wenigstens viele Sätze herzusagen und zu verstehen vermochte, wenn auch das Gesprochene nicht klassisch klang, sondern vulgäres Latein war. Ich habe bei einer Kirche in Ostpreussen vor mehreren Jahren noch einen ganzen Haufen von alten, aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden Zetteln mit allerlei kleinen, lateinischen, frommen Sinnsprüchen vorgefunden, welche keine andere Aufgabe haben konnten, als unter das Volk vertheilt zu werden.

Hat sich nun der Aberglaube, woran nach den Mittheilungen in den Sitzungs-Berichten nicht zu zweifeln ist, schon, wer weiss, vor wie vielen Jahrhunderten, an den kräftigen Spruch: „Bete und arbeite" angehängt und letzteren zur Besprechung bei Tollwuth der Menschen und Thiere in manchen Gegenden angewandt, so kann darin nichts Eigenthümliches gefunden werden, sondern die Formel theilte damit nur das Schicksal anderer frommen Sprüche und heiliger Gegenstände, welche von unwissenden und abergläubischen Menschen manchmal ohne bösen Willen, öfters aber auch böswillig, gemissbraucht wurden.

Ich will schliesslich auch meine Vermuthung aussprechen, wie es gekommen sein mag, dass der kräftige Spruch, der für den Aberglauben passt, wie die Faust auf's Auge, zu abergläubischen Dingen benutzt worden ist. In missverständlicher Weise hat Jemand vielleicht die Formel so übersetzt: Viel beten, d. h. besprechen und kräftig operiren, das sei Dein Hülfsmittel oder Dein Glaube. „Operiren" und „Operation" sind ja auch medicinische Ausdrücke. Dazu kam dann das Alter und die absonderliche Form des Spruches. Ich schliesse hieran einen anderen absonderlichen Spruch, in welchem allerdings alle Worte ausgeschrieben sind, bei dem man aber auch erst gut zusehen muss, um ihn zu verstehen. Er ist in der Ermländischen Ztschr. f. Gesch., Bd. III, S. 294 mitgetheilt und lautet:

„Sor super scrip li poci
te norum tor bri atur
Mor malig cap li mori."

Es ist wahr, dass die katholischen geistlichen Bücher viel enthalten, was in

starken Abkürzungen geschrieben oder gedruckt ist, und lässt sich somit diese gegebene Deutungsweise sehr wohl hören und gleich gut annehmen. Nur in der Art und Weise, wie Hr. Dr. Kolberg glaubt, dass der Spruch in's Volk gedrungen sei, mag ich mich nicht mit ihm einverstanden erklären, da, wer aus dem Lateinischen so übersetzen könnte, als Kundiger der lateinischen Sprache, jedenfalls böswillig verfahren sein muss, was aber gar nicht nöthig erscheint.

Auch an Hergabe von anderen Beispielen, wie es durch ein solches Abkürzungs-Verfahren zu so wunderlichen Formen kommen mag, liess es Dr. Kolberg nicht fehlen, wenn er auch zugiebt, dass die Sache, welche nicht nach unserem heutigen Geschmacke sei, Schnörkelei athme, in welcher aber manche Zeiten gross gewesen sind. Zunächst indem er den angedeuteten Fall einer gleich räthselhaften Inschrift auf einem Petschafte im Auge hat, löst er die Frage, wie Jemand, der sich ein Petschaft mit dem Namenszuge INRI und dem Kreuzholze in der Mitte schneiden und in zwei, um jenes laufenden Ringen die schönen Worte aus dem Hymnus am Passionssonntage anbringen lassen will (**Arbor** decora **et fulgida Ornata regis purpura Electa digno stipite Tam Sancta membra tangere**), bei solcher Abkürzung in diesem Verse verfahren könne, da es doch unmöglich sei, alle diese Worte auf dem kleinen Raume eines Petschaftes anzubringen. Die gekürzte Inschrift (in Majuskeln) würde gleich verständnisslos lauten:

A R D E T F U
O R R E P U R
E L D I S T I
T A S M E T A.

Ein anderes Beispiel behandelt einen freigewählten Spruch, ein fast volles Anologon zur Satorformel:

P	A	T	O	S	Dazu wäre die Auflösung:
A	S	E	R	O	**Pater omnipotens,**
T	E	R	E	T	**A seculis remotis**
O	R	E	S	A	**Terra et omnes res**
S	O	T	A	P.	**A sapientia omniscia tua pendent.**

D. h.: „Allmächtiger Vater, von Ewigkeit hängen die Erde und alle Dinge von Deiner allwissenden Weisheit ab.“

Auf dieselbe Art und Weise des abgekürzten Verfahrens fiele es auch gar nicht zu schwer, aus irgend einem gegebenen Sinnspruche ein Tetragramm zu formen, wobei jedoch noch zu beachten, dass gerade die Vokalisirung und Gliederung der lateinischen Sprache ausserdem diesem gewohnten Verfahren Vorschub leistet. Durch die Glossen zu den Classikern und für die Vorträge der bedeutendsten Lehrer der alten Universitäten mag die Möglichkeit früh erkannt und auch geübt sein. Kirchliche Calendarien konnten somit leicht gleiche Verkürzungen bringen, wie zu Anfang bemerkt wurde. Auch mache ich darauf aufmerksam, dass noch stärkere Ver- oder Abkürzungen, wegen der grösseren Inscriptionsfülle auf beschränkterem Raume und wegen des schwerfälligen Materiales bedingt, sich leicht auch bei den Inschriften auf Kirchenglocken werden auffinden lassen. Etwaige Liebhaber davon verweise ich u. A. auf Dr. Zechlin: Inschriften an Kirchengeräth aus Schivelbein und Umgegend in Balt. Studien, 1883, Jahrg. 33, S. 230ff., und auf einen Artikel über Glocken-Inschriften im Ermländischen Pastoralblatte, 1881, S. 127ff. —

Hr. F. Liebermann macht folgende Mittheilung:

Die vielbesprochene Formel Sator arepo tenet opera rotas, in der quadratischen retrograden Form geschrieben, steht am Rande der Englischen Hand-

schrift Oxford Bodley Digby 53 um das Jahr 1200 neben lateinischen Gedichten von Mitte und Ende des XII. Jahrhunderts, die meist von dem Anglonormannen Serlo von Paris verfasst sind.

Dies theilt mit Paul Meyer in „Archives des missions scientifiques" 1868, p. 174, und verweist dabei auf einen Aufsatz in L'Intermédiaire III, 522, 1866, Sept. 10.

(27) Hr. Treichel schreibt über die

Verbreitung des Schulzenstabes und verwandter Geräthe und Zeichen.

1. Botschaft durch Feuerzeichen bei den Alten.

Ueber die durch Feuerzeichen verbreiteten Nachrichten der Alten schrieb ich schon im Sitz.-Ber. vom 17. Oct. 1885 (S. 396). Es mag in den ältesten Zeiten aller Nationen diese Art auch die älteste der Fernsprechkunst gewesen sein, durch angezündete Feuer gewisse Signale zu geben und Nachrichten mitzutheilen. Ich wünschte nur noch die Art und Weise anzugeben, wie Polybius a. a. O. sie anführt. Nach ihm bedienten sich die Alten verschiedener Instrumente, um Signale in die Ferne zu geben; diese Instrumente bestanden grösstentheils in verschiedenen Arten von Fackeln und wurden daher Pyrosiae genannt. Eleoxenus (nach Anderen Democritus) erfand zuerst eine mehr methodische Manier: er theilte nämlich das griechische Alphabet in 5 Columnen, liess zuerst 2 Fackeln emporhalten und bezeichnete dann durch die Zahl der Fackeln, die er zur linken Seite aufhob, die Columne und durch die zur rechten Seite aufgehobene Zahl der Fackeln den Buchstaben, welcher gelesen werden sollte. Derjenige, welcher das Signal mittheilte, hatte ein Instrument, welches man Dioptra nannte, und welches aus zwei Röhren bestand, von denen man durch die eine blos die linke, durch die andere hingegen blos die rechte Seite sehen konnte. Der ganze Apparat musste mit einer Mauer von 10 Fuss im Umfange und von der Höhe eines Menschen umgeben sein, damit die über dieselbe gehobenen Buchstaben sehr deutlich erschienen, die unterhalb befindlichen hingegen verborgen blieben. Dieses und anderer ähnlicher Mittel bediente man sich in älteren Zeiten; später kam aber Alles in Vergessenheit.

2. Botschaft durch Schwarz und Weiss.

Im Jahre 1663 kündigte der Marquis von Worcester in seiner Centurie von Erfindungen an, dass er ein Mittel entdeckt habe, mit welchem Jemand von einem Fenster aus, an welchem man das Weisse vom Schwarzen zu unterscheiden im Stande ist, ohne alles Geräusch mit einem Anderen eine vollkommene Unterredung halten könne, und zwar sowohl am Tage, als bei finsterer Nacht. Worin dies Mittel bestanden habe, giebt meine Quelle nicht an. (Ill. Sonnt. Bl. 1886 Nr. 12.)

3. Balkenverbindung als erster Keim der Telegraphie.

Im Jahre 1684 theilte der berühmte Dr. Hoope der Royal Society zu London einen Telegraphen mit, und gegen das Ende des Jahres 1793 trat endlich Chappe mit seinem Telegraphen auf, der dem Hoope's ähnlich ist, obwohl man Chappe für dessen Erfinder hält. Die erste Beschreibung dieses Telegraphen brachte ein Mitglied des Parlaments von Bordeaux von Paris nach Frankfurt a. M., wo dann 2 Modelle erbaut und durch Hrn. W. Playfair an den Herzog von York gesandt wurden, der dieselben bei der Admiralität einführte.

Der Telegraph von Chappe bestand aus einer Verbindung verschiedener Balken, die durch eine gewisse, ihnen zu ertheilende Bewegung in mannichfaltige Formen gestellt werden konnten, welche jede ein Wort oder eine Sache ausdrückten.

Befanden sich nun auf hohen, sich auszeichnenden Gegenständen in gewissen Entfernungen dergleichen Instrumente aufgerichtet, und theilte das eine dem anderen die zugekommenen Zeichen schnell mit, so war man dadurch im Stande, eine Nachricht über weite Räume in kurzer Zeit zu bringen.

4. Geschoss- und Kanonenkugel-Post.

Einem im „Archiv für Post und Telegraphie" enthaltenen Aufsatze über die Geschichte der Geschoss- und Kanonenkugel-Post entnehmen wir, dass die Kanonenpost am 21. April 1475 bei der Belagerung von Neuss durch Carl den Kühnen von Burgund zuerst zur Anwendung gekommen ist. Den Belagerten waren Ersatztruppen vom befreundeten Köln zu Hilfe geeilt; dieselben lagerten sich Neuss gegenüber auf den sogenannten „Steinen". Nach einigen, mit grossen Schwierigkeiten verknüpften, übrigens gelungenen Versuchen, mit den Neussern in Verbindung zu treten, entschlossen sich die Kölner, ihre Botschaften in die Stadt hineinzuschiessen; sie sandten aus ihren Feldschlangen 3 Kugeln, die in ihrem Innern Briefe enthielten, ab; zwei von ihnen, die in den Rhein fielen, wurden von den Belagerten aufgefischt, die nun auch ihrerseits versuchten, ihre Botschaft auf diese Weise den Verbündeten zuzusenden, was aber erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang. Zuletzt bildete sich eine reguläre Feldpost mit optischer Telegraphie aus: Wenn auf dem Schannert eine Feuerpfanne brannte, so war das ein Zeichen für die Neusser, dass die Kölner Briefe schiessen wollten, und wenn umgekehrt die Neusser einen Wimpel ansteckten, so wussten die Kölner, dass sie an demselben Tage noch eine Kugelpost aus Neuss zu erwarten hatten. Im Stadtarchiv zu Köln befindet sich noch das Original des ersten, aus Neuss nach den Steinen glücklich herausgeschossenen Briefes.

In späteren Kriegen des Mittelalters wurde die Kanonenkugelpost vielfach benutzt und ausgebildet. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes, Postrath Dr. Blumberger in Köln, macht mit Recht darauf aufmerksam, dass schon 2½ Jahrtausende früher die Einnahme Troja's durch Signalfeuer in einer einzigen Nacht von Kleinasien nach Griechenland gemeldet werden konnte. Die in Betrieb gesetzten Kugelposten bewiesen also nur, dass die Erinnerung an jene Feuersprache im Dunkel des Mittelalters gänzlich verloren gegangen, und die Fernsprechkunst, die schnelle Schwester der Post, auf ihre frühesten Uranfänge zurückgegangen war.

5. Hornsignale innerhalb der Landhagen der Hunnen.

Waren nach Cäsar (de b. Gall. II. 17), Tacitus (Hist. II. 19, IV. 37) und Ammianus Marcellinus (VIII. 2) bei den Deutschen seit Alters her schon Landeshagen durch umgebogene Bäume als gebräuchlich erwähnt, so berichtet der Mönch von St. Gallen (de rebus Caroli M. II. bei Ducange unter Haja) doch über die noch stärkeren Hagen aus Baumstämmen und Erdverschanzungen bei den Hunnen (im Jahre 791), deren Land so mit 9 Kreisen umgeben war, dazwischen lagen Flecken und Dörfer so, dass von einem zum anderen eines Mannes Ruf gehört werden konnte; die Entfernung vom 2. bis zum 3. Kreise betrug 10 deutsche Meilen, ebenso bis zum 9., darin waren die Besitzungen und Wohnungen so eingerichtet, dass die verschiedenen Hornsignale zwischen den einzelnen vernommen werden konnten.

6. Russland.

Wie Schiller uns die Verbreitung von Nachrichten durch Feuerzeichen in seinem Wilhelm Tell für die Schweiz schildert, so ist doch wohl auf Grund seiner

Vorstudien aus dem Bruchstück und Nachlass Demetrius fast zu entnehmen (2. Aufzug, 3. Scene), dass die Feuerglocke gezogen wird, wenn Alle zu Rathe kommen sollen.

7. Norwegen.

Das Horn diente als Ladungsmittel nach altnorwegischem Stadtrechte in den Städten. Demgemäss wird schon im älteren Drontheimer Landrechte ausgesprochen, dass Niemand friedlos werden könne, es habe ihn denn zuvor ein Mann zum Þing (nach Landrecht) oder das Horn zum Mót (nach Stadtrecht) geladen. So nach freundlicher Mittheiluug von Hrn. Prof. Dr. K. von Maurer in München. Es begegnen sich aber so allerwärts die Belege aus Nord und Süd, und so wenig am Ende die einzelne Notiz für sich allein bedeutet, so bedeutsam wird deren gehäuftes Auftreten.

8. Wache Honil! in der Lausitz.

Honidlo (vom wendischen honzu, ich halte ab) war in der Lausitz, Meissen, Thüringen u. s. w. ein göttlicher Nachtwächter. In der Gegend von Merseburg wurde er in Gestalt eines Stabes angebetet, an dessen oberstem Ende eine Hand befestigt war, die einen eisernen Ring hielt. Diesen Stab trug der Hirte von Haus zu Haus und rief an jeder Thüre aus: Wache Honil! (F. Nork Mythol. der Volkssagen, S. 584.) Beschriebener Stab und sein Umgang scheinen auf ähnliche Momente hinzudeuten, wie sie beim Schulzenstabe obwalten, ohne jedoch ein klares Bild abzugeben.

9. Polnische Signale bei Tannenberg, 15. Juli 1410.

Nach A. Horn: Tannenberg (in Altpr. M.-Schr. N. F. Bd. XXII. S. 645) hatte der polnische Kriegsrath bestimmt, dass auf seinen Linien Niemand blasen dürfe, ausser dem einzigen königlichen Hornisten, während die Schlachtmusik durch Geschrei und Gesang gebildet wurde, und zwar bedeutete das erste Signal „Aufstehen", das zweite „Satteln", das dritte „Ausmarschiren". Wenn man sich über die Bedeutung dieser Töne in dieser Weise verständigte, so folgt daraus, dass man damals noch nicht besondere Signale hatte, sondern alle gleich gewesen sein müssen, sowie, dass Bläser oder Trommler nicht vorhanden waren.

10. Allarmzeichen bei Bernsteingewinnung in Ostpreussen.

Die vorzüglichste Art der Bernsteingewinnung war seit alten Zeiten nur auf das Ablesen des Strandes nach heftigen Stürmen beschränkt. Die Ausbeute war im Ganzen hierbei sehr gering. Denn ein grosser Theil des mit Seetang umwickelten und umstrickten Harzes, und namentlich die grösseren Stücke, fallen bald nach dem Abstillen des Wetters auf den Meeresgrund, werden hier schnell mit Sand bedeckt und dem Auge des Suchenden entzogen. Es kommt daher bei der Gewinnung des Bernsteins darauf an, den richtigen Moment abzupassen, in welchem das „Kraut" noch „beladen" und nicht zu weit vom Ufer entfernt ist. Zu diesem Zwecke stehen bei günstigem Winde Stunden lang Posten an den Seebergen, um das Anrücken des Bernsteinkrautes zu beobachten und durch ein Zeichen im günstigen Augenblick fast das ganze Dorf in Allarm zu bringen. Die Männer eilen dann mit langgestielten Käschern in die See hinein und schleppen in diesen die Tangmassen ans Ufer, woselbst von Frauen und Kindern das kostbare Harz ausgelesen wird. Um die auf den Meeresgrund gefallenen Stücke zu erlangen, warten die Bernsteinfischer die wiederkehrende Meeresstille ab und beginnen dann das „Bernsteinstechen". Aus Booten, weit vorgeneigt, durchspähen sie die grünliche Fluth und mit langen Spiessen und mächtigen, gekrümmten, zweizinkigen Gabeln lockern die Einen den beschwerlichen Stein und Sand, wäh-

rend die Anderen mit gleich langen Käschernetzen das Bernsteinkraut auffangen und emporziehen.

11. Die Blase in der Stadt Rastenburg in Ostpreussen.

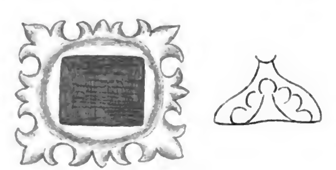
Nach verbesserter Willkühr der Hüter der Stadt Rastenburg von 1636 (Altpr. M.-Schr. Bd. XXII. S. 579 ff.) heisst es in § 7: „Der Aeltermann soll demjenigen, so zum erstenmal die Zeche (das Hüten der Pferde) zu hüten schuldig, dieselbe durch den jüngsten mit Zuschickung der Blase (des Hirtenhorns) anmelden lassen. Wenn nun derselbe seine Nacht gehütet, soll er dem Aeltermann die Blase wiedergeben, der ihm dann andeuten wird, wem er die Wache weiter ansagen soll. Der hierwider handelt, büsset 10 Gr.“ Im 18. Jahrhundert aber hüteten die Bürger nicht mehr selbst die Pferde; dieses besorgte ein von der Stadt angestellter Pferdehirt, welcher der Zechner hiess. Die Ansage der Hütung scheint nur beim ersten Male durch Zuschickung der Blase geschehen zu sein. Späterhin, wie die folgenden Paragraphen erweisen, handelt es sich jedoch nur um persönliche Weiterankündigung.

Ebenda heisst es im Cap. XXIV. Dist. 2. in ähnlichem Sinne: Im gleichen Fall soll ein jeder Bürger und Einwohner in und vor der Stadt seinen Grundzins jährlich, wenn man die Rathsglocke läuten und ihm ansagen wird, aufs Rathhaus bringen. Welcher säumig befunden, der soll ausgepfändet werden und 30 Pf. Strafe erlegen. Dist. 3: welcher Bürger und Einwohner in und vor der Stadt sein Hirtenlohn und Wächtergeld alle Quartal, wann es ihm angesaget und die Rathsglocke geläutet wird, nicht unsäumlich bringen würde, der verbüsset 30 Pf.

12. Schulzenzeichen aus Ostpreussen.

Nach gütiger Mittheilung von Frl. E. Lemke wird in Alt-Dollstädt an der





Sorge, etwa $1^1/_2$ Meilen nördlich von Christburg in Westpreussen gelegen, als Schulzenzeichen das Stück in beifolgender lebensgrosser Zeichnung gebraucht, von welchem sie der Meinung ist, dass es der Griff irgend einer älteren Waffe sei. Die Masse besteht aus Messing oder Bronze; das Nebenstück ist der Umriss des oberen Knaufs.

13. Sturmglocke für Deserteure.

Die Dorfpapiere von Gruppe, Kr. Schwetz, enthalten (nach H. Märcker, Gesch. d. Schwetzer Kr. in Ztschr. d. Westpr. Gesch.-Ver., H. XVII, S. 73) folgendes Edikt vom 8. Januar 1788, betreffs Anhaltung und Verfolgung der Deserteure: Kein Soldat passirt ohne Pass. Entläuft ein Soldat, so wird die Sturmglocke $^1/_4$ Stunde lang von Ort zu Ort mit Anschlagen des Klöpfels auf einer Seite geläutet, Pässe besetzt, Pferde für Nachsetzende à 12 Gr. pro Meile bereit gehalten, und wenn Deserteure

eingefangen, dies durch Tücher von den Kirchthürmen angezeigt. Abliefern gegen 6—12 Thlr. Prämie. Wer hierbei Beihülfe verweigert und unterlässt, 15 Spezies Dukaten oder 1 Monat Festungsarbeit Strafe. Vorsatz bedingt harte Freiheitsstrafe.

14. Westpreussen.

a) Nach J. Preuschoff: Volksthümliches aus dem grossen Marienburger Werder (Schr. d. Naturf. Ges. in Danzig, N. F., Bd. VI. H. 1, 1884, S. 182) ist das Verhältniss der Hofbesitzer eines Dorfes unter einander ein sehr freundschaftliches, da man sich „Nachbar" nennt (früher war auch die Bezeichnung „Mitnachbar" Mode), und der Ortsschulze die „Herren Nachbarn" zusammenruft, was doch wieder ein Rufmittel voraussetzt.

b) Uebrigens sei bemerkt, dass der Conservator des städtischen Museums zu Graudenz in einem „Eingesandt" des dortigen Geselligen vom November 1886 bei den Gemeinde-Vorständen dortiger Kreise um Mittheilung oder Ansichtsendung von sog. Schulzenstöcken ersucht.

15. Pommern.

a) Im Dorfe Ritzig, Kr. Schivelbein, existirt noch die alte Sitte des Bekanntmachens mit dem Knüppel oder Schulzenstock; jeder Bauer hat die Verpflichtung, den Stock zum Nachbar zu schicken. (Dr. Zechlin Die Kreise Schivelbein und Dramburg in Balt. Stud., Jahrg. 36, S. 99.)

b) Flagge zu Hiddensoe. Fast die sämmtlichen Männer von Hiddensoe, einer Insel bei Rügen, sind Fischer. Sie fischen in Gesellschaften von einigen zwanzig und halten auf dem Lande Berathungen ab in Angelegenheiten ihres Hauptgewerbes. Eine Flagge, an einem Maste aufgezogen, zeigt jedesmal das Haus an, in dem die Berathung stattfindet. Ich sah im Dorfe Neuendorf eine solche Rathsversammlung, wie sie eben auseinander ging: die Männer ernst und würdevoll, und jeder in der Hand einen Theerquast, der wohl als Zeichen der Würde galt. (Joh. Trojan Kleine Bilder. Minden i. W., 1886.)

16. Mark Brandenburg.

Dass auch noch jetzt in der Mark der Schulzenstock bekannt ist, beweist, was mir Herr Prof. G. Fouré in Berlin aus Müggelheim im Kreise Teltow erzählte. Dort wird vom Gemeinde-Vorsteher eine Keule nebst dem Zettel umhergeschickt und nach dreimaligem Anklopfen, wenn Niemand da oder der Einwohner etwa verfeindet ist. auf der Schwelle (quà Tisch) des Hauses hingelegt.

17. Aus Nordböhmen.

Im eigentlichen Riesengebirge böhmischen Antheiles, also in den Ortschaften um Schatzlar (Gewährsmann Wenzel Patzak, Lehrer), Marschendorf, Gross- und Klein-Aupa (Gewährsmann Carl Scholz, Steueramts-Adjunct), Schwarzenthal (Gewährsmann Wenzel Fink, Lehrer), Hohenelbe (Gewährsmann Joseph Schier, Lehramtszögling) wurde das „Gebote", welcher Ausdruck heute noch bei allen Landbewohnern hier für Aufforderung zum Steuerzahlen und für dieses selbst allgemein im Gebrauche ist, bis zum Aufhören der Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Jahre 1848 in der Weise gehandhabt, dass der Büttel (Amtsdiener), mit einem gewöhnlichen, starken Gehstocke versehen, von Haus zu Haus, von Baude zu Baude (bekanntlich die Sennhütten des Riesengebirges, meist auch als Touristenlogis eingerichtet) ging, mit demselben an eines der Fenster der betreffenden Wohnung klopfte und dabei sagte: „Suntch (= Sonntag), Mountich (= Montag) u. s. w. Gschöss (= Steuern) zâhla!"

In der Braunauer Gegend, um Labney (Gewährsmann Cölestin Hofmann, Lehramts-Candidat), wurde das Gebot in der Weise bewerkstelligt, dass der „Richter"

einen Stock aus hartem Holze in der Grösse eines starken Gehstockes in das ihm zunächst liegende Haus sandte. Einer der Bewohner desselben trug ihn in die nächste Wohnung u. s. w., bis der „Gebotestock“ wieder bei dem Richter anlangte.

In Nordwestböhmen wieder, um Odritsch bei Buchau (Gewährsmann Carl Papsch, Lehramtszögling), war der Gebotestock von grösserem Umfange, mit einer Art Behältniss, mit einem Schieber verschliessbar, versehen, in welcher der „Gebotezettel“ lag, den der Büttel in jedem Hause seines Sprengels präsentirte.

Gegenwärtig geschieht die mündliche oder schriftliche Aufforderung zum Steuerentrichten in allen Gegenden des böhmischen Riesengebirges durch den Gemeindediener, und nur die Ausdrücke „Gebote“, „Gebotebrief“, „Gebotegibn“, „Gebotezähla“ erinnern noch an die frühere Art der Geschossleistungen. (Berichterstatter: Hr. Fortbildungsschullehrer Johannes Böhm, Trautenau.)

18. Aus Nordmähren.

Bezüglich des „Gebot“ habe ich bei älteren Leuten Nachfrage gehalten. Man versteht auch hier darunter die Einhebung der Steuer und der Landes- und Gemeindeumlagen. Verständigt werden aber die Zahlungspflichtigen nicht weiter, da die Einhebung immer am ersten Sonntage oder Feiertage im Monate geschieht und auch früher so geschehen sein soll. Zur Zeit der Erbrichterei (der Besitzer des Erbgerichts war Richter im Dorfe) wurden bei Abhaltung von Geboten auch Strafen verhängt wegen Diebstahls, Betrügereien, Raufereien u. s. w. Männer wurden krumm geschlossen, erhielten Prügelstrafe; Frauen bekamen die „Fidel“, ein Holzbrett mit Löchern, in welche der Hals und die Hände gesteckt wurden. (Mitgetheilt vom Lehrer Victor Haage in Wüstseibersdorf, in Nordmähren; Wüstseibersdorf liegt ungefähr 1 Meile südsüdöstlich von Altstadt, also in der Gegend des Altvaters und des (glatzer) Grossen Schneeberges.)

19. Aus Schlesien.

a) Einladung zu einem „Gebote“, entnommen der „Bise-Weiber-Lade“ aus P. Wendelin's „Humoristische Pilln kägn ollerhand Muckn und Grilln“. Oberglogau 1867.

Ma verzählt sich a su halt:

's Krummbholz ging rim und's Gerichte [1]) vom Orte liess ôusôn [2]) mit Bôtn, Ornanzen benîmt [3]), es solln sich de Wérthe [4]) am Môntich [5]) der kommenden Fôsnich [6]) Obends im Sekse eim Kratschem hibsch eistelln, doch ja nich allêne, sondern de Weibr ôch mit; die tärrschten [7]) nich fahln zur Stelle. 's thäte sihr Noth, doss a Weibern de Pflichtn kägn de Monne [8]) nôchdricklich vir [9]) wiedr wördn gerickt [9]), weil's lange schúnd [10]) har wär! [11])

In den alten, einfachen Zeiten wurde eine Gemeindeversammlung dadurch angesagt, dass eine Ordonnanz dem einen Hause den Zweck derselben bekannt machte und ein Holz übergab, das dieses mit der gleichen Botschaft an sein Nachbarhaus gelangen liess. So kam die Anmeldung um's ganze Dorf. Jetzt hat man dafür Tagewächter, die mühsam Haus für Haus laufen müssen.

Die sehr gute, vielleicht etwas zu drastische Schilderung (auch mundartlich) eines „Gebote“ findet sich in den Schles. Provinzial-Blättern, Jahrg. 1868, S. 404 ff.: „Das Gebote“ von Ernst Langer.

b) Der alte Gebotsknüppel in Borkowitz, Kr. Falckenberg in Schlesien, war eine uralte Wachholderwurzel; bei a waren die Arme kaum um die Breite eines

---

1) Das Gericht, der Gerichtsscholze. 2) Ansagen. 3) benannt, genannt. 4) Wirthe. 5) Montag. 6) Fastnacht. 7) dürften. 8) gegen die Männer. 9) vorgerückt, vorgehalten. 10) schon. 11) nehmlich, dass die letzten Vorhaltungen geschehen.

Centimeters von einander entfernt, und das Ganze lag in einer Ebene, abgesehen von den beiden Enden c und d, welche in entgegengesetzter Richtung divergirten. Herr Oberlehrer Dr. Schmidt, z. Z. in Lauenburg i. Pom., welcher mir freundlichst darüber berichtete, hat in seiner Jugend denselben wohl hundert Male weiter getragen; das musste aber immer sehr eilig gehen, oft genug in schnellstem Trabe auf's Feld zum Vater, und dann zurück. Der Gebotszettel war stets mit rohem Zwirne angebunden.

In den Kreisen Brieg und Neisse gab es (nach dem Berichte von Herrn Dr. Schmidt) einfache Knüppel. Zur Zeit seines Grossvaters, der zugleich Erbscholze oder auch Erbrichter genannt wurde, namentlich in den genannten Kreisen, sowie in denen von Leobschütz und Glatz, hatte dieser einen mächtig dicken Rohrstock mit sehr gewichtigem Silberknopfe. Weil der Stock nur wenig kürzer, wie der Mann selbst, war, häufig dieserhalb angeärgert, pflegte er stets zu sagen: Du, Rindschel (Rindviehchel), bist's gar nicht werth, dass ich Dich mit dem Stabe haue, obschon Du es wohl verdient! Der Stab wurde oft genug in's Gebot in den Kretscham mitgenommen und diente dort als Sceptrum; wie mit einem Heroldsstabe stiess der Scholze damit auf den Boden und gebot Ruhe für's Gebot. Stets wurde der Stock geschwungen vom Scholzen oder vom stellvertretenden Gerichtsmanne, wenn er die jungen Leute zur Musterung (Canton) oder die Ausgehobenen zur Kreisstadt führte; dann dünkte er sich besonders wichtig und waltete seines Amtes mit grosser Strenge. Niemals durften sich die Ausgehobenen beim Canton betrinken oder mit einander alte Unthatsschulden abrechnen, wie's häufig genug geschieht; dieser Cantontag war kein Sauftag, und hatte vielmehr etwas Ernst-Feierliches.

c) In Zadel, Kr. Frankenstein, führt das Gebotzeichen den Namen Krummholz. Die Bekanntmachungen werden auf einen Zettel in der Grösse eines Quartblattes geschrieben; dieser wird auf eine geschälte Baumwurzel geheftet und von Nachbar zu Nachbar weiter befördert. In manchen Orten vertritt ein Brettchen die Stelle der Wurzel. In vielen Orten der Odergegend hat der Wächter, Gemeindebote oder Flurschütz die Bekanntmachungen in den einzelnen Häusern zu verkündigen. (Gewährsmann: Lehrer Ruppert in Breslau.)

d) In Mittel-Conradswaldau, Kr. Landeshut i. Schl., geht der Gemeindebote mit dem Steuerzettel (Quartblatt) von Haus zu Haus und sammelt bei dieser Gelegenheit die Steuerquittungsbücher ein, welche er dem Steuererheber zustellt. Dieser quittirt in seiner Wohnung sämmtliche Bücher, und begiebt sich Sonntags mit denselben in den Kretscham, wo er sie an diejenigen austheilt, welche die Steuer erlegen. Er braucht auf diese Weise nicht erst im Kretscham zu quittiren, was bei der grossen Gemeinde eine wesentliche Zeitersparniss und für die Gemeindemitglieder eine Erleichterung ist. Das Einsammeln der Bücher geschieht erst seit etwa 8 Jahren. (Gewährsmann: Lehrer Gottwald in Breslau.)

e) Aus Zobten am Berge. In den meisten Dörfern am Zobtenberge geschieht das Gebotsagen noch jetzt durch Herumgeben des Gebotzeichens; nur in den grösseren Ortschaften, wie in Rogau (= Rosenau), Bankau, Wernersdorf, Naselwitz, Jordansmühl u. s. w., werden die Bekanntmachungen der Ortsbehörde durch den Gemeindeboten besorgt. Das Gebotzeichen besteht entweder a) aus einem Krummholz (Krumphulze), so in Klein-Bielau, Ströbel, Stein, Prschiedrowitz, Schwentnig, Gross-Sägewitz u. s. w., b) aus einem Stabe, wie in Mörschelwitz, Floriansdorf u. s. w., oder endlich c) aus einem Eisen, und zwar in Marxdorf aus einem Hufeisen, in Kratzkau aus einem halbkreisförmigen Eisen mit Ringen an den Enden.

Die Krummhölzer sind entweder sonderbar geformte Baumwurzeln oder Aeste,

oder es wird, wie in Kaltenhaus, behufs Herstellung eines Krummholzes ein Eichenzweig ringförmig umgebogen und so lange wachsen gelassen, bis das äussere Ende mit dem stärkeren Theile fest verbunden und genügend stark geworden ist.

Das Gebotzeichen wird vom Gemeindevorsteher (Schulzen), entweder das eine Mal rechts, das nächste Mal links, um das Dorf geschickt, oder es geschieht diese Abwechselung erst nach Ablauf eines Jahres. (Mitgetheilt vom Vorschussvereins-Director, Ackerbürger A. Gühmann, in Zobten a. Berge.)

f) Seiferdau, Kr. Schweidnitz, Reg.-Bez. Breslau. Der alte Brauch der „Gebote“ hat sich hier in unveränderter Form bis heute erhalten. Das Gebotzeichen führt den Namen „Gebotstock“ und besteht aus einem Stück Hirschgeweih. An dieses wird ein Zettel befestigt, mit der Mittheilung an die Dorfbewohner, welche Abgaben (Königl. Steuern, Gemeindeabgaben u. s. w.), und wann sie zu entrichten sind. Die Bewohner des einen Hauses sind verpflichtet, es denen des anderen Hauses zuzustellen; in der Regel giebt es der Besitzer selbst weiter. In das erste Haus trägt es der Gemeindebote („Flurschütze“). Versäumnisse kommen nicht vor und ist daher irgend welche Bestrafung nicht vorgesehen. Von einem früheren Brauche ist nichts bekannt; der vorstehend beschriebene aber findet sich in allen Dörfern der Umgegend. (Hermann Bauch, städtischer Lehrer.)

g) Ober-Pomsdorf bei Patschkau, Reg.-Bez. Breslau. Auch in diesem Dorfe ist genannter Brauch zu Hause, und zwar in derselben Form, wie in Seiferdau, nur mit dem Unterschiede, dass das Gebotzeichen hier „Krummholz“ heisst (mundartlich „Krumphulz“), weil der Zettel an ein gebogenes Holz gebunden wird. Dasselbe hat ungefähr eine S-Form. (Hermann Bauch, städtischer Lehrer.)

h) Aus Oberschlesien. Die mährisch-böhmisch sprechenden Bewohner von Beneschau, Kr. Leobschütz, in Oberschlesien kennen den Ausdruck „Gebote“ nicht. Sollen dort Steuern oder andere Bekanntmachungen angesagt werden, so geht die „Ordonnanz“, d. h. der Gemeindebote, von Haus zu Haus. Längere Bekanntmachungen werden ihm schriftlich mitgegeben. Ist die Sache sehr eilig, so geht er trommelnd durch das Dorf und ruft das Bekanntzumachende aus, wenn dann ein Haufe um ihn versammelt ist.

Ein dem Wort „Gebote“ entsprechender Ausdruck existirt, wie schon gesagt, nicht. Man sagt in Beneschau „Uznameni“, Bekanntmachung. (Gewährsmann: cand. phil. Goldammer in Breslau.)

20. Zur philosophisch-historischen Beleuchtung des Botenstockes bringt Herr Dr. C. Heintzel in Lüneburg folgende Punkte vor:

1. Das Krumbholz, in diesem Bande S. 258 Fig. 6, erinnert in seiner Grundform an die Wurfwaffe der Australneger, den Bumerang.

2. Der geworfene Bumerang kehrt zu demjenigen zurück, welcher ihn versendete; das Krumbholz als Botschaftsmittel gelangt zu demjenigen zurück, welcher es ausschickte.

3. Nach G. Freitag, in Ingo und Ingraban, war das krumme Eichenholz, die Wurfkeule, die volksthümliche Waffe der Vandalen. (Für Freitag's Behauptung liegt mir allerdings keinerlei Belag vor; doch traue ich dem verehrten Landsmann wohl zu, dass er für das, was er einst schrieb, genügende Unterlage gehabt hat.)

4. Der Sage nach haben die Ureinwohner Schlesiens, die Vandalen, sich noch zur Zeit der polnischen Herrschaft in vereinzelten Gemeinden im Gebirge eigenartig erhalten. Der Name der Stadt Nimptsch deutet auf den Polen fremde Bewohner.

5. Sollte zwischen dem heutigen Krumbholz und der krummen Holzwaffe der Vandalen nicht ein latenter prähistorischer Zusammenhang bestehen?

(28) Hr. Treichel liefert folgende Nachträge zu dem

Vorkommen von Schlittknochen und Rundmarken.

1) In Bezug auf Schlittknochen in Bayern versichert Herr Prof. Dr. K. von Maurer in München, dass selbige in dortigen Bergen, zumal bei Knaben, noch immer in Gebrauch sind, z. B. auf dem Schliersee, der leicht zufriert, sei es ein beliebter Spass, auf Knochen zu laufen.

Ebenso ist der gleiche Gebrauch im Norden von Alters her üblich. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts rühmte sich K. Eystiern Magnusson: „Kunna ok á isleggjern“ in Joenmanna ságur Bd. VII. S. 120. Und noch heutigen Tages dienen die Isleggjer, d. h. Eisknochen, in Norwegen als Schlittschuhe (Ivar Aasen in Norsk Ordbog S. 329), ganz wie auch auf Island. In Norwegen gebraucht man jetzt vorwiegend Pferdeknochen zu solchem Behufe, auf Island aber Schafknochen.

2) Rundmarken in Westpreussen. Von Hrn. Dekan Dr. Kolberg in Christburg liegt mir der folgende Bericht über Rundmarken vor, welcher beweist, dass in sehr vielen Fällen die Rundmarken ihre Entstehung dem Spielen der Kinder verdanken, und zugleich den Grund dafür angiebt, wie es kommt, dass dieselben sich meist auf der Südseite, aber auch auf der West- und Ostseite, unten in der Nähe der Fundamente, befinden. Hr. Dr. Kolberg theilt mir mit, was er aus eigener Erfahrung über die Näpfchen der Kirche zu Tolkemit weiss.

„Als ich in Gegenwart meiner mehr als 70 jährigen, jetzt verstorbenen Mutter vor ein paar Jahren über diesen Gegenstand sprach, erzählte sie mir: „Die Höhlungen in den Ziegeln haben wir Kinder beim Spielen auf dem Kirchhofe gemacht.“ Ich selber erinnerte mich denn auch daran, dass ich mit anderen Knaben öfters beim Spiele auf dem Kirchhofe Löcher in das Fundament und darüber hinaus in die Ziegel gebohrt hatte. Die Sache oder der Schabernak vielmehr, den die Kinder beim Spiel in früherer Zeit getrieben, wurde zu Folge jenes Gespräches unter der Jugend in Tolkemit ruchbar und fand leicht erklärlicherweise aufs Neue Nachahmung. Vor etwa 2 Jahren habe ich mir beim Besuche in Tolkemit die neu gefertigten Näpfchen angesehen; sie sind so, wie die alten, und zwar mit einer Thonscherbe hergestellt, welche mit dem Finger rund herum gedreht wird, wie ein Bohrer. Die Löcher der Näpfchen werden manchmal ziemlich hoch angebracht. Ein Knabe steigt dem anderen nehmlich auf die Schultern oder auf das Gesimse und arbeitet die Löcher aus. Wer am höchsten das Loch machen kann, ist der „beste Mann“. (Aehnlich nennen Kinder sich ja König, wer zuerst die Suppe aufgegessen hat oder wer zuerst aus dem Bette aufgestanden ist.)

„Die Löcher befinden sich aber nur auf der mehr nach Süden zu gelegenen Seite, weil da die Sonnen- und Lichtseite und deshalb mehr die Spielseite der sich tummelnden Jugend ist. Ich kann mich aus meiner Kindheit nicht erinnern, dass wir Kinder jemals auf der Nordseite der Kirche gespielt hätten. Dort lief man blos beim Umlauf um die ganze Kirche, beim „Schwärmen“ oder „Jagen“ vorüber. Die Nordseite blieb daher vom Schabernak des Einbohrens in die Wände verschont.

„Das Einbohren, Drehen und Ziegelstaubhervorbringen nannte man „Mühlchen machen“, und man sprach dabei oft die Worte: „Der Müller ist ein Dieb, der Müller ist ein Dieb.“ Ob anderwärts dergleichen Spiel von den Kindern auf dem Kirchhof getrieben worden, ist mir unbekannt; es lässt sich aber wohl vermuthen, dass es geschehen. Wenn an den Wänden mancher Kirchen die Rundmarken, Längsrillen und Näpfchen nicht vorkommen, so dürfte es daher rühren, dass dort die spielende Jugend auf dem Kirchhofe und den an die Kirche stossenden Strassen

sich nicht oder weniger herumgetummelt oder dergleichen Spielchen von vornherein Ernst entgegengebracht hat. Dieser Auslassung füge ich dann noch hinzu, dass als Grund dafür, dass die Südseite bei (alten) Kirchen gerade die Sonnenseite ist, der anzusehen sein dürfte, dass die Baurichtung der Kirchen, und in ihnen der Altäre, stets nach Osten zu, von wo ja alles Heil kommt, genommen wird."

(29) Hr. von Kaufmann legt

Alterthümer aus Rudelsdorf, Kr. Nimpsch,

und Umgegend vor, und zwar Thongefässe, einen Goldring, Bronzen und einen Steinhammer.

An dem Lohe-Fluss befinden sich prähistorische „Wohnstätten" und Begräbnissplätze, auf welchen der Tischlermstr. Schneider in Rudelsdorf wiederholt Ausgrabungen veranstaltet hat und weitere in Aussicht stellt[1]).

Das Gräberfeld liegt in der Nähe des Serpentinbruchs von Jordansmühl, der vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit besonders durch seine Nephritadern auf sich zog (Verh. 1884 S. 255, 359). Es handelt sich dabei um einen Friedhof, in welchem die Leichenbrandreste in Urnen beigesetzt sind. Um diese Urnen stehen ohne bestimmte Anordnung kleinere Beigefässe.

Eine grössere Anzahl dortiger Fundstücke befindet sich im Museum zu Breslau. Von den von Hrn. von Kaufmann vorgezeigten Stücken Nr. 1—18 übergiebt derselbe die unter Nr. 1—6 aufgeführten im Namen des Hrn. Dr. Darmstädter, hierselbst, dem Königl. Museum für Völkerkunde als Geschenk. Vorgezeigt wurden:

1. Eine Urne, 10 *cm* hoch, schwarz und blank (Fig. 1).

2. Eine kleinere Urne, 6 *cm* hoch, schwarz und blank (Verzierung Fig. 1a).

3. Eine tiefe Schale mit einem kleinen Henkel, fast 6 *cm* hoch, schwarz und blank, der Boden ist mit concentrischen Riefelungen versehen, um den Bauch schlingt sich ein wellenförmig gezogener Wulst, in dessen Winkeln 4 Knöpfe unregelmässig vertheilt sind, dazwischen sind die Winkel mit Strichornament ausgefüllt (Fig. 2).

4. Ein Napf mit nach innen etwas eingestülptem Rand und verzierter Innenfläche, schwarz und blank (Fig. 4).

5. Ein Gefäss mit einem Henkel und vier Buckeln, schwarz, doch nicht so gut geglättet, wie die vorigen, also nicht blank (Fig. 3).

6. Ein kleiner Topf mit zwei, $1^1/_2$ *cm* unter dem Rande befindlichen Henkeln, 8,5 *cm* hoch, grösste Breite 10 *cm*, Halsweite 7,5 *cm*.

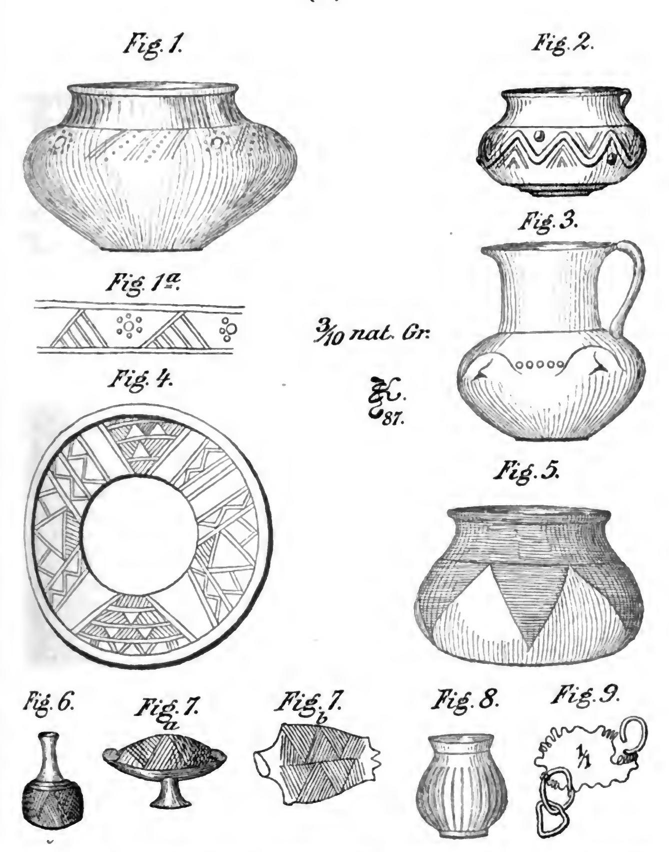
7. Ein kleiner Topf ohne Henkel, röthlich, 2 *cm* unter dem Hals drei parallele Horizontalstriche, 2 *cm* tiefer, um die weiteste Ausladung des Gefässes, ebenfalls drei Horizontalstriche; zwischen diesen Strichsystemen senkrechte Striche in Abständen von je 3 *mm*. Höhe 6,5 *cm*, grösste Breite 8,2 *cm*, Halsweite 5,5 *cm*.

8. Eine Schale mit einem Henkel, grau, 3 *cm* hoch, 7,5 zu 8,5 *cm* Randdurchmesser.

9. Eine Kinderklapper, keulenförmig, schwarz und blank, mit Dreiecksverzierung (Fig. 6).

---

1) Ueber die früheren Ausgrabungen des Hrn. Schneider, z. Th. im Verein mit Herrn v. Dücker und Anderen unternommen, ist Näheres in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" XIII. 1875 zu finden, woselbst Hr. W. J. Hodann „über die Aschenfelder bei Trebnitz und die dort gemachten archäologischen Funde" berichtet. Vgl. die Mittheilungen des Hrn. v. Dücker in der Sitzung vom 14. Mai 1871 (Verh. S. 81).



10. Eine Kinderklapper in Gestalt eines Vogels, der Kopf fehlt, hellgrau, der Rücken schraffirt (Fig. 7a und b).

11. Eine kleine bemalte Urne, unten roth, der Hals und die mit der Spitze nach unten stehenden Dreiecke schwarz (Fig. 5).

12. Ein kleines Thongefäss mit Cannellirung (Fig. 8), darin

13. ein kleiner Goldring (Fig. 9). Die anscheinend gewaltsam aufgebogene feine Drahtspirale ist an die aufgebogene, stärkere Oehse an zwei Stellen angelöthet; die beiden anderen stärkeren Oehsen hängen lose ineinander und an der Spirale.

14. Ein Bronze-Armring, äusserer Durchmesser 7,5 zu 7 *cm* bei 8 *mm* Metallstärke; die äussere Fläche ist mit imitirter Torsion verziert, die innere glatt.

15. Ein Fingerring, bestehend aus mehreren Windungen torquirten dünnen Bronzedrahtes (zerbrochen).

16. Eine gerade Bronzenadel mit doppelkegelförmigem Kopf, 17,2 *cm* lang, zerbrochen.

17. Fragmente einer zweiten Bronzenadel.

18. Ein Serpentin-Hammer, 7,5 *cm* lang, 3,5 *cm* hoch, 3,5 *cm* breit. Von der oberen Fläche her ist mit einem röhrenförmigen Instrument ein Bohrloch 1,8 *cm* tief eingetrieben, in dem der Bohrzapfen, noch vollständig vorhanden, bis an die Oberfläche reicht. Der Hammer ist aus demselben Gestein gefertigt, das in den nephritführenden Serpentinlagern von Jordansmühl gebrochen wird.

Die beigefügten Zeichnungen sind von Hrn. E. Krause im Maassstab 3 : 10 (Fig. 9 in 1/1) angefertigt.

Da Hr. Schneider im Herbste dieses Jahres umfangreichere Ausgrabungen vorzunehmen gedenkt, so wird noch öfter Gelegenheit sein, auf diese interessante Fundstelle zurückzukommen. Es sei hier nur noch auf einen ganz besonders interessanten Fund aufmerksam gemacht, über den Hr. Schneider, wie folgt, schreibt: „Die wichtigste Fundstelle ist das Nachbardorf Trebnig. Dort haben Urvölker auch schon auf eine primitive Art Eisen geschmolzen.“ Er schliesst dies aus dem Vorkommen von aus Lehm aufgebauten Heerden, die Dr. Hodann a. a. O. S. 239 näher beschreibt und für Koch- oder Opferstellen anspricht. Hr. Schneider hat mehrere dieser Heerde näher untersucht und darin Schlacken gefunden, wodurch er zu obigem Schluss kam. Er schreibt in einem Briefe an Conservator E. Krause über diese Heerde: „Die in der Beschreibung (Schles. Vorz. XIII 1875 S. 239) bezeichneten Feuerstellen mit Schlacke habe ich später als Schmelzöfen festgestellt. Es sind spitze Kegel von Lehm; sie stehen, wo sie noch erhalten, in der Humusschicht. Wenn man die Spitze öffnet, ist ein hohler Raum. Den Boden bildet eine Schicht Eisenschmelz. Hebt man diese Schicht heraus, so stösst man auf Schlacke, die mit Holzkohle gemischt ist. Der Durchmesser des Hohlraumes ist an der Basis 0,50 *m*, seine Höhe 0,80 *m*. Eisenstein befindet sich in geringer Tiefe in nächster Nähe am Johnsberg.“ —

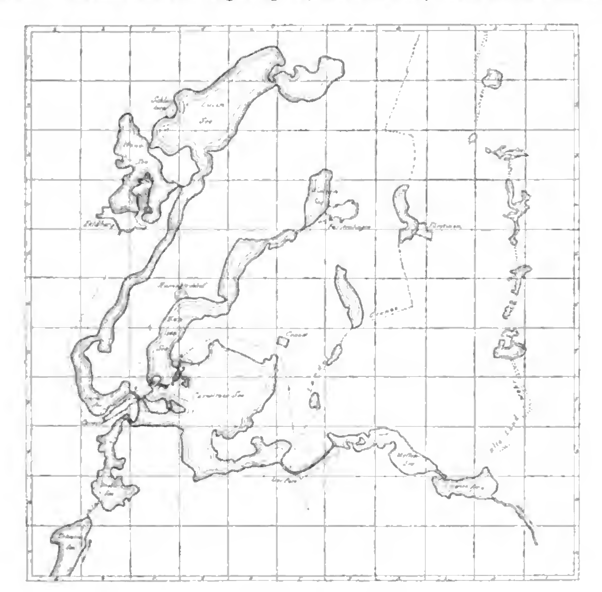
Hr. Virchow erinnert daran, dass Hr. v. Dücker (Verh. 1871 S. 82) schon die These aufgestellt habe, es sei an diesen Orten „Eisen in kleinen Feuern fabricirt worden“. Was die vorgelegten Thongefässe von Rudelsdorf betreffe, so zeigen dieselben eine höchst überraschende Uebereinstimmung mit dem Thongeräth von Zaborowo. Ganz besonders gilt dies von den in Fig. 1, 2 und 5 abgebildeten Gefässen. Von diesen ist Fig. 2 so ähnlich einem schwarzen polirten Gefäss mit erhaben aufgesetzter Wellenleiste von Zaborowo, dass man glauben könnte, sie seien aus derselben Werkstätte hervorgegangen. Ebenso besitze er ein Gefäss von Zaborowo mit abwechselnden rothen und braunen dreieckigen Feldern, welches mit Fig. 5 völlig übereinstimmt. Punktkreise und Punktgruppen, wie in Fig. 1, gehören zu den häufigeren Verzierungen in Zaborowo. Das Meiste von da ist nicht abgebildet, aber auf der Berliner Ausstellung von 1880 vorgeführt worden. Er verweist auf seine Mittheilungen in den Sitzungen vom 14. November 1874 (Verh. S. 219 Taf. XV) und vom 14. Mai und 28. Juni 1875 (Verh. S. 111 und 158 Taf. XI). In der ersten dieser Mittheilungen habe er schon nachgewiesen, dass sich Analogien zu den Funden von Zaborowo bis auf das linke Oderufer und bis zur Katzbach verfolgen lassen. Die jetzige Vorlage bringe neue Beweise für diesen Zusammenhang.

(30) Hr. G. Oesten bespricht die

Ueberreste der Wendenzeit in Feldberg und Umgegend.

Bevor ich meine neuen Ermittelungen über Stadt und Umgebung von Feldberg in Meklenburg-Strelitz vorlege, möchte ich zunächst einige Mittheilungen über die Hydrographie der Gegend machen, die für das Verständniss derselben von Wichtigkeit sind.

Wie Sie aus der Kartenskizze, welche im Maassstabe (1 : 12500) nach der neuen Generalstabsaufnahme angefertigt ist, ersehen wollen, besteht ein wesentlicher



Theil der Umgebung von Feldberg aus Wasserflächen. Die in der Karte dunkler gehaltenen Seeenflächen Haussee, Lucin, Zansen, Dreez und Carwitzer See, bilden ein zusammenhängendes System von gleicher Höhenlage des Wasserspiegels.

Es wird einleuchten, dass die letztere für die Ausdehnung und Formation der Landflächen von Einfluss ist; ebenso wird ersichtlich sein, dass der Erdboden der Inseln und Halbinseln in gleicher Höhe mit dem offenen Wasserspiegel mit Wasser durchtränkt ist, Aufgrabungen also, sobald sie tiefer eindringen, als der Wasserspiegel liegt, in das Grundwasser gelangen müssen.

Dieser Seeencomplex besitzt zwei natürliche Abflüsse, einen unterirdischen und einen oberirdischen.

Der erstere hat seinen Weg vom Dreez-See aus durch die Bodenschichten des

davor liegenden Erdrückens in den mit seinem Spiegel 9,5 *m* tiefer liegenden Crüselin-See, aus diesem in die Havel, also in das Elbgebiet.

Die Wassermenge, welche auf diesem Wege abgeführt wird, ist von natürlichen Verhältnissen abhängig, und daher bei der Constanz derselben auch eine ziemlich unveränderliche. Im 16. Jahrhundert ist wiederholt versucht worden, dieses natürliche Verhältniss zu verändern, das vorhandene Gefälle nutzbarer zu machen; diese Versuche haben damals aber einen dauernden Erfolg nicht gehabt. Hierüber sind Urkunden und Protocolle vorhanden.

Der oberirdische Abfluss der Seen führt aus dem Carwitzer See (Meklenburg) in den Mellen-See (Brandenburg), und weiter in die Ucker, also in's Odergebiet. Dieser Abfluss ist der menschlichen Einwirkung zugänglicher gewesen. Gegenwärtig führt derselbe nur Wasser ab, wenn der Wasserstand im See eine gewisse, zwischen Brandenburg und Meklenburg vertragsmässig vereinbarte, Höhe übersteigt.

Zur Wendenzeit war dieser Abfluss erheblich tiefer angelegt, der Wasserstand des Seeen-Complexes daher ein entsprechend niedriger. Hierfür sind zahlreiche Beweise vorhanden.

Mitten im Carwitzer See befindet sich eine Untiefe. Man sieht über derselben bei etwa 1,5 *m* Wasserstand durch das klare Wasser den Grund und darauf die Stümpfe von gefällten starken Eichen. Der Grund des Wassers war hier also einstmals festes Land; der Wasserspiegel befand sich entsprechend tiefer.

Auf dem Jäger-Werder, einer Insel im Carwitzer See (bei 6 des Plans), habe ich im Jahre 1883 bei einer Grabung die Reste eines kleinen Eisenschmelzofens gefunden. Es waren Theile der konisch nach unten verjüngten Laibung des Ofens aus gebranntem Lehm vorhanden; der unterste cylindrische Theil des Ofens war noch mit Eisenschlacken gefüllt. Dieser Theil füllte sich aber bei der Ausgrabung mit Wasser, reichte also bis unter den gegenwärtigen Grundwasserstand hinunter. Zur Zeit des Betriebes dieses Ofens kann das Wasser so hoch nicht gestanden haben.

In dem Durchstich vom Haussee nach dem Lucin befinden sich unter Wasser, sehr wohl erhalten, bis zu 40 *cm* starke, scharf vierkantig bearbeitete, eichene Pfähle, noch mit dahinter liegenden eichenen Bohlen, als eine bollwerkartige Uferbefestigung desselben.

Diese jetzt versunkene Uferbefestigung hat für die gegenwärtige flache Lage der Uferränder keinen Sinn, sie beweist aber, dass einstmals hier ein erheblich tiefer liegender Durchstich vorhanden gewesen sein muss. Die über denselben führende Brücke heisst noch heute die „hohe Brücke", ein Name, den sie einstmals mit Recht geführt haben wird, der ihr aber heute nicht mehr gegeben werden würde. Dieser ehemals tiefe Durchstich spricht zugleich dadurch, dass er den vertieften Abfluss in den Mellen-See (bei 1) als Vorfluth zur Voraussetzung hat, für den einheitlichen hydrographischen Charakter dieser Landschaft, ebenso aber auch für eine Einheitlichkeit des Gemeinwesens der Bewohner.

Ein fernerer Beweis für den ehemals, und zwar zur Wendenzeit, niedrigeren Wasserstand ist die Burg Feldberg auf der jetzigen Amtshalbinsel, dem Amtshof. Diese Burg kann frühestens unmittelbar nach dem Ende der Wendenzeit, also um die Mitte oder gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erbaut worden sein. (Um 1244 wurde die Stadt Friedland gegründet, um 1248 Neubrandenburg und Lychen, 1292 Kloster Wanzka, 1298 die Johanniter-Commende Nemerow, 1299 Kloster Himmelpfort u. s w.) Von derselben sind noch die starken Umfassungsmauern mit 2 achteckigen Pfeilern in der Mitte und der untere Theil des Thurmes vorhanden. In den Mauern sieht man noch die tiefen und geräumigen Fensternischen mit Ueberresten der gemauerten Sitze und Kannrückchen; Alles in etwas

roher, aber doch charakteristischer Ausführung. Aber der Fussboden dieser Burgräume liegt 2,5 *m* unter dem jetzigen Terrain. Der einstige Rittersaal dient jetzt als Kartoffelkeller für das über demselben erbaute Amtshaus.

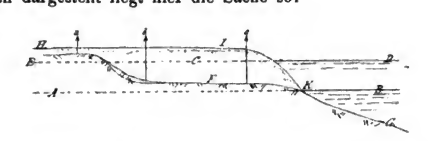
Beim Bau der Burg war noch der niedrige Wasserstand vorhanden. Unter dem später aufsteigenden Wasser ist das Terrain um die Burg versunken. Die von dem jetzigen Inhaber, dem Grossherzogl. Drosten Kammerherrn von der Lancken, freundlichst gestatteten Aufgrabungen lehren, dass man Boden aufgeschüttet hat, um wieder Raum über Wasser zu gewinnen. Ueber die alten Räume hat man alsdann Tonnengewölbe geschlagen und hierauf die neuere Bebauung ausgeführt. Die Oberfläche der alten Wendenzeit aber liegt hier unter dem Schutte der nachfolgenden Jahrhunderte, und zum grossen Theil unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel begraben.

Es wird einleuchten, dass der Punkt, wo der Abfluss aus dem Seeensysteme in die Ucker stattfindet, von jeher für den Wasserstand, die Ufer und die Besiedelung derselben von der grössten Wichtigkeit gewesen ist. Als nach der Wendenzeit dieser Abfluss verfiel, der Wasserstand in den Seeen wuchs, entstanden dadurch grosse Uebelstände. Inzwischen (1304) war das Land Stargard, von Brandenburg abgetrennt, als Mitgift der Beatrix an den Herzog Heinrich von Meklenburg gekommen. Durch eine alsdann folgende geringe Verschiebung der Grenze, wie im Plan ersichtlich, war dem ersteren die Verfügung über den Punkt der Vorfluth verloren gegangen; hieraus entstanden im XVI. Jahrhundert politische Verwickelungen zwischen Meklenburg und Braudenburg, über welche ausführliche historische Nachrichten vorhanden sind.

Die Erhöhung des Wasserstandes hat, bezüglich der wendischen Reste, zur Folge gehabt, dass ein ansehnlicher Theil derselben vom Wasser überdeckt worden ist und sich daher besser erhalten hat, als dies sonst der Fall gewesen sein würde. Zugleich ist jedoch dieser Umstand von ungünstigem Einflusse auf die Zugänglichkeit und die Erlangung der Alterthümer.

Complicirt wird dieses Verhältniss da, wo zugleich eine erhebliche Verlandung der Wasserflächen durch Anschüttung und durch allmähliche Anhäufung von Culturresten, wie auf der Halbinsel Feldberg, welche fortdauernd besiedelt gewesen ist, stattgefunden hat.

Schematisch dargestellt liegt hier die Sache so:



Es bezeichnen *A B* den Wasserstand zur Wendenzeit, *C D* den gegenwärtigen, *E F G* die Bodenoberfläche zur Wendenzeit, *H I K* die gegenwärtige.

Gräbt man bei *a* in den Boden, so findet man, unter einer verhältnissmässig flachen modernen Schicht, die Oberfläche der wendischen Cultur im Trocknen, bei *b* dagegen bereits tiefer und unter Grundwasser, und bei *c* dasselbe in höherem Maasse. Die Schwierigkeiten der Ausgrabung nehmen mit der Wassertiefe so schnell zu, dass man mit gewöhnlichen Geräthen und Arbeitskräften häufig kaum bis auf die alte Oberfläche vorzudringen im Stande ist.

Ich gehe nun dazu über, die an Ort und Stelle vorhandenen und aufgefundenen Ueberreste der wendischen Cultur aufzuzählen und einige Fundstücke vor-

zulegen. Zunächst die mehrfach erwähnte und in den Grenzprotocollen von Erasmus Behm 1556 und Tilemann Stella 1578 beschriebene alte Landwehr, welche als „geduppelter Graben mit Wall“ von den Fürstenwerder'schen Seen durch eine Kette von Brüchen nach dem Krewitz-See geführt war, sich zwischen Mellen- und Carwitz-See, dann zwischen Dreez- und Crüselin-See fortsetzte, und deren weitere Fortsetzung zwischen Godendorfer und Drewen-See ich in einem früheren Berichte (1884) nachgewiesen habe. Es dürfte kaum noch einem Zweifel begegnen, dass diese alte Landwehr die Grenze des Gaus der Redarier gebildet hat, und zwar wahrscheinlich bis zum Krewitz-See mit den Ukrern, von da an mit den Rezenen.

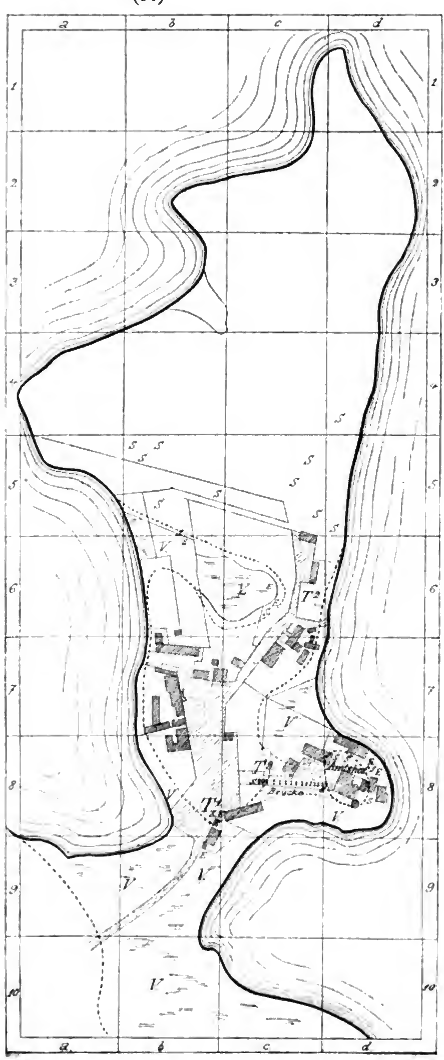
Der hervorragende Punkt in dieser alten Umwallung ist das eiserne Thor, zwischen Mellen- und Carwitz-See (bei 1), Isenporte in den Urkunden oft genannt. Dasselbe stellte sehr wahrscheinlich einen Haupteingang, und zwar jedenfalls einen stark befestigten, in den Redarier-Gau dar, umfasste aber auch den wichtigen hydrographischen Schlüssel der Landschaft, die Abflussschleuse des Seen-Complexes. Noch in den genannten Urkunden des XVI. Jahrhunderts ist bemerkt, dass hier der Graben dreidoppelt und wohl 2 Ruthen tief war, und ein Weg darüber führte. Die Stelle heisst noch heute „Iser Purt“.

Hieran schliessen sich die Brücken im Carwitzer See, welche von einer Insel zur anderen über denselben führten, über welche mehrmals berichtet ist (3, 4, 5, 6 im Plan). Auf den Inseln und Halbinseln des Carwitzer Sees, sowie an den Ufern desselben, des Lucin und Dreez, finden sich überall Ueberreste der wendischen Zeit. Von den von mir gefundenen Sachen erlaube ich mir vorzulegen: mehrere Tafeln mit zum Theil reich ornamentirten Gefässscherben, ein in den Verh. Jahrgang 1882 besprochenes kleines Feuerstein-Instrument, mehrere Spinnwirtel, ein eisernes Beil, Messer u. s. w.

Auf der Karte sind diejenigen Flächen, wo bis jetzt wendische Reste gefunden worden sind, schraffirt dargestellt. Die Ausgrabung derselben lässt sich, soweit sie nicht unter Wasser liegen, bei Carwitz verhältnissmässig leicht bewirken, weil die wendische Schicht hier nur an wenigen Stellen von einer späteren Culturschicht überlagert ist, dagegen findet man an manchen Punkten, unterhalb der wendischen Scherben, solche aus vorwendischer Zeit, von welchen auch einige auf den Tafeln zu sehen sind; dieselben sind von dem wendischen Fabrikat leicht zu unterscheiden. Von den Ueberresten der wendischen Cultur in Feldberg selbst habe ich bereits die Uferbefestigung in dem Durchstich zwischen Haussee und Lucin bei *D* (fehlt auf dem Plan) erwähnt. Auf der Halbinsel Feldberg stösst man vielfach auf Reste von Bauten aus Eichenholz, und zwar regelmässig da, wo der Culturboden der alten Zeit unter dem jetzigen Wasserstande liegt, das Holz sich also hat erhalten können.

Auf dem Specialplan S. 91 ist die Halbinsel Feldberg in ihrer jetzigen Gestalt mit der gegenwärtigen Bebauung, sowie, punktirt, diejenige Umrissform dargestellt, welche von der früheren Oberfläche über den jetzigen Wasserstand hervortreten würde, wenn man sich die durch den Culturschutt der späteren Jahrhunderte allmählich gebildete Verlandung, wie ich dieselbe durch meine Aufgrabungen ermittelt habe, fortgenommen denkt. Die Insel Feldberg würde hiernach aus 2, durch eine schmale Landenge (bei T^2) verbundenen grösseren Theilen und einem, eine kleine Insel bildenden, dritten Theil bestehen. Könnte man nun auch den Wasserspiegel auf seine Höhe zur Wendenzeit zurücksenken, so würde namentlich die östlich von T^3 gelegene Insel an Oberfläche wieder gewinnen und vielleicht mit dem Haupttheil nahezu wieder zusammenstossen, so dass eine eigenthümliche Dreigestaltung der Insel Feldberg noch mehr hervortreten würde.

Ausser dem in meinem vorjährigen Berichte genannten Funde von Holzbauten habe ich gefunden: Auf der Amtsinsel (*d* 8) in 1,8 *m* Tiefe im Boden und 0,4 *m* unter Wasser zwei rechtwinklig übereinander liegende behauene eichene Balken. Bei 2,8 *m* Tiefe unter Terrain und 1,4 *m* Tiefe im Grundwasser habe ich hier die alte Bodenoberfläche nicht erreicht. Ferner einen Holzbau, aus vier eichenen Pfählen und zwei wagerechten eichenen Balken bestehend, am einstigen Ufer der Hauptinsel beim jetzigen Weidendamm in *b* 8, 1,4 *m* unter Terrain-Oberfläche, anscheinend eine Uferbefestigung oder Theile der früheren Brücke. Ferner fünf weitere Pfähle der Brücke von der Hauptinsel nach der Amtsinsel (Amtshof) in *c* 8, so dass diese Brücke durch sieben Pfähle jetzt vollständig constatirt ist. Die Pfähle bestehen aus Eichenholz, sind 20 bis 25 *cm* stark, vierkantig behauen, und stehen in nur



1,3 *m* Abstand einander gegenüber. An einer Stelle fand ich noch einen Längsholm in verschobener Lage. Die Brücke war also fest gebaut, jedoch nur schmal, kann nicht für Fuhrwerk, kaum für Reiter gedient haben, wurde daher wahrscheinlich nur für Fussgänger benutzt. Die Brückenpfähle waren zunächst durch einen Längsholm an jeder Seite verbunden, auf welchen erst die Querverbindung stattfand. An einer Stelle steckte neben dem Hauptpfahl ein kleinerer Pfahl im Morast, von dem die Spitze erhalten war. Diese habe ich herausgenommen und lege sie hier vor. Sonst sind alle Pfähle und Holzbalken in ihren Stellen verblieben, ich habe dieselben nur geometrisch festgelegt, so dass ich sie zu jeder Zeit wieder auffinden und an Ort und Stelle vorzeigen kann. Auf der Karte sind die Stellen, wo Eichenholz und Pfähle vorhanden sind, mit *E* bezeichnet, die Fundstellen von Topfscherben und anderen Stücken mit *S*.

Von den kleineren Fundstücken auf der Halbinsel Feldberg lege ich vor: mehrere Tafeln mit ornamentirten Gefässscherben, Eisensachen, Messer, Pfeilspitze, einen Kamm aus Knochen, ein Gefäss mit Wellenverzierung, in Bruchstücken, aber ziemlich vollständig, den unteren Theil eines Gefässes, ein kleines Gefäss, eine Anzahl geschlagener Feuersteine, an einer und derselben Stelle auf der Amtsinsel gefunden, einen Spinnwirtel, einen eigenthümlichen Stechschlüssel aus bronzeartigem Metall, auf der einen Seite gezeichnet, anscheinend durch den Gebrauch verbogen.

An Masse und Ornamentirung der Scherben werden Sie die vollständige Uebereinstimmung derselben mit den Carwitzer bemerken. Es sind jedoch auch Scherben von jener blaugrauen Masse dabei, welche jedenfalls schon der nachwendischen, christlichen Zeit angehören. Ich bemerke aber, dass ich alle Zwischenstufen zwischen diesen und den groben, älteren, wendischen Gefässscherben, vorlegen kann, so dass es schwer sein dürfte, zu bestimmen, wo die christliche Zeit anfängt und das Wendenthum aufhört.

Ich habe ferner noch Fundstücke von dem auch bereits bekannten Schlossberg-Burgwall vorzulegen: wieder mehrere Tafeln mit ornamentirten Gefässscherben, deren Uebereinstimmung mit den Feldberger und Carwitzer in die Augen springt und die Zusammengehörigkeit dieser Culturstätten darthut, ferner Knochenpfrieme, bearbeitete Feuersteine und einen schön verzierten grossen Hornkamm.

An dem Schlossberg-Burgwall ist die Lage auffallend und bemerkenswerth: dieselbe ist in einem gewissen Abstande vom Haussee, jedoch so gewählt, dass der Burgwall den Zugang zu Feldberg von Norden beherrscht. Hierbei muss erwähnt werden, dass die Uferbildungen des Haussees für befestigte wendische Ansiedelungen vielfach besonders geeignete Punkte darbieten, dass aber auffallender Weise hier nirgends Spuren davon zu finden sind, ausser auf der Insel Feldberg selbst. Nach der Karte von Tilemann Stella von 1578 ist damals noch fast rund um den Haussee herum Wald vorhanden gewesen.

Endlich muss ich noch eine Anlage hier wieder erwähnen, die in ähnlicher Beziehung zu Feldberg gestanden haben mag, wie der Schlossberg. Das ist der sogenannte „Hünenkirchhof“ im Hullerbusch, eine Umwallung, welche so liegt, dass man von ihr aus sowohl die Brückenstrasse von Carwitz überblicken, als auch nach Feldberg hineinsehen kann, und ausserdem so, dass sie den über den Hullerbusch und Carwitz möglichen Zugang nach Feldberg, ganz so, wie der Schlossberg die Strasse von Norden her, beherrscht. Es ist kaum anzunehmen, dass die Lage dieser Burgwälle eine zufällige und planlose sein sollte, vielmehr ist ersichtlich, dass sie Glieder einer geordneten, die Einheit eines Gemeinwesens verrathenden Besiedelungssystems sind, welches sich hier an den Ufern der Seen ausbreitete.

Innerhalb dieser alten Umwallung habe ich bis jetzt noch nichts finden können, dagegen habe ich in dieser selbst die Fundamente einer auf eigenthümliche Weise hergestellten, etwa 1 *m* starken Mauerung gefunden. Der die Fugen der Feldsteine ausfüllende Mörtel besteht nehmlich, allem Anscheine nach, aus einem Gemisch von Lehm, Kalk, Asche und Kohlenpartikeln und bildet gewissermaassen einen auf rohe Weise zubereiteten Cement, besitzt auch eine nicht unerhebliche Festigkeit. Augenscheinlich hat man zum Bau der Mauer Lehm und Kalk mit Holz abwechselnd geschichtet, die ganze Packung heruntergebrannt, dann die Steine auf die gebrannte Masse gesetzt und die Fugen derselben, vielleicht unter Zugabe von Wasser, damit ausgefüllt. Die Art der Herstellung dieses Mauerwerks würde wohl seine Zugehörigkeit zur Wendenzeit bestätigen.

Ich habe vor einigen Jahren die Vermuthung ausgesprochen, dass in dieser Landschaft das vielgesuchte Rethra gefunden werden könnte, und zwar das Heiligthum auf den Carwitzer Inseln. Die damalige Besichtigung und Prüfung der Oertlichkeit durch Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft und die weiteren Nachforschungen haben meiner Vermuthung eine andere und, wie ich glaube, besser begründete Richtung gegeben.

Gestatten Sie mir, zu zeigen, wie die Ortsangaben der beiden bekannten Chronisten, Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen, auf die vorliegende Oertlichkeit angewendet werden können, ohne dass man nöthig hat, das Eine oder das Andere ihrer anscheinend zwar unvollständigen und nicht nach eigener Wahrnehmung, jedenfalls aber doch sorgfältig und gewissenhaft gemachten Angaben auszuschliessen oder in Zweifel zu ziehen, und wie die zwischen beiden scheinbar vorhandenen Widersprüche sich dabei lösen. Thietmar sagt: es ist eine „urbs quaedam“, eine Art urbs im Gau Riederierun, Riedegost mit Namen (Amtsbezirk Feldberg), die von einem heiligen Hain umgeben ist (derselbe würde rings um den Feldberger Haussee zu denken sein); dieselbe ist „tricornis“, dreihörnig und enthielt „in se continens“ drei Thore, je eines für jedes cornu. Tricornis darf meines Erachtens nur mit dreihörnig übersetzt werden und setzt die Lage im Wasser voraus. Horn ist ein Landvorsprung im Wasser. Es ist ein amtlicher Bericht des herzoglichen Raths Tileman Stella vom Jahre 1578 vorhanden, der eine Beschreibung des Carwitzer Sees enthält; in demselben heisst es: „der See hat hin und wieder Hörner, Krümmen, Kanten und Winkel u. s. w.“ Der Ausdruck war damals mithin schriftgemäss; er wird noch heute gebraucht, ich erinnere nur an „Schildhorn“. Eine urbs tricornis bedeutet daher: eine im Wasser liegende, aus drei Landvorsprüngen bestehende, wie die Amtsinsel Feldberg früher gewesen). Es heisst bei Thietmar weiter: Zwei Thore (T^1 und T^2 im Plan) waren allen Besuchern geöffnet, das dritte (T^3), kleinste, welches nach Osten gerichtet war (nach dem Amtshof Feldberg), durfte nur von den Opfernden betreten werden, und zeigte auf einen Pfad am See und auf einen gar furchtbaren Anblick (Thietmar setzt also die Lage im Wasser voraus).

Adam von Bremen berichtet von der weltbekannten civitas Rethre (pagus Riederierun bei Thietmar?, das ganze besiedelte Seenthal vom eisernen Thor bis Feldberg) im Lande der Redarier, Sitz des Götzendienstes. Dort ist für die Götter, deren Haupt Redigast war, ein templum aufgerichtet (Amtshof Feldberg); eine hölzerne Brücke führt hinüber, über welche nur den Bescheid Suchenden der Zutritt gestattet ist (wie bei Thietmar; es ist auch zu bemerken, dass bei beiden Chronisten der Name Riedegost, bezw. Redigast mit derselben örtlichen Stelle verknüpft erscheinen würde). Die „civitas“ selbst, sagt Adam weiter, ist undique lacu profundo inclusa, allenthalben von einem tiefen See umfasst (den

vollen Eindruck hiervon wird man haben, wenn man den Weg vom eisernen Thor nach Feldberg zurücklegt), hat 9 Thore (hintereinander liegend zu denken, vom eisernen Thor bis nach dem Amtshof Feldberg), neunfach umschliesst die Styx die, welche den Götzen dienen, also das templum. (Hierzu ist zu bemerken, dass vom eisernen Thor bis nach dem Amtshof Feldberg 8 Uebergänge über Wasserarme mittelst Brücken thatsächlich festgestellt sind, nehmlich bei den Punkten 1 und 3—9 des Plans. Der neunte Uebergang wird sich bei Punkt 2, dem Conower Ziegenberg, finden, derselbe bildet noch heute bei hohem Wasserstande eine Insel. Da er landwirthschaftlich zu Conow gehört, ist der früher trennende Wasserarm wahrscheinlich verschüttet. Mehr als 9 Wasserübergänge sind nicht möglich.

Wenn meine Vermuthung eine begründete ist, so wird ein entscheidender Fund in der urbs Riedegost, an dem Ort des templum des Redigast, dem heutigen Amtshof Feldberg, gemacht werden müssen. —

Hr. Virchow: Die beiden Hauptstellen bei Thietmar und Adam von Bremen sind seiner Zeit von Hrn. Alfred G. Meyer (Verhandl. 1881. S. 270) ausführlich besprochen worden. Dabei ist auch der Gebrauch der Bezeichnung urbs (bei Thietmar) und civitas (bei Adam) dargelegt (ebendas. S. 273) und die Möglichkeit zugestanden worden, dass urbs die Stadt, civitas den Gau bedeutet habe. Wie es scheint, legt Herr Oesten diese Unterscheidung seiner Auslegung zu Grunde. —

Hr. Oesten bestätigt dies. —

Hr. Virchow: Ich habe erst neulich (Verh. 1886. S. 569) bei Gelegenheit der Besprechung von Niemitsch eine päpstliche Urkunde von 1205 erwähnt, in welcher von Civitates Niempze und Çprewe „offenbar in dem Sinne von Landschaften oder Gauen (Burgwarden)“ die Rede ist. Die Möglichkeit, dass in diesem Sinne auch von einer Civitas Rethre gesprochen werden konnte, dürfte damit dargethan sein. Es fragt sich nur, ob an der betreffenden Stelle bei Adam nicht besondere Gründe gegen eine solche Annahme sprechen, und dies scheint mir der Fall zu sein. Denn es heisst: Civitas ipsa novem portas habet, undique lacu profundo inclusa, pons ligneus transitum praebet etc. Hier ist offenbar nur von einem See die Rede, in welchem die Civitas ipsa gelegen ist. Dies passt auf die Landschaft oder den Gau nicht. Wenn man die Autorität Adam's anerkennt, so wird man also auch Civitas im Sinne von Urbs, wie Thietmar sagt, nehmen müssen; dem widerstreitet auch die Annahme, dass Feldberg als Rethra zu deuten sei, nicht.

Ausserordentliche Sitzung vom 22. Januar 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Ausschuss hat Hrn. Koner zum Obmann erwählt.

(2) Hr. Grempler meldet in einem Schreiben vom 22. Januar, dass am Tage zuvor der Custos des Breslauer Museums, Dr. Luchs begraben worden ist. Derselbe habe seit 2 Jahren gekränkelt und sei schliesslich an Nierenschrumpfung mit Hypertrophie des linken Herzventrikls gestorben.

Der Vorsitzende giebt dem Schmerze um den Verlust des hochverdienten Mannes Ausdruck, dem die Provinz Schlesien und die archäologische Wissenschaft die Herstellung des schönen Alterthums-Museums in Breslau und eine grosse Reihe vortrefflicher Localforscungen verdankt.

(3) Der Hr. Cultusminister übersendet unter dem 21. Januar eine Abschrift einer von ihm, in Gemeinschaft mit dem Minister des Innern, an sämmtliche Oberpräsidenten erlassenen Verfügung vom 30. December 1886, betreffend

die unbefugten Aufgrabungen vorgeschichtlicher Alterthümer und die Verschleppung der Funde.

Die unbefugten Aufgrabungen der Ueberreste der Vorzeit — Stein- und Erdmonumente, Gräberfelder, Reihengräber, Urnenfriedhöfe, Wendenkirchhöfe, Steinhäuser, Hünengräber, Hünen- oder Riesenbetten, Ansiedlungsplätze, Ringwälle, Landwehren, Schanzen, Mauerreste, Pfahlbauten, Bohlbrücken u. s. w. aus römischer, heidnisch-germanischer oder unbestimmbar vorgeschichtlicher Zeit, — sowie die Verschleppung der dabei gewonnenen Fundstücke haben neuerdings in verschiedenen Provinzen des Staates einen Umfang angenommen, welchem die Staatsbehörden im allgemeinen Interesse entgegenzutreten haben werden. Nachdem ich, der Minister der geistlichen pp. Angelegenheiten, bereits durch meinen Erlass vom 12. Juli 1886 U. IV 2224 II. Ew. Excellenz Fürsorge für diesen Gegenstand im Allgemeinen in Anspruch genommen habe, und durch die in Gemeinschaft mit dem Hrn. Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten erlassene Verfügung vom 15. Januar 1886 U. IV Nr. 121 M. d. g. A. Nr. 753 M. f. L. D. u. F. II/III. die Ausgrabungen auf fiskalischem Terrain der Domänen- und Forstverwaltung von der Genehmigung der Centralstellen abhängig gemacht worden sind, bestimmen wir nunmehr in Ansehung der Liegenschaften der städtischen und ländlichen Gemeinden im ganzen Staatsgebiete, dass in allen Fällen vor Beginn derartiger Ausgrabungen, bezw. vor Ertheilung der erforderlichen Genehmigung der Aufsichtsbehörde unter Darlegung der obwaltenden Umstände an uns Bericht zu erstatten ist. Nachdem unsererseits dem Conservator der Kunstdenkmäler Gelegenheit zur etwaigen Einwirkung auf die einzelnen Fälle gegeben worden ist, und, so weit als nöthig, die sachverständige Leitung der bezüglichen Arbeiten, sowie die Sicherung der etwaigen Fundstücke vorgesehen ist, werden wir — eventuell unter Aufstellung

der der Sachlage entsprechenden Bedingungen — die Vornahme der Ausgrabungen genehmigen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Eingangs beregten Denkmäler der Vorzeit als Sachen von besonderem historischen und wissenschaftlichen Werthe anzusprechen sind, zu deren Veräusserung oder wesentlichen Veränderung, insbesondere Aufgrabung, Bloslegung, Zerstörung ihres äusseren Ansehens, gänzlichen oder theilweisen Entfernung ihres Inhalts — es sei durch die Gemeinde selbst, oder mit ihrer Erlaubniss durch Dritte — ein Gemeindebeschluss und die Genehmigung desselben durch die vorgesetzte Aufsichtsinstanz erforderlich ist.

> Vergl. §§ 16 und 30 Zuständigkeitsgesetz vom 1. August 1883 für die Kreisordnungs-Provinzen, § 50 Nr. 2 der Städteordnung vom 30. Mai 1853 für die sechs östlichen Provinzen, § 49 Nr. 2 bezw. § 53 Nr. 2 der Städteordnung vom 19. März 1856 und der Landgemeindeordnung vom 19. März 1886 für Westfalen, § 46 Nr. 2 bezw. § 96 der Städteordnung vom 15. Mai 1856 und der Landgemeindeordnung vom 23. Juli 1845 für die Rheinprovinz, § 71 Nr. 2 Gesetz vom 14. April 1869, betreffend die Verfassung und Verwaltung der Städte und Flecken der Provinz Schleswig-Holstein, Circular-Erlass vom 5. Nov. 1854. Min. Bl. d. inn. Verw. p. 1855 S. 2.

Dies trifft zunächst, und ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, alle sich äusserlich als Werke von Menschenhand kenntlich machenden Stein- und Erdmonumente unbestimmten Alters (frühgeschichtliche und vorgeschichtliche unbewegliche Denkmäler), speciell die heidnischen Grabstätten, als Reihengräber, Hünengräber, Riesenbetten, einzelne Tumuli, Ansiedlungsplätze pp., wobei zu beachten ist, dass nicht selten schon die äussere Lage und Anordnung der Grab- und anderen Denkmäler, auch abgesehen von ihrem Inhalt und ihrer inneren Anordnung, für die Erkenntniss der besonderen Culturrichtung eines untergegangenen Volks oder Volksstammes von Wichtigkeit ist.

Es ist nothwendig, dass die Königlichen Regierungen sich durch die von ihnen in Anspruch zu nehmende freie Thätigkeit der Localinstanzen, die Königlichen Landräthe, Localbaubeamten und Kreisschulinspectoren, die Amtsvorstände, die Geistlichen und Lehrer, oder durch andere geeignete und ortskundige Vertrauensmänner, welche ihnen die überall bestehenden wissenschaftlichen Vereine für die Alterthumskunde an die Hand geben können, allmählich eine Uebersicht über das Vorhandensein und den Zustand der frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Stein- und Erddenkmäler ihres Bezirks verschaffen, die bedeutenderen zutreffenden Falls in die Lagerbücher der Gemeinden aufnehmen lassen und Alles vorbereiten, was die demnächstige Festlegung derselben in den vorhandenen Kreis- und Bezirkskarten grösseren Maassstabs, worüber s. Z. besondere Bestimmungen vorbehalten bleiben, ermöglicht.

Aber auch die nicht zu Tage liegenden Grabstätten pp., die etwa bei absichtlicher oder zufälliger Aufgrabung des Grund und Bodens gefunden werden, charakterisiren sich in dem Augenblicke als Gegenstände von besonderem historischen und wissenschaftlichen Werthe, wo sie aufgedeckt werden, dergestalt, dass jede eigenmächtige Zerstörung, Veräusserung oder Veränderung ihrer Gesammtanordnung oder ihres Inhalts (Urnen und Thongefässe, Steine, Waffen und Geräthe aus Stein oder Metall, Münzen, Gegenstände von Glas, Bernstein und anderen Stoffen pp.) oder gar Entfremdung der letzteren unterbleiben muss.

Die Kommunalbehörden werden dafür verantwortlich gemacht werden können, dass in solchen Fällen sogleich der weiteren Bloslegung Einhalt gethan, die Anlage und deren Inhalt in jeder möglichen Weise gegen Veräusserung oder Entfremdung geschützt und thunlichst bald an die Aufsichtsbehörde berichtet wird. In den

Contracten mit Bau- und anderen Unternehmern kann das Erforderliche vorgesehen werden.

Befinden sich Gegenstände der vorgedachten Art, wie Urnen, Waffen pp. und andere frühgeschichtliche oder vorgeschichtliche bewegliche Denkmäler, es sei von früheren Ausgrabungen her oder aus anderen Erwerbsquellen, im Besitze von Gemeinden, so unterliegen auch diese dem obgedachten Veräusserungs- und Veränderungsverbote, von welchem nur die Aufsichtsbehörde nach vorgängiger Zustimmung der Centralinstanzen dispensiren kann.

Ew. Excellenz ersuchen wir ergebenst, die ihnen unterstellten Verwaltungsorgane, so weit dieselben für diese Angelegenheit in Betracht kommen, gefälligst mit entsprechender Anweisung zur practischen Geltendmachung der entwickelten Gesichtspunkte zu versehen und mit den Provinzial-Verwaltungen wegen analoger Anweisung an die communalständischen Beamten gefälligst in Verbindung zu treten.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
v. Gossler.

Der Minister des Innern
In Vertretung:
Herrfurth.

(4) Die erste Nummer des Journals der neuen anthropologischen Gesellschaft zu Bombay (The Journal of the Anthropological Society of Bombay. 1886) ist eingetroffen. Dasselbe enthält, ausser Aufsätzen über indische religiöse Gebräuche, eine Note über das Einbalsamiren im alten Indien, eine Abhandlung über die Ghosis oder Gaddi Gaolis im Deccan und endlich einen Bericht über den haarigen Mann von Birma (dritte Generation), der demnächst eine Reise nach Europa antreten sollte.

(5) Hr. R. Forrer jun. in Zürich übersendet einen Beitrag zu den Diskussionen über die

räthselhaften grossen, gebogenen Bronzenadeln mit Schlussring.

„Hr. Olshausen fragt nach der Altersbestimmung dieser Geräthe und führt an, dass mit dem Hohenhöwener Exemplar zusammen 2 Lanzenspitzen und eine Fibel (Bronze) gefunden worden seien. Dieser Fund wäre somit der Bronzezeit zuzuweisen, und damit stimmt bestätigend das archäologische Material überein, mit dem man die fraglichen Bronzenadeln im Zürichsee zusammen gefunden hat. Alle jene Zürichsee-Nadeln fraglicher Form zeigen die schöne Bronzefarbe, wie sie die Beile, Haarnadeln, Messer u. s. w. unserer Bronzepfahlbauten in genau gleicher Weise vorführen, — im Unterschied zu den Bronzen der Tènezeit, die durchweg in einer helleren Farbe erscheinen[1]). Der Pfahlbau „Grosser Hafner“, der ein, mit dem Hohenhöwener Stück vollständig übereinstimmendes Geräthe geliefert hat, zeigt, neben Stein und Kupfer, die Bronzecultur in ihrer Blüthe. Als jenes Stück im Jahre 1883 gefunden wurde, habe ich keinen Augenblick gezögert, es für letztere Epoche in Anspruch zu nehmen. Dies bestätigen wiederum die etwa 8, mir vom „Haumesser“ bei Wollishofen bekannten ähnlichen Stücke[2]). Jener Pfahlbau gehört wiederum in die Zeit der Bronze und ist unzweifelhaft eine der reichsten und interessantesten Bronzestationen der Schweiz. Wir dürften somit nicht fehl gehen, wenn wir die fraglichen Nadeln dem ausgebildeten Bronzealter zuweisen.

---

1) Vgl. „Antiqua“ 1886 S. 15.

2) Vgl. „Antiqua“ 1886 S. 31 und Taf. VII Fig. 3, ferner J. Heierli, Der Pfahlbau Wollishofen“ (Mittheil. d. ant. Ges.) und Dr. v. Rau, Juliheft dieser Verhandl.

„Wenn Hr. Dr. v. Rau indessen einen italischen Ursprung für diese Stücke in Anspruch nehmen möchte, so bedauere ich, dem widersprechen, vielmehr für einen einheimischen Ursprung eintreten zu müssen. Die bei diesen Nadeln zum Ausdruck gekommene Technik passt vollständig zu derjenigen unserer Pfahlbauten, und wenn wir bedenken, dass diese Objecte in ihrer Mehrzahl bisher nur hier, in unseren Pfahlbauten gefunden worden sind, Italien dagegen unseres Wissens ohne genügende Parallelen dasteht, so kann der einheimische Ursprung wohl kaum bezweifelt werden. —

Was die Verwendung, bezw. den Zweck dieser Nadeln anbetrifft, so wird hier vorläufig Alles nur unsichere Vermuthung bleiben. Als das „Gross-Hafner-Stück" zum Vorschein kam, dachte ich, wie betont, anfangs an eine Waffe, später aber an eine grosse Schmucknadel, bezw. Gewandnadel. Im Letten bei Zürich, in Hallstatt u. a. O. hat man ebenfalls grosse und unverhältnissmässig schwere Nadeln in mehreren Exemplaren gefunden, und man wird nicht umhin können, sie als Geräthe zu deuten, die zum Zusammenhalten der Kleider getragen worden sind. (Einer unserer Freunde meinte einst scherzhaft, sie möchten vielleicht verlassenen Pfahlbau-Schönen als Werkzeug der Gerechtigkeit gegen ihre untreuen Geliebten gedient haben.) Ob aber die fraglichen Bronzegeräthe zu Nadeln im Sinne der „Säbelnadeln" gedient haben, muss ich dahingestellt sein und anderen zu entscheiden überlassen. Beiläufig gesagt, trägt eines der im Besitze der Züricher antiquarischen Gesellschaft befindlichen Stücke in dem grossen Schlussring zwei kleine Bronzeringel.

(6) Hr. M. Müschner hält einen Vortrag über

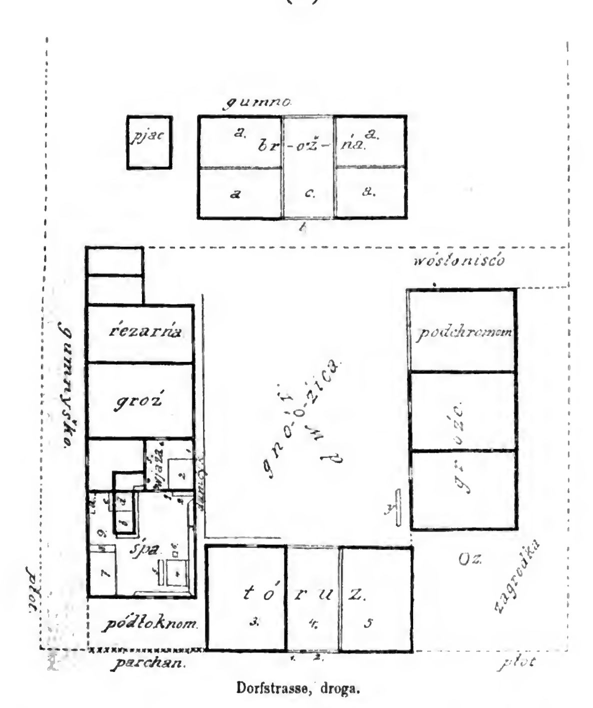
das Spreewaldhaus [1]).

Das Niederwendische, so weit ich es kenne, zerfällt in 3 Dialecte. Am rechten Spreeufer, nördlich von Peitz, in der Gegend Fehrow-Tauer, wird das l ohne Ausnahme scharf ausgesprochen. „Ja som želala" (ich habe gearbeitet), sagt das Mädchen aus Fehrow. — Die eigentlich spreewäldische Mundart findet sich am linken Spreeufer und südlich von Peitz am rechten. Hier wird das in slavischen Schriften durchstrichene l (ł) wie u, wie das englische w ausgesprochen. „Ja som želała", sagt das Mädchen aus Burg. — Die dritte Mundart findet man in der Richtung Peitz-Forste. Dort wird das r hinter k und p als r prononcirt, während es in den beiden erstgenannten Districten wie sch lautet. „Kromicu kraj a prosareju daj" („Brot schneide und Bettler gieb"), sagen die Gross-Lieskower; der Spreewälder hingegen: „Křomicu křaj a přosareju daj" (spr. Kschomizu kschaj a pschossareju daj). Es dürften hiernach die heutigen Wenden Ueberreste verschiedener Stämme sein.

So zerrissen die Wenden indess nach ihrer sprachlichen Seite zu sein scheinen, um so mehr Uebereinstimmung scheint mir in der Auswahl des Terrains zur Anlage ihrer Dörfer zu herrschen, um so einheitlicher kommen sie mir in der Anlage des Hofes vor, um so mehr Uniformität findet man sammt und sonders in ihren Wohnstuben.

Bei der Anlage der Dörfer, deren Namen eine treffende Bezeichnung der

1) Die Ueberschrift ist nicht ganz zutreffend und müsste etwa „der wendische Bauerhof" lauten. Sie ist indessen gewählt worden, da der Aufsatz ein Pendant zu demjenigen von W. von Schulenburg in der Zeitschrift für Ethnologie 1886 S. 123 ff. sein soll, und da spreewäldisch mit wendisch gar oft identificirt wird, ob mit Recht, will ich dahingestellt sein lassen.



Dorfstrasse, droga.

Orts-Individualität sind, scheint in erster Linie auf deren Lage zum Wasser geachtet worden zu sein. Fast überall finden wir hinter den Gärten den Abzugsgraben, das bleibende Andenken an die ehemalige Niederung, die das, aus Hof und Garten abfliessende Wasser aufnahm. Liegt ein Ort an einem fliessenden Wasser, so finden wir dasselbe im Allgemeinen erst hinter den Gärten. Diese ehemalige Niederung hinter den Gärten hat verschiedene Namen, die aber im Grossen und Ganzen so ziemlich dasselbe besagen. Sie heisst z. B. lěs (Hain), błota, błošco (Hain?)[1], klin (Keil, Pfahl), wólše (Erlenbusch), brjazki (Birkenhain), zagumnami (hinter den Gärten) u. s. w. Besonders die Namen błota, błošco und klin scheinen darauf hinzudeuten, dass sich dort eine Art Holzschutz gegen das Eindringen des Wassers in das Dorf befunden haben mag.

Ein wenig höher, womöglich von dem lěs aus allmählich aufsteigend, liegt der Garten (gumno), in dem fast durchgängig die Scheune (brožńa) und der Backofen (pjac) zu finden sind. Diese beiden gehören also nicht zum dwór (Hof). Nach meinem Dafürhalten sehen wir in diesem wendischen gumno das bekannte Jumne. Der Local von gumno heisst gumńe, und in alten Urkunden finden wir gar oft die

1) Der Spreewald heisst wend. błota; Sumpf = błota im polnischen u. s. w.

wendisch klingenden Ortsnamen in diesem Casus[1]). Nun könnte dagegen der Einwand gemacht werden: Wie kommt das j an die Stelle des g? Darauf möchte ich erwidern, dass diese beiden Laute ihre Rollen nicht selten vertauschen, dass es im Lüneburgisch- sowohl, wie im Meklenburgisch-Wendischen eine ziemliche Anzahl von Wörtern giebt, die da ein tj haben, wo das heutige Wendisch ein k, bezw. g hat, z. B. lüneburgisch: weitje — wiki (Marktplatz [Stadt]), tjäupal — kupil (kaufte), tjöhlu — kolaso (Rad), stjoht — skót (Vieh), djuhl — gola (Wald), wildje auch wileje — welgi (sehr), wiltja — welika (gross); meklenburgisch: tjerita — kóryto (Krippe), tjorda — twarda (hart), sjot — swet (Welt) u. s. w. Leider habe ich eine Vocabel für Garten im Altwendischen bis jetzt noch nicht gefunden, aber angesichts der genannten Wahrnehmungen und in Anbetracht des Umstandes, dass das heutige Niederwendische sich mit jenem Altwendischen ziemlich nahe berührt, fühle ich mich in der Annahme bestärkt: Jumne bedeute „Garten“, event. „im Garten“.

In dem District Lieskow-Weissagk bei Cottbus heisst der Garten guwno, und bekanntlich steht Guben in alten Urkunden so ähnlich verzeichnet.

Jumneta ist eine Form von Jumne und würde etwa so viel besagen als „ein gartenähnliches Land“ oder „ein viele Gärten enthaltender Landstrich“. Wir könnten im heutigen Wendischen analog dieser Form sagen „gumnate“; ich habe indessen diese Form, die durchaus nicht sprachwidrig ist, — ich erinnere nur an gownate, — nie gehört, sondern statt dessen das etwas längere gumnowate.

Dass Jumne auch Julin genannt wird, dass diese Insel also zwei verschiedene Namen hat, ist keine vereinzelte Erscheinung, z. B. heisst Branitz bei Cottbus auch Rogeńc, Horno bei Spremberg auch Lěsće. Julin ist das wendische gólina; denn der Wald (góla) heisst im Lüneburgischen djuhl. „Mala wa djuhl“, sagt Parum-Schulz in seiner Chronik, d. h. mala wó góli (die [der?] Kleine ist im Walde).

Die Scheune steht also im Garten. Sie ist vollständig aus Holz construirt, ruht auf einigen mächtigen Feldsteinen und ist mit Stroh gedeckt. Hierbei muss ich bemerken, dass ich mich in meinen Ausführungen nirgends auf die Abweichungen der Gegenwart beziehe, sondern mich an die noch bestehenden Gehöfte alten Styls halte und das Ergebniss meiner dreissigjährigen Beobachtungen etwa in die Zeit vor 1864 verlege. Der Name brožńa (Scheune) scheint mit waten (brožiś) zusammenzuhängen und darauf hinzudeuten, dass man, um zur Scheune zu gelangen, waten musste, dass der Garten also eine niedrigere Lage hatte als der Hof. In den Vierteln (*a*) liegen quer auf den Schwellen starke Stangen an einander gereiht, auf denen der Segen der Ernte ruht, ohne von unten feucht zu werden. Es bereitete Kindern keine Schwierigkeit, unter der Scheune hindurchzukriechen. Die in letzter Zeit gebauten Scheunen zeigen ausnahmslos ein gemauertes Fundament. Die Tenne (*c*) ist genau so breit wie das Scheunenthor (*b*).

Der Backofen (pjac) steht bald vor, bald hinter der Scheune, aber stets auf der Seite im Garten, auf der auf dem Grundstück das Wohnhaus steht. Was Hr. W. v. Schulenburg darüber schreibt, trifft zu.

Nun kämen wir zu dem wendischen Bauerhof (dwór). Derselbe wird von 2—4 Gebäuden gebildet, die so zu einander stehen, dass sie ein Rechteck, bezw. ein Quadrat, den eigentlichen Hof, einschliessen und mit der Umzäunung ein abgeschlossenes Ganze bilden. Mit der Giebelseite zur Strasse stehen stets das Wohn-

---

1) Der Wende hat für Wiese zwei Bezeichnungen: a) ług, loc. łuze, aus dem der Name Lausitz (wend. łužica) entstanden ist, und der dem deutschen Luch entspricht, und b) łuka, loc. łuce, die Wiese in eigentlichem Sinne. Usedom = łuze (spr. use) dom = Wiesenheim.

haus und das Stallgebäude, und diese beiden scheinen auch wendischen Ursprungs zu sein, während das Thorhaus (tóruz), wie der Name schon sagt, der deutschen Hofanlage entlehnt ist. Die Gebäude des einen Grundstücks berühren sich in den seltensten Fällen mit denen des Nachbars. Entweder der, hin und wieder zum Altentheil gehörige, kleine Obstgarten (gumnyško) oder der Gemüsegarten (zagrodka) liegt zwischen beiden.

Der Zaun heisst plot. Eigenthümlich ist es, dass der, der Wohnstube gegenüberliegende, an der Strassengrenze stehende Zaun „parchan“ [1]) genannt wird, welches Wort etwa den Sinn von „Strassenkothabhalter“ hat. In vielen Fällen ist dieser Parchan nicht aus Latten, sondern aus ziemlich hohen Brettern hergestellt. Hin und wieder fand man ihn bis zur Brusthöhe aus dicken Bohlen errichtet, auf denen die bekannten Schwertchen im Kreuzgang ein mächtiges Gesims trugen. Name wie Bauart also lassen darauf schliessen, dass der Parchan dem beim nassen Wetter durch schnelles Fahren auf der ehemals unchaussirten Dorfstrasse emporgeschleuderten Strassenschmutz den Zugang zu dem Lehmhäuschen (Blockhaus, zum Theil mit Lehm überstrichen, oder auch Fachwerk, mit Lehm ausgeklebt) versagen sollte. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, dass dieser Parchan, der mit den geflochtenen Zäunen und Holzhäusern einer Dorfseite nicht selten das Gepräge einer hölzernen Mauer gab, auf dem Aussterbeetat sich befindet. Para = Morast, Strassenkoth; Dorf Parey = im Morast; Parchim (??).

In der Fluchtlinie des parchan ist die Strassenfront des Thorhauses (tóruz). In der Mitte desselben bemerkt man das mächtige Thor (2) — rota — mit der Thür (1) — dwórowe źurja d. h. Hofthür — über der hohen Thürschwelle (prog). Wo das Thorhaus fehlt, da verbietet in der Regel ein Thor und Thür enthaltender Bretterzaun dem Nachbarn, wie dem Fremdling, einen Blick auf das Leben und Treiben drinnen. Manchmal fehlt der auf der Zeichnung im Thorhaus befindliche Stall (3). In diesem Falle reicht der Thorweg (4) — tóruz — unmittelbar an die Giebelwand. In dem stallähnlichen Raum (5) wird, falls er nicht zum Stall oder zur Gesindekammer eingerichtet ist, die Streu aufbewahrt; hier liegen auch Pflug (chólyj) und Egge (brona).

Der Hofraum (dwór) vertieft sich nach der Mitte zu allmählich zu der gnoźica (Dunggrube), in welche sich das Wasser zusammenzieht, und wo die tiefste Stelle trügerisch mit schwimmender Streu (swańo) überdeckt ist. An den Gebäuden entlang ist durch aufgeworfene Erde ein nicht ganz ebener, aber einigermaassen sicherer Gang (damcyk d. h. kleiner Damm) geschaffen. In der Ecke zum Brunnen (*z*), der entweder vor oder hinter einem mit der Giebelseite zur Strasse stehenden Gebäude steht, befindet sich die Rinne (*y*) — kóryto — zum Tränken der Rinder, die im Sommer auf die Weide (pastwa) gehen.

Das Wohngebäude (wjaža) steht in der Regel so, dass zwischen ihm und dem genannten parchan Raum genug für ein Vorgärtchen vorhanden ist. Jedoch wird er erst in neuerer Zeit dazu eingerichtet. Früher lag derselbe unbenutzt da und wurde podłoknom d. h. „unterm Fenster“ genannt, ja, er diente wohl gar als Scherbenplatz. — Im Hausflur (wjaža) steht die auf den Boden führende Treppe (2). Die unansehnliche Thür (4) führt zu der sogenannten kuchńa (Küche?), die lediglich aus dem unteren, erweiterten Theil des Schornsteins gebildet wird und durchaus nicht als Küche nach deutscher Anschauung dient. Bei Neubauten kommt

---

1) Slav. parkan = Plankenzaun. Im Niederwendischen heisst aber jedweder Zaun plot, sofern er nicht die auf dem Situationsplan mit „parchan“ bezeichnete Stelle einnimmt.

diese Art von kuchńa nirgends mehr vor. — Die Thür (5) im Hausflur führt zu der komóra (Kammer), die oft zur Ausgedingerstube eingerichtet ist.

Manchmal findet man im Hausflur noch eine Thür (6). Dieselbe liegt der Stubenthür (3) gegenüber und führt in den angrenzenden Kuhstall. Nach der neueren Bauordnung soll das nicht mehr gestattet sein, eine steinerne Giebelwand soll Stall und Hausflur von einander trennen. Mir scheint die alte Form die ächt wendische zu sein, und das um so mehr, wenn ich bedenke, wie sehr heute noch dem Wenden sein Vieh ans Herz gewachsen ist, und dass er dasselbe als etwas Göttliches bezeichnet. Gott = bog, Gottes = boga und das Adjektivum bóžy, bóža, bóže z. B. Gottes Kinder = bože źiśi; Vieh = zbóžo, d. h. aus (von) dem Göttlichen. Der Viehmarkt heisst hingegen skótne wiki; Vieh auch skót, dobytk.

Die Stube (śpa) dient zugleich als Wohnstube, Schlafstube und Küche. An derselben Wand, an der im Hausflur die Treppe auf den Boden führt, steht in der Stube ein, unserem Küchenspind nicht unähnliches, meist roth angestrichenes Möbel (2), dessen oberer Theil, der zwei oder mehr Reihen bunter Porzellanteller, die mit ihrer blumenreichen Innenseite nach dem Tisch blicken, und bunte Tassen trägt, polica genannt wird, und dessen unterer Theil den Namen spiška (Schrank) führt. — In dem Winkel (1) zwischen polica und Thür hängt das lange Handtuch (hantwal, šant), das an Wochentagen einfach weiss, an Sonn- und Festtagen aber an beiden Enden bunt gestickt und fast nach russischer Art mit blauen, rothen u. s. w. seidenen Bändchen zierlich geschmückt ist. Ja, dann prangt an dieser Stelle wohl gar jene schneeweisse, buntgestickte Schärpe (hantwal, šant), die der družba (Brautführer) umhatte, als er mit seinem klirrenden Schleppsäbel die jetzt emsige Hausfrau als cesna ńewesta (Braut) zum Traualtar führte, als er diese Braut um den bekanntlich hohen Preis aus dem Verbande der Dorfmädchen loskaufte, und als er in später Abendstunde im Namen der Braut die rührenden Abschiedsworte an die Eltern, Geschwister, Verwandten und Bekannten derselben richtete. — An der Wand der Hofseite und an der der Strassenseite befindet sich die, an die Mauer befestigte Bank (3) (wawa, wałka). An dem Ende zu der polica fehlt wohl auf der Bank niemals und nirgends der irdene Wasserkrug (krušk) oder Wassertopf (gjanc). — Der Tisch (4) steht in der für ihn bestimmten Stubenecke stets so, dass er von zwei Seiten von der langen Bank (3) eingeschlossen wird. Der Hofwand gegenüber steht vor dem Tisch (blido) die, unserer Küchenbank ganz ähnliche Holzbank (5) — blidko d. h. kleiner Tisch —, und der Stuhl (6) — stoł —, falls ein solcher vorhanden ist, hat seinen Platz vor dem Tisch, nach der Thür zu. Niemals darf auf dem Tische das Brot fehlen. Brot = klěb, ein Laib Brot = kŕomica, ein kleines rundes Brot = kólac, die Stulle, d. h. Schnitte Brot = skiba. Das angeschnittene Brot (kŕomica) liegt, die Schnittfläche stets der Thür abgewendet, auf dem Tisch vor dem Stuhl (6) und ist sorgfältig mit dem Tischtuch (rubiśćo) zugedeckt, damit der Segen nicht aus dem Hause weiche. — Zwischen den Strassenfenstern hängt ziemlich hoch der kleine Spiegel (glědałko), zwischen Fenster und Ehebett (7) die Wanduhr (zeger). Das mehr als zweispännige Ehebett (póstola) — die Ehegatten schlafen stets beisammen — ist durch schöne Falten bildende, bunte Vorhänge (forangi) einigermaassen vor allzu neugierigen Blicken geschützt. Das Fussende dieses grossen und auffällig hohen Bettes stösst an den Herrenkleiderschrank (8) — spiška —, dessen Front nach der Hölle (9) — hela — zeigt. Hinter dem Ehebett befindet sich in einzelnen Fällen noch eine Kammer, eine Art Speisekammer, in der auch die für die Damengarderobe unentbehrliche Lade (lotka) nicht fehlt. Ein Keller (piwnica) trat früher seltener auf, und wo ein solcher sich

befand, da lag er unter der eben genannten Kammer, welche in Folge dessen wohl an zwei Stufen höher lag, als der Fussboden der Stube. — In der Hölle (9) sieht es ziemlich bunt aus. Da steht das Bett (*a*) der Grossmutter, bezw. der Grosseltern (eine Ausgedingerwohnung scheint neueren Datums zu sein), oder es ist, falls diese nicht mehr leben, von der Tochter des Hauses occupirt. Vor dem Bett liegt das für den Tagesbedarf erforderliche Brennmaterial u. s. w. — Der aus Kacheln errichtete Ofen (*b*) (kameny) hat die Gestalt eines Cubus, der vielleicht etwas über 50 *cm* Abstand von der Stubendecke hat. — Den Zweck des Ofenrohres erfüllt eine Art Nebenofen (*d*), glinka genannt, welcher, aus Ziegelsteinen und Lehm hergestellt, etwa nur halb so hoch, aber ebenso tief wie der Ofen ist. Auf dieser glinka liegt im Winter in der Regel klein gehauener Kiehn zum Trocknen u. s. w. Die an glinka und Ofen entlang führende Bank (*c*) heisst muŕka, mit deren Höhe erst der eigentliche Ofen beginnt. Die wendischen Bezeichnungen lassen darauf schliessen, dass ehemals der Ofen aus Steinen (kameń = Stein), die glinka aus Lehm (glina) errichtet gewesen sein mag, derart, dass um beide herum ein kleiner, zum Sitzen und Ruhen dienender, von Steinen und Lehm aufgeführter Wall (Mauer = murja) geführt hat. Das, was Hr. W. v. Schulenburg über den Ofen schreibt, scheint diese Ansicht zu bestärken. — Der Kamin (*e*) (pjacyk d. h. kleiner Backofen) befindet sich stets bei der Stubenthür, der polica gegenüber, fast unmittelbar in der kuchńa, wie die Zeichnung zeigt. Die Kaminecke an der Glinka wird nugošk (nugel) genannt. Dort sitzt in den langen Winterabenden die Hausfrau vor ihrem Spinnrädchen, während der Hausherr auf dem davorstehenden Hauklotz (kušk) den Kiehn zerkleinert oder, auf der Murjka lang hingestreckt, schnarcht. — Wird die Wohnung zur Spinnstube eingerichtet, dann wandert der schwere Tisch an das Ehebett, die Bank (5) — blidko — wird davor gestellt, und an 20 Spinnrädchen schnurren bald darauf in Reihe und Glied vor wawa, blidko und muŕka.

Es sei mir gestattet, vor dem Verlassen der Stube noch ein Wort über die wałka[1]) (Bank) zu sagen. Als ich einmal in Saspow bei Cottbus mich nach dem nächsten Wege nach Merzdorf erkundigte, wurde mir der kurze Bescheid: „źi přez wałku!“ Die wałku in der Spree nicht kennend, combinirte ich, es müsse, da ein, über einen Bach führender, langer Balken auch wałka genannt wird, ein solcher Steg dort irgendwo über die Spree führen; aber ich fand keinen Steg und watete aufs Gerathewohl hindurch. Nachträglich erfuhr ich, dass die sogenannte wałka kein Steg, sondern eine, fast quer durch die dort sehr breite Spree gehende Untiefe, eine Art Sandbank (Fuhrt) sei. Wałki heisst in Dissenchen bei Cottbus eine Feldmark, die an der Stelle liegt, wo ein nachweisbarer alter Weg durch eine sumpfige Niederung führte. Ob dieser ehemalige Uebergang, denn nach diesem ist die Feldmark zweifelsohne bezeichnet, auch die Gestalt eines quer durch die Niederung führenden Dammes gehabt hat, oder nach Art schmaler Holzbrücken construirt gewesen ist, das weiss ich leider nicht. Kurz, wałka (Bank) bedeutet auch eine Art Uebergang und scheint mit unserem deutschen „Wall“ verwandt zu sein. Darf man hiernach nicht annehmen, dass auch die wałka oder wała in der Stube ursprünglich ein Damm oder Wall, ähnlich der muŕka am Ofen, gewesen sein mag? dass Pritzwalk ehemals derart befestigt gewesen sein mag, — Riedel in seinem Werk bestätigt es, — dass es ganz von Wasser umgeben

1) Die grosse Bank heisst ława, die kleine ławka, und ich bin geneigt, sie in Folge der verschiedenen Aussprache auch wawka (wałka) zu bezeichnen, um mich so dem deutschen „Wall, walken, wälzen, Welle“ nähern zu können. Wendisch žwała = die Welle, russisch ławka = die Bude.

und auf fraglichen Uebergängen (přez = durch, walki) erreichbar gewesen sei? Auch Pasewalk (d. h. unterhalb der Fuhrt) scheint hierher zu gehören.

Der Stall heisst groź, das Stallgebäude groźe d. h. die Ställe. Seine Lage ergiebt sich aus der Zeichnung. Groź ist offenbar der Local von gorod oder grod (Burg), wo wir das Wurzelwort gor (gora = Berg) finden. Ten golc jo na groźe, d. h. der Knabe ist in der Burg; na kralojskim groźe = im königlichen Schloss. Unwillkürlich drängt mich diese innige Beziehung zwischen Stall und Burg, zwischen groź und grod, zu einer kleinen etymologischen Excursion. Die Idee der Einzäunung, der Umgürtung liegt zu Grunde den Worten: im Gothischen gards (Haus), garda (Stall), im Englischen garden, yard, gird, im Schwedischen gård (umzäunter Platz, Gehöft, Burg), im Dänischen giärde (Zaun), gaard (Hof, Haus), im Althochdeutschen garto (Zaun, Garten), im Neuhochdeutschen Garten, Gurt, im Lateinischen hortus, chors, cors, im Slavischen grod, gorod (Burg), groź u. s. w. Die Folgerungen aus diesen Andeutungen liegen auf der Hand. Nur wollte ich noch hinzufügen, dass die slavischen Namen, da in denselben das Wurzelwort gor (gora = Berg) nicht fehlt, auf eine terrestrische Umgürtung schliessen lassen, und dies scheint den Thatsachen nicht zu widersprechen. Denn der wendische Bauerhof hat nach der Mitte zu eine Vertiefung, die gnoźica (Dunggrube), rechts und links hinter den Stallgebäuden, also nach dem kleinen Obstgarten (gumnyško) und nach dem kleinen Gemüsegarten (zagrodka) zu, eine in gar vielen Fällen noch heute merkliche, sanfte Abdachung. Also steht das Stallgebäude auf einer künstlichen Bodenerhebung, auf einem Wall (gorod?).

Eigenthümlich ist die Bezeichnung zagroda, zagrodka (Gemüsegarten) d. h. etwa „hinter der Burg", hinter dem Burgwall (?). Der Wende kann sich die zagrodka kaum anders als hinter oder vor dem Stallgebäude liegend vorstellen, dagegen den Obstgarten (gumno) in der Umgebung der Scheune und den kleinen Obstgarten (gumnyško) zwischen seinem und des Nachbars Hof, also analog dem Gemüsegarten (zagrodka). Mir ist es, als gelte es noch der jüngsten Vergangenheit und zum Theil noch der Gegenwart, wenn Herr Friedel in seinem Werkchen „Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg" S. 41 schreibt: „Die wendischen Burgwälle sind aus Erde aufgeschüttet, entweder mit künstlichen Gräben versehen, oder in der Mehrzahl direkt in Sümpfen oder Seen angelegt, sei es auf einer natürlichen Bodenerhebung, sei es auf einem Pfahlrost oder einem Packwerk aus Baumstämmen und Zweigen, welches mit Steinen beschwert ist, den eigentlichen Wall trägt, und in dessen Innerem über dem höchsten Grundwasserstande trockenen Boden gewährt." Es gehört nicht zu den Seltenheiten, dass man in Ortschaften der Niederlausitz, in einer Tiefe von 1 *m* und darüber, Packwerk aus, mit Steinen belasteten Zweigen findet. Ich habe dies in dem so sandigen Dorf Dissenchen gesehen und von anderen Orten gehört.

Selbstverständlich muss, da die Scheune von den Stallgebäuden etwas entfernt liegt, die Futterkammer (řezarńa) in der Nähe des Viehes sein.

Falls dem Thorhause gegenüber hinter der gnoźica nicht ein zweites Thorhaus errichtet ist, befindet sich in einem Seitengebäude ein Schuppen (šupon oder pódchromom d. h. unterm Gebäude) für Wagen und Ackergeräth, auch für die, von dem Bauer selbst zu besorgende Tischlerei, Stellmacherei und Böttcherei.

Der Holzplatz (wóstonišćo d. h. Ort, wo Spähne sind) liegt entweder im Garten oder hinter einem Seitengebäude. Hier bearbeitet der Bauer auch das zum Ausbessern seiner Gebäude nöthige Holz.

An einem Ende eines Seitengebäudes findet man den hohen Brunnen (*z*) — studńa — mit dem mächtigen Ziehbrunnen (zwód d. i. aus dem Wasser), und ge-

wöhnlich steht in der Nähe die Rinne (*y*) zum Tränken des Viehes, das im Sommer auf die Weide geht.

Der Raum über einem Stall heisst nadgroźu, sofern er sich über mehrere Ställe hinzieht, nagroźami, falls er zur Aufbewahrung von Heu (seno) dient, chlěw, und halten Hühner daselbst nächtliche Ruh, grědlo. — Beachtenswerth scheint noch zu sein, dass die genannten beiden Seitengebäude (Wohnhaus und Stallgebäude) fast nirgends fehlen, vom Einhüfner herab bis zum Kossäten, ferner, dass zwischen Stube, Hof und Dorf in einer Hinsicht eine gewisse Uebereinstimmung nicht zu verkennen ist. Nehmlich, wie sich um die gnoźica Damm und Gebäude ziehen, so um den Dorfteich, der gar verschiedene Bezeichnungen hat, nicht selten Strasse und Dorf, so um den Estrich, Bank und Wand. Im Lüneburg.-Wendischen heisst die Stube dwarneitz, welches Wort wohl mit dwór (Hof) zusammenhängen mag.

Hierbei wollte ich bemerken, dass das wendische Wörterbuch von Zwahr Ungenauigkeiten und Irrthümer enthält, wie es im Časopis der Mašica Serbska nachgewiesen ist. — Was Hr. v. Schulenburg in der Fussnote über das Wiesenerz schreibt, ist im Allgemeinen zutreffend, nur wollte ich noch hinzufügen, dass wir den Raseneisenstein žygaźnik und das Wiesenerz žygaź nennen. —

Hr. Virchow macht darauf aufmerksam, dass bei der Erklärung wendischer Ortsnamen die heutigen, sehr veränderten Formen häufig nicht zur Ableitung aus der alten Sprache geeignet seien; man müsse vielmehr stets auf die älteste urkundliche Namensform zurückgehen. So hiess Usedom ursprünglich Uznam. Vineta sei wahrscheinlich nur durch eine falsche Lesung aus IVMNETA entstanden und dieses sei die skandinavische und wahrscheinlich nicht die wendische Form. —

Hr. v. Schulenburg bemerkt, dass im Bezirk von Burg (Oberspreewald) die brückenartigen Stege, die über die Fliesse führen, wendisch ława und auch von den wendisch redenden Bewohnern deutsch Bank genannt werden.

(7) Hr. Ed. Seler spricht über

den Codex Borgia und die verwandten aztekischen Bilderschriften.

Unter den in der Kingsborough'schen Sammlung enthaltenen Bilderschriften nicht historischen Inhalts befindet sich eine Anzahl, die ihrem Inhalt und der Art der Darstellung nach unstreitig zusammengehören. Das sind

1. der zweite Theil des Codex Telleriano Remensis und die vorderen Tafeln des Codex Vaticanus A.;
2. der Codex Borgia, Vaticanus B., Bologna, Fejérváry und Cod. Laud., welche letztere beide wieder, dem Styl der Darstellung nach, unter sich die grösste Aehnlichkeit zeigen;
3. der Codex Viennensis und die Codices der Bodley-Sammlung, welchen sich ein im Besitz des Frhrn. von Waecker-Gotter, des deutschen Ministerresidenten in Mexico, befindlicher Codex anschliesst, der mit leider ziemlich verwischten tzapotekischen Legenden versehen ist.

Für die ersten beiden dieser Codices, den Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A., existiren verlässliche Interpretationen, aus den ersten Zeiten nach der Conquista stammend und von Missionaren herrührend, die in langjährigem persönlichem Verkehr mit der Bilderschrift kundigen Eingebornen standen. Für die anderen fehlen solche. Denn die Interpretation, welche der Jesuit Fabregat für

den Codex Borgia geliefert hat, ist nur eine Studie auf Grund des, von den beiden erstgenannten gelieferten Materials und stammt aus einer Zeit, wo die Kenntniss der alten Bilderschrift im Volke nicht mehr vorhanden war. Bei einer Durchmusterung der Handschriften der Gruppe 2 erkannte ich, dass die Hauptdarstellungen des Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A., theils direct, theils in verwandten Darstellungen, auch in den Handschriften dieser Gruppe wiederkehren. Diese Wahrnehmung veranlasste mich, eine genaue Confrontation dieser Handschriften vorzunehmen, um, von dem, durch die vorhandene Interpretation des Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. gegebenen festen Punkte aus, womöglich zu einer Erklärung des Inhalts dieser Schriften vorzudringen. Dabei ergab sich, dass die Handschriften dieser Gruppe in der That nicht verschiedene Dinge behandeln, sondern dass eine bestimmte, verhältnissmässig kleine Zahl von Grundschriften in den verschiedenen dieser Handschriften typisch wiederkehrt.

Die Anordnung der Theile und die Folge der Darstellungen ist in den verschiedenen Codices sehr verschieden. Der Fortgang ist theils von links nach rechts (von vorn nach hinten), theils von rechts nach links (von hinten nach vorn), über verschiedene Blätter weggehend, oder auch unten rechts beginnend, nach links fortschreitend und dann umkehrend, oben nach rechts sich bis zum Anfang fortsetzend, oder umgekehrt. Beim Codex Telleriano Remensis, Vaticanus A. und Bologna bezeichnet das erste Blatt der Kingsborough'schen Zählung den Anfang des Codex; beim Codex Fejérváry und Codex Laud das letzte Blatt. Beim Codex Borgia bezeichnet das 38. Blatt der Kingsborough'schen Zählung den Anfang, und die Darstellung schreitet dann von rechts nach links bis zum Blatt 1 fort und setzt sich weiter von Blatt 76 bis zurück zum Blatt 39 fort. Der Codex Vaticanus B. enthält zwei verschiedene Theile: der eine beginnt auf Blatt 49 und ist von vorn nach hinten zu lesen, der andere auf Blatt 48 und ist rückwärts von hinten nach vorn zu lesen.

Bei der folgenden Liste von Parallelstellen ist überall die Kingsborough'sche Zählung zu Grunde gelegt. Ich beginne mit dem Codex Bologna, dessen Anfang das erste Blatt der Kingsborough'schen Zählung ist. Es ist

Cod. Bologna 1—8 = Cod. Borgia 31—38 = Cod. Vat. B. = 49—56,
„ „ 9—11 = „ „ 61—62 = „ „ „ = 13—17,
„ „ 12—13 = „ Fejérváry 11—12 unten = den oberen Mittelgruppen der unteren Abtheilung der Blätter 63—66 des Codex Borgia,
„ „ 14—24 enthalten, wie die Blätter 23—40 des Codex Fejérváry, neben den Figuren hohe Zahlenzusammenstellungen. Die Bedeutung derselben habe ich aber noch nicht enträthseln und directe Parallelen auch noch nicht auffinden können.

Beim Codex Fejérváry ist überall von hinten nach vorn zu lesen, und ich beginne daher mit den hinteren Blättern:

Cod. Fejérváry 44 hat eine gewisse Parallele in Cod. Laud 1 und ausserdem, wie Cyrus Thomas nachgewiesen, in Blatt 41, 42 des Maya Codex Cortesianus.

Cod. Fejérváry 41—43 = Cod. Borgia 25, = Cod. Vat. B. 67—70 unten und 71.

Die Blätter 31—40 des Cod. Fejérváry sind interessant durch die hohen Zahlen, die auf ihnen angegeben sind. Sie erinnern dadurch an Cod. Bologna 14—24, doch habe ich noch keine directe Parallele ausfindig machen können.

Das Gleiche gilt von Blatt 29—30 und von Blatt 23—28.

Cod. Fejérváry 20—22 unten = Cod. Vat. B. 57—59 oben,
„ „ 16—19 unten, hat keine directen Parallelen,
„ „ 16—22 oben = Cod. Borgia 22—34,
= „ Vat. B. 81—90 oben,
„ „ 13—15 unten = „ Vat. B. 57—59 unten,
„ „ 13—15 oben = „ Borgia 60,
„ „ 11—12 unten = „ Bologna 12—13, = den oberen Mittelgruppen der unteren Abtheilung der Blätter 63 bis 66 des Codex Borgia,
Cod. Fejérváry 11—12 oben, hat keine directen Parallelen,
„ „ 8—10 unten = Cod. Borgia 58,
„ „ 2—7 unten, Parallelen fehlen,
„ „ 5—10 oben, Parallelen fehlen,
„ „ 3—4 oben = Cod. Vat. B. 72—75, = den Gruppen der oberen rechten Ecke der unteren Abtheilung der Blätter 63—66 des Cod. Borgia,
„ „ 2 oben, hat keine directe Parallele,
„ „ 1, hat ebenfalls keine directen Parallelen.

Beim Codex Laud ist ebenfalls von hinten nach vorn zu lesen. Dieser Codex, der, wie schon oben erwähnt, im Styl grosse Aehnlichkeit mit dem Codex Fejérváry hat, fällt insofern aus der Reihe der übrigen heraus, als bei ihm nur wenige Stücke direct mit anderen zu parallelisiren sind. Es sind das

Blatt 33—38 = Codex Borgia 55—57 = Cod. Vat. B. 81—90 unten,
„ 2, das zu vergleichen ist mit Codex Borgia 22 unten,
„ 1, das zu vergleichen ist mit Blatt 44 des Codex Fejérváry.

Beim Codex Borgia beginne ich mit Blatt 38, das ohne Zweifel den Anfang des Codex bezeichnet, und es ist überall von hinten nach vorn zu lesen.

Cod. Borgia 31—38 = Cod. Bologna 1—8 = Cod. Vat. B. 49—56,
„ „ 26—30 = „ Vat. B. 3—10 und 76—80,
„ „ 25 = „ Vat. B. 67—70 unten,
= „ Fejérváry 41—43,
„ „ 22 oben bis 24 = „ Vat. B. 81—90 oben,
= „ Fejérváry 16—22 oben,
„ „ 22 unten ist zu vergleichen mit dem Blatt 2 des Codex Laud. Die 20 Tageszeichen sind den verschiedenen Körpertheilen eines Gottes zugeschrieben; nur steht hier der Gott Tezcatlipoca, auf dem Blatt des Codex Laud der Gott Tlaloc,
„ „ 18—21, eine sehr merkwürdige und interessante Darstellung, für die ich aber noch keine directe Parallele gefunden habe,
„ „ 17 oben = Cod. Vat. B. 20b,
„ „ 15—17 habe ich ebenfalls noch keine Parallele ausfindig machen können,
„ „ 14 = Cod. Vat. B. 27,
„ „ 13 fehlt eine directe Parallele,
„ „ 12 = Cod. Vat. B. 28,
„ „ 11 ist eine der vorigen (12) verwandte Darstellung; eine directe Parallele ist in den anderen Codices nicht zu finden.

Auf Blatt 10 beginnt eine Anzahl complicirter Darstellungen, die in den anderen Codices keine Parallelen haben, und deren Bedeutung zu enträthseln mir

bisher auch noch nicht gelungen ist. Sie setzen sich bis Blatt 1 und von Blatt 76 bis Blatt 69 fort.

Die beiden rechten Felder der oberen und mittleren Reihe des Blattes 68 des Cod. Borgia sind = Cod. Vat. B. 61—62.

Die anderen Felder dieser Reihen und die obere und mittlere Reihe des Blattes 67 = Cod. Vat. B. 18—20a.

Die unteren Reihen der Blätter 67 und 68 enthalten offenbar eine, den vorigen verwandte Darstellung, directe Parallelen fehlen aber in den anderen Codices.

Cod. Borgia 62b—66 unten ist eine interessante Darstellung. Wir finden hier eine Art Compilation, eine Zusammenstellung der Gottheiten und Symbole, die auf die vier Himmelsrichtungen Bezug haben. Die Darstellung als Ganzes hat keine directen Parallelen in den anderen Codices, wohl aber die einzelnen Theile derselben. So sind

die unteren Mittelgruppen zu vergleichen mit Cod. Vat. B. 65—66,
die oberen Mittelgruppen = Cod. Bologna 12—13,
= „ Fejérváry 11—12 unten,
die Gruppen der rechten oberen Ecke = Cod. Vat. B. 72—75,
= Cod. Fejérváry 3—4 oben.

Für die anderen Gruppen habe ich noch keine directen Parallelen gefunden.

Doch ist Cod. Borgia 62b offenbar zu vergleichen mit der in der mittleren Reihe unten des Cod. Viennensis 37 befindlichen Gruppe:

Cod. Borgia 62b—66 oben = Cod. Vat. B. 67—70 oben,
„ „ 62a oben = „ „ „ 1,
„ „ 61—62a unten = „ „ „ 13—17,
= „ Bologna 9—11,
„ „ 60 = „ Fejérváry 13—15 oben,
„ „ 59 = „ Vat. B. 21,
„ „ 58 = „ Fejérváry 8—10 unten,
„ „ 55—57 = „ Vat. B. 81—90 unten,
= „ Laud. 33—38,
„ „ 45—54 = „ Vat. B. 29—48,
= „ Tell. Rem. II. 1—33,
= „ Vat. A. 17—56,
„ „ 44 hat keine directen Parallelen,
„ „ 43 = „ Vat. B. 24,
„ „ 42 = „ „ „ 22,
„ „ 41 = „ „ „ 23,
„ „ 39—40 hat keine directen Parallelen.

Codex Vaticanus B. enthält verschieden angeordnete und zu lesende Theile. Ich beginne mit

Cod. Vat. B. 1 = Cod. Borgia 62,
„ „ „ 2 fehlen directe Parallelen,
„ „ „ 3—10 (von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Vat. B. 76—80 = Cod. Borgia 26—30,
„ „ „ 11—12 fehlen directe Parallelen,
„ „ „ 13—17 (von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Borgia 61—62 = Cod. Bologna 9—11,
„ „ „ 18—20a (von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Borgia 67 bis 68a,
„ „ „ 20b = Cod. Borgia 17,

Cod. Vat. B. 21 (hierzu gehört auch die Reihe der Tageszeichen, die auf der rechten Seite des vorhergehenden Blattes 20b steht), = Cod. Borgia 59,
" " " 22 = " " 42,
" " " 23 = " " 41,
" " " 24 = " " 43,
" " " 25 hat keine directen Parallelen in den Codices dieser Gruppe, dagegen sind die 12 Figuren, die auf der linken Seite des Blattes 25 des Codex Viennensis stehen, in directe Parallele zu stellen mit den 9 Figuren hier. — Uebrigens das einzige Beispiel einer Concordanz des Wiener Codex mit den Codices der Borgia-Gruppe, das mir bisher aufgestossen ist,

Cod. Vat. B. 26 hat keine directen Parallelen,
" " " 27 = Cod. Borgia 14,
" " " 28 = " " 12,
" " " 29—48 (von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Borgia 45—54, = Cod. Tell. Rem. II. 1—33, = Cod. Vat. A. 17—56,
" " " 49—56 (von vorn nach hinten zu lesen), = Cod. Borgia 31—38 = Cod. Bologna 1—8,
" " " 57—59 oben = Cod. Fejérváry 20—22 unten,
" " " 57—59 unten = " " 13—15 unten,
" " " 60 hat keine directe Parallele,
" " " 61—62 = den beiden rechten Feldern der oberen und mittleren Reihe des Blattes 68 des Codex Borgia,
" " " 63—64 hat keine directe Parallele,
" " " 65—66 ist zu vergleichen mit den unteren Mittelgruppen der unteren Abtheilungen der Blätter 63—66 des Cod. Borgia,
" " " 67—70 oben = Cod. Borgia 62—66 oben,
" " " 67—70 unten (von vorn nach hinten zu lesen) und 71, = Cod. Borgia 25, = Cod. Fejérváry 41—43,
" " " 72—75 (von vorn nach hinten zu lesen), = Cod. Fejérváry 3—4 oben, = den Gruppen der oberen rechten Ecke der unteren Abtheilung der Blätter 63—66 des Codex Borgia,
" " " 76—80 (oben beginnend, von vorn nach hinten und rücklaufend unten von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Vat. B. 3—10 = Cod. Borgia 26—30,
" " " 81—90 oben (von vorn nach hinten zu lesen), = Cod. Borgia 22 bis 34, = Cod. Fejérváry 16—22 oben,
" " " 81—90 unten (von hinten nach vorn zu lesen), = Cod. Borgia 55 bis 57, = Cod. Laud 33—38,
" " " 91—96 hat keine directen Parallelen.

Was nun den Inhalt dieser Schriften angeht, so ist derselbe im Wesentlichen astrologischer Natur.

Wie bekannt, bildete die Grundlage der aztekischen Zeitrechnung ein Monat von 20 Tagen, dessen einzelne Tage besonders, und zwar mit den Namen bestimmter, greifbarer Gegenstände, Thiere u. A., bezeichnet wurden. Der Ursprung dieser Zeichen ist unbekannt. Man hat vielfach versucht, für diesen Monat von 20 Tagen eine astronomische Grundlage zu finden; bisher mit nicht viel Glück. Mir scheint das vigesimale Zahlsystem, das bei sämmtlichen Völkern des mexikanischen Völkerkreises im Gebrauch war, eine genügende Erklärung zu bieten. Neben dieser Rech-

nung läuft einher eine andere, bei der die Tage in Gruppen von 13 Tagen zusammengefasst wurden. Diese Gruppen hatten, wie es scheint, eine bestimmte astronomische Bedeutung. Sie bezeichneten einmal den Zeitraum (ixtoçoliztli, „das Wachen" genannt), in welchem der Mond des Nachts am Himmel sichtbar ist; und dann den Zeitraum (cochiliztli, „das Schlafen" genannt), in welchem der Mond nur bei Tage am Himmel erscheint und des Nachts unsichtbar bleibt[1]). Durch eine Combination dieser beiden Rechnungen, indem man die Tage einmal mit dem ihnen zukommenden Tageszeichen (einem der 20) benannte, andererseits die Ziffer angab, welche ihnen nach ihrer Stellung in der Woche von 13 Tagen zukam, ergab sich, dass erst nach einem Zeitraum von 13 × 20, bezw. 20 × 13, d. h. 260 Tagen es eintraf, dass ein Tag wieder dasselbe Zeichen und dieselbe Ziffer erhielt, wie ein vorhergehender. Dieser Zeitraum von 260 Tagen wurde Tonalamatl, „Buch der Sonnen oder der Tage", genannt, und dieses Tonalamatl ist es, welches die eigentliche Wissenschaft der Tonalpouhquê, der „Sonnenzähler" oder Auguren, ausmacht.

Wir haben in den Berichten der alten Missionare bestimmte Angaben darüber, wie diese Auguren verfuhren. Es galten nehmlich sowohl von den Ziffern (1—13), wie von den 20 Zeichen die einen für glücklich, die anderen für unglücklich, die dritten für indifferent oder richtiger für zweifelhaft, bald Glück, bald Unglück bringend; und zwar wurde nicht nur Zeichen und Ziffer des Tages selbst beachtet, sondern das Anfangszeichen einer Woche von 13 Tagen erstreckte seinen Einfluss über die ganze Woche. Der Einfluss, den ein Zeichen übte, äusserte sich übrigens in bestimmter Art, je nach Natur und Bedeutung des Zeichens. Weiter aber ergaben sich einerseits aus der Natur des Zeichens Beziehungen zu bestimmten Gottheiten, andererseits wurden wohl auch bestimmte Reihen von Gottheiten oder Manifestationen einer Gottheit zu den verschiedenen Abtheilungen des Tonalamatl in Beziehung gesetzt. Denn anders lässt es sich wohl kaum verstehen, wenn Durán[2]) das Handwerkszeug eines solchen Auguren beschreibt als „un papel pintado de cuantos idolos habia y adoraban, donde tenian cada idolo en su casa ..... junto á estos dioses estaban pintadas las letras de los dias del mes de su calendario. Sobre este papel echaban suertes y conforme á como caia pronosticaban; y si caia la suerte sobre el Dios de la vida, decian que era de larga vida" etc.

Wenden wir uns nun zu unseren Handschriften, so zeigt uns die Hauptmasse derselben weiter nichts als Darstellungen des Tonalamatl, vollständig oder in verkürzter Form, mit Figuren von Göttern, die, wie es scheint, den einzelnen Abtheilungen desselben präsidiren.

Die Anordnung des Tonalamatl ist dabei eine zweifache:

Einmal ist dasselbe, in Wochen abgetheilt, aufgeführt, jede Woche mit der ihr präsidirenden Gottheit. Das ist die Redaction, die im Codex Telleriano Remensis II. 1—33 und Cod. Vat. A. 17—56, sowie in Cod. Borgia 45—54 und Vat. B. 29—48 vorliegt. Die Interpreten des Cod. Tell. Rem. und des Vat. A. geben die Namen der Gottheiten an, und die Figuren der anderen Codices entsprechen diesen genau. Sie sind von grossem Interesse, weil wir darunter Namen finden, die von den Historikern nicht oder nur ganz beiläufig erwähnt werden. Die ganze Reihe der Kalendergottheiten ist offenbar eine von den Gottheiten des staatlichen Cultus verschiedene. Auf eine Discussion der Bedeutung derselben kann ich hier nicht eingehen; sie soll an anderer Stelle gegeben werden, wo ich auch die Modificationen,

1) Gama, Dos piedras p. 27.
2) Edit. México II. p. 259.

welche die Codices Borgia und Vaticanus B. gegenüber Tell. Rem. und Vat. A. zeigen, besprechen werde.

Bei der zweiten Redaction des Tonalamatl sind die Zeichen der ersten 4 Wochen (4×13 Tage) hinter einander geschrieben, darüber die der zweiten, darüber die der dritten, vierten und fünften 4 Wochen. So erhalten wir $4 \times 13 = 52$ Verticalreihen von je 5 übereinander stehenden Zeichen, wo jede 5. Reihe immer wieder dieselben Zeichen, nur in anderer Reihenfolge, enthält und alle Zeichen derselben Reihe dieselbe Ziffer tragen. So ist das Tonalamatl im Codex Bologna 1—8, im Codex Borgia 31—38 und Vaticanus B. 49—56 geschrieben. Die Verticalreihen sind am Fuss- und Kopfende von Götterfiguren oder symbolischen Darstellungen begleitet, in denen eine bestimmte, nicht sehr grosse, wiederkehrende Zahl bestimmter Typen zu erkennen ist. Die Bedeutung dieser Figuren ist offenbar in sämmtlichen 3 Codices die gleiche, doch sind die Darstellungen in den verschiedenen Codices nicht ganz correlat. Beispielsweise entspricht im Codex Vaticanus B. zwar die untere Reihe der Darstellungen der unteren Reihe in den beiden anderen Codices genau, die obere Reihe dagegen erscheint in einzelnen Partieen gegen die obere Reihe des Codex Borgia um eine oder gar zwei Stellen verschoben.

Bei beiden Redactionen sind ausserdem, in einzelnen Codices, die auf einander folgenden Tage begleitet von einer von 9 Gottheiten, deren Reihe gewöhnlich als die „señores de la noche“ oder „acompañados de la noche“ bezeichnet wird. Ihre Namen sind nehmlich im Boturini mit der Silbe yohua componirt. Augenscheinlich bedeutet das aber nichts anderes als „der von dem und dem Gott begleitete“ und ist Bezeichnung des betreffenden Tages. Denn -hua ist Suffix des Besitzers und -yo die Silbe, welche Concreta in Abstracta verwandelt, eine Umwandlung, die regelmässig vorgenommen werden muss, wenn ein Gegenstand als von Natur zu einem anderen gehörig betrachtet werden soll. Auch diese Gottheiten galten, wie die Tageszeichen selbst und wie die Nummern, die ein Tag in seiner Woche hat, theils als glücklich, theils als unglücklich, theils als zweifelhaft. Man sieht, was für ein weites Feld diese Combination von Nummer, Zeichen und Gottheit dem Auguren eröffnete. Was nun die Gottheiten selbst angeht, so geht aus dem Blatt 44 des Codex Fejérváry unzweifelhaft hervor, dass die Zahl von 9 dadurch zu Stande kommt, dass immer je 2 einer der 4 Himmelsrichtungen zugeschrieben und einer der Götter das Centrum oder, wenn man will, die Richtung von oben nach unten oder umgekehrt bezeichnet. Das Centrum bezeichnet Xiuhteotl, der Gott des Feuers, dem Osten werden Itztli (Tezcatlipoca) und Tonatiuh, dem Süden Cinteotl und Mictlanteotl, dem Westen Chalchiuhtlicue und Tlaçolteotl, dem Norden Tepeyollotl und Tlaloc zugeschrieben.

Neben den vollständigen Darstellungen des Tonalamatl finden sich nun aber auch solche, welche dasselbe in abgekürzter Form darstellen, gewissermaassen nur einzelne springende Punkte desselben hervorheben.

So finden wir auf den Tafeln 67 und 68 des Codex Borgia und entsprechend auf den Tafeln 18—20 des Cod. Vaticanus B. die Wochen ce maçatl (eins Hirsch), ce quiahuitl (eins Regen), ce oçomatli (eins Affe), ce calli (eins Haus) und ce quauhtli (eins Adler) dargestellt durch das Anfangs- und Endzeichen der Woche, ein dazwischen liegendes Zeichen und 10 Punkte. Und neben ihnen sind Frauengestalten gezeichnet, verschieden gefärbt und in Tracht und Ansehen der Tlaçolteotl gleichend (der Göttin der Liebe, d. h. der, welche die sündliche Liebe, den Ehebruch, verfolgt). Nun finden wir im Sahagun gerade diese 5 Tage angegeben, als die Tage oder Wochen, an denen die Cihuapipiltin, die gespenstischen

Weiber, die im Westen hausen, zur Erde niedersteigen, die Kinder mit Krankheit schlagend und die Männer zur Unzucht und Sünde verleitend. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auf den genannten Tafeln diese gefährlichen Wochen und die Art ihrer Gefahr bezeichnet werden sollten.

Bei weitem der Mehrzahl der Grundschriften liegt aber nicht das in Wochen abgetheilte Tonalamatl, sondern die Redaction desselben zu Grunde, welche die Tageszeichen in 52 Verticalreihen von je 5 Zeichen ordnet. Es sind dann immer einzelne dieser Verticalreihen voll hingeschrieben und die Zwischenglieder durch Punkte markirt. Wichtig sind vor allem diejenigen Blätter, auf denen das Tonalamatl in 4 Abschnitte gegliedert ist. Vier ist die Zahl der Himmelsrichtungen, und so wird vier überhaupt die heilige Zahl. Alles, was in Mythologie und Glauben unter der Vierzahl untergebracht wird, hat also auf diesen Blättern seine Stelle. Ausser der Viertheilung kommt aber auch Sechstheilung, Achttheilung u. s. w. vor, und die verschiedenartigsten Reihen von Göttern (und Festen?) können also auf diese Weise in den Rahmen des Tonalamatl untergebracht werden. Auf Einzelheiten einzugehen, muss ich mir versagen, ich hoffe, wie erwähnt, die ganze Materie an anderer Stelle eingehender besprechen zu können.

Schliesslich werden die Tageszeichen selbst einfach wie Ziffern gebraucht, um bestimmte Reihen von Gottheiten in ihrer Ordnung aufzuführen.

So finden wir die Gottheiten, welche in den Codd. Tell. Remensis und Vaticanus A. und übereinstimmend im Codex Borgia und Vaticanus B. als Tutelargottheiten der Wochenanfänge angegeben sind, im Cod. Borgia (26—30) und Vaticanus B. (3—10 und 76—80) in nahezu derselben Reihenfolge aufgeführt, aber neben ihnen nicht die 20 Wochenanfänge, sondern die 20 Tageszeichen in der Ordnung, wie sie im Monat einander folgen. Nur eine Unregelmässigkeit ist zu notiren. Beim 11. Zeichen (oçomatli Affe), welches auch das 11. Zeichen in der Reihe der Wochenanfänge bildet, ist der, den Schluss der Reihe der Wochentutelargottheiten bildende Feuergott eingeschoben. Darnach aber geht die Reihe regelmässig weiter bis zu Xochiquetzal, die also hier den Schluss der Reihe bildet, während sie unter den Tutelargottheiten der Woche an vorletzter Stelle steht.

Desgleichen findet sich auf der Tafel 25 des Cod. Borgia, und entsprechend Cod. Vat. B. 67—71 unten und Cod. Fejérváry 41—43, mit den Tageszeichen 1—9 versehen, die Reihe der 9 sogenannten señores de la noche (s. oben).

Auf anderen Tafeln ist in anscheinend unregelmässiger Weise eine Reihe von Gottheiten neben den voll hingeschriebenen oder durch Punkte angedeuteten Tageszeichen eines oder zweier Monate aufgeführt.

Schliesslich findet sich, und zwar übereinstimmend Cod. Borgia 55—57, Cod. Vat. B. 81—90 unten und Cod. Laud. 33—38 eine Reihe von Gottheiten, neben denen keine Tageszeichen stehen, sondern die Ziffern 2—26 durch Punkte markirt sind.

Dass das Sonnenjahr aus 365 Tagen besteht, wurde von den Mexikanern unstreitig schon früh erkannt[1]. So ergab sich, dass bei dem gleichmässigen Weiterzählen von den zwanzig Tageszeichen nur vier, nehmlich das erste, sechste, eilfte und sechszehnte, auf die Anfangstage der Jahre fielen. Nach diesen Anfangstagen wurden die Jahre benannt. Es scheint, dass die Reihe der Tageszeichen ursprünglich mit acatl (Rohr) begann. So wurden wenigstens die zwanzig Zeichen

1) Der Codex Fuenleal sagt: Contavan el año del equinoçio per março quando el sol hazia derecha la sombra, y luego como se sintia que el sol subia, contavan el primer dia.

bei den in altväterischer Sitte lebenden Bewohnern der rauhen Berge von Meztitlan[1]) und bei den Nahua des fernen Nicaragua[2]) gezählt. Später wurde, wie es scheint, der Anfang des Jahres um 52 Tage zurückgeschoben, während die Jahre in alter Weise weiter benannt wurden, so dass also das Jahr ce acatl (eins Rohr) mit dem Tage ce cipactli (eins Meerungeheuer) begann. Die vier Zeichen nun, acatl (Rohr) tecpatl (Feuerstein) call (Haus) tochtli (Kaninchen), denen die Aufgabe, die Jahre zu bezeichnen, blieb, gewannen dadurch besondere Bedeutung, und in der Vierzahl dieser Zeichen wurde selbstverständlich wieder die geheime Beziehung zu den Himmelsrichtungen und zu der heiligen Zahl erkannt. Demgemäss wurden auch die Jahre glückbringend oder Unglück verheissend, je nach dem Zeichen, das sie trugen, oder je nach der Himmelsrichtung, der sie angehörten.

Wir lesen im Durán[3]), dass die Jahre acatl, die dem Osten angehören, als reiche, fruchtbare, glückliche galten; die Jahre tecpatl, die dem Norden angehören, der Region, von welcher der erstarrende kalte Wind bläst, galten als unfruchtbar und dürr; die Jahre calli, die zum Westen gehören, wo die Sonne sich verbirgt, galten als nasse und regenreiche; die Jahre tochtli, die dem Süden angehören, sind unsicher, meist unglückbringend.

Fast wörtlich dasselbe, möchte man sagen, finden wir auch auf einigen Tafeln der Codices angegeben, nehmlich dem Codex Borgia 12 und Cod. Vat. B. 21. Wir sehen die Zeichen der Jahre ce acatl, ce tecpatl, ce calli, ce tochtli und, neben ihnen, die ihrer Anfangstage ce cipactli, ce miquiztli, ce oçomatli, ce cozcaquauhtli.

Ueber den Zeichen ce acatl, ce cipactli steht unter einem feuchten, wolkentragenden Himmel Tlaloc schwarz und als Kopfschmuck ein Cipactli tragend, das Symbol der Fruchtbarkeit, Wasser auf die Erde giessend, die hier durch ein Cipactli dargestellt ist, aus welchem in reicher Fülle Maiskolben hervorspriessen.

Ueber den Zeichen ce tecpatl, ce miquiztli steht unter einem Himmel, der glühende Sonnenstrahlen herabsendet, Tlaloc, gelb und das Haupt mit einem Todtenschädel geschmückt. Die Erde ist in Schollen geborsten, und die kümmerlichen Maiskolben werden von aus der Luft herabfliegenden seltsamen Heuschrecken verzehrt.

Ueber den Zeichen ce calli, ce oçomatli steht, unter einem wasserreichen Himmel, Tlaloc, in die blaue Farbe des Wassers gekleidet, mit einem Affenkopf als Kopfschmuck. Unter ihm schwillt das Wasser und ersäuft fast schon die daselbst aufspriessenden Maispflanzen.

Ueber den Zeichen ce tochtli, ce cozcaquauhtli schliesslich steht, ebenfalls unter einem dürren, Sonnenpfeile herabschiessenden Himmel, Tlaloc, in rothe Farbe gekleidet, das Haupt mit einem Geierkopf geschmückt. Die auf der dürren, gelben Erde aufspriessenden Maispflanzen werden von Kaninchen gefressen.

Ueber den Zeitraum dieser vier Jahre gehen die Darstellungen der hier besprochenen Codices anscheinend nicht hinaus. Was die hohen Zahlen auf den oben angegebenen Blättern des Codex Bologna, Codex Fejérváry und Codex Laud. bedeuten, habe ich noch nicht ermitteln können. Im Wiener Codex und in den Bodley Codices dagegen knüpft die besondere Darstellung überall an die Coincidenz eines bestimmten Tages und eines bestimmten Jahres des 52jährigen Cyclus an. Die Zeichen der Jahre sind hier durch ein eigenthümliches, an ein A er-

---

1) Vgl. Mendoza, Colleccion de Documentos ineditos IV. Madrid (1865).

2) Oviedo IV. p. 52.

3) ed. México II. p. 254, 255.

innerndes Zeichen ausgezeichnet. Ich will nicht unerwähnt lassen, dass dasselbe Zeichen auch auf den interessanten Darstellungen der Tafeln 62—66 des Codex Borgia vorkommt, so dass also hier auf eine der Gliederung des Tonalamatl parallel gehende Viertheilung des 52jährigen Cyclus Bezug genommen ist.

(8) Herr W. Dönitz spricht unter Vorzeigung zahlreicher archäologischer Gegenstände über

vorgeschichtliche Gräber in Japan.

Als ich im Jahre 1880 zu längerem Aufenthalt nach Kyushu ging, der südlichsten der 4 grossen japanischen Inseln, nahm ich mir vor, prähistorischen Gegenständen und besonders ihren Fundstätten meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn in der Hauptstadt des Reiches waren mir früher Urnen, Steinwaffen und Schmucksachen gezeigt worden, welche aus dem Süden stammen sollten, ohne dass ich genaueres über ihre Herkunft hätte erfahren können. Meine Nachforschungen im Süden waren anfänglich ganz fruchtlos, denn so oft ich bei meinen Ausflügen nach Höhlen fragte, wurden mir ganz andere Dinge gezeigt, als was ich suchte. Ich lernte dadurch zwar ausgezeichnet schöne Basalthöhlen kennen; man zeigte mir Felsgalerien, welche gewisse Thäler auch bei Ueberschwemmungen zugänglich machten, aber vorgeschichtliche Fundstätten traf ich nicht, bis ich endlich 1885, im letzten Jahre meines dortigen Aufenthaltes, zufällig einige Dolmen auffand, die eine ganze Reihe von Entdeckungen nach sich zogen. Ich hatte eben bis dahin das rechte Wort nicht gekannt, das mir die Berge aufthat. Nachdem ich aber bei Gelegenheit meines Fundes gehört hatte, wie solche Bauten im Volksmunde heissen, brauchte ich nur nach „Felswohnungen der Teufel“, Onino iwa-ya, zu fragen, um zu erfahren, ob solche Höhlen in der Nachbarschaft vorhanden wären oder nicht. Und ein glücklicher Zufall wollte es, dass ich bald darauf auch Bekanntschaft mit Höhlen machte, welche in den Berg gehauen waren.

Bei Gelegenheit einer Ferienreise in abgelegene Gegenden war nehmlich meine Frau eines Tages vorausgefahren, hatte vom Wagen aus auffallende Löcher in einer steil abfallenden Bergwand bemerkt und sich sofort an ihre Untersuchung gemacht. Als auch ich später diese Löcher sah und ausstieg, um sie genauer zu besichtigen, fand ich meine Frau schon mit Ausgraben beschäftigt. Einen Urnendeckel hatte sie bereits geborgen.

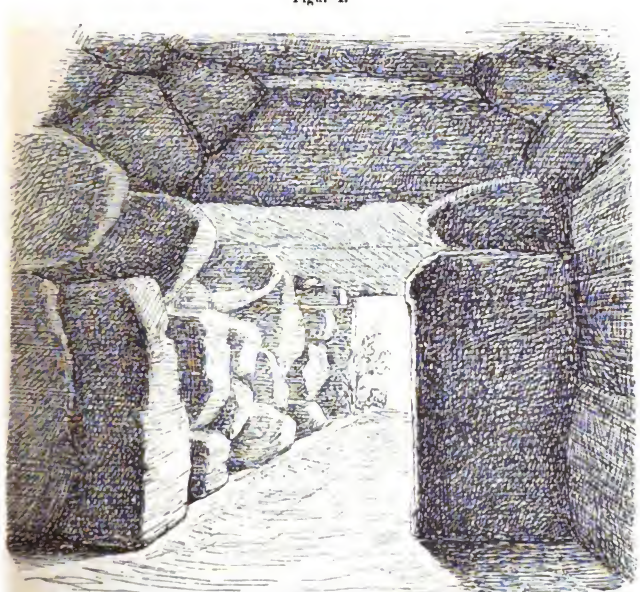
Es giebt also auf der Insel Kyushu zwei Arten von Felskammern: in den Stein gehauene und aus Felsblöcken aufgebaute. Letztere entsprechen durchaus dem, was wir Dolmen nennen. Alle aber haben sie das Gemeinsame, dass sie, mit sehr seltenen Ausnahmen, in geringer Höhe über der Thalsohle angelegt sind und niemals hoch in die Berge hinaufreichen. Am zahlreichsten fand ich sie in den Ausläufern der Gebirge, in der Nähe grösserer Flüsse, aber durchaus nicht immer in unmittelbarer Nachbarschaft derselben. Ihr Eingang ist gewöhnlich einer südlichen Richtung zugekehrt.

Die von mir besuchten Dolmen stellen einen hohen Kuppelraum dar, in welchen vermittelst einer schmalen, thürartigen Oeffnung ein bedeckter Gang mündet, der an seinem freien Ende gleichfalls thürartig verengt ist. Die Seitenwände dieser Thore bestehen gewöhnlich je aus einem behauenen Felsblock; darüber liegt ein breiter, unterseits flacher Stein. Die vier senkrechten Seitenwände des Kuppelraumes, welche in rechten Winkeln auf einander stossen, bestehen unten aus mächtigen, zum Theil roh behauenen Quadern, oben aus flacheren, breiten Steinen, die sich dachziegelförmig decken, und somit ein Gewölbe bilden, das durch einen mäch-

tigen Flachstein abgeschlossen wird. Spuren roher Bearbeitung sah ich nur an der Innenfläche der Steine; aber sie sind nicht behauen worden, um sie besser an einander zu fügen. Wo sie nicht aufeinander passten, hat man kleinere Bruchstücke untergelegt oder zwischengekeilt. Dabei ist aber der Bau so widerstandsfähig, dass ich unter einer grossen Anzahl von Kammern nur eine gefunden habe, deren Decke eingestürzt war. Spuren einer Einfügung von etwaigen Verschlussstücken an den beiden thorartig verengten Enden der Gänge konnte ich nirgends auffinden.

Alle Dolmen sind mit einer dicken Erdschicht bedeckt und würden als Hügel leicht zu erkennen sein, wenn das üppig wuchernde Gestrüpp mit seinen Dornen

Figur 1.



und Schlingpflanzen nicht jede Uebersicht über solche Gegenden unmöglich machte und das Vordringen des menschlichen Fusses unglaublich erschwerte.

Nachdem ich in einigen Kammern die mehr oder weniger dicke Erdschicht am Boden fortgeräumt hatte, stiess ich auf eine Pflasterung von Rollsteinen von sehr ungleicher Grösse. In einem Falle, wo ich die ganze Pflasterung freilegte, fand ich, in der hinteren Ecke rechts, den Boden von einem grossen Flachstein eingenommen, auf welchen die hier zusammenstossenden Wände aufgesetzt waren, so dass ich ihn nicht entfernen konnte. Ob er zufällig dort lag oder absichtlich beim Bau dorthin gelegt worden war, liess sich nicht entscheiden.

Um einen Begriff von der Grösse eines solchen Steinbaues zu geben, will ich nur anführen, dass man mit ausgestrecktem Arm die Decke nicht erreichen kann, und dass die Bodenfläche gewöhnlich mehr als 6 *qm* umfasst, nicht selten das Doppelte und darüber. Die Länge des Ganges schwankt zwischen einem und mehreren Metern.

Von zwei Dolmen am Fusse des Kómpira-Berges bei Saga, kann ich folgende Maasse anführen:

	I.	II.
Eingang, Breite	0,90	0,95
„ Höhe	0,85?	0,90?
Gang, Länge	1,00	2,50
Kuppelthor, Breite . . .	—	0,70
„ Höhe . . .	—	1,30
Kuppel, Breite	2,40	2,25
„ Tiefe . . .	2,40	2,60
„ Höhe	2,60	3,00

In Fig. 1 ist der Eingang einer solchen Felskammer, von innen nach aussen gesehen, dargestellt.

Manche Dolmen sind zweikammerig, in der Weise, dass zwei Kuppelräume, durch ein Thor verbunden, unmittelbar hinter einander liegen. Die beiden grössten zweikammerigen Höhlen, welche ich gesehen habe, fand ich auffälliger Weise in der Ebene, und zwar dicht bei einander, in der Nähe des Städtchens Yoshii in der Provinz Tshikugo. Die eine von ihnen ist die einzige zweistöckige, welche ich selber sah. Sie enthält im hinteren Theile der zweiten Kammer, in einer Höhe von etwa 7 Fuss, einen breiten Flachstein quer herüber eingefügt, eine Art Hängeboden bildend.

Da die Errichtung so grosser zweikammeriger und zweistöckiger Bauwerke eine weit grössere Erfahrung voraussetzt, als die Erbauung der meist kleineren und einfachen Kammern in den Bergen, so wird man wohl annehmen dürfen, dass die Dolmenerbauer sich erst dann in die Ebene hinabgewagt haben, als sie schon über grössere technische Hilfsmittel und Erfahrungen verfügten. Möglicherweise aber kommen hier auch Veränderungen der Flussläufe und des Wasserspiegels in Betracht, wie sie nachweislich noch zu einer Zeit stattgefunden haben, als der Mensch schon diese Gegenden bewohnte.

In den Berg gehauene Höhlen traf ich nur an zwei Orten, und beide Male waren sie in der Anlage verschieden.

In der Provinz Tshikuzén, im Kreise Onga, beim Dorfe Kamóda, liegen deren etwa 12 in einem thonhaltigen Sandstein, 10—20 Fuss über dem dicht daran vorbeiführenden Wege. Sie sind von ungleicher Grösse, indem ihre Grundfläche einen Kreis von 4—6 Fuss Durchmesser bildet. Die Wände steigen senkrecht an, und gehen mit einem scharfen Absatz in die gleichmässig und sehr flach gewölbte Decke über. Ihre Höhe mag durchschnittlich $3^1/_2$ Fuss betragen. Gepflastert sind sie nicht. Fig. 2 stellt einen senkrechten Durchschnitt einer dieser Kammern dar.

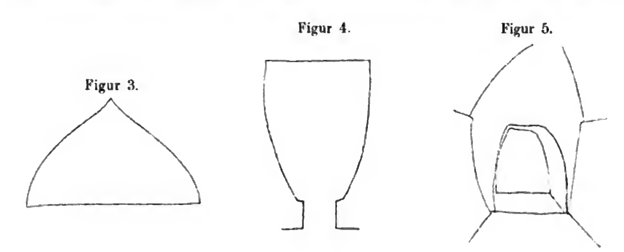
Figur 2.



In früheren Zeiten war die Höhlenanlage an diesem Orte eine viel bedeutendere, als sie jetzt erscheint, wie ich von einem 80jährigen, geistig noch sehr frischen Augenzeugen erfuhr. Der alte Mann erzählte mir, dass man in seiner

Kindheit eine vorspringende Bergecke behufs Wegeverbesserung abgetragen habe. Dabei wurden viele Höhlen zerstört, und andere, welche man vorher nicht kannte, aufgedeckt. Ob alle Höhlen einzeln für sich bestanden oder, zum Theil wenigstens, zusammenhingen, wusste er sich nicht zu entsinnen. Die jetzt noch vorhandenen Höhlen haben jede ihren besonderen Eingang. Das Volk nennt sie Okóre-ana, „Wechselfieberhöhlen“, weil der alte Mann in seiner Jugend einmal mit 5 oder 6 anderen Kinder das Wechselfieber bekommen hatte, nachdem sie in den Höhlen herumgekrochen waren. Jetzt, sagte er selber, nachdem sie frei gelegt sind, kann man ungefährdet hineingehen, und uns selbst hat das Nachgraben darin nicht geschadet.

Eine zweite Gruppe in den Berg gehauener Höhlen sah ich in Mámeda, Kreis Hita, in der Provinz Bungo. Sie liegen im Fusse eines, isolirt in der Ebene sich erhebenden, alten Schlossberges, der ursprünglich eine Insel in einem Binnensee gewesen ist, denn in der ganzen weiten Hochebene findet der Bauer, bei tiefem Umpflügen seiner Reisfelder, noch öfter Bootsplanken und selbst ganze Boote in der Erde. Die dortigen Höhlen sind einkammerig und haben ungefähr gleiche Grösse, bei etwa 7 Fuss Tiefe und über 4 Fuss Höhe. Die Vorderwand ist sehr schmal und wird fast vollständig von der Thüröffnung eingenommen, während die Hinterwand viel breiter ist. Die Seitenwände sind unten leicht concav und divergiren nach oben, während die Hinterwand senkrecht ansteigt. Ein scharfer Einschnitt trennt die Seitenwände von der spitzbogenartig gewölbten Decke. Fig. 3 stellt die Hinterwand, Fig. 4 die Bodenfläche und Fig. 5 den Eingang und die Vorderwand von innen dar. Aussen um die Eingänge der Höhlen ist das Ge-


Figur 3. Figur 4. Figur 5.

stein (Tuff) Thürpfosten-artig eingeschnitten, wie Fig. 6 zeigt, doch liess sich nicht ermitteln, ob dies nicht eine spätere Zuthat ist. Kleinere, viereckige Löcher im Fels, die man auch auf der Zeichnung dargestellt sieht, stammen mit Sicherheit aus neuester Zeit und dienten zur Aufnahme von Lampen, wenn der Weg erleuchtet werden sollte. Dass aber die Gestalt des Berges in neuerer Zeit Umänderungen erfahren hat, geht aus der Inschrift eines dicht am Wege stehenden Denkmales hervor, welche besagt, dass man im Jahre 1817 (im 15. Jahre der Periode Bunkwa) einen neuen Weg zur Burg angelegt und dabei mehrere Höhlen zerstört oder blossgelegt habe. Die darin gefundenen irdenen Gefässe und menschlichen Gebeine wurden an der Stelle dieses Denkmals erfurchtsvoll der Erde wieder übergeben. Ferner spricht der Verfasser dieser Inschrift seine Verwunderung darüber aus, dass keine Holzreste vorgefunden wurden, jedenfalls im Hinblick darauf,

Figur 6.



dass die Todten gewöhnlich in hölzernen Gefässen bestattet werden. Er scheint nicht gewusst zu haben, dass die Feuerbestattung im Alterthum sehr verbreitet war, sich in Japan bis in die Gegenwart hinein erhalten hat und jetzt wieder einen neuen Aufschwung nimmt.

So weit reichen meine eigenen Beobachtungen. Nun soll es aber noch einen dritten Typus solcher gegrabenen Höhlen geben, bestehend nehmlich aus einer grösseren Kammer, in welche ringsherum kleinere Kammern einmünden. Da ich jedoch keine Gelegenheit mehr hatte, eine solche Höhle aufzusuchen, so muss ich mich darauf beschränken, ihr Vorhandensein einfach zu erwähnen.

So viel über das Vorkommen und die Beschaffenheit der Felskammern. Es fragt sich nun, was enthalten sie und wozu dienten sie?

Meine Bemühungen, durch eigene Nachgrabungen zur Lösung dieser Fragen beizutragen, sind nahezu erfolglos geblieben, und zwar, wie ich später von einem eifrigen japanischen Sammler erfuhr, aus dem sehr triftigen Grunde, weil die Höhlen mit blossgelegtem Eingang alle schon geplündert sind, und zwar so gründlich, dass ich, in den Dolmen wenigstens, nichts weiter fand, als eine kleine Silberflitter, wie sie bis in die neueste Zeit hinein auf den Liu-Kiu-Inseln, auf Fäden gereiht, als Geld benutzt wurden. Etwas glücklicher war ich bei Kamōda, wo ich, ausser dem schon erwähnten Urnendeckel, wenigstens noch einen Haufen zusammengebackener calcinirter Menschenknochen fand und dazu ein Bruchstück vom Rande einer Urne. Dass aber die Urne selber fehlte und der Deckel nicht zu den noch vorhandenen Randstücken passt, ist Beweis genug, dass die Höhle mehrere Thongefässe enthalten hat, aber auch schon durchsucht und beraubt worden ist.

Wahrscheinlich hat man dabei, absichtlich oder aus Versehen, den Rand der Urne zerschlagen und ihren Inhalt, die Knochen, als widerwärtige Beigabe ausgeschüttet und liegen lassen. Eines aber, scheint mir, kann man mit ziemlicher Sicherheit aus meinem Funde schliessen: Diese kleinen gegrabenen Höhlen dienten als Begräbnissplätze. Dasselbe bezeugt auch die erwähnte Inschrift bei Mameda von den dortigen Höhlen.

Unberührte Dolmen werden nur selten und dann ganz zufällig gefunden, wenn nehmlich in den Bergen gerodet wird, um neues Land für den Ackerbau zu gewinnen. Wer aber einen solchen Bau aufdeckt, der verheimlicht ihn entweder, um die Ausbeute nicht der Regierung ausliefern zu müssen, oder er lässt ihn ganz unberührt, aus Scheu vor dem Unbekannten oder vor den Teufeln, welchen diese Bauten ja als Behausung dienen sollen.

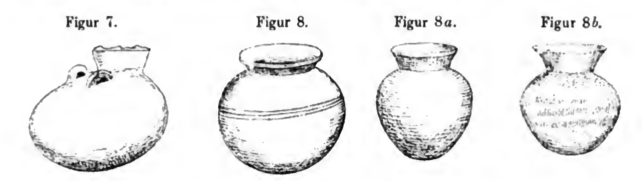
Unter diesen Umständen muss ich mich also auf das Zeugniss von Alterthumsforschern und Antiquitätenhändlern berufen, wenn ich mittheile, was man in den Dolmen findet.

Eine kleine Sammlung, die ich z. Th. habe abbilden lassen, gewährt einen schnellen Ueberblick. Da findet man Thonwaare, Schmucksachen, steinerne Pfeilspitzen, Obsidiansplitter, und schliesslich ein verrostetes Schwert. Dazu würden noch Knochen gehören, von denen ich aber nichts besitze.

Beginnen wir mit der Betrachtung der gebrannten Waare. Ihre Farbe ist meistens grau, wie die Dachziegel in Japan; doch kommen auch einzelne Stücke aus rothem Thon vor. Das Material ist durchgehends sehr unrein; häufig enthält es grosse Quarzkörner. Alle Gefässe sind auf der Drehscheibe geformt. Der Halstheil ist fast immer nachträglich angesetzt, sowohl bei Gefässen mit enger Oeffnung, wie bei Urnen mit sehr weitem Halse.

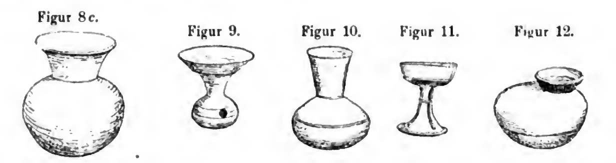
Ein Gefäss mit schief aufsitzendem Halse (ähnlich wie Fig. 7) trägt die unverkennbaren Spuren der Fingernägel rings um den Hals herum, wo sie sich beim Zusammenkneten der beiden Theile eindrücken mussten. Besser noch erkennt man es, wenn man die Innenseite betastet oder mit Hülfe eines Kehlkopfspiegels betrachtet. Das nachträgliche Ansetzen des Halses wird übrigens noch heute in Japan vielfach geübt, besonders bei solcher Waare, welche, wie die kleinen irdenen Theekannen, über einer auseinandernehmbaren Form gearbeitet wird.

Figur 7. Figur 8. Figur 8*a*. Figur 8*b*.



In den beifolgenden Abbildungen zeigt sich schon eine auffallende Mannichfaltigkeit, die in meiner Sammlung noch viel auffälliger hervortritt. Da sind weitbauchige Urnen mit scharf aufgesetztem, geradem und engem Halse, zu dem jedenfalls noch ein Deckel gehörte; andere mit weiter Oeffnung und umgelegtem Rande, Fig. 8. Aehnliche Formen zeigen die Figuren 8*a*, *b* und *c*.

Figur 8*c*. Figur 9. Figur 10. Figur 11. Figur 12.



Im Gegensatz dazu ist in Fig. 9 der Bauch stark zusammengeschrumpft, während der trompetenförmige Halstheil das Uebergewicht hat. Auch Fig. 10 stellt eine ähnliche Form dar. Andere wieder sind plattgedrückt, mit excentrisch angesetztem Halse (Fig. 7 und 12). Daneben kommt auch die Feldflaschen-Form vor, manchmal mit kleinen, undurchbrochenen Henkeln am Rande, dicht neben dem Halse. Das deutet darauf hin, dass das Gefäss zum Aufhängen mittelst einer Schnur bestimmt war, vermuthlich an einer Wand, weil die eine Seite stärker abgeflacht ist, als die andere.

Andere Gefässe, wie z. B. das in Fig. 9 wiedergegebene, dessen Bauch von einer scharf geschnittenen, kreisrunden Oeffnung durchbohrt ist, wurden vermuthlich mittelst eines Stieles befestigt.

Ich komme nun zu einer zweiten Reihe von Gefässen. Es sind ziemlich tiefe Schalen, zu welchen manchmal ein Deckel passt, und welche auf einem angesetzten, verhältnissmässig hohen Fusse ruhen, der immer durchbrochen ist und durchbrochen sein muss, weil er sonst beim Brennen aufreissen würde. Beim Anbringen dieser, immer sehr scharfrandigen Oeffnungen hat man, wie es scheint, aus der Noth eine Tugend gemacht, indem man sie in mehrfacher Anzahl einschnitt, und so vertheilte, dass sie zugleich decorativ wirken (Fig. 12*a*, *b*, *c* und 13).

Was endlich die vorliegenden Deckel betrifft, zu denen mir leider die passenden Gefässe fehlen, so sind sie, wie der Asiate sich ausdrücken würde, theils männlich, theils weiblich: die einen greifen über, die anderen sind zum Einsetzen.

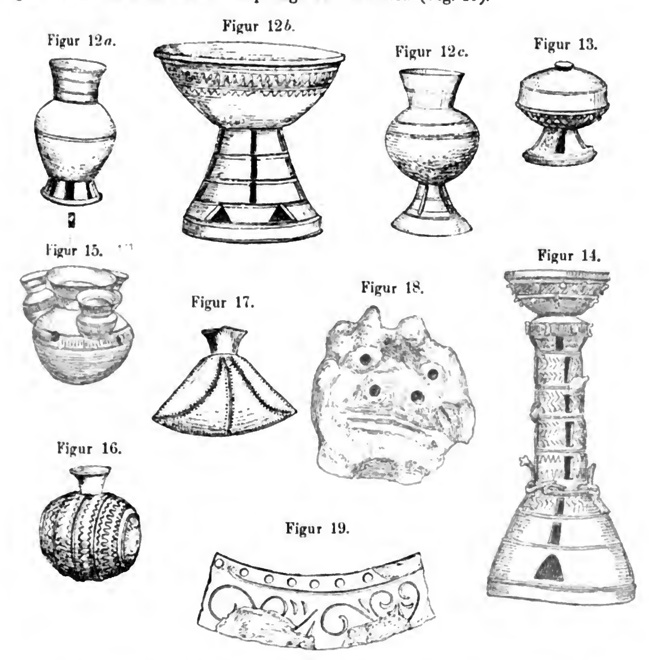
Damit ist nun bei weitem nicht alles erschöpft, was die Einbildungskraft und die Geschicklichkeit der alten Töpfer hervorgebracht hat, wie aus den Zeichnungen Fig. 14—17 hervorgeht, zu denen ich die Originale bei einem Trödler und bei einem Antiquitätensammler antraf. Fig. 14 ist ein Stück von über 60 *cm* Höhe, welches fast wie ein Leuchtthurm aussieht. Es stellt eine kleine Schale auf sehr hohem Fusse dar. Letzterer besteht aus einem Conus mit daraufgesetztem Cylinder. Höchst merkwürdig sind die Verzierungen; denn ausser den gewöhnlichen eingedrückten Kreisen und Wellenlinien finden wir noch plastisch aufgesetzte Thiere, an deren Bestimmung wohl auch ein besserer Zoologe, als ich es bin, verzweifeln dürfte. Unten, um den oberen Theil des Kegels, treiben sich einige Vierfüssler herum. Die am Cylinder klebenden Thiere stellen wohl Schildkröten dar, während die zahlreichen kleinen Dinger am oberen, etwas aufgeblähten Ende des Cylinders und an der Aussenfläche der abschliessenden Schale Vögel bedeuten sollen.

Weiter finden wir in Fig. 15 eine Urne, deren Bauch oben, neben dem Halse, drei kleinere Urnen von derselben Gestalt trägt, wie das Hauptgefäss. Ausserdem ist sie in ihrem breitesten Theile an einer Seite von zwei Löchern durchbohrt, die, wie man denken sollte, doch nur die Bedeutung haben können, eine Handhabe für die Befestigung abzugeben. Dem widerspricht aber die merkwürdige Thatsache, dass dieses Gefäss auf der eben beschriebenen Schale mit dem Leuchtthurm-artigen Fuss ruhend gefunden wurde. Wir werden aus diesem Umstande zugleich den Schluss ziehen müssen, dass viele von den vorher erwähnten Schalen zu Untersätzen für Urnen mit stark gewölbtem Boden dienten. Selbst für recht grosse Urnen fehlt es nicht an passenden Schalen, wie Fig. 12*b* zeigt. In anderen Fällen hat man die kugelbäuchigen Gefässe von vornherein fest mit ihren Füssen verbunden, wovon man in Fig. 12*a* und 12*c* Beispiele findet.

Zwei andere, höchst merkwürdige Gefässe geben die Figuren 16 und 17 wieder: Fig. 16 macht auf uns den Eindruck einer Tonne, mit einem Trichter im Spundloch. Der Japaner dagegen wird darin nichts weiter sehen, als eine Vase, deren Bauch unter der Form eines aus Stroh geflochtenen Reissackes dargestellt ist. Das in Fig. 17 dargestellte Gefäss ist flach, unten in zwei Ecken ausgezogen. Ueber seinen Bauch verlaufen Zeichnungen, welche wohl den Anschein erregen sollen, als wäre es aus mehreren Stücken zusammengenäht. Auf mich hat es den Eindruck gemacht, als ahmte es einen genähten Lederbeutel nach.

Ich gebe noch die Abbildung eines Gesichtsziegels (Fig. 18), der zwar nicht zu den Gräberfunden gehört, aber sehr alt ist und aus Dazaifu stammt, der alten

Hauptstadt des japanischen Reiches, in der Provinz Tshikuzén auf Kyushu, welche aber schon vor 900—1000 Jahren ihre Bedeutung verlor und schliesslich ganz zu Grunde ging. Das heutige Dazaifu steht an einer ganz anderen Stelle. Aber an der Stelle der alten Stadt findet man noch die Spuren grossartiger Palast- und Tempelanlagen, und man gräbt dort Ziegel aus, wie sie heute nicht mehr gemacht werden. Da ich mir einen Gesichtsziegel, die sehr selten sind, nicht verschaffen konnte, so habe ich wenigstens einen gewöhnlichen Ziegel und ein Bruchstück eines anderen mitgebracht, welcher Randverzierungen trägt, die eben so gut griechischen oder römischen Ursprungs sein könnten (Fig. 19).



Figur 12a. Figur 12b. Figur 12c. Figur 13.

Figur 15. Figur 17. Figur 18. Figur 14.

Figur 16. Figur 19.

Die Verzierungen der Thonwaare aus den Dolmen sind möglichst einfach. Man sieht ausser den Spuren der Drehscheibe noch absichtlich tiefer eingedrückte Kreise, einfach oder zu mehreren, und dazwischen kurze Linien, gerade oder schräg gestellt, die entweder mit dem einfachen Stäbchen oder mit dem Kamm eingedrückt wurden. Daneben kommt noch die einfache oder mehrfache Wellenlinie vor, und korbgeflechtartige Muster, die manchmal den ganzen Bauch des Gefässes bedecken und jedenfalls mit einem Stempel eingedrückt worden sind. Das ist, im Grunde genommen, alles, was ich gesehen habe. Eine Ausnahme machen nur die beiden aussergewöhnlichen Gefässe von der Form des Reissacks und des Beutels, wo die Verzierungen eben in der Nachahmung des dargestellten Gegenstandes bestehen.

Ich komme nun zu den in den Dolmen gefundenen Schmucksachen. Das eigenartigste darunter ist das, was die Japaner **kudatama** und **magatama** nennen, und was nichts weiter bedeutet, als werthvolle Steine in Röhrenform oder gebogen. Die Magatama sind von halbmondförmiger Gestalt, aber das Ende des einen Hornes ist breiter als das andere und quer durchbohrt. Es erinnert an eine, in Japan sehr beliebte Figur, an das Tomoye, das wohl am bekanntesten ist unter der Form des Mitstomoye, des dreifachen Tomoye (Fig. 20). Das zweifache heisst Futatomoye. Es liegt nahe, daran zu denken, dass der Figur eine Vorstellung lasciven Charakters zu Grunde liegt, indessen habe ich Bestimmtes darüber nicht in Erfahrung bringen können.

Figur 20.





Ferner möchte ich darauf aufmerksam machen, dass es in Japan einige Schmetterlinge giebt, welche dieses Zeichen tragen, doch würde es zu weit führen, jetzt darauf einzugehen.

Die röhrenförmigen Steine haben sich bis jetzt in Gebrauch erhalten, allerdings in Thon nachgeahmt, und dabei sehr viel grösser als die alten. Sie dienen den Bauern zum Ausschmücken des Pferdegeschirres.

Das Material zu diesen Halbmonden, Röhren und kleineren, perlenartigen Dingen haben Steine geliefert von den verschiedensten, doch meist grünen Farben und von den verschiedensten Härtegraden. Manche werden vom Stahl nicht angegriffen, andere sind so weich, dass der Fingernagel sie ritzt. So weit ich beurtheilen kann, ist Nephrit darunter. Daneben kommen aber auch richtige Glasperlen vor, meist blau oder hellgrün und durchscheinend, doch auch opake, unter anderen zinnoberrothe.

Von anderweitigem Schmuck habe ich nur Ringe kennen gelernt, die mit Gold- oder Silberblech überzogen sind. Sie bilden keinen geschlossenen Kreis, sondern stehen immer offen, und zwar in der Art, dass die beiden scharf abgeschnittenen Enden einander gegenüberstehen. Meist sind sie so eng, dass kaum oder nicht einmal der Finger eines Japaners hindurchgeht.

Was endlich die Waffen betrifft, so haben wir Pfeile und vielleicht auch Lanzenspitzen aus Stein, meistens geschlagen, doch manchmal auch geschliffen, je nach der Art des Materials. Ferner Obsidiansplitter und Bruchstücke von Messern aus demselben Gestein. Ausserdem aber werden öfter eiserne Schwerter gefunden, von denen auch eines in meinen Besitz gelangt ist. Selbstverständlich ist es fast völlig vom Rost verzehrt, aber es lässt noch deutlich seine ursprüngliche Form erkennen, und diese ist auffallend modern. Auch einen eisernen Steigbügel hat man in der Nähe von Saga gefunden und vergoldete Knöpfe oder Buckel aus Eisen, die vermuthlich an Helmen oder Schilden gesessen haben.

Diese Aufzählung enthält durchaus nicht Alles, was in den Dolmen vorkommt, aber ich habe es vorgezogen, mich auf das zu beschränken, was ich selber bei japanischen Sammlern gesehen habe, und zwar unter Umständen, welche einen etwaigen Betrug mit grosser Sicherheit ausschliessen. Dass ich aber überhaupt an die Möglichkeit von Fälschungen dachte, dazu hatte mein Besuch in Dazaifu Veranlassung gegeben, wo man mir sehr harmlos erzählte, dass die Bauern die so beliebten und schon selten werdenden alten Ziegel nachmachten und tief auf ihren Aeckern vergrüben, um sie nach Bedarf wieder hervorzuholen. Ja, es soll Familien geben, welche dabei einen Turnus von 50 Jahren einhalten, so dass, was

heute eingegraben wird, erst nach 50 Jahren wieder ans Licht kommt. Auch die Steinwaffen sollen nachgemacht werden, nicht aber die andere Thonwaare, weil sich so wenig Liebhaber dazu finden, dass ein solches Geschäft nicht lohnen würde. Ich bin indessen an der Richtigkeit dieser Behauptung irre geworden, als ich bei einem Trödler die beiden merkwürdigen Dinge sah, welche ich ja auch habe abbilden lassen, den Reissack und den Lederbeutel in Thon. Die ganze Behandlung dieser beiden Stücke ist derart, dass sie gewiss nicht von denselben Menschen angefertigt worden sind, welche die übrige Waare hergestellt haben. Zudem war das Beutelgefäss glasirt, während sonst jede Spur von Glasur fehlt. Trotzdem aber braucht keine Fälschung vorzuliegen; das Gefäss kann aus einer späteren Zeit stammen, als die übrige, rohe Thonwaare, und doch in den Dolmen gefunden sein, wie wir gleich sehen werden.

Wenn man nehmlich noch einmal das, was ich habe vorlegen können, überblickt, so wird man sagen, dass das recht verschiedenartige Dinge sind, zwischen denen es schwer halten dürfte, einen Zusammenhang herzustellen. Steinerne Pfeilspitzen und Obsidianmesser passen nicht recht zu einem Schwerte von Stahl und von eleganter Form, ebenso wenig, wie die, augenscheinlich sehr mühsam mit dürftigen Hülfsmitteln geschliffenen Stein-Zierrathen zu den recht modern aussehenden Glasperlen und goldplattirten Kupfer- oder Eisenringen. Um das Räthsel zu lösen, müsste man unterrichtet sein über die Lagerung dieser Gegenstände in den Dolmen und über ihre verhältnissmässige Häufigkeit. Leider habe ich nichts entscheidendes ermitteln können, weil die Finder darauf nicht geachtet hatten. Da aber die japanische Regierung, auf die Wichtigkeit solcher Untersuchungen aufmerksam gemacht, die Sache jetzt selber in die Hand genommen hat, so dürfen wir wohl schon für die nächste Zeit Berichte über sorgfältig geleitete Ausgrabungen erwarten. Wenn wir somit unser endgültiges Urtheil auch noch aufschieben müssen, so sind wir, meines Erachtens, doch schon aus der Natur der gefundenen Gegenstände berechtigt, zu schliessen, dass wenigstens einzelne Dolmen noch zugänglich waren und zu irgend welchen Zwecken benutzt wurden, als ihre ursprüngliche Bedeutung schon längst in Vergessenheit gerathen war. Diese Meinung wird unterstützt durch viele Erzählungen und Sagen, welche erst in historischer Zeit entstanden sind, und in denen es heisst, dass in dieser oder jener Periode Teufel in den Höhlen der Berge hausten, von wo aus sie das umliegende Land unsicher machten und raubten und mordeten, und mancher Berg, wie beispielsweise der Oye-yama, hat dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Teufel der Sage waren in der That nichts weiter als gewöhnliche Räuberbanden, zu deren Unterdrückung, wie geschichtlich beglaubigt ist, oft bedeutende Streitkräfte aufgeboten werden mussten. Da nun natürliche Höhlen in den japanischen Bergen wirklich recht selten sind, so kann man unter den hier genannten Höhlen nur die Dolmen verstehen, worauf noch ganz besonders der volksthümliche Name derselben hinweist. Ich hatte ja schon erwähnt, dass man sie Felswohnungen der Teufel nennt. Seit diesen Zeiten der Unsicherheit sind aber schon wieder gegen 600 Jahre vergangen, lange genug, um viele dieser Kammern versanden zu lassen und die äusserlichen Spuren ihres späten Gebrauches zu verwischen.

Diese Auffassung erklärt zur Genüge, warum wir in manchen Dolmen so wenig zu einander passende Geräthe finden. Dann bleiben uns aber als wesentlich nur die Thongefässe, die menschlichen Knochen und wahrscheinlich auch das Steingeräth (Waffen und Schmuck) übrig, und es zeigt sich, dass in Japan, ebenso wie bei uns, die Dolmen Begräbnissplätze darstellen. Ob sie das ausschliesslich waren,

bleibt dahingestellt, denn man kann die Vermuthung nicht von der Hand weisen, dass sie auch sonst noch zu religiösen Verrichtungen dienten, sollte es auch nur eine Art von Todtencultus gewesen sein. Zu dieser Annahme veranlasst mich die Form so vieler Gefässe, welche darauf berechnet zu sein scheint, nur vorübergehend zur Aufnahme irgend welcher Gegenstände zu dienen. Auch die Erhaltung dieser Gefässe spricht dafür, denn alle ihre Eindrücke und auch ihre zufälligen Ecken und Rauhigkeiten sind so scharf geblieben, als ob sie eben erst aus dem Feuer hervorgegangen wären. Sie sind also wenig und selten gebraucht worden, während sie andererseits, gegenüber den Aschenurnen, mit zu viel Aufwand von Geschicklichkeit hergestellt sind, um anzunehmen, dass sie nichts weiter darstellen, als Beigaben beim Begräbniss.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, dass in vielen Dolmen jetzt ein buddhistischer Heiliger, den man Jizo nennt, aufgestellt ist. Auch ihm werden Blumenspenden dargebracht, aber da er noch in geschichtlicher Zeit auf japanischer Erde gewandelt hat, so ist sein Cultus nicht als eine Fortsetzung desjenigen zu betrachten, der in alten Zeiten hier stattgefunden haben mag.

Nun bleiben noch die zwei wichtigsten Fragen zu erledigen: Zu welcher Zeit sind die Dolmen gebaut worden, und wer hat sie errichtet?

Die erste Frage wird man geneigt sein, dahin zu beantworten, dass sie aus vorgeschichtlicher Zeit stammen. Indessen muss man doch berücksichtigen, dass die Erfahrungen in Europa nicht ohne weiteres Anwendung auf ein Land finden, welches durch die ganze Breite Asiens von uns getrennt ist. Wenn die Dolmen Europas vorgeschichtlichen Ursprunges sind, so kann in Japan ihre Erbauung trotzdem bis in geschichtliche Zeiten hineinreichen. In Japan selber glaubt man das und nimmt an, dass sie den Menschen als Zufluchtsstätten dienten, wenn es galt, sich gegen gewisse Naturgewalten zu schützen, z. B. „wenn es Feuer vom Himmel regnete, oder wenn ein feuriger Wind wehte". Diese Auffassung muss als rein willkürlich zurückgewiesen werden. Ich will zwar nicht leugnen, dass, beim Hereinbrechen vulkanischer Verwüstungen, Menschen sich in Dolmen verkrochen haben mögen, aber erbaut wurden sie zu diesem Zwecke nicht, denn wir haben gesehen, dass sie vor allen Dingen als Grabstätten dienten. Die Ueberlieferung lässt uns also in Stich, und die Geschichte desgleichen. Man darf nehmlich nicht vergessen, dass die japanische Geschichte viel später beginnt, als man früher glaubte. Die japanische Regierung hat zwar für die Eroberung des Landes eine bestimmte Jahreszahl festgesetzt, 660 v. Chr., aber die einigermaassen beglaubigte Geschichte dürfte nicht über das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichen, während die ersten Geschichtswerke gar erst aus dem siebenten Jahrhundert stammen. Da auch die chinesische Geschichte uns keine nennenswerthen Aufschlüsse über Japan bringt, so bleiben die Anfänge der Geschichte Japans vorläufig noch in Dunkel gehüllt, in welches die Mythe und archäologische Funde nur spärliche Strahlen werfen.

Die Mythe berichtet, dass, mehrere Generationen hindurch, die Götter ihre Söhne auf die Erde sandten, um die dort lebenden bösen Teufel zu vertreiben. Anfangs kämpften sie mit entschiedenem Unglück oder machten sogar gemeinschaftliche Sache mit den Teufeln, nahmen sich von ihnen Weiber und kehrten nicht zurück. Endlich aber wurde das Land doch unterworfen, und der erste Beherrscher desselben, Jimmu Tenno, gilt als der Stammvater des noch jetzt regierenden Kaiserhauses. Dabei muss man aber im Auge behalten, dass der Norden der Hauptinsel erst ungefähr im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und noch später unter die Botmässigkeit der Japaner gerieth.

Hier haben wir also einen deutlichen Unterschied zwischen einem eingesessenen und einem erobernden Volke. Waren beide Völker aber auch ihrem Wesen nach verschieden? Vielleicht nicht, denn das erobernde Volk hatte ja vorher schon Sitze im Lande selbst, in Hyuga, im Südosten von Kyushu. Von hier aus ging der Eroberungszug nach Norden. Das schliesst aber andererseits nicht aus, dass die göttlichen Vorfahren der Eroberer, wie sie von der Mythe bezeichnet werden, doch, von aussen her kommend, erst eingewandert waren, und ich glaube es mit aller Bestimmtheit.

In den nördlichen Provinzen nehmlich, welche erst vor nahezu 1000 Jahren dem übrigen Lande einverleibt wurden, lässt sich noch viel Ainoblut nachweisen, woraus man schliessen möchte, dass die unterworfenen Stämme überall Aino waren, ein Volk, das jetzt auf Yezo und Sachalin zurückgedrängt und auf einige 100 000 Menschen zusammengeschmolzen ist. Wenn die Besiegten aber keine Aino waren, so standen sie sicher auf ähnlicher Bildungsstufe. Die jetzt herrschende Rasse hat einen ganz anderen Typus als die Aino, und dabei zeigt sie durchaus kein einheitliches Gepräge. Ausser Ainoblut lassen sich noch malaiische Elemente nachweisen. Wahrscheinlich also ist der Anstoss zur Eroberung von einem Volke ausgegangen, das ausserhalb Japans im Süden wohnte, und welches malaiischer Abstammung oder wenigstens mit Malaien gemischt war.

Eine solche Annahme erklärt mancherlei und hilft über viele Schwierigkeiten hinweg. Dass die Malaien gute Waffenschmiede sind, ist bekannt, und in Japan war das erobernde Volk den Eingeborenen durch die Vollendung seiner Waffen weit überlegen; ja, die Aino besitzen heut zu Tage noch kein Eisen. Wenn nun das erobernde Volk von aussenher kam, so ist es ganz natürlich, dass es hauptsächlich aus Kriegern bestand, die sich um die Gewerbe des Friedens wenig kümmerten. Töpfer sind sie jedenfalls nicht gewesen, sonst würden sie, nach dem Eroberungszuge der Kaiserin Jingo Kogu nach Korea, nicht Töpfer von dort ins Land gerufen haben. Um diese Zeit (nach 200 p. Chr.) scheinen aber auch die Koreaner noch nicht viel von dieser Kunst verstanden zu haben, denn das, was uns an alter Waare oder an Nachbildungen derselben erhalten blieb, ist unglaublich plump und roh, und wird durch die Dolmenfunde weit in den Schatten gestellt. Solche alte koreanische Waare wird jetzt noch in den ästhetischen Theegesellschaften (tsha no yū) gebraucht, und wer sich ächte Waare nicht verschaffen kann, nimmt mit Nachahmungen vorlieb. Nur einen Vorzug hat die Koreawaare, sie besitzt Glasur, und zwar Salzglasur wie Email. Die Eroberer Japans dagegen scheinen Glasur nicht gekannt zu haben, worauf zwei alterthümliche Gebräuche hindeuten. Den Verstorbenen werden Opfer in kleinen, flachen Schalen von unglasirtem, schwach gebranntem Thon dargebracht, und zu Neujahr wird ein aromatisch gemachter Sake (Reisbier) aus ähnlichen, nur etwas grösseren Schalen getrunken. Es sind dies, wie es scheint, uralte Gebräuche, und es ist wohl kaum daran zu denken, dass man die Thongefässe jetzt einfacher macht als früher.

Halten wir also alte koreanische Waare, ächte oder in Japan nachgemachte, mit den Dolmenfunden zusammen, so müssen wir gestehen, dass es die Verfertiger der letzteren in der Behandlung des Thons weiter gebracht hatten, und dass sie sich in der Formgebung schon auffallend frei bewegten. Deshalb lässt sich die Thonwaare in den Dolmen nicht auf koreanischen Einfluss zurückführen und muss in eine frühere Zeit verlegt werden. Ob aber diese alten Thonkünstler zugleich auch die Erbauer der Dolmen waren, darüber möchte ich mich jetzt noch nicht aussprechen. Bedenklich ist nehmlich der Umstand, dass alle Stücke, die ich gesehen habe, auf der Drehscheibe gefertigt sind, welche doch den Erbauern der

europäischen Dolmen noch unbekannt war. Nehmen wir dies als Maassstab für die Beurtheilung der japanischen Dolmen, so werden wir zu der Annahme gedrängt, dass in Japan nach einander drei Völker ansässig gewesen sind: erstens die Dolmenbauer, zweitens die Verfertiger der besprochenen Thonwaare, welche wahrscheinlich das von Jimmu unterworfene Volk darstellen, und drittens das japanische Volk in seiner jetzigen Zusammensetzung.

Eine solche Annahme hat sehr viel für sich, denn wenn wir auch unter den jetzigen Japanern malayische und Aino-Elemente finden, so weist doch das Volk in seiner Gesammtheit einen Typus auf, der vom Malayen wie vom Aino wesentlich verschieden ist. Man rechnet allgemein die Japaner zu den Mongolen, aber sie unterscheiden sich auf den ersten Blick so sehr von denjenigen Mongolen, welche die gegenüberliegende Küste des Festlandes bewohnen, dass es schwer hält, sich einen unmittelbaren Zusammenhang mit denselben vorzustellen. Dazu kommt, dass die, in geschichtlicher Zeit mehrfach vorgekommenen Zuzüge aus China und Korea so gut wie gar keine Spuren hinterlassen haben, weil sie gegenüber der Masse des Volkes so unbedeutend waren, dass sie nach bekanntem Gesetz in ihm aufgehen mussten.

Wenn wir also die Japaner Mongolen nennen, so stellen sie jedenfalls einen selbständigen Stamm dar, der sich entweder in seiner Eigenart noch erhalten hat, trotz des unverkennbaren Einflusses, welchen Malayen und Aino auf ihn ausübten, oder der gerade durch diese Einflüsse sein eigenthümliches Gepräge erhalten hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich aber darauf aufmerksam machen, dass man bei weiteren Untersuchungen über diese Fragen mehr als bisher die Bewohner der Philippinen wird heranziehen müssen, die oft den Japanern recht ähnlich sind.

Fassen wir das alles kurz zusammen, so ergiebt sich, dass wir in Japan mehrere auf einander folgende und sich z. Th. mit einander mischende Völker annehmen müssen, weshalb es kein Bedenken haben würde, in den Dolmenerbauern ein anderes Volk zu vermuthen, als dasjenige, welches die besprochene Thonwaare geliefert hat. Unter allen Umständen aber hat das japanische Volk in seiner jetzigen Zusammensetzung weder die Dolmen erbaut, noch die Thonwaare darin niedergelegt. —

Hr. Olshausen glaubt zu erkennen, dass einer der vorgelegten eisernen Ringe aus dickem Draht, aber von kleinem Durchmesser zweifach plattirt sei, erst mit Kupfer oder Bronze, dann mit Gold. Aehnliche Technik zeigen die Nietköpfe mancher Schildbuckel aus später Zeit in Europa, so die an einem grossen Buckel etwa aus dem 9. Jahrhundert, gefunden in einem Brandgrabe auf der Insel Amrum, Schleswig-Holstein.

(10) Hr. G. A. B. Schierenberg übersendet aus Frankfurt a. M., 16. December 1886, die nachstehende Grundrisszeichnung des

Mithraeum in dem Externsteine

und macht auf die Aehnlichkeit desselben mit dem kürzlich entdeckten Mithras-Tempel zu Ostia aufmerksam. Besonders bemerkenswerth sei es, dass das Taufbecken, welches sich im Externsteine in der Sohle des Fussbodens finde, ebenso in Ostia wiederkehre. Dagegen seien an letzterer Stelle wohlerhaltene Darstellungen der Thierkreisbilder, aber nicht in der Reihenfolge der Monate. Daher würde es sehr lehrreich sein, darüber Genaueres zu erfahren. Die Stelle in den Notizie degli Scavi di Antichità, 1886 Maj. laute: Nel piano dei sedili sono



GRUNDRISS DES MITHRAEUM in den EXTERNSTEINEN.

rappresentate le 12 costellazioni, però senz'ordine, ossia contro le normale successione dei mesi e delle stazioni. Ogni simbolo e accompagnato da una grande stella.

(11) Eingegangene Schriften.

1. Brinton, Daniel G., The conception of love in some American languages, Philadelphia 1886; Gesch. d. Verf.
2. Steinen, Karl von den, Die Bedeutung des Schingú für die Ethnologie des nördlichen Südamerika. Aus der Revue coloniale internationale; Gesch. d. Verf.
3. Derselbe, Besprechung von Joaõ Barboza Rodrigues': Die Krischauá-Indianer; Ausland 1887, 1; Gesch. d. Verf.
4. Vedel, E., Bornholms Oldtidsminder og Oldsager, Kjöbenhavn 1886; Gesch. d. Verf.
5. Brinton, D. G., The phonetic elements in the graphic Systems of the Mayas and Mexicans; from American Antiquarian Nov. 1886; Gesch. d. Verf.
6. Forrer, R., jun., Die Frage nach einer Horn- resp. Knochenzeit, insbesondere in Bezug auf die Schweiz; aus Mittheilungen d. anthrop. Ges. Wien Bd. 16; Gesch. d. Verf.
7. Jacob, Georg, Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter, Leipzig 1887; überreicht durch Hrn. Virchow.
8. Nicolaysen, N., Norske Fornlevninger, Kristiania 1862—66; und Mindesmärker af Middelalderens Kunst i Norge; durch Kauf.
9. Petermann's Geographische Mittheilungen 1886.
10. Proceedings of the Royal Geographical Society 1886.
11. Globus 49 und 50, 1886.
12. Ausland 1886.

    9—12 Geschenke des Herrn K. Künne.

13. Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der K. Museen zu Berlin, I 1886, Heft 2—4; Gesch. der Generalverwaltung.
14. „Fernschau", Jahrbuch der mittelschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft in Aarau, Bd. 1, 1886; zur Einleitung des Tauschverkehrs.
15. Schriften d. phys.-öconom. Ges. zu Königsberg, Jahrgg. 12, 13, 15—17; Gesch. d. Ges.
16. Proceedings of the Davenport Academy of natural Sciences, Vol. IV, 1882—84; zur Einleitung des Tauschverkehrs.

17. The Scottish Geographical Magazine Vol. I and II, 1885 und 86; zur Einleitung des Tauschverkehrs mit d. Scottish Geographical Society.
18. Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago, Heft 4, Valparaiso 1886.
19. Protokolle der Generalversammlung d. Gesammtvereins d. deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Hildesheim, Berlin 1886; aus dem Corresp.-Blatt des Gesammtvereins; überreicht durch Hrn. Friedel.
20. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des naturwissenschaftlichen Vereins der Provinz Posen, 1887; überreicht durch Director Schwartz.

Conferenz vom 11. Februar 1887, 3 Uhr Nachmittags, in der Aula des Museums für Völkerkunde.

Ethnographie von Hawaii.

Vorsitzender Hr. **Virchow**:

Es ist eine besonders glückliche Verbindung von Umständen, welche uns heute zum ersten Mal in einem Raume zusammenführt, von dem wir hoffen dürfen, dass er für eine lange Zukunft das gedeihliche Zusammenwirken unserer Gesellschaft mit der Verwaltung des neuen Museums für Völkerkunde ermöglichen wird. Eine reiche Sammlung ethnographischer Gegenstände von Hawaii, welche, fast wider Erwarten, auf einem, durch jähe Culturveränderungen in kürzester Zeit gänzlich veränderten Boden als ein werthvolles Nebenproduct einer, ganz anderen Aufgaben gewidmeten Reise gewonnen und unserem Museum zugeführt worden ist, soll durch den Sammler selbst der Gesellschaft erläutert werden.

Hr. Dr. Arning war für zwei Jahre mit den Mitteln der Humboldt-Stiftung hinausgesendet worden, um den Aussatz, der sich neuerlich in schrecklicher Häufigkeit über die hawaiische Inselgruppe verbreitet hat, zu studiren und, wenn möglich, die Ursachen, insbesondere die Uebertragbarkeit desselben zu ermitteln. Wie in dem, an die Königliche Akademie der Wissenschaften (Sitzungsberichte 1886. S. 1141) erstatteten Berichte dargelegt worden ist, sind manche der Voraussetzungen, welche auf Grund früherer Berichte gehegt werden mussten, nicht zugetroffen, und die ätiologischen Fragen haben auch diesmal nicht ihre volle Lösung gefunden. Dafür sind die wichtigsten Erfahrungen über den Verlauf und die Formen, in welchen die vielgestaltige Krankheit auftritt, gemacht worden. Diese weiter auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort.

Wohl aber dürfen wir uns und dem jungen Forscher aufrichtig Glück wünschen, dass er eine Seite der Beobachtung in fruchtbarster Weise entwickelt hat, für welche er am wenigsten vorbereitet erschien. Er hat die letzten Spuren der alten Cultur mit einer solchen Schärfe des Blicks und einer solchen Feinheit des Verständnisses entdeckt, dass die Ethnographie der merkwürdigen Inselgruppe durch ihn eine ganz neue Gestalt angenommen hat. Auf die reiche Schädelsammlung, die er uns gleichzeitig überbracht, und auf die vorzüglichen photographischen Aufnahmen von Eingeborenen, die er zum grossen Theil selbst ausgeführt hat, werden wir ein anderes Mal zurückkommen. Heute haben wir nur zu sehen und zu hören, und ich darf mich darauf beschränken, Hrn. Arning im Namen der Gesellschaft herzlich willkommen zu heissen. —

Hr. Ed. Arning:

Es gereicht mir zur hohen Freude, Ihnen heute einzelne Stücke aus einer ethnographischen Sammlung vorführen zu können, zu deren Anlegung ein $2^1/_2$ jähriger Aufenthalt auf der Hawaiischen Inselgruppe mir Gelegenheit gab. Seit Jahrzehnten hatte man sich gewöhnt, Polynesien, speciell die Hawaii- oder Sandwich-

Inseln, als für die ethnologische Forschung verloren anzusehen. Der alles nivellirende Einfluss unserer modernen Cultur hatte auf diesem engen Inselgebiet, wo keine grossen Länderstrecken, keine mächtigen und wehrhaften Völkerschaften ihrer schnellen Verbreitung hindernd in den Weg traten, so rasend schnell mit der Originalität der Volkssitte aufgeräumt, dass, bereits nach einem Viertel-Jahrhundert ihres Einflusses, Alt-Hawaii als auf immer verschwunden betrachtet werden konnte.

Doch nicht der plötzlichen Ueberschwemmung mit angelsächsischer Cultur allein ist dieses schnelle Hinsterben der Originalität zuzuschreiben, nein, die alte hawaiische Cultur trug in sich selber den Keim des Todes. Sie war siech und in Unnatur entartet, als am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts sporadisch, und von 1820 an in ihrer ganzen Wucht unsere Civilisation dort eindrang.

Ohne Schriftsprache, der mächtigen Förderin der Ideeentwickelung, und ohne neue Impulse von irgend einer Richtung her, hatte das hawaiische Volk in Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende langer Isolirung sein Geistesleben, wenn nicht erschöpft, so doch durch Reproduction des einmal Gegebenen in immer intensiverer Art zu einem lästigen Zwange umgestaltet. So erklärt sich, dass Hawaii mit seinen überlebten Institutionen, mit seinem unerträglich gewordenen Cultus- und Tabu-System aus freien Stücken brach, sobald die ersten Strahlen unserer Cultur es erreichten. Das volle Licht derselben ging auf über ein, bereits ohne die uralt bestimmenden Normen lebendes Volk!

Das Resultat dieses selbständigen Vorgehens der Hawaiier war ein viel gründlicheres Aufräumen mit fast allem der alten Cultur Zugehörigen, als vielleicht geschehen wäre, wenn allein die Missionare das Volk zum Aufgeben des alten Götterglaubens bestimmt hätten. Die Tempel wurden nicht nur verlassen, sondern zerstört, die Feder- und Holz-Idole in Massen verbrannt, die Steingötzen umgestürzt und ins Meer und in Sümpfe versenkt.

Die Kenntniss dieses Umstandes und die thatsächlichen Misserfolge mancher Sammler hatten den Inseln den Ruf verschafft, für die Ethnographie verloren zu sein, und es ist charakteristisch, dass in den grossen Museen das an hawaiischen Gegenständen Vorhandene fast ausschliesslich aus dem ersten Grundstock der Sammlungen übernommen worden ist.

In der That scheint auch das moderne Hawaii, wie es der Reisende bei kürzerem Aufenthalt von der Hauptstadt Honolulu aus oder durch den Besuch einiger der grossen Zuckerplantagen kennen lernt, ethnographisch wenig Originelles zu bieten. Die Hauptetappe auf der grossen Weltlinie von San Francisco nach Neu-Seeland und Australien bildend, und mit seiner gewaltigen Rohrzuckerproduction eine maassgebende merkantile Stellung einnehmend, hat Hawaii durch weisse und chinesische Einwanderer, die das eingeborene Element jetzt bereits an Zahl übertreffen, seine Ursprünglichkeit auf immer eingebüsst.

Im nördlichen Stillen Ocean, eben noch innerhalb der Tropenzone gelegen, und fast das ganze Jahr hindurch vom kühlenden Passatwind gefächelt, setzen die fruchtbaren Inseln mit ihrer gleichmässig sommerlichen Temperatur und in ihrer Immunität von mörderischen Klimafiebern dem nordischen Europäer und Amerikaner kein Hinderniss der Ansiedelung und des Fortkommens entgegen. Das Resultat ist, dass es viele weisse Familien giebt, die schon in der dritten und vierten Generation auf den Inseln leben, und, wenn auch nicht Ureinwohner, doch immerhin Hawaiier sind und Hawaii als ihre Heimath betrachten. Ebenso, und dieser Faktor ist für die Assimilation vielleicht noch wichtiger, haben es von jeher weder Weisse noch Chinesen, selbst nicht die sonst auf „farbiges Blut“ so stolz herabblickenden

Neu-Engländer verschmäht, Ehen mit eingeborenen Frauen einzugehen, in der richtigen Empfindung, dass die Polynesier eine ganze andere, uns viel näher stehende Rasse darstellen, als diejenigen dunklen Völker, welche dem Amerikaner wesentlich bekannt sind, Indianer und Neger. — In dieser Beziehung steht Hawaii überhaupt wohl exceptionell dar. Ein eingeborner König regiert ein Volk, dessen Minderzahl aus Eingeborenen besteht, und Fremde aller Nationen, feingebildete Chinesen mit eingeschlossen, verkehren miteinander und den besseren Familien der Hawaiier auf der gleichen Stufe socialer Beziehungen. Schliesslich muss das rapide Aussterben der autochthonen Rasse für das Schwinden der alten Cultur verantwortlich gemacht werden. Die verschiedensten Umstände haben ein Sinken der eingeborenen Bevölkerungszahl, von etwa 400 000 zu Cook's Zeiten, auf 40 000 im Jahre 1884 veranlasst, und trotz aller Versicherungen der Regierung, dass bessere hygienische Bedingungen dem weiteren Aussterben ein Ziel gesetzt haben, ist der völlige Untergang der reinen Rasse wohl nur die Frage von Decennien.

Auch mir erschien in der ersten Zeit meines fast 3jährigen Aufenthalts auf den Inseln Alt-Hawaii ganz entschwunden; erst allmählich merkte ich, dass hier und da noch manches gute alte Stück der Vorzeit aufzutreiben war, und so ist es mir gelungen, schliesslich noch eine ziemlich umfangreiche Sammlung anzulegen, von der ich hoffen will, dass sie, im Verein mit den kostbaren Stücken, welche das Berliner Museum für Völkerkunde schon aus Hawaii besitzt, dazu dienen möge, eine möglichst deutliche Anschauung der auf ewig untergegangenen hawaiischen Cultur zu geben.

Wesentlich dreien Umständen glaube ich es danken zu müssen, dass es mir glückte, nicht nur sporadisch Einiges aufzusammeln, sondern eine systematische Collection anlegen zu können. Zunächst brachte mich meine Stellung als Arzt, der in das Land kam, um die Lepra, den Hauptfeind, den die eingeborene Rasse jetzt hat, zu studiren, von vorneherein mit dem Volk, auch in den schwer zugänglichen Districten der Inseln, in innigere Berührung, als die meisten anderen Fremden, welche sich, eben dieser weitverbreiteten Krankheit halber, scheuen, die Eingeborenen in ihren Hütten aufzusuchen, und trug mir Zutrauen und Sympathien ein, die ich ausnutzen konnte. Weiterhin fiel in die Zeit meines Aufenthaltes der Beginn einer jetzt bereits ausartenden Reaction gegen das Fremde, welche vom König künstlich hervorgerufen und unterhalten wurde, und wenn es mir auch nicht gelang, von dem für ethnologische Zwecke gewiss hochwichtigen Treiben der neugegründeten Geheimclubs Kenntniss zu erlangen, in welchen die alt-hawaiischen Mysterien der Priester- und Häuptlings-Kaste wieder aufleben, so förderte der, neben mir, auch von Mitgliedern der königlichen Familie betriebene Sammeleifer manche in Vergessenheit gerathene Reliquie der Vergangenheit aus ihren nur noch den alten Leuten bekannten Verstecken zu Tage und auf den Liebhabermarkt. Auf diesem konnten dann die seltenen Stücke, allerdings zu hohen Preisen, erstanden werden. Auch aus Auctionsverkäufen des Nachlasses mehrerer hochstehender Personen ist manches Werthvolle in meine Sammlung gekommen. Als dritten wichtigen Factor des Gelingens möchte ich hervorheben, dass ich das Gewonnene nicht in Kisten und Kasten verstaute, sondern in einem eigens dazu eingerichteten Raume aufstellte. Es war eine Freude, zu sehen, mit welcher Ehrfurcht die Eingeborenen, welche ich jederzeit gerne hineinführte, diesen Raum betraten, wie die noch in den alten Leuten steckende Scheu sie zagbaft die tabuirten königlichen Geräthe und die Götterbilder anstaunen liess, wie sie schliesslich dann anfingen, über die Herstellung und Verwendung des Einzelnen zu erzählen, und dabei auch hin und wieder von dem Vorhandensein ähnlicher oder

noch besserer Stücke in dieser und jener Familie Andeutungen fallen liessen, die mich auf neue Spuren brachten. Speciell den Widersachern der jetzigen neuen Dynastie verdanke ich manchen Schatz, dessen Vorhandensein mir verrathen wurde, damit er nicht in die Hände des Königs falle. Für Vieles bin ich aber auch der Vermittelung befreundeter weisser Familien zu Dank verpflichtet, die ihren Einfluss bei den, ihnen speciell ergebenen Eingeborenen ihrer Nachbarschaft für mich und meine Sammlung verwendeten.

Ehe ich nun dazu übergehe, einzelne auserwählte Stücke der Sammlung vorzuführen, möchte ich, ganz im Allgemeinen, einen Ueberblick davon zu geben versuchen, was Sie unter dem zusammengebrachten Material erwarten dürfen und was nicht.

Als die Polynesier auf ihrem grossen Zuge ostwärts auch Hawaii bevölkerten, brachten sie manche Techniken mit, welche wir, wenngleich nach vielen Richtungen hin eigenartig entwickelt, auf den Sandwich-Inseln ebenso, wie bei den Samoanern, Tahitiern u. s. w. finden. Da ist, um von dem Menschen und seiner Bekleidung zu reden, vor Allem das Bastzeug, die Kapa, zu erwähnen. Denn Webstühle kannten sie nicht, und Felle standen ihnen bei dem absoluten Mangel an jagdbaren Thieren nicht zur Verfügung. Darum vermissen wir auch bei den Hawaiiern die sonst für Naturvölker so charakteristischen Gegenstände, die sich auf Jagd und den Schutz gegen eine gefährliche Fauna beziehen. Nur den Vögeln wurde mit Schlingen und Vogelleim nachgestellt, und zwar der Federn wegen, welche zu Götzenbildern, den Federmänteln und Helmen der Häuptlinge und zu Tanzschmuck verarbeitet wurden. Reiche Ausbeute gab mir hingegen das Fischereigewerbe, das, soweit die Chinesen sich desselben nicht bemächtigt haben, noch heute nach den uralten Methoden und auch mit einem guten Theil des alten Aberglaubens betrieben wird.

Der Mangel an verarbeitbarem Thon — denn der vorhandene zerbröckelt beim Brennen und wird nur zum Reinigen der Haare und mitunter als Speise gebraucht, — führte zur ausschliesslichen Verwendung von Kokusnüssen, Kürbissen und Holz zur Anfertigung von Gefässen. Dies wirkt wiederum in zweierlei Richtungen bestimmend: einmal fehlt die durch den gefügigen Thon gegebene Anregung zur reichen Formgestaltung und freier Ornamententwickelung des Geräthes, und zweitens weist der alleinige Gebrauch von Holz- und Kürbissgefässen auf das Zubereiten der Nahrung durch Backen hin, da ein Kochen derselben durch die Natur der Gefässe ausgeschlossen ist.

Der Mangel an verhüttbaren Erzen hat auf den Inseln die Steinzeit bis in unser Jahrhundert hinein fortdauern lassen. Mit Steinäxten fällten die Hawaiier noch vor 60 Jahren die mächtigen Bäume hoch oben in den Wäldern und höhlten sie zu ihren Canoes aus, mit Steinäxten fertigten sie ihre Holzcalabassen und schnitzten sie ihre Götterbilder, mit Steinäxten fertigten sie ihre Lanzen, Speere und Dolche aus so hartem Holz, dass weder Knochen- noch Steinspitzen nöthig waren. Den eisernen Nagel beim Boot- und Hausbau ersetzte ihnen die kunstvoll geflochtene oder gedrehte Schnur, das eiserne Ackergeräth, wie bei den Waffen, das harte Holz. Zum Glätten der behauenen Holzwaaren dienten die Bimsteine der Vulkane und die rauhen Blätter des Brotfruchtbaums. Feinere Schnitzereien, wie die Gravirungen der Kürbisse und der Stempel für die Kapafabrikation, wurden mit, an Holzgriffen befestigten Haifischzähnen ausgeführt. Auch zum Schneiden des Haupt- und Barthaares dienten Haifischzähne. Tättowirt wurde mit feinen Knochenspitzen.

Diesen Ausführungen entsprechend, finden Sie in der Sammlung zunächst eine

Gruppe von **Steingeräth**: Steinbeile, Steinwaffen, Wurfkeulen und Schleudersteine, Steinlampen und Mörser mannichfachster und vielfach origineller Form, Steinstampfer für die Bereitung des Poi oder Taro, Hammer, Meissel u. s. w. und schliesslich eine Reihe eigenthümlich geformter Steine, welche zu einem, dem italienischen Boccia verwandten Spiele dienen. Es finden sich auch Schleifsteine, auf welchen die Steinäxte glatt geschliffen wurden; einer derselben ist besonders interessant dadurch, dass die Personificirung, welche die Hawaiier ihrem Geräthe vielfach angedeihen liessen, durch die Ausarbeitung des einen Endes zu einem Kopf ihren Ausdruck gefunden hat, weshalb der Schleifstein göttlicher Verehrung werth und zum Penaten des Axtschleifers wurde. Bei einer Besteigung des 14 000 Fuss hohen Maunakea auf der Insel Hawaii kam ich, in der Höhe von 12 000 Fuss, zu einer **Steinbeilwerkstatt**. Vor einer Höhle, aus welcher ich noch Reste von Kapastoff und Kürbissgefässen, sowie Kawawurzel und Austerschalen entnehmen konnte, fand sich ein Haufe roher, ungeschliffener, beim Absprengen verunglückter oder in der Form missrathener Steinäxte vor. Dieser Haufe erreichte die Höhe von 15 Fuss und mag aus Tausenden von Steinäxten bestehen. In der Umgegend liegen überall Blöcke einer besonders harten und klingenden basaltischen Lava umher, des Rohmaterials für die Aexte. Auch auf dem Maunaloa und Hualalai, zwei anderen Bergriesen Hawaiis, soll es ähnliche Fundstätten geben. Auch Spiegel aus Stein werden Sie in der Sammlung finden, flache, runde Scheiben aus schwarzem Basalt, welche nach Eintauchen in Wasser eine ganz brauchbare Spiegelfläche darstellen.

An die Steingeräthe schliessen sich die Waffen und Geräthe aus **Holz** an. Diese sind sehr selten und schwer in ihrer ursprünglichen Form zu erlangen. Besonders die Waffen: Lanzen, Speere, Wurfkeulen und eigenthümliche lassoartige Wurfhölzer, sowie Messer und Dolche sind jetzt mehr oder weniger Unica. Der schönen und zum Theil ausgestorbenen Hölzer wegen, aus welchen diese Gegenstände geschnitzt sind, wurden in vergangenen Jahren diese kostbaren Reliquien der Vergangenheit vielfach von Drechslern zu Spazierstöcken und allerlei „Souvenirs“ verarbeitet. Viele Waffen sind aber auch in alten Begräbnisshöhlen verborgen und durch die Treue der alten Grabhüter uns unzugänglich. Das gilt überhaupt von Manchem, was eventuell aus der Vorzeit noch in Hawaii existirt. Die alten Hüter der Schätze sterben aber hinweg und nehmen meistens ihr Geheimniss mit sich ins Grab.

Das Holzgeräth besteht aus Schüsseln und Calabassen, zum Theil von enormen Dimensionen, aus Trögen und Ackergeräth, sowie aus tabuirten Näpfen für die Aufnahme des Speichels und der Excremente der Fürsten. Als Material für das feine Speisegeräth dient das kostbare Holz des Koubaumes, einer eingebornen Malvacee, von herrlicher Maserung und dichtem Gefüge. Auch bei dergleichen Geräth hat die Drechslerbank viel Originalität zerstört, insofern manche alte Familie ihre Schätze an Holzgeräth, dem hawaiischen Silberzeug, nicht besser zu ehren wusste, als dass sie dieselben von der ruchlosen Hand eines Drechslers abdrehen und poliren liess. Ich habe natürlich nur Gefässe ursprünglicher Form und Glättung gesammelt.

Hieran schliessen sich die Gefässe aus Kürbiss und Cocusnuss, erstere zum Theil mit origineller und geschmackvoller Ornamentirung, durch Gravirung und Färbung erzeugt. Bei den Holzgefässen liegt dagegen das Ornamentale ausschliesslich in der Form, in eigenthümlich flachen Kehlen und angeschliffenen Facetten.

Zum Transport der Nahrung, des Tarobreies oder Poi, in den Calabassen dienten Traghölzer und Tragnetze, welche letzteren sich in mannichfacher Musterung, zum Theil nach den einzelnen Inseln verschieden, vorfinden.

Matten, grobe aus Pandanusblättern, bis zu kostbaren, aus feinem Gras geflochtenen und mit interessanten Mustern versehenen, sowie die Kapa, in allen ihren verschiedenen Qualitäten und Mustern, vervollständigen die Sammlung des Hausraths. Besonders freue ich mich darüber, dass es mir möglich war, nicht nur von diesen so vergänglichen und von den Familien als kostbare Erbstücke geschätzten Kapa-Zeugen eine stattliche Reihe zu erlangen, sondern dass ich auch den gesammten Apparat der alten polynesischen Kapatechnik habe mitbringen können: das Rohmaterial, die Rinde der Wauke-Pflanze, einer Morus-Art, den Klotz, worauf die Rinde mit eigenthümlichen Schlägeln zerklopft und verfilzt wurde, und eine grosse Zahl dieser Schlägel, womit zugleich dem Stoff eine Art Wasserzeichen eingeschlagen wurde, schliesslich die letternartigen Stempel für den Buntdruck des fertigen Zeuges.

Hieran schliessen sich die Schmuckgegenstände: kostbare Feder-Halskrausen und die originellen, aus geflochtenem Menschenhaar und einem hakenförmig geschnitzten Walzahn gebildeten Halsschmucke der Häuptlinge, dann allerlei Schmuck für Hals, Kopf, Arm- und Fussgelenk aus Wal- und anderen Zähnen, aus Muscheln, aus den geschliffenen Nüssen der Aleurites triloba und aus mancherlei bunten Beeren.

Weiter sehen wir die musikalischen Instrumente: Trommeln aus Cocusnuss-Stämmen geschnitzt, mit Haifischhaut überzogen, grosse, sanduhrförmige Tamtams aus in einander gefügten Kürbissen, Nasenflöten und Maultrommeln, allerlei Klappern und Rasseln, sowie aus hartem Holz gefertigte Klangstäbe. Alles dieses dient zum Hula-Tanz, der, seiner frivolen und obscönen Tendenzen wegen lange unterdrückt, jetzt, wo die alte puritanische Missionarpartei ihren maassgebenden Einfluss verloren hat, bei allerhand Festlichkeiten wieder getanzt wird.

Hieran schliesst sich das an, was ich von dem alten Cultus noch zu retten vermochte. Neun, zum Theil sehr gut erhaltene Holzidole, drei Steingötzen und eine Reihe kleiner, roh bearbeiteter Fetische konnte ich noch beschaffen.

Alle sind sie in Höhlen oder Wasserlöchern versteckt gewesen und meistens nur durch Zufall entdeckt worden.

Tabustäbe, wie sie vor den Tempeln aufgepflanzt waren, und Modelle der alten Tempelhäuser, wie sie auf den steinernen Unterbauten der „Heiaus" standen, sowie Modelle der Grashäuser der Eingebornen, wie sie jetzt in manchen Districten noch üblich sind, bilden eine weitere Gruppe.

Es folgen einige Spiele, vor Allem Exemplare von Schwimmbrettern und Kufen von Bergschlitten, und schliesslich eine ganze Serie von Gegenständen, die auf das Fischereigewerbe Bezug haben.

Ich will hoffen, dass es mir gelungen ist, einen ungefähren Ueberblick über den Inhalt der Sammlung gegeben zu haben, und ich wende mich nun dazu, einige wenige Stücke näher zu demonstriren.

Hier ist zunächst eine Reihe von den erwähnten Spielsteinen, sogenannte Ulu maika. Es sind glatt gearbeitete, zum Theil sogar polirte, flach cylindrische Steine mit leicht gewölbten Endflächen, im Durchmesser von 5—12 *cm* variirend. Sie sind aus verschiedenfarbigen Laven und Tuffen, einer aus Korallenkalk, ein besonders werthvoller gar nicht aus Stein, sondern aus einem sehr grossen Walzahn gearbeitet. Das Maikaspiel, dessen Hauptkämpen bereits die alten Sagen feiern, wurde, in der Art des italienischen Boccia auf glatten Flächen gespielt, und kam es dabei sowohl auf weites, als auf exactes Rollen des Steines an. Die Steine wurden auf der Cylinderfläche gerollt, nicht etwa discusartig geworfen. Gute Maikasteine wurden sorgfältig mit Hundefett geölt und in Kapa eingewickelt ge-

halten, und berühmte Spieler forderten sich von Gau zu Gau und von Insel zu Insel zum Wettkampf auf.

Ein ähnliches, aber nur den Häuptlingen gestattetes Spiel war das Gleitenlassen der Moas, dieser spindelförmigen glatten Hölzer aus dem schweren Kauilaholz, an mit Binsen belegten Berglehnen hinab. Am Ende der Bahn musste das Moaholz durch aufgesteckte Stäbe als Ziel passiren.

Auf ähnlichen, an den Berglehnen angelegten, glatten Bahnen fuhren, auf langen, flachen Schlitten liegend, die alten Hawaiier um die Wette zu Thal. Sausend muss es bergab gegangen sein, denn die Böschungen, an denen die Reste dieser Hoolua-Bahnen sich noch finden, sind steil, und von dem Winde im Hana-Districte auf Maui heisst es im alten Liede, dass er wie ein Schlitten den Berg hinabsaust. Bei einem Drechsler in Honolulu fand ich noch 3 Kufen solcher Schlitten. An der einen ist bereits eine Stocklänge abgesägt, die beiden anderen sind noch intact und fast $4^1/_2$ *m* lang. Im Besitz des Königs und im Nationalmuseum zu Honolulu findet sich noch je ein Exemplar dieser alten Schlitten, weitere dürften aber auf den Inseln nicht mehr vorhanden sein.

Als eine fernere Illustration des Sportes bei den Hawaiiern zeige ich 2 Schwimmbretter: flache, aus dem starken Koaholze durch Axtschläge gearbeitete Bretter von Plättbrettform. Nur bestimmte Stellen der Küste eigneten sich zu diesem Spiel. Das Ufer muss flach und sandig sein, und die Brandung, durch kein Korallenriff gebrochen, frei hereinrauschen. Diese Bedingungen sind meistens an der Barre der grösseren Flüsse gegeben, vor deren Mündung der Gürtel des Riffs unterbrochen zu sein pflegt, weil die Korallenthierchen im lebhaft strömenden und dabei brackischen Wasser nicht bauen.

Stand eine volle Brandung an, so war Festtag für Jung und Alt. Alles lief zum Strande, um „das Reiten der Wogen" mit anzusehen. Nur mit dem kunstvoll geschlungenen Malo, dem Lendentuch, bekleidet, stürzen sich die herrlich gebauten braunen Gestalten, ihr Schwimmbrett vor sich herschiebend, in die Fluth, schwimmen, tauchend und den Rückfluss einer grossen Welle benutzend, unter der Brandung durch und kommen im ruhigen Wasser hinter derselben wieder an die Oberfläche. Jetzt gilt es, eine mächtige Welle abzuwarten, und mit kühner Wendung, sich zugleich platt auf das Schwimmbrett werfend, den Rücken dieser Welle zu gewinnen. Höher und höher bäumt sich die mächtige Woge, auf ihrem sich neigenden Kamme die lustig rufenden Gestalten in rasender Eile dem Ufer zuführend. Liegend oder knieend, die Geübtesten auch wohl stehend, verstehen die kühnen Schwimmer es, ihr Brett immer senkrecht zur Welle zu halten, im Moment des Ueberstürzens derselben in geschickter Wendung zurückzulenken und die nächste grosse Welle zu gewinnen.

Ich habe leider nie ein derartiges Brandungsschwimmen bei wirklich hohem Seegang gesehen; es sind auch nur wenige Kanaka vorhanden, die sich auf den Sport noch verstehen, und sonderbarer Weise hat der Hawaiier von heute auch viel mehr Furcht vor den Haifischen, als noch vor 50 Jahren. Damals soll sich mancher der Eingebornen zum blossen Vergnügen in den Kampf mit einem Hai eingelassen haben.

Diese Furcht mag auch dazu beitragen, dass manche alte Methode der Fischerei in Vergessenheit geräth. Neben dem Fischen mit Schlepp- und Senknetzen und mit Angel und Leine kam nehmlich noch der Fischfang mit Hülfe von Tauchen sehr wesentlich in Betracht.

Ich zeige als Beispiel hier ein kleines Handnetz und einen, mit aller-

hand losem Schnur- und Bastwerk versehenen Stab. Mit diesem Rüstzeug tauchen die Fischer an der felsigen Kona-Küste Hawaiis in 6—8 Faden Wasser, scheuchen mit dem bebänderten Stocke die Fische aus ihren Felsenlöchern heraus und greifen sie in dem, mit der rechten Hand gehaltenen Netze. Bei solchem Tauchen bleibt der Fischer, ohne durch eine Leine gesichert zu sein, 2, ja 3 Minuten unter Wasser.

Zu einer weiteren eigenthümlichen Art des Fischfanges diente dieses keulenartige, schwere Stück Holz, das ich jetzt vorzeige. Das Holz ist ein sogenannter „Melomelo" und neben dem Fischgott das heiligste Stück einer hawaiischen Fischerhütte. Hoch oben im Bergwald unter den Beschwörungen des Kahuna oder Priesters aus dem rothbraunen Holz des seltenen Kauilabaumes geschnitten, wird der Melomelo in geweihtem Feuer oberflächlich angesengt und dann, in Kapa gehüllt, sorgfältig in der heiligen Ecke der Hütte verwahrt, um unter Opfer und Gebet beim Fischzug ins Canoe gelegt zu werden. Auf dem oft weit vom Lande entfernten Fischplatz angekommen, salbt der Fischer seinen Melomelo mit dem Oel der Cocusnuss und der Kukuinuss (Aleurites triloba). Dann speit er die gekauten öligen Kerne der Kukuinuss auf die Oberfläche des Wassers aus, um es zu glätten und durchsichtig zu machen, denn der hawaiische Fischer will seine Beute sehen. Ein sackförmiges Netz wird tief hinabgelassen, darüber an starker Schnur von Olonahanf der schwere Melomelo. Bald lockt der vom heiligen Holze ausgehende Zauber die Fische heran, das Netz schliesst sich über sie, und der stets bereite Taucher sorgt, dass kein Theil der Beute beim Hinaufziehen entschlüpfe.

Bei wieder einer anderen Methode des Fischfanges wird mit einem Senknetz eine kleine Felsenbucht abgesteckt. Dann springt Jung und Alt, Männlein und Weiblein in das abgegrenzte Wasser und stopft, tief tauchend, in die Löcher und Risse des Felsens die gestampfte Rinde eines indigoähnlichen Krautes. Nach kurzer Zeit kommen zuerst kleine, dann auch grössere Fische zappelnd und halb betäubt an die Oberfläche. Die grossen tödtet vollends ein Schlag mit dem Kopf gegen die Felsen, die kleinen ein herzhafter Biss. Letzteres ist eine nicht ganz ungefährliche Procedur: im Jahre 1884 glitt dabei einem Kanaka ein kleiner Fisch in den Hals und verursachte seinen Tod durch Ersticken.

Von den hawaiischen Angelhaken kann ich eine grosse Anzahl zeigen. Sie sind nach mehrfacher Richtung hin verschieden von denen der übrigen Polynesier und vor allen von denen der Mikronesier. Sie sind bald aus einem Stücke gefertigt, bald aus dem verschiedensten Material zusammengesetzt: aus Perlmutter, Schildpat, Walzahn, Schweinszahn, die werthvollsten aus Menschenknochen, aus den Knochen hoher Häuptlinge, die ihrem treuesten Vasallen zu diesem Zwecke Theile ihres Skelets vermachten, wobei noch der wunderliche Glaube Erwähnung verdient, dass Menschen mit glatter, haarloser Haut die härtesten Knochen haben sollen.

An denjenigen Haken, welche mit einem natürlichen Köder versehen werden, findet sich stets eine feine Schnur zur Befestigung des Köders; solche dagegen, welche durch eigene Form und Glanz die Fische locken, sind je nach der Tageszeit, zu welcher sie gebraucht werden sollen, aus verschiedenfarbigen Perlmutterplatten gefertigt: aus bunt schillernden für die hochstehende Mittagssonne, aus schneeweissen für die schräg auf das Wasser fallenden Morgen- und Abendstrahlen.

Uebrigens existirt fast für jeden Fisch und jedes Seethier eine eigenartige Fangmethode.

Hier sehen Sie noch die wunderbar geformte, aber auf Tonga und Samoa und auch auf Viti ähnlich vorkommende Angel für den Octopusfang. Eine Mauritiana-

Muschel und ein, zu ähnlicher Form geschliffener Stein werden zu beiden Seiten eines kurzen Stabes befestigt, der unten ein Büschel Dracaena-Blätter und daraus hervorragend einen scharfen Holzsporn trägt, letzterer in neuerer Zeit meist durch einen angeschliffenen, starken Eisendraht oder Nagel ersetzt. Nachdem durch Tauchen der Fischer sich von der Anwesenheit eines Octopus überzeugt hat, lässt er langsam diese Angel hinab, dicht vor das Loch, worin das Thier sitzt. Nach geraumer Zeit steckt dann der Octopus Arm nach Arm hinaus und schmiegt sich an die „Leho"-Muschel an, sie „wie ein Liebhaber" umschliessend. Ein plötzlicher Ruck treibt den scharfen Sporn in den Leib des Thieres, und, rasch hinaufgezogen, tödtet ein schneller Schlag auf den Kopf den oft durch die Kraft seiner Fangarme dem Canoe gefährlichen Octopus. Auch bei dieser Angel kommt es sehr auf kleine Nüancirungen der Farbe an. Besonders die hellen Flecken, „die Augen", der Leho-Muschel sollen nicht zu grell sein, sonst verscheucht sie den Octopus, anstatt ihn anzuziehen. Um den Besitz einer bewährten „Leho" wurde manch blutiger Strauss gefochten.

Doch verlassen wir die Fischerei, — ich möchte von den Schmuckgegenständen ein besonders interessantes Stück zeigen: einen Beinschmuck für den Hula-Tanz, aus Hundezähnen gefertigt. 960 Eckzähne von Hunden sind, mittelst einer Durchbohrung an der Wurzel, in schuppenförmig sich deckenden Reihen auf einer Art Netzwerk aufgeknotet und rasseln, dicht über den Knöcheln getragen, beim lebhaften Tanzschritt. — Da zu einem derartigen Schmuck 240 Hunde gehören, und diese Haus- und Schlachtthiere nur eine Speise für besondere Feste bildeten, so ist die Behauptung alter Hawaiier wohl glaubhaft, dass viele Generationen hinter einander an der Herstellung eines solchen Schmuckes arbeiten mussten, Reihe für Reihe ansetzend, und somit die Breite desselben einen Maassstab für das Alter und den Wohlstand der Familie abgab.

Zum Schlusse kann ich es mir nicht versagen, aus der Gruppe der Idole das schönste vorzuführen: ein etwa 2 Fuss hohes, aus Kouholz sorgfältig geschnitztes weibliches Götzenbild. Es stellt nach übereinstimmender Aussage verschiedener alter Leute die Göttin Kihawahine vor, eine hoch im Rang stehende Gottheit, das Haupt der Molche und Kobolde. Das Bild stammt aus einer nur von der See aus zugänglichen Höhle an der furchtbar wilden Wetterküste Hawaiis, und wurde durch den Muth und die Ausdauer eines mir befreundeten englischen Plantagenbesitzers für mich erlangt. Ohne mich in eine detaillirte Beschreibung des Idoles einzulassen, möchte ich auf zwei mir besonders auffallende Eigenthümlichkeiten desselben aufmerksam machen. Erstens auf die knieende Stellung, eine Position, welche ich nie bei hawaiischen Göttern und kaum je bei hawaiischen Menschen gesehen habe. Alle anderen Idole, soweit sie nicht nur Büsten darstellen, sind in hockender Stellung gebildet. Zweitens erinnern die spitzen Ohren und die sehr ausgesprochene Prognathie der Kiefer mit eingesetzten menschlichen Zähnen ohne Weiteres an den Affentypus, während es doch in Hawaii keine Affen gegeben hat. Ob hier die Tradition in der Form noch fremde Erinnerungen bewahrt hat? Die alten Leute konnten oder wollten mir hierüber keinen Aufschluss geben, auch nicht, weshalb sie alle sofort das von ihnen nie zuvor gesehene Bild als Kihawahine bezeichneten. Derartige Anfragen wurden auch von dem Könige Kalakaua, welcher sonst in Bezug auf Stücke meiner Sammlung und alte Gebräuche mir in liebenswürdigster Weise Auskunft zu ertheilen pflegte, ausweichend beantwortet.

Ein volles Eindringen in die „höhere Weisheit" und die Symbolik der Hawaiier wird, fürchte ich, noch lange oder auf immer uns versagt bleiben. Sind doch auch leider die Tage der wenigen Kenner dieser esoterischen Kahuna-Weisheit

gezählt! Was neuerdings davon einigen Auserwählten der jüngeren Generation gelehrt wird, kann in voller Ursprünglichkeit bei ihnen nicht mehr haften. Dazu ist „Jung Hawaii" schon zu sehr ein Kind unserer Civilisation. —

Hr. Bastian: Aus dem, was dieser Vortrag gezeigt hat, erhärtet sich der Beweis, was mit Ernst der Bemühungen und verständiger Anwendung derselben erreichbar, selbst auf einem fast bereits hoffnungslosen Felde, wie die meisten Inseln Polynesiens für ethnologische Forschung, die indess auf den Nebeninseln mehrerer Gruppen noch ähnliche Nachlese halten mag. Die diesmalige war durch die von dem gegenwärtigen König eingeleitete Reaction erleichtert, aus welcher auch das in der heiligen Sage veröffentlichte Document des ursprünglichen Geisteslebens sich hat gewinnen lassen. Mein Aufenthalt war im Uebrigen, in Folge der ablaufenden Urlaubszeit, auf wenige Wochen beschränkt, doch ist den damals eingeleiteten Beziehungen u. A. die kostbare Schenkung zu verdanken, womit aus dem Nachlass des verstorbenen Generalconsuls Pflüger das Museum für Völkerkunde bereichert ist, bestehend in den beiden Federkragen, die im hawaiischen Schranke prangen, und in der für die Geschichte Hawaiis eigenthümlichst bedeutungsvollen Steinfigur im Lichthof. Bald werden jetzt Dr. Arning's Schätze zugefügt sein und unsere hawaiische Sammlung wird dann wohl als einzige ihrer Art dastehen.

Sitzung vom 19. Februar 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Am 7. d. M. hat die Gesellschaft eines ihrer geschätztesten Mitglieder verloren. Professor Karl Schröder, der gefeierte Gynäkologe, ist mitten in der reichsten Schaffensthätigkeit von einem schnellen Tode ereilt worden. Obwohl durch umfassende Berufsgeschäfte an einer direkten Betheiligung an den Arbeiten unserer Gesellschaft verhindert, hat er doch stets ein warmes Interesse daran zu Tage gelegt.

Gestorben sind ferner Antonio Garbiglietti in Turin, ein eifriger Anthropologe, 79 Jahre alt, am 24. Januar, und Prof. W. Henzen, der beständige Secretär und viele Jahre lang die Seele des deutschen archäologischen Instituts, am 27. Januar in Rom. Möge ihm ein Nachfolger nicht fehlen, der gleich ihm die wissenschaftlichen und die persönlichen Beziehungen zu den Gelehrten Italiens zu pflegen versteht!

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Kaufmann Otto Beyfuss, Berlin.
„ Bankdirector Robert Lesser, Berlin.
„ Dr. jur. P. Schellhas, Kammergerichts-Referendar, Berlin.
„ Rechtsanwalt August Bürkner, Rixdorf bei Berlin.
„ Redacteur Heinrich Bürkner, Steglitz bei Berlin.
„ Dr. Karl Abel, Dresden, z. Zeit Berlin.

(3) Der Generaldirector der Königl. Museen ist mit dem Vorstande der Gesellschaft über die Bedingungen, unter welchen zwischen dem Museum für Völkerkunde und der Gesellschaft ein dauerndes Abkommen getroffen werden könnte, in Verhandlung getreten.

Nachdem der Vorsitzende Vorschläge für ein solches Abkommen vorgelegt hat, erklärt der Hr. Generaldirector in einem Schreiben vom 13. d. M., dass er diese Vorschläge als eine den Verhältnissen entsprechende Grundlage für ein abzuschliessendes Abkommen betrachten zu können glaube, dass er aber, bevor er die höhere Entscheidung herbeiführen könne, eine Beschlussfassung der zuständigen Organe der Gesellschaft erwarte.

Der Vorsitzende stellt eine solche in Aussicht, sobald mit der Verwaltung des Museums eine Verständigung über die, der Gesellschaft zu überlassenden Räume erzielt sein werde. Er theilt zugleich mit, dass in den erwähnten Vorschlägen vorgesehen sei, dass die Gesellschaft eine dem Publikum zugängliche Schausammlung von anthropologischen Typen herstelle, dagegen ihre sonstigen anthropologischen Sammlungen, einschliesslich der photographischen, sowie ihre Bibliothek in ihrem Eigenthum behalte.

(4) Der Hr. Cultusminister übersendet mittelst Erlasses vom 3. d. M., unter Bezugnahme auf ein Gutachten des Vorsitzenden vom 25. Juni 1881, Abschrift eines Berichtes der Regierung in Posen vom 18. Januar, betreffend die

fraglichen Pfahlbauten bei Adelnau (Posen).

Darnach haben die Verhandlungen über Bildung einer Genossenschaft zur Regulirung der unteren Bartsch zu keinem Abschlusse geführt, und der Beginn der Erdarbeiten ist dadurch um etwa 2 Jahre hinausgeschoben worden.

(5) Hr. Bildhauer Büchting, welcher die Marmorbüste Nachtigal's für die geographische Gesellschaft gearbeitet hat, schenkt eine verkleinerte Nachbildung derselben in Gyps, die er auf Veranlassung der Frau Berlin, der Freundin und Biographin des Reisenden, in Stuttgart angefertigt hat.

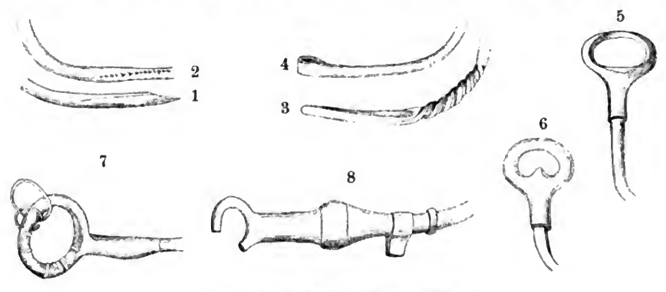
Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft Hrn. Büchting herzlichen Dank für die schöne Gabe aus.

(6) Hr. Fr. Heger, Custos des Kais. Kön. Hofmuseums zu Wien, zeigt seine Wahl zum Secretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft, sowie die Uebernahme der Redaction der „Mittheilungen“ an.

(7) Hr. J. Heierli in Zürich bespricht in einer Zuschrift vom 6. d. M.

die Säbelnadeln aus dem Pfahlbau zu Wollishofen.

Letzthin las ich, dass auch die anthropologische Gesellschaft in Berlin sich mit den räthselhaften Bronzehaken beschäftige, deren im Pfahlbau Wollishofen eine beträchtliche Anzahl gefunden wurden. Beiliegend erhalten Sie einige Skizzen solcher Geräthe, welche alle aus dem Pfahlbau Wollishofen stammen. Dieser hat, meines Wissens, bis jetzt 11 solcher Artefakte geliefert. Ein zwölftes stammt vom Pfahlbau im Gr. Hafner bei Zürich und ist in $^1/_3$ natürlicher Grösse abgebildet im



Durchweg $^1/_2$ der natürlichen Grösse.

Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1883 Taf. 32 Fig. 5, wo allerdings die Krümmung irrthümlicher Weise nicht gezeichnet wurde. 5 ähnliche Haken aus dem Pfahlbau Morges (gr. cité) finden Sie im Anzeiger für 1876 S. 701 beschrieben und reproducirt. Um wieder auf die beigelegten Skizzen zu kommen, bemerke ich, dass Fig. 7 und 8 in meiner Monographie über Wollishofen (Mittheil. der Antiq. Ges. Zürich Bd. XXII, Heft 1) abgebildet sind, einige andere Formen

werden im demnächst erscheinenden 9. Pfahlbaubericht publicirt. Die Länge der Haken variirt zwischen 40 und 58 *cm*. Der Dorn ist oft rund, manchmal aber im Durchschnitt quadratisch oder rectangulär. Sehr häufig ist die Spitze platt geschlagen und einigemal ist sie umgebogen, so dass das Artefakt dann 2 Biegungsstellen hat, eine untere nahe der Spitze und eine, bei allen mir bekannten Exemplaren vorkommende, beim Griff oder Griffende. Es würde mich freuen, wenn meine kleinen Skizzen Anlass gäben zu weiterem Studium der Gegenstände im Schooss Ihrer Gesellschaft.

(8) Hr. Behla in Luckau bespricht in zwei Schreiben vom 13. und 18. d. M. einen

Thonring von Wittmannsdorf und Pseudoringwälle im Kreise Luckau.

I. Anbei übersende ich ein durchbohrtes, 7,8 *cm* Durchmesser haltendes Thongeräth (Thonring) zur Ansicht, dessen Bedeutung mir unbekannt ist. Dasselbe wurde gefunden bei Wittmansdorf bei Luckau auf einem Ackerfelde, welches in unregelmässigen Zwischenräumen schwarzerdige, kohlenhaltige Brandstellen mit vorslavischen Scherben und ungebrannten Thierknochen enthält. In einer solchen Brandstelle lag das mitgeschickte Thongeräth.

Diese Brandstellen sind ganz ähnlich denen, welche ich in den Verh. 1882 S. 320 bei Luckau SW. an Geitners Mühle beschrieben habe

II. Zwei Pseudo-Rundwälle im Kreise Luckau sind von der Liste der prähistorischen Lausitzer Rundwälle zu streichen. Der erste liegt westlich vom Dorfe Giessmannsdorf[1]), mitten in der Heide. Die Umwallung, welche etwa 20 *m* lang und breit, von einem flachen Graben umgeben ist und in der Mitte eine kesselartige Vertiefung zeigt, macht äusserlich den Eindruck eines prähistorischen Rundwalles. Der Wall ist 2,5 *m* hoch. Nach Westen zu hat derselbe eine Einfahrt, welche etwa 2 *m* breit ist und durch den Graben zieht. Eine genauere Untersuchung dieses Walles hat jedoch nicht eine Spur von prähistorischem Topfgeräth oder den Dingen, die man sonst auf Rundwällen findet, ergeben. Derselbe ist demnach eine spätere Anlage. Dies wird in der That auch bestätigt durch Aussagen alter Leute in Giessmannsdorf, nach welchen diese Schanze in den Freiheitskriegen von den Franzosen aufgeworfen wurde.

Die andere Umwallung liegt im Norden des Dorfes Reichwalde. Auch hier sieht man einen, etwa 500 Schritt im Umfang messenden Rundwall, welcher in der Mitte eine Vertiefung zeigt und äusserlich von einem Graben umgeben ist. Er führt den Namen „Schlossberg". Auch auf dieser Anlage kam beim Graben nichts von prähistorischen Sachen oder Scherben zu Tage. Wohl aber findet man hier blaugraue, hart gebrannte, klingende, ornamentlose, mittelalterliche Gefässtrümmer und vielfach Eisenreste, unter Anderem öfters sogenannte Hussitenpfeile. Auch eine steinerne Kanonenkugel, im Besitz des Auszügler Purla, stammt von dort. Ausserdem sind hier wirkliche Grundmauern aus Feldsteinen und Bruchstücke von rothen Mauersteinen zu Tage gefördert worden, so dass hier unzweifelhaft früher ein Schloss gestanden hat. Dieser Wall führt also den Namen Schlossberg mit Recht. Nach den Funden datirt die Anlage aus dem Mittelalter. In einiger Entfernung ist eine Stelle auf dem Acker bemerkt worden, welche ebenfalls Grundmauern und gleiche Topfscherben aufweist: vielleicht haben hier die Wirthschafts-

---

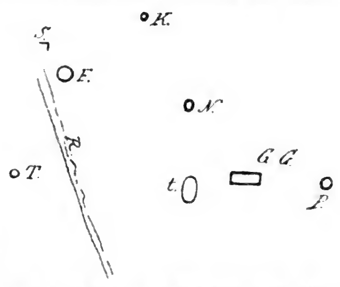
1) Der im Norden des Dorfes Giessmannsdorf gelegene prähistorische Rundwall mit slavischen Merkmalen ist erwähnt von Schuster, Die alten Heidenschanzen Deutschlands S. 96.

gebäude gestanden. Der Sage nach ist das Schloss im dreissigjährigen Kriege zerstört worden.

(9) Hr. Fr. Kofler in Darmstadt berichtet unter dem 6. d. M. über die Auffindung eines

bronzenen Halsschmuckes unfern Gross-Gerau.

Als ich im vergangenen Sommer mit der Aufnahme der Römerstrasse Mainz-Ladenburg beschäftigt war, hörte ich von einem merkwürdigen „Messingring“, der sich im Besitze eines Landmannes befinden solle. Ich erwarb von letzteren die zwei Ringe, deren Abbildung ich hier beifolgen lasse, und erstatte zugleich den Fundbericht.



G. G. Gross-Gerau, *t* Grosses Todtenfeld, Tène-Zeit, *P* prähistorische Wohnstätten, *T* Trebus, *K* Königstädten, *N* Nauheim, *S* Schönauerhof, *R* Römerstrasse, *F* Fundstelle.

Zur Orientirung diene dies kleine Kärtchen. In der Nähe des Schönauer Hofes befand sich ein Sandhügel, der vor beinahe zwei Jahren abgetragen ward. Bei 60—70 *cm* Tiefe stiessen die Bauern auf ein wohlerhaltenes Gerippe, das an Hals, Armen und Beinen 12—13 (?) Ringe trug. Die Ringe wurden bei Seite geworfen und lagen viele Tage unbeachtet, dann wurden einige derselben zerschlagen, und der Rest von 2 Bauern mit nach Hause ge-



Halbe Grösse.

nommen. Die von mir erworbenen blieben unversehrt, 5 andere wurden von Kindern, denen sie als Spielzeug dienten, zerbrochen. Die letzteren waren Hohlringe mit einspringendem Schluss, „wie neue Armbänder". Meine beiden Ringe sind massiv, der Armring federt noch sehr gut. Bei dem Halsring kann das Mittelstück, das in kleinen Dornen im Ring einsitzt, herausgenommen, und der Ring dann um den Hals gelegt werden. Die Tellerchen zu beiden Seiten waren mit weissem Email gefüllt, das durch je einen noch stehenden Stift festgehalten ward. Die Einschnitte im mittleren Knauf, sowie bei *A* und *B* enthielten farbiges Email, das zum Theil noch sichtbar ist. Die Patina ist an beiden Ringen sehr schön und unbeschädigt. Als ich mich darüber verwunderte, sagte mir der Verkäufer: „Ich wusste, dass das Material Messing war, warum sollte ich daran putzen?" Professor Lindenschmit feilte denselben in einer der leeren Vertiefungen ein klein wenig an, und die Bronze zeigt dort eine tief rothgelbe Färbung. Vergleichen kann man den Ring kaum mit denen in der Sammlung zu St. Germain. Der schönste der dort befindlichen hat Aehnlichkeit mit dem meinen, sieht aber aus, als sei er Lehrlingsarbeit. Die Photographie giebt lange nicht alle Details.

(10) Hr. Jentsch übersendet nachstehende Mittheilungen:

1. Eimerförmige Thongefässe. Zu dem, in den Verh. 1886 S. 415 f. mitgetheilten Verzeichnisse von 10 Fundstätten cylindrischer Thongefässe zwischen Oder und Elster treten folgende 12, theils aus älteren, theils aus inzwischen erst veröffentlichten oder jüngst zu Tage gekommenen Funden: 1. Amt Wittstock bei Fürstenfelde in der Neumark (Funde a. d. November 1886); 2. Sandberge bei Zehden a. Oder (mit Zickzacklinien zwischen dem oberen und unteren dreifachen Strichsysteme; dem früher erwähnten Gefässe von Coschen W., Kr. Guben, ähnlich, insofern 17 *cm* hoch und zwischen den beiden Strichgruppen mässig ausgewölbt); 3. Gorgast desgl.; 4. Altrüdnitz, Kr. Königsberg, N.-M. (Friedel, Verh. 1882 S. 515); 5. Klein-Rade, Kr. Weststernberg, ausgegraben im Spätherbst 1886, in einem Felde, aus welchem frühere Funde das Märk. Museum besitzt. Das Gefäss ist 7 *cm* hoch, im Lichten gleichmässig 6,5 *cm* weit; dicht über dem Ansatz des völlig ebenen Bodens und zwischen den, 1,5 *cm* unter dem oberen Rande angelegten Oehsen laufen je 4 scharf und nicht ganz gleichmässig gezogene Striche herum; zu beiden Seiten jeder Oehse ist, nach unten auseinander gerichtet, ein Paar gleichfalls vierfacher Strichsysteme eingezogen (Figur). 6. Luschwitz, Kr. Fraustadt (Kön. Mus.). 7. Gegend von Pförten, Kr. Sorau, „in Literform"; Zeitschr. f. Ethnol. XI. 1879 S. 413 Nr. 126 ff. 8. Freiwalde bei Golssen, Kr. Luckau, (Verh. 1881 S. 336 Nr. 6, vergl. 1882 S. 108 Nr. 4). 9. Heidenberg von Graupzig bei Lommatzsch in Sachsen (Klemm's Alterthumsk. Taf. 12 Nr. 13). 10. Ketzin, 11. Radewege, Kr. Westhavelland (Voss-Stimming, Alterthümer III. Taf. 3 Nr. 5 und 8 Nr. 10a). 12. Schlieben (Dresd. Alterth.-Ver.).



Das Fundgebiet reicht also ostwärts über die Oder hinaus, westlich bis zur Havel: die Frage ist zunächst offen, wie weit es sich nach Posen, Schlesien und Nordböhmen hin erstreckt. Von Undset ist keine Zeichnung dieser Art in sein bekanntes Werk aufgenommen.

Die derartigen Gefässe sind wohl als Nachbildung wirklicher Holzeimer anzusehen: wenigstens liegt diese Annahme näher, als der Gedanke an das Vorbild der gerippten Bronzecisten. Die beiden wagerechten Furchengruppen markiren die Reifen. Wie es nach den Kreuzstrichen zwischen diesen scheint, waren

die beiden Reifenbänder durch Stäbe von einander abgestemmt. Eine Nachbildung des Deckels (oben verziert, mit Falzrand) ist nur von Weissagk bekannt. Die seitlichen Oehsen, die nie zu fehlen scheinen, sprechen für die Anbringung eines Tragebügels bei den Holzeimern: da aber unter den Funden dieser Periode derartige Geräthe aus Metall in dem in Betracht kommenden Landstriche fehlen, mag der Bügel wohl aus vergänglichem Material (einem aus Ruthen gedrehten Strange oder dergl.) bestanden haben. Die nicht mit Strichsystemen verzierten Töpfchen könnten aus einem Block gearbeitete Eimer darstellen.

2. Bezüglich des gleichzeitigen Vorkommens natürlicher, schlank doppelkonischer Steingebilde und sogen. Kantsteine (Verh. 1886 S. 390) kann ich ein Beispiel, allerdings nicht aus der Niederlausitz, sondern aus Schlesien, anführen. Im Herbst v. J. hat mir Hr. G. Fischer auf Wirchenblatt, Kr. Guben, eine Zahl von Steinen übergeben, die er in demselben Neste, dicht bei einander, auf der Feldmark von Frankenthal, bei Neumarkt i. Schl. fand, und die ihm durch ihre, zum Theil regelmässige Form aufgefallen sind. Es befinden sich darunter mehrere Dreikanter, ein fast kugelig abgerollter und ein 14 *cm* langer, etwa weberschiffförmiger, dessen Form den Uebergang von den Kantsteinen zu den spindelförmigen bildet.

Sollten, wie es scheint, die sogen. Gurkensteine in Saalborn's Berichten über den Sorauer Kreis (Zeitschr. f. Ethnol. XI. 1879 S. 403 Nr. I) mit den zuletzt bezeichneten identisch sein, so würde aus dem Vorkommen derselben in Gräberfeldern (a. a. O. Nr. 126) einigermaassen wahrscheinlich, dass jene, schon in ihrer natürlichen Beschaffenheit sehr handlichen Stücke der Aufmerksamkeit der vorgeschichtlichen Bevölkerung der Niederlausitz nicht entgangen wären: sie konnten beim Werfen, Bohren, Abhäuten u. s. w. Verwendung finden.

(11) Hr. von Stoltzenberg schreibt d. d. Luttmersen, 14. Februar, dass nach einer Entscheidung des Landesdirektoriums der Provinz Hannover die, in der Sitzung vom 15. Januar 1887 vorgelegten Schädel vom Scharnhop der Gesellschaft als Eigenthum überlassen werden.

(12) Hr. W. A. Wippo zu Münster übersendet, im Anschluss an frühere Mittheilungen (S. 58), den

Abdruck eines Buckels aus dem Silberfunde von Rosharden.

Das Stück, dem zweiten Silberfunde angehörig, wiegt 12,80 *g*, ist sehr gut erhalten, hat hinten weder eine Oehse, noch eine Verlöthung und scheint noch in Arbeit gewesen zu sein. An seiner vorderen Fläche zeigt es eingravirte und mit schwarzem Email gefüllte Zeichen, welche von denen des ersten Fundes verschieden sind, indem diese aus geometrischen Figuren bestanden. —

Hr. Virchow: Zu diesen, etwas kurzen Angaben des Hrn. Wippo möchte ich hinzufügen, dass das Stück einen Durchmesser von etwas über 4 *cm* besitzt und aus einer Platte und einem, mitten darauf sitzenden, flachen, gewölbten Buckel von 22 *cm* Durchmesser besteht. Der Rand der Platte wird durch einen Ring von gröberen, rundlichen Vorsprüngen, vergleichbar einer Perlenkette, gebildet. Die Fläche zwischen diesem Ringe und dem centralen Buckel ist ausgefüllt durch sehr feine, concentrische Ringe, welche aussehen, als sei ein, aus feinstem Draht geflochtenes, schmales, plattes Band mehrmals herumgelegt. Dann folgt der Flachbuckel, der mit einem eingravirten und scheinbar tauschirten Kreuz überdeckt ist,

dessen Enden in eine geschweifte Randverzierung auslaufen. Von jedem der 4 Schenkel des Kreuzes, ungefähr von der Mitte desselben, und zwar von der rechten Seite, geht unter rechtem Winkel eine gerade, kurze, eingravirte Linie ab, an der wiederum seitlich, unter rechtem Winkel, und zwar jedesmal nach rechts, ein ganz kurzer, gerader Schenkel ansitzt.

Die an mich gerichtete Frage des Hrn. Wippo, ob diese Zeichen Runen sein könnten, darf unzweifelhaft verneint werden. Will man auf bekannte Zeichen zurückgehen, so lässt sich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hakenkreuz anerkennen, vorausgesetzt, dass man dieses in seine einzelnen Elemente auflöst. Wie mir scheint, hat das Stück am meisten Aehnlichkeit mit manchen skandinavischen Funden, die mit den Bracteaten anheben und sich bis in die Vikinger-Zeit fortsetzen. Für diese letztere Periode sprechen die gleichzeitig gefundenen Münzen.

In Bezug auf letztere erwähne ich noch, dass Hr. v. Alten mir einen Abklatsch der orientalischen Münze aus dem einen Silberfunde geschickt hat. Herr Erman, dem ich denselben übergab, glaubt darauf den Namen Ismael zu lesen und vermuthet, es werde eine der zahllosen Münzen des Samaniden-Fürsten dieses Namens sein [1]).

(13) Hr. Alex. Schadenberg übersendet d. d. Vigan, 8. Januar, eine Anzahl von Photographien von Eingebornen der Philippinen, sowie folgende

Beiträge zur Kenntniss der Banao-Leute und der Guinanen, Gran Cordillera Central, Insel Luzon, Philippinen.

Die an Ilocos angrenzende, durch den Rio Abra verbundene Provinz Abra beherbergt neben den, sich um die Hauptstadt Bangued concentrirenden Christen eine Anzahl unabhängiger Stämme, die bis heutigen Tages ihre ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten gut bewahrt haben. Der von den Spaniern angelegte „Camino militar“, der an vielen Stellen schon nicht mehr so zu nennen ist, beginnt vier Stunden von Bangued den Rio Abra stromauf, nach Ueberschreitung desselben, mit der Station Mabangká. Nach zehnstündigem Fussmarsch in östlicher Richtung gelangt man, stets auf meist baumlosen, nur mit hohem Gras bedeckten Bergrücken marschirend, zu der 700 *m* hoch gelegenen zweiten Station Vagueros; bereits auf der Hälfte des Weges trifft man die erste Fichtenvegetation an. Von Vagueros zieht sich der Weg östlich nach der dritten Station des Camino militar (Militairweg) Pultoc, Höhe 1400 *m*, und senkt sich in zahlreichen Windungen zur vierten Station, Dupagan, 900 *m* Höhe. Die Entfernung von Vagueros bis Dupagan beträgt 8 Stunden zu Fuss. Hinter Dupagan beginnt der Aufstieg zur Gran Cordillera, die in einem Pass von 1800 *m* überschritten wird, man gelangt nach Station Vinurugan, Höhe 1400 *m*; hier enden die Telegraphen, der Camino militar setzt sich noch fort bis Balbalassan, Höhe 900 *m*, an dem reissenden Rio Saltan malerisch gelegen. Die Entfernung von Dupagan, via Vinurugan, nach Balbalassan beträgt etwa 6 Stunden. Der Rio Saltan ergiesst sich bereits mittelbar durch den Rio Cagayan in den stillen Ocean.

Balbalassan ist der Name des Cuartels der Guardia Civil, bewohnt von einem Lieutenant und 10 Mann, die von den Bewohnern der etwa 20 Minuten entfernten gleichnamigen Rancheria nicht sehr geliebt werden. Die Eingebornen Balbalassans

1) Nachträgliche Anmerkung: Ein grösserer Theil des zweiten Fundes ist inzwischen nach Berlin gelangt und wird wahrscheinlich in den Besitz des Königlichen Münzcabinets und des Museums für Völkerkunde übergehen.

gehören zu den Banaoleuten; sie bewohnen folgende Rancherien: Inalangan, Balbalassan, Talalang, Linguáan, Sogsogon, Detaboman, Tapao, Bulao, Buot, Ambiluan, Dangasán, Pag pagó und Salegseg, nebst differenten kleineren Abtheilungen, die zu den genannten Rancherien als Vorwerke zu betrachten sind. Banao ist also nach der alten Eintheilung der Eingebornen, welche heut noch ihren vollen Werth hat und noch lange haben wird, gleich Provinz Banao. Von Balbalassan marschirte ich den Saltan stromab, zehn der genannten Banao-Rancherien besuchend, bis Pag-Pagó. In diese entlegenen Rancherien kommt wohl selten oder nie ein Europäer, ich sah es aus der Aufmerksamkeit, die mir zu Theil wurde. Bei der Arbeit in ihren sehr wohl angelegten, terrassenförmigen Feldern gehen diese Leute vollkommen nackend, in den Rancherien, die Kinder ausgenommen, stets mit Taporabo, bezw. Schamschürze, gegen die Kälte schützen sie sich durch Jacken und Decken. Die Banaoleute haben sehr viele Aehnlichkeit mit den Tinguianen von Abra und Ilocos.

Die Banaoleute üben Beschneidung. Bei den Männern sieht man nur selten Tättowirung, während die Weiber einen oder beide Arme tättowirt tragen, nach dem nebenstehend abgebildeten Durchschnittsmuster.



Ueber ihre Religion konnte ich weiter nichts erfahren, als dass sie einen guten und einen bösen Geist haben. Einen Cultus des guten Geistes haben sie nicht; da derselbe eben gut ist und ihnen keinen Schaden zufügt, haben sie es nach ihrer Ansicht nicht nothwendig, ihn zu verehren. Zum Schutz gegen den bösen Geist stellen sie in gespaltenen Bambus geklemmte Cocosschalen mit Lebensmitteln und Getränk auf.

Ihre Hütten sind sehr solid aus Fichtenbrettern construirt und mit Gogon (Schilf) gedeckt, sie stellen eine Art niederen Pfahlbaus dar. Der Boden des Wohnraumes, der etwa 1 *m* über der Erde beginnt, ist aus Bambusgeflecht, in der Mitte befindet sich die, mit Steinen besetzte Feuerstelle. Jedes Haus hat an der Seite einen Eingang zu ebener Erde, der etwa bis in die Mitte seitwärts unter den Wohnraum läuft, in den dann, also im Innern des Hauses, die Treppe hinaufführt. An der Frontseite befindet sich ein grosses Fenster, welches Nachts geschlossen wird. Der, unter dem Fussboden des Hauses befindliche Raum ist an den Seiten gleichfalls mit Fichtenbrettern verschlagen und dient Hühnern, Schweinen und Hunden zum Aufenthalt. Die Banaoleute sind noch eifrige Kopfjäger; da sie aber diesen Sport nur unter sich, bezw. ihren Nachbaren betreiben, sind sie für Reisende ungefährlich. Es ist vorgekommen und kommt noch oft genug vor, dass sie spanische Köpfe erbeuten; dies findet seine Erklärung darin, dass sie in solchen Fällen stets nur ihre Frauen oder Mädchen, denen nachgestellt und die gemissbraucht wurden, rächen. Ihre Waffen sind Lanze, Ligua, Schild, selten Messer. Männer und Weiber tragen das Haar lang und meist in ein oder zwei Strähnen um den Kopf gewickelt; in den Rancherien gehen sie barhäuptig oder den Topf turbanartig mit einem Tuch bedeckt, auf der Reise mit Salacot. Ihre Hauptnahrungsmittel sind Reis und Mais, Fleisch geniessen sie nur bei ihren

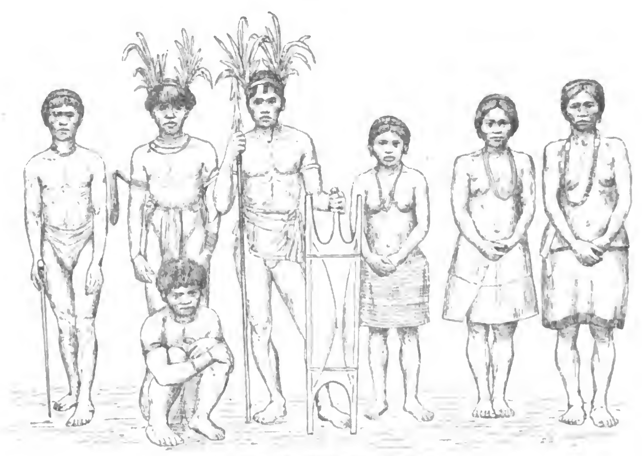
Festen (Canjaos), zu welchem Zweck sie Carabaos, Schweine, Hunde und Hühner halten. Der Mais wird durch eine Art Quetsche in grobes Mehl verwandelt und gekocht wie Reis genossen. Zur Bereitung des Maismehles besitzt jedes Haus einen flachen Stein, etwa $^{2}/_{3}$ *m* im Quadrat, auf dessen Fläche ein unten ovaler Stein auf den Maiskörnern wiegemesserartig hin und herbewegt wird, bis die gewünschte Zerkleinerung erzielt ist. Sodann bauen die Banaoleute Cocos, Apfelsinen, Camote und Zuckerrohr, welches letztere sie nur zur Bereitung des Basi, einer Art Wein, benutzen. Der Basi wird in Tibores, grossen Thontöpfen, aufbewahrt; dieselben stammen sämmtlich aus China und sind theilweise sehr alt. In dem Hause des Häuptlins Sagao, in der Rancherie Balbalassan, auch in Pagpago sah ich sehr schöne Exemplare mit Verzierungen von Drachen u. s. w., denen gleich, die ich in einer Höhle der Insel Samal bei Mindanao fand, und die in der Zeitschrift Jahrgang 1885 abgebildet und beschrieben sind. Die Besitzer waren auf keine Weise zu bewegen, auch nur einen herzugeben. Diese Töpfe bilden den Reichthum einer Familie und haben sich seit langen Zeiten fortgeerbt. Besondere Sitten und Gebräuche sind mir sonst bei den Banaoleuten nicht aufgefallen, sie stimmen in denselben vollkommen mit den Ilocos und den Abra bewohnenden Tinguianen überein; über ihre äussere Erscheinung geben am besten die, von mir an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien Aufschluss.

Von der Banao-Rancherie Pagpagó überschritt ich nordöstlich den Hauptstock der Gran Cordillera Central in einem Pass von 2000 *m* bei nur 7° C.; in diesen Höhen treten die Fichten zurück, die Wälder zeichnen sich durch eine ungemein reiche Flora aus, deren Hauptcharakter in Eichen, Baumfarren, Rhododendren, Myrtaceen, Begonien, Bananen, Nepenthes, Rotang, Bambus und Draceen besteht, neben einer unendlichen Fülle von Parasiten. Im Gegensatz zu der Flora ist die Fauna ganz ungemein arm, nur Blutegel belästigen in Unzahl den Wanderer, sehr selten unterbricht ein Vogel die Todesstille dieser Urwälder.

Am zweiten Tage Nachmittags betrat ich das Gebiet der Guinanen, ihre erste Rancherie Pugon. Mit dem Gebiet der Guinänen verhält es sich wie mit Banao: eine Rancherie Guinän existirt nicht. Seit Bestehen eines Cuartels der Guardia civil in der Nähe der Rancherie Balitocong, 10 Minuten westlich von derselben gelegen, nennen die Spanier dasselbe Guinän. Guinän ist als eine Provinz aufzufassen, welche sich bis zu den Bergen von Cagayan hinzieht, mit Banao, Bontoc und Isabela grenzt, und deren Hauptfluss der Rio Basil ist. Die Provinz Guinän zerfällt in folgende Rancherien:

„Galdan, Copacopa, Balitocong, Pugon, Dang-lá, Guapó, Dalupá, Ambled, Potáo, Maxilei, Balinsagao, Labuagan, Dangoy, Babiló, Magmágan, Bangitan, Binangbing, Tanglad, Babuntoc, Bangád, Sumatel, Bilung, Daleigan, Tangleian, Danauan, Talugao, Mabileng, Tambeian, Tanudan, Balatoc, Angligan.

Die Guinanen sind ein schönerer Menschenschlag, als die Banaoleute; die Männer sind grösser, ihr Auftreten stolzer und selbstbewusster, die wulstige und knollige Nase, welche Abraleute und Ilocanen verunziert, sieht man selten bei ihnen, sie ist gerade und wohlgebildet, oft auch gekrümmt. Das Haar tragen die Männer über die Stirn herabhängend und in ein oder zwei Strähnen um das Haupt gewickelt, leicht geknotet. Ueber den Ohren wird es etwa 2 Finger hoch abrasirt. Das Ganze wird durch eine Binde von geklopfter Baumrinde, selten durch ein Tuch festgehalten. Der, durch das Knoten am Hinterhaupt entstehende Haarwulst wird in ein Käppchen gesteckt, welches durch eine Schnur unter dem Stirnhaar festgehalten wird. Das Käppchen ist sorgfältig und nett aus buntem Bejuco mit Mustern geflochten; oft werden um das Haar noch Diademe von Muscheln oder



Guinanen der Rancheria Labuagan.

Perlen getragen. Die Weiber tragen das Haar gescheitelt und gleichfalls um das Hinterhaupt gewickelt, mit Schnüren von Perlen, Steinen, Zähnen u. s. w., das Käppchen haben sie nicht. Schamhaar und Haare der Achselhöhlung werden abrasirt oder ausgerissen. Ein Theil der Guinanen tättowirt sich, bei den Männern besteht die Tättowirung in drei- bis fünffachen bogenförmigen Linien auf Brust und Schulter, die Arme bis zu den Händen haben schuppenförmige Muster. Einen Theil der Guinanen fand ich ohne Tättowirung; auf mein Befragen erhielt ich anfangs keinen Bescheid, dann wurde mir mitgetheilt, dass nur der Guinane berechtigt sei, die beschriebene Tättowirung zu tragen, welcher wenigstens 5 Todtschläge vollbracht habe. Die Weiber tragen nur an den Armen, Gelenken und Handrücken Tättowirung. Narben von Wunden oder Geschwüren werden mit einem Strahlenkranze von Tättowirungslinien umgeben.

Das Tättowirungsinstrument besteht in einem dünnen Stück Carabao-Horn, welches rechtwinklig gebogen ist, und in dessen kürzeren Schenkel spitze Drahtstücke eingelassen sind. Die Nadeln werden auf die Haut gesetzt und durch einen Schlag mit einem Holz hineingetrieben. Nachdem etwa 20 Schläge gemacht sind, werden die Wunden mit Kohle stark eingerieben. Die Kohle gewinnen sie durch Brennen von harzreichen Hölzern, indem sie einen Topf über die Flamme halten, an den der Russ anschlägt.

An Schmucksachen fallen sofort dicke, meist sprungfederartig gebogene Ringe aus Messingdraht auf, die an Hals und Brust, Ober- oder Unterarm getragen werden, ausserdem Schnüre von Perlen, Samen, Muscheln, Zähnen u. s. w. Bei Festlichkeiten werden in die, das Haar festhaltende Rindenbinde, über die Ohren hohe Büschel von gefärbten Federn, ähnlich unseren Helmbüschen, gesteckt; an den Oberarmen tragen sie Ringe, bestehend aus zwei Schweinshauern, die durch

einen, nach aussen stehenden Aufsatz mit Haarbüscheln, meist Menschenhaar, verziert sind.

Um die Hüften wird eine Rindenbinde getragen, unter der dann die eigentliche Schamschürze ansetzt, die, zwischen den Beinen durchgeschlungen, um die Hüfte befestigt wird. Die Weiber tragen unter ihrem Tapis einen Gürtel, der aus etwa 30 einzelnen Zöpfen aus Palmenbast (meist Caryota onusta) besteht; die Zöpfe sind hinten und vorn mit Bejuco verbunden. Als Schmuck tragen die Weiber noch meist nierenförmige Ohrringe, färben sich die Backen roth und die Zähne schwarz. (Sollte nicht dieser Brauch von Japan herstammen?) Bei Kälte tragen Männer wie Weiber eine Art Jacke, bezw. Hemd und eine Decke. In den entlegeneren Rancherien kleiden sich die Guinanen nur in Rindenstoffe (die Baumwollenstoffe kommen von Abra und Ilocos).

Sie verarbeiten eine gelbe und eine weisse Rinde, die beide von Ficus-Arten stammen. Die frische, von der Epidermis befreite Rinde wird auf einem flachen Steine mit einem eingekerbten schweren Holze oder mit einem Carabao-Horn so lange geklopft, bis sie die gewünschte Dünne angenommen hat, dann getrocknet, wiederum geklopft, bis sie weich ist, in die entsprechende Form geschnitten und grob genäht. Diese Kleidungsstücke sind sehr haltbar; um warme Decken herzustellen, werden 3—4 Rinden übereinander genäht.

Die Waffen der Guinanen sind Lanze, Schild, Ligua; meist beziehen sie Lanze und Ligua von den Banao-Rancherien (Balbalassan u. s. w.). Bolos sieht man ausserordentlich selten, und sind dieselben wohl stets Beute ihrer Kopfjagden; die Ligua dient zugleich als Arbeitsinstrument. Zur Einübung in den Waffen erhalten die Kinder Liguas und Lanzen aus Holz. Die Schilde sind lang und haben oben zwei, unten einen ovalen Ausschnitt und sind mit Zeichnungen von rother und schwarzer Farbe bedeckt; in einigen Rancherien sah ich auch Bogen und Pfeile.

Die Guinanen pflanzen Reis, Mais, Camote, Bananen, Zuckerrohr (nur zur Bereitung von Wein und zum Rohessen), Apfelsinen (Pumpelmusen) und Tabak. Die Reisfelder sind terrassenförmig übereinander liegend und durch Canalisation mit einander verbunden; sie sehen von einiger Entfernung wie Festungswerke aus, da jedes Feld von dem tieferliegenden durch eine senkrechte, cyklopische Mauer getrennt ist, die an einigen Stellen Durchlässe für das Wasser hat. Zum Reissäen benutzen sie einen Bambu, dessen Internodien durchstossen sind, und der unten mit einem spitzen Holz verschlossen ist: er wird mit Körnern gefüllt, mit dem spitzen Holz wird ein Loch in das Erdreich gestossen und von seinem Inhalt Reiskörner hineingethan. Die Aussenseite dieses Bambu ist sehr hübsch mit Zeichnungen versehen, die genau den üblichen Tättowirungsmustern entsprechen. Reis wird im Jahre zweimal, bisweilen sogar dreimal geerntet. Der Reisvorrath wird unenthülst in kleinen, auf 4 hohen Pfählen stehenden Schuppen untergebracht; gegen die Ratten sind an den Pfählen Holzscheiben angebracht. Meist befinden sich die Schuppen auf dem Felde, wo die Ernte stattfand, ohne Bewachung, — ein Beweis für die Ehrlichkeit der Guinanen. Ehe das Säen beginnt, muss, damit die Saat gut angehe, von der Rancherie ein Kopf erbeutet werden, ebenso vor der Ernte; meist müssen dazu die benachbarten Banaoleute oder die Tinguianen herhalten.

Die Guinanen sind Vegetarianer, nur bei ihren Canjaos (Festgelagen) verspeisen sie Fleisch, zu welchem Zweck sie Carabaos, Schweine, Hunde und Hühner halten. Jagd kommt so gut wie gar nicht in Betracht. Sie sind leidenschaftliche Raucher, sie rauchen den Tabak nur in Cigarrenform, die sie stets erst vor dem unmittelbaren Gebrauch zusammendrehen und, vermittelst des stets mitgeführten Feuerzeuges von Stahl, Stein und Zunder, in Brand stecken.

Die Hütten der Guinanen sind in einigen Rancherien, wie die der Banaoleute, also viereckig, in anderen achteckig und rund; sie sind gleichfalls mit Gogonschilf gedeckt. Befinden sich in der Nähe der Rancherie Fichten, so sind sie aus deren Holz construirt, sonst sind die Wandungen und der Fussboden aus Bambusgeflecht hergestellt. Häufig sind die Aussenwände bemalt, runde Muster oder Figuren, Männer und Weiber mit stark ausgeprägten Geschlechtstheilen darstellend. Den hohen Nutzen der Fichte einsehend, haben die Guinanen der Rancherie Tangládeine regelrechte Baumschule von Fichten angelegt. Dieselbe zählt etwa 500, in Reihen gepflanzte Bäume, die jetzt etwa 3 Jahr alt sein mögen. Es giebt dies einen Beweis der Intelligenz der Leute, auf die der spanische Einfluss gleich Null ist; die Besatzung des Cuartels Guinan, bestehend aus 10 Mann, ist daselbst von ihnen nur gelitten.

Zum Haushalt der Guinanen gehören, wie bei den Banaoleuten, grosse glasirte Gefässe aus Thon, von China stammend, gleichfalls meist von hohem Alter, chinesische Teller und urnenartige Gefässe, deren grössere von Ilocos heraufkommen, während sie die kleineren selbst machen. Diese letzteren entsprechen in ihrer Form und Grösse genau denen, welche ich auf Samal fand (Jahrgang 1885 der Zeitschrift), jedoch sind dieselben mit einem Deckel versehen; sie sind nur mit der Hand, ohne Scheibe geformt. Weiter haben sie noch in Gebrauch Schalen und Flaschen aus Kürbis. Aus Bejuco stellen sie ausser ihren Kopfkäppchen noch Körbe, Umhängetaschen, Büchsen u. s. w. dar.

Die Guinanen lieben Gesang und Musik. An Musikinstrumenten findet man bei ihnen dieselben, welche die Tinguianen gebrauchen, und über die ich zu berichten bereits den Vorzug hatte. Dieselben sind:

Die Panflöte, meist 7 aneinander befestigte Bambusröhren. Dieselben sind so gestellt, dass die oberen Schnittflächen sich in gleicher Höhe befinden; die unteren Enden sind verschieden lang und so geordnet, dass sich entweder in der Mitte oder an der einen Seite das längste Stück, etwa 60 *cm* lang, befindet; die Pfeifen verjüngen sich bis etwa auf die Hälfte der längsten.

Eine Art Harfe, ein 50—60 *cm* langer Bambu, auf beiden Seiten durch die Nodien geschlossen, über den noch etwa eine Handbreit Holz übersteht. Aus der Oberfläche sind mehrere, etwa 1 *mm* breite Längsstreifen herausgearbeitet und durch Joche gespannt; in der Mitte befindet sich ein Schallloch. (Siehe Zeitschrift 1885, Bewohner Süd-Mindanao's, der Togo der Bagobos Taf. 3 Fig. 23.)

Ein stimmgabelähnliches Instrument: Aus einem Schuss Bambu, etwa 50 *cm* lang und 3 *cm* Diameter, sind, $^2/_3$ der ganzen Länge, 2 gabelförmige Enden herausgearbeitet, indem etwa 1 *cm* der Seitenwandungen entfernt ist. Die Gabelenden sind oben frei, das untere Ende, der Griff, durch ein Nodium geschlossen; in seiner Mitte befindet sich ein Loch, welches mit der Fingerkuppe geschlossen werden kann. Nimmt man den Griff des Instrumentes in die rechte Hand und schlägt mit dem einen Gabelende flach auf den Rücken der linken Hand, so entsteht ein stimmgabelähnlicher Ton, der durch Oeffnen oder Schliessen des Griffloches höher oder tiefer ausfällt.

Ferner noch Nasenflöten und eine Art Brummeisen.

Bei Canjaos (Festgelagen) fielen mir Trinkhörner aus Carabao-Horn auf; dieselben sind oben und unten mit nett gearbeitetem Bejucogeflecht versehen, ein Band aus gleichem Geflecht verbindet das obere und untere Ende, so dass das Horn umgehangen werden kann; an dem offenen Ende des Hornes befindet sich ein Ausschnitt zum Trinken. Ausser diesen Hörnern dienen Bambus zum Trinken.

Die Guinanen leben in Monogamie: je eine Familie bewohnt eine Hütte. Sie

werden bereits als kleine Kinder, bezw. bald nach ihrer Geburt, durch ihre beiderseitigen Eltern verheirathet, nach Eintritt der Pubertät zieht dann das Paar, nach Begehen eines Canjao, zusammen in die neugegründete Hütte. In Folge von Unfruchtbarkeit kann die Ehe nach einem Jahre wieder gelöst werden, was ohne weitere Förmlichkeiten stattfindet. Die Frau kehrt in ihr elterliches Haus zurück, dem Mann verbleibt die Hütte; beide Theile heirathen wieder, meist unter gleichen Umständen Separirte.

Fehltritte der Frauen sollen nie vorkommen, die der Mädchen sind von selbst ausgeschlossen, da sie nach Eintritt der Pubertät sofort heirathen. Wie bei den Banaoleuten, herrscht die Sitte der Beschneidung. Die Guinanen üben gern Gastfreundschaft: beim Eintritt in ihre Rancherien wurde ich sofort von den Ersten derselben nebst ihren Frauen begrüsst, erhielt als Gastgeschenk von den Verschiedenen je ein Huhn und zwei Eier oder ein kleines Schwein, so dass es mir nie an Lebensmitteln fehlte; stets wurde mir eine Hütte zum event. Uebernachten zur Disposition gestellt. Ihre Tänze bestehen in ziemlich ungraziösem Herumspringen; abwechselnd auf Fussspitzen und Hacken mit gekrümmten Knien, tanzen sie mit Lanze und Schild; so sieht es besser aus.

Ein Spiel fiel mir bei ihnen als neu auf: zwei Personen setzen sich auf die Erde einander gegenüber, so dass der Körper nur auf der rechten Gesässhälfte ruht, dabei hatten sie Hände und Arme frei in der Luft. Nr. 1 giebt Nr. 2 einen starken Schlag mit der flachen Hand auf die linke Lende, dann schlägt Nr. 2 Nr. 1. Dies setzt sich vor zahlreichem Publikum so lange fort, bis ein Theil Haut verliert und blutet oder auch aus dem Gleichgewicht kommt und umfällt, der andere Theil ist Sieger. Für die Kinder machen sie als Spielzeuge Figuren aus Wachs: Carabaos, Schweine oder Menschen darstellend, bei denen sämmtlich die Geschlechtstheile sehr stark markirt sind, dann Heulkreisel aus Kürbis, wie die unserer Jugend, vermittelst Fäden in Bewegung zu setzen, kleine Flaschen aus Kürbis u. s. w.

Die Guinanen glauben an ein Leben nach dem Tode, sie glauben, dass die Seelen zu dem Gott Alan gehen; den bösen Geist besänftigen sie durch Opfer. Vor den Geistern ihrer Verstorbenen haben sie grosse Scheu, dieselben sind für sie gewissermaassen böse Heilige. Meist befindet sich in jeder Rancheria ein altes Weib, welches als eine Art Priesterin servirt; hält dieselbe es für gut und verkündet sie: dem Anito (Geiste) des X müsse ein Canjao gegeben werden, so geschieht es, damit der Geist kein Unglück in der Familie anrichte. Befindet sich in einer Hütte ein Kranker, so binden sie ein kleines Schwein vor der Thür an und incommodiren das Thier so, dass es laut quikt; sodann setzt sich einer, mit Lanze, Schild und Ligua bewaffnet, in die Hütte vor den Kranken hin, das Gesicht der Thür zugewandt: so, glauben sie, könne der böse Geist dem Kranken nichts anhaben. Stirbt der Kranke, so wird der Leichnam auf eine Art hohen Stuhl aufgebahrt und in die Hütte gesetzt. Die Leidtragenden kommen zusammen, um den Leichenschmaus abzuhalten, der genau so, wie die anderen Canjaos, gefeiert wird. In der Rancherie Balitocong hatte ich Gelegenheit, einem derartigen Leichenschmause beizuwohnen. Je nach dem Vermögen der Familie des Verstorbenen werden Carabaos, Schweine, bei Aermeren Hunde und Hühner verspeist, das Getränk bildet Basi. Bei meiner Anwesenheit wurde bereits den dritten Tag in Gegenwart des aufgebahrten Todten gefeiert, und ein unangenehmer Leichengeruch schwängerte die Atmosphäre. Da die Trink- und Essvorräthe fast aufgebraucht waren, wurde der Todte am Spätnachmittage, mit untergehender Sonne, beigesetzt. Die Bestattungsweisen bei den Guinanen sind verschiedene, sie unterscheiden sich

von den Tinguianen, den Banaoleuten und einem Theil der Igorroten dadurch, dass sie ihre Todten nicht unter ihren Hütten begraben. Ein Theil der Guinanen begräbt die Todten neben der Hütte und bedeckt das Grab mit einem kleinen Dach von Bambus, mit Gogon gedeckt; der Leichnam wird, in eine Decke gehüllt, etwa 1 *m* tief eingesenkt. Ein anderer Theil der Guinanen setzt die Todten in Steinen bei: ein gewöhnlicher Felsblock wird inwendig ausgehöhlt; da sie nur mit Ligua arbeiten, ist das keine kleine Arbeit. Der Grösse des Cadavers entsprechend, in seine Decke gehüllt, wird der Todte in die Höhlung gelegt; seine Schmucksachen und Waffen werden ihm mitgegeben, ferner eine Fackel aus Fichtenspähnen, eine Schale mit Reis, Basi und einige Teller. Dann wird die Oeffnung mit einem unbearbeiteten Steine geschlossen, so dass man von aussen keine Ahnung hat, dass der Stein einen Todten birgt; nur durch längeren Aufenthalt am Ort und durch vorsichtigste Bestechung kann man es auskundschaften. Anbei folgt die, von mir an Ort und Stelle aufgenommene Photographie eines solchen Steines, dessen Inhalt, sowie den einiger anderer, ich in nächtlicher Stunde entleerte; diese Todtensteine befinden sich in unmittelbarer Nähe der Rancheria. Diese Bestattungsweise ist mir bis jetzt auf meinen Philippinenreisen noch nicht aufgefallen.

Die Guinanen sind vielfach Hautkrankheiten (Herpes und Sarna) unterworfen; um dieselben zu heilen, besteigen sie bisweilen den durch Solfataren thätigen Vulkan Balatoc (durch dessen Einfluss sich viele heisse Quellen im Gebiet der Guinanen befinden) und holen Schwefel, den sie, mit Fett verrieben, gegen die genannten Krankheiten anwenden. Blattern, Cholera, Syphilis kennen sie nicht.

Die Sprache der Guinanen ähnelt in vieler Beziehung der ilocanischen, zeigt aber doch wiederum solche Verschiedenheiten, dass ich es für werth hielt, ein Vocabular aufzusetzen. Ich habe dasselbe mit möglichster Vorsicht zusammengesammelt und habe die Wörter nicht mit Hülfe eines, sondern vieler Guinanen aufgeschrieben. Das Vocabular entspricht dem Dialect, der in einer ihrer grössten Rancherien, in Copa copa, gesprochen wird; es soll mich freuen, wenn es der Sprachforschung etwas nützen kann.

Guinaan. Gran Cordillera Central.

A.

Abendroth Bangbangläc.
Adern Uyát.
Adler Salicóp.
Affe Kaág.
Alle Umali cayo ta momongtaco.
Allein Usáan.
Alt Malacey-ka oder malung-ac.
Altes Weib Bacet amag-an.
Amboss Luzog.
Ameise Telang.
Amulet Maxi gapdi bagaug.
Anders Oeno tanicom.
Anfangen Samsamkak.
Angreifen Pogonpon boeboeonko.
Antworten Gominaca.
Anziehen (Kleider) Icata.
Anzünden Magtungtung.
Arbeiten Mangcanadsche.
Arm (pauper) Capós.
Arm (Glied) Taglaey.
Armband Saong.
Arsch Upót.
Asche Szapó.
Athem Panikoël.
Auf dieser Seite Apun uang.
Aufstehen Sumicat.
Aufwachen Tometua.
Auge Matá.
Augapfel Kalematago.
Augenbrauen Koyob.
Augenlid Kemat.
Ausgetrocknet malbúr.
Auskundschaften Omanap.

Auslöschen Ispom.
Ausruhen Imilonac.
Aussuchen Adimeian.
Ausziehen Kaanum.

B.

Bach Doyadoy.
Bach mit heissem Wasser Danum pomudoc
" " kaltem " Danum dalameg.
Baden, sich Inag-mangomos.
Bauch Buang.
Bauen Tuodon.
Bäume fällen Pogpog Alandung.
Baumast, Zweig Alandung sagá.
Baumwolle Tapos.
Bedecken Mantodak tapontam.
Beendigen Asagpun somkon.
Begehren Biĕgitnoc kanseka.
Begräbnissplatz Lobón.
Bein Oy po.
Beissen Comptep.
Bellen Aloól.
Berg Bilig.
Beten Alagáo.
Betrügen Nabos-oy.
Betrunken Naolao.
Bezahlen Olsad.
Biene Yucan.
Billig Lalaso.
Bitten Omeseg.
Bitter Napait.
Blasen Sapoyan.
Blatt Tubu.
Blatt der Ligua oder Messer Bäiney.
Blau Langitig.
Blind Mapisog.
Blitz Idul.
Blut Dzaya.
Boden Pitá.
Bolo, Messer Kaman.
Bogen Pana.
Bonga-Palme Bua.
Borgen Cumauag.
Brauch Balalo-kamin oder Bali.
Braten Tunoc.
Braut Magdapat-daá.
Bräutigam Magdapat-daá.
Breit Audu.
Bronze Baclao.
Brücke Ilatoy.
Bruder Sunút.
Brustkasten Balocong.
Büffel Nuang.

C.

Cocospalme Jog.

D.

Dach Zopak.
Dank Estamanina.
Das geschehe sofort! Malika sansadi napgis sansadi.
Decke Ulosch.
Der Baum hat Knospen Alandung tabag.
Der Fluss fällt Bumassit.
Der Fluss steigt Toiób.
Der Himmel ist bedeckt Mamatog.
Der Himmel ist klar Dilaga.
Die Sonne ist aufgegangen Sominal.
Die Sonne ist untergegangen Masdim.
Diadem Bangeiad.
Dick Nalungpú.
Dieb Laoin atago maudacan.
Donner Silit.
Dorn Latá.
Dort Umagcasti.
Draussen Ilauam.
Drinnen Ueno senseion.
Dritter Tumun tududua tondicami.
Drücken Oitom.
Dünn Nagnagpio.
Du Sica.
Dumm Ungung.
Durst Kait ko unay uminom.

E.

Eckig magósod.
Ei Itlog.
Ehe Nagasaua.
Ehrlich Maingol.
Einen festen Wohnsitz haben Mag among amag inum da tibeian.
Einhüllen Ipaulim.
Einige Male Anang pumali.
Einschliessen Japuntán.
Eisen Baliang.
Ellenbogen Céko.
Empfangen. Taualok.
Eng Panbanio.
Enkel, Enkelin Mapidúa.
Er, sie Mampapada.
Er befindet sich Sion o cá.

Erlaubt Laoin ipun tagamun.
Ernst Adican-amamang.
Ernten Payotoc.
Erntezeit Lopás.
Erreichen Dimatong.
Erster Muna kakay isan.
Es hat aufgehört zu regnen Bula ió.
Es ist finster Nasi suget.
Es ist heiss Nasalang san disinag.
Es ist kalt Mapuloi.

F.

Fallen Napulic.
Familie Anak-lá.
Fangen Pedschiton.
Farbig Nagalá.
Faul Masadót.
Faust Pung pungo.
Feder Dudud.
Federschmuck Padoc.
Feind Kabusoy cur.
Fehlen Akoet.
Feig Mukiatak.
Feld Duk duk.
Fels Gongal.
Fenster Sauang.
Fest Jamá.
Festtage feiern Lumaos duan aldao.
Fett Lanog.
Fett werden Dalong po.
Feucht Mampasaat.
Feucht' Nalagpatung.
Feuer Apoy.
Feuer machen Balting.
Fieber Mazaco.
Finden Enelag.
Finger Gayamot.
Fisch Icas.
Fleisch Bugasna.
Fliege Lenao.
Fliegen Mánga.
Fliessen Managdag.
Floh Pelang.
Flügel Payac.
Folgen Umaliac canzika.
Fragen Unosen.
Freude haben Balbalo.
Freund Bubuionko.
Frieden Nagangput.
Frosch Tocag.
Frucht reift Mactong.
Fühlen Mali uinag anag kalinga linga
Fuss Zapan.

G.

Gähnen Guap.
Ganz Zi-voy-voy.
Gar (durchgekocht) Nautú.
Gastfreund Oeno tainca manao.
Gatte Asaua lalaqui.
Gattin Asaua babay.
Geben Idoe kanzika.
Gebogen Nasamá.
Geboren Ignac.
Geburt Nayanac.
Gedärm Bagis.
Geduldig Tidi nang tatago.
Gefallen Lag lag ipig-imoy.
Gefahr im Verzuge Adudan alan mang eikan kita.
Gefangener pipiono.
Gehen Jacsidi.
Geheimniss Casaás.
Gehirn. Piatokag.
Gelb Cayagon.
Genug haben Malayada noanaga.
Geräusch Ininép.
Gesalzen Pioeg ti asin.
Gesetz, althergebrachte Sitte Anatpei bilingko.
Gesicht Lopa.
Gestern Alabian.
Gesund Napejan.
Gesundheit Natagun.
Gestorben Matay.
Gewinn Asabalan.
Gewiss Tutúa.
Gewittrig Dágun.
Gewohnheit Bali.
Gift Mocanig.
Gipfel Mungól.
Glatt Tanaop.
Glauben Piaoc.
Glied Buto.
Glücklich Mang omomos.
Gold Bulalan.
Grab Lobón.
Grade Nalintig.
Gras Lugamb.
Graue Haare Ubán.
Griff Pacáo.

Gross Amod zi zakoi.
Grossmutter Apo.
Grossvater Apo.
Grün Bildi.
Grüssen Anacapay tanaligad.
Gürtel, den die Weiber um den Leib tragen Ginay.
Gut Napeya oder Napeiú.
Guter Zufall (abergläubisch) Manoeognacua.

H.

Haar Poog.
Haar schneiden Olizep.
Hässlich Nalungniu.
Häuptling Pangád.
Hahn Kauitan.
Hals Bagang.
Halsband Kakoy.
Halten Anapeisina.
Hammer Abliting.
Hand Apal.
Handeln Mamanyaga.
Hart Matong.
Haus Boi-oy.
Haut Koblit.
Heben Sumekatdá.
Heilen Mebubatal.
Heiss Nagtop.
Helfen Benobednanag.
Hemd Silob.
Hemd aus Baumrinde Zupot.
Henne Manalac.
Herpas Khisi-hisi.
Herz Puzo.
Heuschrecke Dudun.
Heut Umalika sansadi talagis oder Itagitag galdao.
Hier Siana.
Himmel Lebúg.
Hinabsteigen Manasoga.
Hinaufsteigen Manakada.
Hinausgehen Dumana.
Hineingehen Lumnokak.
Hinlegen Ibenag pusna.
Hirsch Uksa.
Hoch Nacauas.
Hochroth Bendilah.
Hochzeitsfest Tugtugao buey.
Höhle Liang.
Hören Denglec.
Hoffen Anijan.
Holz Tucod.
Honig Lilin.
Horn Sagoút.
Hunger Mabicina.
Hund Aso.
Hure Nangiota.
Husten Bucos.
Hut (spitzer) Calogon.

I.

Ich Sacon.
Ich bin einverstanden Umia naidpun iddig.
Ich bin wach Laptian.
Ich habe mich verbrannt Ma-tungan.
Ich schulde ihm Yamibagat utang mit.
Iguana (Eidechse) Siley.
Ihr Ditao inagtating.
Immer Tutua.
In Eianab ditonong.
Irrthum Ajing pun tutaui.

J.

Ja Oó.
Jacke Silob.
Jagen Dogmaan.
Jetzt Sansadi.
Jucken Mampalodja.
Jugend Nagasatag.
Jungfrau Balasang.
Junggeselle Laluiuas.

K.

Kacken Matai.
Käfer Kokot oder buyuyuan.
Käppchen, am Hinterhaupt getragen Calatagan.
Kalt Magkomog.
Katze Gusa.
Kauen Mangan.
Kaufen Mangina.
Kehle Locoog.
Kette Baclao.
Kind Ubing.
Kinn Iming-tin timid.
Kleidung Mampascho.
Klein Banid.
Klug Libóo.
Knabe Poyong.
Knie Puan.

Knochen Bungú.
Knochenmark Oótog.
Kochen Diazug.
Können Tutuaim naukanak.
Körper Lung-ác.
Kohle Dalpeng.
Kommen Ijakzidi.
Komet (Stern) Ambigatum.
Komm her Umalica.
Kopf Ulu.
Kopf abschneiden Zivatoc zica ulu.
Korb Buclot.
Koth Atay.
Kräftig Napixa.
Kräuter Lugamb.
Krank Axicap.
Kranken pflegen Ibibilana.
Krebs Udangag.
Krieg Katjang.
Kummer Gatokapiën.

L.

Lachen Anugay.
Lahm Mapilei.
Lanze Baláj oder tubay.
Lanze werfen Dipsotam tubay.
Last Boligan.
Laster Napangeiaua.
Laufen Managdag.
Laufen mit grosser Schnelligkeit Managdagdaka.
Laus Koto.
Leben Mogmona.
Lebendig Mabiag.
Leer Naipun.
Lehm Lota.
Leichenbegängniss Bagung ang.
Leichnam Natöy.
Leicht Nalang pao.
Letzter Sudi patingana.
Licht Naligat.
Lieben Mayadka.
Lippe Supil.
Löffel Paoc.
Lüge Tulim.
Lunge Angis.

M.

Mädchen Poyong.
Mann Lalaqui.
Männliche Schaam Utin.
Magen Luzoc.
Mager Nagpid.
Mahlzeit Maangtá.
Mauer Tsching-tsching.
Medizin Nugam, loot.
Meer Locong.
Mehl (Mais) Galigad.
Mengen Mang kiso kiso.
Mensch Tao.
Messen Bingeion.
Messer Imuco.
Messerchen (der Weiber) Cipan.
Milch Susug.
Mit Salz Nalamnaota asinan.
Mittag Madamá.
Mörder Natoy tiosa.
Mörser Lozung.
Mond Bulan.
Morgen (Adverb) Sibigat.
Morgen, der (Substantiv) Mangmangán.
Morgenroth Bangbanglác.
Mücke Ilog.
Müde Nabanicool.
Mund Boti.
Musik Tongali.
Mutter Ina.

N.

Nachbar Kabus-ibig.
Nachdenken über etwas Anijanmang sumsumeka.
Nachher Naganpot.
Nachmittag Malim.
Nacht Labii.
Nacht bricht an Rangót.
Nacken Kalsagas.
Nackt Oanti lupotna oder lunas.
Nadel Tanur.
Nähen Kepitom.
Nahe Adani.
Nagel Kokó.
Narbe Pelad.
Nase Ongol.
Nasenflöte Tungali.
Nass Nalag patung oder Mampasáat.
Nebel Libún.
Neffe Amunacón (lalaqui).
Nehmen Eiakzina.
Nein Madiac.
Nennen Totulac.
Nepenthes Arao.

Nest Kagugkung.
Neu Babalú.
Neumond Kinilin.
Nichte Amunacóu (babay).
Nie Naipuntalin.
Niederkommen Taganakan.
Niedrig Apopá.
Niemand Neidpun.
Niesen Poon.
Noch jung Babalo udidiung.
Nützlich Dani natoion.
Nur Ozaan.

O.

Oberkiefer Nangáo.
Oeffnen Pucatam nat oder iuanig.
Oel Lana.
Oft Aduom unay.
Ohne Nipun tabaná.
Ohr Inga.
Onkel Uliteg.
Opfer Adio tutuay.

P.

Pflug Aadscho.
Pfeil Balzok.

R.

Rabe Uág.
Ratte Utog.
Rauben Sacon tinaakao.
Rauch Asog.
Rauchen Manabacotako.
Raupe Oyosch.
Reden Mangageian.
Regen Udan.
Regen (andauernder, Colla) Tudu amin amin.
Regenzeit Agilik.
Reiben Kokotam.
Reich Nabalúg.
Rein Dadalós.
Reis (auf dem Felde) Bagas.
Reis (geschnitten) Pagay.
Reis (ausgestampft) Binaio.
Reis enthülsen Panagtog tog.
Reise Mamanjakak.
Reiten Sumakeia.
Riechen Inauon.
Rinde Cubá.
Roh Maáta.
Roth Natschokot.
Rotz Angot.
Rufen Oëno.
Rund Nabucol.

S.

Säen Pana gozog.
Säugling Unga.
Salz Asin.
Sand Balúd.
Sarna (Schuppenausschlag) Lagatoy.
Saugen Baknay.
Sauer Napiú.
Satt Nabsugá.
Scham, Ehrgefühl Mabainac.
Schamschürze Báay.
Schädel Utog ti ulu.
Scharf Madzocas.
Schatten Bailung.
Scheidung Pomuno casnak.
Schenkel Uyat.
Schenken Ition.
Schicken Bilinisia tanagiska.
Schild Calásang.
Schläfrig sein Lapani coyac.
Schlafen Masuiep.
Schlagen Ikamsina.
Schlange Ulig.
Schlecht Lauing.
Schlechter Zufall (abergläubisch) Lauingnang angisto.
Schleifen Azaánti batot.
Schleim Angot.
Schliessen Onop.
Schmecken Pilig oder Lag lag ipig imoy.
Schmerz Manxixicap.
Schmetterling Konlapoy.
Schmied Mambusal.
Schmuck von Federn, der über den Ohren in das Haar gesteckt wird Patún.
Schmuck von Schweinezähnen, am Oberarm getragen Saúm. Die daran befestigten Haarbüschel Cavakun.
Schmutzig Naisao.
Schnabel Togtog.
Schnarchen Ancogog.
Schnecke Listoy.
Schneiden Mang isnad.
Schnell Dalagsan.
Schnell (sehr) Manugdai.
Schön (Personen) Napago.
Schön Masayat.

Schuld haben an etwas Lauing ta anagti mamabasul kansacon.
Schuppe Sipsip.
Schwach Mangibil oder nacapoy.
Schwager Ipag (lalaqui).
Schwägerin Ipag (babay).
Schwanger Mabuki.
Schwanz Ipus.
Schwarz Tumpangé.
Schweigen Midlong ca.
Schwein Boyoc.
Schweiss Lengot.
Schwer Dadakson.
Schwester Sunut.
Schwiegermutter Malangág (babay).
Schwiegervater Malagág (lalaqui).
Sehen Inogong.
Selten Naganom.
Senden Bilinisia tanagiska.
Sich erinnern Didanasida.
Sich fürchten Umakiatac kanzika.
Sich hinlegen Umbugag.
Sich niederlegen (z. schlafen) Ijanapnuopoc.
Sich setzen Tumutucdu.
Sich trennen Indauac-sina
Sich verheirathen Magdipum.
Sie Aduda ananasad.
Sieden Mudan.
Silber Pilac.
Singen Dangu.
Sklave Inelag sica lalaqui.
Sklavin Inelag sica babay.
So Anáka.
Sohn Kabit.
Spät Masdum.
Speichel Topá.
Speien Uta.
Speise Mangan.
Spielen Patingim.
Spinne Kana.
Sprechen Panagocog sinapo.
Springen Sumala pao.
Stamm (Volks-) Kaili.
Stark Nabilog amadag dalan.
Staub Lagan.
Stehen Nang aligoona.
Stein Bató.
Sterben Ladzak.
Sterne Bituin.
Stimme Pakoy.
Stirn Tizey.
Stock Salocat.
Strom Uang-uang.
Stumm Ung-ung.
Sturm Oltog.
Suchen Manzingitay.
Süss Inti.

T.

Tabak Tabaco.
Tättowiren Dacag.
Tag Alabian.
Tag bricht an Mandaoá.
Tante Ikit.
Tanzen Tadog.
Tapis (Leibschurz im Allgemeinen) Bidan.
Tapis (der Weiber) Kaáin.
Tapfer Masayat.
Tasten Macamoacmon.
Taub Töong.
Taube Calopati.
Tauschen Ninán.
Teller Panay.
Thal Banag.
Thau Agina úa.
Theilen Mangisoóm.
Theuer Napatoig.
Thier Matoica.
Thon Lota.
Thräne Lua.
Thür Sauang.
Tief Oadalim.
Tochter Kabit.
Todt Natoy.
Tödten Sinpaten.
Topf Banga.
Träumen Mascoy.
Tragen Bocudum.
Trank Uminom.
Traurig Isaa malinglingo.
Treffen Dimatong.
Treppe Adschan.
Trocken Mayamo.
Trocknen, sich Namagaana oder Ipilac.
Trockne Zeit Masidoeg.

U.

Ueberall Mangiisu.
Uebermorgen Kabigat-na.
Unglücklich Mangigut.

Unnütz Naitpun patopatona.
Unterkiefer Palatang.
Unwetter Oltog.
Urin Isbu.

V.

Vater Amá.
Verborgen Iteium.
Verboten Laoin nataku.
Verbrennen Laonim.
Vergessen Nalinac.
Vergnügt Iseio peipaloan.
Verkaufen Jangumatang.
Verlust Nait.
Vermögen (Verbum) Tutaim näukanak.
Verstehen Dingoeno.
Versuchen Macamoacmon oder mangakan.
Vertheidigen Saconan mangunaloët.
Verweigern Umaziag.
Viel Adú.
Vogel Tuleian bucao.
Voll Napúu.
Vorgestern Asin-alabian.
Vorschrift Kanzeka.
Vorsicht Pianca.

W.

Waare Nagsublit.
Wachsen Tomacoy-manszú.
Wägen Magisuda oder Dadaxing.
Wählen Adimeian.
Wahrheit Tuctúa.
Wald Osgad.
Wanze Tetop.
Warum Sinú.
Waschen, sich Mangomos.
Waschen (Kleider) Masacsac.
Wasser ausgiessen Ponogum danum.
Wasser holen Manalaca danum.
Weg (via) Dalan.
Wegthun Caanun.
Weib Babay.
Weibchen (von Thieren) Bubay.
Weibliche Brust Sosó.
Weibliche Scham Oké.
Weich Maglumoy.
Wein Beyas, Basi.
Weinen Unubil oder Manipil.
Weiss Napotaag.
Weit Adeiú.
Wenig Akeiót.
Wer Zinoka.
Wespe Mateg.
Wie Zinoka.
Wiedergeben Ipaori
Wie heisst er Siana.
Wind Bali.
Wir Dikami.
Wittwe Pangis (babay).
Wittwer Pangis (lalaqui).
Wo Anagsidi.
Wolke Libún.
Wollen Biëgitnok kanseka.
Wort Manoogota.
Wunde Bigäd.
Wurm Mategag.

Z.

Zahn Nepon.
Zahlen wie im Ilocanischen, bezw. mit geringen Variationen.
Zehen Pagayamot.
Zeitig Malikat.
Zerbrochen Napdic.
Ziege Calding.
Ziehen Ipsotam.
Zittern Cumog.
Zucker Jutig.
Züchtigen Näuam.
Zufrieden Nabsuga.
Zweifeln Idoeiconziana.
Zweiter Tumum tududua.

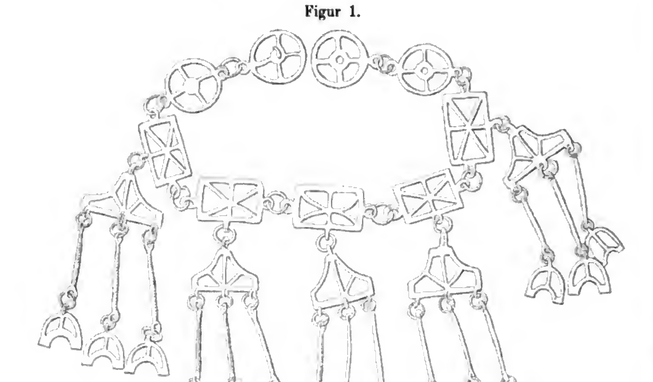
(14) Hr. Vater übergiebt folgenden Bericht über einen

Bronzeschmuck von Labaticken bei Prökuls (Ostpr.).

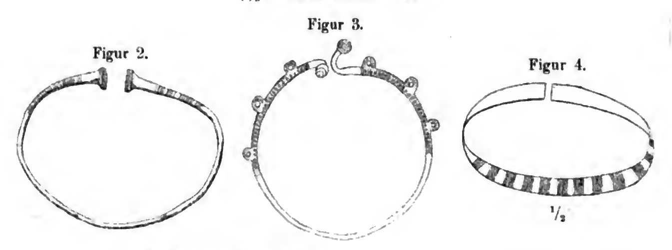
Von unserem eifrigen Mitgliede, Hrn. Obristlieutenant Uhl, der sich gegenwärtig in Memel aufhält, sind mir die Zeichnungen eines höchst werthvollen Fundes zugegangen, der sich im Besitz des Gymnasiums zu Memel befindet, mit der Bitte, dieselben hier zur Kenntniss zu bringen:

Es handelt sich um einen Fund von zahlreichen Bronzeschmucksachen, die so wohl erhalten sind, dass selbst die feinsten Ornamentirungen daran mit grösster

Figur 1.



$^2/_3$ der natürlichen Grösse.

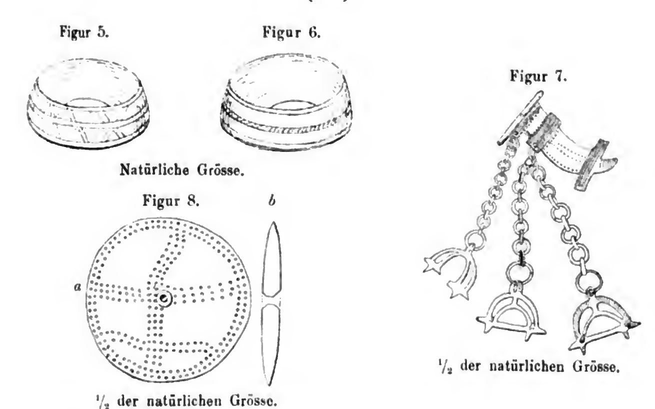


$^1/_6$ der natürlichen Grösse.

Deutlichkeit zu erkennen sind. Die Fundstelle ist Labaticken bei Prökuls, an der Tilsit-Memeler Bahn. Dort wurden im Jahre 1882, bei dem Beackern eines Hügels, der schon früher durch Abtragen geebnet war, die Schmuckstücke ohne weitere Beigaben von Thonscherben, Knochen oder sonstigen Resten, in geringer Tiefe gefunden.

Ich weiss nicht, ob der Fund schon sachverständigen Kennern zur Beurtheilung vorgelegen hat, namentlich, ob unser ostpreussischer Freund, Hr. Dr. Tischler, sich nicht schon über denselben geäussert hat; jedenfalls wird es Hrn. Uhl sehr erfreulich sein, wenn Einer oder der Andere der Anwesenden sich über Art, wahrscheinliche Herkunft, Alter u. s. w. der Sachen äussern und die Einreihung derselben unter schon bekannte Typen versuchen wollte.

Fig. 1 zeigt das Abbild eines grossen vollständigen Halsschmuckes, bestehend aus 5 länglich-viereckigen durchbrochenen und 4 radförmigen, kreisrunden, mit Nabe und 4 Speichen versehenen Gliedern, die durch kleinere Bronzeringe beweglich mit einander verbunden sind. Von der Mitte der einen langen Seite der



Natürliche Grösse.

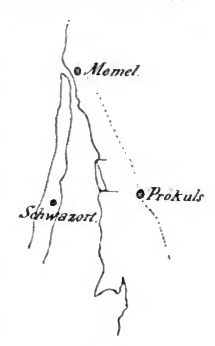
$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

5 viereckigen Kettenglieder hängen dann wieder, an beweglichen kleinen Ringen, eigenthümlich dreieckig gestaltete, den ersteren ähnliche durchbrochene Bronzeplättchen herab, an deren unterer Leiste wieder je 3, durch Ringe und Stäbchen unter einander beweglich befestigte, einander ganz gleiche, halbkreis- oder steigbügelförmige Gebilde eingefügt sind. Verzierungen und Art der Befestigung sind aus der Zeichnung deutlich zu sehen.

Fig. 2 und 3 sind die stark verkleinerten Bilder zweier schön verzierter Halsringe, von denen der Fund 5 verschiedene enthält, Fig. 4 das Bild eines Armringes, wie deren 10 Stück gefunden worden, Fig. 5 und 6 zwei Fingerringe und Fig. 7 das Bruchstück eines noch reicher verzierten Halsschmuckes, der im Ganzen ähnlich gestaltet gewesen sein mag, als der in Fig. 1 abgebildete. —

Fig. 8 ist die Abbildung einer kreisrunden, in der Mitte verdickten und durchbohrten Bernsteinscheibe (Durchschnitt *b*). Auf der Vorderansicht *a* sieht man die Peripherie mit einer doppelten Reihe punktförmiger Verzierungen und zwei dreifachen Reihen derselben Art, die sich radiär kreuzen, bedeckt. Eine doppelte Punktreihe ist noch, gleich einer Sehne, durch den einen Halbkreis gezogen. Dieses Schmuckstück ist 1884 in den Bernsteinbaggereien des Geh. Commerzienraths Becker in Schwarzort aus dem kurischen Haff ausgebaggert und befindet sich gegenwärtig im Besitz eines Einwohners von Memel.



Ich erlaube mir, die lokale Situation mit wenigen Strichen zu zeichnen, um die unmittelbare Nachbarschaft des Fundortes dieses Bernsteinstückes mit dem vorher beschriebenen Bronzefunde zu zeigen und darauf hinzudeuten, dass dieselbe wohl vermuthen lässt, dass eine aufmerksame Bearbeitung des Küstenstriches, der Schwarzort gerade gegenüber liegt, noch manchen interessanten Fund zu Tage fördern dürfte.

Das Vorkommen eines zu Schmuck verarbeiteten Bernsteinstücks, mitten im Lager des noch unberühr-

ten Urmaterials, ist gewiss sehr interessant, aber nicht so gar selten, denn es waren ähnliche Fundsachen gelegentlich der Fischereiausstellung hierselbst in der Bernsteinausstellung von Becker und Stantin zu sehen. —

Hr. Virchow findet die meisten Analogien für den Schmuck von Labaticken in den liv- und kurländischen Funden, obwohl ihm keiner der letzten erinnerlich ist, der genau dieselben Ergebnisse geliefert hätte. Er verweist speciell auf Ascheraden (Kruse, Necrolivonica Tab. 11) und auf die zahlreichen Beispiele von Hänge- und Klapperschmuck. Die eigenthümlichen offenen Ringe mit abgeplatteten Endanschwellungen sind auch sonst aus Ostpreussen bekannt, z. B. aus dem, von A. Hensche beschriebenen Gräberfeld bei Fürstenwalde. — Wegen der Schwarzorter Funde dürfe auf die schönen Publikationen des Hrn. Klebs verwiesen werden. Aber die blosse Nähe der Fundorte ergebe keinen Grund für eine Annäherung zwischen den Fundgegenständen. Dies ergebe sich aus dem Bericht des Dr. Paul Schiefferdecker über die Archäologie der kurischen Nehrung. —

Hr. Voss meint, dass der von Hrn. v. Alten beschriebene Halsschmuck von Lehmden (Verh. 1875. S. 232. Taf. XVI. Fig. 1) sich mit dem von Labaticken in Parallele stellen lasse.

(15) Hr. Prof. Tictin aus Jassy bespricht einen

Fund von Cucuteni im Districte Jassy.

Dieser Fund besteht in Thongefässen, thönernen Idolen, Ringen aus Silber und Bronze, Messern, Gegenständen aus Knochen und Geweih, einer Schädeldecke u. s. w. Eine Beschreibung hat Hr. N. Beldiceanu geliefert (Antichitățile de la Cucuteni Jasi 1885). Ein kleiner Theil der Fundstücke wird in Substanz vorgelegt, der übrige durch Photographien veranschaulicht. —

Hr. Virchow äussert sich dahin, dass diese Gegenstände, unter denen namentlich eine grössere Anzahl roher Thier- und Menschenfiguren in Thon zu erwähnen ist, ein grosses Interesse erwecken, indem sie einerseits mit den siebenbürgischen Funden viele Aehnlichkeit zeigen, andererseits auch Anklänge an Schliemannsche Funde von Mykenae und Hissarlik erkennen lassen.

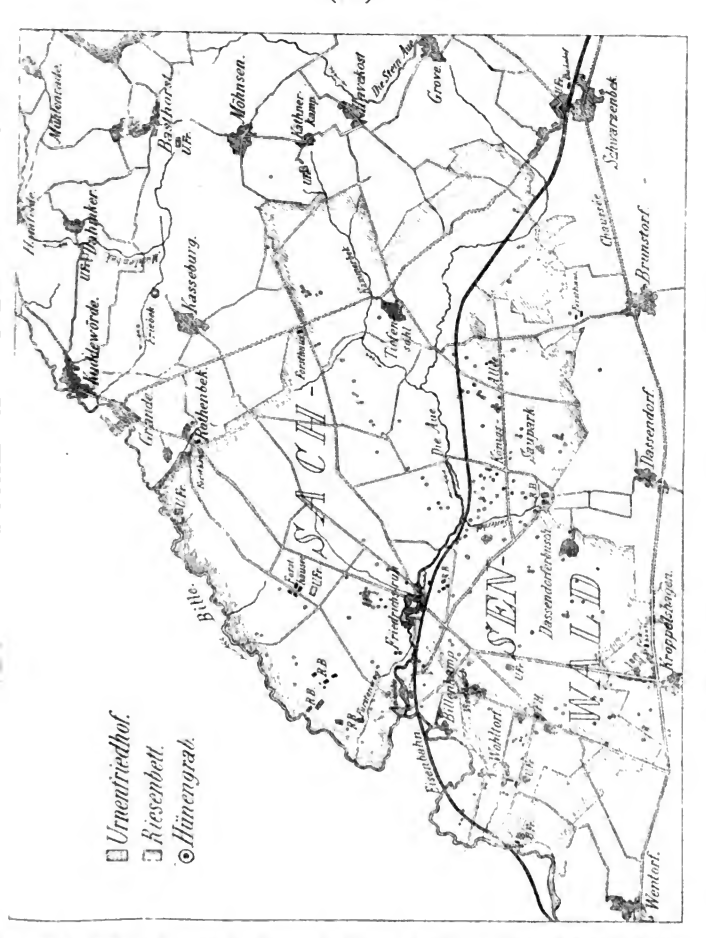
(16) Hr. von Binzer hält einen Vortrag über

vorgeschichtliche Alterthümer im Herzogthum Lauenburg, insbesondere im Sachsenwalde.

Ich habe die Ehre, Ihnen über ein im Westen des Kreises Herzogthum Lauenburg belegenes Gebiet, das sich durch seinen Reichthum an vorgeschichtlichen Grabstätten auszeichnet, Mittheilungen zu machen, welche, wie ich hoffe, von einigem Interesse für Sie sein werden.

Allerdings habe ich keine aus diesen Grabstätten stammenden Fundstücke vorzuzeigen, sondern es beschränkt sich dasjenige, was ich zu bieten vermag, auf die Resultate einer topographischen Aufnahme, aus der sich indessen einige bemerkenswerthe Schlussfolgerungen ableiten lassen.

Das Gebiet, um welches es sich handelt, ist im Osten begrenzt durch eine vom Dorfe Mühlenrade nach Schwarzenbeck gezogene Linie, im Süden durch die-



jenige Strecke der Berlin-Hamburger Chaussee, welche die Dörfer Schwarzenbeck und Wentorf mit einander verbindet, und im Westen, Nordwesten und Norden durch den holsteinischen Grenzfluss, die Bille.

Der Flächeninhalt dieses Gebietes beträgt etwa 2 Quadratmeilen. Es schliesst den mehr als 1 Quadratmeile umfassenden Sachsenwald ein, der zum bei weitem grössten Theile dem Fürsten von Bismarck gehört, und ausserdem noch einige kleinere Waldflächen, so dass mehr als die Hälfte des Terrains mit Wald bedeckt ist.

Die Oberfläche ist theils ganz eben, theils schwach wellenförmig und hat nur wenige tiefe Terraineinschnitte oder einigermaassen hohe Hügel aufzuweisen.

Der Boden ist grösstentheils leicht und trocken, jedoch sind die Spuren ehemaliger bedeutender Sumpfgebiete noch heute erkennbar; als Ueberreste derselben treten verschiedene Wiesenstriche und einige wenige Torfmoore auf.

Seen sind gar nicht vorhanden, dagegen wird das Gebiet durch ziemlich viele kleine Flüsse und Bäche bewässert, welche die ehemaligen Sumpfgebiete genährt haben, gegenwärtig aber zum grossen Theil wasserarm sind. Von diesen fliessenden Gewässern interessirt uns heute eigentlich nur die sogenannte „Aue“, ein kleiner Fluss, der den Sachsenwald in der Richtung von Osten nach Westen durchläuft und ihn in zwei Abschnitte theilt, von denen der nördliche der grössere ist. Die Aue bespült den Park von Friedrichsruh, wo sie eine grössere Anschwellung bildet, treibt bei dem kleinen Orte Aumühle eine Kornmühle und fällt dann in die Bille. Auf ihrem Wege nimmt sie von Süden und Norden eine Anzahl kleiner Bäche und Wasserläufe auf und bildet, wenn man von den grösstentheils hohen und steil abfallenden Ufern der Bille absieht, den einzigen bemerkenswerthen Terraineinschnitt des Gebiets. In alten Zeiten sind ihre Ufer an sehr vielen Stellen stark versumpft gewesen, so dass sie auf langen Strecken schwer zugänglich und nur an einzelnen Punkten überschreitbar gewesen ist.

Der Umstand, dass das in Rede stehende Gebiet zum grossen Theil seit undenklichen Zeiten mit Wald bedeckt gewesen, ist für die Erhaltung der vorgeschichtlichen Grabdenkmäler sehr günstig gewesen, und dieser glückliche Umstand ist es denn auch gewesen, der mich bestimmt hat, gerade diesen Theil meiner Heimath zum Gegenstande einer geometrischen Aufnahme zu machen. Dieselbe hat wegen der Menge und der zerstreuten Lage der Grabstätten einen weit grösseren Zeitaufwand erfordert, als ich erwartet hatte.

Schon im Herbst 1885 bin ich mehrere Wochen mit der Aufnahme der Grabstätten beschäftigt gewesen, dann habe ich in den Monaten Juli und August 1886 dieselbe fortgesetzt, und im October und November desselben Jahres habe ich, begünstigt durch ein ungewöhnlich schönes Herbstwetter, die umfangreiche Arbeit vollenden können.

Bei der Ausführung der Vermessungsarbeiten habe ich mich des freundlichsten Entgegenkommens des Fürstlichen Oberförsters, Hrn. Lange zu Friedrichsruh, zu erfreuen gehabt, und die Revierforstbeamten sind mir, besonders bei Auffindung der oft im tiefen Waldesdickicht verborgen liegenden Grabstätten, bereitwillig behülflich gewesen.

Ein gleich bereitwilliges Entgegenkommen habe ich bei den Lehrern auf dem Lande gefunden, wenn es sich darum handelte, die Urnenfriedhöfe, die auch in dortiger Gegend Wendenkirchhöfe genannt werden, aufzufinden.

Was nun die Resultate der topographischen Aufnahme betrifft, so habe ich an sogenannten Riesenbetten, d. h. an zu Tage liegenden Steinsetzungen 14 Stück nachweisen können, von denen jedoch nur noch 7 einigermaassen gut erhalten sind, während von den übrigen 7 entweder nur noch der innere, niedrige langgestreckte Erdaufwurf oder Kern übrig geblieben ist, oder ein aus mehreren grossen Steinblöcken bestehender Ueberrest der Steinkammer, die eine Eigenthümlichkeit der grösseren Klasse dieser Grabstätten darstellt.

Recht gut erhalten sind die 5 nördlichsten Riesenbetten unweit der Bille, wo auch die Ueberreste zweier Steinkammern liegen, ferner die beiden Riesenbetten im Saupark, unmittelbar am Dassendorfer Felde, deren eines noch mit einem schweren Decksteine versehen ist.

Die ehemaligen Riesenbetten südlich von Friedrichsruh, gegenüber dem Bahnhof, nebst den beiden nördlich vom Fürstenwege belegenen Grabstätten dieser Klasse, sind derartig zerstört, dass sie nur noch schwer als ehemalige Riesenbetten zu erkennen sind.

In sehr grosser Anzahl sind die Hünen- oder Hügelgräber vertreten. Die vorstehend abgedruckte Karte weist deren 434 Stück nach. Diese Karte ist im Maassstabe von 1 : 100 000 ausgeführt.

An Urnenfriedhöfen habe ich 10 ermittelt, von denen 3 innerhalb des Sachsenwaldes, nicht sehr weit von dessen westlicher Aussenkante liegen, während die übrigen 7 auf den Dorffeldmarken belegen sind.

Auf der Karte sind die Riesenbetten noch besonders mit R. B., die Urnenfriedhöfe mit U. F. bezeichnet, während die Hünengräber durch Punkte kenntlich gemacht sind. Zwei sehr zahlreich besetzte Hügelgruppen, im Tiefensohl und im Dassendorfer Busch, konnten, bei dem kleinen Maassstabe der Karte, auf dieser selbst im Detail nicht dargestellt werden und sind daher, nebst der etwas kleineren Gruppe im Viertbusch, auf besonderem Blatte im Maassstabe von 1 : 7500 gezeichnet und umstehend abgedruckt worden.

In Betreff der Urnenfriedhöfe will ich gleich hier bemerken, dass sie sich von den bereits bekannten Urnenfriedhöfen von Hannover, Meklenburg und denjenigen des östlichen Lauenburg anscheinend nicht wesentlich unterscheiden. Sie harren übrigens noch sämmtlich der systematischen Untersuchung.

Zuweilen finden sich in der Nähe eines und desselben Dorfes mehrere Urnenfriedhöfe, wie z. B. bei Basthorst und bei Schwarzenbeck. (An beiden Stellen fallen die zweiten Friedhöfe ausserhalb der Grenze der Karte.)

An Rundwällen finden sich 2, von denen der eine an der ehemals wasserreichen Fribek, nördlich von Kasseburg, in einem weiten Wiesenterrain liegt, der andere bei Billenkamp; in Betreff des letzteren bemerke ich, dass es nicht ganz unzweifelhaft ist, ob man es mit einem Rundwall oder mit einem Hünengrabe oder etwa mit einer Erdbefestigung besonderer Art zu thun hat.

Von den Ueberresten aus der historischen Zeit, als den Spuren einiger Burgen aus dem Mittelalter, und von einem, zur Zeit des schwarzen Todes öde gewordenen Dorfe im Forstorte Oedendorf, unweit Kasseburg, von welchem noch einige Fundamente vorhanden sind, habe ich einstweilen keine besondere Notiz genommen. —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wende ich mich zu der ausführlicheren Betrachtung der Riesenbetten und der Hünengräber, zunächst der ersteren.

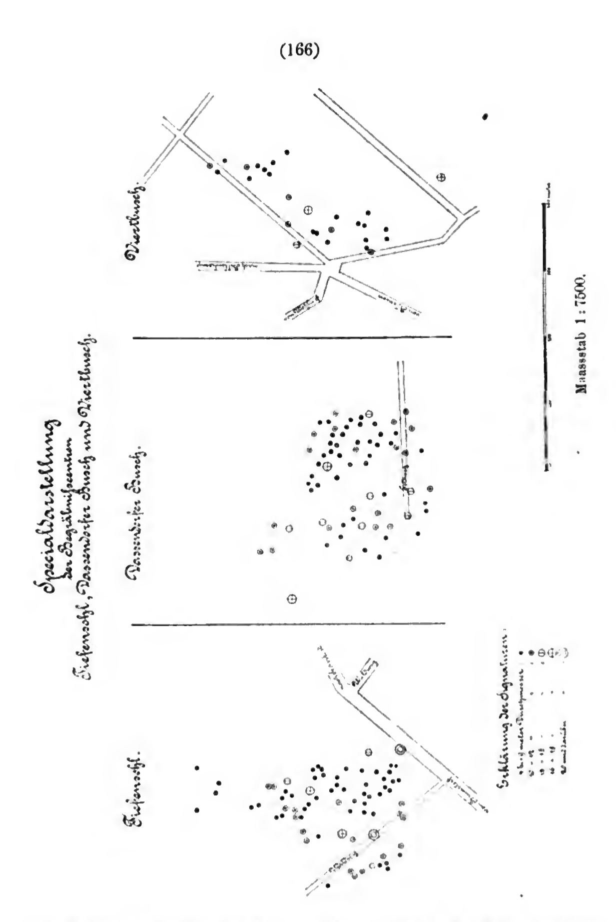
Bei Betrachtung der Riesenbetten fällt es in die Augen, dass sie zwei verschiedenen Klassen angehören.

Gemeinschaftlich für beide Klassen ist die Grundrissform, die ein langgestrecktes Viereck darstellt.

Dagegen unterscheiden sie sich von einander durch ihre Längen- und Breiten-Dimensionen, durch die Grösse der Steine, aus denen sie errichtet sind, und endlich dadurch, dass nur der einen, und zwar der grösseren Klasse, die Steinkammer eigen ist, die mit einem gewaltigen Decksteine nach oben geschlossen wurde.

Die Riesenbetten dieser Klasse, die hier als die erste bezeichnet werden mag, haben übereinstimmende Längen von 32 oder 33 *m* und eine Breite von 5 *m*.

Sie sind aus sehr grossen, oft bis zu 1 *cbm* und darüber haltenden Steinen aufgesetzt, deren eine Seite stets glatt abgespalten ist. Ursprünglich scheinen diese Steine, bis zur Hälfte ihrer Höhe, in den Erdboden eingesenkt gewesen zu sein, jetzt ragen sie oft nur mit $^1/_3$ derselben, oder noch weniger, aus der Erde hervor.



Die Steinkammer ist bei etwa $^1/_3$ der Länge in der S. W. Hälfte angebracht, besteht aus sehr grossen, mit der glatten Seite nach innen gekehrten Steinen, misst ungefähr 1 *m* nach allen drei Dimensionen und ist nach oben durch einen Deckstein geschlossen. Die Kammer erhebt sich etwas über der Oberfläche des Erdbodens, so dass der Deckstein nicht auf dem letzteren aufliegt, sondern seine Stützpunkte auf den Steinen der Kammer selbst findet.

Leider ist von den Decksteinen, die ursprünglich keiner der Kammern gefehlt haben werden, nur ein einziger noch übrig geblieben, und zwar auf einem

der beiden Riesenbetten im Saupark am Dassendorfer Felde. Derselbe misst 2,7 *m* im Quadrat und ist 85 *cm* stark. Besonders merkwürdig ist er dadurch, dass er von allen 6 Seiten behauen ist; die Bearbeitung ist allerdings roh, wie bei allen übrigen Steinblöcken, aber dass eine solche stattgefunden hat, steht ausser allem Zweifel.

Zu dieser Klasse gehören, ausser den beiden soeben genannten Riesenbetten, auch die drei Erdkerne südlich von Friedrichsruh, gegenüber dem Bahnhof, ferner der Erdkern zunächst des Fürstenweges und die Ueberreste der beiden Steinkammern weiter nach Norden, die innerhalb der dortigen Gruppe durch zwei kleine Linien angedeutet sind.

Die Riesenbetten zweiter Klasse unterscheiden sich von denen der ersten zunächst durch ihre Längen- und Breitenverhältnisse. Während die erste Klasse, wie bereits gesagt, übereinstimmende Längen von etwa 33 *m* hat, weichen die Steineinfassungen der zweiten Klasse in ihren Längenmaassen erheblich von einander ab; die kürzeste misst 23 *m*, dann folgen Längen von 25, 50, 75 und 149 *m*; letztere beiden liegen ganz in der Nähe der Bille. Ihre Breite beträgt $4^1/_2$ *m*; sie sind also etwas schmaler als diejenigen der ersten Klasse.

Der beachtenswertheste Unterschied tritt aber in dem verwendeten Steinmaterial hervor, indem hier die Steine sehr viel kleiner sind, oft nur ein Drittel der vorigen erreichen und in der Regel der Bearbeitung entbehren; man findet hier wenig gespaltene Steine. Steinkammern oder Decksteine fehlen ganz und sind auch nicht vorhanden gewesen. Dagegen ist oftmals innerhalb der Steinumzäunung eine Steinschüttung von geringer Stärke vorhanden. Dieselbe ist stets mit Erde bedeckt und besteht aus faustgrossen oder etwas grösseren Steinen. Ich vermuthe, dass unter denselben noch Fundgegenstände verborgen liegen; doch kann ich darüber zur Zeit nichts näheres mittheilen.

Ich zweifle nicht, dass beide Klassen als Grabstätten gedient haben, nehme aber an, dass sie zwei verschiedenen, vielleicht weit auseinanderliegenden Perioden angehören. Eine nähere Untersuchung wird vielleicht Licht darüber verbreiten können.

Noch will ich bemerken, dass die Längenachsen sämmtlicher Riesenbetten nach WNW. gerichtet sind, aber nicht in gleichem Maasse von der Nordnadel abweichen; selbst nahe bei einander belegene Riesenbetten sind nicht nach gleicher Himmelsgegend gerichtet. —

Nunmehr gehe ich zu den Hünen- oder Hügelgräbern über, deren es, wie bereits gesagt, 434 Stück auf dem in Rede stehenden Terrain giebt. Davon liegen südlich der Aue 271, nördlich 163; 385 gehören dem Sachsenwalde, die übrigen dem freien Felde an.

Sie nehmen ein ungleich grösseres Interesse in Anspruch, als die Riesenbetten, und zwar nicht nur wegen ihrer grösseren Zahl, sondern hauptsächlich wegen ihrer höchst bemerkenswerthen Gruppirung und ihrer Bauart im Innern.

Von aussen stellen sich die Hünengräber dar als kreisförmig fundamentirte Erdhügel von verschiedener Grösse, die, gleich einer Wasserblase auf stillstehendem Wasser, als ein Kugelsegment auf dem sogenannten gewachsenen Boden aufstehen.

Niemals findet man um dieselbe herum eine Auskehlung, die darauf hinweisen würde, es sei die Erde zu ihrem Aufbau aus der unmittelbaren Umgebung entnommen worden.

Die Hügel sind nach zwei Ordnungen, mit Bezug auf ihre Grösse und innere Einrichtung, zu sondern, und zwar in eine erste Ordnung: mit Hügeln von 10 bis

26 *m* Durchmesser und Höhen von $2^1/_2$—4 *m*, und in eine zweite geringere Ordnung: von 4—9 *m* Durchmesser und 50—80 *cm* Höhe.

Die Hügel erster Ordnung sind im Innern auf verschiedene Weise mit Steinsetzungen ausgestattet; gewöhnlich steht in der Mitte ein grösserer Steinkegel, oft aber ist derselbe mehr seitlich gerückt. Es scheint, als ob der innere Ausbau je nach der Grösse der Hügel verschieden sei, es wird aber fortgesetzter Untersuchungen bedürfen, um darüber Sicherheit zu bekommen. Dieser Kegel enthält eine, in seltenen Fällen zwei Urnen, welche dann gleichzeitig beigesetzt sind, also wohl zwei gleichzeitig verstorbenen Personen angehören.

Ausser diesem Hauptbau finden sich zuweilen, bald hier bald dort, kleinere Steinkisten in dem Erdmantel des Hügels, in welchen man dann je eine Todtenurne beigesetzt hat. Der ganze innere Ausbau ist oftmals, — vielleicht regelmässig — mit einem zirkelrunden, sehr sorgfältig gesetzten, einfachen Steinkranze umgeben, und ein äusserer, zu Tage liegender Steinkranz umschliesst den ganzen Hügel; jedoch sind die äusseren Umfassungen, bis auf ganz einzelne, verschwunden.

Einfacher als die Hügel erster Ordnung sind diejenigen der zweiten Ordnung gebaut; sie sind gleich den grösseren von einem äusseren Steinkranze eingefasst gewesen, aber auch hier sind die Steine fast überall entfernt, indessen erkennt man oft noch ganz deutlich das ringförmige Lager, in dem sie gestanden haben. Ein zweiter innerer Steinkranz fehlt hier: in der Mitte steht nur ein kleiner, etwa 30—50 *cm* hoher Kegel aus Steinen von etwa der Grösse eines Fuchskopfes. Weitere Steinbauten kommen in den Hügeln dieser Ordnung nicht vor.

Während die Hügel erster Ordnung, wie gesagt, in der Regel mehrere Urnen enthalten, bergen die der zweiten Ordnung nur eine Urne, oder dieselbe fehlt ganz und es tritt an deren Stelle eine aus flachen Steinen aufgesetzte Steinkiste, welche zur Aufnahme der verbrannten Gebeine gedient hat. Die grösseren Hügel sind daher wohl unzweifelhaft als Familiengräber aufzufassen, während die kleineren Einzelgräber sind, was, wie ich nachher zeigen will, von wesentlicher Bedeutung ist. Die Urnen beider Hügelklassen sind aus ganz gleichem Material und auf ganz dieselbe Weise mit der Hand gefertigt und nicht mit Verzierungen versehen.

Als besonders beachtenswerth habe ich hervorzuheben, dass, während die Hünengräber erster Ordnung, ausser den Urnen, auch noch Fundgegenstände aus Bronze enthalten, diejenigen der zweiten Ordnung, wenigstens bis jetzt, keine Gegenstände dieser Art geliefert haben, sondern höchstens einige Spaltstücke von Flint.

Die grösseren Hügel enthalten aber oft Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen, Messer, spiralförmig gewundene Armbänder und Fingerringe, Pincetten, worunter eine mit den Spuren einer Goldbelagsarbeit mir zu Gesicht gekommen ist, endlich Gewandspangen und Nadeln. Obwohl die meisten Hügel bereits früher angebrochen sind, so findet man doch noch bei sorgfältigem Suchen manche Fundstücke in denselben. Ob Hohl- und Schaftcelte dort gefunden sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Beide sind im Lauenburgischen äusserst selten.

Die Bronzen gehören theils der älteren, theils der jüngeren Bronzezeit an.

Was nun die Vertheilung der Hünengräber über die Fläche betrifft, so bietet dieselbe viel Bemerkenswerthes. Zunächst will ich hervorheben, dass die Hügel erster Ordnung überall vorkommen, während diejenigen der zweiten Ordnung ganz ausschliesslich in einigen stark besetzten, äusserst merkwürdigen Gruppen sich finden, auf die ich noch zurückkommen werde. Vorläufig wende ich mich den Hügeln erster Ordnung zu.

Die Feldmarken der um den Sachsenwald herum liegenden Dörfer sind, bis auf diejenigen von Wohltorf und Billenkamp, welche noch etwa 40 Stück Hünengräber oder deren erkennbare Spuren enthalten, fast ganz von Hügeln entblösst, wohingegen sich im Sachsenwalde, auf dem Raume von etwas mehr als einer Quadratmeile, noch 385 Stück vorfinden.

Es mag zugegeben werden, dass die Armuth der Feldmarken sich zum Theil aus der vormals sumpfigen Beschaffenheit grosser Gebiete erklärt, wovon die Spuren noch heute deutlich zu erkennen sind, aber notorisch ist es, dass eine sehr bedeutende Anzahl von Hügeln von den Landbauern zerstört worden ist, — ein Vorgang, der sich unablässig fortsetzt.

Es ist ja gewiss sehr dankenswerth, wenn die Behörden von Zeit zu Zeit Verfügungen zum Schutze der vorgeschichtlichen Denkmäler, erlassen, aber dieselben werden nicht ein einziges Hünengrab retten, wenn es dem Landmanne im Wege liegt, so wenig, wie sie den Bauer hindern werden, zu Tage geförderte Urnen oder andere Gegenstände zu zerstören, wenn er befürchten muss, in Weitläufigkeiten zu gerathen, sobald er den Fund laut werden lässt. Wem es Ernst ist um die Erhaltung der heimischen Alterthümer, der wird sich entschliessen müssen, den Spaten in Thätigkeit zu setzen, um zu retten, was noch zu retten ist. Einen anderen wirklich erfolgreichen Weg giebt es nicht. Wenn viele Tausende aufgewandt werden, um Gegenstände einer nunmehr zu Ende gehenden Cultur bei überseeischen Völkern zu retten, so erscheint es billig, dass auch in der Heimath ein derartiges Rettungswerk unternommen werde! Man wird hier mit weit geringeren Summen gleich Grosses ausrichten können.

Gegenüber der Armuth der Feldmarken an Hünengräbern ist es erfreulich, den Sachsenwald noch mit einer recht ansehnlichen Anzahl ausgestattet zu finden.

Dieselben vertheilen sich ziemlich ungleich über die Fläche desselben; einige Partien sind dicht mit denselben besetzt, auf anderen liegen sie zerstreut und vereinzelt, auf noch anderen fehlen sie ganz, wie im nördlichsten Theile des Sachsenwaldes, was auch hier zum Theil seinen Grund darin hat, dass grosse Partien vor Zeiten sumpfig gewesen sind. Es sind zwar noch andere Gründe vorhanden, die das sparsame Auftreten der Hünengräber im Norden des Waldes erklären; es würde mich aber zu weit führen, wenn ich hierauf heute näher eingehen wollte.

Am reichsten mit Hügeln besetzt ist der Abschnitt südlich der Aue.

Wie auf der Karte ersichtlich, liegen die Hügel bald einzeln oder zu zweien, bald sind sie zu kleinen Gruppen von 3—10 Stück vereinigt.

Von einigen anderen, aus einer bedeutend grösseren Anzahl von Hügeln zusammengesetzten Gruppen, deren ich bereits flüchtig gedacht habe, sehe ich noch ab, komme aber auf dieselben zurück.

Die, in Gruppen von 3—10 Stück beisammen liegenden Hügel sind, meiner Ansicht nach, als Familienfriedhöfe aufzufassen, d. h. als eine Vereinigung einer Anzahl von Familienbegräbnissen (als welche ich die Hügel von 10 *m* Durchmesser und darüber angesprochen habe), die etwa einem und demselben Stamme oder Geschlechte angehört haben, welches im Laufe der Zeiten, vielleicht von Generation zu Generation, Hügel an Hügel gereiht und auf diese Weise einen eigenen Friedhof, also eine Ansammlung von Familienbegräbnissen, geschaffen hat.

Ein solcher Hergang hat soviel Natürliches, dass wohl kaum einige Bedenken gegen diese Auffassung erhoben werden möchten. Wenn aber dieselbe richtig ist, und ich glaube nicht, dass sie zu gewagt erscheint, dann giebt die Zahl der zu einer Gruppe vereinigten Hügel einen relativen Maassstab für die Zeitdauer ab,

während welcher der Familienfriedhof als solcher bestanden hat. Eine Ansammlung von 10 Hügeln würde schon einen Zeitraum von mehreren hundert Jahren decken.

Sie sehen auf der Karte, dass der südlich der Aue belegene Abschnitt des Sachsenwaldes weit reicher an Hünengräbern ist, als der nördliche.

Dieser Umstand bietet zwar für die Dichtigkeit der ehemaligen Ansiedelung, nicht aber für die Dauer derselben einen Anhalt; die letztere lässt sich annähernd aus den Zahlenverhältnissen der Familienfriedhöfe ableiten, indem man denjenigen Familienfriedhof als den älteren ansehen darf, der die grössere Anzahl von Hügeln einschliesst.

Dasjenige Ansiedelungsgebiet also, das die am stärksten besetzten Familienfriedhöfe besitzt, wird als das am längsten besiedelt gewesene angesehen werden dürfen, und das ist hier das südlich der Aue belegene Gebiet.

Nimmt man nun an, dass die Ansiedelungen beider Gebiete zu einer und derselben Zeit verlassen worden sind, also ihr Ende gefunden haben, wogegen wohl nichts einzuwenden ist, so wird das am längsten besiedelt gewesene Gebiet zugleich das älteste sein, also wiederum das südliche. Letzteres enthält 3 Gruppen zu drei, 3 zu vier, 4 zu fünf, 1 zu acht und 2 zu zehn Hügeln, letztere beiden auf dem Wohltorfer Felde, doch sind beide so sehr zerstört, dass sie noch schwer herauszukennen sind. Das nördliche Gebiet enthält nur eine einzige Gruppe von 7, eine von 3, zwei von 4 und eine von 5 Hügeln, und erscheint somit als das jüngere.

Die grosse Gruppe von 18 Stück, nördlich von Friedrichsruh, hat nicht den Charakter eines Familienfriedhofes, sondern gehört wahrscheinlich der Klasse der grösseren Gruppen an, von denen noch die Rede sein wird.

Es wird von Ihnen bemerkt worden sein, dass ich von den beiden Abschnitten des Sachsenwaldes, südlich und nördlich der Aue, als von zwei getrennten und von einander unabhängigen Ansiedelungsgebieten gesprochen habe, und es liegt mir daher ob, diese Auffassung zu begründen.

Nördlich der Aue, im Forstorte Tiefensohl, und südlich derselben, im Dassendorfer Busch, liegen zwei bereits zu Eingang erwähnte, eigenartig zusammengesetzte Hügelgruppen von 73, bezw. 70 Stück auf verhältnissmässig kleinen Flächen; eine dritte, ähnliche, indessen kleinere Gruppe von 27 Stück liegt im Viertbusch, eine vierte von 18 Stück nördlich von Friedrichsruh.

Die drei ersten Gruppen sind im Maassstabe von 1 : 7500 besonders dargestellt. Sie unterscheiden sich von den vorhin besprochenen, kleineren Gruppen, die ich Familienfriedhöfe genannt habe, nicht nur durch die bei weitem grössere Anzahl ihrer Hügel, sondern auch dadurch, dass sie auf ganz andere Weise zusammengesetzt sind als diese, und dass sie neue, an anderen Stellen nicht vorkommende Hügelformen einschliessen.

Während die Familienfriedhöfe eine beschränkte Anzahl von Hügeln von annähernd gleichem Durchmesser enthalten, vereinigen diese grösseren Gruppen Hügel aus sämmtlichen 4 Grössenklassen von 10—12, 13—15, 16—18 und 20 *m* und darüber im Durchmesser, ausserdem aber — und das ist das Bemerkenswertheste — eine, die Zahl dieser grösseren Hügel überwiegende Anzahl jener kleineren Grabhügel von 4—9 *m* im Durchmesser, die ich vorhin als Einzelgräber bezeichnet habe. Sie erscheinen, den grösseren Hügeln gegenüber, als Begräbnissstätten niederer Ordnung, und verleihen den Gruppen, in denen sie als neue, eigenartige Glieder auftreten, einen besonderen, von den Familienfriedhöfen abweichenden Charakter.

Die Zahlenverhältnisse dieser grösseren Gruppen stellen sich folgendermaassen:

In der Gruppe Tiefensohl:

		Anzahl	
Hügel von mehr als 20 *m* Durchmesser	. . . .	2	23
„ „ 16—18 „ „	. . . .	2	
„ „ 13—15 „ „	. . . .	2	
„ „ 10—12 „ „	. . . .	17	
„ „ 4—9 „ „	. . . .	50	
	zusammen	73	

In der Gruppe Dassendorfer Busch:

		Anzahl	
Hügel von 20 *m* und darüber im Durchmesser		—	29
„ „ 16—18 „	„ „	2	
„ „ 13—15 „	„ „	7	
„ „ 10—12 „	„ „	20	
„ „ 4—9 „	„ „	41	
	zusammen	70	

In der Gruppe Viertbusch:

		Anzahl	
Hügel von 20 *m* und darüber im Durchmesser		—	8
„ „ 16—18 „	„ „	1	
„ „ 13—15 „	„ „	1	
„ „ 10—12 „	„ „	6	
„ „ 4—9 „	„ „	19	
	zusammen	27	

Die Gruppe von 18 Stück, nördlich von Friedrichsruh, scheint allerdings zu der Kategorie dieser 3 Gruppen zu gehören, entbehrt aber der kleineren Hügel, die zerstört zu sein scheinen, und es bleibt daher vorläufig unentschieden, ob ihr ein Platz neben den letzteren anzuweisen ist. Die Gruppe Viertbusch möchte ich als einen vorgeschobenen Posten der Gruppe im Dassendorfer Busch ansehen.

Wenn ich nun die Besonderheiten dieser 3 merkwürdigen Gruppen, namentlich aber der beiden Gruppen im Tiefensohl und im Dassendorfer Busch zusammenfasse, und sie mit den Familienfriedhöfen vergleiche, so komme ich zu der Auffassung, dass wir es hier nicht mehr mit diesen letzteren zu thun haben, sondern mit Begräbnisscentren zweier grösserer, über den eng begrenzten Kreis der Familie hinausgehenden Gemeinschaften, die durch das Band einer Organisation zusammengehalten wurden, und deren Hauptsitz jedenfalls in der Nähe dieser Begräbnisscentren gelegen haben wird.

Ich bestehe nicht auf der Richtigkeit dieser Auffassung, aber ich hoffe, dass sie als discussionsfähig angesehen werden wird.

Uebrigens bin ich nicht der erste, der auf diese grossen Begräbnissstätten aufmerksam macht. Ein Oberstlieutenant von Korff hat in einer Handschrift, die sich in der Königl. Bibliothek in Berlin befindet und aus den 30er Jahren zu stammen scheint, mehrere derselben beschrieben, die er im Osnabrück'schen gefunden hatte. Er hat aber diese Gruppen nicht aus allgemeinen Gesichtspunkten aufgefasst und dieselben nicht in ihrem Verhältniss zu der Terrainformation und zu den Hünengräbern der Umgebung betrachtet, dieselben auch nicht geometrisch aufgenommen. Das aber scheint mir besonders nothwendig zu sein.

Es wäre nun, meiner Ansicht nach, von grösster Wichtigkeit, festzustellen, ob diese Gruppen denjenigen des Sachsenwaldes an die Seite gestellt werden können, sowohl in Beziehung auf ihre innere Gliederung, als auch in ihrem Verhältniss zu der Umgebung. Wenn dies der Fall ist, so wird es ferner von Interesse sein, das Verbreitungsgebiet dieser Gruppen zu ermitteln, um darnach festzustellen, über welche Gegenden sich die Organisation, deren Ausdruck sie zu sein scheinen, erstreckt hat.

Um indessen darüber entscheiden zu können, welche Gräberformationen dem Sachsenwalder Typus entsprechen, wird man zu umfassenden Untersuchungen über den inneren Bau der einzelnen Hügelgräber schreiten müssen. Dieser letztere scheint in der That an bestimmte Regeln gebunden, über die ich mich indessen nicht näher aussprechen will, weil das zu Gebote stehende Material mir noch nicht ausreichend erscheint. Aber ich glaube nicht, dass ich mich täusche, wenn ich annehme, dass diese, allerdings rohen Steinsetzungen im Innern der Hünengräber nach gewissen Regeln ausgeführt sind, dass sie also eine Art Baustil haben, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf. Ist dies der Fall — und der Spaten wird ja darauf die Antwort zu geben haben — dann wird, meiner Ansicht nach, die innere Construction der Hünengräber künftig eine wichtige Rolle bei den archäologischen Forschungen spielen.

Zum Schluss kann ich nicht unterlassen, dem Herrn Vorsitzenden unserer Gesellschaft, Hrn. Prof. Virchow, an dieser Stelle meinen ganz besonderen Dank auszusprechen, dass er mir die Vollendung der umfangreichen Arbeit durch Ueberweisung eines Theiles der erforderlichen, nicht unbedeutenden Mittel aus der Rudolf Virchow-Stiftung wesentlich erleichtert und ermöglicht hat. —

Hr. Virchow erinnert daran, dass die letzten Berichte des verstorbenen Studienraths Müller (Verh. 1886. S. 307 und 555) gleichfalls, und zwar aus den zunächst benachbarten Theilen der Provinz Hannover, ähnliche Anordnungen jüngerer Gräber, namentlich solcher mit Leichenbrand, in der Umgegend älterer Steinsetzungen und Hügelgräber, anführen. Auch in der Stubnitz auf Rügen finden sich Gruppen kleiner Hügel in der Nähe einzelner grosser Kegelgräber (Verh. 1886. S. 628).

(17) Hr. Seler berichtet über

eine Liste der mexikanischen Monatsfeste.

Nach Motolinia[1]) hatten die alten Mexikaner fünf Arten von Bilderschriften oder Büchern: das erste handelt von den Jahren und Zeiten und ist historischen Inhalts, das zweite behandelt die Feste, die im Verlauf des Jahres stattfinden, das dritte, vierte und fünfte sind astrologischen Inhalts. Historischen Inhalts sind z. B., von den in der Kingsborough'schen Sammlung enthaltenen Codices der erste Theil des Codex Mendoza, der Codex Boturini, der dritte Theil des Codex Telleriano Remensis und die Tafeln 91—146 des Codex Vaticanus A. Wesentlich astrologischen Inhalts sind die Codices Borgia, Vaticanus B. und verwandte und der Codex Viennensis und die Bodley Codices. Die übrig bleibende, zweite Klasse von Schriften, in welchen die, im Verlaufe des Jahres stattfindenden Feste behandelt werden, ist vertreten durch die Tafeln 57—74 des Codex Vaticanus A. und die Tafeln I. 1—13 des Codex Telleriano Remensis. Die zwanzig Monate des mexikanischen Jahres sind hier dargestellt durch die Gottheiten, denen in diesen Monaten Feste gefeiert wurden, und zwar

der 1. Monat Atlacahualco durch das Bild Tlaloc's,
„ 2. „ Tlacaxipehualiztli „ „ „ Xipe's,
„ 3. „ Toçoztintli „ „ „ der Cinteotl,
„ 4. „ Hueitoçoztli „ „ „ der Cinteotl,

1) ed. Icazbalceta p. 3.

der 5. Monat Toxcatl durch das Bild Tezcatlipuca's,
„ 6. „ Etzalqualiztli „ „ „ Tlaloc's,
„ 7. „ Tecuilhuitontli „ „ „ der Huixtocihuatl,
„ 8. „ Hueitecuilhuitl durch einen vornehmen Mann in Festtracht (Tanztracht), der das Zeichen ilhuitl „Fest, Tag“ in der Hand hält,
„ 9. „ Miccailhuitzintli } durch einen in einen Mumienballen geschnürten
„ 10. „ Hueimiccailhuitl } Todten auf einem Traggestell,
„ 11. „ Ochpaniztli durch das Bild der Teteoinnan oder Toci,
„ 12. „ Teotleco „ „ „ Tezcatlipoca's,
„ 13. „ Tepeilhuitl „ „ „ eines Berges mit dem Kopf Tlaloc's
„ 14. „ Quecholli „ „ „ Camaxtli's oder Mixcoatl's,
„ 15. „ Panquetzaliztli „ „ „ Huitzilopochtli's,
„ 16. „ Atemoztli „ „ „ Tlaloc's mit einem Wasserstrom,
„ 17. „ Tititl „ „ „ der Ilamatecutli,
„ 18. „ Izcalli „ „ „ Xiuhtecutli's.

und die fünf übrig bleibenden Tage, die Nemontemi „unnütze, unbrauchbare“ genannt werden, weil sie als Unglückstage gelten, an denen man kein Geschäft verrichten dürfte, sind, Codex Telleriano Remensis I. 13, durch fünf Feuerzungen in schwarzem Felde dargestellt.

Eine andere Darstellung, auf die, meines Wissens, noch nirgends aufmerksam gemacht worden ist, existirt in der, durch Hrn. Aubin zusammengebrachten Sammlung mexikanischer Documente und ist als Anhang zu dem, im Jahre 1880 von der mexikanischen Regierung herausgegebenen Geschichtswerk des P. Durán publicirt worden. Wir sehen den ersten Monat Atlacahualco, der in dem Codex Vaticanus A. durch das Bild Tlaloc's dargestellt ist, von sprossenden Bäumen umgeben, deren Wurzeln im Wasser stehen, hier dargestellt durch einen Priester mit der Kopfbinde Tlaloc's, der in der einen Hand einen Maiskolben, in der anderen eine Räucherpfanne (in der Gestalt eines Schlangenkopfes) hält. Genau in derselben Weise (schwarz geschminktes Gesicht mit weissem punktirtem Fleck auf der Backe) wird übrigens auch der „Tlaloc tlamacazqui, dios de las pluvias“, in dem Sahagun Manuskript der Bibl. Laurentiana in Florenz abgebildet.

Der zweite Monat, Tlacaxipehualiztli, ist im Codex Vaticanus A. durch das Bild Xipe's dargestellt, in der üblichen Tracht, in die abgezogene Menschenhaut gekleidet, auf dem Haupt die spitze Mütze mit den flatternden Bändern. Das Document der Aubin'schen Sammlung zeigt statt dessen eine Darstellung des Sacrifizio gladiatorio, welches einen Hauptbestandtheil des, in diesem Monat dem Gott Xipe gefeierten Festes bildete. Wir sehen den, mit einem Strick an den temalacatl befestigten Gefangenen, in Festtracht, d. h. ganz mit Federn beklebt und auf dem Haupte die spitze Mütze des Gottes Xipe — denn die Opfer wurden immer in die Livree des Gottes gesteckt, welchem sie geopfert werden sollten. Und ihm gegenüber der „grosse Tiger“, der in Tigerfell gekleidete Krieger, der den Gefangenen zu bekämpfen hat.

Der dritte und vierte Monat, Toçoztontli und Hueitoçoztli, sind im Codex Vaticanus A. beide durch das Bild der Cinteotl dargestellt. Das Aubin'sche Document hat für beide Monate nur ein Bild, und zwar ist auf demselben das rothe Gewand der Cinteotl dargestellt, eine blühende Maisähre darüber und darunter ein Korb mit feinem Samen (chiau?), ein Korb mit Klössen (tamalli) und rechts davon, wie es scheint, eine Tortilla und ein Paar Tamalli; denn Cinteotl, die Göttin der Maisfrucht, ist auch die Göttin der Lebensmittel.



Der fünfte Monat, Toxcatl, ist sowohl im Codex Vaticanus A., wie in dem Aubin'schen Document durch das Bildniss Tezcatlipoca's dargestellt. Im Codex Vaticanus A. ist er ohne Weiteres kenntlich durch den rauchenden Spiegel am Ohr und den Spiegel, aus dem Feuer und Wasser hervorschiesst, am linken Fuss, sowie durch die Bemalung. Die beiden schwarzen Querstreifen über das Gesicht sind auch in der Figur des Aubin-schen Documents zu erkennen, und die Nasenscheidewand ist von einem Pfeil durchbohrt, der auch sonst bei Bildern dieses Gottes zu sehen ist.

Der sechste Monat, Etzalqualiztli, ist sehr übereinstimmend in beiden Handschriften durch das wohlbekannte Bild Tlaloc's, mit einer blühenden Maisstaude in der Hand und einem Topf mit Wasser.

Im siebenten Monat, Tecuilhuitontli[1]), ward der Huixtocihuatl, der Göttin des Salzes, der älteren Schwester des Regen- und Wassergottes Tlaloc, ein Fest gefeiert. Im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. ist daher dieser Monat durch eine Frauenfigur dargestellt, die mit beiden Händen an einem Strick ein Fass mit körnigem Inhalte hält. Der mit Troddeln und Quasten versehene Strick, sowie der Kopf- und Rückenputz der Frau sind weiss, mit körniger Zeichnung, der Natur des Stoffs entsprechend, dessen Patronin in diesem Monat gefeiert wird. In der viel characterloseren Zeichnung des Aubin'schen Documents ist eine directe Beziehung auf die Göttin des Salzes nicht zu erkennen, aber die Haltung der Figur ist die gleiche wie bei den Figuren der älteren Documente und augenscheinlich durch jene inspirirt. Sie hält ebenfalls mit der rechten Hand ein Fässchen in die Höhe, und in der linken einen mit Quasten und Troddeln versehenen Strick.

Der achte Monat, Hueitecuilhuitl, ist das Fest der Xilonen, der Göttin des jungen Maiskolbens. An ihm fand grosse Volksspeisung statt, die Vornehmen führten mit ihren Damen feierliche Tänze auf, und die Göttin, bezw. das, die Stelle der Göttin vertretende, mit den Attributen der Göttin geschmückte Opfer ward in feierlichem Zuge nach den vier Himmelsrichtungen geführt, um dann in der, bei den Erd- und Fruchtgöttinnen üblichen Weise geopfert zu werden. Im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. ist, wie oben erwähnt, dieser Monat dargestellt durch einen vornehmen Mann (tecutli), in Fest- oder Tanztracht, der in der linken Hand das Zeichen Ilhuitl „Fest, Tag" hält. In dem Aubin'schen Document sieht man dafür die Göttin selbst, in rothem Gewand und mit Adlerhelm, auf mit einem Haufen von Maiskolben bedeckter Bahre getragen, unter Vorantritt eines Priesters, der die Muscheltrompete bläst. Die beiden Träger der Bahre haben genau die gleiche Tracht, wie der Tecutli des Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A.

Im neunten und zehnten Monat wurden den Manen der gestorbenen Angehörigen Opfer und Gebete dargebracht, in dem ersteren, wie es scheint, den Seelen der gestorbenen Kinder, im letzteren denen der erwachsenen Gestorbenen. Der erstere Monat heisst darnach Miccailhuitontli oder Miccailhuitzintli, „das kleine Todtenfest", der letztere Hueimiccailhuitl, „das grosse Todtenfest"; der Gebrauch war wohl allgemein. Er übertrug sich in der christlichen Zeit auf die Tage Aller Heiligen und Aller Seelen, an denen man, genau in derselben altheidni-

1) Vgl. Sahagun 2. 26.

schen Weise, den Seelen der Gestorbenen Kinder und Erwachsene zu essen gab, über welchen Gräuel und dessen Duldung schon Durán Klage erhob[1]; und er ist noch heute unter der indianischen Bevölkerung des Landes üblich[2]. Dieser Bedeutung der Monate entsprechend, sind, wie schon oben erwähnt, dieselben im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. durch je einen, mit Blumen und Fähnchen besteckten, Mumienballen dargestellt, mit aufgesetztem Kopfe, an die bekannten falschen Köpfe der peruanischen Mumien aus den Gräbern von Ancon erinnernd.

In denselben Monaten wurden aber auch grosse öffentliche Feste gefeiert. So wurde im neunten Monat in Mexico die Statue des Gottes Huitzilopochtli, Tempel und Häuser mit Blumen bekränzt, und der Monat heisst darnach Tlaxochimaco, „wo man einem Gegenstand Blumen bringt". Der zehnte Monat dagegen war grosses Fest der Tepaneca. An ihm ward ein, schon den Monat vorher, im Walde gefällter und sorgfältig geglätteter Baum, der auf der Spitze, aus Teig gefertigt, den Vogel des Feuergottes trug, unter grossem Halloh aufgerichtet. Es galt dann den Baum zu erklettern und die Insignien des Gottes herunterzuholen, worauf, unter nicht minderem Halloh, der Baum umgerissen ward. Nach diesem Feste ward der zehnte Monat Xocohuetzi, wörtlich „das Fallen der Früchte", aber als „Herniederholen des Baumes Xocotl" erklärt.

Durán führt den Namen Xocohuetzi neben Hueimicoailhuitl auf, aber Sahagun kennt nur die beiden Namen Tlaxochimaco und Xocohuetzi, und auf sie allein beziehen sich auch die Darstellungen des Aubin'schen Documents. Wir sehen den neunten Monat dargestellt durch die Figur Huitzilopochtli's (kenntlich durch die gestreiften Beine) in einem Kranz von Blumen; und den zehnten Monat durch einen, am Mastbaum emporkletternden Jüngling.

Der eilfte Monat, Ochpaniztli, ist das Besenfest, in welchem Häuser, Höfe und Strassen gefegt wurden, und der Erdgöttin Teteoinnan oder Toci, die mit der Tlaçolteotl der Historiker und der Interpreten ident ist[3]), grosse Feste gefeiert wurden. Der Monat ist, sowohl im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A., wie in dem Aubin'schen Document, durch das Bild dieser Göttin (kenntlich durch die weisse Kopfbinde und die Spindeln im Haar), dargestellt, mit dem Besen in der Hand.

Der zwölfte Monat heisst Teotleco, „Ankunft der Götter". An ihm erwartete man das Neuerscheinen oder Wiedererscheinen der Götter. Er ist im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. dargestellt durch das Bild Tezcatlipoca's, denn disser, der junge Gott (Telpochtli) erscheint zuerst von allen Göttern. Im Aubin'schen Document dagegen ist der Tempel dargestellt mit den Fusstapfen des Gottes (die in ausgestreutem Mehl sich abdrückten!) und der Priester (teohua), der, nachdem der Fussabdruck in dem Mehl constatirt ist, mit lauter Stimme der harrenden Stadt die „Ankunft seiner Hoheit" verkündet.

Der dreizehnte Monat heisst Tepeilhuitl, das Fest der Berge oder des Berggottes. An ihm wurden kleine Bildnisse des Berggottes (Berge mit Frauenkopf) gefertigt, mit Papieren geschmückt, und ihnen Opfer dargebracht. Desgleichen wurden Bildnisse von Schlangen (Symbol des Blitzes und des Regengottes) angefertigt und adorirt, und vier Frauen und ein Mann, letzterer als der Milnahuatl

1) ed. México II. p. 289.

2) Vgl. Sartorius, Mexiko S. 262 ff.

3) Den näheren Nachweis für diese Behauptung gedenke ich in einer Schrift über das Kalenderjahr der Mexikaner und seine Gottheiten zu geben, welche ich in nächster Zeit zu publiciren beabsichtige.

(der Geist des Feldes), der lebende Repräsentant der Schlangen, wurden den Berggöttern geopfert. Im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus A. ist dieser Monat dargestellt durch einen, mit Tetehuitl (mit Kautschuk betropften Papieren) besteckten Berg, und einem Tlaloc-Kopf darauf. Im Aubin'schen Document ist ein Berg mit einer Schlange darauf dargestellt, darunter ein Pulque trinkendes Paar (Mann und Frau) und gegenüber das Bild einer Göttin, anscheinend eine Chalchiuhtlicue oder eine andere Berggöttin.

Der vierzehnte Monat, Quecholli, ist das Fest Camaxtli-Mixcoatl's, des Jagdgottes. Das Bild dieses Gottes, kenntlich durch die Streifung der Körperhaut und die den oberen Theil des Gesichts bedeckende Maske[1]), ist sehr übereinstimmend in allen drei Handschriften zur Bezeichnung dieses Monats verwendet.

Der fünfzehnte Monat, Panquetzaliztli, ist das Fest Huitzilopochtli's und durch das Bild dieses Gottes bezeichnet.

Im sechzehnten Monat, Atemoztli, wurden dem Gotte Tlaloc wieder Feste gefeiert, und so erscheint sein Bild, in allen drei Handschriften, zur Bezeichnung dieses Monats. Im Codex Telleriano Remensis und Vaticanus kommt ein Wasserstrom an seiner Seite herunter, denn Atemoztli heisst „das Herabsteigen des Wassers“. In dem Aubin'schen Document sind, dem Gotte gegenüber, fallende Regentropfen gezeichnet.

Der siebzehnte Monat, Tititl, ist das Fest der „alten Frau“, Ilamatecutli, auch Tonan, „unsere Mutter“ genannt. Das Bild dieser Göttin, mit dem Tzotzopaztli, dem, zum Festschlagen der Gewebefaden dienenden, hölzernen Messer in der Hand, bezeichnet in allen drei Handschriften diesen Monat.

Der letzte Monat, Izcalli, ist ebenfalls gleichmässig in allen drei Handschriften durch das Bild des Feuergottes Ixcoçauhqui oder Xiuhtecutli bezeichnet, dessen Fest in diesem Monat gefeiert ward.

Die genannten drei Handschriften sind wichtig, weil wir im Stande sind, die in ihnen dargestellten Figuren bestimmt zu recognosciren. Denn über die, in den verschiedenen Monaten gefeierten Feste und ihre Gottheiten sind die Angaben der Historiker sehr bestimmt und ausführlich. Von besonderem Interesse ist, dass wir hier, als Bezeichnung des fünfzehnten Monats, ein authentisches Bild des aztekischen Stammgottes Huitzilopochtli vor uns haben, der sonst in den Handschriften selten aufzufinden ist, da diese sich, ihrer Hauptmasse nach, mit astrologischen Dingen befassen, Huitzilopochtli aber augenscheinlich in der Reihe der Kalendergottheiten fehlt. An der Identität hier ist nicht zu zweifeln, denn das Gesicht des Gottes ist gezeichnet, aus dem aufgesperrten Rachen eines Kolibri (huitzilin) hervorschauend, genau so, wie im Durán (Trat. 2° Lam. 2a) das Bild dieses Gottes gezeichnet ist, und wie im Codex Boturini der, die Azteken auf ihrer Wanderung geleitende Gott dargestellt ist. Und es ist sehr bemerkenswerth, dass der Huitzilopochtli, wie er hier dargestellt ist, unzweifelhafte Verwandtschaft mit Tezcatlipoca zeigt. Er trägt, wie dieser, den rauchenden Spiegel an der Federkrone, und der Federschmuck des Nackens mit dem eingesteckten Fähnchen, sowie das Brustgeschmeide ist bei beiden absolut ident. Ein Ineinandergreifen dieser beiden Gottheiten ist ja auch sonst zu bemerken. Auch Tezcatlipoca heisst Yaotzin, der Feind, der Krieger, und das Fest Teotleco, an welchem die Ankunft des jungen Gottes Telpochtli oder Tezcatlipoca gefeiert wird, ist nach Durán das Fest der Geburt Huitzilopochtli's.

---

1) Genau so ist der Gott in Durán Trat. 2° Lam. 6a abgebildet.

(18) Hr. Th. Blell schreibt d. d. Lichterfelde, 16. Februar, über

Nachbildungen der Runenspeerspitze von Müncheberg.

In den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft über Runenspeerspitzen ist wiederholt auch einer solchen, in meiner Sammlung befindlichen gedacht worden. Wenn dem Wunsche nach näherer Auskunft über dieselbe bis dahin noch nicht hat nachgekommen werden können, so lag der Grund dafür lediglich in der Verlegung der Sammlung von ihrem bisherigen Aufbewahrungsort nach Gr. Lichterfelde, welcher Umstand es jetzt erst möglich machte, die fragliche Speerspitze mit der Müncheberger im Original zu vergleichen. Dieser Vergleich schien aber zur Gewinnung eines sicheren Urtheils darüber, ob die Speerspitze, nach der Ansicht Einiger, nur eine Nachbildung der Müncheberger wäre, oder nicht, unabweislich.

Die Speerspitze ist im Mai 1877 von dem Antiquitätenhändler Friedrich Meyer in Berlin käuflich erworben worden. Als Fundort wurde der Spreewald und als ihr Vorbesitzer der Händler Moses in Lübben angegeben[1]). Sie ist, in Bezug auf Form und Grösse, ganz mit der Müncheberger Spitze übereinstimmend, nur dass sie aus Erz besteht und dass die Zeichnungen darauf mittelst vertiefter Linien, statt, wie bei der Müncheberger, mittelst Silbereinlagen, ausgeführt sind. Besonders stark vertieft zeigt sich das Hakenkreuz. Die Spitze war zur Zeit, als sie gekauft wurde, durchweg mit einer grünlichen Patina überzogen. Bei Entfernung der letzteren an einer Stelle zeigte sich die Farbe des Metalls heller, als diese sonst bei Erzsachen des älteren Eisenalters zu beobachten ist, und dieser Zeit musste die Spreewalder Spitze, gleich der Müncheberger, ihrer Form nach zugeschrieben werden. Trotz dieses Bedenkens gegen die Aechtheit der Spitze wurde sie gekauft, da der Preis dafür, selbst als Nachbildung, ein angemessener war.

Ein späterer Vergleich der Spitze mit einer Photographie der Müncheberger gab dem ersten Argwohn neuen Anhalt, da eine sehr merkliche Uebereinstimmung in vielen Einzelheiten bei beiden Speerspitzen nicht zu verkennen war. Dabei waren aber in so mancher Hinsicht doch auch Abweichungen zu bemerken. So zeigte die äussere Oberfläche der Tülle der Spreewalder Spitze Unebenheiten, die bei Gussarbeiten zuweilen dadurch entstehen, dass, beim Abheben des Modells aus dem Gusssande, Klümpchen des letzteren sich mitabheben, während, nach der photographischen Aufnahme von der Müncheberger Spitze, die Tülle derselben von derartigen Unebenheiten frei erschien. Ferner fehlte auch bei der Spreewalder Spitze der Nietnagel der Müncheberger, hingegen dieser die ringartige Verstärkung am Tüllenrande der anderen. Am auffälligsten ergab sich die Verschiedenheit in der Form des Hakenkreuzes und der ersten Rune rechts, welche letztere auf der Müncheberger Spitze oben, also nach dem Graht hin, auf der anderen dagegen unten, also nach der Schneide zu, geschlossen erschien.

Von einem einfachen Abguss konnte darnach bei der Spreewalder Spitze wohl nicht mehr die Rede sein; denn ein solcher setzt doch voraus, dass die Gussform über dem Original hergestellt worden ist. Es blieb daher noch die Möglichkeit, dass in der fraglichen Spitze etwa ein missglückter Versuch zu einer Nachbildung aus alter Zeit vorläge, zumal das mit einer Feile nachgearbeitete Klingenblatt und die im Rohguss belassene Tülle ganz denselben Eindruck machten, wie ein ähnlich unfertiger, in meiner Sammlung befindlicher Celt und wie ferner ein

---

1) Eine Bescheinigung über diese Angaben befindet sich in den Händen des Herrn Vorsitzenden.

unvollendeter Halsring im Prussia-Museum zu Königsberg i. Pr., an dem sogar noch der Gusszapfen verblieben ist.

Erst nachdem ich Kenntniss von der Reinigung der Müncheberger Spitze durch das Mainzer Museum im Jahre 1869 erhalten hatte, und später die weitere, dass die, bei dem vorhin erwähnten Vergleich vorgelegene photographische Aufnahme nach dieser Reinigung hergestellt worden wäre, erst da entstand die Vermuthung, dass die eherne Spitze wohl ein Abguss nach der Müncheberger aus jener Zeit sein könnte, als diese in Mainz noch nicht die Reinigung erfahren hatte. Um dies feststellen zu können, war aber eine Photographie, oder besser noch ein Gypsabguss aus jener Zeit erforderlich, und ein solcher wurde denn auch in der That in der Alterthumssammlung in Müncheberg vorgefunden.

Ein Vergleich der Spreewalder Spitze mit diesem älteren Gypsabguss bestätigte die Vermuthung. Die Unebenheiten auf der Tülle, welche man für Gussfehler hätte halten können, ergaben sich nehmlich als getreue Abdrücke der Rostauftreibungen, mit welchen die Müncheberger Spitze vor ihrer Reinigung in Mainz behaftet war. Nur die vorhin hervorgehobenen Verschiedenheiten bezüglich des Hakenkreuzes, der ringartigen Verstärkung des Tüllenrandes, des Nietnagels und der letzten Rune liessen sich auch an diesem älteren Gypsabguss nicht erklären. Diese müssten daher als Abänderungen betrachtet werden, die theils dem Zufall, theils der Willkür des Nachbildners entsprungen waren.

Aber auch als frei behandelter Abguss hat die Spitze insofern Werth, als darauf besonders deutlich der untere Theil desjenigen Zeichens zu erkennen ist, welches nach der einen Meinung eine Peitsche, nach einer anderen ein Schiff darstellen soll. Es ist dies um so auffallender, als gerade dieses Zeichen auf den meisten älteren Abbildungen und Gypsabgüssen fehlt. Zu diesem Ergebniss war der vorliegende Bericht gediehen, als eine zweite eherne Runenspeerspitze aus der Alterthumssammlung in Marienwerder auftauchte. Damit wurde der letzte Zweifel gehoben, wenn davon überhaupt noch die Rede sein konnte. Schon ein erster flüchtiger Vergleich dieser beiden ehernen Spitzen liess sie nehmlich als Guss aus derselben Form, mithin als Nachbildungen aus der Zeit erkennen, als das Müncheberger Original die Reinigung in Mainz noch nicht erfahren hatte. Zwischen beiden Nachbildungen ergab sich nur der Unterschied, dass der Marienwerderer Abguss die Einzelheiten des Originals zwar weniger gut, als der Spreewalder, wiedergiebt, dass dagegen der erstere Abguss eine dem älteren Eisenalter entsprechendere Metallmischung erkennen lässt. Aus diesem Umstande ist man wohl berechtigt, zu folgern, dass der Nachbildner kein ganz unwissender Mann gewesen sein kann, denn sonst hätte er nicht auf die Herstellung einer zeitgemässeren Metallmischung Bedacht genommen und auch nicht eine richtigere getroffen. Es ergiebt sich aber daraus auch ferner, dass es bei den Nachbildungen auf Täuschung in gewinnsüchtiger Absicht abgesehen gewesen ist. Es wäre daher sehr möglich, dass mit der Zeit noch mehrere derartige Nachbildungen von der Müncheberger Spitze auftauchen. Bei der Frage, aus welchem Orte diese Fälschungen hervorgegangen sein mögen, können wohl nur Müncheberg und Breslau in Betracht kommen, da das Original, ausser in Mainz, nur noch in Breslau während eines halben Jahres sich befunden hat. So mancher Umstand spricht aber dafür, dass in Müncheberg die Nachbildungen entstanden sind. —

Hr. E. Krause legt die, eben erwähnte

Bronze-Lanzenspitze mit Runen

und andere Bronzen aus dem Museum des Historischen Vereins zu Marienwerder vor, welche nach dem Katalog sämmtlich aus Müncheberg stammen.

Hr. Landgerichtsrath Hollmann hatte die Güte, mir mitzutheilen, dass er in dem Katalog des genannten Vereins eine Bronze-Lanzenspitze aus Müncheberg verzeichnet fand. Wir kamen zu der Vermuthung, dass dies möglicherweise eine Nachbildung der bekannten Runenlanzenspitze sein könnte, ähnlich wie die des Hrn. Blell-Tüngen. Ich bat deshalb den Vorstand des Vereins, mir diese Lanzenspitze (Nr. 122 des Katalogs), sowie einen Bronze-Celt (Nr. 129 des Katalogs) zu übersenden. Mit Genehmigung des Vorstandes übersandte dann Hr. Gymnasiallehrer A. Rehberg zu Marienwerder, der seit Kurzem Museumswart des Historischen Vereins ist, die beiden gewünschten Stücke, die ich auf den ersten Blick als Nachgüsse erkannte. Inzwischen überbrachte mir Hr. Hollmann den Katalog, in dem er gelesen zu haben glaubte, dass die beiden Stücke als Nachbildungen bezeichnet wären. Dem ist aber nicht so. Indessen sind in dem Katalog noch weitere Alterthümer von Müncheberg verzeichnet, nehmlich Nr. 124 Bronzesichel, 126 Bronzesichel, 127 Bronzecelt, 128 imitirte Sichelform, 132 Bronzering.

Um nähere Auskunft über die erstgesandten Stücke gebeten, schreibt Hr. Rehberg unter dem 20. Januar: „Da ich erst kurze Zeit Museumswart des hiesigen Historischen Vereins bin, so kann ich Ihnen nur dasjenige mittheilen, was ich darüber in dem Katalog gefunden habe. Es ist dies Folgendes: XXXV Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Frankfurt, Kreis Lebus, Müncheberg a. Geschenk der Herren Rubehn und Dr. Fibelkorn; sind n. E. (was dies n. E. bedeutet, weiss ich nicht) Einfuhrartikel des südlichen Handels in den Jahrhunderten vor Christo. — Ich habe mich an Hrn. Dr. Fibelkorn, der hier als prakt. Arzt thätig ist, gewendet und ihn gebeten, mir nähere Information über seine Alterthümer schriftlich mitzutheilen.“ Hr. Fibelkorn schreibt darauf, als ihm meine Zweifel an der Aechtheit der Lanzenspitze und des Celtes mitgetheilt wurden, in einem Briefe vom 20. Januar an Hrn. Rehberg: „Die bezeichneten Gegenstände waren im Besitz des Hrn. Rubehn, Redacteur der Westpreussischen Mittheilungen in Marienwerder. Hr. Rubehn, ein Kenner und Sammler prähistorischer Gegenstände, war nicht zu bewegen, seine Sammlung unserem Verein zu schenken, und nur der Dank für meine ärztlichen Bemühungen vermochte ihn, die bezeichneten Gegenstände mir persönlich zu schenken. Bei der ehrenhaften Natur des Hrn. Rubehn muss eine Fälschung als ausgeschlossen erachtet werden. Es stammen diese Gegenstände aus der Provinz Brandenburg, wie im Katalog angegeben ist. Näheres ist mir nicht bekannt.“

Auf meine Bitte sandte mir Hr. Rehberg in liebenswürdiger Weise auch die übrigen, angeblich aus Müncheberg stammenden Alterthümer (Nr. 124, 126, 127, 132 des Katalogs). In dem Begleitschreiben heisst es: „Ob diese Alterthümer ächt sind, fange auch ich an zu bezweifeln; ich habe sie früher nie genauer daraufhin angesehen.“

Von den hier vorliegenden 6 Bronzegeräthen sind nun nicht weniger als 5 künstlich patinirte Nachgüsse; das einzige zweifellos ächte Stück darunter ist der Armring Nr. 132.

Der Hohlcelt Nr. 129 zeigt die Herstellungsweise der Nachbildungen; er ist nicht ciselirt, sondern zeigt auf einem grossen Theil seiner Oberfläche noch die Gusshaut, welche beweist, dass der Guss in einer Sandform hergestellt ist, eine

Methode, die die Alten meines Wissens gar nicht kannten, jedenfalls aber für grössere Bronzestücke, wie Schwerter, Celte u. s. w. nicht anwendeten. Die übrige Oberfläche des Celtes ist in ziemlich roher Weise gefeilt; so die Schneide und die Tüllenkante, sowie eine Einziehung nahe dem Tüllenrande, und dann besonders die Seitenflächen, auf denen die Gussnähte durch Feilen entfernt sind. Diese Gussnähte müssen sehr stark gewesen sein, da die beiden Hälften der Klappform nicht gut auf einander passten, so dass der Abguss ganz schief geworden ist. Das Stück zeigt, wie die übrigen, dass der Verfertiger die Absicht gehabt hat, zu täuschen, denn er hat es künstlich patinirt, ist dabei aber ebenso oberflächlich zu Werke gegangen, wie bei dem Bearbeiten der Oberfläche, denn er hat die Innenfläche der Tülle gar nicht dabei bedacht; sie zeigt vielmehr die vollständig unbearbeitete röthliche Gusshaut statt der grünen Patina der Aussenfläche.

Der Bronze-Axthammer mit Stielloch (im Katalog Bronzecelt 127) zeigt ebenfalls deutlich die Spuren seiner Unächtheit. Auch dieser ist gegossen und ziemlich roh abgefeilt; die zur Verzierung angebrachten 4 Längsfurchen an jeder Seite sind sehr roh nachgearbeitet, die Patina ist eine künstliche und sehr ungeschickt aufgebracht, so dass die grüne Patina, und zwar hellgrünes Mehl von Chlorverbindungen, nur in den 4 Längsfurchen ziemlich lose einliegt, während die übrige Fläche braun angelaufen ist. Auch hier weist das, ungefähr $^2/_5$ der Länge von dem Hammerkopf entfernte Stielloch die rauhe, unbearbeitete Gusshaut der Sandformerei auf. Die beiden Bronze-Messer (Bronze-Sichel Nr. 124 und 126 des Katalogs) sind ebenfalls Fälschungen, denn sie sind Abgüsse aus zwei steinernen Gussformen, die sich in der Müncheberger Sammlung befinden. Wie Hr. Director Dr. Voss und ich uns überzeugten, passen beide Messer sowohl mit ihrer Klinge, wie mit ihrem Griffe einzeln genau in die von mir im Jahre 1880 angefertigten, jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde befindlichen Abgüsse der beiden Formsteine, doch sind sie etwas mehr gestreckt als die Formen, d. h. der Winkel zwischen Griff und Klinge ist durch Aufschlagen an der Ansatzstelle vergrössert worden, wahrscheinlich um die Aehnlichkeit etwas weniger auffällig zu machen. Die Patinirung ist dieselbe, wie die des Axthammers.

Das wichtigste unter allen Stücken ist der Nachguss der Müncheberger Runen-Speerspitze, in dem Katalog von Marienwerder bezeichnet: Nr. 122 Lanzenspitze (Bronze), Müncheberg. Dass man es hier mit einem directen Nachguss des Müncheberger Originals zu thun hat, erkannte ich auf den ersten Blick; die Vergleichung mit dem von mir im Jahre 1880 angefertigten, dem Original anerkanntermaassen ganz getreuen Abguss hat folgende sichere Beweise dafür geliefert, dass das vorliegende Stück ein Abguss des Müncheberger Originals ist: die äusseren Contouren des Speerblattes, wie die der ganzen Spitze stimmen genau überein, ebenso die Grösse und die Verzierungen. Aber gerade die letzteren bieten die schärfsten Beweise für die Annaqme, dass wir einen directen Abguss vor uns haben, denn es sind alle Fehler des Originals, nicht nur diejenigen, welche durch Verwitterung entstanden sind, sondern diejenigen, welche die Folge davon waren, dass die Speerspitze starker Hitze, wahrscheinlich beim Leichenbrande, ausgesetzt gewesen ist, auch an dem Stück aus Marienwerder deutlich wiederzuerkennen.

Die Speerspitze hat auf einer Seite, auf der vom Beschauer rechten Hälfte, eine Verzierung in Gestalt eines Triquetrums, das, wie die übrigen Verzierungen, früher mit Silber ausgelegt gewesen ist, welches in zwei Schenkeln durch den Brand zu je einem Tröpfchen zusammengeschmolzen ist, welche sich in getreuer Abformung an unserem vorliegenden Abguss wiederfinden.

Auf der linken Hälfte ist ein ganzes Stück der Oberfläche um die halbmond-

förmige Verzierung durch Verwitterung blasig, und zwar auf beiden Stücken genau übereinstimmend in Höhen, Tiefen und Ausdehnung. Ebenso ist das Silbertröpfchen und die Blase nächst dem Stieltheile genau wiederzufinden.

Auf der Rückseite sind ebenfalls die Blasen und Unebenheiten genau wiedergegeben, namentlich in dem sogenannten Blitzzeichen. In dem hier befindlichen Halbmond bildet der Abguss die 4 am Original befindlichen Silbertröpfchen gleichfalls genau nach, und ebenso die Silbertröpfchen in den Runen.

Am allerdeutlichsten zeigt die Aussenfläche der Tülle die Abformung. Diese Aussenfläche ist ganz warzig; eine solche Oberfläche können Bronzen nie durch Verwitterung bekommen, wohl aber Eisensachen. Weisen Bronzen eine warzige Oberfläche auf, so sind erstens die warzigen Ansätze viel kleiner, ferner viel schärfer aus der glatten Oberfläche des Stückes heraustretend, gewissermaassen kugelig und gehen selten in einander über, stehen vielmehr meistens vereinzelt. Solche, durch Verwitterung der Oberfläche auf Bronzen erzeugten Erhöhungen bestehen naturgemäss durch ihre ganze Masse aus Verwitterungsprodukten und sind daher entweder grün oder bei stärkerer Verwitterung grünlichweiss. An dem vorliegenden Speer sind die Warzen aus demselben Metall, wie die Speerspitze selbst, und mit dem Körper derselben im innigsten Zusammenhang, sind also an dem Modell vorhanden gewesen und mitgegossen worden. Diese Warzen sind sicherlich nicht absichtlich an dem Modell angebracht worden, denn sie haben keinen Zweck und verunzieren die Waffe. Sie stammen also von einem Modell her, an dem sie nicht beabsichtigt sind, nehmlich von der durch Verwitterung so verunstalteten bekannten Runen-Speerspitze von Müncheberg, und zwar, da diese jetzt ein viel glatteres Aussehen aufweist, vor deren Reinigung in Mainz. Dies ist augenscheinlich bei Vergleichung der beiden Stücke. An dem Speer von Marienwerder finden sich Erhöhungen, die bekannten blasenförmigen Ansätze verwitterter Eisenalterthümer, an deren Stelle, genau übereinstimmend, der Speer von Müncheberg kleine Gruben zeigt, wie sie entstehen, wenn man die blasenförmigen Ansätze entfernt. Ausserdem trägt auch die Tüllenkante an der Schaftöffnung deutlich den Stempel der Fälschung und zwar der ungeschickten, denn keine von allen den Lanzenspitzen, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind, hat einen solchen unebenen Abschluss der Wandung der Schafttülle und eine so dicke Wandung.

Die Patina besteht aus Kupfer-Chlorverbindungen, die durch Lack gefestigt sind.

Auch mit der Lanzenspitze des Hrn. Blell-Tüngen habe ich diejenige von Marienwerder verglichen. Hr. Blell erklärte bei meinem Besuche in Lichterfelde Hrn. W. von Schulenburg und mir gegenüber sein Stück sofort für einen Nachguss, glaubte aber zu Anfang, die ihm vorgezeigte Speerspitze von Marienwerder, die er anfangs für ächt hielt, da sie aus röthlichem Metall ist, für das Original zu der seinigen halten zu müssen. Als ich Hrn. Blell aber meine Beweise dafür, dass es ein Abguss der Müncheberger Speerspitze ist, vorführte, ihn namentlich auf die Warzen an der Tülle und meine Deutung ihrer Entstehung aufmerksam machte, wandte er sich auch betreffs dieses Stückes meiner Ansicht zu. Hr. Blell hat seine Lanzenspitze von einem Händler für 9 Mark gekauft; sie ist aus messinggelbem Metall, während diejenige von Marienwerder aus röthlichem, der Bronze äusserlich vollkommen gleichendem Metall besteht; im Uebrigen stimmen beide ganz genau unter einander und mit der von Müncheberg überein, und dürfte sicher anzunehmen sein, dass sie aus einer Fabrik stammen. Als Fabrikationsort möchte ich Mainz annehmen. Die Müncheberger Speerspitze ist in Mainz im Jahre 1869 gereinigt und gezeichnet worden (cf. Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1885, S. 193); in Mainz wissen die Gehülfen und Arbeiter in der mit dem Museum verbundenen

Werkstätte für Nachbildungen sehr wohl die Wichtigkeit eines solchen Stückes zu bemessen und dürften auch durch den regen Fremdenverkehr am leichtesten Käufer finden. Ich nehme auch eine absichtliche Fälschung an, denn sonst hätte der Verfertiger wahrscheinlich von Hause aus ein anderes Metall genommen, wenn aber Bronze, so hätte er die Stücke nicht künstlich patinirt. Vielleicht könnte Herr Rubehn Aufschluss über die Herkunft geben, leider habe ich aber seinen jetzigen Aufenthaltsort nicht ermitteln können. —

Herr Olshausen: Während die Speere des Herrn Blell und des Museums in Marienwerder, nachdem sie einmal als Abgüsse erkannt sind, fast jedes Interesse verloren haben, erheben sich zu Gunsten der Aechtheit der Torcellolanze immer noch Stimmen. Einklang im Urtheil wird wohl nur zu erreichen sein, wenn einmal das Original nach Deutschland gebracht wird. Hinsichtlich der Ausführungen des Dr. Munier, diese Verhandl. 1886, S. 510, sei es mir indess erlaubt, auf 2 Punkte kurz zu erwidern.

Hr. Munier sagt: „Wenn man für die Runeninschrift des Müncheberger Speeres die Deutung Prof. Dietrich's annimmt, fällt die eine Schwierigkeit mit dem zweiten N (von links nach rechts gelesen), da die dort stehende Form, bei dem unsicheren Alter der Inschrift, ein A sein kann, und die andere mit dem zu kurzen senkrechten Strich des R fort." — Ueberträgt man aber die Lesung Dietrichs (von links nach rechts): ang nau vom Müncheberger Speer auf die Torcellolanze, so würde die nur aus 5 Zeichen bestehende Inschrift das a einmal in der älteren und einmal in der neueren Schreibweise enthalten. Ob ähnliches auch sonst vorkommt, mögen die Runologen entscheiden. Wie ferner die Schwierigkeit mit dem zu kurzen Strich des r fortfallen soll, wenn man statt dessen u liest, ist mir nicht klar, da r und u einander fast gleich sind, bei beiden die Striche gleich weit hinabgehen und nur die Art der Krümmung des einen Striches beider Buchstaben eine verschiedene ist.

Da ich selbst nicht Sprachforscher bin, hatte ich nur zu wählen zwischen der Lesung Dietrich's im Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit N. F. 14 (1867) S. 39 und der, soviel mir bekannt, aller anderen Fachmänner (von rechts nach links: raninga); denn so lesen Stephens, Old-northern runic monuments Vol. II (1867—68) p. 880—84; Bugge in Aarböger f. n. O. 1871, 197 und in Zeitschrift f. Ethn. 1883, Verh. 546—47; Wimmer in Aarböger 1874, 59—60; Henning, Verhandlungen der Deutschen anthropolog. Ges. Berlin 1880, 113 und Zeitschr. f. Ethn. 1883, Verh. 522—23. Stephens motivirt seine Lesung von rechts nach links durch die umgekehrte Stellung der beiden a ᚨ und des r oder u; der gleichartig gebildete Name haringa auf dem Kamm im Vimosefund (Engelhardt, Kjöbenhavn 1869, S. 9) ist dagegen von links nach rechts zu lesen; die beiden Seitenäste der a weisen dort nach rechts. Die Auffassung scheint auch für alle anderen Runologen maassgebend gewesen zu sein, während Dietrich für die Lesung von links nach rechts geltend machte, dass der Kreis, rechts neben der Inschrift des Müncheberger Speeres, ein „Endzeichen" an Stelle eines Punktes sei.

Von besonderer Wichtigkeit scheint mir das Zugeständniss des Hrn. Munier: dass die Incorrectheiten in der Zeichnung Lindenschmit's sich durch Schwarzwerden des Silbers (auf dem bemalten Gypsabguss, so viel ich verstehe) erklären, das nachher ohne das Original wieder aufgetragen werden musste. Da dies Schwarzwerden und die Irrthümer bei Wiederherstellung der Inschrift doch sicher nur von Zufälligkeiten abhingen, so wäre es ein merkwürdiges Zusammentreffen, wenn nun

die hauptsächlichsten Abweichungen sich auch zufällig wieder am Torcellospeer vorfänden.

Ich möchte die Aufmerksamkeit, da die Speere mit symbolischen Zeichen gerade wieder zur Discussion stehen, auf 2 schon länger bekannte Objecte hinlenken. In Friedrich Alberti's Variscia, Lfg. 1, Greiz 1829, sind 2 eiserne Lanzenspitzen abgebildet, die solche Figuren tragen. Dieselben befanden sich in der Sammlung des Dr. Wilhelm Adler zu Ranis bei Ziegenrück, Prov. Sachsen (Enclave im Voigtlande), welcher in einem Aufsatz über alterthümliche Waffenstücke, besonders über solche mit „heiligen Zeichen" a. a. O. S. 130, zu den eingesandten Abbildungen wörtlich sagt: „Das erste, eine Framea (Taf. II 6), wurde im Jahre 1824 auf der Wüstung Osterdorf gefunden; es hat auf der einen Seite 2 mondförmige Figuren[1]), in der Mitte und auf jeder Seite wiederum 2 Zeichen, welche die grösste Aehnlichkeit mit einem umgelegten S haben, welche Verzierung auch nicht selten auf Urnen vorkommt und deshalb wohl ein heiliges Zeichen sein dürfte. Das zweite Waffenstück, auch eine Framea (Taf. III 1), ist weit grösser als das erste, hat die Sonne, Mond und ein mir unbekanntes Zeichen. Es ist bei Döbritz in dem sogenannten Melograben gefunden worden."

Das Adler unbekannte Zeichen ist ein Kreuz mit gebogenen (nicht gebrochenen) Armen; auch S. Ch. Wagener, der beide Objecte in seinem Handbuch der deutschen Alterthümer unter Nr. 1007 und 396 abbildet, weiss mit demselben nichts anzufangen. Karl Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit, Bd. 2, Leipzig 1843, Taf. 3, 48a und b, giebt die Zeichnungen ohne weitere Bemerkungen.

Mir lag daran, Näheres über diese Stücke zu erfahren, von denen ich vermuthete, dass sie in die Sammlung des alterthumsforschenden Vereins zu Hohenleuben, Reuss j. L., gelangt seien; allein Hr. Robert Eisel in Gera, der diese Sammlung 1880 in Berlin zur Ausstellung brachte, konnte mir weder über den Verbleib der Originale, noch auch der Zeichnungen Adler's Auskunft geben; ebensowenig liess sich etwas über die Fundumstände ermitteln und über die Art, wie die Zeichen ausgeführt waren, ob mit Silbereinlage oder nur durch Aetzung oder dergl.

Die Wüstung Osterdorf ist Hrn. Eisel unbekannt; in dem Melograben vermuthet er den Mullengraben zwischen Döbritz (nahe Oppurg, Sachsen-Weimar, Amt Neustadt) und Gertewitz, Kr. Ziegenrück. Hr. Eisel glaubt einmal gelesen zu haben, dass beide Frameen auf einem Felde zwischen Döbritz und Gertewitz ausgeackert seien; er sucht die Fundstelle links vom Mullengraben, an dessen rechter Seite er die Höhle „Wüste Scheuer" ausgrub (Verh. 1886 S. 50).

Hr. Eisel machte mir bei dieser Gelegenheit über Dr. Adler's Verfahren bei Ausgrabungen und Katalogisirung der Fundstücke Mittheilungen, welche leider im höchsten Grade geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des nun schon lange verstorbenen Forschers in Frage zu setzen. Dr. Adler ist bekanntlich Verfasser zweier Schriften über den Orlagau, deren erste: Plendisteria etc. in pago H'Orlae ad Sorbitzii Wirraeque ripas detecta, cum XX figuris, Gerae (ohne Datum), weniger wichtig, während die zweite: Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau, mit 40 Abbildungen, Saalfeld 1837, öfters citirt wird. Seine Sammlungen kamen zum Theil nach Hohenleuben, aber die Angaben über die Fundorte sind so unzuverlässig, dass der Werth der Fundstücke dadurch erheblich verliert. Hr. Eisel wurde hierauf erst aufmerksam, als er 1881 die Hohenleubener Sammlung nach

---

1) Ich möchte sie eher als „Sonnen" bezeichnen, da sie scheiben-, nicht sichelförmig sind.

den verschiedenen Culturperioden (Hallstatt, la Tène u. s. w.) zu ordnen unternahm und dabei lediglich bei den von Adler herstammenden Stücken auf Widersprüche stiess, die sich erst zum Theil klärten, als er in Adler's Buch von 1837 mehrfach dieselben Gegenstände mit ganz anderen Fundorts-Angaben wiederfand, als Adler sie bei Ablieferung der Objecte nach Hohenleuben gemacht hatte. Hr. Eisel führt diesen Mangel an Uebereinstimmung zurück theils auf Nachlässigkeit und willkürliche Ergänzung der so verlorenen Notizen, theils geradezu auf absichtliche Fälschung behufs Fernhaltung der Concurrenz bei seinen Grabungen. Leider ging auch ein Theil dieser falschen Angaben in den Katalog der Berliner Ausstellung von 1880 über, und da die Funde von Ranis erhebliches Interesse beanspruchen, auch wiederholt besprochen sind (so von Virchow im Correspondenzblatt der Deutsch. Anthrop. Ges. 1876, S. 120), gebe ich unten einige Correcturen nach Hrn. Eisel's Angaben.

Man würde nun vielleicht geneigt sein, auch Dr. Adler's Zeichnungen der Speerspitzen in Zweifel zu ziehen, zumal es sich nicht leugnen lässt, dass besonders die Abbildung Taf. III 1, in Bezug auf die Form sowohl des Sonnenbildes, als auch der Lanze selbst, etwas phantastisch erscheint. Allein es kann sich hier um ein sehr spätes Object handeln, wofür der dreifach gegliederte Wulst an der Tülle sprechen würde, und rein aus der Einbildung entsprungen können doch diese merkwürdigen Combinationen von Zeichen nicht wohl sein, auch schwerlich Copien früherer Abbildungen oder dergl.; mir wenigstens ist nichts bekannt aus noch früherer Zeit, als diese, schon 29 Jahre vor Auffindung des Koweler Speeres veröffentlichten Zeichnungen[1]). Man wird daher die einstige Existenz derartiger Geräthe in Dr. Adler's Sammlung wohl annehmen dürfen.

Wenn aber diese beiden voigtländischen Objecte wegen des nicht aufzuklärenden Dunkels, das immerhin über ihnen schwebt, an Interesse erheblich verlieren, so kann ich dagegen kurz über 2 neuentdeckte, sehr beachtenswerthe eiserne, mit Silber tauschirte Lanzen und ein ebenso verziertes Messer berichten, welche aus der Gegend von Lissa, Prov. Posen, stammen. Hr. Romuald Erzepki zu Lubiatówko bei Dolzig fand dieselben in einem Urnenbegräbniss eines niedrigen Hügels, der ausserdem noch andere gleichartige Gräber enthielt, deren eines eine schwarze Mäanderurne mit Blitzzeichen und einer Art Hakenkreuz auf dem Boden, sowie mit 2 römischen Provinzialfibeln lieferte. Die Lanzen zeigen symbolische Figuren, wie sie mir zum Theil auf Waffen noch nicht vorgekommen sind, daneben aber auch Triquetren, Mondsicheln und vielleicht eine Schiffsdarstellung. Da Herr Erzepki eine ausführliche Publikation vorbereitet, für die ich ihm einen kleinen Aufsatz über einen Theil seiner Fundstücke schrieb, so kann ich hier nicht näher darauf eingehen und will nur bemerken, dass mir fraglicher Grabhügel etwa aus dem vierten Jahrhundert zu stammen scheint. —

Nach Hrn. Eisel sind im Katalog der Berliner Ausstellung von 1880 folgende Berichtigungen anzubringen: S. 493 Nr. 9, S. 494 Nr. 28—31 und 33—36, S. 495 Nr. 42, 55 und 58, Fundort Preiselsberg bei Ranis statt Ranis-Galgenberg, Wernburg-Fuchshügel, Wernburg, Eichert bei Münchenbernstorf, Dobian. — S. 495 Nr. 56 Wernburg-Haselberg statt Dobian, Nr. 53, 54 und 57 Heilingen bei Orlamünde statt Tautendorfer Forst (Sachsen-Meiningen) und Dobian; S. 494

---

1) Zu erwähnen wäre allenfalls die Bleischeibe von Rehehausen bei Pforta, Reg.-Bez. Merseburg, oder richtiger von Gross-Jena, Jahresbericht 2 des thür.-sächs. Vereins (1822) Taf. XI zu S. 2—6 (auch in Wagener, Handbuch Fig. 1015 und in Bähr, Livengräber, Dresden 1850, Taf. XX, 7; siehe die Bemerkung darüber diese Verh. 1883, 110).

Nr. 32 Wernburg-Haselberg statt Wernburg (?). — Da ferner die Orte „Eichert“ und „Tautendorfer Forst“ überhaupt fingirt sind, bleiben ungewiss die Fundorte von: S. 494 Nr. 40 und S. 495 Nr. 41, 43, 50—52. — Ausserdem sind zweifelhaft die Fundorte Seisla (nicht Jeisla) -Kirchberg und -Predigtberg, Wellenborn und Dobian zu S. 494 Nr. 37—39 und S. 495 Nr. 61. — Ob S. 495 Nr. 64 ein Grabfund, ist fraglich. — Mehrere Druckfehler übergehe ich hier, weil sie mit Adler's Angaben nichts zu thun haben; dagegen muss es im Photograph. Album der Ausstellung, Section VI Taf. 25, bei der La Tène-Fibel 720 statt Wernburg (Grab) heissen: Ranis-Preiselsberg. —

Hr. Voss bemerkt, dass er schon im Jahre 1874 bei seiner Anwesenheit in Hohenleuben die Lanzenspitze aus Dr. Adler's Sammlung vergeblich dort gesucht habe.

(19) Eingegangene Schriften.

1. Haardt, Vincenz von, Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europa's 1 : 8 000 000; Wien 1887; Gesch. d. Verf.
2. Pardo de Tavéra, T. H., El Sanscrito en la Lengua Tagalog, Paris 1887; Gesch. d. Verf.
3. Pigorini, Luigi, Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di breonio Veronese; aus Rendiconti d. R. A. d. L. Roma 1887; Gesch. d. Verf.
4. Felkin, Robert W., Notes on the Waganda Tribe of Central Africa, Edinburgh 1886; from Proceedings of the R. Soc. of Edinburgh XIII; Gesch. d. Verf.
5. Urechia, V. A., Miron Costin, Opere complete, Tomul I, Bucuresci 1886; von der Acad. Romana.
6. Beddoe, John, The physical Anthropology of the Isle of Mann; aus The Manx Note Book, Jan. 1887; Gesch. d. Verf.
7. Chijs, J. A. van der, Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811; Theil 3, 1678—1709; 1886. — De Vestiging van het Nederlandsche Gezag over de Banda-Eilanden; 1886.
8. Realia. Register op de Generale Resolutiën van het Kasteel Batavia, 1632—1805. Deel 3, 1886. — Nr. 7 und 8 von der Batiav. Genootschap v. K. en W.
9. Mittheilungen des Museums-Vereins f. vorgeschichtliche Alterthümer Bayerns Nr. 1—10, April 1885 bis Dec. 1886; Gesch. d. Vereins.
10. Erckert, R. von, Der Kaukasus und seine Völker, Leipzig 1887; Gesch. d. Verf.
11. Virchow, Rudolf, Ueber Myxoedema; aus der Berliner klin. Wochenschrift, 1887 Nr. 8; Gesch. d. Verf.

Druckfehler.

S. 72 Zeile 14 von unten: 13. statt 3. Jahrhundert.

Ausserordentliche Sitzung vom 26. Februar 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Hr. Ad. Meyer übergiebt im Auftrage des correspondirenden Mitgliedes Dr. E. von Fellenberg in Bern, als Geschenk für die Sammlungen der Gesellschaft, eine

aus Pfahlbauten-Bronze geprägte Medaille.

Hrn. von Fellenberg sind grössere Quantitäten von Schweizer Pfahlbauten-Bronze in Bruchstücken, die in bezüglicher Gestalt nicht der Aufbewahrung werth waren, zugegangen, und hat er — um solche der Nachwelt zu erhalten — daraus einige Medaillen prägen lassen. Die Medaille, geschnitten von E. Durussel in Bern, im Gewicht von 21,22—21,45 *g* und 37,5 *mm* Durchmesser, zeigt auf der Vorderseite eine Pfahlbauten-Niederlassung nach den Zeichnungen Prof. F. Keller's mit der Umschrift: * BRONZE AUS PFAHLBAUTEN * BRONZE LACUSTRE Im Abschnitt: E. Durussel — Name des Graveurs. Die Rückseite: MÖRIGEN ESTAVAYER AUVERNIER * in vier Zeilen, umgeben von zwei Schilfstauden, unten über Kreuz zusammengelegt, nennt die drei Pfahlbauten-Niederlassungen am Bieler See, aus denen die Bronze herrührt. Diese Medaille ist in nur wenigen Exemplaren aus reiner Pfahlbauten-Bronze geprägt und wird in der Schweiz als eine so grosse Seltenheit erachtet und geschätzt, dass Hr. Meyer eine durch Guss gefertigte Nachahmung, die er in den letzten Monaten erworben, zugleich vorlegen konnte. Während die ächte, geprägte Medaille sich durch schönsten kupferfarbigen Bronzeglanz und scharfe Zeichnung auszeichnet, war die Gussmedaille durch chemische Behandlung patinirt und zeigte — nachdem das Oxyd vorsichtig sachverständig entfernt war — Kanonenmetallfarbe voller Gusslöcher. Die Gussmedaille, circa 1,5 *g* leichter, hat nach der Reinigung ein Gewicht von nur 19,71 *g* und unterscheidet sich von der geprägten Medaille durch undeutlichere Zeichnung und vornehmlich dadurch, dass der Graveursname E. Durussel vollständig fehlt.

Da die geprägte Medaille ein Rarissimum bleiben wird, so sei hiermit vor den aus anderem Metall gegossenen Fälschungen gewarnt.

(2) Hr. Virchow legt von Hrn. O. Anschütz in Lissa meisterhaft angefertigte

Augenblicksbilder,

einen Speer- und einen Steinwerfer in verschiedener Körperhaltung darstellend (Selbstverlag 1887), vor.

(3) Herr Schwartz bespricht eine Sammlung posenscher Bronzen, Ringe, Nägel u. s. w.

(4) Hr. Virchow übergiebt seinen Vortrag über Myxoedem und bespricht kurz die muthmaasslichen Beziehungen dieser Krankheit zum Cretinismus.

(5) Hr. Abel spricht über

Urgedanken des Menschen.

Nachdem in der Sitzung vom 16. October 1886 das Auftreten entgegengesetzter Bedeutungen in demselben Wort als die Grundlage der ägyptischen und aller menschlichen Begriffsbildung nachgewiesen worden ist, schreiten wir dazu, diesem, die intellectuelle Seite der Sprachschöpfung beherrschenden Princip einige nicht weniger durchgreifende Lautgesetze hinzuzufügen.

Dieselben zunächst im Aegyptischen belegend, werden wir darin das bereite Mittel zur Weiterbildung der Wurzeln in dieser, der ältest erhaltenen Rede der Menschheit, erkennen, und danach, bei gleichzeitiger Beachtung des Gegensinns, sowohl jene ersten radicalen Gedankenzellen, als ihre Verwandtschaft und Descendenz bloszulegen vermögen.

Bei zweiconsonantigen Wurzeln, die die grosse Ueberzahl aller Wurzeln bilden, kann im Aegyptischen der Anfangsconsonant am Anfang oder Ende, und der Endconsonant am Ende wiederholt werden. Es kann sich also z. B. eine Wurzel *met* sowohl zu *m-met*, als zu *met-m* oder *met-t*, eine Wurzel *fes* sowohl zu *f-fes*, als zu *fes-f* oder *fes-s*, eine Wurzel *ker* zu *k-ker*, *ker-k*, *ker-r* u. s. w. ausgestalten. Die emphatische Wiederholung der einzelnen Laute, welche uns in dieser Erscheinung entgegentritt, bildet aber nur die erste Stufe zu einer weiteren, ungleich mannichfaltigeren Variation des ursprünglichen Wurzelbestandes. Für jeden wiederholenden Laut nehmlich, sowie für den wiederholten Ursprungslaut selbst können alle diejenigen Laute eintreten, welche nach den phonetischen Gesetzen der ägyptischen Sprache mit dem betreffenden Laut zu wechseln vermögen. Wenn also z. B. *k* und *h* mit einander tauschen können, so kann es anstatt *ker-k* principiell auch *ker-h* und *her-k*, anstatt *k-ker* auch *h-ker* und *k-her* lauten; wenn dasselbe *k* auch mit *dsch* zu wechseln im Stande ist, so darf es ebenso grundsätzlich anstatt *ker-k* auch *ker-dsch* und *dscher-k*, anstatt *k-ker* auch *dsch-ker* und *k-dscher* heissen; wenn *k* sich ausserdem noch von *tsch* und anderen Lauten vertreten zu lassen neigt, so werden wir, sofern alles dieses regelmässig wäre, auch *ker-tsch*, *tscher-k* und ähnlichen Entsprechungen zu begegnen erwarten dürfen. Desgleichen wird eine Wurzel *nek* sich zu *nek-b*, *nek-m*, *nek-n*, *nouk-r* und *nek-k* erweitern können, indem in den ersten vier Fällen anlautendes *n* als auslautendes *b*, *m*, *n*, *r* wiederholt wird, und im fünften Fall auslautendes *k* als *k* noch einmal auftritt. Die ausserordentliche Vertauschungsfähigkeit der ägyptischen Laute, welche lange Wechselreihen, wie *k*, *h*, *dsch*, *tsch* — *p*, *b*, *f*, *m*, *n* — *r*, *l*, *m*, *n* u. s. w. ermöglicht, wird auf diese Weise zu einer überreichen Quelle der Wurzelvariation, welche abgeleiteten und verwandten Gedanken ihren phonetischen Körper mit Leichtigkeit anzuweisen gestattet. Nicht, dass jede Wurzel jede dieser tönenden Spielarten aufweist, — nicht jede Bedeutung breitete sich ja über so viele verwandte und abgeleitete Schattirungen aus, um die ganze Reihe der verfügbaren Lautkörper in Anspruch zu nehmen, und nicht jeder Lautwechselreihe Glieder besassen die gleiche Gefügigkeit, in einander überzugehen; indess war grundsätzlich immer eine mannichfache Gestaltungsfähigkeit gegeben, und ward thatsächlich ein umfassender Gebrauch von der grundsätzlichen Freiheit gemacht. Wie im Geistigen mit dem Gegensinn, so ist im Lautlichen mit der An- und Auslautwiederholung — dem Lautwuchs — das Aegyptische auf einer Stufe überliefert, welche älteste Züge bewahrt: dort ist der Process der Begriffbildung selbst noch erkennbar, hier das musikalische Feingefühl, welches die organische Verwandtschaft der Laute vernahm und sie zur weiteren Begriffsnüancirung doppeln und tauschen konnte, singend und klingend erhalten geblieben.

Ehe wir weitergehen, ein Wort über die Sicherheit unserer Erkenntniss dieses archaistischen Lautgesetzes. Diese Sicherheit lässt sich zunächst nicht durch die in der indogermanischen Sprachvergleichung üblichen und anerkannten Methoden erlangen. Sie lässt sich nicht durch die Beobachtung ägyptischer Wortgestalten und ihrer Veränderung in den verschiedenen Perioden der Sprachgeschichte erreichen, da bei der wuchernden Fülle der jeder Wurzel entspringenden lautwüchsigen und lautwechselnden Sprossformen die später auftretenden Formen häufig nicht den früheren, sondern selbständig der Wurzel entsprossen sind. Sie lässt sich auch nicht durch den Nachweis eines regelmässigen Lautübergangs von der ägyptischen in verwandte Sprachen erzielen, da die Verwandtschaftsverhältnisse des Aegyptischen erst nachgewiesen zu werden haben. Und es ist, bei der geringen dialektischen Verschiedenheit innerhalb des Aegyptischen, für sie auch nicht viel aus dieser Quelle zu gewinnen. Wenn uns das ägyptische Lautgesetz dennoch in verlässlichen Zügen verständlich geworden ist, so danken wir diese unschätzbare Erkenntniss in erster und wesentlichster Instanz dem Umstand, dass die Lautwechsel, die zwischen verschiedenen verwandten Worten vorkommen, den Lautwuchs in ein und demselben Worte in derselben Weise afficiren und sich somit gegenseitig decken und bestätigen. Dazu kommt, dass die gleichen Lautwechsel auch bei Begriffs- und Lautverkehrungen, und bei Reduplikationen stattfinden; dass sie sich desgleichen bei Lautübergängen aus der alten in die spätere Sprache, soweit sie sich in einiger Regelmässigkeit nachweisen lassen, wiederholen; und dass die dialektische Differenzirung, wo sie überhaupt statthat, dieselben Wechsel und Vertretungen zeigt. Mithin erhärtet die in sieben Erscheinungsformen ersichtliche Identität der Lautübergänge sowohl die Thatsache, als — mit einigen schwankenden Ausnahmen — das meiste Detail derselben in unzweifelhafter Weise.

An Lautwechsel und Lautwuchs schliesst sich in consequenter Steigerung dieser phonetischen Phänomene die völlige Lautumkehrung der Wurzel, — der Gegenlaut. Eine Wurzel, die *fes* heisst, kann dadurch auch als *sef* figuriren, ein *met* als *tem*, ein *ker* als *rek* u. s. w. Der Uebergang ist bei zweiconsonantigen Wurzeln ausserordentlich häufig und sogar bei dreiconsonantigen öfters vorhanden. Er ist entweder der Wiederholung des Anlauts im Auslaut entsprungen, wonach die bekannte Reihe *met*, *met-m*, schliesslich für *met-m* ein *met-tem* und daraus, mit Abstossung der reimenden Hälfte, ein *tem* producirt haben würde: oder er verdankt seine Entstehung dem geschärften Lautsinn der ältesten Zeit, welcher ebenso, wie er aus *met* in musikalischer Fülle ein *met-m* schuf, aus demselben *met*, oder selbständig und gleichzeitig mit ihm, ein anklingendes *tem* ohne Zwischenglied hervorgehen lassen konnte. Für die erste Annahme spricht der Lautwuchs und seine schrittweise Ueberführung der Wurzel zu ihrer Inversion; für die zweite, die Inversion dreiconsonantiger Wurzeln (*klip*, *plik*, *dschorp*, *pordsch*), welche sich nicht lautwüchsig erklären lässt, sowie eine Anzahl rein musikalischer Umgestaltungen, welche z. B. aus einer Wurzel *klom*, in tönender Weiterbildung und ohne Berücksichtigung des ursprünglichen Lautstandes, ein *klomlem*, aus *krem* ein *kremrom* macht, und ähnliches. Für welche Erklärung man sich entscheiden möge, die Thatsache der directen Umkehrung liegt als eine so regelmässige vor, dass sie als eine sprachbildende anerkannt und etymologisch in Betracht gezogen zu werden hat. Einige Beispiele mögen belegen, was vom Standpunkt unserer heutigen, in festen Lautcomplexen verhärteten Sprachwurzeln als eine so fremdartige Variabilität erscheint:

āb ∧ *bā* Stein, Mauer [1]).

1) ∧ bedeutet Gegenlaut, ∨ Gegensinn, ◇ Gegenlaut und Gegensinn.

år	∧	*ra*	machen.
ken	∧	*nek*	zerschlagen.
ser	∧	*les*	theilen.
ṭeb	∧	*bĕt*	die Feige.
peḥ	∧	*ḥep, ḥap*	gehen, kommen.
dschorp	∧	*pordsch*	brechen, zerstossen.
šnå	∧	*anš*	Wind.
fes	∧	*sef*	reinigen.
klip	∧	*plik* (?)	meisseln.

Wird dieser Gegenlaut, was häufig geschieht, mit Gegensinn gepạart, so ergeben sich complicirte Bildungen, wie die folgenden:

ben	nichts	⇕	*neb*	alles.
mes-i	dunkel	⇕	*sem-i*	sichtbar werden.
ser	theilen	⇕	*res*	ganz.
ṭem	schneiden, theilen	⇕	*meṭ*	Kette.

In den Gegenlaut können zu weiterer Differenzirung auch die gewöhnlichen Lautwechsel der Sprache eintreten:

ter	∧	*å-rĕdsch*	Ziel, Grenze (*dj* für *t*).
ṭes	∧	*schet*	schneiden, theilen (*sch* für *s*).
sof	∧	*pos-e*	Getränk, Wasser (*p* für *f*).
rek	∧	*ḥer*	Tag, Zeit (*ḥ* für *k*).

Welche fernere Stufe sich ebenfalls mit Gegensinn zu gatten vermag:

pĕš	theilen	⇕	*šeb*	verbinden, auch theilen (*b* für *p*).
nåš	stark sein	⇕	*tschn-au, tschan-a-h*	schwach (*tsch* für *sch*).
nuf-i	gut, nützlich	⇕	*bon*	schlecht (*b* für *f*).
ḥen	binden	⇕	*nek*	schneiden (*k* für *ḥ*).

Man erwäge, dass alle diese mannichfachen Umgestaltungen durch Lautwechsel, Lautwuchs, Gegenlaut, Gegensinn u. s. w. in jeder Wurzel einzeln und verbunden statthaben können, und man wird sich eine Vorstellung von dem Reichthum der Sprossformen machen, welche zur lautlichen Unterbringung begrifflicher Ableitungen jedesmal vorhanden sind. Letztere gebiert die in diesem primitiven Stadium der Sprachentwickelung geläufige Vermischung von Handelns-, Leidens- und Zustandsbegriffen in üppiger Fülle. Wo Activ und Passiv, wo Thun und Sein, wo Handlung, Eigenschaft und Ergebniss immerwährend in einander umschlagen, werden, bei allem sicheren Festhalten des ursprünglichen Wurzelsinnes, demselben immer neue Seiten seiner Bedeutung entlockt, immer neue logische und grammatische Wendungen geliehen, welche den Kerngedanken nach allen Seiten auszuschöpfen gestatten. In dieser, alle formelle Veränderung geringachtenden Metamorphose erzeugt ein und dieselbe Wurzel mit Leichtigkeit — so fremdartig uns diese Beweglichkeit zuerst erscheinen mag — die verschiedensten Worte, wie z. B. hauen, Soldat, schneiden, Beil, Theil, nichts, alles, nichts, sehr, trennen, verbinden, Kette, Sehne u. s. w.

Mit dem Rüstzeug dieser lautlichen und begrifflichen Grundzüge versehen, betrachten wir einige ägyptische Wurzeln und erkunden in ihrer Weiterbildung die gegenseitige Hervorbringung von Gedanken und Wort.

Die erste sei das vielgebrauchte *ṭem*, welches den geläufigsten Begriff des ägyptischen und alles menschlichen Alterthums ausdrückt: dreinschlagen, zerschmettern, zerschneiden. *ṭem* selbst heisst demnach „zerschmettern, zerhauen, Schwert und scharf", die Nebenform *dscham-e* (*dsch* lautwechselnd für *t*) „Faust". Da das Zerschmetterte das Kleine, Geringfügige ist, bedeutet *tem* gleichzeitig in

passivischer Wendung „wenig, nichts", während die Nebenform *tm-o* (Suffix *o*) wiederum activisch „vermindern" besagt. Dem Gesetz des Gegensinns gemäss bedeutet sodann *tem*, weil es „zerhauen, zerstören" heisst, mit seiner Nebenform *tam-ie* natürlich auch das Gegentheil: verbinden, herstellen, schaffen, machen; während der passiven Auffassung „das Zerschmetterte, nichts" die gegentheilige „unzerschmettert sein, vollkommen, heil, ganz" entspricht. Den ganzen Reichthum anderer Synonyma, welche weitere Gedankenableitungen in immer neuen phonetischen Varianten verkörpern, übergehend, wenden wir uns sofort zu der lautlichen Inversion *met*, welche wir als *mät'*, *mät'-a* (Suffix *a*), *mat-t* (*t* lautwüchsig wiederholt im Auslaut), *mout*, zerhauen, tödten, theilen", *mat-n* (*n* Suffix oder lautwüchsig wiederholt für anlautendes *m*) „Schwert", *madsch-i* (*dsch* lautwechselnd für *t* nebst *i* Suffix) „Axt", *mät'-ain* „Dreinschläger, Soldaten" u. s. w. antreffen. Weil nun *mat* dem Begriff des Zerschneidens und Theilens dient, so wundern wir uns nach dem Vorangegangenen nicht mehr, *met*, *mout-e*, auch in der entgegengesetzten Bedeutung „Verbindung, Sehne", *met* in dem Sinne „Kette", *u-met*, „Gürtel", *met'-i* als „das Zusammengeklebte, die Papyrusrolle, das Buch" (alle mit verschiedenen Suffixen und Präfixen), *modsch-t* (*dsch* lautwechselnd für *t*, mit auslautendem lautwüchsigen oder suffigirten *t*) als „mischen u. s. w. zu begegnen. Obschon wir uns hierin auf wenige Sprossen dieser fruchtbaren Wurzel beschränken, sehen wir im Gesagten aus ihrem engen Keim ein vielfach gegliedertes Stamm- und Astwerk erwachsen, das, Zweig zu Zweig in dichter Reihenfolge ansetzend, den ganzen Baum von Grund zu Gipfel zu überschauen gestattet. Zerschmettern, zerhauen, tödten, theilen, mindern, nichts, Schwert, Axt, Faust, scharf, Soldat bilden die eine destructive Seite des Gedankens; verbinden, herstellen, schaffen, machen, heil, ganz, Kette, Gürtel, Sehne, Buch, mischen constituiren die andere. Also neben einander gestellt, scheinen die Worte zu heterogen, um verbunden zu sein; am gemeinsamen Stamm in ihrem Wachsthum verfolgt, sehen wir sie vor unseren Augen sinnfällig nach einander entspriessen und gelangen zu einer Einsicht in das Werden der ersten menschlichen Gedanken, wie sie keine andere Quelle als die ägyptische Etymologie zu geben vermag.

Ein anderes Specimen aus der reichen Liste der Schlagwurzeln zeigt ähnliche Erscheinungen. *net'*, *nout* heisst „zerschlagen, zerschmettern, zerstampfen", in Folge dessen mit üblichem Verfall ins Passiv „zerschmettert, nichts", und natürlich auch „unzerschmettert, alles"; ebenso als *notsch* (*tsch* mit *t* wechselnd) gross, grösser, besser; während *netnet* nur gegensinnig als „einrichten, herstellen, schaffen" auftritt. Das suffigirte *nout-e* ist der „Zerschmetterer, der Starke, Gott"; das lautwechselnd *dsch* für *t* zeigende *nadsch-i* ein anderer kleinerer Zerschmetterer: „der Zahn"; *net'-u*, *nout*, *nöit*, „das Zerschmetterte, das Mehl"; denen dann gegensinnig das lautwüchsige *net-t* und das suffigirte *net'-u*, *nöt*, „verbinden, verknüpfen, weben", *net* „das Gewebe", *nat* „der Webestuhl", und manches andere entsprechen. In *nout-p*, „flechten", *net-f*, „verbinden", *nodsch-f*, „mischen", und *nout-f*, „versöhnen", haben wir dieselbe Wurzel mit dem Anfangs-*n* am Ende als *p* und *f* wiederholt, da *n* mit den Lippenlauten zu wechseln vermag. Gehen wir zur lautlichen Inversion über, so stossen wir auf *ten* „zerschneiden", *ten-n-o* „zernichten", *ten-à* „zertheilen", *tën-e* „der Abschnitt, die Grenze"; woran sich gegensinnig *ten-n-u*, „vollständig, vollständig machen, alles, Menge, Quantität, Zahl", *ten* „viel, gross", *tön-e* „gänzlich" in engem Anschluss reihen. Die gefundenen Bedeutungen schliesslich zusammenstellend, haben wir wiederum eine ergiebige Ernte der scheinbar verschiedenartigsten, und dennoch an demselben Stamm gewachsenen Früchte. Der Ursprungssinn ist zerschlagen, zerschmettern, zerstampfen, zerreissen, zerschneiden, zertheilen. An ihn schliessen

sich activ „Gott" und „Zahn", und passiv „zerkleinert, Mehl, nichts", mit den Nebenausläufern in „Abschnitt, Grenze und Ende". Gegensinnig correspondirend treten hinzu „herrichten, machen, schaffen, verbinden, verknüpfen, weben, flechten, Leinwand, Kleid, versöhnen, heil, alles, völlig, viel, gross, Menge, Quantität, Zahl". Man überfliege dies Verzeichniss, erwäge seine innere Mannichfaltigkeit und seinen erweislichen Zusammenhang, und das Wunder der menschlichen Gedankenschöpfung, aus geringen Anfängen durch stetige Folgerung so Grosses entwickelnd, steht vor uns.

Eine sich fast ganz auf sinnlichem Gebiet haltende, aber in ihm Ausserordentliches leistende Wurzel ist *ker* (*qer*), oder, da *r* und *l* wechseln, *kel* „rund, krumm, schief". *ker*, *kr-os* heisst „der Kreis", *kerker*, *kul-o-l* (Auslaut wiederholt) „drehen, wenden, falten", *kal*, das Drehende, Faltende, das „Knie", *kel-l-i*, *kl-a-l* (wo das endende *l* wiederholt und Vokal *a* eingeschoben ist) „Riegel, Schraube", *kl-o-m* (wo das endende *l* als *m*, mit dem *l* wechseln kann, wiederholt ist) „schief, Winkel, Hals, drehen", *kor-k-s* (wo das beginnende *k* am Ende als *k* wiederholt ist) „der Ring" u. s. w. Mit Lautumdrehung erhalten wir *rak* „krümmen", *rak-i* (Suffix *i*) „schief", *o-lk* (mit vorgesetztem Vokal) „krumm, bucklig", *lak-h*, *lok-sch* (wo endendes *k* das einemal als *h*, das anderemal als *sch* wiederholt ist, mit dem es wechseln kann) „schief, Winkel, gekreuzt" u. s. w. Um die zahlreichen anderen concreten Synonyma unerwähnt zu lassen, heben wir nur noch *rik-i* „die Krümmung, die Abweichung, die Ueberschreitung", *a-rik-i* „die Schuld" und *rok-e* „geneigt sein", hervor. Woran sich, bei der Vertretung von *r* und *l* durch *n*, wiederum invertirt *koon-s* (Suffix *s*) „drehen", *ken-h-e* (anlautendes *k* im Auslaut als *h* wiederholt) „Winkel, Schulter" u. s. w. schliessen. Wir erhalten also in consequenter Folge „drehen, wenden, falten, krumm, schief, bucklig, Kreis, Kranz, Kreuz, Ring, Riegel, Winkel, Hals, Schulter, Knie, Abweichung, Ueberschreitung, Schuld, Neigung". Welche Fülle des Wachsthums aus kleinem Kern! Welch sichere, Stein an Stein fügende Methodik der werdenden Vernunft! Welch logischer Treppenbau vom Niedrigsten zum Höchsten, so für die betreffenden Adam und Eva in ihren ersten Sprechversuchen, wie für den posthumen Doctor philosophiae, der ihren Spuren im 19. Jahrhundert nachzuklimmen unternimmt.

Rek (*req*) heisst „brennen, leuchten", in Folge dessen auch „Licht, Tag, Zeit"; da *k* und *h* wechseln, so kann das auslautende *k* als *h* wiederholt oder durch *h* ersetzt werden, wodurch *rok-h*, *rah-e*, ebenfalls „brennen, glänzen", bedeuten. Indem somit *rah-e* „glänzend" bedeutet, ist *ruh-a*, *rouh-i* „das Dunkel, der Abend"; während mit erhaltener, aber persönlich gewendeter Lichtbedeutung präfigirt *a-reh*, *eie-rh*, zu „sehen, beobachten, bewachen, erwägen" und *io-rh* zur „Pupille" wird. Durch phonetische Inversion ergiebt sich sodann regelmässig *ker-r*, *kl-i-l* (wo das eine mal das auslautende *r*, das andere mal das auslautende *l* wiederholt ist) „brennen, leuchten", und mit der oberwähnten Aenderung von *k* in *h*, *kor-h* (Anlaut im Auslaut wiederholt) „brennen", *ḥer* „Licht, Tag, Himmel, kochen, Ofen", *ḥer*, *ḥr-a* „Auge, Gesicht, Mensch", und *khirkhir* „Iris". Indem *r* und *l*, wie wir gesehen, wechseln, wird ferner *hiel-e-l* „leuchten" und *hl-o-l* gegensinnig „Dunkelheit", bei denen beiden auslautendes *l* repetirt. Wir haben bei dieser Wurzel wiederum nicht den zehnten Theil der vorhandenen und sich sehr merkwürdig verzweigenden Ableitungen gegeben und gelangen dennoch zu einer Gesammtbedeutungssumme, die nicht weniger als das folgende einschliesst: brennen, leuchten, glänzen, kochen, Licht, Tag, Zeit, Himmel, Ofen, Auge, Pupille, Iris, Gesicht, Mensch, sehen, beobachten, bewachen, erwägen, Dunkelheit, Abend. Wozu wir mit einem nicht aufgeführten, weil lautlich stärker verändertem Derivat, „die Nacht" fügen können.

Drei Wurzeln, die den Menschen am nächsten angehen, die Wurzeln des Lebens und des Todes, mögen die wenigen Beispiele beschliessen, an denen wir Richtung und Ergebniss derartiger Studien darzulegen gesucht.

Gesundheit und Stärke sind nach Auffassung einer Zeit, die die Natur so wenig bewältigt hatte und in Folge dessen so viel Hunger litt, wesentlich ein Resultat des Essens. Die ihnen gewidmete Wurzel tritt schon in ihrer einfachsten erhaltenen Form mit wiederholtem Auslautconsonant und Suffix *sen-n-u* „Speise, Nahrung" auf. Daraus erwachsen dann *sen-m*, *sen-m-m* (auslautendes *n* einfach und doppelt als *m* wiederholt), wahrscheinlich *sen-q* und sicher *san-š* (anlautendes *s* im Auslaut das eine Mal als *q* [*k*], das andere Mal als *š* wiederholt), die alle bereits „ernähren" besagen; und *šan-š*, ebenfalls „ernähren", in welchem das *s* sowohl im wurzelhaften Anlaut, wie im wiederholten Auslaut in *š* übergegangen ist. In weiterer Folge entspringt diesem Nahrungs- und Ernährungsbegriff *sen-b* (mit auslautendem *n* als *b* wiederholt), welches die Conclusion des Essens zieht und mithin als „stark, gesund" gebraucht wird. Begriffliche und phonetische Inversionen bewegen sich in derselben Sphäre. An *šan-š*, welches „ernähren" d. h. „stark machen" ausdrückt, tritt, ohne den diesem Worte angewucherten Auslaut, die ursprünglichere Form *šon-i*, die gegensinnig „schwach" d. h. „krank" bedeutet. Analog entspricht dem *sen-b* „gesund" das gegenlautende und mit variirender Auslautwiederholung des Anlauts versehene *nes-b*, *nes-p-u*, welches auf die erste interessanteste Bedeutung „essen und trinken, geniessen" zurückgreift.

Mer oder, da *r* und *n* wechseln, auch *men* heisst „der Mensch", und demgemäss auch in doppeltem Gegensinn sowohl „niemand" als „noch einer". Die lautliche Inversion *rem* heisst ebenfalls „der Mensch" und ihre Variante *nem* wiederum doppelt, obschon anders gewendet, „noch einer", und „jeder". Verbal gefasst wird *rem* „der Mensch" verständlicherweise zu „lebendig sein, fühlen, Seele", während die Umdrehung *mer* einerseits die energischeren Bedeutungen „wollen, begehren, lieben" enthält, andererseits mit äusserstem Gegensinn zu „sterben, Tod" herabsinkt. Demnach bilden sich in strikter Reihenfolge aus einander die verwandten Gedanken „Mensch, noch einer, jeder, keiner, empfinden, lebendig sein, fühlen, Seele, wollen, begehren, lieben, sterben, Tod". In weiteren, hier nicht aufgeführten Ableitungen gehören „denken, Verstand, erinnern", und vielleicht „tödten", als actives „sterben" (welches letztere auf gut urmenschlich möglicherweise den Anfang der ganzen Reihe gebildet haben könnte, wenn es nicht etwa von anderer Wurzel *met* „niederhauen" abstammt) ebenfalls dazu. Wie sich dieser letztere, durch homonyme Wortbildung unklare Punkt auch verhalten möge, Sein und Nichtsein, Leben und Wollen waren schon damals in ihrem ewigen Zusammenhang erkannt, wie die umstehende Tabelle übersichtlich darlegen wird.

Wurzel	Gegensinn	Gegenlaut	Gegensinn des Gegenlauts
mer Mensch		*rem* Mensch	
men Mensch	*men* Niemand, nichts *men* und, wiederum	*nem* und, jeder	*nem* mindern (?)
mer } wollen, begehren, lieben	*mer* und mit Abfall des auslautenden *r*, *mu* sterben	*rem* fühlen, Seele	
men-r-e (mit lautwüchsiger Wiederholung von *r* für *n*) } wollen, begehren, lieben			
mai, *mei* (mit Abfall des auslautenden *r*) } wollen, begehren, lieben	*moou-t* (?) tödten		
meu-e denken	*eim-i* denken, wissen		
men-n-ui (mit Wiederholung des auslautenden *n* und Suffix) erinnern.			

Nek, eine der Hauptdreinschlägerwurzeln, heisst „niederhauen, umbringen, vernichten". In den reichen Varianten schwelgend, welche diese genussreiche Beschäftigung stets zugelassen hat, wird unser Wort successiv (mit anlautendem *n* theils auslautend wiederholt, theils auslautend zu *m*, *b* und *r* gewandelt) zu *neq-n* „durchschlagen", *neq-m* „umbringen, rächen", *neq-b* (?) „verletzen", und *nuk-e-r* „reissen, brechen, schneiden". An eine der angeführten Bedeutungen schliesst sich eine Wendung ins Sexuelle, die wir nicht weiter verfolgen. Dem Anblick des Todes entspringt das Bewusstsein des Lebens: aus den erweichten Formen *neḥ*, *neχ*, die ebenfalls „niederhauen, tödten" besagen, entwickeln sich gegensinnig *nah-k* (mit *h* als *k* wiederholt) „beschützen, erhalten", *nahe* „erhalten, langlebend", *neχ-χ* „alt" und demnach auch „jung", und schliesslich *a-nah*, *ā-neχ*, welches, ohne die ursprüngliche Beziehung auf Erhaltung und längeres Dasein, einfach „leben" besagt. Bis hierher greift die Kette der Bedeutungen Glied für Glied sachlich in einander: der nächste Schritt ist Ansichtssache, so für den Urmenschen, wie für uns, und führt auf ein Gebiet, welches philosophisch schon viel umstritten wurde, ehe sich die Möglichkeit einer — in den hochentwickelten indogermanischen Sprachen völlig ausgeschlossenen — philologischen Erkenntniss bot. Wahrscheinlich gehen wir indess nicht fehl, wenn wir, die Hypothese von der Sonderentstehung der Pronominalwurzeln ignorirend, als die letzte Blüthe unserer Wurzel *nek*, *à-nk*, *n-nk*, *à-n-nk* (verschieden präfigirt und anlautend reduplicirt) „ich" ansehen. „Ich" bin mir der wichtigste Lebendige, der Mensch par excellence für mich, der ich mich so nenne.

Nach alledem kann die ägyptische Etymologie beanspruchen, in der ältest erhaltenen Sprache Laut- und Sinngesetze von einer primitiven Uebergangsfähigkeit gefunden zu haben, welche dem Kindesalter der Menschheit entspricht und die Descendenz der Gedanken und Worte aus verhältnissmässig wenigen Wurzeln zusammenhängend bloslegt und erklärt. Wir besitzen in ihr die Urgeschichte der menschlichen Vernunft an der einen Stelle, an der sie bisher begrifflich erkennbar geworden ist.

An sich psychologisch unschätzbar, wird diese Bedeutung der ägyptischen Etymologie dadurch erhöht, dass, während keine andere Sprache eine ähnliche Fülle der Laut- und Begriffszusammenhänge aus eigenen Mitteln festzustellen vermag, andererseits die gesammten Sprachen der kaukasischen Rasse, werden die

ägyptischen Gesetze auf sie angewandt, sich denselben fügsam zu erweisen bereit sind. Dieselben Uebergänge, welche im Aegyptischen flüssig und darum erweisbar erhalten sind, versprechen auch die gereifteren Cultursprachen in ihre Elemente zu zerlegen und Verbindung zu zeigen, wo der gefestete Laut und Sinn entwickelter Epochen nur selbständige, in Ton und Begriff getrennte Wörterindividuen zu bieten schien. Kann der erforderliche Beweis durch die Fülle der analogen Beispiele geführt werden, kann das gleiche Wurzelmaterial und Stammbildungsgesetz in den genannten drei Sprachstämmen nachgewiesen werden, so sind die historischen Daten für die älteste Entwickelung der Vernunft von Aegypten auf das gesammte Vorderasien ausgedehnt und die überlieferten Zusammenhänge zwischen Ham, Sem und Japhet wiederhergestellt; so sind gleichzeitig viele Etymologien in den beiden letzteren Sprachstämmen bestimmt, welche mit den eigenen beschränkteren Mitteln derselben unbestimmbar oder mangelhaft bestimmbar geblieben waren. Diese eigenen Mittel, d. h. die indogermanischen und semitischen Lautgesetze blieben in ihrer Geltung für die lange Periode des selbständigen Lebens dieser Sprachstämme unberührt; die aus dem Aegyptischen zunächst und am deutlichsten erkennbaren Laut- und Sinngesetze einer allen dreien gemeinsamen ursprachlichen Periode träten indess als die älteren, eine frühere, vielleicht noch längere Zeit beherrschend ans Licht. Bei der Auswahl der obigen ägyptischen Wurzeln und Stämme ist auf naheliegende indogermanische Aequivalente Rücksicht genommen worden, die sich dem kundigen Leser mit Leichtigkeit darbieten werden, sobald er das indogermanische Material nicht an indogermanischen, sondern an ägyptischen d. h. älteren gemeinsamen Lautgesetzen misst.

Für Weiteres sei auf meine Einleitung in ein Aegyptisch-semitisch-indoeuropäisches Wurzelwörterbuch, Leipzig 1887, verwiesen. —

Hr. Hartmann bemerkt, dass er im berberiner Jargon von Dar-Schaikieh für Sesam das Wort Esamgi, im Fungi dafür Saman (das terminale an stark nasal) gehört habe. In Nordnubien gebrauche man allgemein das Wort Simsim.

(6) Hr. G. Fritsch spricht über die

Verbreitung der Buschmänner in Afrika nach den Berichten neuerer Forschungsreisenden.

Wir stehen augenblicklich vor einem gewissen, vorläufigen Abschluss in der Afrikaforschung, insofern aus den verschiedensten Gebieten des mächtigen Continentes Kunde zu uns gedrungen ist, wenn auch der Detailforschung noch ein weites Feld der Thätigkeit übrig bleibt. Es ist jetzt möglich und wohl auch angezeigt, zurückblickend auf die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte zur Beantwortung bestimmter, früher offener Fragen die Fortschritte der Erkenntniss zu verwerthen; dazu gehört auch, als eine von besonderem wissenschaftlichen Interesse, die ursprünglich in Südafrika aufgetauchte nach der Verbreitung der Buschmänner.

Das Süd-Afrika, wie ich es in der ersten Hälfte der 60er Jahre kennen lernte, als zahlreiche Stämme von Eingebornen sich daselbst noch vollständiger Unabhängigkeit erfreuten, als der einsame europäische Jäger und der noch mehr vereinsamte wissenschaftliche Forschungsreisende die weiten Flächen des Innern inmitten einer wunderbar prächtigen Thierwelt durchzog, ist dahin: das Gold- und Diamantenfieber hat die Originalität fast völlig vernichtet; noch mehr, die Reisenden dieser Zeitperiode, welche sich als Autoren bekannt machten, mir fast sämmtlich persönlich bekannt und vielfach befreundet, sie sind Alle bereits dahingegangen, von wo keine Wiederkehr ist, und so hat das Schicksal unweiger-

lich mich, den einzig Ueberlebenden, zu ihrem Stimmführer gemacht. Ich erinnere hier an die verdienstvollen Namen von Andersson, Baines, Chapman, besonders an der Westküste und im Ngamigebiet thätig, — von Livingstone, Moffat, M'Cabe, Mohr, Mauch für die Ostgrenzen des Kalaharigebietes, in welchen Ländern ich auch selbst bis über das Bamangwato-Gebiet hinaus meine Forschungen ausdehnte.

Zugleich im Namen meiner damaligen Schicksalsgenossen muss ich es mit Entschiedenheit zurückweisen, dass in den von uns für lange Jahre voll Mühen und Strapazen durchstreiften Ländern ein ganz neues, bisher unbekanntes Volk gefunden werden könnte; nur ein mit dem Lande durchaus Unvertrauter kann an eine solche Möglichkeit glauben. Man vergegenwärtige sich doch nur die unendliche Oede der Kalahari, von welchem Boden wegen der Wasserarmuth oder selbst Wasserlosigkeit Unterhalt für Menschen nur mit grosser Mühe zu erlangen ist, man bedenke, dass in diesen menschenleeren Gegenden schon das Auffinden einer menschlichen Fussspur für den fährtenkundigen Jäger ein Ereigniss darstellt, und man wird die Wahrscheinlichkeit, in der Kalahari einen neuen Volksstamm aufzufinden, nicht grösser erachten, als in irgend einer märkischen Heide.

Alle die genannten Reisenden, ich selbst mit einbegriffen, kannten aber damals die Buschmänner als regelmässige Bewohner dieser Gebiete.

So machte M'Cabe in den fünfziger Jahren von dem westlichen Bechuana-Lande aus einen Zug durch die Kalahari nach dem Ngamisee, bei welchem er 19 Tage ohne Wasser war. Seine Route schloss sich zum Theil an diejenige an, welche von Kuruman aus in nordnordwestlicher Richtung nach dem See führt, aber ihrer Wasserarmuth wegen gewöhnlich nur von Eingeborenen benutzt wird (vergl. die von mir entworfene Skizze des West-Bechuana-Landes in der Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde Bd. III). Auf diesem nehmlichen Wege muss nach seiner Beschreibung auch Farini vorgedrungen sein. Das erste Zeichen für M'Cabe, dass er sich wieder einer Quelle näherte, war das Auftreten von Buschmännern.

Vergleichen wir die Route von Baines, so sehen wir bei seinem fernsten Punkt nordwestlich vom Ngami, von ihm als „Omdraai“ (Umkehr) bezeichnet, die Worte vermerkt: „The Bushmen report a pan about here“. Genau aus dieser Gegend stammten der Angabe nach die Buschmänner, welche Farini als „Erdmenschen“ in Europa herumführte.

Noch fünf Tagemärsche im Norden des Sees Ngami fand Andersson seiner Zeit die Buschmänner vor. Livingstone traf sie unter 23° östlicher Länge im Osten desselben. Die Ueberlieferung der Herero, dass vor ihrer aus dem Nordosten erfolgten Einwanderung und derjenigen der Namaqua aus dem Süden, Buschmänner das ganze Land innegehabt hätten, ist durch die beobachteten Reste als thatsächlich richtig erwiesen.

Dieser Nachweis reichte Ende der sechziger Jahre etwa bis zum 17° südlicher Breite, und ich nahm daher schon 1872 in meinem Buche über die Eingebornen Süd-Afrikas, sowie später in dem Aufsatze: „Die afrikanischen Buschmänner als Urrasse“ (diese Zeitschrift, 1880), bereits darauf Bezug, dass die Nordgrenze ihrer Verbreitung in Afrika noch nicht gefunden sei, dass dieselbe sich jedenfalls sehr viel weiter erstrecke, als bisher constatirt wurde, und mit grösster Wahrscheinlichkeit eine dünne, vielfach versprengte und streckenweise ausgerottete Urbevölkerung von Buschmännern durch den ganzen Continent reiche.

Zu solchem Ausspruche fühlte ich mich auch dadurch berechtigt, dass mein

Freund Schweinfurth, ein Mann von bemerkenswerth grosser Beobachtungstreue als Naturforscher, die von ihm entdeckten Zwergvölker im Herzen Afrikas, ihrer körperlichen Erscheinung, wie dem ganzen Wesen und der Lebensweise nach, als Verwandte der Buschmänner erkannt hatte.

Es galt somit, den Zwischenraum auszufüllen, welcher die südlichen und nördlichen Verbreitungsgebiete noch trennte, so wie die Zugehörigkeit der zur Beobachtung gelangenden Eingebornen zum gemeinsamen Stamm möglichst sicher zu stellen.

Die Erreichung der letztgenannten Anforderung erscheint mir nicht so schwierig, sobald man ohne vorgefasste Meinung an die Vergleichung herantritt und die vorhandenen Beweismittel an Messungen, Photographien, Haarproben und Farbenskalen richtig würdigt. Es ist unverkennbar, dass ein grösseres Publikum diesem Bestreben gewissen Widerstand entgegensetzt, dass die hochinteressante Thatsache der Feststellung einer Urbevölkerung des afrikanischen Continentes von besonderer Abstammung ihm viel weniger Eindruck macht, als die Rückerinnerung an liebgewonnene Kindergeschichten von Riesen und Zwergen des Märchens. Nur im Hinblick auf diese psychologische Eigenthümlichkeit ist es zu erklären, dass man gewissen Kreisen gegenüber immer und immer wiederholen muss: Ein Theil der gesuchten Zwergrasse ist bereits längst bekannt und beschrieben, man hat ihr aber den wenig märchenhaften Namen der Buschmänner gegeben.

Die Nothwendigkeit eines solchen Hinweises trat neuerdings wieder bei der Vorführung von Farini's Erdmenschen deutlich zu Tage, wie eine Vergleichung der darüber veröffentlichten Zeitungsnotizen klar erkennen lässt, wenn auch in wissenschaftlichen Kreisen zur Zeit wohl jeder Zweifel geschwunden ist, dass es Buschmänner waren. Immerhin wird es vielleicht Manchem erwünscht sein, die Vergleichungen nochmals anstellen zu können, worauf sich diese Behauptung stützt. Farini schreibt übrigens selbst in seinem Aufsatz über die Kalahari (Verh. d. Ges. f. Erdkunde Bd. XII Nr. 9, S. 455) über die zu vergleichenden Eingebornen: „Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieses Volk, gleich den Buschmännern in Süd-Afrika, als die zerstreuten Ueberbleibsel einer ursprünglichen Bevölkerung zu betrachten ist, das immer mehr ausstirbt."

Was ihre körperliche Beschaffenheit anlangt, so wurde von unserem hochverehrten Vorsitzenden eine so genaue und sorgfältige Beschreibung in den Verhandlungen niedergelegt, dass es sicherlich genügt, auf dieselbe zu verweisen; wir finden daselbst für die Grösse fast genau dieselbe Zahl, welche ich für die Buschmänner constatirte, die durchaus gleiche Haarbildung, dieselbe Schädelbildung, den nehmlichen Habitus. Es interessirte mich ganz besonders, dass Hr. Virchow seiner Zeit vor dieser Gesellschaft, unter dem frischen Eindruck der fremdartigen Erscheinung der sogenannten „Erdmenschen", erklärte, „sie hätten in derselben keine Spur von einem Neger". Hatte ich doch seiner Zeit in dem erwähnten Aufsatze: „Die Buschmänner als Urrasse" Lepsius' Bezeichnung derselben als „Capneger" ausdrücklich abgelehnt und in ausführlicher Differential-Diagnose die Unzulässigkeit solcher Bezeichnung zu erweisen gesucht!

Wir haben von Farini's Eingebornen, Dank den Bemühungen der Herren von Luschan und Schmidt (Leipzig), vorzügliche Photographien erlangt, und wenn ich nunmehr diese zusammen mit den Buschmann-Photographien, die ich seiner Zeit im Orange-Freistaat aufnahm, sowie anderen, die von Chapman in den Ngamiländern angefertigt wurden (vergl. Die Eingebornen Süd-Afrikas Fig. 66, 67, 74, 76, sowie die Tafeln 26—30 des zugehörigen Atlas), vorlege, so kann die Frage gar nicht sein, ob alle diese Leutchen gewisse Aehnlichkeiten zeigen, son-

dern man möchte vielfach zu der Annahme geführt werden, die Abbildungen zeigten dieselben Personen, wenn nicht zwanzig und mehr Jahre zwischen den Aufnahmezeiten lägen.

Die trotz ihrer Unvollkommenheit mit Rücksicht auf die enormen damaligen Schwierigkeiten bewunderungswürdigen Photographien Chapman's, welche ich der Güte ihres Urhebers verdanke, sind mitten in der Wildniss aufgenommen und zeigen unter Anderem auch diese Eingebornen der südafrikanischen Steinzeit beim Spalten der Markröhrenknochen mit Steinmeisseln, beim Gebrauch des Feuerbohrers u. s. w. als richtiges Urvolk.

Den kurzen unscheinbaren Bogen mit den zugehörigen Rohrpfeilen des Buschmannes, wir sahen ihn in den Händen von Farini's Eingebornen; selbst der Jägerkunstgriff, wie er uns als etwas nie Gesehenes vorgeführt wurde, sich unter dem Schutze eines ausgestopften Strausses als Maske an die scheuen Vögel heranzuschleichen, er findet sich bereits vom Buschmann in Moffat's „Missionary labours in South-Africa" genau so beschrieben und abgebildet.

Auch die geistige Entwickelung, das lebhafte mimische Talent, wodurch der erwachsene Mann in der Truppe sich hervorthat, ist eine allbekannte Eigenthümlichkeit des Buschmannes.

Indem es somit nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, dass Farini's Eingeborne zu den Buschmännern gehörten, und die übereinstimmenden Merkmale wiederholentlich betont sind, möchte ich vielmehr bei dieser Gelegenheit auf gewisse Besonderheiten aufmerksam machen, wodurch sie sich von der typischen Bildung solcher unterschieden. Als nicht typisch für die durchschnittliche körperliche Entwickelung des unvermischten Buschmannblutes möchte ich die Nuance der Hautfarbe, die Bildung der Hände und Füsse, sowie die allgemeine Körperfülle des erwachsenen Mannes bezeichnen.

Gewiss ist die Hautfärbung, wie Hautstruktur des Buschmannes von derjenigen des „Negers" durchaus verschieden und gehört einer ganz anderen, viel helleren, matteren Reihe an. Die in der Wildniss von mir angetroffenen Buschmänner zeigten eine mattbraune, fahle Hautfarbe (Nr. 7 u. 8 meiner Farbentafel der Eing. S.-Afr., Nr. 43 der Broca'schen). Ich bezeichnete dies im Text, im Unterschiede von den mehr gelblichen Hottentotten, als einen Stich ins Röthliche, da ich im physikalischen Sinne Braun als lichtschwaches Roth anspreche, soweit eine unreine Farbe solche Vergleichung zulässt. Farini's Eingeborne entfernten sich in Betreff der Hautfarbe von der typischen Nuance, um sich an diejenige der Hottentotten (Nr. 5 meiner Tafel, annähernd Nr. 42 Broca) anzuschliessen. Zur Erklärung des immerhin nur geringfügigen Unterschiedes bietet sich zunächst die Entfernung von dem röthlichen, ockerhaltigen Boden ihrer Heimath, mit dem sie sich einzureiben pflegen, der Gebrauch des ihnen vermuthlich octroyirten Waschwassers, ein Luxus, den die Wasserarmuth ihres Vaterlandes verbietet, das Ableichen durch den Aufenthalt unter nordischem Himmel und im Zimmer, sowie die Möglichkeit einer Vermischung mit dem Blute der Namaqua.

Der Verdacht einer solchen ist (wie bei den meisten der jetzt noch vorhandenen Buschmannhorden Südwest-Afrikas) auch durch ein anderes Moment recht nahe gelegt, nehmlich durch die Bildung der Hände und Füsse. Dabei möchte ich nicht sowohl den Ton auf die relative Länge der Zehen legen, als vielmehr darauf, dass bei der typischen Bildung Hände und Füsse zwar klein, aber relativ breit erscheinen, weshalb die Füsse gleichsam quer abgestutzt aussehen; als Beweis führe ich den auf Taf. XII der Eingebornen S.-Afr. abgebildeten, skelettirten Fuss eines Buschmannes, sowie die vorliegende vergrösserte Photographie der Buschmänner

des Freistaates (Fig. 66 der Eingeb.) an, wo an dem zur Rechten des Beschauers am Boden kauernden Mädchen die vierte Zehe wieder die Länge der ersten erreicht. Diese quere Abstutzung der Füsse ist so charakteristisch, dass der Afrikaner darnach die Spur beurtheilt und diejenige des Buschmannes mit Sicherheit herauserkennt.

Unter Farini's Buschmännern ist dies Merkmal an dem erwachsenen Mann und dem jüngsten Individuum noch ziemlich deutlich ausgesprochen; die anderen Individuen zeigen relativ schmale Füsse, deren Zehen nach der ersten zu abgerundet sind, d. h. eine Gestaltung, wie sie der Regel nach den Hottentotten zukommt.

Aus den angeführten Gründen halte ich bei diesen Eingebornen eine gewisse Beimischung von Nama-Blut nicht für ausgeschlossen.

Was endlich die allgemeine Körperfülle einzelner Individuen, besonders des erwachsenen Mannes anlangt, so ist solche nicht durch Vermischung zu erklären, sondern sie nöthigt zu der Annahme, dass der Mann nicht im Zustande völliger Wildheit gross geworden ist, weil eine solche Schenkelentwickelung bei den trainirten Wüstenbewohnern nicht angetroffen wird. Man hat es für angezeigt erachtet, die Leutchen nur als ihrer Buschmannsprache kundig vorzuführen, und damit offenbar für den Einsichtigen die beabsichtigte Täuschung enthüllt. Wer hat sich denn mit ihnen in der Buschmannsprache verständigt, um sie zur Reise nach Europa zu bewegen? Das kann doch auch nur wieder ein Buschmann gewesen sein, da selbst die Hottentotten sich in der Sprache jener nicht verständlich machen können. Wer spricht denn in Europa mit ihnen buschmännisch? Als ich den einen Mann der Truppe plötzlich in Capschem Holländisch anredete, fuhr er zusammen, fasste sich aber alsbald und deutete mir in seiner Sprache an, dass er mich nicht verstände, was offenbar eine Lüge war.

Die Buschmänner lernen europäische Sprachen so leicht, dass es geradezu unmöglich wäre, sie aus dem Innern über das Cap nach Europa zu bringen und hier herumzuführen, ohne dass sie von den Sprachen der passirten Länder Einiges aufgefasst hätten. Indem man sie zwang, nur ihre Sprache zu sprechen, suchte man wohl unliebsame Rückfragen über Herkunft und Abstammung unschädlich zu machen.

Ich resumire mich also hinsichtlich dieser Eingebornen dahin, dass es nach meiner Ueberzeugung mit Nama-Blut leicht vermischte Buschmänner Südwest-Afrikas sind, welche im Anschluss an civilisirtere Verhältnisse (Farm oder Missionstation?) aufwuchsen.

Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück, der Verbreitung der Buschmänner von dem Ngami-Gebiet, wo sie längst constatirt wurden, weiter gegen Norden nachzugehen. Den Faden der Untersuchung an dieser Stelle aufnehmend, kommen wir in die Länder an den Ufern des Zambesi, wo wir Buschmänner nicht wohl erwarten dürfen, da sie eigentliche Uferbewohner und Wasserfreunde nirgends gewesen sind.

Die Gebiete nördlich davon wurden besonders durch die Verdienste der HHrn. Pogge und Wissmann für uns aufgehellt, von denen der erstere seinen so erfolgreichen Forschungen leider durch einen vorzeitigen Tod jählings entrissen wurde. In Hrn. Wissmann's Berichten begegnen wir aber wieder Angaben über das Antreffen von Zwergvölkern im Innern, die er freilich, da er die südafrikanischen Buschmänner nicht genauer kannte, mit letzteren auch nicht vereinigen konnte.

Hrn. Wissmann's Forschungsreisen führen direct hinein in das Congobecken, auf welches sich die Entdeckungsreisen der Neuzeit mit besonderer Energie richteten.

Im östlichen Theile des Quellgebietes vom Congo und Nil zogen wohl die nigritischen Stämme, im Norden durch asiatische und europäische Eindringlinge

beschränkt, südwärts herab, einer auf den anderen drückend, und zerstörten oder verdrängten stets schwächere Bevölkerungen, die sie etwa vorfanden, so dass gerade der Osten deutlichere Spuren der Urbevölkerung zur Zeit nicht mehr zu enthalten scheint.

Doch finden sich immerhin noch Andeutungen, dass solche auch hier vorhanden war. So berichtet Hr. Paul Reichard (Verh. d. Ges. f. Erdkunde Bd. XIII Nr. 2, S. 113), im Jahre 1883 am linken Ufer des Luapula einen Zweig, Wasära, vom grossen Stamme der Warua angetroffen zu haben, die von kleiner, zarter Gestalt sind mit weibischen Zügen. „Ihre Waffen bestehen aus vergifteten Pfeilen und Bogen; sie haben sich aus Furcht vor den kriegerischen Wasumboa ganz in die Berge zurückgezogen und sich an dem Fusse der Terrassen der zahlreichen Tafelberge auf möglichst unzugänglichen Positionen angesiedelt.“ Dies stimmt vollkommen mit den südafrikanischen Buschmännern, nur macht sich der Einfluss benachbarter Stämme oder Vermischung durch die Ausübung einer, wenn auch äusserst dürftigen Bodencultur bemerklich.

In Hrn. v. François' Berichten (Verh. Ges. f. Erdk. Bd. XIII Nr. 3, S. 154) begegnen wir alsdann aus dem südlichen Congobecken Angaben über den Stamm der Batua, welche nicht zum Sprachstamme der Bantu gehören, und die er am gleichen Orte (S. 161) direct als Batuazwerge bezeichnet (mit denen die Inkundo gemischt seien). Ihm, wie den späteren noch zu erwähnenden Reisenden war es entgangen, dass in den Kaffersprachen noch heutigen Tages auch die südafrikanischen Buschmänner Batua heissen, wie ich bereits in meinem Buch über die Eingebornen ausdrücklich erwähnte.

Hr. v. François schätzt diese Leutchen durchschnittlich 1,30 *m* hoch; sie sind scheu und misstrauisch, bedienen sich vergifteter Pfeile und gelten als gute Jäger.

Besonders fruchtbringend auch für unsere Frage waren aber die Forschungsreisen des ebenso kühnen, als glücklichen Reisenden Dr. Ludwig Wolf, weil derselbe, vielfach gänzlich unabhängig von den Flussläufen, seine Routen tief in die gebirgigen Quellgebiete hinein ausdehnte. Dabei lernte er denn auch die Batuazwerge persönlich genauer kennen, und mit besonderer Genugthuung lese ich in seinem Bericht (Verh. Ges. f. Erdk. Bd. XIV Nr. 2, S. 85), dass er von den Bakuba, unter denen er die Zwerge antraf, in Erfahrung brachte: „Die Ureinwohner des Landes sollen die Batua, diese vielbesprochenen afrikanischen Zwerge, gewesen sein.“ Hier, wie überall in Afrika, unterjochten die Bakuba, also die Vertreter der stärkeren nigritischen Rasse, die schwächeren, braunen Stämme und versprengten die Reste in unwegsamere Gegenden.

Dem an scharfe Naturbeobachtung gewöhnten Arzte verdanken wir auch präcisere Angaben über die körperliche Beschaffenheit der Batua[1]). Die Erwachsenen beiderlei Geschlechts zeigten in einem Dorfe die durchschnittliche Körpergrösse von 140—145 *cm* (genau meine Durchschnittszahlen für die Buschmänner), in einem anderen Dorfe von nur 130—135 *cm* (auch ich traf erwachsene Buschmänner selbst von geringerer Höhe). Unter den Hautfärbungen nannte Dr. Wolf das Broca-sche Farbenfeld Nr. 42, welches Farini's Buschmännern am nächsten kommt, sowie ein dunkleres (Nr. 43?), an meine typische Buschmannfarbe anschliessend. Ihr Haarwuchs ist der nehmliche. Sie treiben keinen Ackerbau, sondern leben nur von der Jagd, wobei sie mit Bogen und Pfeilen, Speeren und Messern bewaffnet sind, auch darin durchaus in Uebereinstimmung mit den südafrikanischen

1) Verhandl. der anthrop. Ges. 1886. S. 726.

Buschmännern. Selbst die sonderbare Sitte der gliedweisen Verstümmelung der Finger, wie die Stammverwandten am Cap sie von jeher übten, findet sich nach Hrn. Wolf's Angabe bei den Batua Central-Afrika's wieder.

Gehen wir noch weiter nördlich, so treten wir in Länder ein, welche Herrn Schweinfurth's Forschungsgebiet zugehören, und wenn wir fernerhin aus Herrn Junker's Berichten von Zwergstämmen erfahren, die er antraf, so bedeutet dies für die vorliegende Frage im Wesentlichen eine Bestätigung der von Ersterem erwähnten Akka, sowie der noch sehr mythischen aus älterer Zeit, wie sie Krapff unter dem Namen der Doqo, du Chaillu als Obongo uns überlieferte. Bei der Beschreibung der Letzteren ist die Angabe, ihr Körper sei dichtbehaart, charakteristisch für den Mangel an eigener Anschauung und die phantastische Ausschmückung der mündlichen Ueberlieferung. Die Küstenländer waren eben nicht die Gebiete, wo sich Urbevölkerungen bis auf unsere Zeit unvermischt erhalten konnten, und in solchen werden sich am schwersten sichere Angaben über vergangene Zeiten feststellen lassen.

So erschienen mir die unter Vermittelung der ägyptischen Regierung angeblich aus durchaus zuverlässiger Quelle in Italien eingeführten beiden jugendlichen Akka hinsichtlich ihrer Abstammung stets verdächtig, da sie dem Bilde, welches wir uns von dem Urbewohner Afrikas gebildet haben, wenig entsprachen, und es wäre wünschenswerth, über ihre Entwickelung nunmehr wieder etwas Genaueres zu erfahren [1]).

Mögen die so eben ausgesprochenen Zweifel berechtigt sein oder nicht, selbstverständlich kann die einzelne Beobachtung nicht das Resultat einer nunmehr geschlossen vor uns liegenden Reihe von Thatsachen über den Haufen werfen Vom Süden ausgehend, gelangten wir, an der Hand der zahlreichen Forscher neuerer Zeit, im Verfolgen der Spuren zwerghafter brauner Stämme, welche als die ursprünglicheren, aber schwächeren von den später gekommenen, dunkel pigmentirten Stämmen versprengt oder in schwer zugängliche Orte gedrängt wurden, im Norden Afrikas an.

Somit glaube ich behaupten zu dürfen, dass die, seiner Zeit von mir im Hinblick auf die Verhältnisse südafrikanischer Eingeborner aufgestellte Ansicht, die Buschmänner seien die südlichsten Ausläufer einer früher in Afrika weit verbreiteten Urbevölkerung, durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen als für den ganzen Continent erwiesen betrachtet werden kann, und dass die Bantu-Völker Süd-Afrikas die gleichen Stämme als Batua bezeichnen, welche sie unter dem Aequator mit solchem Namen belegen. —

Hr. Hartmann erinnert an das angebliche Reich Butua, Abutua des De Barros, Dos Santos, Battel's und neuerer portugiesischer Schriftsteller, wie

1) Zur Zeit, wo die vorliegenden Zeilen zum Druck gelangen, ist dieser Bitte durch Vermittelung unseres hochverehrten Vorsitzenden bereits entsprochen worden. Es stellte sich heraus, dass der eine der angeblichen Akka gestorben, und der zweite ebenfalls der Tuberculose verdächtig ist. Letzterer, als Soldat dienend, ist aber, obwohl er noch gar nicht volle Grösse haben dürfte, bereits erheblich gewachsen (1,55 *m*), nähert sich also der Mittelgrösse und kann als „Zwerg" sicherlich nicht mehr angesehen werden. Diese Entwickelung hat den oben ausgesprochenen Verdacht nach meiner Ueberzeugung bestätigt. Ich füge noch hinzu, dass der jüngste von Emin-Pascha aus Wadelai eingegangene Bericht ebenfalls des Zwergvolkes der Akka in den Gebirgen am Nyansa erwähnt, die von den Wanyoro „Balia" genannt werden, sie selbst nennen sich aber „Betua".

Botelho, Sá da Bandeira u. s. w. Ueber die im Süden Abyssiniens hausenden pygmäenhaften Doko ist nichts Neueres bekannt geworden. —

Hr. Virchow gedenkt der Mittheilungen des Hrn. Wissmann (Verh. 1883. S. 455), dass er die Batua bis zum Tanganyka verfolgt habe, und des Hrn. Felkin (Verh. 1884. S. 271), der Tikki-Tikki oder Akka am Victoria Nyanza und am Welli traf. —

Hr. Bastian bemerkt, dass neben den wichtigen Nachrichten des Stabsarztes Dr. Wolf über die Batua, weitere Bestätigungen auch von anderen der im Congogebiete thätigen Entdeckungsreisenden geliefert sind, und ausserdem in den, dem ethnologischen Museum beschafften Sammlungen Mancherlei sich angefügt findet, das als den Batua zugehörig verzeichnet steht. Der Name der Tikki scheine mit dem der Akka zusammenzufallen (in die Gebiete der die Kraniche einflechtenden Mythen), und im Westen möchte das aus den Forschungen am Gabun und Ogoway von du Chaillu und Lenz über die Obongo Beobachtete heranzuziehen sein, sowie das auch an der Loango-Küste für sogenannte Zwergstämme Anschlüssige, seit erster Einrichtung der Station im Jahre 1873, und schon aus den Berichten früherer Reisenden bekannt (wie denen Battel's). —

Hr. Fritsch bemerkt, dass die Obongo du Chaillu's angeblich stark behaart seien, was mit der Natur der Buschmänner nicht übereinstimme. Die von Dr. Falkenstein photographirten Babongo liessen den typischen Buschmanncharakter ebenfalls nicht erkennen. —

Hr. Bartels theilt mit, dass er einen der beiden Akka-Knaben Miani's im Jahre 1874 in Rom gesehen habe. Derselbe hatte eine bedeutend dunklere Hautfarbe, als die Farini'schen Erdmenschen. Seine Farbe hatte ungefähr den dunklen Ton, wie diejenige des Knaben vom Volke der Basutho, welchen er vor einer Reihe von Jahren der Gesellschaft vorstellte. Eine Photographie der beiden kleinen Akka habe er damals von Rom aus der Gesellschaft übersendet. Es wurde erzählt, dass die geographische Gesellschaft in Rom die beiden Kinder adoptirt habe. —

Hr. Virchow erwähnt, dass sich die beiden Akka zuletzt in Verona befanden. Er verspricht, über dieselben Nachrichten einzuziehen. —

Hr Hartmann vermuthet, sie seien dort wohl dem Istituto Mazza überwiesen. Dies verdanke seine Blüthe hauptsächlich dem unermüdlichen Wirken des Prof. Giovanni Beltrame, früheren apostolischen Missionar am weissen Nil, welcher sich sehr für die Erziehung junger Afrikaner interessire.

(7) Hr. Virchow bespricht einen

retinirten Zahn mit offener Wurzel in dem Unterkiefer einer Goajira.

Die Erörterungen über das Unterkiefer-Bruchstück aus der mährischen Schipka-Höhle sind bisher zu keinem vollständigen Abschlusse gelangt. Die grosse Mehrzahl der Autoren, welche sich daran betheiligt haben, ist dabei stehen geblieben, die am schärfsten von Hrn. Schaaffhausen vertheidigte Meinung aufrecht zu halten, dass der Kiefer, trotz seiner riesenmässigen Grösse, einem eben in die zweite

Dentition eingetretenen Kinde angehört habe, weil der Eckzahn und die beiden Praemolaren der rechten Seite noch ganz im Kiefer stecken und überdies offene Wurzeln besitzen. Mehrere dieser Autoren haben auch kein Bedenken getragen, die weitere, an sich nahe liegende Consequenz zu ziehen, dass das Kind selbst ein riesenmässiges gewesen sei, ja, dass der diluviale Mensch, wenigstens in Mähren, gleich den diluvialen Säugethieren, um ein Beträchtliches die jetzigen Menschen an Grösse übertroffen habe.

Der Entdecker des fraglichen Stückes, Hr. Maška, dessen Originalbericht in der Sitzung vom 15. Mai 1886 (Verh. S. 341) mitgetheilt worden ist, hat in der vortrefflichen Schrift: „Der diluviale Mensch in Mähren, Neutitschein 1886, S. 80", nochmals die Gründe für eine solche Auffassung kurz zusammengestellt und die Gelehrten namhaft gemacht, welche sich für dieselbe ausgesprochen haben. Die Zahl der letzteren ist allerdings eine erdrückend grosse. Indess darf ich erwähnen, dass Hr. J. Ranke, der unter denselben aufgeführt wird, sich vielmehr als ein Gegner ausgewiesen hat (Der Mensch. Leipzig 1887. II. S. 439), und dass Hr. Wankel, der früher zu den Freunden gehörte, seitdem seine Meinung geändert hat, wie übrigens Hr. Maška selbst anführt (Der diluviale Mensch S. 84, 102). Das Motiv dieser Meinungsänderung war ein streng naturwissenschaftliches: Hr. Wankel fand in der gleichfalls mährischen Lössstation von Předmost, mitten zwischen Ueberresten der Thätigkeit diluvialer Menschen, die ganz normale Unterkieferhälfte einer erwachsenen Person, welche sich in ihren Dimensionen durch nichts vom Unterkiefer jetziger Menschen unterscheidet. Hr. Maška erkennt dieses Argument nicht an. Die Diluvialzeit sei lang genug gewesen, um sehr grosse zeitliche Unterschiede zuzulassen, und „so lange nicht sicher constatirte Beobachtungen vorliegen, dass thatsächlich 3 solche Zähne, wie beim Schipkakiefer, auch bei anderen Menschen unausgebildet im Kiefer zurückbleiben können, müssen wir auch den fossilen Schipkakiefer als von einem normal entwickelten Menschen herstammend ansehen." Dieser Satz geht vielleicht weiter, als der Autor beabsichtigt hat, zu sagen. Denn dass der Mensch, von welchem der Schipkakiefer herstammt, abnorm entwickelt gewesen sei, ist gerade von ihm und seinen Anhängern angenommen worden, während ich die abnorme Entwickelung nur auf die 3 Zähne beschränkt hatte.

Meine Meinung ist in einer besonderen Abhandlung (Zeitschr. f. Ethnol. 1882 Bd. XIV S. 277) ausführlich dargelegt worden. Da uns für die Annahme eines diluvialen Riesengeschlechts von Menschen jeder Anhalt fehlt, und da ein isolirtes Riesenwachsthum des Unterkiefers bei einem 9jährigen Kinde nie beobachtet worden ist, so hatte ich die Frage aufgeworfen, ob es sich nicht um den Unterkiefer eines Erwachsenen und um ein abnormes Retentionsverhältniss der 3 Zähne handeln könne. Aber ich erkannte an, dass zwei Momente an dem Schipkakiefer vorhanden seien, welche durch die bisherige Erfahrung an Erwachsenen nicht als thatsächlich vorkommende nachgewiesen seien.

Das eine Moment fand ich in der gleichzeitigen Retention von 3 Zähnen neben einander. Indess konnte ich (ebendas. S. 292) einige Beispiele von multipler Retention beibringen, zu denen ich später (Sitzung vom 26. Juni 1886. Verh. S. 399) noch ein weiteres hinzufügte, wo an einem Cretinenschädel 4 obere und 4 untere, also im Ganzen 8 Zähne retinirt sind. Die Beobachtung des Hrn. Zuckerkandl, der am Oberkiefer einer erwachsenen Person den rechten Eckzahn und die daran stossenden beiden Praemolaren retinirt sah, habe ich gleichfalls schon erwähnt (Sitzung vom 15. Mai 1886. Verh. S. 345). Dieser Punkt darf also wohl als erledigt angesehen werden.

Das zweite Moment war die Wurzellosigkeit oder genauer die Offenheit

der Wurzeln der retinirten Zähne. Weder in der Literatur, noch in den Sammlungen war es mir gelungen, auch nur ein einziges Beispiel dafür bei einer erwachsenen Person aufzufinden. Ich vermochte daher gerade das Hauptargument meiner Gegner nicht zu widerlegen, und ich musste es erdulden, geradezu des Abfalls von den naturwissenschaftlichen Grundsätzen bezüchtigt zu werden, indem ich eine Möglichkeit hypothetisch aufstellte, die ich zu beweisen ausser Stande war. Freilich habe ich dagegen geltend gemacht, dass überhaupt sehr wenige retinirte Zähne vollständig untersucht worden sind. Aber dies nützte eben so wenig, als der Hinweis darauf, dass die Hypothese von der riesenhaften Entwickelung eines kindlichen Unterkiefers ebenso wenig nachgewiesen und überdies vollständig unwahrscheinlich sei.

Gegenwärtig bin ich in der glücklichen Lage, das erste thatsächliche Beispiel eines retinirten Zahnes mit offener Wurzel, und zwar gerade an der in Frage stehenden Stelle des Unterkiefers, vorlegen zu können. Einer der Goajira-Schädel, welche ich in der Sitzung vom 20. November 1886 (Verh. S. 699) vorlegte, der eines jungen Weibes[1]), zeigte „unter der stark usurirten Wurzel des linken unteren Praemolaris I einen, mit der Krone durch ein Loch in der vorderen Wand sichtbaren retinirten Zahn". Ich habe seitdem die vordere Wand vorsichtig abgemeisselt, und man sieht nunmehr den noch in situ befindlichen und nicht ausgelösten Zahn mit seiner offenen Wurzel, in welche es leicht ist eine gekrümmte Sonde einzuführen.


1/1

Der Schädel ist nach meiner Schätzung der einer jungen Goajira von vielleicht 18 Jahren. Seine Capacität von 1080 *ccm* entspricht dem nannocephalen Maass, welches ich für die weiblichen Schädel dieses Stammes gefunden habe. Die 3 anderen Weiberschädel ergaben 1040, 1100 und 1130 *ccm*. Die Synchondrosis sphenooccipitalis ist an dem fraglichen Schädel freilich noch offen, sonst aber sind alle kindlichen Nähte geschlossen. Eine vortretende Leiste zeigt die alte Sutura frontalis an. Die Ala sphenoidealis temp. ist beiderseits sehr breit und gross. Prognathe, aber kurze Kieferränder. Mit Ausnahme der Weisheitszähne waren sämmtliche Zähne entwickelt; erstere liegen noch in den zum Theil eröffneten Alveolen. Die meisten Zähne sind posthum ausgefallen; vorhanden sind nur im Oberkiefer der Praemolaris II und der Molaris I links, im Unterkiefer die Praemolaren links und der Praemolaris II rechts. Sämmtliche Zähne, bezw. Alveolen sind sehr gross, ganz besonders die Praemolares II und die Alveolen der Molares I und II. Erstere haben weit auseinander stehende Wurzeln; ob nur 2 Wurzeln, ist am Unterkiefer nicht zu erkennen, dagegen zeigt die Alveole des Praemolaris II am Oberkiefer eine grosse und mehrere kleine Abtheilungen. Die Kronen sämmtlicher vorhandener Zähne sind stark, und zwar bis in das Dentin, abgerieben und sehr gross; die der Praemolares II sind ganz nach Art von Molares gebaut und mit 5 Cuspides versehen.

Der Unterkiefer ist, entsprechend der geringen Körpergrösse der Goajira-Frauen, klein, aber verhältnissmässig kräftig und plump gebaut. Sein unterer Umfang misst 177 *mm*, die mediane Höhe 28, die gerade Höhe des Proc. coronoides 52, die schräge Höhe des Proc. condyloides 47, die Breite des Astes 36 *mm*, der

1) Es ist der in der Tabelle S. 702—5 unter Nr. 5 aufgeführte, bei welchem durch ein Versehen das Wort „alt" zugefügt ist, das zu Nr. 6 gehört.

Winkel 110°, der Abstand der Winkel von einander 86 *mm*. Die Zahncurve, von oben her betrachtet, macht nach vorn eine breite Wölbung, biegt dagegen hinten stark nach innen ein, indem die Alveolen der Molares I und II schief nach innen geneigt sind und sich mit ihren lingualen Rändern bis auf 40 *mm* einander nähern. Die Alveolen der Molares II liegen ganz nach innen am Proc. coronoides, die der Molares III an der inneren Fläche desselben. Dadurch kommt es, dass die Seitentheile des Kiefers hier eine ungewöhnliche Dicke besitzen. Das Kinn bildet eine sehr starke Vorwölbung, deren grösste Anschwellung fast in der Mitte der medianen Höhe sich befindet und nach oben in eine Crista übergeht. Zugleich biegt sich der prognathe Zahnrand stark vor. Unter dem Tuberculum mentale findet sich eine dreieckige, schwach gewölbte Fläche, deren Basis 22 *mm* breit und jederseits durch einen stumpfen Vorsprung des unteren Kieferrandes begrenzt ist. Zwischen diesen Vorsprüngen ist der untere Rand abgeflacht, nach vorn sogar etwas ausgerandet, dagegen nach hinten in eine mediane Spitze ausgezogen, welche über die hintere Fläche vorspringt. Die Spina ment. interna, welche von dieser Spitze durch einen glatten Zwischenraum getrennt wird, ist niedrig, aber umfangreich; ihre rauhe Oberfläche zeigt noch deutlich eine Längsspalte mit dem kleinen Gefässloche an ihrem oberen Ende. Dicht über der Spina liegt eine flache, glatte Grube; dann folgt die stark convexe Fläche des prognathen Kieferrandes. Alle diese Theile sind dick, am meisten die Gegend des Tub. mentale.

Das kleine Loch in der vorderen Wand der linken Kieferhälfte, welches vorher erwähnt wurde und durch welches eine Zahnkrone durchschimmerte, lag genau unter dem Praemolaris I, 5 *mm* unter dem Alveolarrande, senkrecht über dem For. ment. externum. Bei dem Aufmeisseln der Wand zeigte sich, dass die Zahnhöhle in doppelter Richtung schräg gestellt war: einerseits hatte der ganze Zahn eine Richtung von oben und hinten nach unten und vorn, so dass das Wurzelende bis unter den Alveolus des Eckzahns reichte; andererseits durchsetzte die Zahnhöhle fast die ganze Dicke des Unterkiefers, indem die Krone die äussere Wand durchbrochen hatte, das Wurzelende dagegen die Rinde der Innenwand berührte, so dass hier eine durchscheinende Stelle entstanden war. Auf diese Weise blieb der Canalis mentalis ganz unbetheiligt.

Der retinirte Zahn füllt die Höhle nicht ganz aus, so dass er um ein Geringes verschiebbar ist. Dadurch wird es möglich, bald sein Wurzelende, bald seine Krone etwas vollständiger zur Anschauung zu bringen. Seine ganze Länge beträgt fast 15, die von Schmelz freie Fläche 7 *mm*. Die Wurzel ist einfach, drehrund und kräftig; am Ende sieht sie wie gerade abgeschnitten aus und zeigt hier eine Oeffnung von etwa 2 *mm* Durchmesser, mit ganz scharfen und feinen Rändern. Die Krone ist kräftig entwickelt: ihr Querdurchmesser dürfte 7—8 *mm*, ihre Höhe mindestens ebensoviel betragen. Sie ist stark gewölbt und bildet an der labialen Seite einen medianen Wulst, der in eine vortretende Spitze ausläuft. Jederseits an dieser liegt noch ein niedrigeres und wenig abgesetztes Höckerchen. Nach hinten schliesst sich daran eine schräg abfallende, etwas hügelige Fläche, deren genauere Betrachtung bei der Lage des Zahns ohne weitere Zerstörung nicht möglich ist. Indess das Mitgetheilte wird genügen, um erkennen zu lassen, dass wir es mit einem leicht heterotopen, retinirten Caninus ohne Wurzelende zu thun haben.

1/1

Anfangs glaubte ich, dass es ein Praemolaris I sei, weil die Krone so unmittelbar unter dem noch erhaltenen zweiwurzeligen Praemolaris I steht, dass dessen vordere Wurzel grossentheils usurirt, die hintere tief ausgehöhlt ist, während die ungemein weite Alveole des Eckzahns, welche 8 *mm* im Quer- und 9 *mm*

im Dickendurchmesser hat, ganz unversehrt erscheint. Allein je länger ich mich mit der Vergleichung der Zähne beschäftigt habe, um so mehr habe ich mich überzeugt, dass es sich um einen überzähligen Caninus handelt, der nur in eine schräge Stellung und in das Gebiet des Praemolaris I hinübergedrängt worden ist.

Ist nun dieses Beispiel ausreichend, um die bisherigen Vertheidiger der Riesenhypothese zu überzeugen, dass ein Zahn „unentwickelt" in seiner Höhle zurückgehalten werden kann? Ich sollte meinen, dass es dazu ausreicht und dass, wenn dies der Fall ist, die von mir in Bezug auf den Schipkakiefer aufgeworfene Frage zu bejahen ist. Hr. Maška hat freilich vorsorglich verlangt, es müsse nachgewiesen werden, dass drei solche Zähne, wie beim Schipkakiefer, auch bei anderen Menschen unentwickelt bleiben können. Nun, ich denke, was bei einem Zahne möglich ist, wird wohl auch bei drei Zähnen möglich sein, wenn sie sich unter gleich abnormen Bedingungen entwickeln. Mit der Zeit wird sich, wenn man nur erst gehörig sucht, auch der Fall finden, wo 2 oder gar 3 retinirte Zähne offene Wurzeln haben, und dann werden wohl auch die Hyperkritiker begreifen, dass diese Erörterung ein entscheidendes Interesse für die Frage von der dritten Dentition besitzt.

Hr. Fr. Busch, der in einem längeren Artikel (Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1886. Jahrg. IV. Heft 12. Sep.-Abdr.) die Ueberzahl und Unterzahl der Zähne, mit Einschluss der dritten Dentition, behandelt, lässt mich die Frage aufwerfen, ob es nicht auch bei Menschen Zähne mit offenen Pulpen und immer fortwährendem Wachsthum geben könne, wie der Caninus des Schweines, und er „glaubt diese Frage im verneinenden Sinne beantworten zu dürfen". Aber diese Frage habe ich überhaupt nicht „aufgeworfen". In meinem Vortrage über „Retention, Heterotopie und Ueberzahl von Zähnen" in der Sitzung vom 26. Juni 1886 Verh. S. 400) habe ich nur gesagt: „Ob bei dem Menschen Zähne vorkommen können, die, etwa vergleichbar dem Caninus der Schweine, eine offene Wurzelspitze behalten, obwohl sie alt werden, bleibt immer noch zu ermitteln". Von einem „fortwährenden Wachsthum" ist dabei kein Wort gesagt und konnte auch füglich keines gesagt werden. Meine Erörterungen führten höchstens auf die, übrigens nicht weiter verfolgte Betrachtung, dass ein Zahn mit offener Wurzelspitze, nachdem er Jahre hindurch im Wachsthum behindert war, in einer späteren Zeit noch einmal zu wachsen anfangen könne. Diese Möglichkeit eines erneuten Wachsthums, das von einem fortwährenden Wachsthum gänzlich verschieden ist, kann dadurch nicht widerlegt werden, dass, wie Hr. Busch sagt, die Zähne des Menschen auf abgeschlossenes Wachsthum eingerichtet sind. Bei den Knochen des Menschen findet dasselbe Verhältniss statt, und doch giebt es pathologische Umstände, unter denen ein späteres erneutes Wachsthum derselben stattfindet; ja es kommt vor, dass Synchondrosen, Fontanellen und Nähte, welche frühzeitig ossificirt werden sollten, offen bleiben und in späterer Zeit wieder wachsen.

Auch der Schädel der Goajira, von welchem ich gesprochen habe, zeigt noch eine offene Synchondrosis sphenooccipitalis. Vielleicht könnte man deshalb und wegen der Nannocephalie des Schädels bezweifeln, dass die Person sich im Alter der vollendeten Pubertät befunden habe. In Bezug auf die Nannocephalie habe ich schon hervorgehoben, dass sich dieselbe bei sämmtlichen 4 Frauenschädeln unserer Sammlung findet. Es hat aber für deren Beurtheilung einigen Werth, noch Angaben über das Verhalten derselben anzufügen:

1) Nr. 6 mit einer Capacität von 1040 *ccm* hat eine vollständig geschlossene Synchondr. sphenooccipitalis. Nach dem ganzen Verhalten, namentlich auch der

Zähne, gehörte dieser Schädel einer alten Frau an: im Unterkiefer fehlen sämmtliche Molaren und die Praemolares II, im Oberkiefer viele einzelne Zähne; ihre Alveolen sind völlig obliterirt. Die Praemolaren in dem stark prognathen Oberkiefer sind sehr gross.

2) Nr. 8 mit einer Capacität von 1100 *ccm* hat gleichfalls eine geschlossene Synchondrose. Die Zahnkronen sind abgeschliffen, die Weisheitszähne entwickelt.

3) Nr. 4 mit einer Capacität von 1130 *ccm* und geschlossener Synchondrose hat links oben einen noch ganz in seiner Alveole eingeschlossenen Molaris III, während die übrigen Weisheitszähne eben im Durchbrechen begriffen sind. Der Unterkiefer zeigt viel Aehnlichkeit mit dem von Nr. 5, nur ist die Curve etwas weiter und die Wurzeln der Praemolaren sind einfach. Die Molaren ungewöhnlich gross. Zwischen den Praemolaren ein unverhältnissmässig breites Alveolar-Septum.

Daraus ergiebt sich, dass auch die Schädel ganz ausgewachsener (Nr. 8) und selbst alter (Nr. 6) Goajira-Frauen im Wachsthum nicht fortgeschritten sind, und dass mangelhafte Entwickelung der Weisheitszähne mit völligem Verschluss der Synchondrosis sphenooccipitalis (Nr. 4) zusammen vorkommt. Nach meinen Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes (Berlin 1857. S. 17) scheint die vollständige Synostose zwischen Hinterhaupts- und Keilbein bei Europäern meistens gegen das 18.—20. Lebensjahr zu erfolgen. Der Durchbruch der Weisheitszähne tritt in der Regel zwischen dem 17.—21. Lebensjahre ein. Legt man diese Erfahrungssätze auch der Betrachtung der Dentition bei den Goajiras zu Grunde, so wird die von mir gemachte Schätzung, dass der Schädel Nr. 5 einer Person von etwa 18 Jahren angehört habe, wohl ungefähr zutreffen. Vielleicht war sie 1—2 Jahre jünger oder um eben so viel älter. Darauf wird nicht viel ankommen. Selbst wenn wir das Alter nur auf 16 oder 17 Jahre veranschlagen, bleibt die Thatsache als ein völliges Novum bestehen, dass die Person einen retinirten Caninus mit offener Wurzel im Unterkiefer besass. Es liegt ferner nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, dass die Wurzel dieses Caninus sich in kurzer Zeit geschlossen haben würde. Im Gegentheil, nachdem der Zahn mindestens 6 oder 7 Jahre lang mit unfertiger Wurzel in dem Kiefer stecken geblieben, also längst in einen sehr auffälligen Beharrungszustand gerathen war, ist es mehr als wahrscheinlich, dass er denselben auch noch länger fortgesetzt haben würde, wenn die Person am Leben geblieben wäre.

Andererseits würde dieser Beharrungszustand sehr wahrscheinlich sein Ende erreicht haben, wenn der gewöhnliche Caninus oder der, schon in so hohem Grade von unten her usurirte Praemolaris I oder beide entfernt, und damit das äussere Hinderniss für den Durchbruch des retinirten Caninus weggeräumt worden wäre. Denn zweifellos handelt es sich um ein Zwangsverhältniss, welches nur so lange zu dauern hatte, als die äusseren Verhältnisse dieselben blieben. Mit dem Freiwerden der Stelle in der Zahnreihe würde auch wahrscheinlich eine neue Bewegung in die Wurzel des retinirten Zahns gekommen und der späte Durchbruch des Caninus erfolgt sein.

So, denke ich, wird diese Beobachtung dazu dienen, das Verständniss für die Vorgänge der Dentitio tarda zu eröffnen, und ich zweifle nicht, dass weitere Erfahrungen nicht ausbleiben werden. Zugleich ist für den Schipkakiefer der Hauptgrund, weshalb man ihn trotz der höchsten Unwahrscheinlichkeit einem Kinde von 9 Jahren zugeschrieben hat, beseitigt, und es werden fortan auch meine Gegner wohl anerkennen, dass die von mir vorgeschlagene Deutung eine natürliche, wissenschaftliche und genügende war.

Sitzung vom 19. März 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Erst jetzt ist die Nachricht von dem Tode unseres correspondirenden Mitgliedes, des Grafen Jan Zawisza an uns gelangt. Derselbe ist am 22. Februar in seinem 64. Jahre zu Warschau gestorben. Mit ihm verliert die Gesellschaft einen langjährigen treuen Freund, der nicht am wenigsten dazu beigetragen hat, die so nothwendigen freundlichen Beziehungen zwischen den polnischen und den deutschen Alterthumsforschern zu pflegen. Zahlreiche Mittheilungen von ihm zieren die Jahrgänge unserer Verhandlungen. Insbesondere ist die Wissenschaft ihm dauernd verpflichtet durch die grosse Sorgfalt und die anhaltende Mühe, die er auf die Erforschung der Höhlen des oberen Weichsel-Gebietes verwendet hat. Jedesmal, wenn ein internationaler archäologischer Congress zusammentrat oder wenn die deutsche anthropologische Gesellschaft ihre Generalversammlung auf ein, der polnischen Grenze benachbartes Gebiet verlegte, waren wir sicher, den Grafen Zawisza erscheinen zu sehen. Sein Andenken wird unter uns nicht erlöschen. Möge dasselbe auch unter seinen Landsleuten dazu beitragen, jenes Zusammenwirken in wissenschaftlichen Untersuchungen lebendig zu erhalten, das so schöne Früchte getragen hat!

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Wilhelm Meyerhof, Kaufmann, Berlin.
„ Dr. med. Dagobert Schwabach, Berlin.
„ Max Nathan, vereid. Makler, Berlin.
„ Dr. med. Hermann Bindemann, Berlin.
„ Dr. med. Georg Hesselbarth, Berlin.
„ Moritz Kerb, Kaufmann, Berlin.
„ Professor Leo, Berlin.

(3) Vor wenigen Tagen, am 16. d. M., hat die Gesellschaft in Verbindung mit der Gesellschaft für Erdkunde zu Ehren des nach 7jähriger Abwesenheit und nach langer Abgeschlossenheit aus Central-Afrika glücklich heimgekehrten Dr. Wilhelm Junker eine Festsitzung abgehalten. Der Bericht darüber ist in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde (Bd. XIV. Nr. 4) erstattet worden.

(4) Das Comité für die Errichtung eines Chamisso-Denkmals in Berlin berichtet in einem Schreiben vom 18. März, dass die Ausführung des Denkmals, bestehend in einer Kolossal-Büste in Bronze, dem Bildhauer Hrn. Julius Moser übertragen sei, dass jedoch bis jetzt erst 3900 Mk. an Beiträgen eingegangen sind. Dasselbe übersendet einen erneuten Aufruf zur Zeichnung von Beiträgen.

Der Vorsitzende erinnert daran, dass Chamisso einer der ersten gewesen ist, welche die ethnologische Forschung im modernen Sinne in jener grossen Inselwelt

des Stillen Oceans begonnen hat. Nach Forster hat die ältere Geschichte unserer Wissenschaft keinen ruhmvolleren Vertreter dort aufzuzeigen. Möge daher die Hülfe unserer Mitglieder dem schönen Unternehmen nicht fehlen!

Eine sofort in Umlauf gesetzte Liste ergiebt eine Reihe von Zeichnungen.

(5) Hr. Schliemann schreibt d. d. Theben (Luxor), am 19. Febr. über seine

ägyptische Reise.

Da ich die Keramik für einen hochwichtigen Theil der Alterthumskunde ansehe, und dieselbe — was das Pharaonenland betrifft — bis jetzt ganz vernachlässigt und unbeachtet geblieben ist, so dass kein Museum der Welt Nennenswerthes davon aufzuweisen hat, so glaubte ich der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin einen grossen Dienst damit zu erweisen, wenn ich meine Nilreise dazu benutzte, altägyptische und nubische Topfwaaren zu sammeln. Zu meiner Freude ist es mir denn auch gelungen, meistentheils hier in Theben, circa 300 wohlerhaltene Gefässe charakteristischer Formen zu erwerben, worunter fast alle die, neben dem Granitthor Thutmes III. in Karnak, in dem Grabe Rameses III. und im grossen Tempel in Abydos, sowie im Tempel von Abu Simbl in Nubien abgebildeten Vasen vertreten sind.

In Nubien konnte ich zwar nur wenige ganze Gefässe erwerben, ich bin aber unablässig bemüht gewesen, auf den dortigen uralten Baustellen charakteristische Topfscherben zu sammeln, und hoffe, dass Ihnen auch diese willkommen sein werden. Ich unterlasse es, Ihnen hier die Formen der Gefässe zu beschreiben, zumal Sie dieselben binnen Kurzem in den Sälen der trojanischen Sammlung im neuen ethnologischen Museum aufgestellt sehen werden; nur möchte ich bemerken, dass überall, wo an den Seiten der Gefässe Auswüchse vorkommen, diese wagerecht durchbohrt sind und senkrechte Röhrchen zum Aufhängen, wie sie in Troja vorkommen, durchaus fehlen. Jetzt werden alle Topfwaaren Aegyptens auf der Scheibe gedreht, jedoch beweisen die vielen glänzend rothen, aus der Hand gemachten Gefässe meiner Sammlung, dass in uralten Zeiten die ägyptischen Vasen genau so gemacht worden sind, wie sie noch jetzt in den Dörfern unterhalb Kalabsche in Nubien fabricirt werden, wo ich der Anfertigung mehrfach beigewohnt habe. Letztere geschieht durch die Frauen. Das Material ist der Alluvialboden der Strasse, welcher vor dem Durchbruch der einstigen Wasserfälle im Engpass von Kalabsche abgelagert und daher wenigstens 3000 Jahre alt ist, denn jetzt ist der höchste Wasserstand der periodischen Ueberschwemmungen um 8—9 *m* niedriger, als die Bodenfläche der Dörfer. Nachdem die Erde angefeuchtet und geknetet ist, macht die Nubierin das Gefäss aus der Hand, fast ebenso schnell, als es mit der Scheibe möglich ist, zwar etwas dick, aber doch graciös. Nachdem etwa 50 Gefässe angefertigt, in der Sonne getrocknet, mit einem glatten Stein polirt und mittelst eines Lumpens mit einer in Sesamöl aufgelösten rothen Erde, die man in unmittelbarer Nähe im Arabischen Gebirge findet, bestrichen sind, packt man sie in trocknen Kamel- und Büffeldung auf einer Art von Tenne, die einen etwa 0,20 *m* hohen Rand hat. Darauf zündet man den Dung an und lässt ihn ruhig zu Asche verbrennen, worüber mehrere Tage vergehen, und bringt dann die vollkommen fertigen Gefässe zum Verkauf. Der Preis der Vasen und Schüsseln ist durchschnittlich ½ Piaster oder 1 Silbergroschen per Stück, und habe ich selbst einige davon gekauft, die ich gerne nach Berlin sende, sollte dies wünschenswerth sein. Wenn diese Topfwaaren, und namentlich die Schüsseln, einige Jahre im Gebrauch gewesen sind, so nehmen sie den Schein an, als wenn sie uralt wären, und werden, was das Aussehen betrifft, den glatten,

rothen Gefässen der zweiten oder verbrannten Stadt von Troja vollkommen ähnlich, nur ist ihre Form verschieden.

Aber nicht nur das Handwerk des Töpfers, sondern auch das Spinnen und Weben wird noch auf die uralte Weise betrieben, wie sie uns die Ilias und die Odyssee beschreiben; ja, das Spinnrad scheint in den Dörfern Nubiens und Aegyptens ganz unbekannt geblieben zu sein. Das Spinnen wird aber nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern betrieben.

Zwar habe ich hier und da in Nubien die Frauen beschäftigt gesehen, das Getreide mit einer kleinen Drehmühle zu zermalmen, meistentheils aber geschah die Operation zwischen 2 Steinen aus Trachyt, wovon der untere gross war, der obere aber genau die Form der trojanischen Mühlsteine hatte.

Da ich von den Nubierinnen spreche, so muss ich bemerken, dass sie im Alter von 10 Jahren zur Reife kommen, aber selten vor dem 12. Jahre verheirathet werden. Uebrigens habe ich in Dakkeh eine Frau von 13 Jahren gesehen, die schon 2 Kinder hatte. Nach unseren Begriffen verunstalten sich die jungen Damen zwar gewaltig durch das Tättowiren beider Lippen und verschiedener Stellen im Gesichte, sowie durch das Tragen eines grossen goldenen Ringes in der Oberlippe, ganz besonders aber durch ihre sonderbare Haartracht. Das Haar wird nehmlich in etwa 40 Flechten geflochten, wovon 15 auf jede der Schläfen und 10 auf die Stirn herunterhängen und deren Enden in kleine thönerne Cylinder befestigt werden. Diese Operation geschieht aber nur zweimal im Jahr. Inzwischen werden die Flechten täglich mit einer Abundanz von Sesamöl benetzt, in Folge dessen sie mit der Zeit in Schmutzklumpen umgewandelt werden; auch betrachten es die Nubierinnen als einen essentiellen Beitrag zur Schönheit, wenn sie sich die Nägel an Händen und Füssen mit Henne-Blättern braun färben. Aber trotz dieser sonderbaren Toilette, die so wenig nach unserem Geschmack ist, müssen wir doch eingestehen, dass die Nubierinnen, ungeachtet ihrer ebenholzähnlichen Hautfarbe, zu den schönsten Frauen der Welt zu zählen sind. Noch vor etwa 200 Jahren war ganz Nubien christlich und scheinen die Ruinen der vielen Klöster und Kirchen, die man zwischen Asuan und Wadi Halfa sieht, zu beweisen, dass die guten Leute sehr gottesfürchtig waren. Vielleicht erklärt sich durch die gewaltsame Bekehrung der erschreckliche Hass der Nubier gegen die Araber, in Folge dessen auch kein Nubier je ein arabisches Weib heirathet.

Nubien muss einst, bei dem hohen Wasserstande des Nils, vor dem Durchbruch der Kararakte von Kalabsche, ein sehr fruchtbares, reiches Land gewesen sein; davon zeugen die Tausende von zum Schutze der Felder angelegten, uralten, aus riesigen Blöcken hergestellten, etwa 3 *m* breiten, 3—4 *m* hohen Wälle, die alle auf dem hohen Niveau des Alluvialbodens anfangen und unter rechtem Winkel in den Fluss hineingehen, sowie auch die Ruinen so vieler uralter Städte, während jetzt meistsntheils nnr ein sehr schmaler Landstreifen an beiden Ufern culturfähig ist. Es giebt daher jetzt fast nur armselige Dörfer in Nubien und ist ein grosser Theil der männlichen Bevölkerung gezwungen, seinen Unterhalt in Cairo und Alexandrien zu suchen, wo die Nubier wegen ihrer proverbialen Treue und Ehrlichkeit als Hausdiener hochgeschätzt werden. Alle Männer, und selbst die Knaben, sprechen — ausser Nubisch — auch ziemlich geläufig Arabisch; aber nicht so die Weiber, die von letzterer Sprache nur wenige Worte verstehen. Das nubische Volk zeichnet sich durch grosse Reinlichkeit aus, wobei ihm aber das Klima behülflich ist, denn Flöhe und Wanzen können in Nubien nicht leben und sind dort nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Rohe Hämmer aus Diorit und Kornquetscher aus verschiedenen Steinarten habe

ich auf den uralten Baustellen Nubiens zu Hunderten gesammelt und auf jedem derselben den Fundort bemerkt; mehrfach sah ich, auf dem Kameel reitend, solche Steininstrumente auf dem harten Sande liegen, habe sie aber stets aufnehmen lassen. Nur einmal fand ich in der Wüste eine schöne Axt aus Diorit und in der aus Rohziegeln der Pharaonenzeit errichteten Festung Kubban, dem alten Metakompso oder Contra-Pselcis, eine Lanzenspitze aus Silex. Messerartige Klingen aus Silex fand ich ausschliesslich auf Strata von Silex am Fuss der Gebirge; ich halte diese Klingen daher für natürliche Absprünge und habe keine davon mitgenommen. Nur eine schöne Säge aus Silex fand ich bei den Pyramiden von Sakkara und eine Lanzenspitze von Silex in den Schutthaufen der uralten, bedeutenden Stadt Thinis (bei Abydos), die schon zu Strabo's Zeit nur noch ein erbärmliches Dorf war. Man hat dort in dem, Kom-es-Sultan oder Königshügel genannten, höchsten Schutthaufen gegraben, in der Hoffnung, darin Alterthümer aus der Zeit des in Thinis gebornen ersten Königs der ersten Dynastie, Menes, zu finden. Die Ausgrabung hat aber nur ein Gebäude, wahrscheinlich einen Tempel, mit der Cartouche Rameses II., des Sesostris der Bibel, ans Licht gebracht. Trümmer aus der ersten Dynastie mögen aber immerhin anderswo in den Schuttbergen von Thinis begraben liegen, die mir etwa $^1/_2$ deutsche Meile lang und $^1/_4$ Meile breit zu sein scheinen.

Der Bogen, der im Abendlande so spät in Anwendung kam, muss in holzlosen Ländern, wie Aegypten und Nubien, wo von jeher alle Wohnhäuser aus Rohziegeln von Alluvialerde gebaut worden sind, schon in urältesten Zeiten in Gebrauch gewesen sein; jedenfalls beweisen die Felsengräber neben den Pyramiden von Gizeh, dass der Bogen schon zur Zeit der 4. Dynastie, und die grossen, langen, gewölbten Gebäude neben dem Ramesseum hier in Theben, dass derselbe zur Zeit der 19. Dynastie angewandt wurde. Diese letzteren Bauten bestehen nehmlich aus Rohziegeln, deren jeder den Stempel (die Cartouche) Rameses II. trägt; die Wände haben Kalkputz. Aber nicht nur als Bewurf, sondern auch als Bindemittel diente Kalk in Nubien und Aegypten seit urältesten Zeiten. So z. B. habe ich mich überzeugt, dass in den Pyramiden von Gizeh und Sakkara alle Blöcke mit abundantem Kalk verbunden sind, und auf gleiche Weise verhält es sich mit allen Tempeln und Palästen beider Länder.

Lampen kommen in den ägyptischen Sculpturen und Wandgemälden gar nicht vor; auch ist noch nie eine Spur davon in altägyptischen Gräbern gefunden. Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen, dass es keine Lampen gab. Ich möchte nun die Frage aufwerfen: welche Beleuchtungsmittel die Leute bei der langjährigen Anfertigung der Felsentempel und palastähnlichen Königs- oder Priestergräber und der darin mit beinahe mikroskopischer Feinheit ausgeführten Wandsculpturen und Wandgemälde angewandt haben? Zwar kommen Gefässe vor, die als Fackelhälter gebraucht sein müssen, und bin ich auch im Stande, mehrere schöne Exemplare davon nach Berlin zu schicken. Dennoch kann ich nicht umhin, zu fragen: ob es denkbar ist, dass z. B. bei der riesigen, viele Jahre in Anspruch nehmenden Arbeit der Aushauung und Verzierung des aus 14 grossen Sälen bestehenden Felsentempels von Abu Simbel Fackelbeleuchtung hat angewandt sein können? An den Wänden und Säulen ist kein zollgrosser Raum, der nicht mit Sculptur und Malerei bedeckt wäre; Tausende von Künstlern müssen daher viele Jahre lang gleichzeitig beschäftigt gewesen sein, und wie hätten sie in einem tropischen Klima die furchtbare Hitze und den Qualm der Fackeln ertragen und dabei Meisterwerke der Kunst ausführen können? Auch würden ja die Decken und Wandgemälde durch den Qualm von Anfang an geschwärzt und verdorben worden sein, während sie im Gegentheil, trotz ihres Alters von 3300 Jahren, eine Farbenfrische bewahrt haben, welche die Besucher in Staunen und Bewunderung setzt.

Die Temperatur war im December und Januar bei Nordwind des Morgens bei Sonnenaufgang durchschnittlich 5, um Mittag 14° Réaumur. Am kältesten war es vom 20.—24. Januar in Wadi Halfa an den 2. Katarakten (22° nördlicher Breite), wo das Thermometer des Morgens nur 4, Mittags 8° zeigte. Hier in Theben dagegen haben wir seit 6 Tagen frühmorgens 20 und später 26° Réaumur im Schatten. Da man hier den ganzen Tag über mit Besichtigung der alten Bauten beschäftigt ist, so ist die Sonnengluth sehr angreifend.

Seitdem mein schwindsüchtiger Diener, Pelops, den ich mitgenommen hatte, um ihn zu retten, zu Grunde gegangen ist, und ich sogar hier in Theben Schwindsüchtige sehe, die ich, wie z. B. den deutschen Consularagenten Tedrous, vor 28 Jahren als starke, rüstige Männer gekannt hatte, bin ich durchaus von dem Glauben zurückgekommen, dass Aegypten ein Paradies für Schwindsüchtige ist, und würde jetzt Brustkranken viel eher rathen, nach der Riviera zu gehen, als nach Aegypten. Merkwürdigerweise habe ich unter den Fellahin Viele gefunden, die an Steinkrankheit leiden. Fieberkranke sind mir während der langen Reise nie vorgekommen. Leider hatte ich ausser Castoroel und Augenwasser keine Medicin mitgenommen, jedoch scheint letzteres viel Arnica zu enthalten, denn ich habe die Wunden und Quetschungen meiner Mannschaft stets sehr rasch damit heilen können.

Schliesslich bitte ich Sie im Namen der Wissenschaft, Ihre Stimme laut werden zu lassen, dass etwas zur Erhaltung der im Bulak-Museum ausgewickelt liegenden Mumien so vieler grossmächtiger Könige geschieht, wovon einige, wie z. B. Thutmes III. und Rameses II., ihre Eroberungen über 36 Breitengrade ausdehnten, was eine Strecke ist, wie die von Stockholm bis zu den ersten Katarakten des Nils bei Asuan. Es ist jammerschade, dass man diese Königsmumien überhaupt ausgewickelt hat; da aber der Frevel einmal geschehen ist, so muss ihnen doch irgend welche Drogue beigelegt werden, oder es muss irgend etwas Anderes zu ihrer Erhaltung gethan werden, denn sie verkrümeln sonst in wenigen Jahren. Ich meine, man soll sie in gläserne Särge legen und hermetisch verschliessen. —

Der Vorsitzende dankt dem erprobten Freunde für den neuen Beweis seiner Aufmerksamkeit und für die dankenswerthe Bereicherung der Berliner Sammlungen. Er tritt zugleich Namens der Gesellschaft den Wünschen desselben für eine sorgsame Bewahrung der Ueberreste der alten Könige bei. Nicht nur das Pietätsgefühl, sondern auch die einfachste Rücksicht auf die wissenschaftliche Bedeutung dieser unersetzlichen Ueberreste wird verletzt durch die kaum zu charakterisirende Behandlung, auf welche Hr. Schliemann die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt richtet. Hoffentlich wird die Publicität, welche wir diesen Klagen geben, genügen, um einen Wechsel herbeizuführen.

(6) Herr Otto Hermes legt ein Porträt von Ras-Allula mit seinem Generalstabe und seiner Frau vom Jahre 1885, nebst einem Briefe desselben vor. Die Zeichnung ist von Hrn. Lohse, einem Reisenden der Thierhändler Reiche und Ahlefeld in Hannover, angefertigt worden.

(7) Mit Rücksicht auf die in der letzten Sitzung ausgesprochenen Wünsche, Genaueres über das Geschick der beiden, nach Italien gebrachten

Akka

zu erfahren, hat der Vorsitzende den gegenwärtig hier anwesenden Prof. Luzzatto

von Padua ersucht, in Verona Auskunft zu erbitten. Dieselbe ist in sehr zuvorkommender Weise durch Hrn. Lodovico Corazza ertheilt worden. Der Brief desselben d. d. Verona, 4. März, lautet in der Uebersetzung:

„Ich habe gestern mit dem Hrn. Bachit Caenda gesprochen, einem Mohren, von Geburt Sudanesen, im Dienste des Grafen Miniscalchi. Letzterem waren die beiden Akka von der italienischen geographischen Gesellschaft geschenkt worden. Diese wiederum hatte sie vom König erhalten. Der König empfing sie von Ismail, Vicekönig von Aegypten, durch Vermittelung des Reisenden Miani, der sie aus ihrer Heimath mitgebracht hatte.

„Im Jahre 1874, als man sah, dass bei dem einen Flaum auf der Oberlippe zum Vorschein kam, glaubte man, sie seien ausgewachsen, und hielt sie für Zwerge; aber sie waren 5, bezw. 8 Jahre alt, denn erst 4 Jahre später begannen sie die Milchzähne zu wechseln. Damit ergab sich als Irrthum, dass sie einer Zwergrasse angehörten. Graf Miniscalchi liess sie in dem afrikanischen Collegium von Verona erziehen, doch mit wenig Nutzen, denn sie lernten zwar lesen und gut schreiben, aber wenig Syntax; bessere Fortschritte machten sie in der Musik: der ältere „Tibo“ lernte leidlich Klavier spielen. Sie hatten Neigung zu jagen, zu turnen, überhaupt für Uebungen im Freien, dagegen zum Studiren hatten sie keine Lust und waren sehr unaufmerksam. Tibo starb an Lungenphthise in Verona. Der Bruder, der jetzt ungefähr 19 Jahre alt ist, trat im vergangenen Sommer als Soldat in das 86. Regt. 11. Compagnie, unter dem Namen Luigi Machuncha. Er ist 1,55 *m* lang, gut gebaut, stark, schnell, von gefälliger Physiognomie, mit kleinem Schnurrbart, von brauner Farbe, nicht so tief, wie jene der Abessynier. Er scheint sich als Soldat gut zu führen und wird bald Corporal werden. Ich las seinen Brief an Caenda, in dem nicht mehr Fehler waren, als in denen der anderen Soldaten an ihre Familien; derselbe ist schön geschrieben. Er liebt den Wein, betrinkt sich zuweilen, ist geil und verlangt stets Geld, um es zu verschwenden. Er gehört zur Besatzung von Novi Ligure. Im Hause von Miniscalchi beträgt er sich nicht gut, ist unnütz (discolo); es ist unmöglich, ihn zu beschäftigen, auch nicht als Schreiber in der Verwaltung seines Herrn. Er gehorcht aus Furcht, nicht aus Liebe oder Dankbarkeit, — Empfindungen, welche er nicht einmal für den armen Bachit Caenda nährt, welcher 12 Jahre lang der Erzieher der beiden Brüder gewesen ist, und jetzt, blind, der Hülfe Machuncha's bedürfte.

Der Graf liess ihn beim Militair als Gemeinen eintreten, nicht als Freiwilligen, fast als eine Strafe und um zu sehen, ob er in der militärischen Laufbahn besser anschlagen werde. Er ist eitel, liebt guten Kleidersitz und in seinem letzten Brief bittet er um Handschuhe und Cravatten. Der Verstorbene war besser als der Lebende, weniger geschickt, aber williger, sanfter, weniger zornig, etwas kleiner, hatte aber einen stärkeren Bart. Es giebt nur eine Veröffentlichung über die Beiden von Prof. Lombroso in Turin, etwa vom Jahre 1879, und, zwei oder drei andere in den Acten der italienischen geographischen Gesellschaft, alle später als 1874, in welchem Jahre die Beiden in Italien angekommen sind. Machuncha hat seine Muttersprache vollkommen vergessen, aber der Sudanese Caenda erinnert sich vieler Worte und Phrasen, welche er von den beiden Brüdern, als sie Kinder waren, gelernt hatte und welche er mit einigen 190 Namen und Phrasen über die gewöhnlicheren Dinge des Lebens zusammensetzte zu einer Art von geschriebenem Dictionnär. Andere, gleichfalls mit der Hand geschriebene Documente über sie besitzt der Geistliche Beltrami, der bekannte afrikanische Missionär, welcher augenblicklich in Verona, seiner Vaterstadt, ist.“

In einer späteren Zuschrift vom 12. bemerkt Hr. Corazza noch, dass die

Beiden nicht Brüder, vielmehr so verschieden waren, dass ihr Arzt die Vermuthung hegte, sie möchten trotz der Uebereinstimmung ihrer Sprache verschiedenen Stämmen angehört haben. —

Hr. von Luschan bemerkt, dass ein vermeintliches Akkamädchen, welches von Gessi nach Triest gebracht und von Hochstetter beschrieben wurde, jetzt zu einer grossen Negerin von 1,60 *m* Höhe herangewachsen sei.

(8) In der Sitzung vom 16. October 1886 (Verh. S. 560) wurden

Schädel der römischen Zeit von Westeregeln

vorgelegt. Einer derselben war von dem Chemiker Hrn. Max Lindner aus Leipzig gewonnen worden. Auf eine Vorstellung des Vorsitzenden hat der genannte Herr diesen Schädel der Gesellschaft zum Geschenke gemacht. Zugleich berichtet er Folgendes:

„Nicht weit vorher, ehe man auf die Gebeine stiess, fand sich eine römische Silbermünze vom Kaiser Gordianus. Vielleicht könnte dies zur Zeitbestimmung beitragen. Die 3 Skelette lagen zusammen über einer Kiesschicht in einer sandigen Lehmschicht. Die Höhe des Grabes betrug ca. 45 *cm*, während die Ausdehnung der Länge nach ca. 100 *cm* maass. Es war ein höchst beschränktes Grab, so dass man den Eindruck hatte, als ob die Leichen geknickt lägen. Die Schädel waren weich wie Brodrinde und angefüllt mit feinem Fliesssand. Dass der Untergrund einem alten Flusslauf (der Bode) seinen Ursprung verdankt, ist unzweifelhaft.

„Im Westen, besser WSW., haben sich früher viele Urnen, sowie Steinwaffen und Steinwerkzeuge gefunden, die zum Theil im Besitz von Westeregelner Bauern sind.

„Ich sah mehrere Steinwerkzeuge und -Waffen, sowie ein reichlich faustgrosses Stück Bernstein. Leider konnte ich nichts davon erwerben." —

Der Vorsitzende dankt dem freundlichen Geber Namens der Gesellschaft für das Geschenk, das in der That nur in Verbindung mit den anderen Schädeln, welche inzwischen gleichfalls in den Besitz der Gesellschaft übergegangen sind, vollen Werth hat. Zugleich bestätigt er, dass der Fund der Münze des Kaisers Gordianus recht wesentlich für die Zeitbestimmung sei, da nach den bisher allein bekannt gewordenen römischen Fibeln nur im Allgemeinen die Zugehörigkeit der Gräber zu der römischen Kaiserzeit festgestellt werden konnte.

(9) Hr. Prof. Theodor Pyl in Greifswald bespricht in zwei Schreiben an den Vorsitzenden d. d. Greifswald, 8. und 11. März, die in der Sitzung vom 16. October 1886 (Verh. S. 609) erörterte Frage über die

Herkunft der Bevölkerung von Mönchgut.

Die Mönchguter kaufen jetzt allerdings ihre Bedürfnisse in Stralsund; das ist jedoch erst in neuerer Zeit durch die Dampfschifffahrt herbeigeführt. In den früheren Jahren kamen sie in der Regel nach der Kloster-Stadt Greifswald hinübergesegelt, wo ich selbst täglich Mönchguter durch die Strassen gehen sah. Sie verkauften nicht nur das von ihnen auf der Halbinsel gebaute Korn, bezw. Kartoffeln an Greifswalder (ich sah es selbst ausladen), sondern entnahmen auch das zu ihrer Kleidung nöthige Tuch von hiesigen Tuchhändlern, welche diese alterthümlichen Gewebe (Flausch, Pikesche) seit Jahrhunderten besonders für die Mönchguter auf Lager hielten.

„Die Uebereinstimmung der Mönchguter Tracht mit Sognefjord ist wohl nicht auf Norwegische Einwanderung, bezw. Handelsverbindung zurückzuführen, sondern darauf, dass sich an den Norwegischen und Rügischen Küsten unter gleichen klimatischen Verhältnissen auch ähnliche Culturformen ausbildeten. Wie mir alte Leute erzählten, ist auf der gleichfalls abgelegenen Rügischen Insel Ummantz, an der entgegengesetzten Rügischen Westküste, früher die gleiche Tracht üblich gewesen, wie auf Mönchgut. Die Gesichtsbildung erinnert an Schleswig-Holstein, wie solche in Claus Groth's Gesicht, auch im Gesicht des in Berlin lebenden Architekten Otzen, ausgeprägt ist, und auch in Wullenwever's Portrait vorliegt.

„Ich habe nachträglich aus einem gestrigen Gespräch mit dem neunzigjährigen Fräulein von Normann folgende Modification, betreffend den Mönchguter Verkehr, hinzuzufügen. Frl. v. Normann hat als Kind sowohl in Stralsund, als auf Mönchgut gelebt, und theilte mir mit, dass der Verkehr sowohl nach Stralsund, als nach Greifswald gleichmässig stark gewesen sei; in neuerer Zeit hat er, wie ich schon meldete, in Folge der Dampfschifffahrt, nach Greifswald abgenommen, doch war noch vor einigen Jahren eine Mönchguter Familie bei meinem Schwiegersohn, Dr. Beumer, zur Consultation. Uns fiel auf, dass die gewölbten Keller meines Hauses, wo ich Holz und Torf, Kartoffeln, Drehrolle u. A. aufbewahre, für diese Familie ein so grosses Interesse hatten.

(10) Hr. Bartels legt Photographien von Eingebornen aus Indien vor.

(11) Hr. Hollmann übergiebt folgenden Bericht des Hrn. Hartwich in Tangermünde über

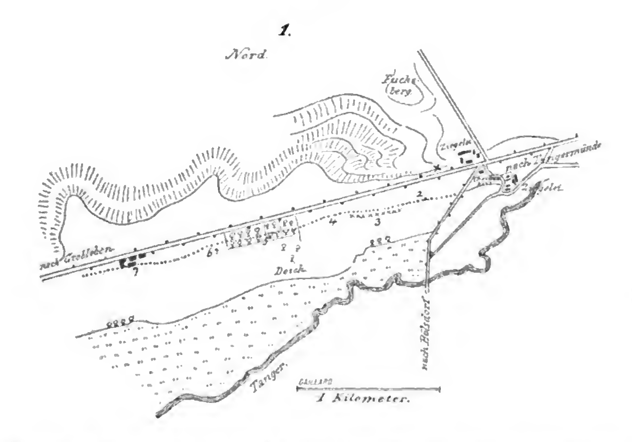
Urnenfelder bei Tangermünde.

(Hierzu Taf. III.)

Seit 2 Jahren habe ich auf dem Urnenfeld bei Tangermünde an der Chaussee nach Grobleben 75 Graber möglichst sorgfältig geöffnet und möchte nun über die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit dieselben zur Ergänzung der bereits früher in diesen Verhandlungen über das genannte Urnenfeld erschienenen Berichte (1883 S. 371, 1884 S. 332) dienen können, berichten.

Die Ausdehnung des Feldes scheint eine sehr erhebliche zu sein und dürfte sich über mehrere Kilometer erstrecken; vgl. Zinkogr. 1. Bei 2 ist der Fundort der Bronzeurne (Verh. 1885 S. 335), der in der Richtung des Urnenfeldes liegt, wie ich zeigen werde und wohl zu demselben gehört; die Stelle 3 in einer Ausdehnung von 300 Schritten habe ich untersucht; bei 4 sind im Sommer 1886 Urnen gefunden, die genau mit den anderen übereinstimmen (Zink. 24); bei 5 sind vor Jahren bei Anlage des Gehölzes viele Gräber zerstört; ungefähr bei 6 sind ebenfalls Urnen gefunden, und von 7 stammt eine Urne, in der sich Bronzeohrringe mit blauen Perlen, ein eiserner Gürtelhaken und eine eiserne Nadel befanden, — Beigaben, die zu den auf dem Urnenfelde am häufigsten vorkommenden gehören (Verh. 1885 S. 336).

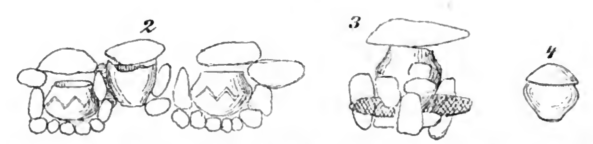
Die Gräber ziehen sich in einer etwa 35 Schritte breiten Linie am Südabhange einer schwachen (auf der Skizze mit . . . . . . eingetragenen), südlich der Chausee etwa ihr parallel verlaufenden Erhebung hin, die ungefähr die Hochwassergrenze bildet. Diese Linie ist aber nicht ununterbrochen; einmal habe ich auf einer Strecke von 30 Schritten nichts gefunden und es scheint mir nicht denkbar, dass die Gräber durch das Ackern so total zerstört sein sollten, dass keine Scherbe mehr zu finden wäre. Im Herbst 1886 bin ich wieder an eine solche leere Stelle gelangt, deren Ueberwindung mir noch nicht gelungen ist. Nördlich der Chaussee



steigt das Terrain mehr an: hier habe ich bei × nahe der Ziegelei in einer Grube eine grosse Menge von Asche und Scherben, einige Knochen und schlecht gebrannte Thonkugeln gefunden; es wäre nicht unmöglich, dass hier Reste von Wohnstätten vorliegen. Der Charakter der hier gefundenen Thonscherben stimmt mit denen der Urnenfelder gut überein. Auf dem dahinter gelegenen „Fuchsberg“ sind früher ebenfalls Gräber gefunden (Katalog der Ausstellung prähist. u. s. w. Funde Deutschlands 1880 S. 510). Die Fundorte 5, 6, 7 liegen sämmtlich an der genannten Erhebung, ebenso der Fundort der Bronzeurne 2, wodurch sich die Vermuthung eines Zusammenhanges aller dieser Stellen unwillkürlich aufdrängt.

Die Gräber sind in Reihen geordnet, die ziemlich genau von Nord nach Süd laufen, dem Abhang folgend. Die Entfernuug der einzelnen Gräber von einander beträgt etwa 3—4 Schritt, die der Reihen von einander ebensoviel. Durch die lange Ackerung ist eine grosse Anzahl von Gräbern zerstört, so dass die reihenweise Anordnung nur ausnähmsweise deutlich zu erkennen ist, doch gelang es mir zweimal, Gruppen aufzufinden, in denen dieses Verhältniss klar war.

Die Einrichtung der Gräber war in den meisten Fällen die in den früheren Berichten bereits geschilderte. Ich gebe hier die verschiedenen Arten des Begräbnisses, soweit sie sich noch sicher constatiren liessen: 34 mal war die Urne, mit einer Schüssel bedeckt, einfach in die Erde gesetzt, 4 mal diente an Stelle der Schüssel ein Stein zur Bedeckung, 5 mal war Stein und Schüssel vorhanden, 11 mal fehlte beides (ich nehme an, dass in den Fällen, wo ich eine ganz oder fast ganz unverletzte Urne ohne Spur eines Deckels [dessen Scherben sonst immer dicht an die Urne angedrückt sind, also nicht abgepflügt werden können] fand, ein solcher Deckel auch nie vorhanden war), 1 mal lagen die Knochen ohne jede Bedeckung in der Erde, 2 mal ebenso, aber mit einer Schale bedeckt (wie Zink. 4 und 7), 1 mal ebenso, aber mit einem Stein bedeckt, 3 mal befand sich ein Theil der Knochen in der Urne, ein anderer war daneben in die Erde geschüttet, 4 mal waren die Knochen auf mehrere neben einander stehende Gefässe vertheilt, 2 mal die Urnen in die vorher in die Grube geschüttete Asche gesetzt (Zink. 3), 2 mal waren die Gefässe

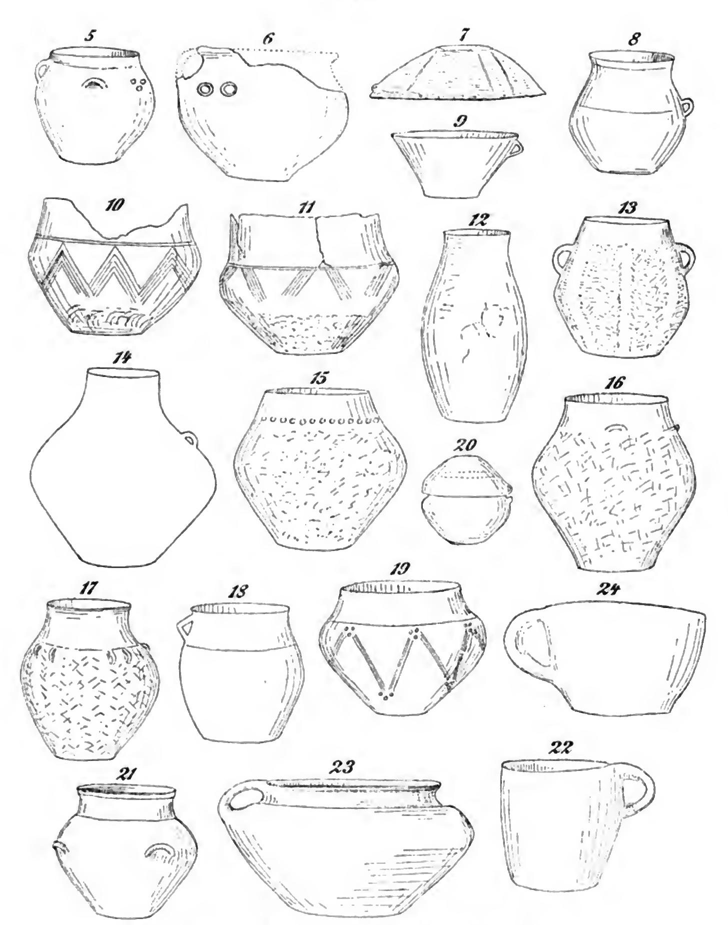


mit Steinen umstellt, und einmal standen 3 zusammengehörige Gefässe in förmlichen Steinkisten, von denen 2 mit Pflasterung versehen waren (Zink. 2).

Der Grad der Zerkleinerung der Knochen war derselbe, wie früher beobachtet und wie es auch anderwärts vorkommt, doch bildeten die kleine Urne Zink. 20 und die in der Mitte stehende Urne des Grabes *i* (Zink. 2) Ausnahmen, insofern die Knochen sehr viel mehr zerkleinert, wie zu kleinen Stücken zerstampft, nicht zerbrochen waren. Wo die Knochen auf mehrere Urnen vertheilt waren, oder ein Theil derselben in die Erde geschüttet war, liess sich doch aus der Menge derselben auf nur einen bestatteten Körper schliessen, ebenfalls mit Ausnahme des Grabes *i*, wo die Menge verhältnissmässig gross war, so dass vielleicht die stark zerkleinerten Knochen, wie wohl auch bei der kleinen Urne Zink. 20, einem Kinde angehörten. Das Grab *f''* (Zink. 15—20 und Taf. III Fig. 25—26) ist, nach ziemlich grossen Bruchstücken der Kiefer zu schliessen, sicher ein Kindergrab, doch waren hier die Knochen in der gewöhnlichen Weise zerkleinert.

Auch auf die Anordnung der Knochen in der Urne habe ich in letzter Zeit geachtet und gefunden, dass ausnahmslos in den obersten Schichten sich Schädelstücke fanden, und sehr oft ganz unten Beinknochen, die ich allerdings nur dann, wenn sie in grösseren Stücken sich fanden, erkennen konnte. Dagegen habe ich häufig in der Mitte und weiter unten ebenfalls Schädelstücke und Zähne getroffen. Auffallend ist mir immer die geringe Anzahl der Zähne gewesen, die doch, wenn sie vorkommen, gut erhalten zu sein pflegen.

Was nun die Urnen betrifft, so hat sich bezüglich ihrer Form u. s. w. das in den Verh. 1883 S. 371 Gesagte bestätigt. Es walten hohe, topf- und krugähnliche (Zink. 6) Formen mit kleinem Boden, mässiger Ausladung des Bauches und verhältnissmässig starker Verengernng im Halse vor. Der Rand ist meist gerade aufgerichtet, zuweilen umgebogen (Zink. 12, 17 und 18). Sie sind sämmtlich ohne Töpferscheibe gearbeitet, daher zuweilen etwas unsymmetrisch. Der Hals kann sich so verengen (Zink. 14), dass man mit der Faust nicht hinein kann, andererseits sich sehr erweitern (Zink. 13), ja soweit, dass eine Einbuchtung oberhalb des Bauches fast nicht mehr vorhanden ist (Taf. III Fig. 26, diese Form habe ich dreimal gefunden). Von aussen sind die Urnen geglättet oder künstlich rauh gemacht, doch bleibt der Hals stets glatt. Henkel fehlen oft ganz, oder es sind 1, 2, auch 3 vorhanden. Sie sind im Allgemeinen für 1—2 Finger durchlässig. Henkel, deren Oeffnung nur Raum zum Durchziehen einer Schnur lässt, sind bei den Urnen nicht vorgekommen, oft dagegen bei den Deckeln. Die Urne Zink. 17 zeigt 8 henkelartige, undurchbohrte Ansätze, die an einer anderen, nicht restaurirbaren ebenfalls vorkamen, aber hier horizontal eingekerbt waren. Oft sind Henkel bei der Beisetzung abgebrochen gewesen, in zwei Fällen (Zink. 20) vielleicht, um den Deckel tiefer über die Urne legen zu können. Ornamente sind sehr spärlich vorhanden: Zink. 15 zeigt eine Reihe Tupfen, Zink. 13 in der Rauhung 6 geglättete Streifen, Zink. 5 hat neben dem Henkel 2 Tupfen (auf der Zeichnung nicht sichtbar), vom Henkel entfernter einen eingedrückten Kreisbogen und dem Henkel gegenüber 3 Tupfen (vergl. J. Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein 1886 S. 103.



Figur 5—20 in $^{1}/_{9}$, Figur 21—24 in $^{1}/_{3}$ der natürlichen Grösse.

Diese ins Dreieck gestellten Tupfen kommen in hiesiger Gegend öfter vor; ich kenne sie an einer sonst ganz schmucklosen Urne aus Arneburg von dem Verh. 1886 S. 309 besprochenen Feld, ferner an einer Urne aus den Sandbergen bei Stendal, die etwa 10 Fibeln, viele Perlen in Glasmosaik, Urnenharz, eiserne Schmuckstückchen in Form kleiner Eimerchen u. s. w. enthielt. Beide Urnen scheinen aber einer jüngeren Zeit anzugehören). Die Urne Zink. 6 hat jederseits

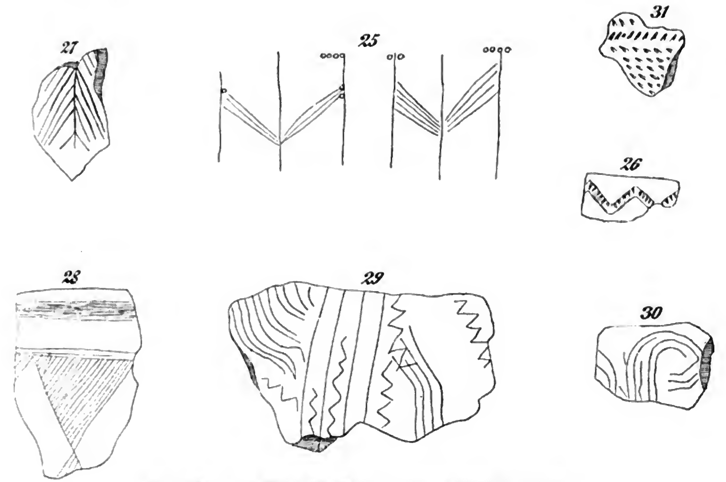
neben dem Henkel 2 eingedrückte Kreise; eine andere hat auf der Mitte des Bauches, dem Henkel gegenüber ein kleines, glatt durchgehendes Loch. (Ueber Löcher im Boden der Urnen vgl. Verh. 1884 S. 332, 1885 S. 336.)

Von den besprochenen unterschieden ist eine Gruppe von Gefässen, die ich davon absondern möchte. Es sind die in den Zink. 10, 11, 19 und Taf. III Fig. 25 abgebildeten. Eine dritte Urne, wie Zink. 10 und 11, ist sehr zerbrochen und harrt noch der Wiederzusammensetzung. Von diesen entspricht Taf. III Fig. 25 nach Form und Aussehen — sie ist glatt und glänzend schwarz, — sehr genau den Mäanderurnen, weicht aber hinsichtlich der Ornamente von ihnen ab, denn die Verzierungen sind nicht eingestochen, sondern bestehen in einer über dem Bauch befindlichen, eingeritzten, unregelmässigen Zickzacklinie, die von einer einfachen Linie durchschnitten wird, und aus einer Anzahl von Linien, die vom Boden nach dem Bauche divergiren. Die Urne stand ohne jede Bedeckung und ohne Beigaben in der Erde. Ausser diesem Gefässe habe ich Scherben eines ähnlichen etwa 100 Schritt östlich davon gefunden, und ebenfalls Scherben eines dritten in der Nähe der Eingangs erwähnten Bronzeurne. Die anderen Urnen sind ebenfalls geglättet, aber von brauner oder mehr grauer Farbe. Die Form ist weniger hoch, sondern erinnert etwa an eine Terrine. Alle sind ausgezeichnet durch eine aus mehreren parallelen Linien gebildete Verzierung, die bei Zink. 19 und bei der Urne Zink. 10 eine Zickzacklinie bildet; bei der ersten stehen an den Stellen, wo die Linie umbiegt, drei eingedrückte Punkte. Dieselben Ornamente zeigen noch einzelne Scherben aus 2 sonst ganz zerstörten Gräbern. Ich möchte diese Gefässe mit der besprochenen „Mäanderurne" zusammenstellen, da in der einen zerbrochenen Urne sich ein Beigefäss (Zink. 23) befand, welches sich ebenfalls durch glänzende Schwärze auszeichnet. Die Beigaben in dieser letzteren Urne bestanden in einem kleinen Gürtelhaken, einem Stückchen starken Bronzedrahts, einem Tropfen zusammengeschmolzener Bronze und einer Glasperle, bieten also keine Besonderheiten.

Als Deckel der Gefässe werden am häufigsten Schalen benutzt (Verh. 1883 S. 371), oft mit kleinerem, nur für eine Schnur durchlässigem Henkel oder undurchbohrtem henkelartigem Ansatz (Zink. 20). Eine Verzierung hatte der Deckel des Grabes *r* in 2 Reihen eingedrückter Punkte. Ausnahmen bildeten die Deckel der Gräber *f''* (Zink. 20 und Taf. III Fig. 26) und *u*. Beide haben die Form hoher Näpfe, die nicht über den Rand der Urne weggreifen. Bei 9 Gräbern war die Urne mit einem Stein bedeckt, von denen nur einer insofern eine Spur von Bearbeitung zeigte, als man eine am unverletzten Stein vorhandene Rinne durch Ausmeisseln um den ganzen Stein herumgeführt hatte, um eine als Deckstein passende Platte absprengen zu können.

Beigaben: Dieselben lagen in den meisten Fällen in der Urne auf den Knochen; wo sich Kleinigkeiten, wie Drahtstückchen, Bronzetropfen, Bruchstücke von Ohrringen zwischen den Knochen fanden, sind sie wohl durch unsorgfältiges Einsammeln der Knochen vom Scheiterhaufen hinein gelangt. Einigemal waren die Beigaben, wenn ein Theil der Knochen neben die Urne in die Erde geschüttet war, getheilt; in einem Fall (Grab *e''*) lagen die Beigaben: 2 Fibeln (Taf. III Fig. 3 und 4) und eine bronzene Nähnadel neben der Urne zwischen den Knochen, während die Urne nur Knochen enthielt. Ferner hat das Gefäss Zink. 12 und auf ihm aufrecht der Napf Zinkr. 9 neben der Knochenurne gestanden, was auch schon ihrer Grösse wegen nöthig war. —

Beim Grabe *g* lag um den Deckstein der Urne herum in geringer Entfernung eine Anzahl anderer Steine und unter dem grössten derselben, der nach NNW. gerichtet war, eine Anzahl kleiner, gut gebrannter, röthlicher Scherben, von denen



Figur 25 in $^1/_4$, Figur 26—31 in $^1/_2$ der natürlichen Grösse.

ich eine Anzahl zusammensetzen konnte, die dann Ornamente, aus unregelmässigen parallelen und Zickzacklinien gebildet, zeigten (Zink. 30). Andere Beigaben fehlten in diesem Grabe.

Ferner lagen in geringer Entfernung von der erwähnten „Mäanderurne“ unter einem Stein ebenfalls ornamentirte Scherben (Zink. 25). Auffallend ist in beiden Fällen, dass die auf diesen Scherben gefundenen Ornamente auf dem Felde kein Analogon haben.

Schliesslich ist hier zu erwähnen, dass die Erde über dem Grabe *u''* in grosser Anzahl ganz kleine Scherben mit tief eingestochenen Ornamenten enthielt (vergl. Verh. 1883 S. 371 ff.).

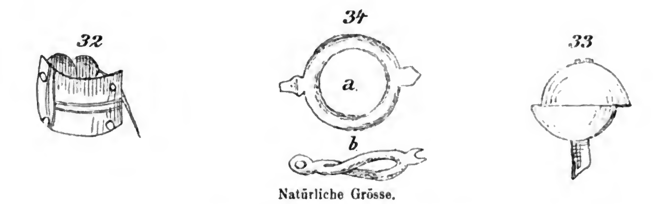
Auch sonst sind in der Erde über den Urnen oft einzelne Scherben gefunden, in denen ich aber, da der Boden stellenweise von Scherben aus zerstörten Gräbern förmlich durchsetzt ist, keinen Zusammenhang mit noch unverletzten Gräbern erkennen konnte. Neben solchen Scherben, deren Provenienz sofort deutlich ist, habe ich aber auch einige andere gefunden, deren Verzierungen bis jetzt sich an unverletzten Gefässen nicht gefunden haben (Zink. 26—28).

16 mal fand sich in den Urnen ein kleines Gefäss, 2 mal je 2 in einander stehend, in 2 Fällen war das Beigefäss zu gross, um hineingesetzt zu werden, es sass dann im Halse der Urne. Die Beigefässe waren von ziemlich verschiedener Form, kleine Schalen (wie auf den Lausitzer Feldern) fehlen ganz, am häufigsten waren Gefässe von Tassenform mit Henkel, der zuweilen vor der Beisetzung abgebrochen war (Zink. 22). Die Form Zink. 24 bildet den Uebergang zu den ebenfalls einigemal beobachteten hohen Näpfchen. Mehrere Gefässe haben auf der Aussenseite des Bodens eine näpfchenförmige Vertiefung. Die Beigefässe enthielten nur Erde.

Im Grabe h' lag auf den Knochen neben einem defekten Beigefäss ein halber Netzsenker (?).

Die Beigaben an Metall sind wenig bedeutend. Es enthielten 35 Gräber derartiges. Das Durchschnittsergebniss eines mit ihnen ausgestatteten Grabes ist etwa: 1 eiserner Gürtelhaken, 1—2 eiserne Ringe, Nadel und Bronzeohrringe mit Glasperlen, wozu dann ein Beigefäss kommt. Alle übrigen Beigaben sind nur in einem oder wenigen Exemplaren gefunden. Von Gräbern, deren Beigaben von den übrigen besonders differiren, erwähne ich die folgenden:

Grab *e*: Fibula von Bronze, Bronzering von eigenthümlich blasiger Beschaffenheit, 3 gebogene Bronzestücke, vielleicht von Halsringen (Taf. III Fig. 5—8 und Zink. 32 und 34).



Natürliche Grösse.

Grab e'': Urne mit Deckel, darin Knochen, ein Theil der Knochen in der Erde, darin 2 Fibeln (Taf. III Fig. 3—4) und eine defekte bronzene Nähnadel. Die Urnen beider Gräber entsprechen dem allgemeinen Typus.

Beigaben von Eisen:

8 Gürtelhaken von sehr einförmiger Gestalt (Taf. III Fig. 21). Einer zeichnet sich durch besondere Kleinheit und dadurch ganz auffällig aus, dass die beiden Enden nicht, wie sonst, nach derselben, sondern nach verschiedenen Seiten umgebogen sind.

10 Ringe, meist mit den Gürtelhaken zusammen, zuweilen nur aus einem zusammengebogenem Stück Eisendraht bestehend (Taf. III Fig. 22—23), meist aber sorgfältiger gearbeitet; vielleicht sind Ringe mit halbrundem Querschnitt als Fingerringe zu deuten.

1 Armring (Taf. III Fig. 20): das den grossen Ring mit den beiden daran hängenden kleineren verbindende Glied besteht nur aus einem zusammengebogenen Draht.

Messer (Taf. III Fig. 24), nur ein Exemplar. Die Urne Zink. 4 in g'' enthielt Bruchstücke, wahrscheinlich von einem zweiten Exemplar.

24 Nadeln (Taf. III Fig. 9—19), davon 21 gut erhalten: 8 mit Ausbiegung am oberen Ende, 2 säbelförmig gebogen, 5 mit eisernem Knopf, eine davon unter dem Knopf mehrmals geriefelt. 10 mit Bronzeknopf: derselbe 7 mal massiv, bei Taf. III Fig. 14 in Form eines aufrecht gestellten kleinen Schälchens (wie Mestorf, Urnenfriedhöfe von Schleswig-Holstein Taf. II, 19), 3 mal hohl: einmal anscheinend aus einem Stück bestehend, Taf. III Fig. 19 aus 2 Schalen zusammengesetzt, die untere aus Eisen. Zink. 33 aus 2 Bronzeschalen zusammengesetzt, zwischen beiden ein eisernes Plättchen (vgl. Verh. 1886 S. 430, Mestorf a. a. O. Taf. III, 6). Endlich 2 eiserne Nähnadeln, von denen die eine gebogen, und eine bronzene Nähnadel.

Beigaben von Bronze:

Ohrringe mit 1 oder 2 blauen Glasperlen (Verh. 1883 S. 371, 1884 S. 332). Sie sind in grosser Menge vorhanden, doch kann ich ihre Zahl auch nicht annähernd angeben, da sie meist sehr zerbrochen waren. Indem ich auf die an den genannten Stellen gegebenen Beschreibungen verweise, bemerke ich, dass auch Exemplare mit 2 und 4 eingepressten Längslinien gefunden sind, sowie dass diese Linien und die 4 kleinen Löcher an den Ecken zuweilen ganz fehlen; 2 Ohrringe haben zwischen den Linien zierliche, ebenfalls erbabene Punktreihen. (Diese Ohrringe mit blauen Glasperlen kommen in der Altmark öfter vor; ich kenne folgende Fundorte: Arneburg, Sammlung des Hrn. Pastor Kluge; Kl. Wieblitz, Sammlung des altmärk. Geschichtsvereins in Salzwedel; Cheine, Ohrring mit bunter Perle, Katalog der Berliner Ausstellung S. 524). Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Perlen, die hier sicher ursprünglich alle blau gewesen sind, jetzt eine verschiedene Färbung zeigen: blau, grün, weiss. Besonders die letzteren sind sehr stark verändert und völlig undurchsichtig, doch findet man in ihnen beim Zerbrechen meist noch einen blauen Kern. Eine Perle war, als ich sie feucht aus der Urne nahm, schwefelgelb, sie ist jetzt, trocken, grünlich. Ich glaube, dass es es sich auch anderwärts in manchen Fällen, wo weisse undurchsichtige Perlen gefunden werden, um ursprünglich blaue handelt.

3 Fibeln: Die Taf. III Fig. 5 dargestellte Fibel ist mit anderen, schwer zu deutenden Gegenständen in einer Urne gefunden; ob die ebenfalls dabei befindliche Spirale mit Nadel dazu gehört oder Rest einer zweiten Fibel ist, kann ich nicht angeben, die Bruchflächen passen nicht aufeinander.

Die Taf. III Fig. 3 und 4 abgebildeten Fibeln sind mit einer Nähnadel zusammen gefunden. Die obere stimmt mit der von Undset, Auftreten des Eisens S. 436 dargestellten und als römisch bezeichneten, die aber etwas kräftiger ist, überein, ferner finden sich ähnliche bei Mestorf a. a. O. Taf. III, 13; VIII, 25.

1 „Dreipass“ (Taf. III Fig. 1). Der eine Ring ist abgebrochen, indessen sein ursprüngliches Vorhandensein aus den Resten deutlich zu erkennen (Verh. 1885 S. 333 f. An dieser Stelle verweist Hr. Virchow auf Augustin, Abbildungen v. mittelalt. u. vorchristl. Alterth. u. s. w. Ich will erwähnen, dass die Tangermünder Funde mit den dort auf Taf. XI—XIII abgebildeten insofern eine deutliche Analogie zeigen, als auch dort Beigefässe der erwähnten Tassenform vorzuherrschen scheinen. Ferner sind 2 gleiche Gegenstände, einer aus Knochen, einer aus Bronze, abgebildet in Voss-Stimming, Alterth. d. M. Brandenb. Abth. III Taf. II, 6; XII, 1c, und eines in Jacob, Die Gleichberge bei Römhild (Vorgeschichtl. Alterth. d. Prov. Sachsen u. s. w.).

5 zierliche, aus Bronzedraht aufgewickelte, kleine Spiralscheiben (Taf. III Fig. 2). An der einen Scheibe sass ein Haken aus Draht, an dessen anderem Ende anscheinend eine gleiche Scheibe abgebrochen war. Sämmtliche Scheiben sind der Länge nach etwas zusammengebogen. Ein Bruchstück einer gleichen Spirale lieferte das Grab *e*", welches sonst nur unkenntliche Metallklümpchen enthielt, sowie ein unversehrtes Exemplar Grab *z*' (ein ähnliches, aber seitwärts zusammengebogenes Stück bei Mestorf a. a. O. Taf. II, 22).

3 Bruchstücke, anscheinend von Halsringen.

Ring aus Bronze (Zinkogr. 34), an einer Seite eine Oehse, an der andern eine ebensolche, die aber nicht geschlossen ist. Das fehlende Stück ist nicht herausgebrochen, sondern die Ränder sind ganz glatt und scharf.

Kleiner Hängeschmuck aus Eisen mit einer flach gewölbten Bronzeplatte (Taf. III Fig. 6): anscheinend hat auf der anderen Seite ebenfalls eine Platte ge-

sessen. In derselben Urne lagen 9 Eisenperlen und in grosser Menge blaue Glasperlen, theilweise verwittert. Vielleicht hat das Ganze ein Halsband gebildet. Dieselbe Urne enthielt mehrere Stücke zusammenengeschmolzenen Metalls, von denen das eine innen von silberweisser Farbe ist, also nicht aus Bronze besteht.

Endlich habe ich noch einen grossen Granitstein zu erwähnen, der gefunden ist ohne Zusammenhang mit einem Grabe. Es ist sehr sauber ausgemeisselt, am einen Ende abgebrochen, vielleicht eine defekte Handmühle[1]). —

Ein zweites Urnenfeld, welches offenbar genau derselben Zeit angehört, ist nördlich der Stadt beim Bau einer Zweigbahn nach der Zuckerraffinerie auf dem Sobbe'schen Acker aufgefunden. Form und Beschaffenheit der Gefässe stimmt genau mit den beschriebenen überein, doch sind nach Angabe der Arbeiter nie Deckel beobachtet; ich habe auch unter den Scherben nichts derartiges gefunden. Die Scherben einiger zerbrochenen Urnen zeigen dieselben Ornamente, wie Zink. 10—11. Von Beigaben habe ich eine eiserne Nadel, einen eisernen Gürtelhaken und Bruchstücke eines Bronzeohrringes der gewöhnlichen Form gesehen. Das Meiste ist von den Arbeitern zerstört, die wenigen geretteten Fundstücke sind von der Direction der Stendal-Tangermünder Eisenbahn-Gesellschaft dem Königl. Museum übersandt.

(12) Hr. Seler hält einen Vortrag über die

Namen der in der Dresdener Handschrift abgebildeten Maya-Götter.

In einem vor der Anthropologischen Gesellschaft am 17. Juli vorigen Jahres gehaltenen Vortrage[2]) habe ich nachgewiesen, dass derjenige Gott, dessen Bild mit am häufigsten auf den Seiten der Dresdener Handschrift — und, ich füge hinzu, auch der anderen Maya-Handschriften — anzutreffen ist, im Wesen, in seinen Attributen und selbst in der Art, wie er dargestellt (abgebildet) wird, mit dem mexikanischen Tlaloc identisch ist. Die Richtigkeit der Identification ist auch von demjenigen Forscher, dessen Abhandlung mir den Anlass zu meinen damaligen Ausführungen bot, voll anerkannt worden; nur gegen die Berechtigung des Namens Chac, den ich für diesen Gott gebrauchen zu müssen glaubte, ist Einspruch erhoben worden. Im Folgenden will ich versuchen, einiges zur Vertheidigung der von mir gebrauchten Benennung beizubringen. Zuvor aber will ich festzustellen versuchen, ob wir nicht einige der in der Handschrift abgebildeten Götterfiguren mit bestimmten Namen in Verbindung bringen können.

Die einzigen Blätter einer Maya-Handschrift, auf denen bisher der dargestellte Vorgang mit Sicherheit gedeutet worden ist, sind die Tafeln 41—42 des Codex Cortesianus und die Tafeln 25—28 der Dresdener Handschrift. Beide Deutungen verdanken wir Hrn. Cyrus Thomas in Washington. — Die genannten Blätter der Dresdener Handschrift stellen die Ceremonien dar, die in den über die volle Zahl von 18 Monaten noch überschüssigen letzten fünf Tagen des Jahres vorgenommen wurden.

Diese, aus der regelmässigen Reihe herausfallenden Tage galten den Yukateken, wie den Mexikanern, als gefährlich und unglückbringend. Sie wurden in Yucatan xmá kaba kin oder uayab haab, uayeb haab genannt. Der erstere Name bedeutet „Tage ohne Namen"; der zweite wird, nach Brasseur, gewöhn-

1) Auf Taf. III sind Fig. 1—4 in 1/2, Fig. 5—24 in 1/3, Fig. 25—56 in 1/9 der natürlichen Grösse ausgeführt.

2) Jahrgang 1886 S. 416—420.

lich als „Bett des Jahres“ oder „Kammer des Jahres“ erklärt. Richtiger ist wohl die andere Erklärung, die Pio Perez[1]) andeutet: „die das Jahr vergiften oder verwunden“, denn -ab -eb ist die reguläre Endung, mittelst deren von Verbis transitivis Nomina abgeleitet werden, die das Werkzeug bedeuten, mittelst dessen die Handlung ausgeführt wird. Um der gefährlichen Tendenz dieser Tage zu begegnen, feierte man, wie Pio Perez anführt, an ihnen dem Gotte Mam, dem „Grossvater“, ein Fest, indem man am ersten dieser fünf Tage seine Statue im Ort umherführte, am zweiten Tage die Feierlichkeit mit etwas verminderter Intensität fortsetzte, am dritten seine Statue vom Altar herunternahm und in der Mitte des Tempels aufstellte, am vierten Tage die Statue von dort weg und an die Schwelle oder die Thür brachte, am fünften Tage (den Gott an dieser Stelle lassend) von ihm Abschied nahm.

Damit in Uebereinstimmung erzählt uns Landa[2]), dass die Eingeborenen Yucatans an jedem der den vier Himmelsrichtungen entsprechenden Eingänge des Dorfes zwei Haufen von Steinen aufgerichtet gehabt hätten. In den letzten fünf Tagen des alten Jahres sei auf denselben an dem, dem alten Jahre entsprechenden Eingang des Dorfs, d. h. also wenn das neue Jahr das Zeichen kan trug, an der Südseite; wenn das Zeichen muluc, an der Ostseite; wenn das Zeichen ix, an der Nordseite, und wenn das Zeichen cauac, an der Westseite des Dorfs — die Statue eines Dämon errichtet worden, der, je nachdem es der Vorfeier eines kan, muluc, ix oder cauac Jahres galt, als Kan-u-uayeyab, Chac-u-uayeyab, Zac-u-uayeyab oder Ek-u-uayeyab bezeichnet ward und offenbar die von Pio Perez als Gott Mam bezeichnete Tutelargottheit dieser fünf Unglückstage darstellt. Denn in dem u uayeyab haben wir doch wohl ohne Zweifel die Worte u uayeb haab, „die Vergifter des Jahres“ — die oben angeführte Bezeichnung dieser fünf Tage zu erkennen. Gleichzeitig habe man in dem Hause des Caziken oder an einem öffentlichen Platze in der Mitte des Dorfes die Statue eines anderen Gottes errichtet, der offenbar als Tutelargottheit des neuen Jahres fungiren sollte, und zwar wenn es der Vorfeier eines kan-Jahres galt, die Statue Bolon Zacab's, wenn der eines muluc-Jahres, die des Gottes Kinch ahau, wenn der eines ix-Jahres, die des Gottes Izamná, und wenn der eines cauac-Jahres, die des Gottes Uac-mitun-ahau. Darauf habe man erst dem an dem Eingang des Dorfes aufgestellten uayeyab-Dämon Opfer gebracht, darauf denselben auf einer Stange nach der Mitte des Dorfes getragen und der daselbst aufgerichteten Statue gegenüber aufgestellt, und beiden neue Opfer dargebracht, zum Schluss den uayeyab-Dämon an den dem neuen Jahr entsprechenden Eingang — d. h. also bezw. an die Ostseite, Nordseite, Westseite, Südseite des Dorfes gebracht und daselbst belassen, während die andere Statue (des Gottes Bolon-Zacab, bezw. des Gottes Kinch-ahau, Izamná, Uac-mitun-ahau) im Tempel des Ortes Aufstellung fand.

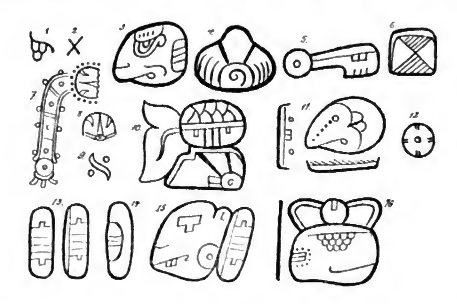
Auf den genannten Blättern 25—28 der Dresdener Handschrift sehen wir nun an dem linken Rande die Zeichen des vorletzten und letzten Tages der alten Jahre, d. h. die beiden letzten dem neuen Jahre ix, cauac, kan, muluc vorangehenden Tage — dreizehnmal wiederholt, nach der Zahl der ix-, cauac-, kan-, muluc-Jahre, die im Verlauf eines Cyclus von 52 Jahren sich wiederholen. Die übrige Fläche der Blätter zeigt übereinanderstehend drei parallele bildliche Darstellungen durch je eine Reihe von Schriftzeichen von einander getrennt, und über dem obersten Bilde noch 4 weitere Reihen von Schriftzeichen.

---

1) Stephens, Incidents of Travel in Yucatan. Vol. I. Appendix p. 437.

2) Relacion de las cosas de Yucatan. ed. Brasseur de Bourbourg p. 210 ff.

Die unterste Reihe der Darstellungen zeigt links auf einem Zeichen, dessen Bedeutung vorläufig unerörtert bleiben mag, einen Baum errichtet, der mit Schulterdecke und Schambinde behangen ist und auf dem ersten Blatt (25) den Kopf eines Gottes trägt, während auf den übrigen Blättern statt dessen um den Wipfel des Baumes sich eine Schlange windet. Auf der Fläche des Baumes sieht man die Wolkenballen (Fig. 1) und das Windkreuz (Fig. 2), die zusammen das Charakteristikum des Tageszeichens cauac bilden, das dem mexikanischen quiahuitl, „Regen", entspricht und im Qu'iché auch „Regen" bedeutet. Ich glaube, es unterliegt keinem Zweifel, dass wir es hier mit Göttern der 4 Windrichtungen oder der Himmelsgegenden zu thun haben, und dass der Dämon dargestellt ist,



dessen Statue das ganze Jahr hindurch an der dem Zeichen des Jahres entsprechenden Eingangspforte des Dorfes aufgestellt ist und der in den genannten 5 Schlusstagen des Jahres auf einer Stange (te „Baum") von seiner alten Stelle nach der Mitte des Dorfes und darnach an seine neue Stelle gebracht wird. Ueber dem Bilde sieht man 2 Schriftzeichen, gleichlautend auf allen 4 Blättern, die ohne Zweifel, nach der in den Handschriften üblichen Weise noch einmal das Bild des Gottes und seinen Charakter in abbreviirter Form zur Anschauung bringen. Das eine dieser Schriftzeichen zeigt einen Kopf (Fig. 3) mit den Zügen eines alten Mannes und vollkommen ähnlich demjenigen in der Hieroglyphe des Gottes, welcher, wie ich nachher nachweisen werde, als der Himmelsgott Itzamná zu bezeichnen ist. Aber dieser Kopf ist hier verbunden mit einem Zeichen (Fig. 4), das in den Monatsnamen yax (grün) und yax kin (grüne Sonne, junge Sonne, Frühling) erscheint, und ebenso, wo in den Handschriften ein Baum bezeichnet ist. Und als dritter Bestandtheil erscheint ein Zeichen (Fig. 5), das wir ebenfalls in den Bezeichnungen des Baumes, und überall da, wo etwas mit der Axt oder dem Waldmesser bearbeitet wird, antreffen. Das Ganze dürfte also den auf der Stange umhergetragenen alten Mann, oder den auf der Stange umhergetragenen Himmelsgott bezeichnen. Ich erinnere daran, dass nach der Angabe Perez', der hierbei Cogolludo folgt, in den 5 uayeyab-Tagen der Gott Mam, der Grossvater, gefeiert ward. In dem zweiten Schriftzeichen erscheint als wesentlicher Bestandtheil das Zeichen (Fig. 6), welches vielleicht die 4 Himmelsrichtungen oder den nach 4 Richtungen ausgedehnten Himmel zur Anschauung bringt. Neben diesen 2 Schriftzeichen erscheint als drittes das der 4 Himmelsrichtungen und zwar jedesmal die dem neuen Jahre entsprechende.

Dem auf der Stange aufgepflanzten uayeyab-Dämon gegenüber ist das alte

Jahr repräsentirt durch eine mit der Mittelfigur des vorhergehenden Blattes identische oder ihr äquivalente Figur und zwar bringt dieselbe dem uayeyab-Dämon eine Wachtel dar, — in der üblichen Weise, durch Abreissen des Kopfes. Sahumavan la imagen, degollavan una gallina, y se la presentavan ó ofrecian. So beschreibt Landa die dem uayeyab-Dämon veranstaltete Feier.

Die Schriftreihe darüber enthält in ihrer zweiten Hälfte die Hieroglyphe der betreffenden Figur, wie auf Blatt 26 und 28, wo die Figur mit der Mitteldarstellung des vorhergehenden Blattes identisch ist, und auf Blatt 27 direct zu constatiren ist.

In der mittleren Reihe haben wir wohl zweifellos die Gottheiten vor uns, deren Statuen nach Landa in der Mitte des Dorfes oder im Hause des Caziken errichtet wurden, und die die besondere Schutzgottheit des neuen Jahres repräsentiren. Wir sehen die Gottheit sitzend unter dem Mattendach des Sacrariums, davor der flammende Altar und in der Mitte verschiedene Darbringungen.

Nun erhebt sich aber eine Frage, mit deren richtiger Beantwortung das ganze Resultat dieser Untersuchung steht und fällt: Können wir die Namen, die Landa angiebt, in der Reihenfolge und für die Jahre, für welche er sie angiebt, auf die Figuren der Dresdener Handschrift anwenden? — Ich antworte, ja und nein! d. h. Wir können die Namen Bolon Zacab, Kinch ahau, Itzamná und Uac-mitun ahau auf die Figuren der Dresdener Handschrift anwenden, aber nicht in der Reihenfolge kan, muluc, ix, cauac, wie Landa die Jahre zählt, sondern in der Reihenfolge ix, cauac, kan, muluc, wie in der Dresdener Handschrift die Jahre auf einander folgen. Unter dieser Voraussetzung, so glaube ich erweisen zu können, stimmt alles vortrefflich zusammen.

Beginnen wir mit den kan-Jahren. Die hier (Blatt 27) abgebildete Figur, würde, nach meiner Annahme, den Gott Itzamná bezeichnen. Ueber diesen Gott haben wir eine Reihe bestimmter Nachrichten. Er wird in der Relacion des Priesters Hernandez[1]) als „Gott Vater" bezeichnet, oder als der „grosse Vater", und sein Sohn, bezw. seine Söhne sind die Bacab, die Götter der 4 Himmelsrichtungen. So kennzeichnet er sich als der im obersten Himmel residirende Urvater, vergleichbar dem Tonacatecutli der Mexikaner, dem Herrn der Zeugung. Darauf deutet auch sein Name, der als wesentliches Element das Wort itzam enthält, d. i. nach den Autoritäten „das Tropfen, den Thau, die befruchtende Feuchte. Als Urvater ist er auch der Schöpfer aller Cultur, insbesondere der priesterlichen, der Schrift, der Bücher und der Wissenschaften, und als solchen feierten ihm die Priester im 2. Monat Uo das Pocam-Fest. Er hat die Maya in ihr Land geführt, von Osten her, denn im Osten, wo die Sonne aufgeht, da residiren die Urgötter, die Himmelsgötter, die Herren der Zeugung.

Das Blatt der Handschrift zeigt uns die bekannte Figur des Gottes mit dem Greisengesicht, die auf den Seiten der Handschrift so häufig wiederkehrt. Figur und Erscheinung des Gottes stimmen ganz zu demjenigen, was man nach der angegebenen Beschreibung bei der Figur Itzamná's erwarten durfte. Als besonderes Kennzeichen trägt er über der Stirn das Tageszeichen akbal von Punkten umgeben (Fig. 7). Dies Tageszeichen entspricht dem mexikanischen calli, „Haus", und bedeutet „Nacht, Dunkelheit". Ich glaube dies von Punkten umgebene Zeichen akbal, das auch in der Hieroglyphe des Gottes regelmässig angegeben ist, gleichsetzen zu können dem von Augen umgebenen nächtlichen Dunkel, womit in mexikanischen Malereien der Sternenhimmel bezeichnet wird. Der Gott erscheint überall an erster Stelle — auch dies entspricht dem, was wir von Itzamná er-

1) Las Casas. Hist. Apologetica. cap. 123.

warten dürfen — und er ist, namentlich im Codex Tro, überaus häufig in priesterlicher Function dargestellt, in priesterlicher Tracht und mit den Hieroglyphen des Priesters bezeichnet.

Dass ich Recht habe, den Gott des kan-Jahres als Itzamná zu bezeichnen, geht schliesslich aus den Angaben von Landa selbst hervor. Nachdem derselbe nehmlich all die Feierlichkeiten eingehend beschrieben, welche vor Beginn des kan-Jahres dem betreffenden uayeyab-Dämon und der Hauptgottheit des Jahres (die er fälschlich Bolon Zacab nennt) gefeiert werden, sagt er — hier offenbar einer zweiten Relation folgend, die er nur falsch mit der ersten combinirt hat —: „Ausserdem befahl ihnen der Dämon, ein Idol zu machen, welches sie Itzamna kanil (d. i. der gelbe Itzamná) nennen, und es in ihrem Tempel aufzustellen und ihm im Hofe 3 Bälle des Harzes Kik zu verbrennen und ihm einen Hund oder Menschen zu opfern.“ —

Ich gehe weiter zu den muluc-Jahren. Die muluc-Jahre gehören dem Norden an, und der Norden ist die Region des Todes. So heisst der Norden auf mexikanisch mictlampa, „die Gegend der Todten“, und Xahila's Cakchiquel Annalen zählen als die 4 Tullan auf, das eine im Osten, das andere in Xibalbay, dem Todtenreich, das dritte im Westen, das vierte, wo die c'abovil, die Götter, sind[1]). Demnach dürften wir als Patron dieses Jahres den Herrn des Todtenreichs erwarten. Dies trifft vollkommen zu, wenn wir, nach meiner Conjectur, die von Landa für das cauac-Jahr angegebene Gottheit für dieses Jahr in Anspruch nehmen. Landa nennt diese Gottheit Uac mitun ahau, d. h. den „Herrn der 6 Höllen“ oder den „grossen Herrn der Unterwelt“, denn mitun hängt offenbar mit mitn-al zusammen, d. i. das Wort, welches Landa als die yukatekische Benennung der Unterwelt angiebt, und welches ohne Zweifel das mexikanische Mictlan, „Todtenreich“, wiedergiebt. Unter den Ceremonien, die vor dieser Gottheit gefeiert wurden, erwähnt Landa einen Xibalba okot, „Höllentanz“, und dass an die Stange mit dem uayeyab-Dämon ein Schädel und ein Leichnam und ein aschgrau gefiederter Vogel (kuch) angehängt ward, — en señal de mortandad grande, ca por muy mal año tenian este.

Das Blatt der Dresdener Handschrift (28), welches dem muluc-Jahre entspricht, zeigt nun ebenfalls einen Todesgott, auf einem aus Todtenknochen gebildeten Stuhl sitzend. Ueber dem Auge thront das Zeichen akbal (Fig. 8), „Nacht“, und auf der Backe trägt er die Variante (Fig. 9) des Zeichens cimi, Tod. Sein Haar bildet nächtliches Dunkel und Augen darin, — ganz wie es der mexikanische Todesgott in der Regel trägt. Auf der Schulterdecke sind Augen und gekreuzte Todtengebeine gemalt, und Asche und gekreuzte Todtengebeine sind das Opfer, das vor dem Gotte steht. Die Hieroglyphe des Gottes in der Schriftreihe darüber, zeigt das Zahlzeichen 4 (häufig als Variante für 6 auftretend, wo es sich nur um eine Mehrheit handelt), dann ein Gesicht mit aufgesperrtem Rachen und dann die Hieroglyphe (Fig. 10), die, wie ich nachweisen kann, den von einem Mattendache beschatteten Thron bezeichnet. Nehmen wir an, wie wir es ja mit ziemlicher Sicherheit thun können, dass das Gesicht mit aufgesperrtem Rachen die Unterwelt bezeichnet, so hätten wir hier eine directe Uebersetzung des Namens Uac mitun ahau, „Herr der 4 (oder 6) Unterwelten“. Die Zahlen 4 oder 6 wechseln, je nachdem man als die möglichen Richtungen nur die bekannten 4 Himmelsrichtungen, oder noch unten und oben dazu zählt. Der Gott ist in ziemlich ähnlicher Ausstaffirung noch einmal, Blatt 6b der Dresdener Handschrift, abgebildet. Hier er-

1) ed. Brinton p. 69.

scheint als seine Hieroglyphe ein Kopf mit demselben Zeichen cimi auf der Backe; der aufgesperrte Rachen ist en face und nicht im Profil gezeichnet, und vor der Stirn steht ein herausgerissenes Auge. Als zweites Attribut ist hier nicht ein Thron gezeichnet, sondern die Hieroglyphe des Todtenvogels, des Käuzchens (Fig. 11).

In der untersten Reihe des Blattes 25, auf welchem das folgende ix-Jahr dargestellt ist, sollte eigentlich die Figur dieses selben Gottes erscheinen. Statt dessen sehen wir eine Figur, die entschieden Aehnlichkeit mit der Mittelfigur des Blattes 26 hat und welche demgemäss in der untersten Reihe des Blattes 27 erscheinen müsste, während auf diesem Blatte selbst ein Todesgott dargestellt ist. Vielleicht liegt eine Verwechselung des Zeichners vor, und es gehört der Todesgott von Blatt 27 nach Blatt 25, als Repräsentant Uac mitun ahau's.

Die muluc-Jahre sind gute Jahre, aber trotzdem drohen nach Landa Zwillingsbildungen, Proliferiren der Maisstauden und ähnliche Missgeburten. Darum werden dem Dämon Yax-Coc-Ahmut Eichhörnchen und ein gesticktes Gewand dargebracht, und die alten Weiber tanzen vor ihm. —

Die folgenden ix-Jahre gehören dem Westen an. Nach meiner Conjectur würde der Gottheit dieses Jahres der Name Bolon Zacab beigelegt werden müssen, d. h. die „neun Weissen“. Die ix-Jahre sind die weissen Jahre, Zac zini heisst ihr Bacab, Zac u uayeyab die 5 Tage, in welchen man sich für dies Neujahr vorbereitet.

Die auf dem entsprechenden Blatt (25) der Dresdener Handschrift dargestellte Gottheit zeichnet sich durch eine, in merkwürdige Ausläufer sich verzweigende Nase aus. Dieselbe Nase finden wir auch an dem merkwürdigen, grün beschuppten Ungeheuer, das auf den Tafeln 4 und 5 der Dresdener Handschrift zu sehen ist. Und denselben Kopf, mit derselben proliferirenden Nase finden wir bei der blauen, schwarz gefleckten Schlange, auf welcher (Codex Tro 26b) der Chac, der Regengott, reitet. Es unterliegt mir keinem Zweifel, dass Bolon Zacab die Gesamtheit der Regengötter bezeichnet. Der Westen, wo die Sonne untergeht, ist ja auch die Region des Dunkels, der Verhüllung, der Abendnebel, und bezeichnet auch bei den Mexikanern die Wolkenbedeckung des Himmels. Die Zahl 9 hat wieder Bezug zu den Himmelsrichtungen: je 2 und 2 den 4 Himmelsrichtungen und einer für das Obere, den Himmel, — ganz wie bei den 9 sogenannten señores de la noche des mexikanischen Kalendes. Als Hieroglyphe dieser Gottheit erscheint der Kopf eines krokodilartigen Thiers, mit Dampfwolken vor dem Auge. Derselbe Kopf erscheint auch unter den Schriftzeichen, wo die Abbildungen aus dem Himmel stürzende, hundeartige Thiere, mit Fackeln in den Händen, darstellen. Einmal aber (Dresden 3a) finde ich die Figur dieses Gottes mit der proliferirenden Nase in den Schriftzeichen wiedergegeben durch einen einfachen Chac-Kopf.

Die ix-Jahre drohen mit Hunger, Pestilenz, Krankheit, Tod. Darum bringt man besondere Devotion dem Idol Kinch ahau Itzamná dar. —

Es bleiben die cauac-Jahre, die dem Süden zugehören. Für sie würde nach unserer Annahme die Gottheit Kinch ahau übrig bleiben. Der Name bedeutet „Herr des Tages“ oder Sonnengott. Der Name erscheint auch, wie wir eben gesehen haben, als Attribut Itzamna's, oder geradezu als Synonym für Itzamná. Das ist begreiflich. Denn der Sonnengott und der Himmelsgott fliessen in einander, wenn auch ihre ursprüngliche Conception eine grundverschiedene ist.

Auf dem cauac-Blatt der Dresdener Handschrift (26) sehen wir den Gott abgebildet, der an der Stirn und in seiner Hieroglyphe das Zeichen (Fig. 12) trägt, das schon de Rosny als Sonnenzeichen und Hieroglyphe von kin erkannt hat. Und deshalb hat auch schon Hr. Dr. Schellhas in seiner Studie über die hiero-

glyphischen Zeichen der Gottheiten der Dresdener Handschrift diese Gottheit muthmaasslich als den aus den Historikern bekannten Kinich ahau angesprochen.

Das cauac-Jahr ist böse, droht mit Misswachs, Insektenfrass u. s. w. Darum werden den Dämonen Chicac Chob, Ek Balam Chac, Ahcan Uolcab und Ah buluc Balam Bildnisse gemacht, ihnen Kautschuk, Eidechsen, eine Kopfbinde, Blumen und Edelsteine verbrannt. Und man zündet um einen hohen Mast ein grosses Feuer an und läuft nackend durch die Gluth. —

Ich glaube erwiesen zu haben, dass die 4 Namen, die Landa für die 4 Jahre nennt, in der Reihenfolge Bolon Zacab, Kinch ahau, Itzamná und Uac mitun ahau auf die Mittelfiguren 25—28 der Dresdener Handschrift anzuwenden sind.

Der Regengott, um dessen Namenfeststellung ich mich nunmehr zu bemühen habe, ist nicht darunter.

Ich will zunächst Einiges anführen, woraus meiner Ansicht nach hervorgeht, dass der Name Kukulcan ihm nicht zukommt. Mit dem Namen Kukulcan und seiner Identification mit Quetzalcoatl ist viel Missbrauch getrieben worden. Die Festlichkeit, die nach Landa ihm im Monat Xul in der Stadt Mani gefeiert ward, lässt denselben in der That mehr als einen Heroengott, jedenfalls als eine locale Gottheit erscheinen. Man verehrte ihn als den Gründer von Mayapan, und es mag ja sein, dass bei dieser Gründung des Bundes von Mayapan mexikanischer Einfluss ins Spiel kam, und dass vielleicht auch die Sagen von Quetzalcoatl auf die Formirung der Vorstellung Kukulcan's einwirkten. Darauf weisen wenigstens die besonderen Bestrebungen hin, denen man an seinem Feste sich hingab.

Dass er der in der Dresdener Handschrift und anderwärts so vielfach abgebildete Regengott nicht war, geht vornehmlich aus zwei Angaben in der oben schon erwähnten, alten Relation des Priesters Hernandez hervor. Die eine ist, dass Kukulcan der Anführer der 20 Götter gewesen sei, die nach der Beschreibung offenbar die Gottheiten der 20 Tageszeichen bedeuteten. Ist dem so, so müsste Kukulcan in der Reihe der 20 Gottheiten, die in der Dresdener Handschrift in der oberen Abtheilung der Blätter 4—10 abgebildet sind, an erster Stelle stehen. Dort steht aber nicht der Regengott, dessen Namen wir suchen, sondern ein alter Mann mit einem Diadem über der Stirn und einer Schlange in der Hand, dessen Schriftzeichen auch mit den Schriftzeichen des Regengottes gar nichts zu thun haben, sondern, wo sie anderwärts auftreten, einen alten Priester, nicht selten den Itzamná selbst, bezeichnen.

Die zweite Angabe, die gegen die Identificirung des Regengottes mit dem sogenannten Kukulcan spricht, ist die ausdrückliche Versicherung des Priesters Hernandez, dass zwar die vornehmen Leute von Kukulcan und seinen 19 Genossen Kenntniss haben, dass aber das Volk nur die 3 Personen Itzamná, den Bacab und Ekchuah, ferner Chibiriac, die Mutter des Bacab, und Ix chel, die Mutter der Chibiriac, verehren. — Nun, ein so vielfach in den Handschriften abgebildeter Gott kann unmöglich der nur den Gelehrten und Vornehmen bekannte Kukulcan gewesen sein.

Dass der Regengott als Chac zu bezeichnen ist, geht daraus hervor, dass 1) unter dem Namen Chac in der That ein Regengott verstanden ward; — das Wort chaac oder chac wird noch heute im Sinne von „Regen“ gebraucht. 2) in der Dresdener Handschrift der Regengott der einzige ist, der bei den 4 Himmelsrichtungen angeführt wird. Im Landa haben wir aber die ausdrückliche Angabe, dass die Hausväter und Landleute die vier Chac, „los quatro Chac“ verehrten.

Wenn irgend ein anderer Name dem Namen Chac Concurrenz machen könnte, so wäre es der des Bacab. Doch dürften die Götter der 4 Himmelsgegenden, die

gleichzeitig die Götter der 4 Winde sind, überhaupt nicht so weit von den 4 Chac, den 4 Regengöttern, abstehen, dass es sich lohnte, hier genauere Abgrenzungen und Ueberweisungen zu machen.

Entzifferung der Maya-Handschriften.

Wer mit Aufmerksamkeit die Schriftzeichen der 4 uns erhaltenen Maya-Handschriften — von den Inschriften der Tempelwände rede ich hier nicht — durchsieht, dem werden sich ohne Zweifel bald 2 Beobachtungen aufdrängen. Die eine ist, dass es eine verhältnissmässig geringe Zahl von Bildern und Grundelementen ist, die in diesen Schriftzeichen wiederkehren. Die zweite, dass bei gleichen oder ähnlichen figürlichen Darstellungen auch dieselben Schriftzeichen wiedererscheinen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass zwischen der figürlichen Darstellung und den Schriftzeichen ein enger Zusammenhang besteht, wie es ja auch natürlich ist. Und meine Untersuchungen berechtigen mich dazu, den Satz auszusprechen, dass die Schriftzeichen weiter nichts sind, als eine Erläuterung der figürlichen Darstellung, eine Wiederholung der dargestellten Figuren, Gegenstände und Vorgänge in zu Lettern abbreviirten Bildern, — eine Wiederholung, die nicht zwecklos und unnatürlich ist, da sie gestattet, z. B. den an einem Gott gezeichneten Vorgang für eine Reihe anderer niederzuschreiben, oder eine in voller Figur dargestellte Gottheit mit Attributen und Beziehungen ausgestattet zu erklären, die zeichnerisch nicht ohne Weiteres anzubringen waren.

Für eine Anzahl (8) der am häufigsten in den Handschriften anzutreffenden Gottheiten hat Hr. Dr. Schellhas in seiner, im vorigen Jahre in der Zeitschrift f. Ethnologie publicirten Abhandlung die ihnen entsprechenden Schriftzeichen oder Hieroglyphen nachgewiesen. Dass damit die Zahl nicht erschöpft ist, begreift sich. In der oberen Reihe der Tafeln 4—10 findet sich eine Reihe von 20 Gottheiten und Figuren, deren Hieroglyphen in den Schriftzeichen darüber und anderwärts zu erkennen sind. Eine zweite Reihe von 20 Gottheiten oder mythologischen Figuren, die nur zum Theil mit der vorigen sich deckt, ist, allerdings nur durch ihre Hieroglyphen vertreten, auf der linken Hälfte der Blätter 46—50 derselben Handschrift, in der untersten und mittleren Reihe derselben, zu erkennen. Andere finden sich an anderen Stellen, und eine genaue Ziffer lässt sich noch nicht angeben.

Die Hieroglyphe ist in ihrer einfachsten Gestalt weiter nichts, als eine Wiedergabe des Kopfes der betreffenden Figur. So z. B. die Fledermaus zo'tz in der Hieroglyphe des Monats gleichen Namens und anderwärts. Gewöhnlich aber ist schon der einfache Kopf ausgestattet mit gewissen Annexen und Accidentien, — ich scheue mich, den Ausdruck „Affixen“ zu gebrauchen, um nicht die Vorstellung von sprachlichen Affixen zu erwecken. So ist z. B. der Kopf des Regengottes Chac, wo er als Hieroglyphe unter den Schriftzeichen auftritt, regelmässig begleitet von dem Element Fig. 13. Derjenige des Gottes, welcher in der Dresdener Handschrift ziemlich regelmässig mit dem Tageszeichen kan im Haar abgebildet ist, und den ich daher als „Gott mit dem kan-Zeichen“ bezeichnen will, regelmässig begleitet von dem Zeichen Fig. 14. Dabei ist der Kopf selbst theils eine einfache Wiedergabe des Kopfes, den die volle Figur trägt, z. B. der Kopf Chac's auf Tafel 3 und auf Tafel 32c der Dresdener Handschrift, der Kopf des schwarzen Gottes 14c, der des Gottes Itzamná, des Gottes mit dem Greisengesicht u. a. m., theils erscheint statt dessen mit grosser Regelmässigkeit ein anderer Kopf. So ist Chac in weitaus den meisten Fällen in der Schrift dargestellt durch den Kopf mit weinenden oder auslaufenden Augen und todtenschädelartig freiliegenden Zähnen (Fig. 15), der in den figürlichen Darstellungen nirgends zu sehen ist.

Schliesslich tritt schon bei der einfachen Hieroglyphe an Stelle der Figur oder des Kopfes ein symbolisches Zeichen auf, womit die Natur der betreffenden Figur gekennzeichnet wird. So sieht man auf Tafel 4b der Dresdener Handschrift, über dem dort dargestellten grünen Schuppenungeheuer, in einer Reihe von 6 Köpfen, die, wie sich nachweisen lässt, eben so viel Gottheiten bezeichnen, als siebentes das zusammengesetzte Zeichen Fig. 16, mit welchem auf Tafel 12c und 21c ein alter, kahlköpfiger Gott bezeichnet ist.

In weitaus den meisten Fällen aber — und das ist eine wichtige Thatsache — ist die dargestellte Figur in der Schriftreihe nicht durch 1, sondern durch 2, 3 oder gar 4 Schriftzeichen bezeichnet, die unweigerlich die Figur begleiten, in welcher Action dieselbe auch dargestellt ist. Die Zahl der Schriftzeichen, ob 2, 3 oder 4, hängt von der Oeconomie der Schreibung ab. So ist der Todesgott, wie auch schon Schellhas sah, fast regelmässig dargestellt durch die Combination der beiden Zeichen Fig. 17 und 18, oder aber durch eine Combination des ersteren Zeichens mit einem der beiden Fig. 11 und 20, von denen als wichtige Varianten, auf die ich später noch zurückkommen werde, die beiden Fig. 19 und 21 anzuführen sind, oder aber, es sind die beiden ersten Zeichen Fig. 17 und 18 mit einem der beiden letzten (Fig. 11 und 20) oder mit allen beiden combinirt.

In dem vorliegenden Falle ist die Bedeutung der einzelnen Hieroglyphen leicht festzustellen. Das erste Zeichen stellt den Todtenschädel mit dem Feuersteinmesser auf der Nasenspitze dar, — die aus aztekischen Malereien wohlbekannte Darstellung des Todesgottes. Die Bedeutung des Zeichens Figur 14 als Feuersteinmesser, Opfermesser, geht aus Codex Tro 20* b und aus anderen Darstellungen deutlich hervor. Das Bild ist entstanden aus aztekischen Darstellungen, in denen die Schneide des Obsidians durch eine Zahnreihe dargestellt ist (vergl. Fig. 22). Das zweite Zeichen ist der Leichnam mit herausgerissenem blutenden Auge, — eine auch aus aztekischen Darstellungen wohlbekannte Symbolik des Opfers. Dass die runde Zeichnung Fig. 23 das Auge bedeutet, und meine Deutung dem in den Handschriften üblichen Styl der Darstellung entspricht, wird man bei einem sorgsamen Vergleichen der Zeichen unschwer erkennen. Die Schellhas'sche Conjectur, dass Fig. 24 ein Suffix-il darstelle, ist demnach zu verwerfen.

Die beiden anderen Zeichen sind beide Bezeichnung des Todtenvogels, der Eule, oder vielmehr des gespenstischen Wesens, der Menscheneule, mexikanisch tlacatecolotl, — ein Wort, welches die Autoren mit „Teufel" übersetzen, das aber nach Sahagun richtiger den Zauberer, den Unheilbringer bezeichnet. Das ganze Wesen — Skelet mit dem Käuzchenkopf — wird Dresden 18c von der Frau auf der Trage getragen, und die beiden Hieroglyphen erscheinen in der Schriftreihe darüber.

Die ganzen 4 Schriftzeichen sind also rein ideographisch und bedeuten: „Der Todesgott, der die Menschen tödtet, die gespenstische Eule" — die letzteren Worte, wenn man will, als Attribute oder Eigenschaften des ersteren zu fassen, oder aber (und das ist vielleicht richtiger) der Todesgott ist zur Anschauung gebracht und seine Synonyme. Denn gelegentlich, z. B. Tro 30* c, erscheint auch das blosse Zeichen der Eule als Hieroglyphe für den in voller Figur dargestellten Todesgott.

Ein 5. Zeichen (Fig. 25 und 26) will ich noch erwähnen, das bei dem Todesgott selbst seltener, aber desto häufiger bei seinen Assistenten und Stellvertretern erscheint.

Der Todesgott erscheint im Codex Tro als das unvermeidliche Widerspiel, der Affe des Licht- und Himmelsgottes, des priesterlichen Itzamná. In was für Handlungen der letztere auch dargestellt ist, der Todesgott macht sie auch, nur dass bei ihm Alles zerbrochen und nichtig ist: der Strick, den Itzamná hält, ist beim Todes-

gott zerrissen; wo Itzamná Kopalrauch darbringt, hält der Todesgott das Zeichen „Feuer“; wo Itzamná das Zeichen kan, das Symbol des Wassers, hält, steht der Todesgott im trockenen Wassergefäss mit dem Zeichen des Todes und dem Feuerstein in der Hand. Der Reihe von Hieroglyphen, mit der der Todesgott bezeichnet ist, entspricht daher auch eine Reihe von Zeichen, 2, 3 oder 4, für Itzamná. Am häufigsten — ich zähle im Codex Tro allein an 30 mal — erscheinen die



beiden Zeichen Fig. 27 und 28, im Codex Cortez mit Vorliebe statt des letzteren das Zeichen Fig. 29. Daneben finden sich die Zeichen Fig. 30, 31, 32, 33, 34. Alle diese Zeichen treten in Combination mit dem ersten oder mit den ersten beiden

auf, übrigens nicht einmal oder einige Male, sondern öfter und offenbar unabhängig von dem dargestellten Vorgang.

Das 1. Zeichen (Fig. 27) zeigt in seinem Grundelement den Kopf des Gottes mit dem eingekniffenen Mundwinkel und den Runzeln auf den Backen, wie sie dem greisen Gott, dem Vater der Götter und Menschen, gebühren. Auch der Tonacatecutli, das mexikanische Analogon Itzamná's, wird mit genau diesem eingekniffenen Mundwinkel abgebildet, der im Codex Borgia wunderbar verschoben als Anfang vorn an der Lippe erscheint. Das von Punkten umgebene Zeichen akbal bedeutet, wie ich schon oben in den Ausführungen über die Namen der in den Handschriften abgebildeten Gottheiten auseinandersetzte, wahrscheinlich den Sternenhimmel. Die beiden anderen Elemente, von denen das eine, das unter dem Kopf des Gottes befindliche, im Codex Tro gewöhnlich in der Form der Figur 35 gezeichnet ist, scheinen den „Spender“, den „Geber“ zu bezeichnen. Wenigstens finden wir im Codex Tro 21b und 22c diese beiden Elemente für sich vereinigt und, wie es scheint, diese Handlung bezeichnend.

Das zweite Zeichen (Fig. 28) enthält das Tageszeichen a h a u, dessen Name „Herr“ bedeutet und ausserdem 2 Feuersteinmesser. Das Ganze findet sich Codex Tro 20b, als Bezeichnung des das Opfermesser haltenden Priesters.

Das dritte Zeichen (Fig. 29) findet sich ebendaselbst als Synonym des zweiten.

Das vierte Zeichen (Fig. 30) finden wir Dresden 32b als Synonym für das Zeichen Fig. 36, in welch letzterem die Darstellung der Flamme unverkennbar ist. Wenigstens sieht man überall, wo eine Flamme brennt, oder eine Fackel getragen wird, in der Flamme das Zeichen Fig. 37. Und Dresden 5—6c und ebenso 9c finden wir das ganze Zeichen Fig. 30 als Bezeichnung des Räucherpulvers oder Copals.

Die 3, bezw. 4 ersten Zeichen würden daher bedeuten: „Der Himmelsgott Itzamná, der Spender, der Opferpriester, der Räucherer.“

Die Bedeutung der anderen Zeichen zu erörtern, unterlasse ich, um mich nicht zu weit zu verlieren, doch bemerke ich, dass auch sie rein ideographisch sind.

Was vom Todesgott und von Itzamná gilt, gilt auch von den übrigen Figuren Wir finden selten die Haupthieroglyphe allein angegeben, in der Regel ist dieselbe von anderen, den Begriff erläuternden oder erweiternden begleitet, mitunter auch treten vicariirend 2 Haupthieroglyphen für dieselbe Figur auf.

Der Gott mit dem kan-Zeichen, dessen Haupthieroglyphe (Fig. 38) das jugendliche Gesicht dieses Gottes mit dem eigenthümlichen beutelförmigen Kopfputz zeigt, — der Kopfputz in der Hieroglyphe nach hinten überhängend und dem Gesicht (der Maske?) eng anliegend, — ist fast ausnahmslos begleitet von dem vierten Zeichen Itzamná's (Fig. 30) und häufig ausserdem noch von einem oder mehreren der zuletzt angeführten Zeichen Itzamná's (Fig. 31, 32, 33, 34). Der Gott erscheint fast überall als Assistent Itzamná's in priesterlichen Functionen. Darum gebühren ihm auch dieselben Attribute. Aber das Amt des Hauptpriesters ist das Opfern, das des Nebenpriesters das Räuchern. Darum steht hinter dem Kopf Itzamná's in der Regel das zweite oder dritte Zeichen (Fig. 28, 29), hinter der Hieroglyphe des Gottes mit dem kan-Zeichen das vierte Zeichen Itzamná's (Fig. 30). Das Feuersteinmesser hängt ja ausserdem dem Gotte mit dem kan-Zeichen schon vor dem Gesicht.

Wie Itzamná sein Widerspiel in dem Todesgott hat, so hat der Gott mit dem kan-Zeichen sein Widerspiel in einem eigenthümlichen Gott, dessen Gesicht markirt ist durch einen von Punktreihen eingefassten Streifen, der von oben nach unten über das Gesicht und zwar gerade über das Auge läuft, — eine Art der Gesichtszeichnung, die übrigens auffallend an den mexikanischen Xipe erinnert.

Die Hieroglyphe des Gottes (Fig. 39, 40) zeigt denselben Streifen, — besonders deutlich markirt im Codex Tro (Fig. 40), — und vor demselben zwei Längsstreifen und einen Punkt darüber. Ist nun der Gott mit dem kan-Zeichen der Assistent Itzamná's, so wäre dieser Gott der Assistent des Todesgottes, und daher sehen wir ihn auch unweigerlich begleitet von denselben Attributen, einem oder mehreren der Zeichen Fig. 18, 11, 19—21, 25—26 des Todesgottes. Als Besonderheit finden wir nur bei ihm das Zeichen Fig. 41, 42, das, wie ich nachweisen kann, ein Synonym des Adlers ist.

Ich kann hier natürlich nicht die Hieroglyphen aller Figuren nebst ihren Attributen anführen, noch weniger discutiren. Das Gesagte wird genügen, um einen Begriff zu geben, was ich darunter verstehe, wenn ich oben behauptete, dass jede Figur in der Regel nicht durch ein Schriftzeichen, sondern durch mehrere, bis 4, stellenweise vielleicht mehr, bezeichnet ist.

In weitaus dem grössten Theil der Handschriften ist die Oekonomie der Schreibung derart, dass auf jede dargestellte Figur 4 oder — seltener — 6 Schriftzeichen kommen. Stellt man durch aufmerksame Vergleichung fest, welche Schriftzeichen den dargestellten Figuren und ihren Attributen entsprechen, so bleibt ein Rest von 1 oder höchstens 2 Schriftzeichen. Dieser muss, ist meine in der Einleitung ausgesprochene Ansicht über den Charakter der Maya-Handschriften richtig, den dargestellten Vorgang zum Ausdruck oder zur Anschauung bringen.

Dass dem so ist, lässt sich nun in einer ganzen Reihe von Fällen bestimmt nachweisen.

Im Codex Tro 19b sehen wir die Figur eines schwarzen Gottes und Itzamná dargestellt in der, auch aus mexikanischen Malereien wohlbekannten Action des Feuerbohrens in dem am Boden liegenden Holz. Die Schriftzeichen zeigen die Hieroglyphen Itzamna's, Kinch ahau's, Itzamna's und des Geiers, und darüber viermal wiederholt die Zeichen Fig. 43, 44. In der unteren Abtheilung desselben Blattes sieht man die Figur desselben schwarzen Gottes und des Gottes mit dem kan-Zeichen in derselben Action des Bohrens dargestellt, aber sie bohren auf dem die Zickzacklinien der Schlagflächen zeigenden Feuerstein, der als Speerspitze vielfach in den Handschriften vorkommt und das Tageszeichen e z a n a b darstellt. Die Schriftzeichen zeigen die Hieroglyphen Itzamná's, des Todesgottes, Itzamná's und des Gottes mit dem Längsstreifen über das Gesicht (des Assistenten des Todesgottes) und darüber viermal wiederholt das erste der beiden vorigen Zeichen (Fig. 43) und das Zeichen Fig. 45, das, wie man sieht, als Hauptelement ebenfalls den die Zickzacklinien der Schlagflächen zeigenden Feuerstein enthält.

Auf Blatt 5—6b der Dresdener Handschrift sehen wir 4 Götter beschäftigt, den Quirlstab zu drehen auf der Figur des Tageszeichens M a n i k (Fig. 50). Die Schriftzeichen zeigen, ausser den Hieroglyphen der 4 Götter, dreimal wiederholt die Zeichen Fig. 46, 47 und als viertes Mal die Zeichen Fig. 48, 49.

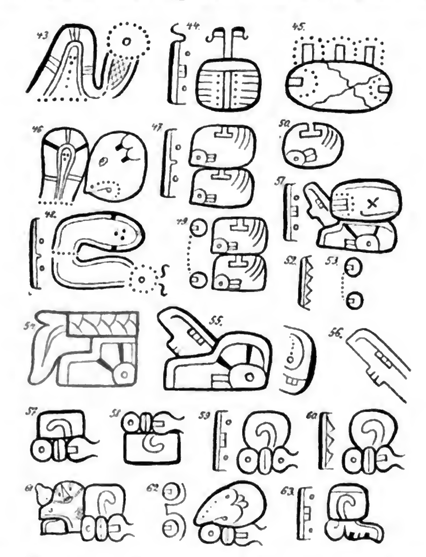
Hier ist das erste Zeichen (Fig. 46, 48) wieder äquivalent dem ersten Zeichen der Darstellungen des Codex Tro; während das zweite Zeichen wieder als Hauptelement denjenigen Gegenstand enthält, in welchem gebohrt wird, nehmlich das Tageszeichen manik (Fig. 50).

Dass also in allen diesen 3 Darstellungen das erste Zeichen die Action des Bohrens, das zweite das, worin gebohrt wird, bezeichnet, glaube ich, unterliegt keinem Zweifel. Das zweite Zeichen von Codex Tro 19b finden wir in der Dresdener Handschrift mehrfach dargestellt von Flammen oder Rauchwolken umgeben; es bezeichnet also entweder das in Brand gesetzte Holz oder das Feuer selbst. Was das erste, die Action des Bohrens ausdrückende Zeichen betrifft, so ist es

ohne Zweifel die in Stücken gerissene Schlange, wodurch entweder die Bohrspähne oder die stossweise oder abgerissen sich entwickelnden Rauchwolken gemeint sind. Die in Stücken gerissene Schlange habe ich, realistisch dargestellt, in aztekischen Handschriften mehrfach angetroffen und nie recht gewusst, was ich damit anfangen sollte. Hier ergiebt sich die Deutung auch für das Mexikanische aus der Maya-Handschrift.

Andere Falle, wo sich bestimmt nachweisen lässt, dass der Rest von Schriftzeichen, der nach Abzug der die Figuren wiedergebenden Hieroglyphen übrig bleibt, den dargestellten Vorgang zur Anschauung bringt, sind die, wo mehrere Figuren in derselben Darstellung auftreten. Das sind vornehmlich zwei Reihen von Darstellungen, die gleichmässig sowohl in der Dresdener Handschrift, wie im Codex Tro auftreten.

Die eine (Dresden 17—19c und 19—20c, Tro 19*—20*c) zeigt eine in ziemlich gleichmässiger Ausstaffirung wiederkehrende Reihe von Frauengestalten,



die in einer Trage auf dem Rücken verschiedene Figuren, Götter und andere Gestalten oder Symbole tragen. Die Schriftzeichen zeigen in jeder Abtheilung einen Frauenkopf mit Schleife oder Flechte davor, entschieden ähnlich den Köpfen der Frauenfiguren und offenbar diese bezeichnend, ausserdem 2 Schriftzeichen, welche jedesmal die getragene Figur bezeichnen, und als viertes ein Schriftzeichen, das in der Dresdener Handschrift die Form Fig. 51 hat, mit den Varianten Fig. 52 und 53 für den ersten Theil des Zeichens. — Im Codex Tro hat das Zeichen eine etwas abweichende Bildung (Fig. 54), an dem aber die Aehnlichkeit des Grund-

zuges mit dem vorigen unverkennbar ist. Das Wesentliche des Zeichens (das Tragen oder Getragenwerden, Sitzen) ausdrückend, liegt offenbar in dem unteren Theil des Zeichens, während der obere das Material der Trage bezeichnet. Im Codex Tro besteht dieselbe nehmlich aus einer Matte, während sie in der Dresdener Handschrift offenbar aus gebogenem Leder besteht (vgl. Fig. 54a, 54b).

Dass dem so ist, ergiebt sich daraus, dass wir einerseits in der Dresdener Handschrift und auch im Codex Tro das Sitzen auf der Matte oder unter dem Mattendach des Throns bezeichnet finden durch das Zeichen Fig. 10, und andererseits im Codex Tro 17b der den Bogen (oder das gekrümmte machete?) in der Hand haltende Jäger bezeichnet ist durch das Zeichen Fig. 55. Der Bogen, den die Figur selbst in der Hand trägt, hat die in Fig. 56 abgebildete Gestalt. Und dass der rechte Theil des Zeichens „Mann" bedeutet, werde ich weiter unten erweisen.

Die 2. Reihe von Doppeldarstellungen (Dresden 16.17c und 17.18c = Tro 18.19c) zeigt dieselben Frauengestalten und auf ihrer Nackenflechte hockend einen Vogel oder eine andere Figur. Die Schriftzeichen zeigen wiederum zunächst den Frauenkopf, sodann 2 Charaktere, mit welchen der Vogel oder die betreffende hockende Figur bezeichnet ist, und als 4. ein Zeichen, das im Codex Tro die Form Fig. 57, 58 hat, während in der Dresdener Handschrift die Formen Fig. 59—63 vorkommen. Durch dieses Zeichen würde also das Hocken auf der Haarflechte zum Ausdruck gebracht sein. Wir sehen in demselben bei aller Varietät überall als Grundelement das Aequivalent der Eule oder des Gespenstervogels und die Haarflechte. Das gespenstische Element ist in der Dresdener Handschrift noch besonders ausgedrückt durch den Fledermauskopf (Fig. 61) oder das Aequivalent für Mensch.

Ich kann auch hier weder alles Einschlagende anführen, noch discutiren. Das Gesagte wird genügen, den Beweis zu liefern, dass die Maya-Handschriften in der That den oben skizzirten Charakter tragen. Das Landa'sche Alphabet ist darnach ein für alle Mal in die Rumpelkammer zu verweisen. Es ist weiter nichts als der Versuch von Ladinos, von in die spanische Wissenschaft eingeweihten Eingebornen in der Art, wie sie die Spanier ihre Lettern verwenden sahen, auch mit den den Eingebornen geläufigen Bildern und Charakteren zu hantiren.

Das Gesagte wird ferner genügen, zu zeigen, dass sich durch eine sorgfältige Vergleichung und eine bedächtige, aber entschlossene Analyse Resultate gewinnen lassen, die in nicht zu ferner Zeit es möglich erscheinen lassen, ein wirkliches Vocabular der alten hieratischen Schrift der Yukateken zusammenzustellen.

Ueber die Bedeutung des Zahlzeichens 20 in der Maya-Schrift.

In seinen werthvollen „Erläuterungen zur Maya-Handschrift der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden" (Dresden 1886) hat Hr. Prof. Förstemann nachgewiesen, dass das Zeichen Fig. 64, 65, 66 die Zahl 20 bedeutet. Dieselbe Entdeckung hat, wie es scheint, unabhängig von Hrn. Förstemann, Hr. Pousse gemacht und in einer in den Comptes rendus de la Société américaine abgedruckten Abhandlung vorgetragen.

Ich fand neuerdings, dass es noch ein zweites Zeichen für 20 giebt. Dasselbe findet sich auf den interessanten Tafeln 46—50 der Dresdener Handschrift, auf denen Hr. Prof. Förstemann die die regelmässigen Abstände von 90, 250, 8 und 236 Tagen aufweisenden Reihen von Monatsdaten entdeckte. Hier ist jedesmal da, wo die Zahl 20 bei dem Monatszeichen durch die regelmässige Aufeinanderfolge der

Daten angezeigt ist, neben dem Monatszeichen ein Zeichen zu sehen, das folgende Gestalt hat: Fig. 67, 68, 69.

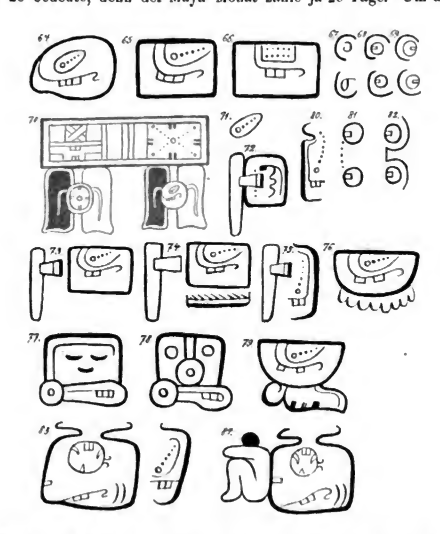
Es entsteht die Frage, was diese beiden Zeichen eigentlich besagen, und wie es kommt, dass sie in der Bedeutung „20" zusammentreffen.

Das erste Zeichen giebt de Rosny in seinem Vocabulaire de l'Écriture Hiératique als Synonym für cimi, Tod, an.

Hr. Schellhas hält es für das Zeichen des Mondes, und auch Hr. Förstemann ist der Ansicht, dass Hr. Schellhas in ihm „mit Sicherheit" den Mond erkannt habe.

Dass das Zeichen in der Reihe der Tageszeichen irgendwo als Synonym für cimi, „Tod", vorkäme, ist mir nicht bekannt. Seine Aehnlichkeit mit dem Zeichen cimi ist aber zweifellos, und ward auch schon von Cyrus Thomas so erkannt.

Dass das Zeichen den Mond bedeute, dafür glaubte Hr. Schellhas und auch Hr. Förstemann eine besondere Stütze darin zu finden, dass das Zeichen gleichzeitig auch 20 bedeute, denn der Maya-Monat zähle ja 20 Tage. Um dies zunächst



aus dem Wege zu räumen, erinnere ich daran, dass der Zeitraum von 20 Tagen ja mit den Phasen des Mondes absolut nichts zu thun hat. Wir kennen von der einheimischen Literatur der Maya zu wenig. Aber ich bezweifle, dass das Wort u, „Mond", in alter Zeit oder von kundigen Leuten jemals für den Zeitraum von 20 Tagen angewendet ward, ebenso wie ich bestimmt bezweifle, dass das mexikanische Wort metztli für diesen Zeitraum verwendet ward. Die Spanier freilich, die den Zeitraum von 20 Tagen den „mexikanischen Monat" nennen, verwechseln die beiden Begriffe fortwährend. Der Zeitraum von „20 Tagen" dagegen heisst in der Maya-Sprache uinal. Und dies Wort geht auf dieselbe Wurzel

zurück, wie das gleich zu erwähnende Wort für „20", nehmlich auf die Wurzel „Mann". Landa unterscheidet bestimmt das Wort u, den Monat von 30 Tagen, und uinal, den Zeitraum von 20 Tagen.

Die Behauptung, dass das Zeichen den „Mond" bedeute, gründet Hr. Schellhas auf die Fig. 70, die in der Dresdener Handschrift und auch sonst vielfach vorkommt. „Das viereckige Schild", sagt er, „stellt den Himmel dar, die unten daran hängenden schwarzen und weissen Körper sind Wolken, aus denen der Regen in Form der Zickzacklinien fällt. Das Zeichen in diesen Wolken links ist die Sonne. Das Zeichen rechts ist darnach leicht zu deuten: es ist der Mond."

Dass das viereckige Schild den Himmel bedeutet, ist richtig. Die Figuren darin stellen vielleicht Sternbilder dar. Hr. Prof. Förstemann möchte darin die Zeichen der 7 Planeten sehen. Dem kann ich aber vor der Hand nicht beipflichten. Dass aber die unten daran hängenden schwarzen und weissen Körper die Wolken bedeuten, ist einfach ein Unding. Nirgends sind in aztekischen oder Maya-Darstellungen Wolken in dieser Weise abgebildet worden. Wie kämen auch die Wolken dazu, die eine schwarz, die andere weiss — oder, wie an verschiedenen Stellen der Handschrift deutlich sichtbar, gelb oder roth — abgebildet zu werden? Die beiden Felder symbolisiren das Helle und das Dunkle, vielleicht richtiger Osten und Westen, die Region der aufgehenden und die der untergehenden Sonne. Das Zeichen links (in dem Centrum der Felder) ist allerdings die Sonne oder der Tag, aber das Zeichen rechts, das so dem Todtenschädel ähnelt, ist einfach die Nacht. Tag und Nacht, Sonnengott und Todesgott, das sind die beiden Gegensätze, die die centralamerikanische Vorstellung sich fortwährend wiederholt. Wie die Mexikaner den Sonnengott kaum malen, ohne ihm den Todesgott gegenüberzustellen, wie wir im Codex Tro den Licht- und Himmelsgott Itzamná jederzeit neben dem Todesgott sehen, so zeichnet der Centralamerikaner auch nicht den Tag, ohne die Nacht daneben zu setzen.

Hr. Schellhas hat neuerdings noch einen besonderen Grund für seine Ansicht darin gefunden, dass, wie er meint, dies Zeichen den Kopf des Gottes mit dem akbal-Zeichen darstelle, den er deshalb für den Mondgott hält. Ich glaube, ich habe oben nachgewiesen, dass dieser Gott der Herr des Lebens, der Priester, der Itzamná ist. Und was den Kopf dieses Gottes angeht, so kommt allerdings einmal (Dresden 14c) eine Hieroglyphe von ihm vor, in welcher das Auge dargestellt ist in der Form Fig. 71. Aber, wohlverstanden, von der blossliegenden Zahnreihe darunter, die ein charakteristisches Kennzeichen der Hieroglyphe für 20 ist, zeigt auch dies Bild keine Spur.

In den Maya-Sprachen — zwar nicht in der Sprache des eigentlichen Yucatan, aber in den Maya-Sprachen von Guatemala — heisst „20" hun uinic, hun vinak, „ein Mann" — von der Thatsache aus, die überhaupt zum vigesimalen Zahlensystem geführt hat, der Thatsache, dass ein Mann an Fingern und Zehen zusammen 20 zählt. Und ein Mann, das bedeuten auch die beiden oben angeführten Zeichen für 20. Der Mann ist freilich nicht in seiner ganzen Figur gezeichnet. Der Mensch wird gezählt, er kommt in Betracht, nicht als Mensch, sondern als Kopf, als Kopf des erbeuteten Feindes, als Schädel des dem Gotte dargebrachten Opfers. Dieser Kopf des dem Gotte dargebrachten Opfers, der wird durch das erste Zeichen für 20 zum Ausdruck gebracht. Denn dieses stellt offenbar einen Kopf dar, und zwar den Kopf eines Todten, — das beweisen die freiliegenden grinsenden Zähne, und den Kopf eines Geopferten, — das beweisen die leeren blutenden Augenhöhlen. Dass das Herausreissen der Augen ein bekanntes Symbol des Opfers ist, habe ich schon oben Gelegenheit gehabt anzuführen. Dass

das erste Zeichen für 20 diesen Sinn und diese Bedeutung hat, geht unwiderleglich aus der Reihe von Zeichen hervor, in welchen im Codex Tro die Bearbeitung eines Kopfes mit der Axt dargestellt ist — eine Bearbeitung, die gewöhnlich als bildnerische Bearbeitung gedeutet worden ist, die aber, wie mir unzweifelhaft ist, in allerdings etwas seltsam steifer Manier das Kopfabschneiden zur Anschauung bringt. Im Codex Tro 24*c finden wir die Bearbeitung eines Baumes mit der Axt, d. h. das Fällen desselben, in den Schriftzeichen wiedergegeben durch das Zeichen Fig. 72, und genau ebenso Codex Tro 15*16*b, 17*18*d das Bearbeiten eines Kopfes mit der Axt, d. h. das Abschlagen desselben, durch die Zeichen Fig. 73 und 74, deren zweiter Theil also unser Zeichen für 20, den abgeschlagenen Kopf des Opfers, enthält. Als Varianten erscheinen Fig. 75, 76, von denen Fig. 75 alle wesentlichen Elemente des vorhergehenden Zeichens — Axt, blutige Augenhöhlen und Zahnreihe — aufweist, nur dass die rechte Hälfte des Zeichens gleichsam aufgelöst und in die Länge gezogen ist. Das zweite Zeichen (Fig. 76) stellt den abgeschlagenen Kopf mit dem zackigen Fleischrande dar.

Als Begleiter erscheinen die Fig. 77 und 78, die als wesentliches Element statt der Axt das machete, das gekrümmte Buschmesser, zeigen. Und im Codex Tro 17*c ist der abgeschlagene, im Netz auf der Schüssel liegende Kopf durch Fig. 79 dargestellt, der wohl mit Fig. 76 zu vergleichen ist.

Ist nun in dem ersten Zeichen für 20 der Mensch (uinic) zum Ausdruck gebracht durch den Kopf des dem Gotte dargebrachten Opfers, so ist in dem zweiten Zeichen für 20 die volle Person, der Mensch, dargestellt durch 2 Augen mit den Augenbrauen darüber, oder einfach durch eine Punktreihe mit einander verkettet und dadurch als zusammengehörig erklärt.

Beide Zeichen, den Kopf des Geopferten und die beiden Augen, finden wir, und zwar vollkommen synonym, in zusammengesetzten Hieroglyphen, in diese also das Element „Mann" oder „Mensch" einführend. Ich habe darauf oben mehrfach hingewiesen. Vergl. die Hieroglyphe des Jägers (Fig. 55), die Hieroglyphen der Menscheneule (Fig. 11 und 19, 20 und 21; vergl. ausserdem Fig. 47 und 49, 51 bis 53). Nur ist begreiflicherweise aus öconomischen Rücksichten der Kopf des Geopferten hier jedesmal nicht in voller Form, sondern in der aufgelösten und in die Länge gezogenen Form der Fig. 75 dargestellt. Und als Varianten erscheinen Formen, wie Fig. 52 und in Fig. 11 und 47, bei denen ich mir noch nicht klar bin, ob sie nur kalligraphische Varianten darstellen, oder ob ihnen eine eigene Bedeutung innewohnt. Die Thatsache selbst der Synonymität der beiden Zeichen ist jedenfalls ein schlagender Beweis für die Richtigkeit meiner Deutung. Und hier erlaube ich mir noch zum Schluss als weiteren Beweis anzuführen, dass sich für das Zeichen (Fig. 83), welches als Zeichen des die Blitzfackel tragenden Himmelhundes, bezw. des Beils in der Hand Chac's erscheint, und welches als ein Element die aufgelöste Form des Kopfes des Geopferten, des ersten Zeichens für 20, enthält, auf Blatt 35c der Dresdener Handschrift die Variante Fig. 84 findet, welche statt des Kopfes des Opfers den geköpften Rumpf zeigt.

Bei weiterem Nachsuchen werden sich gewiss noch andere Zeichen für Mensch oder Mann finden, und es wäre darnach durchaus nicht wunderbar, wenn ausser den beiden obengenannten sich auch noch andere Zeichen für 20 fänden. Die beiden angeführten sind aber jedenfalls die häufigsten und wichtigsten[1]). —

---

1) Nachträglicher Zusatz. So eben geht mir eine Zuschrift des Hrn. Dr. Schellhas zu, in welcher er mir mittheilt, dass die von mir citirten Darstellungen Cod. Tro 15* und 16*b sich nach seiner Anschauung vielmehr auf die von Landa beschriebene, in den Mo-

Hr. Bastian bemerkt, dass in verschiedenen amerikanischen Sprachen, auch bei den Eskimos, die Zahl „Zwanzig" mit „Mensch" gleichbedeutend sei, ebenso auch in Polynesien. Das ausgerissene Auge komme auch auf den Guatemala-Steinen vor und hänge zusammen mit der Unterscheidung eines Gottes des Todes und eines Gottes des Lichtes.

(13) Hr. M. Quedenfeldt spricht unter Vorlegung zahlreicher Gegenstände über

Nahrungs-, Reiz- und kosmetische Mittel bei den Marokkanern.

(Hierzu Taf. IV.)

Diesen so wichtigen Zweigen der Ethnologie ist bisher von älteren und neueren Reisenden, ohne Ausnahme, eine sehr geringe Beachtung geschenkt worden. In der gesammten Literatur über Marokko finden sich verstreut nur äusserst dürftige, allgemein gehaltene Angaben, welche dieses Thema betreffen. Nur G. Rohlfs, dem

---

naten Mol und Chen stattfindende Anfertigung der hölzernen Götterbilder beziehe. Das erste Zeichen (Fig. 73), in welchem das Zeichen 1 für 20 enthalten ist, gebe kund, dass es sich um ein Fest zu Ehren des Mondgottes handle. Das zweite Zeichen (Fig. 78) dürfte den Kopf en face bezeichnen. Und unter diesen beiden fände sich dann auch die Hieroglyphe des Mondgottes.

Die von Hrn. Dr. Schellhas gegebene Erklärung ist die übliche, und ich habe auf dieselbe auch oben hingewiesen. Ich habe mich derselben nicht angeschlossen, weil ich diese Darstellungen äquivalent finde der Ausbohrung des Auges mit einem spitzen Knochen oder der Darbringung des ausgerissenen menschlichen Herzens, — Vorgänge, die in mexikanischen Codices in sehr realistischer Weise und unverkennbar, theils an ganzen Figuren, theils an Köpfen dargestellt sind, und die auch in unserer Maya-Handschrift angetroffen werden (Cod. Tro 14*d und 15*, 16*c). Der Grund, den Hr. Dr. Schellhas für seine und gegen meine Ansicht anführt, dass der Kopf Cod. Tro 15*b die Augen offen habe, ist jedenfalls nicht stichhaltig. Denn auch die Köpfe, denen die Augen ausgebohrt werden, haben die Augen offen. Und umgekehrt haben die Köpfe Cod. Tro 19*d, an denen ebenfalls mit der Axt gearbeitet wird, die Augen geschlossen.

Ich fasse die beiden Zeichen Fig. 73 und 78 als synonym, die Cod. Tro 15*b und 16*b beide gesetzt sind, weil an dieser Stelle Raum für 2 Zeichen war. Cod. Tro 16*a dagegen, wo die Figuren, welche die Köpfe (mit geschlossenen Augen) halten, unter dem Mattendach eines Thrones oder eines Sacrariums sitzen, wo also ausser den Namen der Götter auch noch das Sitzen unter dem Mattendach des Thrones ausgedrückt werden musste und durch Fig. 51 ausgedrückt wird, ist statt der beiden obigen Zeichen nur das erste gesetzt. Umgekehrt findet sich Cod. Tro 16*b in der mittleren Darstellung, wo der Name der dargestellten Figur (der alte Priester) aus irgend einem Grunde nur durch ein Zeichen (unten links) gegeben ist, derselbe Vorgang der Bearbeitung eines Kopfes mit einem Beil durch drei Zeichen wiedergegeben (Fig. 73, 77, 78).

Uebrigens findet sich unter den Zeichen, welche den genannten Vorgang zur Anschauung bringen (Cod. Tro 15* und 16*b), nicht bloss die Hieroglyphe des von Hrn. Dr. Schellhas Mondgott genannten Gottes, den ich mit Itzamná identificire, sondern die einer ganzen Reihe von Göttern, — Chac, der alte Priester, der Gott mit dem kan-Zeichen, der Todesgott, ein mir unbekannter Gott, Itzamná und der alte schwarze Gott, — von denen 5 in voller Figur dargestellt, 2 nur durch ihre Hieroglyphen bezeichnet sind, und überall finden sich über dem Zeichen des Gottes die beiden Zeichen, welche den Vorgang veranschaulichen.

Zum Schluss bemerke ich, dass der Kern meiner Ausführungen den Nachweis betrifft, dass das erste Zeichen für 20 den Mann bedeutet, entsprechend dem sprachlichen Ausdruck hun uinal, „eine Mannheit", für den Zeitraum von 20 Tagen. Und dieser Nachweis dürfte nicht tangirt werden, selbst wenn man genöthigt wäre, die Darstellungen Cod. Tro 15* und 16*b als sich auf die Anfertigung hölzerner Götterbilder beziehend anzusehen.

wir so viele interessante Mittheilungen aus Marokko verdanken, hat meines Wissens etwas Zusammenhängendes darüber publicirt, einen kleinen Aufsatz: „Ueber Reiz- und Nahrungsmittel afrikanischer Völker“ [1]); doch ist in demselben nur von Reizmitteln, wie Kaffee, Thee, Tabak, Opium u. s. w. die Rede, von Nahrungsmitteln gar nicht, und dann handelt auch der Aufsatz, wie der Titel besagt, nicht von Marokko allein, sondern es werden in demselben die Reizmittel verschiedener nord- und centralafrikanischer Völker besprochen.

Aus den vorstehenden Gründen habe ich auf meinen Reisen im Lande gerade diesem Gegenstande stets eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und zahlreiches darauf bezügliches Material zusammenbringen können. — Bekannt ist, dass der Prophet Mohammed seinen Gläubigen den Genuss des Schweinefleisches verbot, und zwar findet sich dieses Verbot an verschiedenen Stellen des Korân, an erster Stelle und am deutlichsten in der 2. Sure, wo es heisst:

Ihr Gläubige, geniesset das Gute, das wir Euch zur Nahrung gegeben, und danket Gott dafür, so Ihr ihn verehret. Euch ist nur verboten: Gestorbenes, Blut und Schweinefleisch, und was nicht im Namen Gottes geschlachtet ist [2]).

Weniger bekannt dürfte sein, dass es trotz dieses ausdrücklichen religiösen Verbotes verschiedene berberische Stämme giebt, welche das wilde Schwein essen, und zwar sind dies Ḳabeilen [3]) der Rif- und mittleren Gruppe, unter letzterer z. B. der grosse Stamm der Benî Ḥassin zwischen Rabat und Miknâs. Beiläufig bemerkt ist dieser Stamm nicht ganz rein berberisch, sondern mit arabischen Elementen durchsetzt. Bei den Schlöḥ (Berbern der südlichen Gruppe) ist dieser Genuss hingegen streng verpönt. Sehr bezeichnend ist, dass dieselben das Schwein, welches im Arabischen „ḥallûf“ oder „chansîr“, in ihrer, schilḥa genannten, Sprache „ilf“ heisst, den „Ochsen der Christen“, „asĕgâr arrumîn“, nennen. Abscheu und Ekel vor dem Thiere selbst scheinen auch strenggläubige Araber in Marokko nicht gerade zu empfinden, sondern nur vor dem Genusse des Fleisches; denn wie uns Höst [4]) erzählt, hat derselbe in der Stadt Marokko zahme Schweine gesehen, welche in den Ställen des Sultans gehalten wurden, in der Meinung, dass sie Unreinigkeiten, Krankheiten u. s. w. von den Pferden ablenkten und an sich zögen. Ich selbst habe in verschiedenen Ḳasba's des Innern junge Wildschweine, die zu gleichem Zweck gehalten wurden, gesehen, sogar in der meḥalla, dem Feldlager des Sultans bei Saffi, habe ich einzelne dieser Thiere bemerkt [5]). Dagegen existirt eine sonderbare Verordnung, welche den im Lande lebenden Europäern die Zahl der zahmen Schweine, welche sie halten dürfen, beschränkt. Gegenwärtig freilich kehrt sich Niemand mehr an diese Bestimmung, doch war dieselbe noch bis vor Kurzem in Kraft und ist sie meines Wissens officiell nicht aufgehoben worden.

Wie das gesammte politische und sociale Leben der Mohammedaner auf dem Korân und dessen Auslegern beruht, — von denen wir es bekanntlich im Maġrib nur mit dem Imâm Mâlek Ben Anes zu thun haben, — so giebt es

---

1) Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Berichte aus den Jahren 1870 bis 1875 von Gerhard Rohlfs. Leipzig 1876.

2) Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt u. s. w. von Dr. L. Ullmann. Bielefeld 1865.

3) Ganz abweichend von dem im Orient gesprochenen Arabisch sagt man im Maġrib: ḳabeila (oder ḳebeila) der Stamm, ḳabeilat (im alten Königreich Fâs ḳabeilatz) die Stämme.

4) Nachrichten von Marókos und Fes u. s. w., von Georg Höst, Kopenhagen 1781.

5) Auch gejagt wird das Wildschwein — übrigens eine andere, kleinere Species als die unserige — von den Eingeborenen häufig und den in den Küstenstädten wohnhaften Europäern zum Kauf gebracht.

auch über die Wahl und Zubereitung lebender Thiere als Nahrungsmittel, in normalen Zeiten sowohl wie in Ausnahmefällen, z. B. auf der Wallfahrt nach Mekka[1]), die eingehendsten Vorschriften, von denen das Wichtigste hier angeführt sei.

Dem oben erwähnten religiösen Verbot entsprechend muss jedes Thier, mit alleiniger Ausnahme der Fische (und selbstverständlich der Insekten, Würmer und Conchylien), welche genossen werden, vermittelst Durchschneidens der Kehle, unter den dabei gesprochenen Worten „bism-illâh" (mit Gott), getödtet werden. Von Fischen in gleicher Weise Aal und Muräne, weil man sie als Schlangen betrachtet (s. w. unten).

Die complicirten Bestimmungen darüber, von welchen Personen diese rituelle, blutentziehende Manier des Schlachtens vorgenommen werden darf und von welchen nicht[2]), unter Beobachtung welcher Regeln dieselbe geschehen muss, und alle anderen hierauf bezüglichen Einzelheiten zu erörtern, würde an dieser Stelle zu weit führen. Ich will indessen für diejenigen, welche diese Fragen weiter verfolgen wollen, erwähnen, dass sich in dem Prachtwerk „Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840, 41, 42 etc. Paris 1848, Tome X—XII, eine sehr umfassende Uebersetzung der Vorschriften des Maleḳ aus dem Arabischen befindet[3]), welcher ich auch die nachstehende Aufzählung der erlaubten und verbotenen Nahrungsmittel entnommen habe.

Erlaubt sind alle im Wasser lebenden Thiere, alle Vögel oder geflügelten Thiere (Fledermäuse?), selbst solche, die sich von unreinen Stoffen, Cadavern u. s. w. ernähren (Raubvögel); zum Viehstand gehörige Thiere, wie Kameel, Rindvieh u. s. w., wilde nicht fleischfressende Thiere wie Haase, Kaninchen, Stachelschwein, Igel u. s. w.; ferner Schlangen, doch müssen diese rituell geschlachtet werden; kriechende niedere Thiere, Insekten, Würmer, Schnecken u. s. w.[4]), eidechsenartige Thiere (Saurier) Schleichen u. s. w.

Direct verboten durch das Gesetz ist, ausser dem bereits angeführten Fleische vom Schwein, der Genuss desjenigen vom Maulesel, vom Pferde, Hausesel und wilden Esel, wenn er gezähmt worden oder als Hausthier aufgezogen ist, nicht wenn er sich stets im Zustande der Wildheit befunden hat.

Ausser diesen verbotenen Thieren giebt es noch eine Anzahl, deren Fleisch zu

---

1) So z. B. ist dem Gläubigen verboten, während der Pilgerschaft, ja schon nachdem er den Entschluss zu derselben gefasst und mit den Vorbereitungen „der inneren Einkehr" (iḥrâm) begonnen hat, jagdbare Landthiere, deren Fleisch essbar, zu tödten; hingegen ist es erlaubt, grössere Raubthiere, wie Leopard, Tiger u. s. w., aber wieder nicht deren Junge, zu jagen; ebenso darf er Ratten, Mäuse, Raben, Milane, Schlangen u. s. w. tödten, hingegen keine Wasservögel. Auch auf das heilige Gebiet (Umgebung von Mekka) bezüglich giebt es dergleichen ganz sonderbar verklausulirte Bestimmungen, die manchmal für Pilger, manchmal für ständige Bewohner oder zeitweise Besucher desselben, meist gleichzeitig für Beide, Geltung haben. Den Gekko beispielsweise darf auf heiligem Gebiet nur jemand tödten, der nicht Pilger ist. Tödtet ein Pilger diese oder ähnliche unschädliche Thiere, welche die Wohnräume bevölkern, so soll er zur Sühne dieser tadelnswerthen Handlung zwei Handvoll Speise an die Armen geben.

2) So z. B. darf das Fleisch eines von einem Trunkenen, Idioten oder der mohammedanischen Religion Abtrünnigen geschlachteten Thieres nicht gegessen werden.

3) Précis de jurisprudence musulmane ou principes de législation musulmane civile et religieuse selon le rite mâlékite par Khalil Ibn-Isḥâḳ, traduit de l'Arabe par M. Perron.

4) Darüber, ob man Zecken (Ixodidae Leach) essen darf, gehen die Ansichten auseinander, ebenso darüber, ob Erde erlaubt sei.

geniessen als „tadelnswerth“, „makruh[1]“, bezeichnet wird; dahin gehören alle Carnivoren, wie Löwe, Leopard, Tiger, Schakal, Hund, Katze, aber auch der Elephant, Seehund, Ichneumon u. s. w.

In dringenden Fällen, z. B. in der Gefahr des Verhungerns, ist es gestattet, auch von diesen verbotenen Dingen zu geniessen, aber nur so viel, als unumgänglich nöthig, um das Leben zu fristen. Niemals ist es erlaubt, Menschenfleisch zu essen. In der dringendsten Noth soll man, wenn man die Wahl zwischen einem gestorbenen (oder nicht rituell geschlachteten) Thiere und dem Schweine hat, dem ersteren den Vorzug geben.

Es ist dem Mohammedaner erlaubt, das Fleisch jedes Thieres (wenn es der Islam nicht überhaupt verbietet) selbst dann zu essen, wenn es ein Jude oder Christ rituell geschlachtet hat; doch soll, streng genommen, bei diesem Akt ein Muslem zugegen gewesen sein und sich überzeugt haben, dass die Manipulation auch wirklich in der vorgeschriebenen Weise stattgefunden hat. Da nun die Juden, welche in Marokko ausnahmslos streng orthodox sind, bekanntlich die gleiche blutentziehende Manier des Schlachtens haben und in der minutiösesten Weise beobachten, so folgt aus dem Gesagten: dass Muslemin sehr wohl in Häusern von Juden, nicht aber bei Christen Fleisch essen dürfen, welche ihr Schlachtvieh anders tödten. Indessen nehmen auch die wenigen in Marokko lebenden Europäer durchgehends ihren Fleischbedarf von einheimischen Fleischern, bezw. sorgen die mohammedanischen Diener des Hauses schon in ihrem eigenen Interesse dafür, dass alles Schlachten in der landesüblichen Weise geschieht.

Einem auf der Jagd erlegten Thiere, wenn es auch die Kugel schon getödtet hat, wird doch noch die Kehle durchschnitten; dann erst ist den Gläubigen der Genuss des Wildes gestattet, und diese Manipulation geschieht beim kleinsten Vogel ebenso wie beim Hasen oder Stachelschwein. Beim Feuern nach dem Wilde muss der Jäger gleichfalls die Worte „bism-illâh“ aussprechen.

Im Allgemeinen, kann man sagen, lebt die marokkanische Bevölkerung sehr einfach, vornehmlich die ländliche, die sich fast durchweg von vegetabilischer Kost nährt und höchstens an Festtagen Fleisch geniesst; ausgenommen sind reiche Ḳâids (Gouverneure) oder Schechs (Stammeshäupter), welche ebenso leben, wie wohlsituirte Städter. Während des Monats Ramadân entschädigt sich der, dessen Mittel es irgend gestatten, für das Fasten am Tage durch kräftigere und reichlichere Kost bei den nächtlichen Mahlzeiten.

Auf dem Lande, wie in der Stadt, ist der kuskussû, auf dessen Bereitung ich später näher eingehe, in seinen verschiedenen Gestalten das beliebteste, und man kann fast sagen, „stereotype“ Gericht; dann geniesst man auf dem Lande viel eine „saiḳûḳ“ genannte Speise, Buttermilch mit kuskussû gemischt, und zwar bedient man sich hierbei vorzugsweise – aber auch bei anderen flüssigen oder halbflüssigen Gerichten — an der ganzen Westküste, ausschliesslich der Städte, austernartiger Muschelschalen (Patella ferruginea Gml. et spec., arabisch, in Ableitung vom Worte beḥar, Meer, „beḥarâra“ genannt). Ferner geniesst man Mehlsuppen, Eier, Milch, Buttermilch, Früchte (meist Wassermelonen), spärlich Hülsenfrüchte und flache, runde und weiche Brote, „er-reif“ genannt, die etwa, wie ein Eierkuchen bei uns, in einer flachen, „el feraḥ“ genannten Pfanne, ohne Zusatz von Sauerteig, über Kohlenfeuer gebacken werden. Von Fleischkost wohl selten einmal ein Huhn und vielleicht zwei- oder dreimal im Jahre, bei den grossen Festen, Hammel- oder

1) Die Handlungen, die ein Mensch begehen kann, werden von frommen und gelehrten Leuten in 5 Abtheilungen getheilt: tugendhafte, wünschenswerthe, gleichgültige, sündhafte (ḥarâm) und tadelnswerthe.

Ziegenfleisch. Enten und Gänse werden von den mohammedanischen Stadt- und Landbewohnern nicht gehalten, erstere selten von Europäern in den Küstenstädten. Truthühner werden an hohen Festtagen von der wohlhabenden jüdischen Bevölkerung der grossen Städte zuweilen gegessen, Tauben sind auch bei den Mohammedanern in den Städten ein beliebtes Nahrungsmittel. In Tetuan, Fäs u. s. w. werden viele Ziertauben gehalten; die Bewohner ersterer Stadt gelten namentlich als grosse Vogelliebhaber. Kameelfleisch wird vorzugsweise im sogen. ḥaus, den südlichen Landestheilen nördlich des Atlas, gegessen; im ġarb meist nur dann, wenn ein junges Thier verunglückt ist und getödtet werden muss. Südlich vom Atlas, in den Oasen, spielt die Dattel als Nahrungsmittel eine grosse Rolle.

Fische werden von der ländlichen Bevölkerung der Westküste nicht in hervorragendem Maasse consumirt; als Volksnahrungsmittel spielt eigentlich nur eine, „Schäbel" genannte, sehr fette Clupeiden-Art (Cl. alosa L.?) eine Rolle, welche vorzugsweise in der Mündung des Flusses Umm-Rbêa bei Asemûr, aber auch in den anderen Strommündungen der Westküste gefangen wird. Dieser Fisch wird schon an der Küste getheilt, gedörrt und eingesalzen und weithin ins Innere des Landes verschickt. Beim Gebrauch wird er dann durch Wässern wieder entsalzen und darauf, in Oel gebacken, verspeist. Leo Africanus[1]) thut bereits bei seiner Beschreibung der Stadt Asemûr zu Beginn des 16. Jahrhunderts dieses Fisches mit folgenden Worten Erwähnung:

„Man fängt im October zu fischen an, setzt dies den ganzen April durch fort. Der Fisch findet sich in grosser Menge und hat mehr Fett als Fleisch. Wenn man denselben backen will, so thut man ein wenig Oel dabey und der Fisch stösset, wenn er ein wenig vom Feuer erhitzt ist, so viel Fett aus, dass man von einem wohl mehr als 1½ Pfund erhält; dieses ist wie Oel und wird in den Lampen verbraucht, weil man daselbst kein Baumöl hat."

In den Garküchen der Küstenstädte, wo die ärmere Bevölkerung sich beköstigt, werden auch häufig gebackene frische Seefische, sowie solche in scharfen, mit rothem Pfeffer gewürzten Brühen verkauft. Von Süsswasserfischen, an denen bekanntlich ganz Nordafrika sehr arm ist, habe ich nur eine Art in Marrakesch bemerkt (Barbus spec.), die auch gegessen wurde. Aale (Anguilla vulgaris Flem.) sind gleichfalls in allen Bächen und Flüssen sehr häufig.

Durchgreifende Verschiedenheiten bezüglich der Kost bei der ländlichen arabischen und berberischen Bevölkerung sind mir nicht bekannt geworden, mit dem Vorbehalte natürlich, dass die Berber, welche gegenwärtig beinahe nur gebirgige Gegenden bewohnen und sesshaft sind, manche Feldfrüchte, die in ihren Bergen gedeihen, geniessen, die dem wenig Ackerbau treibenden, nomadisirenden Araber nicht bekannt sind, überhaupt, ihrem Aufenthalt in kälteren Regionen angemessen, eine consistentere Nahrung zu sich nehmen. Aber, wie gesagt, die Verschiedenheit der Rasse ist dabei nicht ausschlaggebend; so leben die Araber vom Djebel-Ḥabib, südlich von Tanger, nicht anders, wie irgend eine Berber-Ḳabeile in den Bergen um Fäs oder Tessa.

Die Lebensweise eines Städters, nehmen wir einen wohlhabenden Fässi, Bürger von Fäs, ist etwa die folgende:

Früh gegen 6 Uhr, nach dem Morgengebet — alle Marokkaner stehen früh auf und gehen dementsprechend auch zeitig schlafen — wird die „ḥerêra" oder

---

1) Johann Leo's des Afrikaners Beschreibung von Afrika. Aus dem Italiänischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Georg Wilhelm Lorsbach. Herborn 1805. S. 133.

Morgensuppe gegessen, bei Aermeren aus einem irdenen Napf, bei Wohlhabenden meist aus einer bunt glasirten, tiefen Schale mit Deckel, „djebanîa“ genannt (Fig. 1), wie sie nur in Fäs oder Saffi gefertigt werden. Die djebanîa findet man auch häufig in den Läden der Kaufleute, wo sie zum Aufbewahren von Gewürznägeln, Gries u. s. w. benutzt wird. Jeder bedient sich zum Essen der Suppe — alle Theilnehmer an der Mahlzeit speisen aus demselbsn Gefäss — eines grossen Holzlöffels, m'ġarfa, von der Form unserer Kochlöffel, selbstverständlich mit tiefer ausgehöhltem breitem Ende (Fig. 2).

Die Suppe ist meist eine Mehl- oder Griessuppe, bei Reichen Bouillon, el meráḳ, von Hammel-, selten von Rindfleisch. Das Fleisch zu dieser wird Abends schon mit der entsprechenden Menge Wasser und den sonstigen Zuthaten aufgesetzt, auf Kohlenfeuer gestellt und die ganze Nacht hindurch gekocht.

Es sei hier eingeschaltet, dass eine Küche mit Heerd, Back- und Bratöfen u. s. w., so oder ähnlich wie wir sie haben, in marokkanischen Häusern unbekannt ist. In den wenigsten — und nur in sehr grossen — Häusern findet sich ein besonderer Raum, wo gekocht wird. Das Kochen geschieht ausschliesslich auf irdenen Kohlenbecken oder Feuertöpfen, midjmár-en-nâr, welche je nach der Provinz oder der Stadt, wo dieselben gefertigt werden, in der Form sehr variiren. Fig. 3 stellt ein solches Kohlenbecken aus dem Distrikt Andjera (Umgebung von Tanger), Fig. 4a eines aus der Stadt Casablanca an der Westküste (Provinz Schauja) dar. Die strenge, constante Verschiedenheit in der Form, oftmals auch in der Farbe, Grösse u. s. w., ist als ein ganz besonders charakteristisches Merkmal für die meisten Branchen der einheimischen Industrie anzusehen. Jedes nicht allzu arme Haus verfügt über eine grössere Anzahl dieser Kohlenbecken; meist werden dieselben auf dem Altan, der fast jedes Haus in der Höhe des ersten Stockwerkes galerieartig umgiebt, aufgestellt, noch häufiger wird auf dem inneren viereckigen Hofraum selbst gekocht, oft auch in einem der Zimmer. Als Feuerungsmaterial dienen einzig und allein Holzkohlen. In ganz kahlen Gegenden, vornehmlich in den südlichen Landestheilen, wird von der Landbevölkerung auch vielfach getrockneter Kameel- oder Kuhmist und das stachelige Reisig des Lotus-Strauches zum Feuern benutzt. Zum Anfachen und Unterhalten des glimmenden Feuers bedient man sich der Handblasebälge (er-rabûs) mit langer eiserner Spitze, deren Holz- und Ledertheile meist buntgefärbt sind und von denen eine im südlichen Marokko sehr geschätzte Qualität aus dem Orte Demnät bei Marrakesch stammt. Oder man hat aus dem Gestrüpp der Zwergpalme (ed-dûm) gefertigte Geflechte von Tellerform, „neschâscha“, „Fächer“, mit denen gefächelt und Luftzug erzeugt wird. Endlich besitzen auch die Eingebornen eine grosse Geschicklichkeit und Ausdauer im Anblasen des Feuers.

Gegen 8 oder 9 Uhr wird eine weitere Mahlzeit, unserem zweiten Frühstück entsprechend, eingenommen, je nach den Mitteln der betreffenden Familie sehr verschieden. Meist wird frische ungesalzene Butter (sibda), häufig mit Honig, und dazu frisches, noch warmes Weizenbrot gegessen. Ein Streichen der Butter auf Brot kennt man in Marokko nicht; das Brot wird in Brocken zerrissen, nie geschnitten, mit diesen die Butter aufgestippt und der Rest ausgewischt.

Dem Brote (el chobs), welches neben dem kuskussû und dem Hammelfleisch das wichtigste und im höchsten Ansehen stehende Ernährungsmittel des Volkes bildet, müssen wir eine eingehende Besprechung widmen. Dasselbe wird in jedem Hause von den Frauen täglich frisch bereitet. Es sind mir folgende Produkte bekannt geworden, welche dabei einzeln oder gemischt zur Verwendung kommen: 1. Gerstenmehl, 2. Mehl aus der Dura-Pflanze oder Negerhirse; die Fruchtkörner werden

gemahlen und von dem Mehl mittelst Durchsiebens die Kleie abgesondert. 3. Maismehl, 4. Weizenmehl, welches das feinste und geschätzteste Brot giebt, 5. Mischung aus Dura, Weizen und Gerste, 6. Mischung aus Gerste und Weizen, 7. Mischung aus Dura und Weizen, 8. aus Dura und Gerste, 9. Maismehl mit Dura oder Gerste, 10. Brot aus Gries, 11. Brot aus dem Weizenschrot, welcher übrig bleibt, nachdem man aus dem Mehl eine feinere Qualität hergestellt hat.

An sonstigen Zuthaten wird dem Teig nur Salz, oftmals werden ihm auch Aniskörner (ḥabbĕt-ḥellaua) zugesetzt[1]); am Tage zuvor wird der Sauerteig bereitet. Das Brot wird stets flach und rund geformt, die Grösse ist sehr verschieden, geht aber nie über etwa einen Fuss im Durchmesser hinaus. Die feinen Weizenbrode sind am kleinsten.

In den Städten giebt jeder Haushalt zum Backen sein Brod dem Bäcker; die Gesellen holen den Teig und bringen ihn auch wieder zurück. Jeder Korb hat sein bestimmtes Zeichen, Verwechselungen kommen fast nie vor. Auf dem Lande begnügt man sich meist mit jenen flachen, ungesäuerten, er-reif genannten Broten, deren ich schon Erwähnung gethan habe. In grösseren Ortschaften jedoch haben 3—4 Häuser oder Zelte einen Backofen aus einer Art von Lehmpisé gemeinschaftlich[2]).

Das Mehl wird gleichfalls im Hause mit einer Handmühle (reḥâ) gemahlen. Der unterste Stein ist in die Erde gerammt, der obere wird von der Frau oder Sklavin mit einem Holzstabe in Bewegung gesetzt. Die Mahlsteine, Granit oder Sandstein, kommen meist aus dem Steinbruch beim Cap Spartel, auch aus der der Nähe von Fäs u. s. w.; die feinsten und besten aber werden in der Provinz er-Rîf, in der Nähe eines Ortes Namens Gärt oder Gart gebrochen.

Ganz nach demselben einfachen Prinzip sind die öffentlichen Mühlen (et-tâḥôn) eingerichtet, nur dass die Mahlsteine hier viel grösser sind und der obere Stein von Pferden oder Maulthieren, die im Kreise herumgehen, in Bewegung gesetzt wird.

Wassermühlen sind wenige im Lande und nur in sehr wasserreichen Städten, wie Fäs und Tetuan, vorhanden; Windmühlen fehlen ganz.

Jede Vergeudung oder geringschätzige Behandlung des Brotes, z. B. Umherwerfen desselben, wird als grosse Sünde betrachtet. Wenn ein Marokkaner ein Stück Brot auf der Erde liegen sieht, so wird er es — und sei er sonst noch so verroht und irreligiös — stets aufheben und an einen geschützten Ort, eine Mauer, einen Häuservorsprung u. s. w. legen, damit die Gottesgabe nicht mit Füssen getreten werde. Seltsam contrastirt für uns Nordländer mit dieser Fürsorge die Geringschätzung, mit der man in Marokko die köstlichsten Früchte verfaulen lässt oder sie den Kindern zum Spielen giebt, um sich gegenseitig damit zu werfen.

Auf den Märkten wird das Brot meist von alten Frauen verkauft, die an der Erde sitzen, einen grossen flachen, aus den Blättern der Zwergpalme oder aus Schilfgras geflochtenen Korb (ṭĕbăḳ) vor sich, in dem die Brote übereinander geschichtet liegen. Der Preis derselben ist ein niedriger, wie denn überhaupt alle Nahrungsmittel

---

1) Ich habe Anis auch mit dem Worte „năfe“ bezeichnen hören und als ḥabbĕt-ḥellaua den Samen von Nigella sativa L., den sogen. Schwarzkümmel. Auch die Samenkörner von Trigonella foenum graecum L., „ḥelba“ genannt, werden zuweilen gestossen und in den Brotteig gemischt.

2) Man nennt diese Mischung in Marokko „ṭábia“; im Süden des Landes baut man auch die Mehrzahl der Häuser aus einer ähnlichen Masse.

gegenwärtig noch im ganzen Lande sehr billig sind, mit alleiniger Ausnahme von Tanger und allenfalls Mogador und Rabat.

Graberg v. Hemsoe[1]) giebt uns in seinem trefflichen Buche über Marokko einige Mittheilungen über die Eigenschaften und die Verbreitung der vorstehend bei der Bereitung der Brotarten aufgeführten Getreidearten im Lande. Ich gebe das Wichtigste hiervon, verbunden mit meinen eigenen Informationen, wieder.

Der Weizen ist die gewöhnlichste und in der ganzen Ausdehnung des Reiches am meisten verbreitete Getreidegattung. In keinem Theile der Welt findet man eine vorzüglichere. Der Stiel ist hoch und schlank, voll und stark, und selten in den Absätzen zwischen den einzelnen Knoten leer und hohl. Die Aehren sind dick, lang und ins Aschfarbene fallend, mit strotzenden Hülsen, langen Bärten und dicken, länglichen Körnern, die gegen die Spitze hin gekniffen, gelblich und hart sind. Dieser Weizen wird gewöhnlich im November oder December gesäet und im Juni geerntet. Im Durchschnitt beträgt der Ertrag nie weniger als das fünfundzwanzigfache der Aussat. Trotz dieser eminenten Fruchtbarkeit in normalen Zeiten treten doch — und gerade im letzten Jahrzehnt war das wiederholt der Fall — Missernten ein, sobald nicht die erforderliche Menge Regen fällt.

Der beste Weizen wächst in den Provinzen Schauja, Dukkala und ʿAbda an der Westküste, den „Kornkammern des marokkanischen Reiches"; auch manche Gegenden des Ġarb sind sehr fruchtbar. Am sterilsten ist wohl die Provinz Reḥámna, namentlich in ihren nördlichen Theilen, und auch Schiâdma ist im Durchschnitt wenig fruchtbar.

Die Gerste ist von weniger hervorragender Qualität; ausser in dem wenig geschätzten Gerstenbrot kommt sie als Nahrungsmittel gar nicht zur Verwendung; dagegen dient sie als Futter der Pferde und Maulthiere. Der Gebrauch des Hafers, der übrigens nur in einigen sandigen Küstengegenden wild wächst, ist in Marokko ganz unbekannt. Die Provinz Sûs soll die beste Gerste produciren. Die Aussaat geschieht im nordatlantischen Marokko gewöhnlich gegen Ende des Winters oder in den ersten Frühlingstagen, gleich nach dem Aufhören der heftigen Regengüsse, und die Ernte wird im Mai oder in den ersten Tagen des Juni vorgenommen. Ungeachtet der geringen Umpflügung des Bodens ist es nichts seltenes, dass auch die Gerste 20—30 mal die Aussaat liefert.

Die Negerhirse (Andropogon sorghum Brot.) liefert im Maġrib gewöhnlich das 150 fache der Aussaat; der geringste Wasserguss auf die keimende Saat zerstört diese jedoch unwiederbringlich und macht eine neue Aussaat nothwendig; daher kann man im nördlichen Marokko mit Sicherheit erst im Mai, nach völligem Aufhören der Regenzeit, säen. In 5—6 Wochen reifen die Aehren, so dass man in den wärmeren Provinzen jährlich 2—3 mal erntet. Nächst der typischen Form dieser Pflanze kommen im nordöstlichen Marokko übrigens noch diejenigen Varietäten vor, welche Willdenow als S. rubens und bicolor unterschieden hat.

Der Mais wird in den Landestheilen nördlich vom Atlas relativ am wenigsten, nur in der Nachbarschaft der Städte, und vorzugsweise in den grossen Ebenen längs der Westküste gebaut. Die Aussaat geschieht im ersten Frühjahr, die Ernte im Juni. Auf dem Lande isst man sehr häufig die frischen, leicht am Kohlenfeuer gerösteten Maiskolben. In verschiedenen Gegenden Marokkos nennt man dieses

---

1) Das Sultanat Moghʿrib-ul-Aksa oder Kaiserreich Marokko u. s. w. von J. Graberg von Hemsö. Aus der italiänischen Handschrift übersetzt von Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen 1833.

Getreide Bû-el-'Abîd, Vater oder Ernährer der Neger (Sklaven). Die Provinzen Tafilalt und Draa sollen die grösste Menge von Mais hervorbringen.

Die Halme und Stengel dieser Getreidearten bleiben alle auf den Feldern stehen, in erster Linie, um vom Vieh abgeweidet zu werden, dann auch als Dungmaterial. Die Aehren werden eine Handbreit, höchstens einen Fuss, unterhalb der Stelle, wo sie am Stiel sitzen, geschnitten, und zwar mit Handsicheln; eine Sense, ähnlich der unserigen, ist dort nicht bekannt. Diese Handsicheln (mendjil) haben ungefähr die Gestalt unserer zum Grasschneiden verwendeten Sicheln, doch sind sie etwas grösser und haben schmälere, mehr gekrümmte Schneiden, die sägeartig mit feinen Zähnchen versehen sind. An der Spitze läuft die Sichel in ein Stückchen Eisen, etwa wie ein kleiner Nagel, aus, um sie zwischen dicht stehenden Getreidebüscheln durchschieben zu können. Ausser dieser Sichel besteht das Handwerkszeug eines marokkanischen Mähers noch aus einem roh gegerbten Schaffell (tebénda), welches als Brustschutz vorgebunden wird, ferner aus zwei Rohrhülsen (ssuàbîh), die als Schutz gegen ein Abgleiten der Sichel, sowie gegen die scharf ins Fleisch schneidenden Halme auf die zwei letzten Finger der linken Hand gesetzt werden, und endlich aus einem Armschutz von Zwergpalmen-Geflecht (derâ'a), der über den linken Unterarm gezogen wird. Die Schlöḥ haben statt dieses letzteren Apparates einen solchen aus Rohrstäbchen, dessen einzelne, in sich bewegliche Theile durch Schnüre charnierartig mit einander verbunden sind. Das Mähen selbst geschieht in der Weise, dass der Mäher mit der linken (geschützten) Hand ein starkes Büschel Aehren ergreift und mit der Sichel abschneidet.

Das auf diese Weise gewonnene Getreide wird im Duar in viereckige Haufen (nàdr) aufgeschichtet; zum Dreschen wird es partienweise auf die runde Tenne (gespr. gâ'a, geschrieben mit ḳ), die sich unmittelbar daneben befindet, gebracht. Die Tenne ist aus Lehm hergerichtet, mit Wasser begossen und mit einer Holzwalze (resâma) geglättet. Hier wird es von Rindern ausgetreten. Die Thiere, die vier oder fünf nebeneinander im Kreise herumgehen, sind durch Stricke, die ihnen lose um den Hals gelegt werden, mit einander verbunden. Der Treiber mit der Peitsche steht unmittelbar neben dem ersten (inwendigen) Thiere und hält das Ende des gemeinsamen Zügels in der Hand. Während das innen befindliche Thier langsam schreitet, muss das auswendige traben; von Zeit zu Zeit tritt in der Reihenfolge ein Wechsel ein.

Ob den Thieren beim Dreschen das Maul verbunden wird oder nicht, darüber gehen die Meinungen der Beobachter auseinander. Höst[1]) meint das letztere, während Rohlfs[2]) entgegengesetzter Ansicht ist. Ich muss mich, nach meinen eigenen Beobachtungen und den von mir eingezogenen Erkundigungen, der Angabe von Höst, dass den dreschenden Ochsen das Maul nicht verbunden werde, anschliessen. Es scheint auch, als ob der Umstand, dass die Thiere beim Dreschen in steter Bewegung bleiben und gar nicht Zeit haben zu fressen, diese Maassregel überflüssig mache. Andererseits ist die Möglichkeit ausgeschlossen, dass ein so genauer Beobachter, wie Rohlfs, in einer so einfachen Sache geiṛrt haben kann. Es ist daher anzunehmen, dass in einigen Gegenden dem dreschenden Vieh thatsächlich das Maul verbunden wird, während dies in der Regel nicht geschieht. Ich persönlich habe das Letztere in der Provinz Schauja (Umgegend von Casablanca), sowie im Ġarb (südlich von Tanger) gesehen.

---

1) A. a. O. S. 129.

2) Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Bremen 1873.

Fast jede Sippe oder Familie im Duâr hat eine Tenne für sich, da das Austreten viel Zeit erfordert[1]). Nachdem dies beendet, wartet man, bis sich ein schwacher Luftzug erhebt, dann wird die Masse mit grossen Holzgabeln (el-midrâh) in die Höhe geworfen und so die Spreu vom Weizen gesondert. Nach dieser Sonderung und Reinigung verschliesst man dasjenige Getreide, welches nicht gleich verkauft oder anderweitig verwendet, sondern als Vorrath aufbewahrt werden soll, in unterirdische Löcher, matĕmôra genannt, deren Einrichtung die folgende ist:

Man gräbt, wenn möglich, an einem hochgelegenen Punkt, wo das Regenwasser leicht abläuft, in die Erde ein rundes Loch von etwa 1,5 *m* im Durchmesser und circa 0,25 *m* Tiefe. In diesen Kreis wird ein zweites, viereckiges Loch, ungefähr von Metertiefe gegraben, welches sich nach unten zu in eine birnenförmige Höhlung von etwa 3 *m* Umfang und, in starkem Boden, manchmal von 4 *m* Tiefe erweitert.

In die obere viereckige Oeffnung wird Stroh gefüllt, damit kein Regenwasser, Schmutz u. s. w. zu dem darunter liegenden Korn dringen kann; dann wird der Kreis mit Erde gefüllt. In diesen Höhlen hält sich das Getreide eine lange Zeit, bisweilen Jahre hindurch, frisch und gesund, nur findet man es dann und wann unmittelbar unter der Oeffnung und längs den Wänden etwas feucht und schimmelig. Zum Gebrauch wird das Korn dann herausgenommen und bevor es gemahlen wird, den Frauen zu einer nochmaligen Sichtung und Reinigung überwiesen.

Der Reisbau in Marokko ist verhältnissmässig unbedeutend und wird fast nur in der Nähe der Städte an der Westküste, und namentlich da, wo viel Wasser vorhanden, betrieben. So in den sumpfigen Niederungen südlich von Laraisch, bei den Benî Ḥassin, bei Tetuan u. s. w. Die Qualität ist keine besonders gute.

Der früher in Flor stehende Bau des Zuckerrohrs ist gegenwärtig ganz verschwunden, obgleich die klimatischen und Bodenverhältnisse demselben ausserordentlich günstig sind. In der Provinz Dûkala führt noch heut ein Distrikt den Namen „Beled-es-Ssukkár“ (Zuckerland); doch findet man hier ebenso wenig, wie in der Gegend von Tarudant, dessen Zuckerplantagen früher so berühmt waren[2]), Spuren ehemaligen Anbaus. Nur bei Tetuan gab es nach Graberg v. Hemsoe[3]) vor etwa 50 Jahren noch verschiedene Pflanzungen, die aber gänzlich vernachlässigt wurden. Der Ursachen dieses Verfalls giebt es mehrere. Neben der der Bevölkerung im Durchschnitt eigenen Indolenz und Trägheit, die, noch gesteigert durch das allgemein herrschende Ausbeute-System der Regierung und ihrer Organe, den Rückschritt verschuldet, kommt hier im Besonderen dazu, dass die grosse Masse der dortigen Bevölkerung nicht die Befähigung hatte, noch gegenwärtig hat, dergleichen Unternehmungen, die gewisse Fabrikanlagen, Anwendung von Apparaten u. s. w. erfordern, in grösserem, wirklich nutzbringendem Maasse durchzuführen. Ueberdies wird der Zucker (gröber krystallisirt als bei uns und in kleineren Hüten) von Frankreich zu so billigen Preisen, gewissermaassen so „mundgerecht“, importirt, dass für die Einwohner auch gar keine Veranlassung vorliegt, die mühevolle Cultur selbst zu betreiben. Bekanntlich ist in neuerer Zeit der Rohrzucker durch die Surrogate überall stark ins Hintertreffen gekommen, so dass selbst im Falle

1) Ganz kleine Quantitäten habe ich im Ġarb (in der Nähe von Al-ḳassár) mittelst eines keulenförmigen Handdreschflegels von Frauen ausdreschen sehen.

2) Nach August Ludwig Schlözer: Summarische Geschichte von Nord-Afrika u. s. w. Göttingen 1775, S. 80, sind diese Plantagen im Jahre 1516 gleichzeitig mit der Erbauung der Stadt durch die Gründer der jetzt regierenden Dynastie angelegt worden.

3) A. a. O. S. 81.

der Besitzergreifung des Landes durch eine europäische Macht schwerlich eine Wiederaufnahme der alten Zuckerrohrcultur durch speculative Europäer erfolgen würde.

Die berberische Bevölkerung des Innern, in den Gebirgen, die wenig mit Europäern und deren Waaren, auch durch den Zwischenhandel nicht, in Berührung kommt, hat übrigens in dem bedeutenden Ertrage des Honigs, den sie fast mühelos gewinnt, einen trefflichen Ersatz für den Zucker.

Man speist zum Frühstück, namentlich an den Festtagen, auch in Oel gebackene Kuchen, sfindj genannt, einen Teig von feinem Weizenmehl, der angefeuchtet und mit Salz vermischt wird. Dann formt man einen Kloss daraus, macht durch Eindrücken mit dem Finger in der Mitte ein durchgehendes Loch und legt ihn so in heisses Oel. Nachdem er eine Weile in diesem gesiedet, wird er mittelst eines Hakens herausgenommen, in Honig getaucht und in eine andere Schüssel gelegt. Hierzu wird stets grüner Thee getrunken.

Um 12 oder 1 Uhr wird zu Mittag gegessen; bei den Wohlhabenden speist man einige Fleischgerichte, auch wohl Gemüse, nach diesen kuskussû. Suppe fehlt. Den Beschluss bilden, namentlich wenn man Gäste bei sich hat, Früchte. Vor der Mahlzeit wird wiederum Thee getrunken. Feine Familien in den Städten lassen nach dem Mittagessen Kaffee reichen; häufig macht auch grüner Thee wieder den Beschluss.

Die gebräuchlichsten Fleischgerichte der Marokkaner sind folgende: zunächst ein sog. tadjin, unter welchem Namen man eine Art Ragout von fettem Hammelfleisch, grosse Stücke desselben in scharf gewürzter Sauce, versteht. Dieses Gericht, welches auch dem europäischen Reisenden nebst dem kuskussû in den ländlichen Ḳasba's als pièce de resistance der „mûna" (der demselben zustehenden Verpflegung) jederzeit vorgesetzt wird, wird meist in einer irdenen, gelb glasirten Kasserole servirt, welche den gleichen Namen führt. Es ist schwer zu sagen, ob der Behälter dem Gericht den Namen gegeben hat, oder umgekehrt. In dem Worte „Bowle" haben wir etwas ganz Analoges.

Ferner ist eine „kifta" genannte Fleischspeise sehr beliebt. Kalb- oder Rindfleisch, seltener Hammelfleisch, wird fein gehackt, die Sehnen werden daraus entfernt, Fett oder Talg, meist vom Hammel, wird dazu gethan; dann mischt man Salz, gehackte Zwiebeln, Petersilie (krafs), Minze (nánà), fein gestossene Gewürznägel (ḳronfil), etwas Muskatnuss (gus-ṭîb) und rothe Pfefferschoten (filfil), diese letzteren gleichfalls in Mörsern zerstossen, mit dem Fleisch, und die ganze Masse wird alsdann wurstartig auf lange, eiserne Stäbchen, saffûd, Plur. safâfid (Fig. 5), auch ḳathîb genannt, gezogen und über Kohlenfeuer geröstet. Oder man dreht aus dieser Masse auch kleine Klopse von der Grösse von Taubeneiern, die man in eine sogenannte tadjin slâui (gelbglasirte Kasserole, nach der Stadt Slâ an der Westküste genannt) thut, ein wenig Wasser und etwas Butter, oder an Stelle des ersteren gewöhnlich Saft von Tomaten zusetzt und auf das Ganze einige Eier schlägt, in Form von sogen. Setzeiern. Auf diese Art zubereitet führt die Speise den Namen kifta-el-merdûr.

Unter „kabâb", gleichfalls ein häufiges Gericht, versteht man kleine würfelartig geschnittene Stücke fetten Hammelfleisches, stark mit Salz, rothem und weissem Pfeffer (el-ibsâr), Zwiebeln, Petersilie und Minze gewürzt. Die Fleischstücke werden dann gleichfalls auf lange eiserne Nägel, oder in Ermangelung von solchen, z. B. im Freien, auf Holzstäbchen gezogen und an Kohlenfeuer halb geröstet.

Eine sehr wohlschmeckende Speise, bu-lefâf, wird in folgender Weise bereitet: Eine ganze Leber vom Hammel (sehr selten vom Kalbe) wird auf zwei der er-

wähnten Eisenstäbchen gezogen und über Feuer auf beiden Seiten geröstet; dann wird sie auf einem Holzbrett in kleine Würfel zerschnitten. Nun nimmt man Bauchfett vom Hammel, schneidet etwas grössere Stückchen, als die von der Leber, davon und wickelt sie in das Fett, nachdem man sie vorher in gestossenem Kümmel, Salz und pulverisirtem rothem Pfeffer gewälzt hat. Dann werden je 3 oder 4 dieser in Fett gewickelten Leberstücke auf eiserne Stäbchen gezogen und nochmals geröstet. Hierzu, wie zu den anderen Fleischspeisen, wird stets frisches, noch warmes Brot gegessen. Ein grösseres Gastmahl bei reichen und vornehmen Leuten setzt sich manchmal aus zehn und mehr Gängen zusammen; das Arrangement bei einem solchen — mutatis mutandis natürlich — ist etwa folgendes: Als erstes Gericht giebt man in Bouillon von Hammel- oder Hühnerfleisch gekochte Nudeln (schâria), oder solche in Milch gekocht, oder auch Milchreis, die beiden letzteren Gerichte mit Zucker bestreut. Dann kommt allein gebratenes Hammelfleisch mit (vorher allein geschält abgekochten) Mandeln und ganzen, vorher hartgekochten Eiern. Hierauf giebt man wohl Hühnerbraten (auch Kapaun), in Butter gebraten, oder Hühner, gekocht mit Zwiebeln, Aepfeln oder Quitten; ebenso manchmal Hammelfleisch, gekocht, auch zur Artischockenzeit mit den vorher gereinigten und zurechtgestutzten Blättern dieser Pflanze oder deren Knospen.

Nachher isst man kuskussû, meist, wenn viele Fleischspeisen vorangingen, mit Zucker und Zimmet bestreut oder mit Rosinen als Mehlspeise, oft aber auch zum kuskussû noch Hammel- oder Hühnerfleisch u. s. w. Den Beschluss bilden manchmal Früchte, oft auch heisses Gebäck.

Einfachere Speisen zu Mittag sind: Bohnen (fûl) mit Hammelfleisch, weisse Rüben, junge Bohnen, Linsen, Garranzos oder Kichererbsen (el-ḥommus), Erbsen (djilbâna), gereinigte zerschnittene Därme, mit Butter und rothem Pfeffer gekocht. Aermere Leute essen in Streifen geschnittenes Pökelfleisch (el-cheleâ), mit Linsen und jungem Kürbis, Zwiebeln, Quitten und Aepfeln zusammengekocht. Von Gemüsen sind noch Mohrrüben und Weisskohl zu nennen, Blumenkohl ist sehr selten. Pilze werden nicht gegessen[1]), Rothkohl, Kohlrüben und Rettig fehlen; diesen letzteren ersetzen lange, rübenförmige Radieschen, el-fedjîl genannt; weisse Bohnen heissen fûl-el-genâua[2]), Negerbohnen. Die Neger begehen in jedem Frühjahre ein „Bohnenfest" (îd-el-fûl), wobei sie einige Bohnenranken an einer Stange wie im Triumph durch die Strassen tragen; sie glauben, nach Hoest[3]), dass derjenige Neger, der diesem Aufzuge nicht beiwohnt, in demselben Jahre krank werden wird.

Oliven sind gleichfalls ein sehr beliebtes Nahrungsmittel der ärmeren Klassen; sie werden mit Brot gegessen und oft sieht man Leute, Arbeiter u. s. w., die den oberen Theil ihrer flachen, runden Brote deckelartig abgelöst, Oliven hineingethan und das Ganze dann wieder, bis zur Mahlzeit, geschlossen haben.

Das eben erwähnte Pökelfleisch bereitet man, indem man Fleisch vom Rinde, Hammel oder Kalbe von den Knochen löst, in Streifen schneidet, tüchtig salzt und mit Blättern von Knoblauch und gestossenem Koriandersamen, kusber oder auch kasbur (Coriandrum sativum L.), einreibt. Dann wird es für einige Tage in einen Topf gelegt, damit die Gewürze es ordentlich durchziehen, worauf man die Streifen auf dem flachen Dache des Hauses oder im Hofe an Schnüren zum Trock-

---

1) Nach einigen Schriftstellern sollen Trüffeln, terfás, im Lande (nach Höft, S. 308 nur bei Saffi) nicht selten sein und durch Hunde aufgesucht werden. Ich kann aus eigener Anschauung hierüber nichts berichten.

2) Diese Bezeichnung seitens der Neger in Marokko ist von „Guinea" abgeleitet.

3) A. a. O. S. 215.

nen aufhängt. Nach einigen Tagen werden sie abgenommen und zerschnitten; dann nimmt man Nierenfett vom Rinde oder Kalb, schmilzt dies in einem Kessel mit Olivenöl, thut dann das Pökelfleisch hinein und lässt es scharf kochen. Darauf bringt man es in reine Töpfe und giesst die Sauce darauf, bis alles Fleisch von der Oelschicht bedeckt ist und keine Luft hinzutreten kann. Der Topf wird nun einige Tage offen stehen gelassen, dann wird ein irdener Deckel darüber gelegt und der Rand, bis zum Gebrauche, mit Lehm verklebt.

Ein sehr beliebtes Gericht ist das Fleisch des Stachelschweins (dirbân) und des Igels (ḳanfûd oder vulg. ginfûd). Die letzteren fängt man nur im Sommer oder Herbst, wenn sie sehr fett sind, veranlasst sie durch einen Druck mit dem Fuss, sich aufzurollen, und schlachtet sie dann rituell mittelst Durchschneidens der Kehle. Oftmals machen sich jüngere Leute vor dem Schlachten den hässlichen Spass, das Thier dadurch zu quälen, dass sie es, der eine an den Vorderbeinen, der andere an den Hinterbeinen packen und mit seinem stacheligen Rücken auf irgend einem erhöhten Gegenstande, z. B. einer Thürschwelle, hin- und herziehen; über das quikende Geschrei, welches das arme Thier dann ausstösst, amüsiren sich die rohen Gesellen.

Nach dem Durchschneiden der Kehle und nachdem das Thier ausgeblutet hat, wird die Oeffnung wieder zugenäht; dann macht man ein kleines Loch an einem der Hinterfüsse, steckt eine kleine Röhre, einen Strohhalm, in dasselbe und bläst das Thier fast kugelförmig auf. Darauf bindet man oberhalb der Oeffnung einen Faden um das Bein, dass die Luft nicht entweichen kann und schabt nun mit einem scharfen Messer die Stacheln und Haare ab; ausserdem wird der Igel noch abgesengt. Nachdem dies geschehen, wird dem Thiere der Bauch aufgeschnitten, dasselbe, nach Herausnahme der Gedärme, gewaschen und in Stücke geschnitten. Nun wird dasselbe, mit Zuthaten von Pfeffer, Gewürznägeln, Salz, Zwiebeln, gekochten Traubenrosinen, manchmal auch mit Garranzos, gedämpft und dann meist mit kuskussû angerichtet.

Häufig schneidet man den Igel aber nicht in Stücke, sondern fertigt ein Füllsel aus gekochten Mandeln, gekochten Rosinen, Reis, Butter, Eiern, gemörselten Gewürznägeln, Pfeffer und sogenanntem „râs-el-ḥanûṭ“, mit welchem Füllsel die Bauchhöhle des Thieres gefüllt und dann der Leib wieder zugenäht wird. Dann wird der Igel in Butter, mit etwas Salz und Zwiebeln dabei, geschmort.

In einzelnen Gegenden auf dem Lande wird die dort überall sehr häufig vorkommende Landschildkröte (Testudo pusilla Shaw) gegessen. Das Thier wird rituell geschlachtet, dann wird die Schale entzwei geschlagen, dann reinigt man das Thier, weidet es aus, schneidet Kopf und Füsse ab und kocht es mit verschiedenen Gewürzen. Es wird gleichfalls mit kuskussû gespeist, sehr selten gebraten.

In manchen Gegenden auf dem Lande ist es nicht Sitte, Kühe oder Schafe zu schlachten. Störche werden überall geschont, mit Ausnahme bei den Eingangs schon erwähnten Beni Ḥassin, welche auch Schweinefleisch essen. Schwalben isst man nirgends, Frösche werden verabscheut, Krabben und Langusten werden gleichfalls verschmäht; letztere bezeichnet man mit dem Ausdruck „Meerscorpion“, „ʿagrib-el-beḥár“. Hingegen isst man, wenn auch wenig, den Tintenfisch[1]). Diese letzteren Thiere kommen selbstverständlich nur an den Küsten in Betracht; ebenso verschie-

---

1) Zum Fange desselben bedient man sich starker eiserner, an einem Holzstocke befestigter Haken, er-rándju genannt, um diese Mollusken damit aus den Ritzen der Felsen zu ziehen.

dene Seemuscheln (beḥarâra, el brensk oder lûda), welche in Salzwasser gekocht, viel gegessen werden.

Von Landschnecken (el bûbûsch) werden verschiedene Helix-Arten (H. aspersa Müll., lactea Müll. u. A.) gegessen. Man sammelt die Schnecken im Sommer, wenn die Pflanzen anfangen zu verdorren, damit sie möglichst lange vorher keine Nahrung gehabt und sich ihres Unraths entledigt haben. Besonders gern nimmt man sie von Steinen und Pflanzen, deren Blätter keinen bitteren Geschmack haben. Von ihrem Schleim gereinigt, werden sie in kaltem Wasser aufgesetzt, mit Salz, Sater (Origanum sp.) und Orangeschale gekocht und so verspeist. In der Stadt Fäs soll man eine Sauce von Oel, in welchem ein Stückchen Knoblauch ausgekocht ist, ferner von Citronensaft und pulverisirtem, rothem Pfeffer machen, die Schnecken vorher alle aus ihren Gehäusen ziehen und sie in dieser Sauce auftragen. Ich kenne diese Methode nicht aus eigener Anschauung.

Die Larve eines Käfers aus der Familie der Cerambyciden, Cyrtognathus forficatus Fabr., von den Arabern ḳorrêta genannt, wird in einigen Gegenden auf dem Lande, namentlich in den Ebenen an der Westküste, viel gegessen. Die dicke, weisslich-gelbe Larve lebt in den Wurzeln der Zwergpalme und die Eingebornen bezeichnen sie mit dem Collectivnamen „Wurm“, dûda, Plur. dûd; sie rösten dieselbe über Kohlenfeuer, reissen ihr dann den Kopf ab, wobei sie gleichzeitig den Darm mit herausziehen und verspeisen dann die übrig bleibenden Fetttheile.

Von der Wanderheuschrecke (Pachytylus migratorius L.) und verwandten Orthopteren-Arten, die alle mit dem Namen el-djerâd bezeichnet werden, isst man nur die weiblichen Individuen (er-rîm), nicht die Männchen (Bû-ʿazû). Man sammelt die ersteren an einem kühlen Morgen, also zu einer Tageszeit, wo die belebenden Sonnenstrahlen ihnen noch nicht ihre volle Beweglichkeit verliehen und so den Fang erschwert haben, in Säcke oder Körbe und bereitet sie folgendermaassen: Zunächst werden die Thiere in einem grossen Kessel mit heissem Wasser gekocht, dann herausgenommen und auf eine Binsenmatte ausgebreitet, um an der Luft und Sonne zu trocknen; nun entfernt man die Flügel und Beine, reisst Kopf und Halsschild ab und gleichzeitig mit diesen die Gedärme des Thieres heraus und röstet die übrigbleibenden Leiber, mit den event. darin befindlichen Eiern auf einer flachen Thonschüssel über Kohlenfeuer. Nach dem Rösten legt man sie auf einen grossen flachen, medûna genannten, aus den Blättern der Zwergpalme geflochtenen Behälter mit niedrigem Rand, bespritzt sie mit Salzwasser und verzehrt sie dann.

Die vorher erwähnten Fleischspeisen der Marokkaner, von denen wir naturgemäss hier nur die bekanntesten hervorheben konnten, sagen wegen der dabei verwendeten scharfen Gewürze, der meist alten ranzigen Butter, ganz besonders aber des Argan-Oeles wegen, welches sehr häufig zur Verwendung gelangt, einem europäischen Gaumen nicht zu. Der Argan-Baum (Argania sideroxylon L.) komm bekanntlich nur an der Südwestküste Marokkos, vom Flusse Tensift etwa bis zum Uàd Nûn, sonst nirgends in der Welt, vor. Leo Africanus[1]) thut desselben zuerst in seiner Beschreibung der Landschaft „Ḥeḥa“, der heutigen Provinz Ḥaḥa, Erwähnung und bemerkt, dass die Bewohner ein sehr übelriechendes Oel aus den Früchten desselben gewinnen, dessen man sich beim Bereiten der Speisen und als Brennöl bediene. Späterhin hat fast jeder Reisende, der etwas über Marokko publicirt hat, in mehr oder minder eingehender Weise dieses merkwürdigen Baumes und des aus seinen Früchten gewonnenen Oeles Erwähnung gethan. In neuester

1) A. a. O. S. 72.

Zeit giebt uns der bedeutende englische Botaniker Hooker[1]) sehr genaue Notizen über den Argan-Baum und die Oelbereitung, welche sich mit meinen eigenen, in der Provinz Schiädma hierüber gemachten Beobachtungen vollständig decken. Dr. O. Lenz reproducirt die Mittheilungen Hooker's in seinem Reisewerke[2]) gleichfalls:

„Wenn die Frucht reift, treibt man die Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden dahin, ein Mann schlägt mit einem Stock die Früchte herab, die gierig von den Thieren verzehrt werden. Abends treibt man die Thiere heimwärts und es beginnt der Process des Wiederkäuens, wobei die Nüsse, ohne den Magen durchpassirt zu haben, ausgeworfen werden, welche man dann des Morgens aufsammelt. Die Nüsse werden dann gut getrocknet und die Schale abgenommen; dieselbe wird aufgehoben, um später als Kameelfutter verwendet zu werden.

„Der Process der Oelgewinnung ist sehr einfach. Die harten Nüsse werden mit Steinen aufgeschlagen; die Kerne werden in einer irdenen Schüssel geröstet, in Handmühlen gemahlen und in eine Pfanne gethan. Man sprengt ein wenig heisses Wasser darüber, dann wird die Masse tüchtig mit der Hand durchmengt, bis das Oel sich trennt, und der Rückstand wird mit der Hand ausgepresst. Man lässt dann das Oel sich setzen. Die Oelkuchen, die noch ziemlich viel Oel enthalten, giebt man den Milchkühen.

„Das Hauptaugenmerk muss man bei der Gewinnung des Oels darauf richten, dass die gemahlene Masse gut durchgeknetet wird und dass man die richtige Quantität heisses Wasser zusetzt. Das Oel ist rein, von einer lichtbraunen Farbe und hat einen ranzigen Geschmack und Geruch.

„Wenn man das Oel ohne weitere Reinigung zum Kochen benutzt, so hat es einen stechenden Geschmack, den man noch lange am Gaumen fühlt. Der Dampf, welcher aufsteigt, wenn man etwas in diesem Oel brät, greift die Lungen an und reizt zum Husten.“

Obwohl der Argan, wie erwähnt, nur in den südwestlichsten Landestheilen vorkommt, so ist sein Oel doch über das ganze Sultanat verbreitet. Neben demselben, vornehmlich im nördlichen und mittleren Marokko, ist zur Speisebereitung und zum Verbrennen auch noch das Olivenöl im Gebrauch. Dieser Baum ist, mit Ausnahme der hohen Gebirge, fast über das ganze Land verbreitet. Die besten Oliven kommen im Serhôn-Gebirge, bei Fâs u. s. w., aber auch im südlichen Marokko, Urîka-Thal südlich von Marrakesch, vor. Die Stadt Miknâs, am Südabhange des Djebel Serhôn, führt den Namen „Miknâsa-es-sitûn“, d. h. die olivenreiche; nach Graberg von Hemsoe[3]) liess der bekannte Sultan Mulai Ismail dort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mehr als vier Millionen dieser Bäume anpflanzen. Auch zwischen Tanger und dem Cap Spartel giebt es einen kleinen, es-Sitûn genannten Bezirk. Der Name „sit“ ist der in ganz Marokko gebräuchliche Ausdruck für „Oel“. Die berberische Bezeichnung „Asemûr“ bedeutet nicht, wie Rohlfs[4]) meint, schlechtweg „Oelbaum“ oder „Oelbäume“, sondern man bezeichnet mit diesem Worte eine wilde Oelbaumart, deren Früchte nicht geniessbar sind und die von den Arabern mit dem Namen „jebûsch“ bezeichnet wird.

Einzelne Nahrungsmittel, z. B. Fische, werden in Marokko nur in Oel, nie-

---

1) Journal of a Tour in Marocco and the Great Atlas von Hooker and Ball. London 1878.

2) Timbuktu u. s. w. von Dr. Oskar Lenz. Leipzig 1884.

3) A. a. O. S. 79.

4) A. a. O. S. 385.

mals in Butter gebraten. Von dieser letzteren sind zwei Kategorien streng geschieden, welche auch jede für sich einen besonderen arabischen Namen führen: die frische, ungesalzene, „sibda“ genannt, und die alte, gesalzene, „ssmin“.

Die Butter wird in folgender Weise gewonnen: Frische Milch wird gemolken und in einen innen glasirten hohen Topf (châbîa) durch ein wollenes (nicht leinenes) Tuch gegossen, damit etwaige, beim Melken hineingekommene Unreinigkeiten zurückbleiben; dann deckt man zum Schutze gegen Staub und Insekten den Topf zu. Am folgenden Tage ist die Milch sauer und dick geworden. Nun wird sie durch einen Trichter in einen Schlauch (schîkua) gethan, dessen äussere Haut nach Abbrennen der Haare u. s. w. nach innen gekehrt ist[1]). Diese Schläuche sind fast stets von Ziegenfell, sehr selten vom Hammel. Ein solcher Schlauch, nachdem seine Oeffnung zugebunden, wird alsdann zwischen drei pyramidenartig aufgestellten Stangen aufgehängt und von den Frauen fortgesetzt in Bewegung erhalten und geschüttelt. Nachdem auf diese Weise sich die Butter gebildet hat, wird der Rest der Milch fortgegossen, die Butter herausgenommen und einige Mal mit kaltem Wasser gewaschen. Diese Butter isst man, entweder allein oder mit Honig (el-'assil) vermischt, zum Brod. Will man nun Butter auf Vorrath anfertigen, so füllt man, nachdem man in der eben angegebenen Weise mehrere Tage lang gebuttert hat, die gesammte Masse in grosse irdene Töpfe, salzt sie jedoch vorher stark. Diese Butter wird nun Jahre hindurch, bis zu 10 oder 12 Jahren, in den Familien aufbewahrt; die Töpfe dürfen aber nie eingegraben werden, da die Butter sonst einen erdigen Geschmack bekommen würde. Es ist klar, dass diese Butter im Laufe der Zeit einen entsetzlich scharfen, ranzigen Geschmack annimmt, der sie für den Europäer ungeniessbar macht. Die Eingebornen kochen auch nur mit dieser Butter, essen sie nie zum Brot und nehmen selbst zum Kochen ein äusserst geringes Quantum derselben, welches aber gewöhnlich schon hinreicht, um der ganzen Speise einen, nach unseren Begriffen widerwärtigen Beigeschmack zu geben. Beim Verkauf in den Läden wird die Butter gewöhnlich aus Löchern in der hölzernen Seitenwand des Ladens, hinter denen die grossen Buttertöpfe liegen, geholt, meist mit einem kleinen, eisernen, mekérta („Kratzer“) genannten, schaufelartigen Instrument, und in ein grünes Blatt gewickelt dem Käufer übergeben. Der Grund zu dieser langen Conservirung der Butter ist, ausser Sparsamkeitsrücksichten oder richtiger Geiz[2]), wohl die Vorliebe des Volkes zu scharfen, stark gewürzten Speisen. So assen beispielsweise die vor 2 Jahren hier in Berlin kommandirten marokkanischen Soldaten mit Vorliebe die schärfsten mixed pickles, deren sie habhaft werden konnten.

Der in Marokko fabricirte Käse ist von sehr geringer Güte, hart und sauer, und wird vorzugsweise nur von der Landbevölkerung gegessen. Man presst den Saft einer Artischokenblüthe in Milch, dieselbe wird sofort dick, dann nimmt man ein wollenes Tuch, füllt die Masse hinein, hängt sie an die Luft und lässt sie trocknen. Das folgende Präparat dient gleichfalls zur Käsebereitung: Der Inhalt des Magens eines ganz jungen Lämmchens, das bisher nur gesogen und keine andere Nahrung zu sich genommen hat, wird mit im Mörser fein gestossenen Granatäpfelschalen und ein wenig pulverisirtem Alaun, schibba, gemischt, in dem Magensack an die Luft gehängt, bis das Ganze trocknet. Man kann dann, statt des Saftes

---

1) Der Wasserschlauch „ḳirba“ oder „girba“ ist auf der inneren Seite getheert und man lässt die Haare an der Aussenseite des Felles stehen.

2) Vergl. A. Rochon: Voyage à Maroc, p. 99. L'avarice des Maures passe toute mesure; ils disent, que „vinaigre donné vaut mieux, que miel acheté.“

der Artischokenblüthe, ein Stückchen von dieser Masse der Milch zur Käsebereitung zusetzen. Bekanntlich nimmt man bei uns zur Bereitung des Ziegenkäses meist Kälbermagen.

Abends, zwischen 8 und 9 Uhr, nimmt der Stadtbewohner die letzte Mahlzeit zu sich, meist bestehend aus kuskussû, dem bei Wohlhabenden noch ein tadjin vorhergeht.

Ich gehe nun zur Beschreibung des kuskussû und seiner Bereitung über.

Die Frau, welche kuskussû anfertigen will, muss zunächst ein geeignetes feineres oder gröberes Mehl, je nach der Qualität, die sie bereiten will, von Gerste, Mais oder Dura zur Stelle haben. Aus diesen 3 Sorten gefertigt, wird er badáss oder belbûla genannt. Das eigentliche Kuskussûmehl wird aus Weizenschrot gemacht, und zwar dienen zur Reinigung und Durchseihung des Mehles verschiedene, „ğurbâl“ genannte Siebe, deren Löcher in mannichfacher Weise in der Grösse variiren. Man hat für die verschiedenen Formen dieser Siebe, welche in jedem marokkanischen Haushalte eine so wichtige Rolle spielen, diverse, zum Theil lokale Bezeichnungen. So z. B. heisst in Rabat eine Form „sskeida“, eine andere „kirbállo“.

Das allerfeinste Weizenmehl passirt durch ein „ğurbâl-el-ḥerîr“ genanntes Sieb (Fig. 6), dessen Boden aus einem viereckigen Stück gazeartigen Seidenzeuges — „ḥerir“ heisst „Seide“ — besteht, welches in Leder eingelassen ist. Der etwa handhohe Rand ist von Holz.

Darauf wird ein sehr grosses, „gissa“ genanntes Holzgefäss mit niedrigem, etwas nach aussen geneigtem Rande genommen, dann der bereits oben erwähnte, „medûna“ oder „ṭaḥan“ genannte, flache Behälter aus Zwergpalmblättern, desgleichen gesalzenes Wasser, Mehl und Gries.

Zunächst nimmt man ein wenig Gries und feuchtet ihn an, nachdem man ihn vorher in die gissa gethan; dann wird er mit den Fingerspitzen tüchtig durchrührt. Nun streut man ein etwas grösseres Quantum Mehl, als man Gries genommen hat, darauf und reibt diese Masse mit der inneren Handfläche so lange, bis Gries und Mehl sich vermischt und kleine Körner gebildet haben. Dann thut man diese letzteren auf die medûna und schüttelt sie so, dass nur die richtig rund geformten Kügelchen auf eine Seite fallen; oder man lässt, um eine noch grössere Gleichmässigkeit in Form und Grösse zu erzielen, sie durch die Löcher der oben genannten Siebe passiren, wobei wiederum die medûna untergelegt wird. Die passenden Kügelchen legt man abseits in eine Schüssel; der übrige, noch nicht die geeignete Form habende Theil wird wieder in die gissa zurückgethan und in der gleichen Weise behandelt. Und so geht es fort, bis die Frau die Masse, die sie braucht, fertig gestellt hat.

Im Sommer wird kuskussû auf Vorrath gemacht. Die Freundinnen der Hausfrau kommen und helfen, wie bei uns etwa in kleineren Städten befreundete Familien sich gegenseitig beim Einmachen von Obst, Putzen von Gemüse, Herrichten von Backobst u. s. w. Hülfe leisten.

Die ganze Masse wird dann auf einem Sacke oder grossen Tuche in der Sonne getrocknet, in Töpfen oder Holzfässern aufbewahrt und hält sich so sehr lange. Nur muss man Acht geben, dass keine Feuchtigkeit hineinkommt, da die Mehlkügelchen leicht dumpfig oder schimmelig werden. Dieser trockene kuskussû wird in Säcken überall hin mit auf Reisen genommen.

In welchen kolossalen Quantitäten diese Speise mitunter als Proviant angefertigt wird, dafür will ich als Beleg nur die Thatsache anführen, dass bei meiner letzten Anwesenheit in Mogador im Frühling des vorigen Jahres hunderte von

Frauen mehrere Wochen hindurch täglich mit der Zubereitung von kuskussû beschäftigt waren, da der Durchzug des Sultans mit seiner Armee auf der Harka nach dem Ssûs- und Nûn-Gebiet bevorstand.

Soll der kuskussû nun zur Mahlzeit zubereitet werden, so wird er in einen irdenen Topf, kiskáss genannt, gethan, der an seinem spitzen Ende Löcher hat. Diese Töpfe haben in den verschiedenen Städten und Provinzen eine von einander etwas abweichende Form, variiren auch in der Zahl der Löcher am Ende. Der Fig. 7 abgebildete stammt aus dem mittleren Marokko, von Casablanca (Dâr-el-beida) an der Westküste; der andere, an seinem spitzen Ende mehr abgeplattete (Fig. 4c) repräsentirt eine im nördlichen Marokko gebräuchliche Form, — er ist von Tanger. Dieser Topf wird auf einen bauchigen, gleichfalls irdenen Kochtopf „gudêra“ oder „brêma“ (Fig. 4b) — von Casablanca — gestellt, in welchem entweder nur Wasser, meist aber Fleisch oder Gemüse, kochen[1]. Dieser Kochtopf seinerseits steht direct auf dem Kohlenbecken von Casablanca (Fig. 4a).

Man wartet nun, bis der kuskussû ordentlich durchdünstet ist, so dass oben der Dampf herausdringt. Dann nimmt man den kiskáss ab, setzt ihn in eine Schüssel und giesst von oben etwas gesalzenes Wasser hinein, welches natürlich unten durch die Löcher wieder ausfliesst. Darauf schüttet man den kuskussû in eine gissa aus, er wird nochmals mit Salzwasser bespritzt und tüchtig mit grossen Löffeln oder, wenn er kälter geworden, mit den Händen durchrührt.

Jetzt wird er wieder in den kiskáss gefüllt und die ganze Procedur aufs Neue ein zweites Mal durchgemacht. Dann kommt er wieder in die gissa, wird hier mit etwas Butter durchrührt und darauf — endlich — bergartig auf die Anrichteschüssel, „mitrid,“ gethan, welche bei ärmeren Leuten von Holz, bei Wohlhabenden von Thon und schön bunt glasirt ist. Diese Schüsseln werden, wie überhaupt alles bunt glasirte Geschirr, ausschliesslich in Fâs oder, weniger vollkommen, in Saffi an der Westküste gefertigt, in anderen Städten des Landes nicht. Die (Fig. 8) abgebildete Schüssel stammt aus Fâs und ist, à la Majolika, mit sehr geschmackvollen Mustern in tief blau und weisser Glasur versehen.

Schliesslich werden auf diesen aufgethürmten Kuskussûberg die guten Dinge, welche vorher in der brêma kochten, gelegt: Hammel- oder Hühnerfleisch, Saubohnen, fette Igel, rothe Rebhühner und dergl. Auch gekochte Milch wird oft darüber gegossen, Rosinen, Kürbis, Artischoken oder weisse Rüben u. s. w. darauf gelegt. Oder endlich der kuskussû wird als Mehlspeise servirt, dann streut man, wie bereits erwähnt, Zucker und Zimmt darauf.

Dieses „Universalgericht“ in der ausgedehntesten Bedeutung bildet nicht nur die Hauptspeise aller nordafrikanischen Muslemin, sondern es ist bis tief nach Centralafrika hinein bei den mohammedanischen Negervölkern, also auf einem Territorium verbreitet, welches dem von ganz Europa vielleicht gleichkommt. —

Alle Marokkaner sind Freunde von Kuchen und sonstigen süssen Gebäcken, deren es in Folge dessen eine grosse Anzahl giebt. Wir heben nur einige besonders allgemein bekannte und verbreitete heraus. Eine Hauptrolle bei der Herstellung aller dieser süssen Gebäcke spielt der im Lande sehr billige Honig, und dieselben werden — wie wohl in allen Ländern — am häufigsten zu den grossen Festen gebacken. Bei solchen Gelegenheiten beschenken sich die Familien unter einander mit dergleichen Süssigkeiten; Untergebene bringen ihren Vorgesetzten, Lehrlinge ihren Meistern eine Schüssel des von ihren Angehörigen gefertigten Backwerks, und auch Europäer werden von ihren einheimischen Agenten oder Dienern

1) Auch „ḳudêra“ und „berma“.

in gleicher Weise bedacht. Ausser dem bereits als beliebte Frühstücksspeise erwähnten „sfindj“ giebt es einen „ṭai-schuáschi“ genannten Kuchen. Der Name ist von „schaschîa“, der spitzen rothen Mütze der Lehensreiter oder „Muchasenîa“ abgeleitet, da das Gebäck in seiner dreieckigen Form in der That einer solchen zusammengeklappten mitraförmigen Mütze ähnelt. Ingredienzien und Zubereitung sind dieselben wie beim Sfindj.

Ferner hat man einen runden, bû-schiâr oder bağrir genannten, dünnen Kuchen, welcher nur auf einer Seite gebacken wird. Man fertigt einen sehr dünnen Weizenmehlteig mit etwas Zusatz von Hefe und giesst denselben in eine Schüssel, welche vorher mit etwas Eiweiss oder auch Schmierseife bestrichen wird, damit der Teig nicht festbäckt. Die Schüssel steht auf einem Becken mit glimmenden Holzkohlen; durch die Hitze entstehen auf der oberen Seite des flachen, mazzesartigen Gebäcks sofort Blasen und später Löcher, die dem Kuchen zu seinem Namen „Vater der Löcher“ verholfen haben. So wird ein Kuchen nach dem anderen gemacht. Vor dem Anrichten bestreicht man jeden einzelnen mit Oel (oder zerlassener Butter) und Honig; sie werden dann übereinander gelegt und so in die Gesellschaft gebracht.

Das bekannteste aller dieser süssen Gebäcke ist aber unstreitig ein „ḥelua schebakîa“ („Röhrenkuchen“) genanntes Backwerk. „Ḥelua“ ist der Collectivname für alle Süssigkeiten. Der Teig von feinem Weizenmehl wird in eine Blechröhre gefüllt, dann wird hinten mit einem Holz nachgestossen, und vermittelst dieser primitiven Spritze werden allerlei röhrenartige Figuren aus dem Teige gebildet. Dieselben werden dann in Oel gebacken und, noch ganz heiss, in Honig getaucht, der sofort in die Röhren einzieht.

Ḥélua-grêsch oder -ḳrêsch („Krachkuchen“) sind in Fās ein beliebtes Festgebäck. Aus einer flachgewalzten Masse von Weizenmehlteig werden vermittelst eines Backrädchens lange gezähnte Streifen geschnitten, dieselben werden dann durcheinander geschlungen (etwa in derselben Weise, wie unser bekanntes Gebäck „Storchnest“) und, mit Oel und Honig getränkt, in der Schüssel servirt. Die hierbei zur Anwendung gelangenden Backrädchen werden oft in der einfachsten Weise dadurch hergestellt, dass man eine der grossen, unförmlichen Kupfermünzen, die im Lande selbst gegossen werden, sogen. Vier-Flusstücke, an den Rändern einkerbt, und das so gewonnene Rädchen in ein als Stiel dienendes Holzstückchen klemmt.

Ein sehr feines, vielfach auch von den einheimischen Juden gefertigtes Backwerk führt den poetischen Namen „ka͑b-el-ġasâl“, Gazellenknöchel, und hat die Figur eines kleinen Neumonds. Eine Mischung von Zucker, gestossenen Mandeln, Datteln und Salbei wird in einen feinen Weizenteig gewickelt, dann trocken, ohne Butter oder Oel, auf Blech im Backofen gebacken. Nachher taucht man es einen Moment in Wasser oder Oel und unmittelbar darauf — damit dieser daran haften bleibe — in den feinsten gepuderten Zucker.

Roġîba heisst ein kleiner Kuchen von runder Form, der aus Gries mit gestossenen Mandeln, Butter und Zucker besteht und auf Blech gebacken wird; ein anderer, aus denselben Ingredienzien bestehender, aber würfelförmig geformter Kuchen wird „mokrût“ genannt. Dieser wird dann in Oel oder Honig gebacken.

Die Tetaunin (Bewohner von Tetuan) gelten als Meister in der Herstellung von Kuchen und Confecten. Von diesen letzteren giebt es eine grosse Anzahl aus Honig, Zucker, Nüssen u. s. w., meist für Kinder gefertigt. Aus Europa werden von Zuckerwerk nur Bonbons, meist sog. Drops, aus England und Pfeffermünzplätzchen, arab. „fanît“, eingeführt; ausserdem Cakes. Häufig sieht man in den Strassen grösserer marokkanischer Städte Leute umhergehen oder an verkehrsreichen Punkten sitzen,

welche unter dem Ruf: Ḥélua jâ Drérî! „Süssigkeiten, Kinder!“ allerlei Confect verkaufen, das sie an Stangen oder umgehängten Holzbrettern tragen. Verkauft solch ein „Ḥelui“ neben feinen Zuckersachen noch Stücke grünen Nussholzes (Rinde) zum Färben des Zahnfleisches für Frauen, so bezeichnet man ihn in Fās mit dem Worte „'Abâdi“. In ganz gleicher Weise giebt es auch ambulante Verkäufer von Thee und anderen Getränken. Den Europäer widert der grosse Schmutz dieser Leute und ihrer von Fliegen und Wespen umschwärmten Waaren im höchsten Grade an; der Eingeborne scheint in dieser Beziehung keinen Ekel zu kennen. Auch in den öffentlichen Garküchen herrscht eine Unreinlichkeit, die jeder Beschreibung spottet.

Unter den in Marokko vorkommenden geniessbaren Früchten steht ohne Zweifel die Orange (el-tschîn) obenan, eine Frucht von vorzüglicher Güte, in Geschmack und Aroma der südeuropäischen weit überlegen, die aber einen längeren Transport nicht zu vertragen scheint. Die besten kommen von Tetuan, Laraisch, Rabat, auch Miknās und Mulai-Edris-Serhôn[1]); die von Marrakesch sind gleichfalls ausgezeichnet, am berühmtesten aber die von Ain Bu-Said. Aehnliche Früchte aus dieser Gruppe, wie Mandarinen, Pomeranzen (el-árendj), süsse Limonen (limôn-el-ḥelû), Citronen (et-trundj) in verschiedenen Varietäten finden sich gleichfalls im Lande in Fülle. Ein volksthümlicher (Spitz-) Name für Citrone ist Bû-Ssúrra, „Vater des Bauchnabels“, weil die an der Frucht sitzende Warze Aehnlichkeit hat mit dem prominenten Nabel der Kinder in den ersten Lebensjahren. Die besten Granatäpfel (er-rummân) wachsen bei Miknās, Laraisch und Besû im „ḥaus“. Von Quitten findet sich die beste Qualität in dem sogen. Djebêl, einer Gegend zwischen Tetuan und dem Rîf, und südlich von Tetuan bis Schrâga und Al-ḳassâr; auch bei Ssefrû, südlich von Fās.

Kirschen giebt es nur in letzterem Orte; sie sind äusserst selten. Birnen (el-ingâs) und Aepfel kommen in gebirgigen Gegenden, im Ganzen selten und von sehr süssem, fadem Geschmack, vor. Die beste Sorte von Birnen, den sogen. Muskatellern ähnlich, findet sich bei Miknās. Die Umgebung dieser Stadt bringt überhaupt die besten Früchte im ganzen Lande hervor. Pflaumen (berḳôḳ) kommen gleichfalls bei dieser Stadt vor und sind sehr selten. Ich kenne sie ebenso wenig, wie die dortigen Kirschen, aus eigener Anschauung. Sie sollen klein und von dunkelblauer Färbung, etwa zwetschenartig sein; man nennt sie „berḳôḳ suitni“, d. h. olivenähnlich. Es soll aber auch grössere, gelbe in den Gebirgen um Fās geben. Aprikosen (mischmâsch) und Pfirsiche (el-chôch) giebt es da, wo viel süsses Wasser vorhanden ist: in Fās, Tetuan, Miknās, im Djebêl, doch steht das Aroma der dortigen Früchte weit hinter dem der unsrigen zurück. Feigen (karmûs) giebt es fast überall im Lande; man hat verschiedene Sorten dieser Frucht, welche mit besonderen Namen belegt werden. Berühmt sind die von der Ḳabeile Messîua; eine geringe, werthlose Art, die am frühesten reift, bezeichnet man mit dem Namen „bakór“. Wenn Jemand einem Anderen Versprechungen macht, von denen der letztere glaubt, dass sie sich doch nicht erfüllen werden, so sagt derselbe wohl wegwerfend: „bakór-el-ḥindi“, Feigen aus Indien, — leere Redensarten.

---

1) In der Nähe dieses Ortes befinden sich die berühmten Ruinen von Volubilis, von den Arabern „Kasr Farâun“, „Schloss des Pharao“, genannt. Vergl. darüber: Recherches sur la géographie comparée de la Maurétanie tingitane, par M. Tissot, Ministre plénipotentiaire de France au Maroc in den Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des inscriptions et belles-lettres etc. Tome IX. Paris 1878 p. 291. „Le bourg de Moula Idris, habité par une population de Cheurfa, est situé à vingt minutes de Ksar Faraoun dans une des gorges les plus sauvages du Zerhoun; la ville s'étage pittoresquement sur les deux versants d'un ravin etc.“

— Getrocknete Feigen isst man in Marokko nicht. — Eigentlich würde diese Bezeichnung der Eingebornen, „indische Feige", der Frucht des Feigencactus (Opuntia ficus indica Mill.) zukommen, welche aber von den Mauren als wenig edle, vornehme Frucht im geringschätzigsten Sinne „karmûs-en-Nessâra", „Christenfeige", genannt wird. Uebrigens nennen sie, im Gegensatz dazu, im Scherz manchmal die wirkliche Feige „karmûs-el-Muslemin", „Feige der Rechtgläubigen". Nach Höst[1]) nennen sie auch spasseshalber zuweilen die dunkelblaue Frucht der Ficus carica L. „karmûs-el-ihûd", „Judenfeige".

Der Feigencactus ist im ganzen nordatlantischen Marokko verbreitet (selbstverständlich immer mit Ausnahme der hohen Gebirge) und dient meist zur Einzäunung von Gärten, Feldern u. s. w. Seine fast werthlose Frucht wird viel von Frauen und Kindern gepflückt; dieselben bedienen sich zum Herausziehen der scharfen Stacheln, die sie sich häufig bei diesem Geschäft in die Hand stossen, kleiner Pincetten von Messing, „karkássa" genannt. Die Früchte werden in gitterartig geflochtenen Körben von frischem Schilfgras (ssmár) zu Markte gebracht, die man silla nennt.

Nüsse (girgâ') wachsen nur im Gebirge (Atlas, Rîfgebiet u. s. w.). Von Mogador aus werden dieselben viel exportirt, indem jüdische Kaufleute, Agenten von Europäern in erstgenannter Küstenstadt, sie in Marrakesch direct von den Bergbewohnern kaufen.

Mandeln (el-lûs) bringt vorzüglich das mittlere und südliche nordatlantische Marokko hervor; der Hauptexportplatz derselben ist gleichfalls Mogador.

Die Frucht der Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) reift nur südlich vom Atlas und nur ganz ausnahmsweise und unvollkommen nördlich dieses Gebirges. Wenn Dr. O. Lenz[2]) unter den bei Miknâs in vorzüglicher Qualität reifenden Früchten die Dattel aufzählt, so begeht er einen starken Irrthum. Die marokkanischen Datteln sind die besten der Welt; sie kommen vorzugsweise aus den Oasen Draa und Tafilalet und zerfallen in eine grosse Zahl verschiedener Arten mit besonderen Namen. Die Datteln vom östlichen Draagebiet gehen meist nach Marrakesch, bezw. Mogador, die von Tafilalet nach Fâs; die bekanntesten Sorten aus der Oase Draa heissen: Bû-Sekrî, Djihel und Bû-Tuâl, d. h. „Vater des Langen", ihrer Grösse wegen. Aus Tafilalet kommt eine gleichfalls sehr grosse und geschätzte, „Bû-Fugûs" oder „-Fukkûs" genannte Art („Vater der Gurke"). Die Bäume um Marrakesch bringen nur eine verkümmerte Frucht hervor, welche, obgleich ganz werthlos, dennoch von den Einwohnern gegessen wird. Diese Früchte führen die Namen „schidda" oder „el-jîbs", während die nicht zur Reife gelangenden, ungeniessbaren „el-blûh" genannt werden. Aus dem Ssûs- oder Nûngebiet kommt nach Mogador und Marrakesch noch häufig eine Sorte von Datteln auf den Markt, die, in sehr festen Geflechten von Palmen (ssliûnât), als compacte Masse zusammengepresst sind. Die Qualität dieser Datteln, welche der Art Bû-Sekrî sehr ähneln, aber weich sind, ist eine sehr gute, doch sind sie derart mit Schmutz, Haaren u. s. w. vermischt, dass man sie erst in der ausgiebigsten Weise waschen und reinigen muss, ehe man sie geniessen kann.

Die Qualität der Weintrauben (énab) ist gleichfalls unübertrefflich. Besonders schöne kommen vom Serhongebirge, aus el-Metâ bei Fâs, von Rabat und Slâ an der Westküste u. s. w.; die hartschaligen, länglichen, sogen. Muskateller oder auch „spanischen Weintrauben" wachsen in der Provinz Dukalla und heissen bei den Eingebornen „Bu-Kniâr". Die Trauben, die ausserordentlich billig sind, werden

1) A. a. O. S. 304.

2) Vergl. „Timbuktu" S. 68 I. Th.

in länglichen, aus Rohr geflochtenen Körben (Fig. 9), in die man unten einige Weinblätter hineinlegt, zu Markte gebracht. Das Gleiche geschieht mit den Feigen. Man setzt neben die Weinstöcke in der Regel keine oder nur sehr niedrige Pfähle, und lässt die Reben sich an der Erde hinranken. Rosinen gewinnt man, indem man die Traubenstengel halb durchschneidet und dann die Traube an der Rebe trocknen lässt, ohne dass sie die Erde berührt.

Die Wassermelonen (dillâ') gedeihen in den grossen Ebenen an der Westküste am besten. Die vorzüglichsten Zuckermelonen (el-beṭṭîch) kommen vom Uâd Machsin, aus der Gegend von Al-ḳassár. Man nimmt sie ab und hängt sie in einem kleinen Hanfnetz an einem kühlen Orte auf; sie halten sich in dieser Weise längere Zeit.

Kürbis (ḳer'a oder ger'a) wird viel in gekochtem Zustande gegessen; Flaschenkürbis heisst: „ḳer'a el berradîa" (von berrâda, thönerner Wasserkrug); ein langer, gurkenförmiger Kürbis wird „ḳer'a slauia" genannt, nach der Stadt Slâ an der Westküste. Eigenthümlicherweise nennen die Bewohner dieser Stadt selbst ihn nicht so, sondern: „ḳer'a es-scherîfa", vornehmer Kürbis. Eine krumme, gereifelte Gurkenart führt den Namen „fugûs" oder „fuḳḳûs".

Maulbeeren (tût) giebt es zumeist in den Gebirgen um Fâs, überhaupt in höher gelegenen Gegenden. Brombeeren (tût-el-'olûg oder -'ulûḳ) wachsen gleichfalls an vielen Orten des Landes wild. Die bei uns bekanntesten essbaren Beeren, wie Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren u. s. w. wachsen im Lande nicht. Erdbeeren haben einige Europäer in Mogador und Tanger mit Erfolg für ihren Bedarf angepflanzt. Süsse Eicheln (el-belûṭ) wachsen in der Mámôra (Sumpfterrain nordöstlich von Slâ) und im Djebêl. Sie werden entweder roh oder in Wasser gekocht gegessen. Kastanien, die geröstet oder in Wasser mit Salz gekocht werden, giebt es nur im Djebêl, in der Gegend des Wallfahrtsortes Mulai 'Abdessalâm, und in der Provinz er-Rîf.

Die Früchte haben in den meisten Gegenden des Landes einen so geringen Werth, dass Fruchtdiebstähle nur dann bestraft oder überhaupt beachtet werden, wenn Jemand grosse Quantitäten, zum Wiederverkauf, stiehlt. Ausgenommen hiervon sind einige Küstenstädte, ganz besonders Tanger, wo die grössere Zahl der dort lebenden Europäer, speciell die Nähe von Gibraltar, den Werth aller Lebensmittel stark in die Höhe geschraubt hat. —

Ueber die Getränke, die nicht zu den Reizmitteln gehören, sind nur wenige Worte zu sagen.

Sehr beliebt ist Milch, mit Zucker und mit den Blättern des „merdikûsch"[1]) genannten Origanum majorana L. gekocht. Als Tischgetränk wird bei wohlhabenden Familien manchmal gekochte Milch gereicht; in der Regel giebt es nur Wasser. Selten wird ein Getränk, bestehend aus gestossenen Traubenrosinen, in Wasser mit etwas Zimmt, Nelken und Zucker gekocht und dann durchgeseiht, genommen; man nennt es „Scherbêt" und behauptet, es sei von Algerien aus eingeführt. Als besondere Delicatesse nimmt man auch wohl das Gelbe von Eiern mit ein wenig Orangenblüthensaft und Zucker. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass eine Art von Essig im Lande auf folgende Weise bereitet wird:

Der aus Weintrauben gequetschte Saft wird in einen neuen irdenen Krug geseiht, aber ohne vorher gekocht zu werden. Dann nimmt man einen gleichfalls

1) In Syrien wird, nach einer gütigen Mittheilung des Hrn. Consul Wetzstein, diese Pflanze „merdakûsch" genannt, d. h. „Mäuseohr", ein aus dem Persischen überkommener Name. Im Magrib hat sich die Etymologie des Namens völlig verloren und man wendet ihn in der oben angegebenen oder meist sogar in der noch mehr corrumpirten Form „mirtedûsch" an.

neuen Ziegelstein, brennt diesen in starkem Feuer weiss und wirft ihn dann, glühend heiss, in den mit der Flüssigkeit gefüllten Krug, der sofort verkittet wird. Man lässt aber doch eine kleine Oeffnung, damit Luft hinzukann. Auch die Früchte des Feigencactus werden gepresst und der Saft zur Essigfabrikation verwendet.

Bevor wir zu den Reizmitteln übergehen, sei noch Einiges über die Sitten und Gebräuche der Marokkaner bei den Mahlzeiten, sowie über die im Hausgebrauch verwendeten Geschirre mitgetheilt.

Wenn die Familie nur aus dem Manne und einer oder zwei Frauen [1]) besteht, so speisen diese zusammen. Sind fremde Gäste da, so speisen die Frauen selbstverständlich nicht mit den Männern, sondern allein oder mit den Frauen, die vielleicht mit zum Besuch gekommen, und den Kindern in einem anderen Zimmer. Ist die Familie grösser, so speisen bei feinen Familien die männlichen Mitglieder an einem Tische für sich, ebenso die weiblichen, aber in demselben Zimmer, die kleineren Kinder, gleichviel ob männlichen oder .weiblichen Geschlechts, dann mit den letzteren.

Verwandte Familien, die zusammen ein Haus bewohnen, wie das sehr häufig vorkommt, essen jede für sich, besuchen sich aber häufig und bringen dann ihr Essen mit. Bei Festen besuchen sich auch verwandte und bekannte Familien mit ihrem Essen in verschiedenen Häusern und bleiben dann oft den ganzen Tag.

Hat man auf der Erde, d. h. auf einer Matratze, Matte oder einem Teppich Platz genommen, — der Stühle bedienen sich bekanntlich die Marokkaner nicht, — wobei man Acht haben muss, sich anständig, mit untergeschlagenen Beinen und gerade, hinzusetzen, so wird zunächst Waschwasser gereicht. Bezüglich des Sitzens auf Matratzen muss betont werden, dass dasselbe in Marokko gewöhnlich mehr ein „Rekeln“ — um mich dieses vulgären, aber für die Sache sehr bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen — ist, ein halbes Liegen, wobei bald dieser, bald jener Fuss vorgestreckt und der Körper vielfach durch untergeschobene Kissen gestützt wird. Nur beim Einnehmen der Mahlzeit, oder auch in Gegenwart hochgestellter Personen u. s. w., nehmen gebildete jüngere Leute eine weniger nachlässige Haltung an. Das Wasser zum Waschen wird gewöhnlich von einem Sklaven oder jüngeren Mitgliede des Hauses herumgereicht. Bei reichen Leuten ist das Waschbecken (eṭ-ṭáss) aus Kupfer oder Messing mit 2 Henkeln; gewöhnlich ist es eine aus Europa importirte Porcellanschüssel oder eine glasirte Schüssel von Fās. Die Metallbecken werden, mitunter sehr kunstvoll und schön mit Gravirungen verziert, im Lande selbst gefertigt. Meist haben sie einen Deckel von durchbrochener Arbeit, um den Anblick des schmutzigen Wassers zu verbergen. (Nach demselben ästhetischen Principe gearbeitet sind die aus Messing oder bunt glasirtem Thon gefertigten, báchara genannten Räuchergefässe, in denen Mauren und Juden Benzoë (djâui) und andere stark riechende Hölzer und Harze verbrennen.) Obenauf wird die Seife gelegt. Dazu gehört eine Kanne von Messing. Der Träger begiesst die rechte Hand des sich Waschenden so lange, bis dieser seine Reinigung beendet hat, mit Wasser. Man wäscht nur die rechte Hand, da man nur mit dieser speist; sich der linken zu bedienen, würde ein arger Verstoss gegen die gute Sitte sein, da diese Hand, deren man sich bei allen unreinen körperlichen Verrichtungen bedient, für unrein gilt. Nur Brot oder Früchte dürfen in die linke Hand genommen werden.

1) Meist ist das erstere der Fall. Obgleich bekanntlich der Korân dem Manne gestattet, vier rechtmässige Frauen zu haben, so wird in Marokko doch höchst selten von dieser Licenz Gebrauch gemacht. Ganz besonders die Berber sind durchgehends Monogamisten.



Das Waschwasser wird allen Tischgenossen der Reihe nach präsentirt. Zum Abtrocknen dient für Alle nur ein gemeinsames Handtuch, bei Reichen und Prahlern mit kostbarer Stickerei verziert und mit dem Wasser aus Rosen-, Jasmin- oder Orangenblüthen parfümirt, in den allermeisten Fällen aber nur aus einem Stück alter Leinwand bestehend. Die genannten Parfümerien werden mitunter auch dem Waschwasser beigemischt, und ihre Bereitung ist kurz folgende: Eine Schale mit glühenden Holzkohlen wird auf einen grossen Haufen der Blüthenblätter gesetzt und ein feines Musselintuch unter die letzteren gebreitet. Die Blätter geben nun in Folge der Hitze, welche die Schüssel ausströmt, ihren Saft ab, welcher in eine darunter gestellte Tasse fliesst. Das feine Rosenöl (welches nachher in die bekannten vergoldeten Fläschchen gefüllt wird, die aus Europa kommen) besteht aus den gesammelten Oeltropfen, die sich oben auf diesem Extract zeigen. Diese Blüthenwasser-Fabrikation soll, namentlich in Fâs, zum Verkauf in grösserem Maassstabe mittelst einer Art Maschine betrieben werden. Ich habe dies aber nicht selbst gesehen, auch nicht einmal von ganz zuverlässigen Gewährsleuten gehört, so dass ich also für die Richtigkeit dieser letzteren Mittheilung in keiner Weise einstehen kann.

Die Speiseschüsseln werden mit einem kleinen runden, meida genannten Tisch mit Seitenwand und zwei Holzleisten als Füssen, Fig. 10a, vor die Gäste gesetzt und bleiben auch darin. Arme setzen die Schüssel ohne Tisch auf den Boden. Haben die Speisen, die ein Sklave oder Diener, gewöhnlich auf dem Kopfe getragen, bringt, einen längeren Weg zu machen, beispielsweise müssen sie über grosse Höfe getragen werden, so werden sie mit einem el mekib genannten, nach oben zugespitzten Deckel aus Palmettogeflecht mit eingeflochtenen bunten Lederstückchen (Fig. 10b) bedeckt.

Mehr als 6—8 Personen speisen selten aus einer Schüssel. Die flachen Brote werden in grosse Stücke gebrochen und um die Schüssel mit dem Essen im Kreise gelegt. Das Fleisch ist sehr scharf gekocht oder gebraten, so dass es ganz lose an den Knochen sitzt. Bevor man den ersten Bissen der Mahlzeit zum Munde führt, sagt man: „bism-illâh“.

Man beginnt gewöhnlich damit, einige Stücke Brotes in die Sauce zu tauchen und sie zu verzehren, dann reisst man mit Daumen und Zeigefinger ein Stückchen Fleisch ab, verspeist es, greift dann wieder zum Brote u. s. f. Sich anderer Finger, als der genannten, zu bedienen, gilt nicht für fein, doch geschieht es oftmals. Gebratene Sachen, die nicht zu gross sind, z. B. Hühner, kommen stets ganz in der Schüssel herein und werden erst im Zimmer von dem Wirth oder dem, der sonst die Honneurs macht, mit den Händen auseinander gerissen. Gekochtes Fleisch wird meist vor dem Kochen schon zerkleinert. Die Nägel der Finger müssen sehr kurz geschnitten sein, damit sich keine Speisereste darunter setzen können; jedoch wird diese Sitte nur von gebildeten Leuten befolgt.

Diese letzteren sammeln, namentlich wenn Fremde zugegen sind, das Fleisch nur in der angegebenen Weise von den Knochen ab und lassen diese selbst unberührt in der Schüssel liegen. Ist man unter Bekannten und weniger genirt, so nimmt man den Knochen mit heraus, nagt ihn ab, und legt ihn dann unter den Rand der Schüssel vor seinen Platz.

Kuskussû wird mit dem Daumen und den beiden nächsten Fingern ergriffen, mit einer rotirenden Bewegung der ganzen Hand daraus eine Art Kloss geformt, dann derselbe wieder vorgeschoben und über dem Daumen und neben dem Zeigefinger vorbei in den Mund gebracht. Man muss sich hüten, den Finger dabei in

den Mund zu stecken. Freiherr von Maltzan[1]) übertreibt also, wie so häufig, wenn er die Art des Kuskussû-Essens, wie folgt, schildert:

„Das Essen der Mauren von Marokko (er spricht hier von der Stadt) ist übrigens eine Merkwürdigkeit. Sie greifen mit den Fingern in die Schüssel und fassen eine Handvoll Reis oder Kuskussû heraus. Soweit folgen sie allgemeiner arabischer Sitte. Nun aber folgt der unterscheidende Process. Es wäre wohl das Einfachste, die aus der Schüssel genommene Speise gleich mit den Fingern zum Munde zu führen. Das würde aber den ärgsten Verstoss gegen die gute Sitte bilden, dessen man sich schuldig machen könnte. Man muss die Speise erst ein wenig zwischen den Fingern rollen und so ein Kügelchen daraus machen. Dann erst darf man sie zu sich nehmen, aber auch nie direct mit den Fingern an den Mund bringen, sondern muss das Kügelchen aus einiger Entfernung mit der Hand in den Mund hineinwerfen. Je weiter man die schleudernde Hand vom Munde entfernt hält, für desto kunstvoller und für desto anständiger gilt es. Nie sah ich einen Marokkaner beim in den Mund Werfen der Speise die wahre Richtung verfehlen, wie das dem sich in diesem Kunststück versuchenden Europäer anfangs stets passirt. Diese marokkanische Sitte des Essens durch Hineinwerfen der Speise herrscht im Süden des Kaiserreichs d. h. in Marokko, Tafilalt und Sus und selbst bei einzelnen Stämmen der Sahara vor. Im Norden isst man jedoch gewöhnlich, wie in Algier, einfach mit den Fingern, ohne das künstliche Rollen, Ballen und Schleudern der Speise."

Ich habe Hunderte von Marokkanern aller Volksklassen und in den verschiedensten Landestheilen Kuskussû essen sehen, aber nie eine andere Methode dabei wahrgenommen, als die oben von mir beschriebene. Da wirklich eine grosse Uebung und Fertigkeit dazu gehört, den Kloss zu formen, so beobachtet man meist die Rücksicht, dem mitspeisenden Europäer zu diesem Gericht einen Löffel zu geben.

Häufig sieht man, dass sich Marokkaner nach der Mahlzeit (meist nach kuskussû) sehr umständlich alle fünf Finger der rechten Hand ablecken. Sie folgen darin dem Beispiel des Propheten Mohammed, der seine Tischgenossen „die Schüssel auslecken und die Finger abschlecken hiess, weil auch in dem kleinsten Theile der Gottesspeise Segen sei[2])".

Wenn auf den kuskussû noch ein anderer Gang folgt, so wird der ganze Tisch gewechselt, damit man das zu diesem Gange wieder gegebene Brot nicht in die unausbleiblich verstreuten Reste dieses Gerichts lege.

Will man Jemanden auszeichnen, so legt man ihm ein besonders gutes Stück Fleisch oder Gemüse, welches man gerade bemerkt, vor seinen Platz in der Schüssel und macht ihn mit Worten oder einer einladenden Handbewegung darauf aufmerksam. Ich habe nie bemerkt, dass — wie andere Reisende erzählen — der Wirth dem Gaste eine „loḳma" oder guten Bissen in den Mund stecke; ebensowenig giebt man sich gegenseitig einen solchen in die Hand. Solche und ähnliche Vertraulichkeiten finden in der Regel nur dann statt, wenn jüngere Leute gemeinschaftlich mit ihren Geliebten ganz unter sich speisen.

1) Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. IV. Theil S. 257.

2) Vergl. Jahrbücher der Literatur, Wien 1835, Bd. 69, S. 72. Es finden sich hier in einer Uebersicht von 12 Werken über den Islam und Mohammed sehr interessante Angaben über die Lebensweise und Sitten des Propheten, welche dem persischen Werke: Raudhatol ahbab fi siritin nebi wel-Al-wel-asshab, d. i. „der Garten der Geliebten in der Legende des Propheten, seiner Familie und Gefährten", entnommen sind. Der Verfasser Dschemaleddin Afallah Ben Fadhlollah, der Schiraser und Nischaburer zubenannt, schrieb dasselbe im Jahre 1000 (1591) auf Ersuchen des gelehrten Wesirs, Emir Alischin.

Für fein gilt, viel zu nöthigen, aber ohne jedesmal dringlich zu werden.

Ueberhaupt herrscht allgemein — und das ist eine der besten Seiten im Charakter der arabischen Bevölkerung[1]) Marokkos — in Bezug auf das Darbieten und Gerngeben von Lebensmitteln die grösste Freigiebigkeit und Toleranz. Man kann dem Wirthe keine grössere Freude bereiten, als tüchtig zuzulangen. Auch auf der Reise stösst man diesbezüglich oftmals und nicht allein da, wo man übernachtet, sondern auch unterwegs auf Züge der uneigennützigsten Freundlichkeit. Es ist mir häufig begegnet, dass Leute, Knaben oder Erwachsene, mir ein Stück Brot, einen Sfindj oder Früchte anboten. Wenn man an einem Duar vorüberreitet, so kommen, oftmals selbst aus weiter Entfernung, Frauen herbeigeeilt, die einem eine Schale Milch oder Buttermilch reichen, und sie sind nur auf vieles Drängen zu bewegen, Geld dafür zu nehmen. Der Schwede Oloff Agrell[2]), der zur Zeit des wilden Mulai Jasîd (1789—92) Consulatssekretair in Tanger war, theilt in seinem in vielfacher Beziehung sehr lesenswerthen Buche die gleiche Beobachtung mit: „Die Einwohner dieses Landes haben etwas von der morgenländischen Gastfreiheit an sich, und theilen gern mit, jedoch wohl zu merken, wenn es nur nicht viel beträgt. So ist es mir zu Tanger mehrmals begegnet, dass ich auf meinen Promenaden Mauren antraf, die eine Apfelsine, gedörrte Feigen, Brot und dergleichen sogleich mit mir theilten. Sie empfinden es übel, wenn man nichts nimmt. Auf unserer Reise brachten Frauenspersonen grosse Eimer voll Wasser her, setzten sie auf den Weg vor uns hin, und gingen davon."

Bei Tisch trinken Alle aus einer Schale und zwar, wie ich bereits erwähnte, meist Wasser, höchst selten gekochte Milch. Ueber die beim Trinken gebräuchlichen Gefässe gebe ich weiter unten einige Mittheilungen.

Wenn man beim Essen niest oder hustet, so muss man sich wegwenden und die Hand vors Gesicht halten. Für unanständig gilt, auf beiden Backen zu kauen; ein Mensch, der diese Gewohnheit hat, wird mit dem Namen „ramki" bezeichnet.

Auch soll man den Mund beim Kauen zumachen. Es ist fein, sehr langsam zu essen, um nicht den Anschein auf sich zu laden, als käme man ausgehungert zu Tisch. Besonders im Ramadân ist es eine Art Sport der besseren Klassen, wenn Abends der erlösende, das Fasten beendende Kanonenschuss gefallen ist, mit dem Beginn des Mahles noch einige Zeit zu warten, während der Arme, der Arbeiter schon sein Stück Brot oder, mehr noch als das, seine Kîfpfeife in Bereitschaft hält, um gleich einige Züge daraus zu thun. Gesprochen wird viel beim Essen und es trifft gegenwärtig nicht mehr zu, was Pidou de Saint-Olon[3]), der unter Ludwig dem Vierzehnten mit einer diplomatischen Mission an den Sultan Mulai Ismail betraut war, gelegentlich einer Beschreibung der marokkanischen Mahlzeiten sagt:

„Et quand ils prennent la Viande, et qu'ils veulent la rompre, comme ils ne mettent jamais que la Main droite au Plat, chacun tire son morceau, comme font les Chiens acharnez à une Carcasse, sans dire une seule parole pendant tout le Repas."

Eines nach unseren Begriffen höchst unanständigen Brauches muss ich noch

1) Die Berber sind in dieser Beziehung im Durchschnitt viel zurückhaltender.

2) Neue Reise nach Marokos, welche im Lande selbst gesammelte interessante, historisch-statistische Nachrichten bis in das Jahr 1797 enthält, von Olof Agrell, Königl. Kanzlei-Sekretair zu Stockholm. Aus dem Schwedischen übersetzt; Nürnberg 1798 S. 144.

3) Relation de l'Empire de Maroc, ou l'on voit la Situation du Pays, les moeurs, coûtumes, gouvernement, Religion et Politique des Habitans. Par Mr. de S. Olon, Ambassadeur du Roy à la Cour de Maroc. A Paris 1695. p. 91.

Erwähnung thun, über den von Reisenden vielfach falsche Anschauungen verbreitet worden sind. Ich meine das häufige Aufstossen nach dem Essen.

Es geschieht dies in Marokko thatsächlich sehr oft und wird dort keineswegs für anstössig gehalten, indessen ist es durchaus nicht obligatorisch, gewissermaassen als Pflicht der Höflichkeit gegen den Gastgeber anzusehen, wie einzelne Reisende glauben machen wollen.

Manche Leute stossen absichtlich auf, um recht satt zu erscheinen, ungefähr, wie bei uns Jemand, der vielleicht nur wenig und ganz einfach gespeist hat, aus dem Restaurant tritt, den Zahnstocher im Munde, und sich das Ansehen eines Mannes giebt, der eben ein gutes Diner eingenommen hat. Es werden Leute, die in diesem Verdacht stehen, häufig gehänselt, namentlich, wenn junge Leute unter sich sind; ich habe selbst mit angehört, wie Jemandem im Scherz gesagt wurde: sein häufiges Aufstossen rühre wohl nur vom Genusse vieler Radieschen her, die dort für ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel gelten. Oder man sagt einfach: „el fugûs“, „Gurke“, um anzudeuten, dass der Betreffende wohl zuviel von diesen gegessen habe. Nach dem Aufstossen sagt man: „el-ḥamdu lillâh“, häufig aber auch: „estaġfir-Allâh“, Gott verzeih's. Weit ekelhafter noch, als dieses Aufstossen, ist mir stets die Sitte vorgekommen, die Speisen, besonders den kuskussû, nachdem man selbst davon gegessen hat, für die im Range oder Stande folgende Kategorie wieder mit den Händen zurecht zu rühren.

Speisen nehmlich verschiedene, im Range nicht gleichstehende Personen, beispielsweise Officiere und Unterofficiere der ʿAsker, an demselben Orte, so ist es Sitte, dass die Schüssel von den einen zu den anderen wandert. Haben die höher Stehenden ihren Hunger gestillt und tüchtige Löcher in den aufgethürmten kuskussû gegraben, so wird alles wieder mit den Händen applanirt, die Fleischstückchen, die übrig geblieben sind, werden wieder in die Mitte gelegt, und es fängt die zweite Staffel an zu speisen. Von dieser geht die Schüssel an die Diener, die in gleicher Weise verfahren, von der Dienerschaft an die Armen, und den Rest erhalten die Katzen, die vielfach in den Häusern gehalten werden, das Geflügel oder die auf den Gassen umherlungernden Hunde.

Hat man Gäste, so ist häufig Musik bei Tisch. Man musicirt bei solcher Gelegenheit aber stets nur mit einigen wenigen der sonst in Marokko gebräuchlichen Instrumente [1]). Die Musiker essen vorher oder nachher und es wird für sie besonders servirt. Ihre Zahl ist selten höher als vier oder sechs.

Aufgehoben von einer Mahlzeit zur anderen wird in Marokko nie etwas, ebenso wenig, wie man nie anderes, als ganz frisches Fleisch geniesst. —

Das Mahl wird mit den Worten: „Lob sei Gott,“ denen manchmal noch das Beiwort: „uâḥdâhu“, „dem alleinigen“, zugesetzt wird, und einer Abwaschung der rechten Hand, wie beim Beginn, beschlossen. Häufig — und das macht gleichfalls einen sehr widerwärtigen Eindruck — ziehen die Mauren, indem sie sich die Hand waschen, das schmutzige, mit Seifenschaum vermischte Wasser durch Mund oder Nase ein, spülen den Mund aus, gurgeln damit u. s. w., und entledigen sich schliesslich wieder dieses Wassers in das vorgehaltene Waschbecken. —

1) Mit Ausnahme eines târr genannten kleinen Tambourins mit Schellen oder allenfalls einer röhrenförmigen Handtrommel, tarîdja, kommen hierbei nur Saiteninstrumente in Anwendung, aus Europa importirte Violinen (kamândja), ferner el-ôd („das Holz“) oder kuitra (corrumpirt aus guitarra) genannte guitarrenähnliche Instrumente oder ein zweisaitiges, „er rebâb“ genanntes Instrument mit hohlem Halse, welches mit einem kleinen Bogen gestrichen wird. Diese letzteren Instrumente werden alle im Lande gefertigt; es soll auch, aber höchst vereinzelt, maurische Meister geben, welche Geigen fertigen.

Ausser den bereits angeführten Geschirren und Gefässen kommen noch einige andere im Haushalt zur Verwendung. Die weitaus grösste Zahl derselben ist aus porösem Thon hergestellt; wenige sind an der Innenseite und nur einzelne völlig mit einer — meist gelben — Glasur überzogen. Von metallenen Geschirren kommen Kessel (bukradj) aus Kupfer oder (importirtem) Zinn und Messing zur Verwendung, mit einer Schnauze zum Abguss, ähnlich unseren Theekesseln, die im Lande selbst gefertigt werden. Ferner Töpfe von Kupfer, ṭándjera genannt, welche mitunter bei der Kuskussûbereitung Verwendung finden. Die Hauptfabrikation der Kupfergeschirre findet in der südatlantischen Provinz es-Ssûs, aber auch in Fäs statt.

Irdene Geschirre mit einfarbiger Glasur werden nur in einigen wenigen Orten, wie Rabat, Tetuan, Demnät bei Marrakesch, Fäs u. s. w., hergestellt, bunt glasirte, wie erwähnt, nur in Fäs und Saffi.

Unter den irdenen unglasirten Geschirren sind, ausser den schon genannten Koch- und Feuertöpfen, in erster Linie Wasserkrüge (berrâda) zu nennen. Dieselben haben ihren Namen von dem Eigenschaftsworte „bérrid“, kalt, kühl, weil sich in ihnen das Wasser lange frisch erhält. Ihre Form ist sehr verschieden. Die gewöhnlichste, die man in jedem Haushalte sieht und die man auch meist auf Reisen, in oder an dem „Schûari“, dem Doppeltragekorb der Maulthiere aus Zwergpalmengeflecht, befestigt, mit sich führt, ist die in Fig. 11 dargestellte, mit tulpenförmigem, einfachem Mundstück und zwei Henkeln. Fig. 12 veranschaulicht eine andere, seltenere Form mit doppeltem Mundstück ohne Henkel. Fig. 13 eine solche, gleichfalls weniger gebräuchliche, mit becherförmiger Mündung und zwei Henkeln. Alle drei Typen sind von Rabat.

Nächstdem spielt die gúlla oder ḳúlla, ein grosses, bauchiges, unten spitzes Gefäss, Fig. 14, in jedem Haushalt als Wasserreservoir, oder, falls es nicht eingegraben wird, auch um Butter darin aufzubewahren, eine wichtige Rolle (Typus von Casablanca).

Weitere Gefässe sind halbflache Schalen aus Thon, sléffa genannt, aus denen man trinkt. Dieselben werden meist unglasirt benutzt, doch haben sich in neuerer Zeit in den Städten, an Stelle derselben, aus Europa importirte Porcellanschüsselchen, etwa von der Art, wie man sie in Frankreich für den café au lait hat, eingebürgert. Da, wie ich bereits erwähnte, man in Marokko allgemein die Gewohnheit des gemeinschaftlichen Trinkens aus einem Gefäss hat, so werden europäische Wassergläser des geringen Inhalts wegen, den sie fassen, niemals gebraucht. Allgemein beliebt ist der Theergeschmack beim Trinkwasser und man hält ihn auch in sanitärer Beziehung für zuträglich. Etwas Gleiches hat man in einigen Gegenden Südfrankreichs (eau de goudron).

Ursprünglich hat man bei dieser Vorliebe für Trinkwasser mit Theergeschmack in Marokko wohl aus der Noth eine Tugend gemacht, denn die Schläuche aus Thierfellen, welche vorwiegend zum Transport des Wassers benutzt werden, mussten behufs grösserer Haltbarkeit ausgepicht werden. Gegenwärtig liebt man es an manchen Orten, und ganz besonders in der Stadt Marrakesch, die Trinkschalen und die „ġorrâf“ genannten irdenen Trinkbecher mit Henkel, welche das Ansehen einer grossen Tasse haben, mit Pechmalerei zu verzieren. Gewöhnlich besteht diese Malerei nur aus sauber mit einer dünnen Pechauflösung, vermittelst eines Hölzchens, aufgetupften Punkten, in den mannichfaltigsten Mustern zusammengestellt. Fig. 15 veranschaulicht eine solche Trinkschale mit Pechmalerei von Marrakesch; hier hat die Bemalung in Tupfen dieselbe Form, welche die Frauen mit einer schwarzen, Ḥargus genannten Auflösung über der Nasenwurzel anzubringen pflegen, worauf ich weiter unten bei den Verschönerungsmitteln noch zurückkomme.

Ein irdenes Trinkgefäss von einfachster Form ist in Fig. 16 dargestellt, von Rabat. Sonst kommen von im Lande gefertigten Geschirren noch flache, grosse, „el-ḳosseria“ genannte Schüsseln zum Aufthun des kuskussû u. s. w. zur Verwendung, welche sich (wie auch die meisten anderen Thonwaaren von dort) in den Berbergegenden südlich und östlich von Mogador, bei Marrakesch u. s. w. meist durch eine primitive Randbemalung mit braunrother Farbe auszeichnen. Ferner grosse, „châbïa“ oder „tandjïa“ (an manchen Orten „ssanôna“) genannte Töpfe für Butter, Milch u. s. w.; kleine, glasirte Krüglein (bitta) für Oel; el-kûs, 'rdumma oder krâ' genannte, irdene Flaschen mit dünnem Hals (von Rabat) u. A. m.

Die im Haushalt gebräuchlichen Mörser (meherêss) sind entweder von hartem Holze (Nussbaum oder Arar) oder von Messing. Die Holzmörser sind fast cylindrisch, haben etwa 4—5 Zoll im Durchmesser und einen oben zugespitzten, hohen Deckel, mit dem zusammen ihre Länge etwa 1¼ Fuss beträgt. In der Provinz Abda sah ich einige solcher Mörser mit primitiver, bunter Malerei, und konnte einen derselben ankaufen, der sich jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde befindet. Wie ich erfuhr, sind derartige Mörser eine Specialität der genannten Provinz und sehr selten. Ich sah auch an anderen Orten nie ähnliche. Als Stössel dient ein hartes, glattes, nach unten verdicktes Stück Holz. Die Metallmörser, in den Städten häufig bei Muslemin und Juden im Gebrauch, sind Messingmörser, ähnlich in der Form den bei uns gebräuchlichen, jedoch stets an den Aussenseiten mit einigen flügelartigen Ansätzen versehen, durch deren einen ein Loch gebohrt ist, augenscheinlich, um den Mörser mittelst einer durchgezogenen Schnur aufhängen zu können.

Marktkörbe (Guffa) werden aus weichem Palmetto-Geflecht, meist hübsch bunt gefärbt, überall und in den verschiedensten Grössen geflochten. Diese Körbe sind sehr handlich und bequem, und werden dadurch, dass man beim Tragen ihre beiden Griffe in einer Hand vereinigt, zusammen gehalten und geschlossen.

In neuerer Zeit hat sich sehr viel aus Europa importirtes Porcellangeschirr eingebürgert, besonders bei der wohlhabenderen städtischen Bevölkerung. Auch gut polirte Holzbretter zum Hacken des Fleisches, Metallgeschirre, wie Kannen, Kessel u. s. w., sowie Gläser, Tassen kommen aus Europa. Es ist der Zeitpunkt nicht mehr allzufern, wo die originale, einheimische Thonwaarenindustrie auf ein Minimum reducirt sein wird; die Besitzergreifung Marokko's durch eine europäische Macht würde diesbezüglich sofort vernichtend und lähmend wirken. —

Die **Reizmittel**, welche in Marokko bekannt und gebräuchlich sind, sind folgende: Thee, Kaffee, verschiedene im Lande hergestellte (oder auch importirte) Weine und Branntweine, Tabak, Opium, Kîf und Haschisch (2 Präparate aus der Hanfpflanze), und endlich eine „ma'djûn“ genannte Latwerge zu erotischen Zwecken.

Ausschliesslich der grüne Thee wird im Lande getrunken, und zwar mit geringen Ausnahmen nur von England importirter. Im Allgemeinen sind die geringeren Sorten die gangbarsten; die gebräuchlichsten sind Hyscen und Young Hyscen.

Es ist mit Genauigkeit nicht zu konstatiren, wann der Theegenuss in grösserem Umfange sich in Marokko eingebürgert hat. Wahrscheinlich ist dies erst zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen. W. Lempriere[1]), ein englischer Feldscherer, der

---

1) William Lempriere's, Englischen Wundarztes, Reise von Gibraltar über Tanger, Salee, Santa-Cruz, nach Tarudant, und von da über den Atlas nach Marokko. Aus dem Englischen mit erläuternden Anmerkungen von E. A. W. Zimmermann. Im 8. Bande des „Magazin von neuen und merkwürdigen Reisebeschreibungen“ u. s. w. Berlin 1792. S. 177.

im Jahre 1789 von Gibraltar aus an das Hoflager Mulai 'Abd-es-Salâm's, eines Sohnes des Sultans Moḥammed Ben 'Abdallâh, berufen wurde, um diesen bei einer langwierigen Augenkrankheit zu behandeln, sagt darüber:

„Welche Tageszeit es auch sein mag, — immer wird dann (d. h. bei Besuchen) auf einem Theebrett mit niedrigen Füssen Thee hereingebracht. Da dieser in der Bärbärei ein theuerer und seltener Artikel ist und nur reiche oder mit Aufwand lebende Leute ihn trinken, so ist dies das grösste Kompliment, das der Mohr einem machen kann."

Ali Bey el Abassi (der spanische General Badia y Leblich), welcher 1803—1804 Marokko bereiste, sagt [1]:

„— —; but when the English made presents of tea of the sultans, they offered it to the persons at that court, and soon the use of this liquid spread by degrees to the lowest ranks of society, so that at this time more tea is drank in proportion at Morocco than ever in England; and there is no Mussulman in any tolerable circumstances who has not at all hours of the day tea ready to offer to every one who may visit him. It is taken very strong, seldom with milk, aud sugar is put into the tea-pot. The English provide them with both the sugar aud tea, of which article great quantities are imported from Gibraltar."

Wenn man die frühere gänzliche Abgeschlossenheit Marokko's in Betracht zieht und andererseits bedenkt, wie lange Zeit verhältnissmässig darüber hinging, ehe dieses Getränk sich bei uns einbürgerte [2], so ist es erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Invasion des Thees sich in Marokko vollzogen hat. Gegenwärtig ist dieses Getränk dem Marokkaner, gleichviel ob Städter oder Landbewohner, ob arm oder reich, geradezu unentbehrlich.

Die Bereitung desselben, welche sich zu einer Art von Cultus herangebildet hat und sich stets nach denselben, genau fixirten Regeln vollzieht, geschieht in folgender Weise:

Ein Diener oder Sklave bringt das Fig. 17 abgebildete, complete Theeservice ins Zimmer und setzt es vor demjenigen aus der Gesellschaft, der den Thee bereiten soll, nieder. Meist thut dies der Wirth; häufig wird dieses Amt aber auch einem der anwesenden Gäste übertragen, worin, ist man bei Höherstehenden zum Besuche, eine gewisse Auszeichnung liegt.

Das Service besteht aus Theekanne, Gläsern oder Tassen und einem runden Messingtablet, und die Form und Qualität dieser Gegenstände sind in der ganzen Ausdehnung des Reiches, von Tanger bis Tafilalt, von Mogador bis Udjda, mit geringen Abweichungen überall dieselben. Namentlich ist dies mit der auf unserer Figur genau wiedergegebenen Theekanne der Fall, die nur in der Grösse, nie aber in der Form variirt. Diese Kannen kommen aus England und bestehen aus einer Legirung von Zinn (nicht sogen. Brittaniametall). Kleine Theetassen oder Gläser (el kâss), von den billigsten und einfachsten bis zu sehr theueren, mit Gold- und bunter Malerei verzierten Mustern, kommen meist aus Deutschland (Schlesien) und Böhmen. Die Tassen werden meist mit der dazu gehörigen Untertasse benutzt, oftmals aber auch ohne solche. Gläser haben niemals Untersätze.

Die Tablets (ssenîa) werden aus Messing, der in Platten aus England importirt wird, im Lande selbst gefertigt. Schöne Kupfertablets macht man auch im Ssûs

---

1) Travels of Ali Bey in Morocco, Tripoli etc. London 1816. Vol. I. p. 21.

2) Vergl. „Die Naturproducte und Industrieerzeugnisse im Welthandel" von Professor Dr. Henkel. Erlangen 1868. Bd. I. S. 204.

u. s. w. aus dort gewonnenem Kupfer; doch sieht man sie bedeutend seltener, als die aus Messing.

Die Herstellung dieser Tablets ist ein ganz besonders blühender Industriezweig in Marokko; hauptsächlich befassen sich die einheimischen Juden mit derselben. Man muss heute zwei Kategorien dieser Tablets unterscheiden: solche, die für den Gebrauch der Eingebornen im Lande selbst dienen, und solche, die nur für den Export oder zum Verkauf an Fremde und Touristen, welche die Stadt Tanger besuchen, bestimmt sind. Die ersteren werden fast in allen Städten des Landes gefertigt, besonders berühmt sind im nordatlantischen Marokko die von Mogador und Fäs. Die meist sehr geschmackvollen Verzierungen, Arabesken u. s. w. werden durch Handarbeit erzeugt und erstrecken sich niemals auf die Nachbildung arabischer Münzen, Buchstaben u. s. w. Beliebt als Verzierung sind eingravirte, ineinandergelegte Vierecke oder Dreiecke, das bekannte Zeichen Salomonis, welches auch von den Juden häufig zu ähnlichen Verzierungen verwendet wird. Die Tablets dieser Kategorie sind immer rund und variiren in der Grösse etwa von 1 bis 2 Fuss im Durchmesser.

Die für den Export als „maurische Kuriositäten“ bestimmten Messingteller werden nur in Tanger gefertigt, und zwar schlägt man die auf ihnen befindlichen Figuren — marokkanische Münzen, arabische Buchstaben u. s. w. — mit in England hergestellten Stempeln ein. In Folge dessen ist die Arbeit eine weit weniger feine und auch das ganze Arrangement der eingestempelten Figuren ist meist geschmacklos und überladen. Diese Sorte wird, anfangend von ganz kleinen, als Präsentirbrett für Cigarren oder Cigarretten dienenden, bis zur Grösse von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss im Durchmesser hergestellt; in allerneuester Zeit macht man sie auch mit zwölfeckigem Rande. Meist gehen sie nach Gibraltar. Beide Kategorien haben einen niedrigen umgebogenen Rand und keine Füsse. Nie wird sich ein eingeborner Muslem solcher Export-Theebretter bedienen. Im Gegensatz zum Orient hat man im Maġrib eine eigenthümliche Aversion dagegen, auf Industrieerzeugnissen, die man in Gebrauch nimmt, arabische Schriftzeichen anzubringen.

Man setzt das Theeservice entweder auf den Fussboden, der mit einem Teppich oder einer Matte bedeckt ist, oder auf ein, nur diesem Zwecke dienendes, niederes, dreifüssiges Tischchen von Ararholz, polirt und von runder Form, welches einen etwa fingerhohen, abwechselnd mit hell oder dunkler gefärbten eingelegten Holzstückchen verzierten Rand hat. Oder endlich, man hat dazu ein zusammenklappbares Gestell von Holz (Fig. 18) oder Eisen (mékess, d. h. Scheere genannt).

Die Theekanne muss mit dem Henkel nach dem Bereitenden zu gestellt, die Gläser oder Tassen müssen, mit gleichen Abständen unter sich, um dieselbe gruppirt sein, wie die Abbildung zeigt. Dem Theebereiter zunächst steht ein Glas mit den bouquetartig zusammengebundenen Blättern aromatischer Kräuter, die bei der Theebereitung in Anwendung kommen. Die wesentlichsten derselben sind verschiedene Mentha-Arten, „n'an'a“ genannt. Man unterscheidet „n'an'a-el-bildi“, die „einheimische“ Minze, „n'an'a-er-rûmi“, die „europäische“ (d. h. wohl die aus Spanien eingebürgerte) Minze und „n'an'a-el-'abdi“, die Minze der Sklaven. Zu dieser steht wieder im Gegensatz die „n'an'a-el-ḥórr“, die Minze der Freien. Welche Species hierunter gemeint sind, konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, da ich keine blühenden Exemplare erhalten und mitbringen konnte. Ferner Melissa officinalis L., genannt „ḥabaḳ-eṭ-ṭrundj“, „Citronen“-Melisse. Auch beim ḥabaḳ unterscheidet man „einheimischen“ und „von ausserhalb gekommenen“, — ich konnte aber gleichfalls nicht eruiren, ob man nur Varietäten oder gut unterschiedene Arten, bezw. welche, unter diesen Bezeichnungen versteht. Dann Artemisia arborescens L.,

genannt Schîba; endlich Lippia (Aloysia) citriodora Kunth, welche die Marokkaner mit dem aus dem früheren wissenschaftlichen Namen corrumpirten Wort „luisa" bezeichnen.

Ist alles bereit, so erscheint ein Diener mit einem Kessel kochenden Wassers, wenn nicht schon, wie es meist geschieht, gleichzeitig mit dem Theegeschirr, ein Kohlenbecken, auf welchem Wasser in einem Kupferkessel siedet, hereingebracht wurde. Besonders Wohlhabende sind im Besitze von grösseren, dem russischen „Samovar" ähnlichen Apparaten aus Messing, in denen das Wasser erhitzt und dann durch einen Hahn in die Theekanne abgelassen wird. Man nennt einen solchen Apparat, in Corrumpirung des spanischen Wortes vapor, „bâbôr", „Dampfer".

Zunächst giesst, dem unabänderlichen Brauche gemäss, der Diener (es sind das meistens Knaben) oder der den Thee Bereitende selbst nur ein wenig Wasser in die Kanne, spült diese in das ihm am nächsten stehende Glas aus und thut dann das, je nach der Grösse der Kanne und der Zahl der Theilnehmer bemessene Quantum Thees hinein. Darauf wieder ein ganz geringer Aufguss von Wasser, um den Staub und etwaige sonstige Unreinlichkeiten des Thees abzuspülen. Nachdem dieses Wasser gleichfalls in dasselbe Glas abgegossen, thut man den Zucker, gewöhnlich in einem grossen Stück, in die Kanne. Dieses Quantum Zucker ist stets sehr reichlich bemessen, da nach unserem europäischen Geschmack alle Marokkaner ihren Thee ausserordentlich süss trinken. Ein Zerkleinern des Zuckers in Stücke, wie bei uns, ist in Marokko ganz unbekannt. Meist schlägt man vom ganzen Hut die Masse, die man gerade braucht, ab, und zwar besitzen die Marokkaner eine grosse Geschicklichkeit darin, mit dem harten Boden der Theegläser selbst die grossen Stücken grobkrystallisirten Zuckers abzuschlagen, ohne das Glas zu verletzen. Auch Aermere, die nicht ganze Hüte, sondern kleinere Mengen auf einmal kaufen, erhalten das Geforderte nicht zerkleinert vom Kaufmann, sondern gleichfalls in grösseren Stücken. Man hat auch eiserne, zangenartige Instrumente, gleichfalls „meḳéss" oder „Scheere", ihrem Aussehen nach, genannt, die im Lande gefertigt werden, um den Zucker zu zerkleinern. Dass Thee und Zucker als zusammenhängende Waare verkauft werden, und dass es schwer hält, Thee allein zu bekommen, wie G. Rohlfs[1]) berichtet, ist gegenwärtig nicht mehr der Fall.

Zuckerschale und Theebüchse sind keine constanten Bestandtheile des Theegeschirrs in Marokko. Oft wird, selbst in ganz wohlhabenden Häusern, beides, in gelbes Dütenpapier[2]) gewickelt, zum Vorschein gebracht, häufig hat man auch grosse, roth oder grün lackirte Büchsen, die aus Frankreich oder England kommen, — genug, in dieser Beziehung herrscht keine Regel.

Die Kanne wird nun gefüllt, — der Zucker schmilzt gewöhnlich sofort, — man rührt mit einem kleinen Löffel noch einmal das Ganze um und schöpft dann den weissen Schaum, der sich oben auf dem Thee zeigt, ab und thut ihn gleichfalls in das Abgussglas. Dieser Löffel, gewöhnlich ein europäischer neusilberner Theelöffel, oft aber auch ein silberner, im Lande gefertigter, wie er Taf. X Fig. 4 im vorigen Jahrgange unserer Zeitschrift abgebildet ist, ist der einzige, der bei der Theebereitung zur Verwendung gelangt. Da der Thee für Alle gleichmässig in der Kanne gesüsst wird, so ist es auch nicht nöthig, jedem Theilnehmer einen Löffel besonders zu reichen.

---

1) A. a. O. S. 250.

2) Beschriebenes oder bedrucktes Papier benutzt der Marokkaner ungern, — es könnte der Name Gottes darauf stehen.

Darauf wird der Thee in die Tassen oder Gläser gefüllt und durch die Hand des Bereitenden jedem Gast ein solches überreicht. Es wäre im höchsten Grade unschicklich, wenn Jemand sich selbst sein Glas Thee nehmen würde. Sind mehr Gäste vorhanden, als Tassen oder Gläser zur Stelle, was häufig der Fall ist, so werden zuerst die Aeltesten oder im Range Höchsten bedient, dann kommen, ohne dass die Gläser ausgespült werden, nach und nach die Anderen an die Reihe.

Von diesem ersten starken Aufguss, der stets ohne Zuthat der erwähnten aromatischen Kräuter gemacht wird, trinken ältere Leute oftmals nicht, da er sie zu sehr aufregt. Gewöhnlich ist es Sitte, dass man drei Tässchen leert, was bei der Kleinheit derselben keine besondere Anstrengung ist.

Vor dem Einschenken für die Gäste findet übrigens seitens des Bereitenden ein, gleichfalls durch den Gebrauch streng vorgeschriebenes, mehrfaches Kosten des Thees statt, zu welchem Behufe er ein kleines Quantum in eines der nächststehenden Gläser giesst und je nach Bedarf noch ein wenig Zucker, seltener Thee, hinzufügt.

Die Theebereitung nach marokkanischen Begriffen „elegant“ zu vollführen, stets sogleich das richtige Maass im Süssen zu treffen u. s. w., ist keineswegs leicht und erfordert viele Uebung. Es gilt für fein, den Thee, der gewöhnlich sehr beiss eingenommen wird, beim Trinken hörbar zu schlürfen, und es ist eine Art Höflichkeit gegen den Bereitenden, nach den ersten Schlucken tief Athem zu holen, als sei man ganz überwältigt von der Güte des Getränks. Sehr unschicklich würde es sein, auf den Thee zu blasen, um ihn abzukühlen[1]). Ferner vermeidet man es gern, das Theeglas, während man noch daraus trinkt, aus der Hand zu setzen. Ist es geleert, dann setzt man es auf das Tablet zurück, oder, wenn man zu weit von diesem entfernt sitzt, so reicht man es seinem Nachbar, der es weiter befördert. Eigenthümlich ist nun, dass nicht, sobald man das geleerte Glas zurückgegeben, dasselbe wieder frisch gefüllt wird, sondern der den Thee Bereitende wartet, bis die Gläser Aller, welchen gleichzeitig eingeschenkt wurde, auf dem Tablet wieder vereinigt sind, und füllt sie dann erst aufs Neue.

Zum zweiten Aufguss und zu den folgenden, wobei selbstverständlich nach Bedürfniss Zucker und Thee erneuert werden, thut man eine Handvoll Blätter je einer Art der genannten Kräuter hinzu.

Häufig werden zum Thee auch Datteln oder Backwerk gereicht.

Die algerische Sitte, dem Thee im Glase (natürlich dann ohne den Zusatz von Kräutern) ein Stück Kaneel beizugeben, ist in Marokko ganz unbekannt.

Der Kaffee hat sich erst in neuerer Zeit, über Algerien her, in Marokko eingebürgert, und zwar von Tetuan aus, wohin nach der Eroberung von Algier durch die Franzosen eine beträchtliche Anzahl Algeriner auswanderte. Bekannt war er allerdings durch Mekkapilger, welche aus dem Orient zurückkehrten, schon seit Jahrhunderten, doch ist er, um mich so auszudrücken, nie „populär“ geworden. Auch heute noch wird er relativ wenig, zumeist nur in den Städten consumirt, und nur im nördlichen Marokko findet man ausnahmsweise einmal, an einer belebten Strasse auf dem Lande, einen Kaffeeausschank etablirt. Auch selbst in den Städten ist im eigentlichen Haushalt der Kaffeeverbrauch ein sehr geringer; nur in den öffentlichen Kaffeehäusern wird er regelmässig verkauft.

Diese Kaffeehäuser (ḳahua, ebenso wie das Getränk selbst, genannt) entbehren

1) Das Gleiche soll man auch nicht bei Speisen thun, da es, nach Mâlek, Kap. 40, den Gläubigen direct verboten ist. Man sieht z. B. auch nie, dass ein gebildeter Maure ein brennendes Zündhölzchen ausbläst, sondern er löscht es durch Hin- und Herbewegen in der Luft aus.

in Marokko jeden Anstriches von Comfort, selbst nach arabischen Begriffen, wie man ihm doch an gleichen Orten in Algerien begegnet, und sie werden von den wohlhabenden Elementen der Bevölkerung gemieden. Deswegen bieten sie aber gerade dem Fremden, der einen Einblick in das Leben der niederen Klassen thun will, eine Fülle der interessantesten Beobachtungen. Es sind meist grosse, dunkle, ungemüthliche Räume, deren Boden mit Binsenmatten bedeckt ist, welche kein Besucher betritt, ohne vorher seine Pantoffeln abzulegen. Man sieht denn auch oft ganze Reihen dieser letzteren an der Thür oder am Rande der Matte stehen, und es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit jeder Besucher beim Aufbruch das ihm gehörige Paar herausfindet.

Neue Pantoffeln nimmt der arme Mann, für den sie ein kleines Kapital repräsentiren, übrigens vorsichtigerweise mit an seinen Platz und legt sie verkehrt, die Sohle nach oben, neben sich. Einige Holzkasten, in denen Blumen gepflanzt sind, ein Kanarienvogel, der in einem schmucklosen Rohrbauer an der Decke hängt, ein paar roh gearbeitete Damebretter, — das ist, neben dem Kochapparat, im Wesentlichen die Ausstattung des Raumes, welcher Abends durch einige an den Wänden angebrachte primitive Oellämpchen erleuchtet wird. Zuweilen sah ich auch kunstlos gemalte Bäume, Schiffe, Thiere u. s. w. an den Wänden solcher Kaffeehäuser, durch welche sich ein besonders talentvoller Besucher verewigt hatte. Den höchsten Kunstsinn bethätigt ein „kahuadji", „Kafétier", dadurch, dass er an den Wänden Neu-Ruppiner und sonstige Bilderbogen, Ausschnitte von Illustrationen aus Zeitschriften u. s. w. anbringt. Nur in Tanger sind einige Kaffeehäufer etwas wohnlicher ausgestattet, obschon man auch hier die algerische Sitte der erhöhten, breiten Holzbänke an den Wänden nicht nachahmt. Aber es finden sich in den meisten maurischen Kafés in Tanger einige Stühle für die zahlreichen europäischen Touristen, die dann das Vergnügen, ein solches Kaffeehaus besucht zu haben, gern mit einem halben Franc bezahlen, während der Eingeborne für seine Tasse nur eine „okîa", etwa 5 Pf. nach unserem Gelde, zahlt.

Die Gläubigen sitzen an den Wänden umher, unterhalten sich beim Schlürfen ihres Thees und Kaffees mit lebhaftem Gebärdenspiel, die Kîfpfeife wandert von Hand zu Hand, hier und da klimpert einer, in Träumereien versunken, auf den Saiten des kleinen, nationalen Instruments, der zweisaitigen „Gimbrî"; oder es bilden sich auch Gruppen, die, eifrig und mit grossem Kraftaufwande die Karten aufwerfend, Spiele spanischen Ursprungs, wie ronda, tres y siete, scamba u. a. spielen. Die Karten, deren sie sich dabei bedienen, sind gleichfalls spanische, die von den französischen und deutschen gänzlich abweichen. Die Mauren halten beim Spiel nicht, wie wir, die Karten neben einander geordnet in der Hand, sondern hinter einander, die hintere über der vorderen immer ein Stückchen hervorragend und mit einem Kniff in der Mitte, der Länge nach, versehen. In jener Ecke geben sich zwei ernste Männer, ohne ein Wort zu sprechen, eifrig dem Damespiel hin, welches von fast allen Mauren, die sich überhaupt damit befassen, ganz vorzüglich gespielt wird. Man hat kleine weisse und schwarze Kieselsteine an Stelle der Figuren, selten aus Holz geschnitzte, die aber auch nicht den bei uns üblichen runden Damesteinen, sondern eher vielleicht den Bauern beim Schachspiel ähneln. Dieses letztere Spiel habe ich in Kaffeehäusern niemals spielen sehen. Als eine Eigenthümlichkeit der Mauren beim Damespiel habe ich oft beobachtet, dass der, an dem die Reihe des Ziehens ist, indem er überlegt, wo er seinen Stein wohl hinzusetzen habe, einige Mal scharf mit dem Nagel des Zeigefingers der rechten Hand auf das betreffende Feld pocht. — In einer anderen Ecke des Kaffeehauses macht vielleicht einer, lang ausgestreckt, ein Schläfchen und dort schneidet

ein eingefleischter Kîfraucher auf einem Holzbrett das narkotische Hanfkraut in kleine Theile zum späteren Gebrauch. In jeder marokkanischen Stadt befindet sich ein sogen. „ḳahua-er-rekâssa“, Kaffeehaus der Eilboten und Couriere, Beförderer der einheimischen Briefpost, welche dort ihr Hauptquartier haben, und von denen stets der „amîn“, Vorsteher, oder einige Eilboten zur Entgegennahme von Aufträgen anzutreffen sind.

Der Kaffee selbst ist der bekannte sogenannte türkische, der mit dem Bodensatze servirt und ohne jede Zuthat von Milch oder Sahne genommen wird, — eine Mischung, die in Marokko auch beim Thee ganz unbekannt ist. Am meisten kommen geringere brasilianische Sorten, milder Rio u. s. w. zur Verwendung; zum Süssen des Kaffees — derselbe wird, im Gegensatze zur Levante, in Marokko fast allgemein stark versüsst getrunken — bedient man sich des ordinärsten gelben Farinzuckers.

Das Charakteristische bei der Bereitung dieses türkischen Kaffees ist, dass jede Tasse einzeln bereitet wird.

Man hat in Marokko zu diesem Zwecke Kohlenbecken, welche, im Uebrigen ganz aus dem gleichen Material, wie die beschriebenen, an der einen Seite ein grosses, rundes Loch besitzen. In dieses wird ein Blechbehälter mit Holzstiel, essiêsûa, dessen Inhalt dem der gebräuchlichen Gläser oder Tassen etwa entspricht, hineingeschoben, nachdem man vorher schon den aufs Feinste gepulverten Kaffee, mit Farin gemischt, hineingethan und heisses Wasser darauf gelassen hat. Meist besitzt der ḳahuadji, um stets heisses Wasser zur Hand zu haben, einen kleinen cylindrischen Behälter mit einem Hahn zum Drehen, welcher auf einigen Ziegelsteinen steht. In dem so gebildeten Raume wird stets ein Holzkohlenfeuer unterhalten. Ist diese Einrichtung vorhanden, so fällt natürlich das Kohlenbecken fort und das Blechgefäss mit Inhalt wird an das Feuer unter dem Kessel, anstatt in das Kohlenbecken, zum nochmaligen Aufsieden geschoben. Im Moment, wo dies geschieht, wird der Inhalt in die Tasse entleert, es werden manchmal noch einige Tropfen kalten Wassers hinzugegossen, damit der Grund sich schnell setzt (meist unterbleibt das aber), und die Tasse wird dann, so heiss, wie sie ist, dem Besteller gereicht, übrigens meist ohne Untertasse. Die Tassen und Gläser sind ganz dieselben, wie die, in denen man den Thee giebt; der kleinen, im Orient gebräuchlichen eierbecherartigen Porcellanschälchen bedient man sich in Marokko nicht. —

Zum Mischen und Durchrühren des Kaffee- und Zuckerpulvers im Blechgefäss bedient man sich eines einfachen Theelöffels, aber auch oft nur eines Holzsplitters oder eines ganz roh in Löffelform geschnittenen Stückchen Messing.

Der Thee in den Kaffeehäusern wird, gleichfalls jedes Glas einzeln und mit Zusatz von Kräutern, bereitet, derart, dass man einige Blätter derselben in das Glas legt und es nun dem Consumenten überlässt, sie herauszufischen. —

Zur Zeit des Fastenmonats Ramadân sind die Kaffeehäuser fast die ganze Nacht hindurch bis zum Kanonenschuss in der Frühe, der den Wiederbeginn des Fastens verkündet, geöffnet; dann ist viel Leben in denselben, man hört aus ihnen Musik und das dieselbe meist begleitende taktmässige Händeklatschen erschallen, und bis weit draussen auf der Strasse sitzen häufig die Besucher, sich an den gebotenen bescheidenen Genüssen labend. In normalen Zeiten sind die Kafés um 10 oder 11 Uhr des Abends meist schon geschlossen. Da übrigens nicht nur der Wirth, sondern oft auch noch fremde Gäste in diesen Kafés nächtigen, so kann man sich unschwer denken, dass die Reinlichkeit daselbst viel zu wünschen übrig lässt.

Von besonderem Interesse dürften einige Mittheilungen über den Genuss und die Bereitung verschiedener Weine und Branntweine in Marokko sein.

Das hierauf bezügliche religiöse Verbot, welches sich ebenso, wie das den Genuss des Schweinefleisches verbietende, an verschiedenen Stellen des Korân findet, ist am deutlichsten in der 5. Sure ausgedrückt und lautet nach Ullmann:

„O ihr Gläubige, wahrlich der Wein, das Spiel, Bilder und Looswerfen ist verabscheuungswürdig und ein Werk des Satan; vermeidet sie, auf dass es euch wohlergehe. Durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindschaft und Hass unter euch stiften und euch vom Denken an Gott und von der Verrichtung des Gebetes abbringen“ [1]).

Diese Lehre wird nun in Marokko sehr häufig, namentlich von jüngeren Leuten und solchen der niederen Klassen, Soldaten, Bootsleuten u. s. w., übertreten. Im Geheimen fröhnen aber auch ältere Leute, Schürfa, Nachkommen des Propheten oder auch Beamte aus Hofkreisen, dem Trunke. Verschiedene ältere und neuere Beobachter, wie Pidou de St. Olon, Höst, Agrell, Lempriere, G. Rohlfs u. A. wissen uns von dieser Neigung vieler Marokkaner zum Trunk zu erzählen. Wir können diese Belege natürlich hier nicht alle wiedergeben; jedoch sei kurz bemerkt, dass uns der erstgenannte Autor vom Sultan Ismail berichtet, dass dieser, bei Lebzeiten wegen seiner Grausamkeit gefürchtete, jetzt fast als ein Heiliger verehrte Monarch eine Art von Gewürzwein (un certain Hypocras) mit Muskat, Kaneel, Anis u. s. w. bereitet, geliebt habe [2]). Höst theilt uns mit, dass er seiner Zeit in der Stadt Marokko gesehen habe, dass ein Scherif, der betrunken angetroffen wurde, „wie ein Christ angekleidet, umgewandt auf einem Esel sitzen musste und neben sich auf der einen Seite einen Affen und auf der anderen einen Hund hatte. Vor ihm her ging jemand, der unaufhörlich schrie, dass er sich betrunken gehabt hätte; und hinterher folgte ihm eine unglaubliche Menge Menschen durch die meisten Strassen von Marókos [3])“. Rohlfs endlich giebt uns auf S. 73 interessante Mittheilungen über den starken Weingenuss der ganzen Bevölkerung mancher Gegenden zur Zeit der Weinernte und schildert auf S. 126 das Sündigen der Schürfa und Tolba von Uasan wider das Verbot des Weintrinkens [4]). —

Anknüpfend an die Mittheilung von Höst will ich bemerken, dass gegenwärtig das blosse Factum der Trunkenheit bei einem Individuum kaum mehr bestraft wird, es müsste denn sein, dass der Ḳâid des Ortes sonstige Gründe hätte, den Betreffenden unschädlich zu machen. Anders ist es zur Zeit des Ramadân; während dieser Zeit enthalten sich thatsächlich viele Individuen, die sonst dem Genusse der Spirituosen fröhnen, derselben.

Es ist also eine unrichtige und auf flüchtiger Information beruhende Anschauung, wenn O. Lenz [5]) sagt, dass die Marokkaner „keinerlei geistige Getränke geniessen und absolut keinen Hang zur Trunksucht haben“.

Nächst den wenigen importirten spanischen Weinen und einem häufig eingeführten Fusel der schlechtesten Art, der aus Holland kommt, „Gin“, wird im Lande selbst Wein, „schrâb“ oder „ssámid“ genannt, und Branntwein, „máḥia“, fabricirt. Es kommen dabei im Wesentlichen die folgenden Bereitungsmethoden zur Geltung.

Frauen pressen den Saft aus den Trauben, dann wird alles scharf gekocht, durchgeseiht und darauf in grosse bauchige, thönerne Gefässe gefüllt. Dieser Wein ist ganz dick, syrupartig und heisst „ssamid-el-ḥelû“, „süsser Wein“. Die „châbia“,

1) A. a. O. S. 88.
2) A. a. O. S. 64.
3) A. a. O. S. 109.
4) Mein erster Aufenthalt in Marrokko u. s. w. von G. Rohlfs.
5) Timbuktu Th. I. S. 206.

das thönerne Gefäss, wird gleich nach dem Füllen verschlossen und der Deckel mit Lehm verklebt, damit keine Luft hinzutrete.

Dann wird eine Art von Wein, „ssamid-el-ḥarâmi“, „Sünderwein“ genannt, fabricirt, der weniger scharf gekocht wird, heller aussieht, als der vorige, und nicht so dickflüssig, wie jener, ist. Derselbe bleibt nach dem Einfüllen 2—3 Tage offen stehen, damit er etwas gährt, und wird dann erst verklebt.

Die Gegenden des Landes, in denen vorzugsweise Wein gebaut wird, habe ich bereits angeführt.

Die eingebornen Juden sind hauptsächlich Verfertiger und Consumenten von Weinen; sie bereiten auch aus Rosinen, Feigen, Pflaumen u. s. w. Branntweine. Von einer Verwendung der Dattel zu gleichem Zwecke im nordatlantischen Marokko ist mir nichts bekannt geworden.

Eine ganz eigenthümliche Art von Meth wird in einigen Gegenden aus der Wassermelone gewonnen:

In eine solche wird ein kleines, viereckiges Loch, welches bis tief ins Innere geht, geschnitten. Diese Oeffnung wird mit einem Messer inwendig im Fleisch noch etwas erweitert und es werden einige Tropfen Honig hineingegossen. Dann wird das ausgeschnittene Stück der Schale wieder eingepasst und die Oeffnung verklebt. Jetzt gräbt man die Melone in einen grossen Getreidehaufen von Weizen, Gerste oder Dura (letztere soll besonders wirksam sein) ein, und nach 4—5 Tagen ist alles Fleisch im Innern der Frucht durch den Gährungsprocess absorbirt und nur noch eine stark berauschende Flüssigkeit vorhanden.

Ein sehr scharfer Branntwein wird hergestellt, indem man Traubensaft in einen porösen Thonkrug von bestimmter Form (el-ginbûra) presst, den Krug dann zuklebt und in einen Düngerhaufen eingräbt, wo man ihn 10—15 Tage lässt.

Während die vorstehend aufgeführten Getränke mehr auf dem platten Lande und in den Städten des Innern zur Geltung kommen, sind in den Küstenstädten aus Europa eingeführte Branntweine und Weine häufiger im Gebrauch. Im Allgemeinen verhält sich die berberische Bevölkerung mehr ablehnend gegen den Genuss von Spirituosen, als die arabische. —

Der Tabak wird in Marokko entweder geschnupft oder geraucht, nicht gekaut. Aeltere und fromme Leute, besonders auch Gelehrte, die das Rauchen auf Grund einer Korânstelle für tadelnswerth halten, schnupfen den Tabak, und zwar stets in der Weise, dass sie denselben, sehr fein gepudert und trocken, auf den hinteren Theil des Daumens der linken Hand streuen und dann mit der Nase einsaugen.

Der Schnupftabak wird von Wohlhabenden in Dosen aus Kokusnuss aufbewahrt, welche den Namen „ĝûsa“ führen und, in der Grösse sehr verschieden, meist eine eiförmige, oftmals aber auch eine längliche, an den Enden zugespitzte Form haben; eine solche veranschaulicht Fig. 19. Diese Dosen sind mit einem Stiftchen von Elfenbein oder Knochen, das an einer kleinen Kette hängt, verschlossen. Das Material — die Schale der Kokusnuss — kommt aus Aegypten, die Dosen selbst werden aber im Lande, speciell in Fâs, hergestellt und oftmals mit sehr hübschen Einlagen von allerlei Arabesken in Silber verziert. Der arabische Name „ĝûsa“ (oder wie es dort heisst „djôse“) bedeutet in Syrien und Aegypten „Kokusnuss“; in Marokko nennt man auch noch andere kleine nussartige Früchte so. Die Wallnuss hingegen führt vulgär den oben angegebenen Namen "girgʿâ“.

Aermere bewahren den Schnupftabak in Rohrstücken, deren Oeffnungen mit Kork verschlossen sind, auf. Ein Holzstiftchen verschliesst die kleine Oeffnung, durch die der Schnupftabak passirt; häufig dient auch ein aus einem alten Lappen gedrehter Pfropfen zum Verschluss. Oftmals ist diese Art von Dosen, wie Fig. 20

zeigt, mit eingeätzten Mustern als Verzierung versehen. Europäische Schnupftabaksdosen sind verhältnissmässig selten im Gebrauch.

Geraucht wird der Tabak in den Landestheilen nördlich vom Atlas nur in Form der Cigarrette, nie als Cigarre oder in der Pfeife. Dieser Tabak ist ausschliesslich importirter, meist von Gibraltar; gegenwärtig ist eine, nach ihrem Fabrikanten „Rusiano" benannte Sorte sehr beliebt. Das Cigarrettenpapier nennen die Mauren mit dem spanischen Worte „libro", „das Buch". Aufbewahrt wird der Cigarrettentabak von Aermeren meist in den runden Blechschachteln, in denen die Theeproben aus England versandt werden, doch hat man auch sonstige Tabaksdosen europäischen Ursprungs in den verschiedensten Formen. Daneben sind auch einheimische Tabakstaschen (nicht zu verwechseln mit denen für den Kîf) in Gebrauch. Dieselben sind von Leder, häufig mit bunter Seidenstickerei oder auch mit, in das Leder geschnittenen Arabesken verziert; sie sind nicht zum Zusammenrollen oder -Schieben eingerichtet. Ihr Verschluss wird durch ein einfaches Häkchen bewirkt. Sie führen den Namen „bisdâm", eine Bezeichnung, die auch den einheimischen Portemonnaies beigelegt wird, welchen sie thatsächlich auch in der Form sehr ähneln. Nur sind sie meist grösser und im Innern nicht mit so vielen Abtheilungen versehen, wie jene. —

Nur zur Vermischung mit dem Kîf wird im Lande selbst gebauter Tabak benutzt. Die von mir mitgebrachten Proben gehören der als Nicotiana rustica L. benannten Species an; ob auch die N. tabacum L. in Marokko gebaut wird, vermag ich zur Zeit nicht anzugeben. Im Grossen und Ganzen ist die Cultur des Tabaks in den Landestheilen nördlich vom Atlas eine sehr spärliche. Der meiste Tabak wird in der Gegend zwischen Tetuan und Ceuta gebaut, auch bei der kleinen Stadt Aseila an der Westküste, unweit von Tanger. —

Südlich vom Atlas, in den Draa- und Nûnländern, raucht man hingegen den einheimischen Tabak, und zwar aus kurzen hölzernen, sog. Stummelpfeifen mit Eisenbeschlag, wie sie Fig. 21 darstellt. Das abgebildete Exemplar stammt von einem Drâui (Draabewohner), der sich auf der Wallfahrt nach Mekka in Mogador aufhielt. An der „duâia", dies ist der Name für eine solche Pfeife (man bezeichnet auch gewisse Tintenfässer, Pulverflaschen u. s. w. so), befinden sich eine Pincette zum Auflegen der Kohle, sowie ein Räumer, beide von Eisen. Auf Cap Djubi, im Tekna-Gebiet, bedienen sich die Araber der dort sesshaften Ḳabeila Asergîn oder Sergîn, neben der erwähnten Pfeife, zum Rauchen eines Thierknochens etwa von Fingerlänge, in welchen der zerkleinerte Tabak, eine sehr starke, dunkel aussehende Qualität vom Uëd Nun, gestopft wird. Viele dieser Knochen sind mit einem rothen Lederriemen als Schmuck umwickelt. Ich erhielt solche Knochen auch vom Rio de Oro. Diese Art des Rauchens ist jedenfalls im ganzen westlichen Saharagebiet verbreitet.

Das Opium, in Marokko „el-afiûn" genannt, wird dort, im Verhältniss zu den übrigen narkotischen Mitteln, nur äusserst spärlich consumirt und ist, ebenso wie diese, Monopol der Regierung. Es wird nur gegessen, nicht geraucht, und vorzugsweise aus Aegypten, in kleinen, einige Zoll langen und etwa $^1/_2$ Zoll dicken Kuchen eingeführt, die ein dunkelbraunes, etwa gepresstem Tabak ähnelndes Aussehen haben. Im Lande selbst wird die Mohnpflanze zum Zweck der Opiumbereitung in verschwindend geringem Maasse cultivirt, wie man mir sagte, in der Provinz Dukalla. Nach Rohlfs[1]) geschieht dies in der grossen südatlantischen Oase

1) Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Berichte aus den Jahren 1870 bis 1875 von Gerhard Rohlfs. Leipzig 1876. S. 119 und 120.

Tuat, aber doch immer nur in der Art, dass der Gewinn des Mohnsamens behufs Oelbereitung die Hauptsache bleibt; die Köpfe werden nur oberflächlich geritzt, damit der Samen, seiner Hülsung unberaubt, zur Reife kommen kann. In Tuat fand Rohlfs auch die meisten Opiumesser, und zwar Leute, die es so weit gebracht hatten, dass sie ohne Opium nicht mehr existiren konnten; in dieser Oase waren alle anderen Berauschungsmittel unbekannt.

Im nordatlantischen Marokko sind es nur einige wenige Städtebewohner, die dem Opiumgenusse fröhnen. —

Kîf und Haschîsch sind Präparate aus der südlichen Form der Cannabis sativa L., welche, in Folge der Entwickelung eines nur in warmen Ländern an der Hanfpflanze sich bildenden Harzes, stark narkotische Wirkungen besitzt. Diese Eigenthümlichkeit berechtigt indessen nicht zur Aufstellung einer besonderen Species (Cannabis indica Lam.), da die Samen der in südlichen Ländern gewachsenen Stammform beim Aussäen in kalten Ländern Pflanzen mit den Eigenschaften des bei uns cultivirten Hanfes liefern. Bei uns scheint die Hanfpflanze in sehr geringem Grade einen betäubend wirkenden Stoff hervorzubringen.

Die Hanfpflanze wird in Marokko allgemein selbst „Kîf" genannt, — Ali Bey[1]) schreibt fälschlich „Kiff", — und ebenso das mit Tabak vermischte Präparat aus dieser Pflanze, welches geraucht wird. Eine andere, seltener gebrauchte Bezeichnung für dieselbe ist „ḳanneb" (Cannabis).

Unter „ḥaschîsch" versteht man nicht die Pflanze als solche, sondern nur das Präparat aus derselben, welches gegessen wird. Es ist nothwendig, diese Unterschiede genau zu fixiren, da selbst unseren, sonst genauesten Beobachtern in diesen Bezeichnungen stets Verwechselungen unterlaufen. Als Collectivbegriff für „Kraut" oder „Pflanze", wie im östlichen Nordafrika, ist das Wort „ḥaschîsch" in Marokko nicht gebräuchlich. Ebenso wenig kennt man hier eine Uebertragung des Pflanzennamens auf die Wirkungen, welche die Pflanze hervorruft, und versteht also nicht, wie in Syrien u. s. w. unter „Kîf" Vergnügtsein, Lustigkeit u. s. w.

Man unterscheidet im Lande verschiedene Qualitäten dieser Kîf-Pflanze, wohl nur nach ihrer mehr oder minder kräftigen Entwickelung. Der beste und meiste Kîf wird bei der Ḳabeile Ketâmi[2]), unweit Scheschâun (eine Tagereise südlich von Tetuan, für Europäer fast unmöglich zu besuchen), gebaut. Nächst diesem kîf-el-ketâmi ist noch der kîf-el-milâlli, der aus dem Gebiet der Benî Milall (bei Tedla? Bejâd?) kommt, ferner der kîf-el-ʿaiéssi sehr renommirt. Auch über die Provenienz dieses letzteren Namens habe ich nichts ganz Genaues ermitteln können. Uled ʿAiéssi oder ʿAiéschi soll gleichfalls der Name einer Ḳabeile sein, aber wo, in welchem Landestheile dieselbe ihren Sitz hat, wusste mir Niemand zu sagen.

Die getrockneten Zweige der Hanfpflanze werden mit einigen Tabaksblättern zusammengebunden, von Leuten, an welche die Regierung dieses Recht verpachtet, verkauft und zum Gebrauch mit einem Messer von ganz bestimmter, leicht gekrümmter Form, „schefra" (Fig. 22), auf einem hölzernen Brette klein geschnitten. Meist geschieht dies in den Kaffeehäusern und man bedient sich oftmals dazu der Rückseite der grossen Damebretter. Die Procedur des Kleinschneidens oder richtiger „Kleinwiegens" ist sehr umständlich. Zur Kîfbereitung dienen hauptsächlich die feinen Stengel, sowie die daran sitzenden kleinen Blätter und äusseren Umhüllungen

1) A. a. O. S. 81.

2) Auch manchmal „ketzâmi" nach der bekanntlich im nördlichen und südlichen Marokko verschiedenen Aussprache des arabischen Buchstabens et-tê. — Ich habe auch „kutâmi" aussprechen hören.

des Samenkorns. Diese letzteren werden als unbrauchbar ausgeschieden; die Kîfbereitung beruht im Allgemeinen auf dem Princip, beim Wiegen nach und nach zuerst durch Absondern der kleinsten Theile, durch Zurückschieben der grossen mit dem Messer oder mit der Handfläche, dann Wiederheranholen und erneutes Zerkleinern derselben, Wiederbeiseitlegen des Brauchbaren und genügend Zerkleinerten u. s. f. möglichst wenig von der narkotischen Masse einzubüssen. Man drückt zum Zwecke des Schneidens den Kîf mit den Fingern der linken Hand auf das Holzbrett, setzt mit der Rechten das Wiegemesser an und schiebt die Pflanze nun allmählich, während man mit der rechten Hand wiegt, vor. Geübte Kîfraucher vollziehen diese zeitraubende Procedur mit grosser Geschicklichkeit und Eleganz.

Der geschnittene Kîf wird in kleinen Taschen von rothem, weichem Leder, „métui[1]" genannt (Fig. 23), aufbewahrt. Diese Täschchen sind oftmals innen mit sehr schöner, bunter Seidenstickerei verziert, haben mehrere Abtheilungen und sind zum Zusammenwickeln eingerichtet. Sie werden vorzugsweise in Fâs, Marrakesch — das abgebildete Stück stammt von dort — oder Rabat gefertigt. Man liebt es, am Ende des Lederbändchens, mit welchem man die Tasche zubindet, einen „fils slimâni" zu befestigen, d. h. ein kleines Geldstück von Kupfer, gegossen unter der Regierung des Sultans Mulai Slimân (Solimân), 1792—1822. Diese Stücke, welche sich durch ihre Grösse und die Güte ihres Kupfergehalts vor den anderen Filsstücken auszeichnen, sind jetzt im Lande sehr selten.

Im Süden, schon von Mogador an, aber vornehmlich südlich vom Atlas, findet man eine andere, „krâb[2]" genannte Form der Kiftaschen (Fig. 24), welche bis tief in die westlichen Sudânländer hinein, bis zum Niger und Benuë, die gleiche bleibt. Dieselben sind zum Herausziehen eingerichtet und bestehen aus einer Anzahl zusammengenähter, buntgefärbter Lederblätter, hinter denen einige, den Kîf bergende Oeffnungen eingelassen sind. Das Ganze steckt in einem schwarzen Lederfutteral. Das abgebildete Exemplar stammt aus Akka im Nûngebiet; ich kaufte es von einem, aus dieser Stadt gebürtigen Soldaten, der, während des letzten Feldzuges des Sultans im Ssûs, von Tarudant aus mit einem Kommando nach Mogador zum Fouragiren gekommen war.

Geraucht wird der Kîf überall aus kleinen, „es-ssibssî" genannten Pfeifen (Fig. 25), deren Kopf, aus porösem Thon bestehend, so winzig ist, dass er nur einem ganz geringen Quantum des narkotischen Krautes Aufnahme gewährt. Meist sind diese Pfeifen völlig schmucklos, das Rohr ist von gewöhnlichem Holze; seltener ist dasselbe gefärbt oder mit eingeschnittenen und nachher bunt geätzten Verzierungen versehen, auch wohl mit einer Messingkette, an der sich Bernsteinperlen u. s. w. befinden, behängt.

Der Raucher nimmt einige Züge, zieht den Rauch ein, der durch die Lunge mit dem Blute direct in Verbindung tritt, und giebt erst nach geraumer Zeit einen Theil des Rauches wieder durch die Nase von sich, nachdem er inzwischen einen Schluck Thee, Kaffee oder Branntwein genommen. Für diesen Gebrauch des Trinkens, wenn man den Rauch in der Lunge hat, hat man in Marokko ein besonderes Wort, „dikka", und es gilt das für den grössten Genuss[3]).

Die Kleinheit der Pfeifenköpfe ermöglicht es, dass der Kîfraucher eine beträcht-

---

1) Rein arabisches Wort, welches mit dem Wort „Etui" der europäischen Sprachen keinen Zusammenhang hat.

2) Mit dem gleichen Namen bezeichnet man auch andere Behälter, z. B. die aus Palmettogeflecht gearbeitete Tasche der Eilboten, die der Fischer u. s. w.

3) Man raucht in Marokko nur in der Weise, — auch den Tabak, — dass man den

liche Anzahl derselben den Tag über raucht; überdies thut er meist nur einige Züge und giebt dann die Pfeife seinem Nachbar, der das Gleiche thut und sie allenfalls noch einem Dritten reicht. Dieser klopft dann die glimmende Asche auf den Boden aus, reicht die Pfeife ihrem Besitzer zurück oder füllt sie aus seinem eigenen Vorrath aufs Neue.

Verhältnissmässig selten sieht man, dass sich Leute der Regîla[1]), einer Wasserpfeife der primitivsten Form (Fig. 26), bedienen. Meist thun dies Neger oder die Anhänger jener Bettlerverbindung der Ḥeddâua, über welche ich S. 685 des vorigen Jahrganges dieser Verhandlungen einige Mittheilungen gemacht habe. Diese Wasserpfeifen stellt man her, indem man einer „bitta" (thönernes, braun oder grün glasirtes Krüglein für Oel) den Hals abschlägt, ein Stück Rohr hineinsteckt und die Oeffnung dann mit Wachs umklebt. Auf das Rohr setzt man ein rundes, glasirtes Stück Thon mit siebartigen Löchern, „Kopf", „er-râs" genannt, und auf diesen legt man beim Rauchen den Kîf. An einer Seite der bitta hat man vorher ein Loch gebohrt und in dieses ein zweites längeres Bambusrohr gesteckt, welches als Mundstück dient. Das Gefäss wird etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt. —

Der Ḥaschîsch wird aus den Blättern des Hanfs mit einem geringen Zusatz des öligen Hanfsamens bereitet, damit er nicht gar zu trocken sei. Die getrockneten Blätter werden einfach pulverisirt. Man schluckt dieses Pulver mit Wasser, Thee u. s. w. hinab oder nimmt es meist in einer „maʿdjûn" genannten Latwerge. Dieselbe besteht aus Honig, Eicheln, Nüssen, süssen Mandeln, etwas Butter, Mehl, Sesam und verschiedenen anderen Gewürzen. In der Regel ist ihr ausser dem Haschîsch auch noch sogenanntes Cantharidenpulver beigemischt. Eine nur aus Süssigkeiten und heilsamen Kräutern bestehende Latwerge, in der Form dem madjûn sehr ähnlich, wird „taḳauit" genannt. Nicht allein in Marokko, sondern wohl in allen mohammedanischen Ländern hat man von jeher dergleichen erotischen Mitteln eine grosse Bedeutung beigelegt. Leo Africanus[2]) erwähnt eine, von ihm „Surnag" genannte Wurzel, die auf der Westseite (?) des Atlas wächst, der die Eigenschaft innewohne, die Potenz zu erhöhen, und Höst[3]) sagt, die Wurzel eines „kersâna" genannten Krautes, welches in der Gegend von Ualidîa vorkommt, würde zu dem gleichen Zwecke gebraucht. Der letztgenannte Autor fährt dann fort: „Aber dergleichen Dinge kosten ihnen öfters das Leben, wenn sie sich derselben entweder zu gewöhnlich (d. h. zu häufig) oder zu stark bedienen. Solchergestalt endete einmal zu meiner Zeit ein Kadi in Suira (Mogador) sein Leben, 24 Stunden, nachdem er zu viel von dergleichen stärkenden Mitteln genommen hatte. Ein europäischer Chirurgus kann einem Mauren keinen grösseren Gefallen und Dienst erzeigen, als dass er ihm solche Arzneimittel giebt, und er wird auch oftmals darum ersucht."

Dieser letztere Satz trifft noch heute buchstäblich zu, wovon die europäischen Aerzte in den Städten an der Westküste genugsam zu erzählen wissen.

Mir ist als Aphrodisiacum nur Cantharidenpulver bekannt geworden. Die ma-

---

Rauch vollkommen einschluckt. Die Mauren machen sich oftmals über die Verschwendung von uns Europäern lustig, den Rauch nur in den Mund zu nehmen und gleich wieder auszublasen.

1) Auch Ergîla oder Ringîla ausgesprochen. Die in europäische Sprachen übergegangene syrische u. s. w. Form „Nargîla" (oder Nargîle) kennt man in Marokko nicht. Jene complicirten gläsernen Wasserpfeifen mit bunten Verzierungen und einem Gummischlauch, die vielfach nach dem Orient exportirt werden, sind in Marokko gleichfalls gar nicht in Gebrauch.

2) A. a. O. S. 592.

3) A. a. O. S. 249.

rokkanischen Städtebewohner bedienen sich desselben in der genannten Latwerge in ausgedehntem Maasse und sind fest von der bedeutenden erotischen Wirkung desselben überzeugt, während doch diese Wirkung des Cantharidins weit hinter den ausserordentlich schädlichen Einflüssen, die dasselbe auf die Urogenitalorgane, speciell auf die Nieren, ausübt, zurücksteht[1]).

Die heilsamen medicinischen Eigenschaften des Cantharidins kennt der Marokkaner nicht.

Bei der Bereitung des Pulvers bedient man sich nicht allein der Lytta vesicatoria L., sondern auch verschiedener anderer im Lande vorkommender Species dieses Genus, Ich habe im Süden des Landes (bei Saffi, Marrakesch u. s. w.) noch die Lytta sericea Waltl und eine violett gefärbte, noch unbestimmte Art gefunden.

Eigenthümlich ist, dass der Marokkaner dieses Insekt „debbân-el-ḥind“ „indische Fliege“ nennt, also in gleich incorrecter Weise, wie wir in unserem Ausdruck „spanische Fliege“ den Käfer als Dipteron bezeichnen, und doch besitzt er in dem Worte „buchûscha“ (Plur. buchûsch) einen sehr gebräuchlichen Collectivnamen für den Begriff „Käfer“. Unter „chanfûs“ versteht man speciell Arten der Gattung Scarabaeus L. (Ateuchus Web.).

Die getrockneten Käfer sind in grösseren Städten in allen Droguenbuden (aṭṭarîa) käuflich zu haben, auch kann sich zum privaten Gebrauch jeder das Insekt selbst sammeln, trocknen und zerreiben. Wie man mir sagte, werden in einigen Gegenden nicht nur metallisch grüne und blaue, sondern auch gelbe oder rothe, schwarz punktirte Käfer zu gleichem Zwecke verwendet. Es können hierunter nur Species der gleichfalls zur Familie der Meloiden gehörigen Gattung Zonabris (Mylabris) verstanden sein, welche in Marokko in zahlreichen Arten[2]) vorkommt und auch in anderen südlichen Ländern, wie die Lytta-Arten, angewendet wird. Eine ähnliche Verwendung der Arten der Gattung Meloë L. ist mir nicht bekannt geworden.

In der allerjüngsten Zeit, während des Schreibens dieses Aufsatzes, geht die Nachricht durch die Zeitungen, dass der Sultan von Marokko den Genuss der vorstehend aufgeführten Reizmittel, ausser Thee und Kaffee, in seinem Lande untersagt und alle vorhandenen Bestände derselben hat verbrennen lassen. Die, diese Ordre verkündende sog. „berâ'a scherîfa“ (Brief des Sultans) wurde zu Anfang März, wie üblich unter Kanonendonner, in den Moscheen aller Städte des Reiches verlesen und hat grosse Aufregung und Erbitterung unter den Eingebornen hervorgerufen. Ich habe in dieser Angelegenheit von Freunden aus Rabat und Tanger briefliche Mittheilungen erhalten; in ersterer Stadt allein ist Kîf und Tabak etwa im Werthe von 5—6000 Duros (à 4 Mark) vernichtet worden! Die mir aus Tanger gewordene Mittheilung ist für marokkanische Verhältnisse so bezeichnend, dass ich den darauf bezüglichen kurzen Passus des Schreibens wörtlich wiedergebe:

„Es ist richtig, dass der Sultan den Gebrauch von Tabak, Kîf, Opium u. s. w., welche alle Monopol der Regierung waren, seinen Unterthanen verboten hat. Dies Verbot soll auf die Erkenntniss zurückzuführen sein, dass der Gebrauch der Narcotica, namentlich des Kîf, im marokkanischen „Heere“ zum Schaden seiner Schlagfertigkeit (!) und Disciplin (!) überhand genommen hat. Die Einfuhr von Tabak

---

1) Vergl. u. A. Th. Husemann: Handbuch der gesammten Arzneimittellehre u. s. w. Berlin 1875, Bd. II. S. 542.

2) Ich habe von meiner letzten Reise allein etwa 12 verschiedene Species dieser Gattung mitgebracht.

ist der Contrebande überlassen; die Maassregel wird schon jetzt in ihrer ganzen Strenge nicht durchgeführt und wird bald wohl überhaupt nicht beachtet werden."

Nach einer anderen Version wäre das Verbot auf das Drängen einzelner europäischer Mächte auf die marokkanische Regierung, den Handel mit diesen Narcoticis frei zu geben, hervorgerufen worden. Der Sultan habe durch das Verbot alle weiteren Reclamationen, Einmischungen in marokkanische Angelegenheiten u. s. w. abschneiden wollen. —

Die im Lande gebräuchlichen Verschönerungsmittel sind sehr gering an Zahl, und sie werden fast nur von Frauen, selten von Knaben und jüngeren Männern angewendet. Es sind folgende: Ḥenna, Köḥöl, Ḥargus, Ssuâk und schliesslich Tättowirungen.

Mit dem Namen „Ḥenna" bezeichnet man bekanntlich die Lawsonia inermis L., deren Blätter getrocknet und pulverisirt werden. Die Pflanze wird vorzugsweise in den Ebenen an der Westküste, ganz speciell in der Provinz Dukalla, bei Masagan und Asemûr, gebaut. Die Blätter werden dreimal im Jahre, im Frühlinge, Sommer und gegen Ende September, gepflückt. Das Ḥennamehl hat einen doppelten Zweck. Nur mit Wasser angefeuchtet, wodurch ein hässlicher, grünlicher Brei entsteht, dient es den Frauen dazu, im Sommer ihr Gesicht zur Erfrischung und Verschönerung des Teints zu beschmieren. Als Curiosum sei erwähnt, dass dieses, allerdings etwas fragwürdige Aussehen des Ḥennabreies einige ältere Schriftsteller, wie z. B. Höst[1]), zu dem Glauben veranlasst hat: die Ḥenna sei mit frischem Kuhmist gemischt.

Der zweite, bekanntere Gebrauch des Ḥennamehls ist das Rothfärben der Hände und Füsse. Zu diesem Zwecke aber muss dasselbe mit Citronensaft oder in Ermangelung desselben, mit ein wenig Alaun- oder Weinsteinauflösung gemischt sein. Dieser Teig bleibt etwa 24 Stunden liegen, dann wird er abgewaschen und lässt nur die rothgelbe Farbe zurück, die etwa eine Woche, auf den Nägeln länger, vorhält.

Die Hände werden bis zum Gelenk, die Füsse bis zu den Knöcheln gefärbt. Auf der Oberseite beider lässt man gern einzelne Stellen weiss, was man durch Umbinden von Bändern vor dem Bestreichen bewirkt.

Knaben und jüngere Männer färben die Nägel und Handflächen, nur diese, mit Ḥenna. Je länger man übrigens den Teig, auf die Haut gestrichen, wirken lässt, desto intensiver wird die Farbe und desto länger hält sie vor. Deshalb werden z. B. bei Hochzeiten die Extremitäten der Braut schon mehrere Tage vorher von ihren Freundinnen und weiblichen Verwandten allabendlich mit Hennamehl bestrichen. Am Tage vor der Hochzeit nimmt sie dann ein Bad. Auch beim Bräutigam kommt Ḥenna zur Anwendung. Kurz vor der Hochzeit geht derselbe, der Sitte gemäss zu Fuss, nach dem Hause, wo sich die Braut schon befindet. Dort setzt er sich verschleiert auf einen „kurssi-el-arâiss", „Hochzeitsstuhl", benannten, schön bemalten, thronsesselartigen Stuhl, allein, — die Braut ist in einem anderen Gemache, — und dann bestreicht ihm eine alte Verwandte das Innere der rechten Hand und die Nägel derselben mit Ḥenna. Ein hübsches junges Mädchen aus der Verwandtschaft zieht ihm gleichzeitig ein Armband von Silber auf die Spitze der Kapuze seiner Djellâba oder seines Silhâm. Unterdessen wird für die Alte bei der Hochzeitsgesellschaft Geld gesammelt; ist der Bräutigam arm, so erhält er den grösseren Theil desselben. Während die Hand mit Ḥenna bestrichen wird, stellen sich rechts und links neben dem Bräutigam zwei Frauen auf und schlagen zwei Säbelklingen gegen einander. —

1) A. a. O. S. 120.

Uebrigens wird Hennapulver, dem man eine stark adstringirende Wirkung zuschreibt, auch als Heilmittel benutzt und auf Wunden gestreut. Auch soll es, gekocht mit dem Safte der Asphodeluszwiebeln (el-'onsēla), auf die inficirten Stellen gerieben, ein wirksames Mittel gegen die Krätze sein. —

Ḳōḥōl ist Antimon; es wird zum feinsten Puder gestossen und, vermischt mit gleichfalls fein gepulverter Sepia-Schale, von den Frauen dazu benutzt, die Augenwimpern zu färben. Das beste Antimon soll in Tafilalt, auch bei Tedla gefunden werden.

Die Anwendung desselben ist sehr verbreitet. Es verleiht dem Auge nicht nur einen erhöhten Glanz, sondern soll auch präservativ gegen gewisse Augenkrankheiten wirken.

Das Bestreichen geschieht mit kleinen, „el merruēd" genannten Holzstäbchen (Fig. 27), welche meist eine primitive bunte Bemalung tragen. Das pulverisirte Ḳōḥōl wird in kleinen Täschchen von gelbem oder rothem Leder verwahrt, die den Namen „meḳōḥōla" führen und nach den verschiedenen Gegenden in der Form von einander abweichen. Fig. 28 stellt ein solches von Marrakesch, Fig. 29 (mit darin steckendem Holzspatel) eines von Rabat dar. Südlich vom Atlasgebirge, im westlichen Saharagebiete, Rio de Oro u. s. w., färben sich die Frauen die Höhlung unter den Augen rothgelb mit einer Art von Rotheisenstein, welcher mit dem Namen „ḥomaida" oder auch „ḳōḥōl ssaharâuia" bezeichnet wird.

Mit dem Namen „Hargus" (Harḳus) bezeichnet man eine schwärzliche Flüssigkeit, welche in der Hauptsache aus dem Safte von Galläpfeln (Asfa) hergestellt wird, von denen eine Art aus Indien über Marseille eingeführt wird; eine zweite kommt im Lande selbst vor. In Tanger u. s. w. bedient man sich des Saftes dieser Galläpfel mit noch einigen anderen Zuthaten (Alaun und dem Saft der schwarzen Maulbeere) zum Färben der Haare, bezw. des Bartes bei Männern. Mit dem Hargus machen sich die Frauen vermittelst eines Hölzchens kleine Tupfen im Gesicht und zwar rund herum um Stirn und Backen. Oberhalb der Nasenwurzel betupfen sie sich in einer, von den Arabern in der Provinz Schauja „schehedo 'Alî" genannten Form, welche in der Trinkschale mit Pechmalerei (Fig. 15) in kleinem Maassstabe dargestellt ist, die ich aber der grösseren Deutlichkeit wegen nebenstehend noch einmal veranschauliche[1]).



Man bewahrt den Hargus in kleinen Rohrstückchen auf, die mit einem Läppchen verschlossen werden.

Nach einer anderen Mittheilung gewinnt man aus den beerenartigen Auswüchsen der Zwergpalme (Chamaerops humilis L.) einen dunkelfärbenden Saft, welchen man bei der Bereitung des Hargus benutzt; auch soll man Indigo dazu nehmen. Etwas ganz Positives hierüber mitzutheilen, bin ich nicht in der Lage.

Ssuâk ist der Bast der Wurzel des Wallnussbaumes, welcher in etwa fingerdicken Streifen, wie Fig. 30 veranschaulicht, in kleinen Rollen zusammengewickelt wird. Diesen quer umwickelten Bast kauen die Frauen tüchtig durch und bewahren ihn dann in kleinen, „sleffat-el-akker" genannten Thonschalen (Fig. 31) auf. Er wird benutzt, um die Lippen und das vordere Zahnfleisch roth zu färben. Auch die Schale von grünen Wallnüssen wird zu gleichem Zwecke angewendet. Die Araberstämme in den Ebenen von Schauja, Dukalla und Abda an der Westküste

1) Die Bezeichnung „schehedo 'Alî" erscheint etwas räthselhaft; sehr wahrscheinlich indessen nimmt dieselbe Bezug auf das Martyrium des Blutzeugen 'Alî, welcher im Kampfe gegen den Omajaden-Chalifen Muâwia getödtet wurde.

bezeichnen diese kleinen Thonschalen sonderbarerweise mit dem Worte „el-kfil“, „Schloss“ oder „Schlüsselloch“.

Am Rio de Oro u. s. w. bedient man sich zum Reinigen der Zähne der Wurzel einer Pflanze, welche „messuâk“ genannt wird[1]).

Im nördlichen Marokko gebraucht man die Doldenstiele einer Umbelliferen-Art, Ammi Visnaga Lam., als Zahnstocher. Man sagt, in früherer Zeit sei einst bei einer Gelegenheit, wo dem Sultan von seinen Unterthanen Geschenke dargebracht wurden, ein armer Mann erschienen und habe dem Sultan ein Bündel dieser Stäbchen überreicht. Auf dessen erstaunte Frage habe er ihn über den Gebrauch und die Bedeutung seines Geschenkes aufgeklärt und er sei darauf, vom Sultan reich beschenkt, entlassen worden. In anderen Mittelmeerländern ist diese Benutzung der Doldenstiele der genannten Umbellifere gleichfalls bekannt.

In der Kinnrinne und oberhalb der Knöchel sind viele Frauen blau tättowirt. Sie stechen sich zu diesem Zwecke mit Nadeln und reiben die Punkte nachher mit Waschblau, „nîla“, ein, welches in den, bei uns gebräuchlichen Kugeln viel in Marokko eingeführt wird[2]).

(14) Hr. Virchow bespricht den

Hungerversuch des Hrn. Cetti.

In den Zeitungen haben neuerlich gewisse Berichterstatter eine Art von sittlicher Erregung über den, unter meine Controle gestellten Hungerversuch des Hrn. Cetti hervorzurufen versucht. Zur Beruhigung der Gemüther möchte ich von dieser Stelle aus bemerken, dass der Versuch unter genauester, anhaltender Ueberwachung durch Mediciner angestellt wird, und dass eine specielle wissenschaftliche Beobachtung durch Hrn. Prof. Senator, unter Beihülfe der HHrn. Prof. Zuntz, Dr. J. Munk und Dr. Fr. Müller, stattfindet. Sollte sich irgend ein beunruhigendes Symptom zeigen, so wird der Versuch sofort abgebrochen werden. Wir haben es aber auch von vorn herein abgelehnt, den Versuch, wie Hr. Cetti wollte, bis auf 30 Tage auszudehnen. Abgesehen davon, dass uns dies, nachdem Hrn. Cetti die polizeiliche und ministerielle Genehmigung zur Schaustellung versagt war, zu theuer geworden wäre, und dass die Frage, wie lange ein Mensch bei völliger Nahrungsenthaltung sein Leben fortsetzen kann, durch die Vorgänger des Hrn. Cetti ziemlich gelöst ist, so erachteten wir die schon früher gewonnenen Erfahrungen über die Inanitionsperiode für das wissenschaftliche Bedürfniss als vorläufig ausreichend. Uns lag vielmehr im Interesse des physiologischen und des klinischen Verständnisses daran, die unmittelbare Wirkung der Nahrungsenthaltung auf einen gesunden, kräftigen Körper zu studiren, und dazu erschien uns eine Beobachtungszeit von 8—10 Tagen völlig genügend. Irgend eine absehbare Gefahr

1) Man entfernt den Bast dieser dünnen Wurzel, taucht dieselbe in Wasser und reibt mit dem Holze in der Weise, wie mit einer Zahnbürste, die Zähne, welche danach eine blendende Weisse erhalten. Die hier gegebenen Mittheilungen vom Rio de Oro verdanke ich einem gebildeten Mauren aus Tanger, Namens Mohammed Ben Jábia, welcher, seit längerer Zeit in Gibraltar ansässig, dort vor einigen Monaten von der spanischen Regierung für die Factorei am Rio de Oro als Dolmetscher engagirt wurde. Ich traf mit demselben im Juli d. J. in Santa Cruz de Tenerife zusammen, und ich bin daher noch in der Lage, diese Mittheilungen hier nachzutragen.

2) Berichtigung. Auf S. 252 und 253 ist statt „Garranzos“ (Kichererbsen) „Garbanzos“ zu lesen.

besteht also nicht, und das Befinden des Hungernden ist in der That ein so gutes, dass wir mit vollem Vertrauen dem Ende des Versuches entgegensehen dürfen. Wenn aber nicht bloss die Berichterstatter politischer Zeitungen sich ein Urtheil darüber anmaassen, ob ein solcher Hungerversuch überhaupt ein wissenschaftliches Interesse besitzt, sondern auch Aerzte sich nicht entblöden, eine Art von Verdammungsspruch drucken zu lassen, so ist das ein trauriges Zeichen der Zeit. Weder die populäre Bildung, noch die gewöhnliche Erziehung der ärztlichen Jugend gewährt ein solches Maass von Kenntnissen, dass jemand damit ermessen könnte, ob es wichtig ist oder nicht, die physiologischen Vorgänge des Körpers bei vollständiger Entziehung der Nahrung in ihren Einzelheiten zu kennen. In der That hat unser Wissen über diese Vorgänge sehr empfindliche Lücken, welche durch Thierversuche nicht ergänzt werden können, und diese Lücken machen sich jedesmal fühlbar, wo es sich darum handelt, die Vorgänge an hungernden oder doch auf Minimaldiät gesetzten Kranken zu beurtheilen. Der an anderer Stelle zu erstattende Bericht wird das klarlegen.

(15) Eingegangene Schriften.

1. Regalia, Ettore, Per la priorità di una sua determinazione di resti umani della caverna della Palmaria stati prima attribuiti ad un Macacus; aus Archivio per l'antropologia e la etnologia Vol. 16; Gesch. d. Verf.
2. Vilanova y Piera, Juan, Los congresos científicos de Chalons, Berna, París, Lisboa y Argel; Madrid 1884; überreicht durch Hrn. Virchow.
3. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 1—21 (1841 bis 1886); durch Tausch.
4. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Jahrgang 3—19 (1870—86); durch Tausch.
5. Proceedings of the American Philosophical Society, Philadelphia, Vol. 15—23 (1876—86; No. 96—124) nebst Register bis Vol. 20, April 1883; durch Tausch.
6. Fraipont, Julien, et Lohest, Maximin, La race humaine de Neanderthal ou de Canstadt en Belgique, Bruxelles 1886; aus Bulletins de l'Académie Royale de Belgique 3. Série, Tome 12, No. 12, 1886; Gesch. d. Verf.
7. Ziem, Ueber die Bildung des Fusses bei verschiedenen Völkerstämmen und bei den Anthropoiden; aus Allg. med. Centralzeitung 1887; Gesch. d. Verf.
8. Brinton, Daniel G., Critical remarks on the editions of Diego de Landa's writings; aus Proc. Amer. Philos. Soc.; vom Verfasser.
9. Rizal, J., Noli me tángere. Novela Tagala. Berlin ohne Datum; Gesch. d. Verf.
10. Memoirs of the Literature College, Imperial University of Japan, No. 1, Tokyo 1887. Gesch. mit der Bitte um Austausch.

Sitzung vom 23. April 1887.

Vorsitzender: Hr. **Virchow**.

(1) Am 11. d. M. ist das 50jährige Doctor-Jubiläum unseres stellvertretenden Vorsitzenden, des Hrn. Beyrich, gefeiert worden. Mit Stolz und Freude sehen wir den hochberühmten Veteranen, den berufenen Vertreter einer der Hauptrichtungen unserer Gesellschaft, der Urgeschichte, seit Jahren unter den Mitgliedern unseres Vorstandes. Während eines Jahres hat er sich sogar den Mühen des Vorsitzes unterzogen. Stets, wenn er in Berlin anwesend ist, nimmt er an den Sitzungen der Gesellschaft Antheil, und in den Sitzungen des Vorstandes dürfen wir nicht minder auf seine thätige Hülfe rechnen. Möge er noch lange der Gesellschaft erhalten bleiben, und möge die schöne Feier eine neue Reihe von Jahren voller Ruhm und Anerkennung eröffnet haben!

(2) Hr. Baron v. Alten meldet die bevorstehende Feier des 50jährigen Dienst-Jubiläums des Directors Wiepcken zu Oldenburg. Der Vorstand der Gesellschaft wird seiner Zeit eine Glückwunschadresse an den Jubilar überreichen lassen.

(3) Hr. François Forel, früherer Präsident der Société historique de la Suisse romande, wohl bekannt durch seine Betheiligung an der Erforschung der Pfahlbauten des Genfer Sees, ist am 2. März in Morges gestorben.

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. med. Karl Röwer in Neustrelitz.
Der historische Verein der Grafschaft Ruppin zu Neu-Ruppin.
Hr. Dr. phil. Ulrich Jahn, Berlin.

(5) Die nächste Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft wird vom 7.—12. August d. J. zu Nürnberg stattfinden. Ausflüge nach Bamberg und in die fränkische Schweiz sind in das Programm aufgenommen worden.

(6) Vom 26. September an findet zu Wien ein internationaler Congress für Hygiene und Demographie statt, der auch anthropologische Fragen auf sein Programm gestellt hat.

(7) Hr. W. Joest macht Mittheilung über den Verlauf der

Reise der Herren v. d. Steinen und Ehrenreich.

Zwei Privatbriefen Karls von den Steinen an seinen Vater entnehme ich Folgendes:

1. „Rio de Janeiro, 1. März 1887. Wir sind Alle gesund und wohl geborgen.

Der Gesundheitszustand der Stadt ist durchaus günstig gegenwärtig. Gelbes Fieber erscheint nur in vereinzelten Fällen. Aber wir kommen 14 Tage zu spät, — die Verbindung mit Matto Grosso ist vorläufig unterbrochen, in Cuyabá ist Cholera aufgetreten. Vor 14 Tagen wurde seitens der Regierung ein Extra-Dampfer mit Aerzten u. s. w. dorthin abgeschickt. Der nächste Dampfer wird hoffentlich in 4—5 Wochen abgehen. Wir haben sehr ernstlich an die Landreise gedacht, dieselbe aber wegen der Kosten und des Risikos eines unersetzlichen Zeitverlustes aufgegeben."

Am Tage nach ihrer Ankunft wurden die Reisenden vom Kaiser empfangen, der an demselben Tage schwer erkrankte. Die Zeitungen hatten aus „Wilhelm" von den Steinen „Mulher" (Frau) v. d. St. gemacht; „der Doctor Carlos," stand da zu lesen, „ist begleitet von seiner excellentissima Senhora," später kam aber ein Widerruf, dass sich diese Senhora als „der blonde und joviale Guilherme entpuppt habe, der jetzt seines damaligen schrecklichen Backenbarts verlustig gegangen sei."

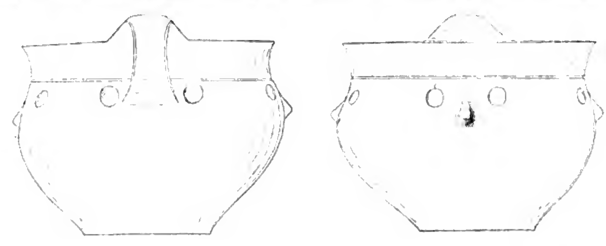
Mitte März begeben sich die Reisenden nach Desterro (Santa Catharina), um dort bis zur Abreise nach Cuyabá Sambaquis auszugraben und zumal auf Schädel zu fahnden. Der kurze zweite Brief vom

2. 22. März d. d. Desterro sagt u. A.: „Die geographische Gesellschaft in Rio ernannte Ehrenreich und Vogel zu correspondirenden Mitgliedern. Unser bester Gönner ist der bei allen Deutschen Brasiliens mit Verehrung genannte Herr A. Taunay. Nach Laguna reisen wir morgen."

(8) Hr. Steuerinspector Klose zu Hirschberg i. Schlesien berichtet unter dem 5. April über den Fund einer

Gesichtsurne bei Dürschwitz (Kreis Liegnitz).

Gelegentlich meiner Anwesenheit in Dürschwitz bei Gross-Tinz, Kreis Liegnitz, erfuhr ich von dem Güterdirektor des Gutes Dürschwitz, dass man im verflossenen Herbst beim Tiefpflügen auf eine heidnische Grabstätte gestossen sei. Dieselbe bildet einen Theil eines Urnenfeldes, denn die Gefässe standen im losen Boden. Um das leider vollständig zertrümmerte Hauptgefäss von röthlichem Thon, das eine Höhe von 2—2½ *dcm* gehabt haben mag, lagerten etwa 12 kleinere Gefässe von grauem, röthlichem und schwärzlichem Thon, Schalen, Näpfe, kleine krug- und tassenförmige, darunter 2 kleine Buckelurnen und die tassenförmige Gesichtsurne, von der ich mir gestatte, eine Zeichnung zu übersenden. Ich thue dies in der Voraussetzung, dass dieselbe genehm sein wird, da durch diesen Fund die so geringe Zahl der Gesichtsurnen in Schlesien



um eine vermehrt wird und, so weit mir bekannt, auch die Form dieser Urne, als Gesichtsurne selten vorkommt. Die Urne ist zwar auf der Scheibe hergestellt, die Form aber doch nicht symmetrisch. Das Material ist geschlemmter Lehm, wie er am Ort gefunden wird. Die Farbe ist nicht gleich, sie geht vom Gelblichen ins Schwärzliche über. Der Lehm scheint etwas eisenschüssig zu sein und auch schwärzlichen Letten zu enthalten, woraus die verschiedene Färbung dieses Gefässes und der übrigen sich erklären lässt. Die Urne ist nur leicht gebrannt. Beigaben haben sich nicht vorgefunden. In einer kleinen Urne fanden sich in dem Lehm, mit dem sämmtliche Gefässe angefüllt waren, Spuren von gebrannten Knochen. Ob in dem Hauptgefäss Knochen gewesen sind, liess sich nicht feststellen. Die Fundstelle befindet sich auf dem Areal des Dominiums, nördlich des Dorfes, auf einem Hügel. Die Urnen lagen etwa 2 Fuss unter der Oberfläche. —

Hr. Virchow bestätigt, dass schon früher in Schlesien Gesichtsurnen gefunden sind, und bemerkt, dass der neue Fund eine sehr willkommene Bestätigung der merkwürdigen Thatsache sei, dass gerade in Niederschlesien das Gebiet der merkwürdigen Thongeräthe, welches sich von der Weichsel her durch Pommern und Posen verfolgen lässt, die Oder überschreitet, während, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, dies sonst nirgend der Fall ist.

(9) Hr. Jentsch berichtet über

Prähistorisches aus der Niederlausitz.

I. Das Urnenfeld von Sellessen.

Zur Vervollständigung der von Hrn. Erdmann (Verh. 1885 S. 84) gegebenen Charakteristik des Gräberfeldes von Sellessen im Kreise Spremberg, nördlich von der Kreisstadt, östlich von der Spree gelegen, kann ich aus einer Privatsammlung in Spremberg Folgendes mittheilen, woraus sich die Zeitstellung einigermaassen errathen lässt. Unter dem Thongeschirr ist eine Buckelurne hervorzuheben, — bis jetzt der einzige derartige Fund aus diesem Kreise; unter den massiven Thonbeigaben scheibenförmige Perlen von 7 *mm* Durchmesser, die mit einer flachen Bronzeperle von gleichem Durchmesser, aber grösserer (3 *mm* weiter) Oeffnung gefunden sind. Von 2 Amuletten, dünnen, durchbohrten Plättchen, besteht eines aus schwarzem Stein; es hat annähernd elliptische Form (3,3 *cm* lang, 2,3 *cm* breit); das andere, aus grauem Stein, hat die Gestalt eines Trapezes (2,8 *cm* lang), dessen schmalere Seiten (1, bezw. 1,5 *cm*) parallel gehen. Ein Bronzering, 2 *mm* stark, hat im Lichten 1,6 *cm* Durchmesser. 2 Pfeilspitzen von Bronze sind flach, nur zweiflügelig: die eine schlanker, einem Weidenblatt ähnlich, wie Exemplare aus dem Urnenfelde von Reichersdorf und aus dem heiligen Lande von Niemitzsch (2,5 *cm* lang, 1,2 *cm* breit); die andere breiter, im Ganzen 2,5 *cm* lang, am unteren, fast rechteckigen Ansatze des Blattes 1,5 *cm* breit. Ausser einigen Schaftstücken sind 3 vollständige Nadeln erhalten: 2 (14,2, bezw. 13 *cm* lang) haben einen länglich doppelkonischen Knopf (1,2, bezw. 1 *cm* lang), mit abgerundet heraustretendem Aequator; die feine Riefelung des Knopfes setzt sich auf 2, bezw. 1,2 *cm* über den Schaft hin fort. Das interessanteste Stück ist eine, gestreckt gedacht, 27 *cm* lange Nadel (Fig. 1), die so zusammengebogen ist, dass der Schaft 1,5 *cm* unterhalb seiner Spitze die Mittelkante des Knopfes berührt. Dieser letztere, scharfkantig, doppelkonisch, 1,5 *cm* hoch, 1,2 *cm*

Figur 1.

1/3

breit, ist nachträglich aufgesetzt. Das obere Ende der Nadel ist 9 *cm* weit verziert: 6 geriefelte Zonen von 1 *cm* Länge, deren oberste zur Hälfte in der Höhlung des Knopfes steckt, sind getrennt durch 5 schmalere Bänder, deren fischgrähtenartige Verzierung aus ineinandergeschobenen spitzen Winkeln besteht.

II. Bronzecelte von Pohlo, Kr. Guben.

Zu den, in den Verh. 1886 S. 721 aufgezählten 6 bronzenen Hohl- oder Tüllencelten treten 2, auf der Feldmark von Pohlo, östlich von Guben, mit einem Schaftlappencelt zusammen gefundene Exemplare. Der eine (Fig. 2) ist 14 *cm* lang; die unmerklich hervortretende Schneide ist 4,2, die der schmalsten Stelle des Halses (nach O. Tischler's Terminologie, Schr. d. physik.-ökonom. Gesellsch. z. Königsberg 1887 S. 128) 3,2 *cm* breit; der Durchmesser des Randreifens beträgt im Lichten, der Schneide parallel 3,2, senkrecht auf dieselbe 2,6 *cm*. Unterhalb dieses Reifens verläuft in einem Abstande von 1,2 *cm* parallel ein mässiger Wulst: zwischen beiden sitzt die kräftige Oehse mit fast kreisförmiger Oeffnung. Ihr entsprechend tritt auf der anderen Seite an dem oberen Randwulst ein unregelmässiges Knöpfchen heraus. Auf den beiden dreieckigen Seitenflächen, deren oberes Ende 2 *cm* breit ist, verläuft eine schlichte Mittelkante. Gewicht 415 *g*. Die Höhlung ist 6,5 *cm* lang, durchweg glatt, unten ausgerundet. Die Farbe ist schmutzig braun, mit Spuren grüner Patina. Nach den Resten des Kittes am oberen Innenrande zu schliessen, ist das unbeschädigte, aber etwas abgenutzte Stück im Gebrauch gewesen.

Figur 2. Figur 3. a b 1/5

Dasselbe gilt von dem zweiten, kleineren, verzierten Exemplare (Fig. 3*a*, *b*). Dieses ist 13 *cm* lang; die ein wenig mehr vorgewölbte Schneide ist 4 *cm* breit, die obere Oeffnung beträgt 3 : 2,8 *cm*. Auch hier tritt aus dem oberen Randwulste auf einer Seite ein Knöpfchen heraus; die nach der Mitte hin verjüngte, an den Seiten kantige Oehse hat eine birnenförmige, nach unten schmalere Oeffnung; von ihr zieht sich auf der Seitenfläche, als deren Abgrenzung, eine lanzettförmige Randerhebung herab und eine heraustretende Mittellinie, die, in halber Höhe deutlich abgesetzt, in eine schmale, weidenblattförmige Abschrägung übergeht. Die andere Schmalseite hat die gleiche Zeichnung, über welcher an Stelle der Oehse die Mittelkante sich bis zum bezeichneten Knopf am Randwulste fortsetzt. Auf den breiten Seiten tritt in der Höhe des unteren Oehsenansatzes eine Zeichnung heraus, ein gleichschenkliges Dreieck, mit der Spitze der Schneide zugewendet, 3,2 *cm* hoch, auf dessen Grundlinie ein zweites, 2,2 *cm* hohes, gleichfalls erhaben, eingezeichnet ist. (Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn Taf. X—XIII bietet kein Seitenstück.) Gewicht 340 *g*.

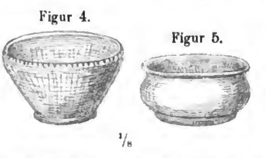
Der Schaftcelt, 485 *g* schwer, 16,5 *cm* lang, mit wenig ausgerundeter, 4,2 *cm* breiter, an einer Ecke beschädigter Schneide hat zusammengebogene, doch einander noch nicht berührende Lappen. Unter diesen zeigt der Schaft eine mässige Vertiefung, die nach dem Klingentheile hin mit rundlichem Umrisse abschliesst. Auf den Schmalseiten ist eine seichte Furche erkennbar. Das obere Schaftende schliesst geradlinig ab, zeigt aber auf einer Seite eine kleine, verhältnissmässig tiefe, in grobem Umriss muschelförmige Beschädigung. Ueber hellgrüner Patina

liegt eine feste, rostbraune Kruste. Alle 3 Stücke befinden sich hier in Privatbesitz.

III. Wendentöpfe.

In dem Rundwall bei Stargardt (Verh. 1886 S. 196, 658) ist ein 8 *cm* hoher Wendennapf von etwas abweichender Form gefunden worden: während sich diese Gefässe in hiesiger Gegend meist annähernd konisch öffnen und oft mit gekerbtem Rande abschliessen, dessen Innenseite zur Aufnahme des Deckels eine Furche zeigt, — s. d. Abbild. desjenigen von Haaso (Fig. 4), dem ein Exemplar von Niemitzsch und 2 von Lübben gleichen, — öffnet sich das Gefäss von Stargardt (Fig. 5) über dem, mit grobem Kreisstempel in der Mitte gezeichneten Boden, welchem ein dicker, unten glatter Ring von 10 *cm* Durchmesser und 1 *cm* Höhe als Standfuss umgelegt ist, in einer mässigen Wölbung; über dieser zieht es sich wieder zusammen, um mit wenig nach aussen gerichtetem Rande 15 *cm* weit abzuschliessen. In der oberen Einschnürung sind drei stehende Kreuze, deren beide Linien etwa 1,5 *cm* lang sind, deutlich eingestrichen, uud zwar 2 unmittelbar neben einander, das dritte 7 *cm* von diesen entfernt. Wegen dieser Verzierung war das Stück der Besitzerin besonders werth und schwer von ihr zu erwerben. Die Gefässwand ist dick, etwas brüchig; die Farbe blassroth.

Figur 4. Figur 5.



1/8

Zwei grössere Bruchstücke von Wendentöpfen, ausgegraben in der, dem letztgenannten Funde entsprechenden slavischen Schicht des heiligen Landes bei Niemitzsch (Verh. 1886 S. 588 ff.), zeigen deutlich die Form der vollständigen Gefässe (Fig. 6 mit breitem Kehlstreifen unter dem nach innen gespaltenen Rande

Figur 6. Figur 7. Figur 8.



1/8 1/10 1/10

und Fig. 7 mit unregelmässigen senkrechten Doppelstrichen über der weitesten Ausbiegung); die Form des ersteren bildet den Uebergang zu dem anscheinend etwas jüngeren, a. a. O. S. 597 beschriebenen Topfe aus den Skeletgräbern bei Haaso (Fig. 8).

IV. Flurnamen.

Dass diese alten Bezeichnungen in unserer Gegend häufig wendische Appellativa enthalten, ist an sich wahrscheinlich und wird durch mehrere Beispiele bestätigt. Aus der Gegend von Kaden, Kr. Luckau, die, wie bereits in den Verh. 1884 S. 252, 2 angezeigt ist, zahlreiche Reste dieser Art bewahrt hat, habe ich, durch freundliche Mittheilung des Hrn. Dr. Jungmann, ein Verzeichniss dort noch jetzt gebräuchlicher Flurbezeichnungen erhalten.

1. An die Preseka (Verh. 1873 S. 12 ff.) erinnert die Praésauke, ein meist aus Erlen bestehendes Wäldchen, östlich unmittelbar an die Gärten des Dorfes stossend. 2. Weiter östlich liegt „das alte Dorf“, ein Fleck weissen Sandes in feuchtem

Wiesengrunde, auf welchem ein altes Schloss gestanden haben soll. Auf der nördlich vom Dorfe, in der Richtung nach Niewitz gelegenen Feldmark trifft man folgende Fluren: 3. Am meisten westlich, unmittelbar am Nordende der Dorfstrasse die Sągrodde (d. i. „dicht am Grod, der Verzäunung" s. S. 104); 4. weiter östlich Nadla; in mässiger Entfernung davon, jenseits eines Feldweges 5. Nóhinke. Nordöstlich ist benachbart 6. Sannekabla und, durch einen Weg von ihr getrennt, weiter östlich 7. die umfänglichere úggrioē, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, ein wiesiges Waldterrain. — Nördlich von der, im Ganzen westöstlich gerichteten Reihe 3—7 liegen 8. Schmenga, ein früherer Sumpf und 9. Schúschwine, ein waldiges, von kleinen Gräben durchzogenes Wiesenterrain mit Erlengebüsch, Eschen, Ebreschen, Faulbaum und „Kúrrpaschin" d. i. Traubenkirsche, Prunus padus; in dem torfigen Boden finden sich nicht selten Eichenstämme. An 8 grenzt nordnordwestlich 10. der Gülloch. Von diesem getrennt liegt weiter nordöstlich 11. die Sauke, von einem Feldwege durchschnitten, der 12. zum Kümpan führt; diesen durchschneidet das Bersteflüsschen. Er grenzt an die Niewitzer Feldmark. Südlich vom Dorf, durch den dammartigen Weg von den Häusern und Gärten getrennt, liegt 12. die Sapasta d. h. „an der Weide". Nördlich von der Dorfstrasse liegt 13. Gröšitschke.

Zu den, in den Verh. 1883 S. 345 Anm. 2 angeführten Flurnamen des Gubener Kreises treten die Piasken bei Pohlo, der Madings bei Buderose. Aus der, an die südöstliche Grenze dieses Kreises stossenden Gegend hat vor wenigen Tagen Herr Pastor Magnus zu Göhren, Kr. Crossen in der Schrift: „Allerlei aus unserer Vergangenheit oder Beiträge z. e. Chronik d. Kirchspiels Göhren" S. 8 folgende Flurnamen verzeichnet: Wolschenke (Erlenbusch), Popelnick (Aschenhaufen), Mokschiezen (nasse Felder); von der Grabkower Feldmark: Tunnemosten (Moorbrücken), Drabkoon (Gehölz), Kolewitzken (Knörichtfeld), Wostroon (Inselland), Sagon (Ackerbeet), Podebroken (Uferland), Podegärden (an der Umzäunung, an der Burg gelegen), Runitzen (gerade Beete), Ziplotnicken („am Dorfzaun"), Plotgen (am Zaun oder umzäunt); auf der Dubrauer Feldmark: Dubina (Eichenbusch), Dubkosk (Eichenwäldchen), Daalsche (die abgelegenen Aecker). Aus Kr. Lübben erwähnt die Lausitz. Monatsschr. 1791 S. 333 Rippauke, Zschache, Zergo (Haiden).

(10) Hr. M. Müschner liefert einen Nachtrag zu seiner

Bezeichnung wendischer Familien.

Bezüglich der meinerseits angedeuteten doppelten Bezeichnung der wendischen Familien habe ich Folgendes zu ergänzen:

Die bekanntlich uralte Sitte der Wenden, dass der älteste Sohn die ungetheilte Wirthschaft des Vaters erbt und seine Geschwister nach Uebereinkunft entschädigt, besteht im Grossen und Ganzen noch. Familien nun, deren männliche Linie seit ihrem (der Familie) Bestehen oder richtiger seit ihrer Gründung der betreffenden Wirthschaft noch nicht erloschen ist, haben einen Namen. Das trifft beispielsweise in Dissenchen bei Cottbus, einem Dörfchen von etwa nur 40 Familien, in mindestens 10 Fällen zu, z. B.

Wirthschaft	Besitzer	Frau	Sohn
Starosćic	Starosta	Starosćina	Starosćiny
Mejžyc	Mejža	Mejžyna	Mejžyny
Gółyńojc	Gółyń	Gółyńka	Gółyńowy
Hankojc	Hank	Hankowa	Hankowy

Wo in Folge von Heirath oder Kauf u. s. w. ein neuer Besitzer in die Wirth-

schaft eingezogen ist, da existirt der alte Wirthschaftsname neben dem des neuen Besitzers, so lange der Ort wendisch ist. Beispiele:

Wirthschaft	Besitzer	Frau	Sohn
Głodojc	Głod	Głodowa	Głodowy
	Wołk heisst der jetzige Besitzer		
Soradojc	Sorad	Soradka	Soradowy
	Müschner		
Kowalojc	Kowal	Kowalka	Kowalowy
	Matschke		
Nosakojc (schon 1602 in Papitz)	Nosak	Nosakowa	Nosakowy
	Dabow		

Ich weiss nicht, ob es schon bekannt ist, dass es im Wendischen eine absolute Unmöglichkeit ist für ein Kind, seine Eltern mit „Du" anzureden. Die Verheiratheten duzen sich, auch wenn sie einander nicht erst vorgestellt sind, ebenso die Unverheiratheten; zwischen beiden aber besteht die gewaltige Kluft.

Sud heisst im Wendischen der Waschzober und auch das Gericht; Richter = sudnik. Ob diese Eigenthümlichkeit Zufall ist oder ob sie darin ihre Begründung hat, dass beim Hochgericht der Gehängte schliesslich in einen allerdings zoberähnlichen Rundbau fiel? (z. B. Thurm des Schweigens bei Aden und die Hinrichtungsscene in Balt. Stud. 24.) — Ferner:

Stiefel = škóríe, Rinde = škóra (muss wohl Beziehung haben). Hemde = zgło, eigentlich: „vom Kopfe herab". Das kurze Frauenoberhemdchen = dopask = „bis zum kleinen Gurt".

(11) Don José Rizal macht Mittheilungen über

tagalische Verskunst.

Die tagalische Verskunst beruht auf dem Sylbenmaass, dem Reime und der Strophe, wie die meisten Sprachen Europas. Das Sylbenmaass wird „bilang" genannt, der Reim „tulá" und die Strophe „auit".

Die Sylben der tagalischen Sprache sind, wie die der anderen Sprachen: sie bestehen aus einem Vocal oder Diphthong, allein oder von einem oder mehreren Consonanten begleitet, welche zusammen auf einmal ausgesprochen werden.

Die Vocale sind a, i, u; das i kann am Ende des Wortes wie é lauten, das u wie ŏ. E und o kommen nur in Dialecten vor, und zwar als Verkürzungen der Diphthongen ai und au. Die Diphthongen sind: ai, au, ia, iu, ua, ui; ai und ui verwandeln sich am Ende des Wortes in ay und uy oder oy.

Die gewöhnlichen Verse haben 6, 7, 8 oder 12 Sylben; doch giebt es auch solche, die 9 und 10 Sylben haben; derartige sind selten und werden nur für Räthsel angewendet.

Der zwölfsylbige Vers hat eine Cäsur inmitten, zwischen der sechsten und siebenten Sylbe; z. B.

Kung pagsaul'an kong basáhin sa ísip.

Betonte Endsylben haben keinen Einfluss auf das Maass des Verses, wie es im Spanischen der Fall ist; z. B.

Pag íbig anaki 't áking nakiláIa
Dí tapat palak'hin ang bátâ sa sayá.

Doch ausnahmsweise findet man auch Verse, bei welchen die betonte Endsylbe für zwei Sylben gilt; z. B.

May magasauang sing ibig
Maghapong ualang imik.

Keineswegs sind die Tagalen verpflichtet, die Elision zu gebrauchen, wie die Spanier; eine Verkürzung oder Verlängerung der Wörter ist ihnen erlaubt, indem sie die kurzen Sylben unterdrücken, oder die schon lange verschwundenen kurzen Sylben hervorheben; z. B.

Pakinigan yaring daing (Pakin'gan).

Eine Verkürzung oder Verlängerung der Sylben, das Setzen oder Absetzen des Accents, wie es die Spanier thun (sistole, diástole), finden bei den Tagalen nie statt, denn sonst würden die Wörter an ihrer Bedeutung viel leiden.

Der Reim.

Da das Reimen bei den Tagalen sehr leicht ist, so giebt es keine freien Verse. Der tagalische Reim weicht sehr von demjenigen der Spanier ab; er richtet sich nach dem Vocal der Endsylbe, gleichviel ob dieser betont oder unbetont ist.

Die Tagalen haben nur zwölf verschiedene Reime: sechs für die mit Vocalen endigenden Wörter, sechs für die mit Consonanten endigenden Wörter oder Verse.

Für den Vocalreim giebt es zwei Arten: den Reim mit kurzem und den Reim mit langem Vocal.

â	î	û	a	i	u
darálitâ	muntî	nagdúrugô	matá	bilí	gulú
tuấ	idinárampī	yukû	sála	ali	úlu
násâ	lábî	túlû	sásampa	dírini	tútungo

Der Consonantenreim theilt sich auch in zwei Klassen, je nachdem der Consonant schwer oder leicht ist.

Die Tagalen unterscheiden nehmlich zwei Arten von Consonanten:

b, d, g, k, p, s, t sind die schweren,

r, h (werden nie am Ende gebraucht), l, m, n, n͡g, y, u (w) sind die leichten.

Bei den Tagalen kommt es nicht darauf an, dass die beiden sich reimenden Wörter einen Gleichklang der auslautenden Sylben haben, sondern es genügt, dass sie beide mit einem leichten oder schweren Consonanten endigen, wenn sie nur denselben Vocal haben; z. B.

a	i	u	a	i	u
pálad	dibdíb	áyup	ával	pitasin	taghoy
lálabas	init	págud	alám	pincel	luum
lálagapak	palís	limot	buhay	giliu	úkul

Die Strophen.

Alle Verse einer Strophe müssen nur einen Reim haben, verschieden von dem der vorhergehenden Strophe. Vergebens haben die Spanier ihren Versbau einzuführen versucht; das Volk hat ihn nicht angenommen.

Die üblichen tagalischen Strophen haben 2, 3, 4, oder 5 Verse. Die Strophen von 2 oder 3 Versen kommen nur in leichten Dichtungen vor, wie in Epigrammen und Räthseln.

Vierzeilige und fünfzeilige Strophen sind am gewöhnlichsten.

Die vierzeilige Strophe, fast immer mit zwölfsylbigen Versen, dient zu den lyrischen Gedichten, Kundiman, zu den grossen epischen Dichtungen, Dramen u. s. w. Wie bereits bemerkt, muss der zwölfsylbige Vers eine Cäsur haben: der Harmonie wegen darf der erste Theil des Verses mit dem zweiten sich nicht reimen.

Die fünfzeilige Strophe, immer mit sieben- oder achtsylbigen Versen, dient zu den historischen Erzählungen, welche nicht viel Schmuck und Poesie brauchen. Mit diesen Strophen ist die Pasion J. C. geschrieben, ein sehr beliebtes Buch, wie die Bibel bei den Protestanten oder der Koran bei den Muhammedanern. Vor einigen Jahren sang man die Pasion auf den Knien liegend und beim Lichte von Kerzen.

Mit vierzeiligen Strophen sind die schönsten Dichtungen geschrieben, wie das Lied von Francisco Baltasar, ein Muster der tagalischen Redeweise.

Die fünfzeilige Strophe hat eine Eigenthümlichkeit: man macht eine Pause nach dem dritten Verse; z. B.

O Dios sa kalan͡gítan
Hari n͡g sang kalupáan
Dios na ualang kapantay —
Mabait lubhang maálam
At punū ng karunún͡gan.

Die Verse werden nicht gelesen, sondern gesungen; auf der Bühne werden sie mit grossem Pathos declamirt.

Es giebt viele Melodien, welche nicht immer eintönig sind: die philippinischen Musiker haben schon diese Melodien mit Musikzeichen aufgeschrieben. Wenn irgend ein Mitglied ausführlicher dieses Thema behandeln will, kann ich diese Melodieen von meiner Heimath herschicken lassen.

Wegen dieser Leichtigkeit der tagalischen Verskunst schreibt man fast nur in Versen; ich erinnere mich noch aus unserer Kinderzeit: beim Mondschein, auf der Strasse, dichteten wir aus dem Stegreife; wer einen Fehler beging, wurde ausgelacht.

Meine schwachen Kenntnisse der deutschen Sprache verhindern mich, weitere Erklärungen über dieses Thema zu geben. —

Hr. Virchow bemerkt, dass die Sammlung der Volksmelodien der wilden Völker eine sehr fühlbare Lücke in der ethnologischen Literatur bilde und daher Beiträge ähnlicher Art höchst erwünscht sein würden. Hr. Rizal habe übrigens versprochen, sich tagalische Noten schicken zu lassen.

(12) Hr. A. Ernst in Carácas übersendet mittelst Schreibens vom 28. Februar folgenden Nachtrag zu den

ethnographischen Mittheilungen aus Venezuela

(Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellschaft 1886, S. 514—545).

Don Alvaro Reynoso citirt in seinem, mir erst kürzlich zugänglich gewordenen Buche: „Agricultura de los indígenas de Cuba y Haití“ (Paris 1881), mehrere, den Schriften des Las Casas entnommene Stellen, welche auf die Benutzung der Yuca Bezug haben. In denselben befinden sich, ausser den von mir bereits besprochenen Ausdrücken, noch 4 Wörter, deren Abstammung aus dem Guaraní ebenfalls nachweisbar ist, so dass sie weitere Beweise für die brasilianische Herkunft der Mandioca-Cultur liefern.

1. Guariquetén. Nach Las Casas bezeichneten die Eingebornen mit diesem Namen die Unterlage, auf welcher die zum Reiben der Mandioca-Wurzeln dienenden Steine sich befanden. „Rállanlas en unas piedras ásperas, sobre cierto lecho, al cual llaman guariqueten, la penúltima breve, que hacen de palos y cañas puestas

por suelo de unas hojas ó coberturas que tienen las palmas, que son como unos cuernos de venado" (Reynoso, l. c. p. 32). Die letzten Worte beziehen sich ohne Zweifel auf die oft sehr grossen Hochblätter des Blüthenstandes gewisser Palmen, die z. B. bei Oreodoxa regia, einer in Cuba häufigen Art, nicht selten über 1 *m* lang und 30—40 *cm* breit sind und von den Landleuten zu mancherlei Zwecken verwendet werden. Das Wort guariquetén kann aufgelöst werden in guar. taquar = Rohr und ĭtacué = Gerüst (Nogueira, 484 und 210).

2. Guayo. Auf Seite 41 giebt Reynoso an, dass der Reibeapparat den Namen guayo führte. Nach der kurzen Beschreibung stimmte er überein mit dem in meiner Mittheilung erwähnten itaibas. Das Wort gehört zur guar. Wurzel âi = rauh, der nicht selten ein, die Aussprache erleichterndes gu vorgesetzt wird (Nogueira, 27).

3. Hibiz. Las Casas nennt die, von mir auf S. 529 angeführten Rohrsiebe hibiz oder jibe (Reynoso, 33, 41), ein Ausdruck, der vom guar. hibir = Fiber, Faser (Nogueira, 164), herkommt, so dass hier eine vollkommene etymologische Parallele mit span. cedazo vom lat. setaceum, seta vorliegt.

4. Hyen. Schliesslich ist noch dieses Wort zu erwähnen, mit welchem die Bewohner der Inseln den beim Auspressen abfliessenden, giftigen Saft der Mandioca bezeichneten (Las Casas, Reynosa 36). Es gehört offenbar zur guar. Wurzel ĭê (= ĭeng), die Nogueira (p. 198) mit „sair liquido" erklärt.

(13) Hr. A. Ernst schickt, d. d. Carácas, 11. März, folgenden Bericht über einen

Motilonen-Schädel aus Venezuela.

Die Motilonen sind ein fast gänzlich unbekannter Stamm, der sich seit der Zeit der spanischen Eroberung in den Berg- und Sumpfwäldern, auf der Grenze zwischen Venezuela und Neu-Granada, zwischen den Flüssen Zulia und César, in vollständiger Wildheit erhalten hat. In Neu-Granada ist nach ihm ein Territorium benannt, welches eigentlich zum Staate Magdalena gehört, und in dem die Karten eine Ortschaft Espíritu Santo verzeichnen. Dieses Gebiet soll angeblich 4500 Einwohner haben, die jedenfalls aber nicht alle wirkliche Motilonen sind.

Das genannte Territorium wurde, behufs besseren Fortganges der Civilisation der Indianer, vom Staate Magdalena abgetrennt und seine Verwaltung direct von der Central-Regierung in Bogotá übernommen. Was die im Gebiete wohnenden Arhuacos anbetrifft, so ist wirklich Manches erreicht worden, aber mit den Motilones ist gar nichts anzufangen. Sie sind und bleiben wilde Räuber, gegen die man gelegentlich förmliche Treibjagden veranstaltet, auf denen ohne alle Rücksicht Männer, Weiber und Kinder niedergeschossen werden. Die Indianer suchen dies nun nach besten Kräften zu vergelten, so dass die Ortschaften Espiritu Santo, Jobo und Palmira ihnen gegenüber in einer Art Belagerungszustand sind, der endlich dazu führen wird, dass die Kolonisten das Feld räumen werden. Wenn die geringste Arbeit ausserhalb des Ortes verrichtet werden soll, bedarf es einer bewaffneten Bedeckung, und trotzdem gelingt es den Motilonen häufig genug, irgend einen Nachzügler mit ihren Pfeilen zu verwunden oder zu tödten (Simons, On the Sierra Nevada of Santa Marta and its watershed, in Proceed. R. Geogr. Soc., December 1881).

Auf venezuelanischer Seite gehen die Streifereien dieser Eingebornen bis an den Fluss Zulia, und eine Lagune am linken Ufer desselben ist sogar nach ihnen benannt. Dieselbe liegt in 8° 27′ bis 8° 38′ N. Br. und 72° 25′ bis 72° 36′ W. L.

von Greenwich, ist etwa 5 geographische Quadratmeilen gross und steht durch den Caño Motilones mit dem Zulia in Verbindung.

Niemand hat die Wohnsitze der Motilonen gesehen; ja man weiss nicht einmal, ob sie überhaupt welche haben, und über ihre Anzahl kann natürlich ebenso wenig eine Angabe gemacht werden. Zur Zeit der spanischen Herrschaft befanden sich in ihrem Gebiete 10 Missionen, die in den Jahren 1779—1792 gegründet worden waren, und in denen etwa 1000 getaufte und 300 heidnische Indianer gewohnt haben sollen (Anuario estadístico de la Seccion Zulia, Maracaibo, 1886, I. 57, 58). Von alledem ist aber nicht die geringste Spur geblieben, und so sehr ist alle Kunde von jener Zeit verschollen, dass man heute nicht einmal sagen kann, welche Sprache die Motilonen reden.

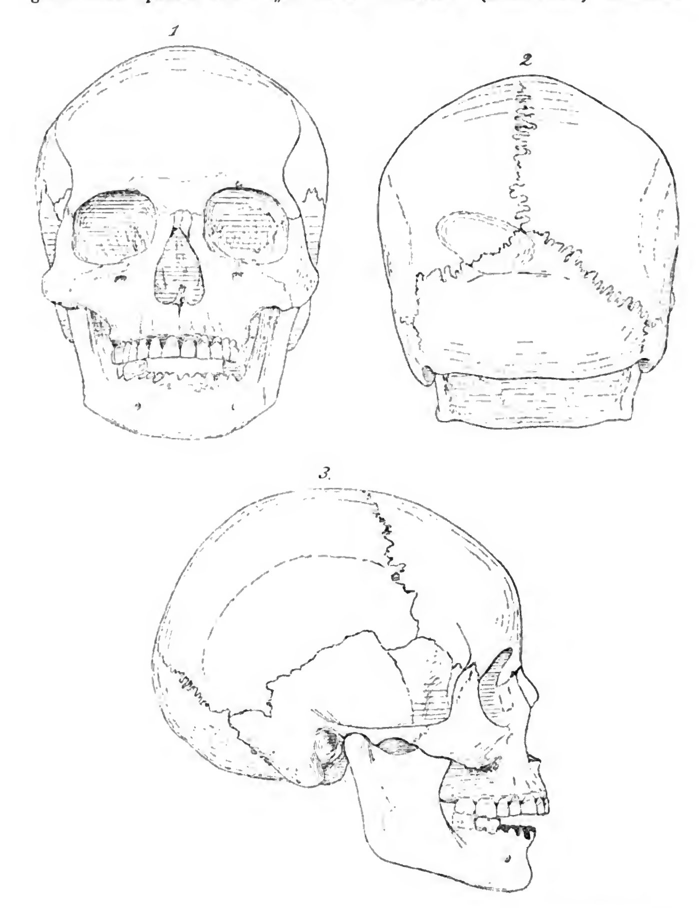
Aeusserst karg sind die Angaben der älteren Geschichtsschreiber über diesen Volksstamm. Herrera nennt nur ganz nebensächlich Motilones in Perú (Década VI, Cap. X. p. 141 der Ausgabe von 1736), wo sie auch Fray Simon erwähnt (Noticias historiales de las conquistas de tierra firme en las Indias Occidentales, Cuenca 1627, p. 404, 405). Von denselben Motilones spricht Raimondi (in Paz Soldan, Geografia del Perú, Paris 1862, p. 674); nach ihnen heisst ein Landungsplatz am Flusse Mayo, unweit Moyobamba. Ich habe jedoch nicht ausfindig machen können, ob irgend welche Beziehung zwischen diesem peruanischen Stamme und seinen columbisch-venezuelanischen Namensvettern mit Grund anzunehmen ist, obgleich bei den vielfachen Verschiebungen der südamerikanischen Völkerstämme die Sache durchaus nicht unmöglich wäre.

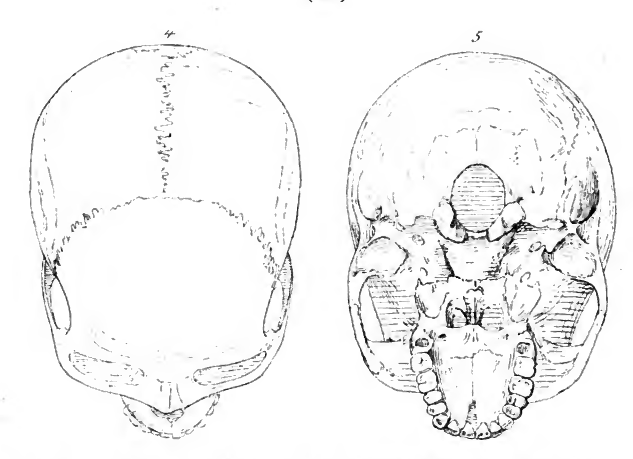
Fray Simon gedenkt der nördlichen Motilones in seiner Noticia Quarta (p. 379) und erzählt, dass Alonso Perez de Tolosa einen erfolglosen Zug gegen sie unternahm (1550). Piedrahita (Hist. general de las conquistas del Nuevo Reyno de Granada, Amberes 1688, p. 461) copirt diese Nachricht und nennt überdies die Motilonen (p. 15) mit anderen Stämmen, die er alle zu der Nation der Chitareros zieht. In den Relaciones de las Vireyes del Nuevo Reino de Granada (herausgegeben von J. A. Garcia y Garcia, New-York 1869) werden die Motilonen zu wiederholten Malen wegen ihrer Räubereien genannt (p. 15, 49, 103, 207); dagegen erwähnt sie Castellanos (Elegias de Varones ilustres de Indias) ebenso wenig, als der königliche Chronist Oviedo, und ist es darum nicht zu verwundern, dass unter den Neueren selbst der vielbelesene Waitz nicht einmal ihren Namen anführt. Die verhältnissmässig längste Stelle über die Motilonen findet sich bei Alcedo (Diccionario geogr.-hist. de las Indias occidentales, Madrid 1786, III. 257); doch ist der sachliche Inhalt seiner Angaben nur sehr unbedeutend. Schliesslich will ich noch anführen, dass auf der Karte von Venezuela von D. Juan Lopez (Madrid 1787) der Name Motilones zweimal vorkommt: im Süden der Lagune von Maracaibo, zwischen den Flüssen Chama und Catatumbo, auf Bergen, von denen ein Fluss Sardineta dem letzteren zuströmt, und sodann etwas mehr südwestlich, im Norden des heutigen San Faustino. Diese letztere Angabe ist noch heute richtig; dagegen sind sie von der erstgenannten Stelle verschwunden, wenn sie überhaupt jemals dort ihren Wohnsitz gehabt haben. Lopez fügt dem Namen die Bemerkung hinzu: „los peores indios que hay“, und dies ist noch jetzt die landläufige Meinung unter den Bewohnern der benachbarten Gegenden.

Bei einem solchen Mangel an Nachrichten über diesen Stamm war es mir daher sehr erwünscht, von Hrn. General Bernardo Tinedo Velasco aus Maracaibo zu vernehmen, dass er kürzlich in den Besitz eines Motilonen-Schädels gekommen sei, welchen er dem in Maracaibo projectirten Provinzial-Museum schenken wolle. Auf meine Bitte hatte er die Freundlichkeit, mir den Schädel

zur Beschreibung nach Carácas zu schicken, wofür ich ihm hiermit meinen aufrichtigen Dank sage.

Um den wiederholten Viehdiebstählen der Motilonen ein Ende zu machen, unternahmen im Jahre 1885 mehrere Grundbesitzer am Zulia einen Zug in das Gebiet der Indianer, bei welcher Gelegenheit sie auf eine kleine Bande stiessen, die indess die Flucht ergriff. Einer der Indianer wurde dabei durch einen Schuss verwundet und, der Blutspur nachgehend, fand man ihn in einer Höhle versteckt, aus welcher er beim Herankommen seiner Verfolger heraustrat und ihnen in gebrochenem Spanisch zurief: „No mata! no mata!“ (Tödte nicht!) Er erhielt





jedoch einen Schuss in die Brust und, wie der Schädel zeigt, auch 3 Hiebwunden in den Kopf. Ausser dem Kopfe nahm man auch seine Waffen und ein eigenthümliches Gefäss mit, von welchem ich weiter unten noch sprechen will. Die Pfeile waren 2 span. Ellen lang; doch habe ich sie nicht gesehen. Hierbei will ich noch anführen, dass die Motilonen sich niemals der Feuerwaffen bedienen; wenn sie auf ihren Raubzügen dergleichen in die Hände bekommen, so werfen sie dieselben fort, nachdem sie den Lauf fest mit Sand verstopft haben. Eiserne Hiebwaffen behalten sie dagegen als willkommene Beute.

Ich gebe zunächst die von mir an dem Schädel genommenen Maasse. Ich weiss sehr wohl, dass derartige, ganz allein stehende Angaben nur einen relativen Werth haben; da aber dieser Schädel bis jetzt ein sehr werthvolles Unicum ist und überdies von einem kräftigen Manne stammt (Alter etwa 45 Jahre), so glaube ich doch, dass seine nähere Beschreibung ein gewisses anthropologisches Interesse hat.

I. Maasszahlen.

Capacität	1250	Auricularbreite	100
Grösste Länge	172	Horizontal-Umfang	485
„ Breite	136	Vertical-Umfang	300
Gerade Höhe	130	Sagittaler Stirnumfang	123
Ohrhöhe	113	„ Mittelhauptsumfang	117
Hinterhauptslänge	53	„ Hinterhauptsumfang	111
Breite des Nasenfortsatzes	26	Ganzer Sagittalumfang	351
Stirnbreite	95	Foramen magnum, Länge	34
Coronarbreite	111	„ „ Breite	26
Schläfenbreite	122	Entfernung des Foramen magnum von der Nasenwurzel	98
Tuberalbreite	128		
Occipitalbreite	110	Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	100
Mastoidealbreite	118		

Gesichtshöhe A.	102	Breite der Nasenwurzel	19
„ B.	63	Nase, Höhe	45
Gesichtsbreite a. jugal	128	„ Breite	22
„ b. malar.	109	Gaumen, Länge	50
Orbita, Breite	40	„ Breite	39
„ Höhe	33		

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	79,0	Gesichtsindex (A : a)	80,0
Längenhöhenindex	75,6	„ (B : b)	66,0
Ohrhöhenindex	64,0	Orbitalindex	82,5
Hinterhauptsindex	32,0	Nasenindex	48,8
		Gaumenindex	78,0

Gesichtswinkel (Stirn, Nasenstachel, Ohr) 69°.

III. Maasse am Unterkiefer (nach Broca).

1. Ligne bicondylienne	116	7. Largeur de la branche	36
2. „ bigoniaque	90	8. Corde gonis-symphysienne	81
3. „ mentonnière	43	9. „ condylo-coronoïdienne	35
4. Hauteur symphysienne	30	10. Courbe bigoniaque	170
5. „ molaire	25	11. Angle mandibulaire	120°
6. Longueur de la branche	60	12. „ symphysien	80°

Gewicht des ganzen Schädels . . 770 *g*

Gewicht des Unterkiefers allein . 80 *g*

Aus den mitgetheilten Zahlen folgt, dass der Schädel fast die obere Grenze der mesocephalen (79,9) erreicht und sehr wenig hypsicephal ist; nach dem Gesichtsindex gehört er zu den chamaeprosopen Schädeln, nach den Augenhöhlen ist er mesokonch, nach dem Nasenindex mesorrhin und nach den Dimensionen des Gaumens leptostaphylin.

Der Knochenbau ist eher fein, als grob zu nennen. Das Schädeldach ist verhältnissmässig dünn und an manchen Stellen durchscheinend, wenn man durch das Hinterhauptsloch gegen das Licht sieht. Starke Muskelansätze sind nur an der Protub. occip. externa sichtbar. Die Flügel der Processus pterygoides sind gross; ebenso ist der Proc. mastoides stark entwickelt. Das Stirnbein hat eine recht deutliche sagittale Erhebung und merklich grosse Frontal-Sinus. Die Crista temporalis ist ungemein scharf markirt. Die Nähte sind nicht besonders complicirt; das hintere Stück der Sutura sagittalis ist auffallend unregelmässig; von den beiden Foram. parietal. ist keine Spur vorhanden. Der rechte Zweig der Lambda-Naht verläuft ohne Veränderung seiner Richtung und bildet Ausbuchtungen, die etwa Nr. 4 der Scala von Broca entsprechen; wogegen der linke Zweig in seiner Mitte einen deutlich abgesetzten Bogen bildet, der ungefähr 1 *cm* weit nach vorn vorspringt. In keiner Naht sind Schaltknochen vorhanden. Am Schädel sind die Spuren von 3 Hiebwunden sichtbar. Die erste hat ein Stück von der Hinterfläche des linken Processus mastoides weggenommen, die zweite hat in der oberen Gegend der linken Lambda-Naht eine dünne Schuppe vom linken Scheitelbeine und der Spitze des Hinterhauptsbeines abgeschnitten, und die dritte hat die Basis des linken Unterkiefers hinten verletzt.

Der Alveolar-Rand des Oberkiefers ist ziemlich prognath, weniger sind es die Zähne. Von diesen existiren im Oberkiefer alle mit Ausnahme der Weisheitszähne, die vermuthlich verloren gegangen sind, da ihre Alveolen rein und tief sind. Der

erste Prämolar ist deutlich grösser als der zweite; ebenso ist der erste ächte Backenzahn grösser als sein hinterer Nachbar. Durch die Abnutzung der Backenzähne ist auf ihrer Kaufläche eine, von vorn nach hinten verlaufende Concavität entstanden. Die Zahncurve ist ein wenig elliptisch, wie dies die nachstehenden Zahlen beweisen, welche die innere Entfernung gegenüberliegender Punkte des Alveolar-Randes in Millimetern ausdrücken:

c — c : 23,5	m^1 — m^1 : 36,5
p^1 — p^1 : 29,5	m^2 — m^2 : 41,0
p^2 — p^2 : 34,0	m^3 — m^3 : 39,0

Im Unterkiefer sind nur 3 Backenzähne enthalten; die übrigen Zähne sind sicherlich fast alle nach dem Tode abhanden gekommen. Auffallend ist, dass die linke Hälfte des Unterkiefers, ausser den beiden Prämolaren, nur einen ächten Backenzahn hat (der noch vorhanden ist), während sich auf der rechten Seite ausser den ersten beiden, gleichfalls noch vorhandenen Backenzähnen auch die, schon ein wenig obliterirte Alveole des Weisheitszahnes befindet.

Im Allgemeinen zeigt der Schädel eine regelmässige Bildung, und wenn man von einem einzigen Falle einen Schluss auf die Gesammtheit wagen darf, berechtigt er zu der Annahme, dass die Motilonen keineswegs zu den niedrigst stehenden Indianer-Stämmen zu rechnen sind. —

Das oben erwähnte, dem getödteten Motilonen abgenommene Gefäss ist aus der birnförmigen Fruchtschale einer Cucurbitacee gemacht, genau 1 *dcm* lang und hat im Maximum 84 *mm* Querdurchmesser. Es ist von hellbrauner Farbe und am oberen Ende mit einer 8 *mm* weiten, kreisförmigen Oeffnung versehen, die durch einen 56 *mm* langen Pfropfen geschlossen ist, welcher aus einem Stück des Blüthenschaftes der Arundo saccharoides besteht, und in dessen unterem, nach innen gekehrtem Ende der 4 *cm* lange Schwanzstachel einer Rochenart steckt. Das Gefäss enthält ein graugrünes, ziemlich feines Pulver, das offenbar aus getrockneten Blättern hergestellt wurde. Obgleich directe Auskunft über den Gebrauch dieses Gegenstandes fehlt, ist derselbe doch ohne Zweifel als ein Geräth zum Aderlassen anzusehen. Es ist bekannt, dass viele Indianer-Stämme den Aderlass als ein Universal-Heilmittel betrachten und sich dabei eines Rochenstachels bedienen. Die Blutung wird nach einiger Zeit durch Anwendung vegetabilischer Haemostatica gestillt (Rich. Schomburgk, Reisen in Guayana, II. 334). Das graugrüne Pulver verhielt sich bei Untersuchung einer kleinen Probe ähnlich, wie Folia Matico: der Absud hat eine Farbe wie Portwein; Eisenchlorid bringt darin einen braunschwarzen, essigsaures Blei einen anfänglich braunrothen, später graugrün werdenden Niederschlag hervor; die Reactionen sind indess weniger intensiv, als bei den Matico-Blättern. Leider war die disponible Menge der Substanz zu klein, um eine vollständige Analyse auszuführen. Es ist indessen wenigstens sehr wahrscheinlich, dass das Pulver gleichfalls von einer der vielen Arten von Arthante abstammt, demnach als blutstillendes Mittel benutzt wird. —

Hr. Virchow findet, dass der Schädel in vielen Beziehungen Aehnlichkeit zeigt mit denjenigen der Goajiros, über welche er in der Sitzung vom 20. November 1886 (Verh. S. 692) ausführliche Mittheilungen gemacht hat. Vom kraniologischen Standpunkte aus scheine nichts entgegenzustehen, die Motilones demselben Urvolk zuzurechnen, von welchem die Goajiros herstammen.

(14) Hr. A. Ernst macht folgende Mittheilung über

einige Wörter aus der Sprache der Indianer von Tucurá in Neu-Granada.

Vor einigen Wochen erhielt ich von Hrn. F. A. A. Simons, dem durch seine Arbeiten über die Sierra Nevada von Santa Marta und die Goajira-Halbinsel bekannten Reisenden, ein kurzes Wörterverzeichniss aus der in der Ueberschrift bezeichneten Sprache. Nach der Mittheilung von Simons liegt Tucurá am oberen Sinu, an der Mündung des Rio Verde, und soll die Sprache mit derjenigen der Indianer von San Blas übereinstimmen. Vor wenigen Jahren wohnten in Tucurá noch 100 Familien; heute sind es kaum 70 und ihre Zahl nimmt rasch ab. Die Indianer haben keinen besonderen Stammesnamen; vielleicht sind es Reste verschiedener Stämme.

Die nachstehenden Wörter sind nach spanischer Weise auszusprechen:

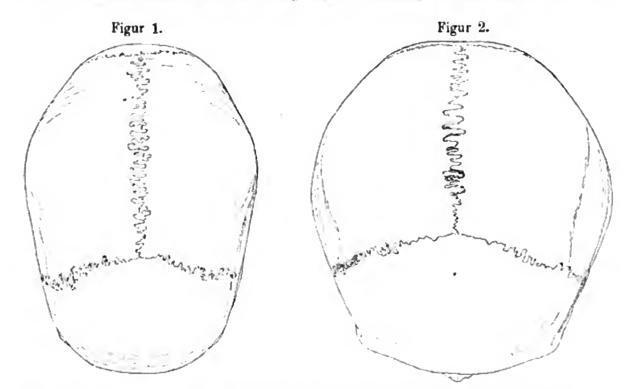
Vater zezé.
Mutter pápa.
Knabe guárra.
Mädchen kau.
Bruder chamba.
Schwester champása.
Weisser Mann kapunia torró.
Freier Mann kapunia.
Indianer himberá.
Kopf porú
Haar pudá.
Auge tabú.
Nase kaimbu.
Mund ité.
Ohr quiburi.
Hals ochidau.
Hand juwajimi.
Arm juwa.
Brust trois.
Bauch bi.
Bein jinujiwa.
Knie chinámbulu.
Nagel pichiwi.
Fuss jenú.
Sonne ahumautu.
Mittag ahumautu jipa (i. e. halbe Sonne).
Mond jedéco.
Stern chintáhu.
Tag jebarí.
Nacht keburá.
Wind langúna.
Regen cuesurumá.
Wasser pánia.
Fluss dó (Quibdo = Fluss von Quib).
Salz tá.
Haus té.
Topf cugurú.
Boot jámba.
Ruder tobiquí.
Kleid chió.
1 abá.
2 unmé.
3 unpia.
4 kimare.
5 cuesumá.
6 guakiran aba.
7 guakiran unmé.
8 guakiran unpia.
9 guakiran kimare.
10 guakiran cuesumá, auch jenúma.

(15) Hr. Dr. J. Mies, Assistenzarzt an der Kreis-Irrenanstalt in München, Vorstadt Au, überschickt unter dem 5. April folgende vorläufige Mittheilung über eine

Methode, die Schädel- und Gesichts-Indices bildlich darzustellen.

Bisher fand man die Schädel- und Gesichts-Indices nur, indem man das eine Maass, in der Regel das kleinere, mit 100 multiplicirte und das Produkt durch das andere, dazu in Beziehung gebrachte Maass, welches meistens das grössere ist, dividirte. Aber auch mittelst der Photographie kann man die Schädel- und Gesichts-Indices nicht nur berechnen, sondern sogar, und dies ist ein grosser Vortheil, bildlich darstellen. Alle oder wenigstens die meisten Indices glaube ich auf diesem

Wege allerdings nur vor Augen führen zu können, wenn ich, nach dem sogleich zu besprechenden Princip, die Curven photographire, welche mittelst meines Schädelmessers in eine Ebene projicirt, ein genaues Bild der Schädel-Ober- und Innenfläche geben. Da aber die Verbesserung meines Schädelmessers, behufs sofortiger Aufzeichnung aller Curven, noch einige Monate in Anspruch nimmt, so habe ich, zur Illustration dieser meiner vorläufigen Mittheilung, zwei verschieden breite, bezw. lange Schädel von einem neuen Gesichtspunkte aus direkt photographiren lassen. Hrn. Prof. Rüdinger, der mir diese Schädel gütigst anvertraute, sage ich hierfür meinen verbindlichsten Dank. Bei der photographischen Wiedergabe des Längen-Breiten-Index verfährt man nun auf folgende Weise. Man sucht mittelst eines Tasterzirkels die grösste Länge des Schädels, auf deren Endpunkte man je ein Wachskügelchen klebt. In jedes Wachskügelchen steckt man eine Nadel. Dann stellt man den Schädel auf meinem, später zu beschreibenden Schädelträger in der deutschen Horizontalebene auf und neigt den Schädelträger so tief, bis beide Wachs-



kügelchen mit den Nadeln senkrecht über einander stehen. Nun stellt man den photographischen Apparat und die Visirscheibe so, dass auf letzterer der Raum zwischen den beiden Wachskügelchen, also die Schädellänge, 100 *mm* lang ist. Nach Entfernung der Wachskügelchen mit den Nadeln nimmt man den Schädel photographisch auf. Die Länge des Schädels auf dem Bilde ist dann gleich 100 *mm* und der Längen-Breiten-Index so gross, als die grösste Breite des Schädels auf dem Bilde Millimeter misst. Nach so gemachten Aufnahmen bildete Hr. Obernetter in München durch unveränderlichen Lichtdruck die beiden vorstehenden in Zinkographie wiedergegebenen Schädel neben einander ab: einen Langschädel mittleren Grades und einen hochgradigen Kurzschädel, oder vielmehr, da der Längen-Breiten-Index, $\frac{100 \text{ Breite}}{\text{Länge}}$, die Grösse der Breite im Verhältniss zu derselben Länge von 100 *mm* angiebt, einen Schmalschädel und einen Breitschädel. Die Länge des ersteren beträgt 186 *mm*, des letzteren 154 *mm*; die Breite des ersteren 131 *mm*, des letzteren 143 *mm*. Dieser Schmalschädel hat also einen Längen-Breiten-Index von 70,43, der Breitschädel einen solchen von 92,86; d. h., wenn die grösste Länge

beider Schädel 100 *mm* betrüge, würde der Schmalschädel nur 70,43 *mm*, der Breitschädel aber 92,86 *mm* in seiner grössten Breitenausdehnung messen.

Dass die grössten Breiten auf dieser Index-Photographie nur um einige Zehntel Millimeter von den gefundenen Längen-Breiten-Indices abweichen, hängt wohl zunächst mit der üblichen Angabe der absoluten Länge und Breite in ganzen Millimetern und des hieraus bis auf eine oder mehrere Decimalen berechneten Längen-Breiten-Index zusammen. Ferner beeinflusst die Grösse der, von der Mitte der grössten Breite auf die grösste Länge gefällten Senkrechten die Genauigkeit der am Schädel selbst aufgenommenen Index-Photographie. Doch giebt uns die rüstig fortschreitende Photographie die Hoffnung, dass es ihr bald gelingen wird, auch Linien, welche in verschiedenen, parallel hinter einander stehenden Ebenen liegen, gleichzeitig genau aufzunehmen, so dass man zur exakten Veranschaulichung der Indices nicht erst die Schädeloberfläche in eine Ebene projiciren muss.

Der Längen-Höhen-Index lässt sich vom Schädel direkt nicht photographisch darstellen, weil die lateralen Schädeltheile, besonders der Processus mastoides, den vorderen Rand des Foramen occipitale magnum verdecken. Gern hätte ich die Gesichts-Indices nach Virchow, Kollmann und v. Hölder photographisch aufgenommen. Aber diese Autoren setzen die von ihnen verschieden angegebenen Gesichtsbreiten gleich 100, so dass zur Darstellung von extremen Gesichtsbildungen sechs verschiedene Lichtdruckbilder nöthig sind, welche für eine vorläufige Mittheilung zu kostspielig wären. Eine voraussichtlich lehrreiche Vergleichung der verschiedenen Gesichts-Indices und des Jochbreiten-Gesichts-Index kann man auf einem Bilde dadurch ermöglichen, dass man statt der Breite die Höhe des Gesichts gleich 100 setzt.

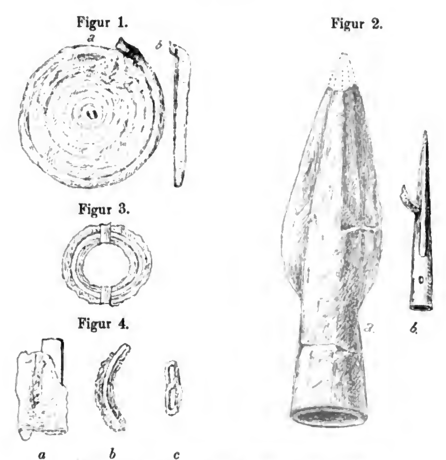
(16) Hr. Pastor Becker, Wilsleben, 31. März, schickt einen Bericht über einen

Bronzefund aus der See bei Aschersleben.

Vor Kurzem hatte Hr. Fabrikdirektor Behrens in Königsaue die Güte, mir die hier abgebildeten Bronzesachen zu übergeben. Nach seinem Berichte hatte ein Arbeiter, der angewiesen war, seinen Ofen mit durchgebrochenen Torfstücken zu versehen, dieselben entdeckt, als er ein solches Stück Torf auseinander brach. Es sei noch mehreres darin gewesen, aber so zerfallen, dass er es nicht der Mühe werth geachtet habe, davon weiter Notiz zu nehmen. Der Torf war von dem Torfstich in der See bei Frose, gegenüber Königsaue, im Sommer 1886 angefahren worden.

Die drei Sachen sind sämmtlich von Bronze. Sie sind durchgehends mit grüner Patina überzogen, aber darunter tritt eine schwärzliche Masse ziemlich stark heraus. Nach einer, durch Hrn. Dr. Fischer in Bernburg freundlichst vermittelten Bestimmung ist aber aus der Bronze durch die lange Einwirkung der nassen Torfeinhüllung Kupferoxyd und Schwefelkupfer geworden. Die Kruste, die den eigentlichen Körper der Sachen umgiebt, ist sehr dick, so dass die Wandungsstärke der Speerspitze (beobachtet bei einem, jetzt glücklich durch Gummi arabicum geheilten Bruche in Fig. 2*a*) ohne Kruste nur 2 *mm* und mit derselben 5—6 *mm* (Fig. 3) beträgt.

Am ersten zieht den Blick auf sich die Speerspitze. Als solche ist sie ohne Weiteres erkennbar. Nur fällt auf, dass das Schaftloch sehr geringen Umfang hat; die Kruste nicht abgerechnet, ist der Durchmesser an der Mündung nur 1,5 *cm*. Es ist also jedenfalls nur ein ganz kurzer Schaft anzunehmen, wie er ja auch bei der Framea in geschichtlicher Zeit bezeugt ist. In Fig. 2 bei *a* befinden sich zwei correspondirende Löcher, von denen das eine viereckig, das



Figur 1, 2*a*, 3 $^2/_3$, Figur 4 natürliche Grösse.

gegenüber stehende rund ist (4 *mm* Durchmesser). Das Schaftende ergänzt sich als hervorragende Mittelrippe bis zur Spitze. Die Spitze selbst scheint schon beim Ausstechen des Torfes an Ort und Stelle abgebrochen zu sein. Zu erwähnen dürfte noch sein, dass das ganze Stück etwas verbogen ist, und zwar so, als wäre der Schaft, während die Spitze fest sass, mit Macht nach der Seite gedrückt, wo *b* steht.

Bei *b* war das, in Fig. 4 dargestellte Stück so fest an die Speerspitze angerostet gewesen, dass es beim Zerbrechen des Torfes durch den Arbeiter haften geblieben war. Hr. Behrens zeigte mir, noch genau passend, wie der Gegenstand gesessen habe. Er stand dann ziemlich senkrecht zur Längenaxe der Spitze, in schrägem Bogen nach auswärts und gegen die Spitze offen (Fig. 2*b*). Dieser Gegenstand besteht aus zwei Bogenstücken neben einander, von denen es zweifelhaft erscheint, ob sie von Hause aus miteinander verbunden waren, oder ob erst der Rost sie zusammen gebracht hat. Der Querdurchschnitt (Fig. 3) zeigt bandartige Streifen, die an einem Ende eine gerade Linie bilden und am anderen verschoben sind.

Der dritte Gegenstand ist die runde Platte (Fig. 1). Sie scheint aus Draht aufgewickelt zu sein. Dafür spricht nicht nur die Vertiefung in der Mitte, dem Anfangspunkte des Aufrollens, sondern auch die trotz der starken Kruste auf beiden Seiten sichtbare Vertiefung zwischen den Linien des Drahtes. Nach Hrn. Behrens Bericht hatte sich an der Scheibe noch ein „Oehr" befunden, das aber leider nicht mehr vorhanden war.

Es dürfte wohl kaum Widerspruch erfahren, wenn ich diese Scheibe für ein Stück einer Fibula annehme, etwa wie sie bei „Beltz, Ende der Bronzezeit in Mecklenburg" als häufiges Fundstück der älteren Bronzeperiode, S. 26, angeführt und bildlich dargestellt wird. Dann hat auch das Stück (Fig. 4) zu dieser Fibula gehört, und ein weiterer, nothwendiger Schluss ist der, dass die Speerspitze einen

Mann da, wo die Nadel das Gewand zusammenhielt, also an der Brust, getroffen; eine tiefe, tödtliche Wunde lässt ihn zusammenstürzen; er fällt rücklings ins Wasser, — nach einer Seekarte vom Anfang des vorigen Jahrhunderts war dort gerade tiefes Wasser, — der Mörder will den Speer, seine kostbare Waffe, zurückreissen, aber durch den heftigen Stoss ist die Spitze so fest verkeilt in die Nadel, dass, obwohl sie sich biegt, der Schaft abbricht, und der von Angst gescheuchte Mörder flieht eilends davon, ohne je von der That zu reden oder selbst nach seiner Waffe zu suchen. — Es liegt nahe, diesen Fund in Beziehung zu bringen zu den Schädelresten, die ich mir erlaubte, Ihnen im Laufe des vergangenen Sommers zuzusenden, und die in einer Tiefe von 8 Fuss unter der Oberfläche beim Torfgraben, gleichfalls im vergangenen Sommer, zu Tage gekommen waren. Leider haben plötzlich dazwischen gekommene unglückliche Verhältnisse verhindert, die Vermuthung, dass die Fundstelle der Schädelreste und der obigen Bronzesachen nicht bloss im Allgemeinen, sondern genau dieselbe ist, zur Gewissheit zu erheben.

Fragen wir nach der Zeit, der die obigen Bronzesachen angehören, so dürfte gerade der Umstand, dass die besprochene Platte gerollt und nicht gegossen ist, auf die ältere Bronzezeit weisen, also jedenfalls eine Zeit über 1000 Jahre v. Chr. hinaus. Aus der älteren Bronzezeit sind mir bis jetzt keine Sachen bekannt geworden, die der hiesigen Gegend angehören. —

Hr. Virchow verweist auf seine Mittheilung in der Sitzung vom 15. Januar (Verh., S. 42), wonach die früher gefundenen Schädelfragmente einem noch sehr zarten Kinde angehört haben. Er fügt hinzu, dass sie einen mehr recenten Eindruck machen, als dass sie überhaupt einer so alten Zeit zugerechnet werden dürfen, selbst wenn man in der Zeitrechnung nicht so weit zurückgehe, als es von Hrn. Becker geschehe.

(17) Hr. Becker berichtet ferner über einen

Urnenfriedhof und Schädelbruchstück vom Galgenberge bei Friedrichsaue.

Wenige Tage, nachdem ich die eben besprochenen Bronzesachen erhalten hatte, besuchten mich die HHrn. Cantor Gödecke und Oeconom Witte aus Friedrichsaue und erfreuten mich durch Uebergabe von drei Thongefässen (Fig. 5, 7 und 9), die sie selbst den etwa zwei Stunden von hier betragenden Weg getragen hatten. Sie seien gelegentlich gefunden auf dem Galgenberge, hätten ohne Steinumhüllung gestanden, eine andere grössere sei von einem benachbarten Herren mitgenommen, eine weitere sei noch im Orte u. s. w.

Da Wetter und Weg passten, machte ich mich gleich den folgenden Tag daran, die Oertlichkeit zu besehen, vielleicht auch dies und jenes noch in Verwahrung zu nehmen, überhaupt meine Studien zu machen.

Friedrichsaue ist, wie das benachbarte Königsaue, eines von den 280 neuen Dörfern, die Friedrich d. Gr. in den 10 Friedensjahren bis 1756 gründete, und liegt, wie Wilsleben, am nördlichen Ufer „der See“, d. h. des ehemaligen Ascherslebener Sees, gerade unter dem Gipfel des Hakels. Nach einer Auskunft, die mir Hr. Pastor Fischer in Schadeleben, wohin Friedrichsaue als Filial gehört, freundlichst gegeben hat, ist es 1753 gegründet. Doch betreten wir damit nicht etwa eine neue Culturstätte. Im Osten des Dorfes lässt sich der Fleck noch genau bezeichnen, — in den Gärten werden allerhand Dinge ausgegraben, auch der Kirchhof ist bestimmt nachgewiesen, — wo das Dorf Brunsdorf gestanden hat. Es ist jedenfalls, wie fast ausnahmslos alle in unserer Gegend verschwundenen Dörfer, zwischen 1300

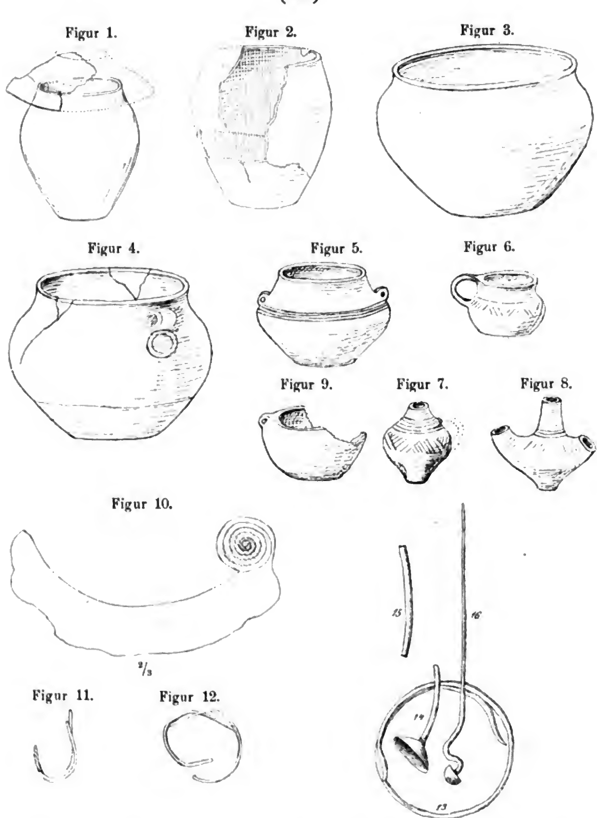
und 1450 untergegangen. Nördlich zwischen Friedrichsaue und dem Hakel redet der Pählsche (Pehlsche?) Grund von einem untergegangenen Dorfe Pählsdorf, und zwischen Königsaue und Schadeleben sind wir an der Hasselgrund (Haselgrund) vorbeigegangen, wo vordem Haseldorf stand. Dass auch Königsaue an Stelle des verschwundenen Hargisdorf erbaut ist, habe ich wohl früher schon einmal erwähnt. Auch eine Ritterburg, die allerdings öfter auch Raubburg genannt wird, ist dem Sturme dieser Zeit zum Opfer gefallen, die Dumburg. Sie krönte ehemals den Gipfel des Hakels und wird noch 1388 erwähnt, muss aber im Anfange des folgenden Jahrhunderts zerstört sein. Der Name Hakel erweckt noch ferner liegende Erinnerungen. Der Hakelbernd oder Hakelberg ist der wilde Jäger, und wenn man von Friedrichsaue über den Hakel hinübergeht nach Kochstedt, da kommt man an einen Berg, in dem er, auf seinem Schimmel sitzend, sich noch jetzt aufhält[1]).

Der Galgenberg liegt ein Paar Hundert Schritte vom westlichen Ende des Dorfes, hart an der Chaussee nach Hausneindorf. Es ist eine längliche, etwa 200 Fuss hohe und von Süden nach Norden streichende Anhöhe mit drei Kuppen. An mehreren Stellen ist der Abhang weit ausgeschachtet; man gewinnt vortrefflichen Kies da. Oben auf der Höhe hat man einen weiten, schönen Blick über die See mit einer Reihe von Dörfern, am Rande und im Hintergrunde den Harz, nach der andern Seite gerade vor sich den Gipfel des Hakels mit den Ruinen der Dumburg.

Ehe wir den Berg hinauf gingen, fanden wir einige Urnenscherben, die nach der einen Kiesgrube hinuntergerollt waren, und zugleich die noch compacte Masse des Inhalts einer solchen. Es waren mit Erde gemischte Knochenstückchen und dazwischen entdeckten wir glücklich noch die Bronzen Fig. 11, 12, 14 u. 15. Wenig entfernt davon wurde später am Abhang noch Fig. 13 gefunden. Oben auf dem Gipfel hatten wir die Freude, gleich bei den ersten Spatenstichen — wir hatten freundliche Beihülfe — auf eine Urne zu stossen. Der Spaten berührte, von der Oberfläche des Erdbodens hinein gestossen, schon den oberen Rand des Gefässes: so flach stehen die Urnen hier. Leider glückte es nicht, sie unverletzt heraus zu bekommen. Es ist die Fig. 2. Daneben fand sich das kleine Beigefäss (Fig. 6), und zwar umgestülpt, mit der Oeffnung nach unten, aber doch voll Erde. Etwa einen Meter davon stand eine andere Urne (Fig. 1). Die Schale, welche als Deckel darauf gesessen hatte, war in lauter kleinen Stücken eng an den oberen Topftheil gedrückt. Eine weitere Nachgrabung förderte indess nur noch eine Stelle zu Tage, wo eine Urne mit zerkleinerten Knochen gestanden haben musste, aber viel mehr war nicht daraus zu machen. Da mein Zweck nur eine vorläufige Orientirung in sich schloss und keine erschöpfende Ausbeutung, so liessen wir es damit bewenden. Es könnte indess sein, dass an dieser Stelle nichts mehr gefunden wird. Wir wandten uns nur noch nach dem nördlichsten der drei Gipfel, wo ebenfalls durch eine Kiesgrube ein etwa metertiefer Einschnitt blossgelegt war, in dessen dunkler Füllung einige Holzkohlenstückchen, aber sonst nichts weiter, bemerkbar waren.

Im Dorfe selbst habe ich dann noch die eigentlich interessantesten und wichtigsten Sachen gefunden. Hr. Friedrich, der neben anderen Aufgaben zugleich die Aufsicht über die Kiesgruben hat, besass die Urne (Fig. 3), das Gefäss (Fig. 8), die Nadel (Fig. 16) und das Messer (Fig. 10). Ich bemerke hier gleich, dass diese Sachen zunächst in die Hand des Hrn. Landes-Bauinspectors Köcher

1) Ueber Hakelberg und die Zurückführung der Sage auf Wodan. S. Zeitschr. d. Harzvereins f. Gesch. u. Alterth. 1879. S. 1f.



in Halberstadt gewandert sind, um von da dem Provinzial-Museum in Halle übergeben zu werden.

Die Urne (Fig. 4) habe ich aus Stücken zusammengesetzt, die mir Hr. Gödecke überlassen hat.

Nun zur Beschreibung der einzelnen Sachen. Die beiden Urnen, deren Ausgrabung ich selbst beigewohnt habe, sind 28,5, bezw. 24,5 *cm* hohe, henkellose, schlecht gebrannte Gefässe, eines von grauer Farbe, das andere mehr schwärzlich und hergestellt in der bekannten Weise aus reich mit Kiesbrocken durchknetetem Thon. Es sind bauchige Gefässe, die mehr in die Höhe, als in die Breite gehen,

mit weiter Oeffnung, ohne abgesetzten Halstheil und mit rund abgestrichenem Rande. Von den übrigen Sachen vermuthe ich in Fig. 3 ein Ossuarium, schwerlich in Fig. 4. Diese Fig. 4 fällt auf durch einen erhabenen, aus dem Thon herausgearbeiteten Ring, der nur als Verzierung des Henkels zu dienen scheint. Die Beigefässse (Fig. 5, 6, 7 und 9) sind röthlich und die Bruchränder zeigen auch nur sehr zerkleinerte Kiesbrocken. Bei Fig. 7 fehlt der Henkel, der, wie bei Fig. 6, ziemlich gross gewesen sein muss. Dieses am reichsten verzierte, kleine Gefäss zeigt zunächst am unteren Halstheile drei parallele Einriefungen, dann hohlkehlenartige Streifen und endlich ein System von Dreiecken mit wechselnder Schraffirung, wobei zwischen je zwei Dreiecken zwei Hohlkehlen sich befinden. Die anderen Sachen sind wohl durch die Zeichnung genügend dargestellt. Nur über Fig. 8 möchte ich erwähnen, dass dasselbe graue (nicht röthliche) Farbe hatte, auf der Seite, die in der Zeichnung die rechte zu sein scheint, beschädigt ist und dass das Ding mir ein Kinderspielzeug zu sein scheint. Es ist inwendig hohl und hat drei Oeffnungen, eine oben und zwei an der Seite. — Uebrigens möchte ich noch bemerken, dass die Fig. 3, 8, 10 und 16 in der Wohnstube des Hrn. Friedrich gleich an Ort und Stelle von mir gezeichnet sind und zwar Fig. 10 und 16 durch Auflegen auf das Papier und Umreissen mit dem Bleistift.

Zu den Metallsachen möchte ich bemerken, dass das obere Nadelstück mit hohlem, schüsselartigem Kopftheile (Fig. 14) nicht mit Fig. 15 zusammenpasst. Fig. 15 ist dicker. Beide sind ganz von Bronze. Fig. 11 stellt einen Streifen Bronzedraht dar, der ziemlich in der Mitte zusammen gebogen und vom Biegungsende aus eng und fest zusammen gewunden ist, aber nach wenigen Windungen die offenen Drahtenden zeigt. Fig. 12 ist gleichfalls ein in der Mitte umgebogener Bronzedraht, dessen beide Hälften aber lose neben einander laufen, und der so vielleicht als Fingerring gedient hat. Die Schwanenhalsnadel (Fig. 16) ist ebenfalls von Bronze, hat aber einen eisernen Kopf. Das Messer (Fig. 10) schien mir ganz von Eisen zu sein, aber da diese Form, so weit meine (allerdings ungenügenden) Hülfsmittel reichen, fast nur in Bronze vorkommt, und da bei der Betrachtung des Stückes die Dämmerung schon etwas hereingebrochen war, so hätte ich es gern noch einmal darauf hin untersucht; es war aber schon weiter gegeben. Die spiralförmige Windung am Griffe lässt in der Mitte ein Loch. Mir fiel die elegante Arbeit an diesem Stück auf. — Fig. 13, ein Ring von Bronzedraht, läuft in seinen beiden, über einander greifenden Enden in zierlicher Windung stumpf zugespitzt aus; bei seiner etwa thalergrossen Oeffnung ist mir eine genauere Bestimmung, als die allgemeine eines Schmuckgegenstandes, unmöglich.

Die besprochenen Gegenstände scheinen mir ausreichend, um eine Einreihung des Urnenfriedhofes vom Galgenberge bei Friedrichsaue in die übrigen Funde der Zeitstellung nach zu wagen. Die Aehnlichkeit der Ossuarien mit denjenigen der Wilslebener Steinkisten-Begräbnisse ist auffallend. Ebenso haben wir bei beiden Kleinsachen, die zum Schmucke gedient haben, besonders Bronzedraht. Eine bronzene Schwanenhalsnadel, wenn auch nicht mit eisernem Kopfe, sondern nur mit einem blossen Gewinde für einen vergänglichen Kopf schliessend, haben wir da auch gehabt (Verhandl. 1884, S. 142). Diese Nadel, sowie das Messer vom Galgenberge, mag es nun wirklich von Eisen sein oder mag dies sich als Täuschung herausstellen, zeigen jedenfalls den Anfang der Eisenzeit. Auch die röthlichen Beigefässe mit ihrer allerdings auffallenden Thonmischung reden nicht unbedingt dagegen. Nur das eine kleine Gefäss (Fig. 6) zeigt seine drei parallelen Zickzacklinien, von denen die Ecken weggelassen sind, in so flacher Weise eingeritzt, dass ich lebhaft erinnert wurde an viel spätere Wilslebener Gefässe. Uebrigens ist eine

Eigenthümlichkeit desselben noch nicht erwähnt, nehmlich die, dass der Boden noch immer eine Erhöhung und dem entsprechend nach aussen eine Vertiefung zeigt, der ganzen Grösse des Bodens entsprechend. Doch dürfte auch hier zu berücksichtigen sein, dass Friedrichsaue offen steht nach der grossen Pforte, welche die Bode bildet, wenn sie, vom Harze kommend, sich zwischen Huy und Hakel durchwindet, dagegen geschlossen erscheint nach der Gegend von Wilsleben. Mir scheint, es dürfte immerhin die älteste Eisenzeit, also etwa die Zeit vom Jahre 500 bis 300 v. Chr. festzuhalten sein für unseren Friedhof. —

Die beifolgenden Schädelstücke stammen gleichfalls vom Galgenberge, wenn auch höchst wahrscheinlich in beziehungsreicherem Sinne, als die übrigen Sachen. Ich habe die Stücke allerdings aus der Dorfstrasse, aber mit der bestimmten Versicherung, dass sie vom Galgenberge stammen und erst in diesen Tagen da ausgegraben seien. An der Stelle, woher der Schädel stammt, haben wir auch nachgegraben: es war die südliche Kuppe mit der schönen Aussicht. Wir fanden noch die Fussknochen und zwar etwa 1 *m* tief mit der Richtung nach Osten, so dass also der Blick dem Sonnenaufgang zugewendet war. Ich kann nur sagen, dass die Umgebung der Knochen röthlich war, und dass dieselben den Eindruck eines geringeren Alters machten. Aus welcher Zeit sie aber stammen? Man braucht da nicht bloss das geschichtliche Bestehen von Friedrichsaue ins Auge zu fassen. Schadeleben, das etwa 20 Minuten davon liegt, ist allerdings auch erst Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet. 1564 heisst es in einem amtlichen Protokolle, es sei „vor kurzen Jahren gegründet", aber das gleichfalls nahe Hausneindorf ist älter, soviel mir bekannt ist. Einen Rest von Kleidung oder Knöpfe und dergl. habe ich nicht bemerkt. Eine Zusammenfassung mit den Begräbnissen des Urnenfriedhofes erschien mir durchaus unstatthaft, schon wegen der tieferen Lage und weil oberhalb des Skelets die ganze Formation durchbrochen erschien. Einige sonstige dicke Schädelreste, die ich gesehen habe an der Stelle, hatten ganz anderes Aussehen; bei ihrer Geringfügigkeit aber und dem Mangel an Auskunft über die Art ihrer Auffindung habe ich auf dieselben kein Gewicht gelegt. —

Hr. Virchow: Die Zertrümmerung des Schädels hat allerdings einen hohen Grad erreicht, aber es hat sich doch noch eine erträgliche Zusammenfügung erzielen lassen; nur auf der rechten Seite ist eine grosse Lücke geblieben, umfassend das ganze Gesicht mit Ausnahme des rechten Nasenbeins und des Orbitalfortsatzes des Oberkiefers, ferner den ganzen unteren Theil der Seitenwand von der Augenhöhle an bis in die Oberschuppe. Auch der Unterkiefer fehlt. Im Umfange des Loches zeigen die Knochen der Schädelkapsel, insbesondere das Stirnbein und das Parietale, ein sehr auffälliges, lichtbraunes Aussehen, welches von dem weisslichen Gelbgrau der übrigen Theile sehr abweicht und fast an Brand erinnert, jedoch muss ausdrücklich bemerkt werden, dass alle Knochen dieser Gegend scharfe Bruchflächen, keine Brandlöcher zeigen. Die Knochen kleben an der Zunge und machen den Eindruck höheren Alters. Diejenigen der linken Seite und der Mittelgegend sehen an der Oberfläche stark verwittert aus, als haben sie frei an der Luft gelegen. Der Schädel scheint der einer alten Frau zu sein. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers hat nur noch vorn einige Zahnlöcher, sonst ist überall Obliteration der Alveolen mit Schwund des Gewebes, in der Art, dass der Proc. pterygoides weit über das Niveau des Fortsatzes herabreicht. Die Supraorbitalränder sind im Ganzen zart; nur medialwärts liegt jederseits ein kurzer, schräg aufsteigender Wulst. Die Stirn niedrig und etwas fliehend. Die Scheitelcurve sehr lang, niedrig. Das Hinterhaupt weit hinausgeschoben; stärkste Wölbung in der Mitte der Oberschuppe.

Grösste Länge	191 *mm*	
„ Breite.	129 „	(?)
Gerade Höhe	135 „	
Ohrhöhe.	112 „	
Horizontalumfang. . . .	508 „	
Stirnbreite	90 „	

Die Form ist entschieden ortho- (fast chamae-) dolichocephal. Auf die Maasszahlen und die daraus zu berechnenden Indices (Längen-Breiten-Index 67,5(?), Längen-Höhen-Index 70,6) ist nicht viel Gewicht zu legen, indess kommen sie doch gewiss der Wahrheit ziemlich nahe. Die Nase war kräftig, etwas breit, mit schwach eingebogenem und ziemlich stumpfem Rücken. Orbitae scheinbar etwas schief, in der Diagonale nach aussen gesenkt.

Der Schädel reiht sich demnach den früher aus der Gegend beschriebenen (Verhandl. 1884, S. 123 und 146; 1886, S. 66) unmittelbar an; er bestätigt den typischen Charakter der Dolichocephalie für diesen Theil des alten Nordthüringen-Gaues.

(18) Hr. Theodor Mommsen hat dem Vorsitzenden folgende Mittheilung aus dem Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1886, Nov., Jahrg. V, Nr. 11, S. 260, überschickt, betreffend einen

Procurator tractus Sumelocennensis et tractus translimitani.

„Im inneren Bithynien, in dem wenig bekannten Städtchen Dusa am Olympos, dem heutigen Düzdje, hat Hr. Weickum, jetzt Ingenieur der türkischen Regierung in Boli, den folgenden Inschriftstein gefunden, welchen ich gebe nach der von Hrn. Mordtmann in Constantinopel nach Abklatsch genommenen, durchaus zuverlässigen Abschrift[1]).

ἐπίτροπον
. . . . σεβαστ ΟΥ ΧΩΡΑΣ
σ ΟΜΕΛΟΚΕΝΝΗΣΙΑΣ ΚΑΙ
ὑπ ΕΡΛΙΜΙΤΑΝΗΣ ΕΠΙΤ ροπου
τ ΟΥ ΑΥΤΟΥ ΣΕΒΑΣΤΟΥ ΕΠΑΡ
ΧΕΙΑΣ ΓΑΛΑΤΙΑΣ ΚΑΙ τῶν
ΣΥΝΕΝΓΥΣ ΕΘΝΩΝ
ΠΟΜΠΗΙΑ ΑΝΤΙΠΑΤΡΙΣ
ΤΟΝΕΑΥΤΗΣ ΕΥΕΡΓΕΤΗΝ

„Dies ist die erste Inschrift, welche, abgesehen von dem öfter begegnenden procurator Augusti Belgicae et duarum Germaniarum[2]), uns einen kaiserlichen Finanzbeamten von Germanien nennt. Die Ergänzungen sind sicher. Das zweite Amt ἐπίτ[ροπον] τοῦ αὐτοῦ Σεβαστοῦ ἐπαρχείας Γαλατίας καὶ [τῶν] σύνεγγυς ἐθνῶν fordert einen vorhergehenden Kaisernamen, wovon die ersten erhaltenen Buchstaben der Rest sein müssen. Dieser Beamte führt den Namen des Kaisers im Titel und wird befördert zu der Verwaltung Galatiens und der benachbarten Provinzen, womit die kleineren, in den Inschriften der domitianischen Zeit damit vereinigten

1) Die durch Oberstrich bezeichneten Buchstaben sind auf dem Stein miteinander verbunden.

2) Ueber diesen wie über die procuratorische Verwaltung Germaniens überhaupt handelt O. Hirschfeld comm. Momms. p. 441 sq.

Landschaften[1]) gemeint sein werden; es darf ihm also nicht eine subalterne Stellung beigelegt werden, sondern nur eine der galatischen ebenbürtige Procuration und die Ergänzung [ἐπίτροπον . . . . . Σεβαστ]οῦ ist nicht abzuweisen. Dass von den zwei für diesen Beamten bezeichneten Amtsbezirken der erstgenannte der tractus Sumelocennensis ist, ist klar. Hinsichtlich des zweiten bemerkt mir Hr. Mordtmann, dass der vor E vorhergehende beschädigte Buchstabe Π Γ T gewesen sein könne. Gegen ἀγ]ερλιμιτάνης, woran er denkt, erheben sich sprachliche, wie sachliche Bedenken; eine derartig barbarische Bildung passt für die gut redigirte Inschrift nicht, und der ager limitanus könnte zum tractus Sumelocennensis nicht wohl den Gegensatz machen. Beide Bedenken fallen weg bei der Lesung ὑπ]ερλιμιτάνης; translimitanus ist correct gebildet und auch lexicalisch belegt, und neben dem tractus Sumelocennensis, welcher diesseit des Limes lag, steht passend der tractus translimitanus.

„Die Epoche der Inschrift lässt sich aus dem erhaltenen Schluss nicht unmittelbar bestimmen; aber dass sie der guten Kaiserzeit angehört, zeigen die Buchstabenformen, und die combinirte Verwaltung Galatiens mit einer Anzahl benachbarter Provinzen passt am besten für die Zeit Domitians und Traians. Eine frühere Ansetzung wird auch mit dem, was wir von dem Limes wissen, sich nicht in Einklang bringen lassen. Dagegen ist es sehr glaublich, dass wir es hier mit derjenigen Verwaltung des Decumatenlandes zu thun haben, wie sie durch den Chattenkrieg Domitians im Jahre 83 und die Vorschiebung des obergermanischen Limes hervorgerufen ward, und wie sie Tacitus für das Decumatenland im Sinn hat. Es ist begreiflich, dass dieses Gebiet, welches zunächst durchweg Domäne war und auf dem die städtische Entwickelung erst durch Domitian und Traian ins Leben gerufen wurde, nicht unter diejenige Finanzbehörde gelegt ward, welcher das ältere Obergermanien unterstand; eine eigene Procuration innerhalb der Provinz, durch die allgemeine Ordnung nicht angezeigt, ist in diesem Falle durchaus an ihrem Platze, und nicht minder, dass sie ihren Sitz in Sumelocenna hat; dass Rottenburg der älteste Mittelpunkt römischer Civilisation ist, älter als Baden-Baden und Ladenburg, wussten wir seit Langem. Wichtig aber ist das bestimmte Zeugnis dieser Inschrift dafür, dass, wie ich es in meiner Röm. Geschichte 5, 137 ausgesprochen habe, „die militärische Grenze sich innerhalb der Gebietsgrenze gehalten hat". Es liegt allerdings nahe genug, dass, wie kein Festungscommandant sich auf die Enceinte beschränkt, so auch die Römer bei ihrer Reichsbefestigung dasselbe gethan haben werden; aber darum ist es nicht weniger nützlich, dass wir dies jetzt nicht mehr vermuthen, sondern wissen." —

Gleichzeitig fordert Hr. Mommsen zu erneuten Untersuchungen über die von Symmachus und Ammian beschriebenen fortifikatorischen Anlagen auf, die Kaiser Valentinian I. 369 in der Gegend zwischen Speier und Worms ausführen liess und die aus einer hohen und starken Feste und einem Hafen für die Rheinflotte bestanden. Hr. Mommsen sucht dieselben an der Mündung des Neckar, welche damals bei Neckarau gegenüber von Altrip gewesen zu sein scheine.

(19) Der Vorsitzende macht Mittheilung über einen

Grabfund auf dem Bali Dagh bei Bunarbaschi, Troas.

Unser correspondirendes Mitglied, Hr. Frank Calvert hat mir die Nummer des Levant Herald and Eastern Express vom 9. April übersendet, welche einen

1) Marquardt, Handb. 1, 362.

Bericht von ihm d. d. Dardanellen, 4. April, enthält, betreffend die Ausgrabung eines Kegelgrabes auf dem Bali Dagh.

Der 70 Jahre alte Imam von Iné oder Ezineh, Suleiman Effendi, hatte vor längerer Zeit einen Traum, der ihm das Vorhandensein eines Schatzes in dem Tschoban-Tepé (Schäferhügel) offenbarte. Nach jahrelangem Zögern entschloss er sich vor etwa 4 Wochen, eine Ausgrabung vorzunehmen. Mit einer Anzahl von Griechen und Juruken arbeitete er an 3 auf einander folgenden Nächten an dem Hügel, der an dem Bergwege zwischen Bunarbaschi und Ine auf der Höhe des Bali Dagh gelegen ist. Am letzten Morgen stiess man auf feste Theile, ein Mauerwerk, welches die Decke eines Grabes bildete. Einer der massiven Decksteine wurde zertrümmert und durch das Loch das Grab ausgeleert. Ein Grieche von Renköi machte den Behörden Anzeige davon. Der Mutessarif Djever Pascha und der Mudir von Renköi, Achmet Effendi, verhafteten die Arbeiter und fanden in ihrem Besitz einige Goldzierrathe und sonstige Kleinigkeiten. Hassan Bey, der Polizeichef, zeigte die Sachen Hrn. Calvert. Es waren folgende: 1) ein goldener Kranz aus Eichenblättern mit kleinen Eicheln auf langen Stielen von sehr feinem Draht, die beim Berühren erzitterten. Blätter und Eicheln waren an eine Fassung von dickem Gold befestigt, in deren Mitte ein bewegliches Gelenk sass. Das Ganze hatte 6 türkische Drachmen (3 Unzen 14 1/2 dwt.) Gewicht. — 2—4) drei Bänder (fillets) von Gold, ungefähr 2 Fuss lang und 1 1/2 Zoll breit, von sehr dünnem Golde und mit eingepunzten Ornamenten. Letztere zeigen Vierecke, durch ein zackiges Band getrennt. Jederseits in dem Endviereck ist eine Schnecke (scroll) angebracht und zwischen den Schnecken eine Citherspielerin. Dasselbe Muster, offenbar mit demselben Stempel erzeugt, wiederholt sich in der ganzen Länge des Bandes. Die 3 Stücke wiegen nur 15 Drachmen (1 Unze 11 dwt.). 5) Bruchstücke der Capsel eines Bronzespiegels. 6) Fragmente eines Alabastron.

Hr. Calvert hält die Bänder für Todtenornament, dagegen sei der Kranz von zu solider Arbeit, um als ein blosser Begräbnisszierrath angesehen zu werden. Die Sachen sind an den Sultan gesandt worden.

Bei einem Besuche der Stelle fand Hr. Calvert eine Tranchée von einigen 100 Fuss Länge, welche die Mitte des Hügels in der Richtung SO—NW durchschnitt. Sie war im Centrum 15 Fuss tief und erreichte hier die Oberfläche des Grabes, welches dieselbe Richtung hatte, wie der Graben. Das Grab war aus wundervoll behauenen Quadern, aber ohne Cement, errichtet. Es war mit Schutt gefüllt und daher schwer in seinen Dimensionen zu bestimmen; Hr. Calvert schätzt es zu 8 Fuss auf 6. Die Decksteine hatten eine Dicke von 10 Zoll. Tschoban-Tepé ist der am meisten westlich gelegene Hügel auf dem Bali Dagh, von den übrigen bekannteren etwas abliegend.

Schon in dem Journal of the Archaeological Institute von 1869 hat Hr. Calvert die Meinung vertreten, dass auf dem Bali Dagh das alte Gergis gelegen habe. Hier sei der Geburtsort der Sybille gewesen und hier herrschte einst Manias, die Wittwe des Griechen Zenis, zur Zeit des Pharnabazus, und nach ihrer Ermordung ihre Tochter Meidias, welche die Schätze ihrer Mutter zu bewahren wusste. Hr. Calvert hält es für möglich, dass eine dieser Damen in dem Grabe beigesetzt sei.

Ich habe schon früher meine Zweifel darüber ausgedrückt, ob Gergis auf der Höhe von Bunarbaschi gesucht werden darf. Herodot (Lib. VII. 43) hat sehr bestimmte Angaben über den Weg, welchen Xerxes mit seinem Heere auf seinem Zuge gegen die Hellenen von Sardes nach Ilios und von da zum Hellespont nahm. Darnach marschirte der Perserkönig von dem „Pergamon des Priamos“ auf Abydos, indem er Rhoiteion, Ophryneion und Dardanos zur Linken, Gergis zur

Rechten liess (ἐν δεξιῇ δὲ Γέργιθας Τευκρούς). Darnach ist es ganz unmöglich, Gergis auf den Bali Dagh zu verlegen, der am linken Ufer des Skamander und zwar so gelegen ist, dass ein grosses Heer unmöglich links von ihm seinen Marsch nehmen konnte; dieser musste vielmehr sachgemäss durch die Skamander-Schlucht, rechts vom Bali Dagh, gehen, und dann blieb Bunarbaschi oder, was ihm entsprechen mochte, auf der linken Seite des Heerzuges. Schwerlich wird es heut zu Tage noch möglich sein, das Grab einer bestimmten Persönlichkeit der persischen Zeit in diesen Gegenden zu erkennen. Es genügt, zu wissen, dass denn doch noch einer der Hügel des Bali Dagh reichen Grabinhalt umschlossen hat, wenn auch dieser Inhalt mit dem prähistorischen Ilios nichts zu thun hatte.

(20) Hr. Rosset übersendet eine Nummer der Illustrirten Zeitung mit Abbildungen aus den Malediven.

(21) Hr. E. Friedel legt das eben erschienene Werk Otto Hermann's über

die ungarische volksthümliche Fischerei

(A Magyar Holászat Könyve, 2 Theile, Budapest 1887) vor und bespricht die für die Ethnographie wie Vorgeschichte gleich interessante Veröffentlichung. Herr Hermann ist der Gesellschaft bereits bekannt durch ein Netz aus der Theiss-Gegend bei Szegedin, welches, mit Metatarsus- und Metacarpus-Knochen vom Pferd als Netzbeschwerern in eigenthümlicher und in Deutschland nicht beobachteter Weise ausgestattet, der Gesellschaft vorgezeigt und dann in das kgl. Museum übernommen ist, während das Märkische Museum ein Exemplar jener in besonderer Weise geglätteten und durchbohrten knöchernen Netzbeschwerer ebenfalls dem um die Kenntniss der Fischereiverhältnisse Ungarns verdienten Verfasser verdankt. Auch der kurzgefasste „Führer durch die Fischereiabtheilung der Ungarischen Landesausstellung von 1885“, welche Abtheilung Hermann ins Leben gerufen hatte, hat sich wegen seiner anthropologischen und ethnologischen Beziehungen eines grossen Beifalls erfreut.

Nachdem Herman den Stoff Jahre lang gesammelt und mehrere öffentliche Sammlungen, namentlich die an mittelalterlichen und vorgeschichtlichen Fischereigeräthen sehr ausgiebige Suite des Märkischen Museums studirt, hat er das grosse, zweibändige Werk publicirt, welches mit einer Menge von lehrreichen Zeichnungen aus der Hand des Verfassers selbst geschmückt worden ist.

Sind die Magyaren, als Bewohner einer an Fischwässern reichen Steppe, von jeher, ausser erfahrenen Reitern, auch geschickte Fischer gewesen, die bis auf den heutigen Tag Eigenartigkeiten des Fischereibetriebs, zu welchen Parallelen in Asien nachweisbar, von der Urzeit her bewahrt haben, so treten auch noch diejenigen Fischerei-Besonderheiten hinzu, welche die anderen Volksstämme der Ungarischen Krone besitzen, die Deutschen, die Walachen, die Slaven und die Zigeuner.

Mancherlei Geräthschaften und Gebräuche, welche mit unserer deutschen Fischerei zusammen hängen, ebenso die Entwickelung des Fischereiwesens aller Nachbarnationen erhalten durch das Hermann'sche Buch willkommene Aufklärungen.

Der erste Theil ist der eigentlichen Fischerei, den Fangarten und Geräthen, der zweite Theil den Fischen und Fischnamen gewidmet. In letzterer Beziehung will ich anführen, dass das Material, welches der berühmte Fischkundige Dr. Marcus Elieser Bloch, ökonom. Naturgeschichte der Fische, Berlin 1785, Theil 3 S. 271 ff. als ungarisch beibringt, zumeist nicht magyarisch, sondern slovakisch, also slavisch ist.

Im Interesse einer weiteren Benutzung und Verbreitung des wichtigen Werks kann nur der dringende Wunsch nach dem recht baldigen Erscheinen einer deutschen Ausgabe ausgesprochen werden.

(22) Hr. Paul Ascherson berichtet aus Damiette über den

ägyptischen Caviar (Butargh).

Während meiner Bereisung der ägyptischen Küste zwischen den beiden grossen Nilmündungen habe ich nicht versäumt, der Butarghfrage meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon in Rosette erfuhr ich, dass es 2 verschiedene Sorten giebt: eine kleinere, aber gesuchtere, von einem بورى Buri genannten Fische, die ich noch nicht gesehen und gekostet habe, und die gewöhnliche, zu der die nach Berlin gelangten Proben gehören dürften, vom Qarūs قاروس (gespr. arūs, aber nicht mit dem bekannten Worte عروس arūs, die Braut, zu verwechseln). Auch dieser mundet übrigens in guter Waare vortrefflich. Diese doppelte Abstammung wurde mir dann wiederholt bestätigt. Die Saison des Qarūs-Butarghs ist seit mehreren Monaten vorüber, die des Buri-Butarghs beginnt erst in einigen Wochen, so dass ich die Präparation nicht selbst sehen konnte. Ich finde es bemerkenswerth, dass man ein so gutes und reinschmeckendes Product erhält, während die Methode des Einsalzens der Fische selbst die denkbar primitivste ist. Ich erhielt von dem Inspector der Fischerei in Brullus 2 eingesalzene Buri, die ich aber schon nach 2 Tagen wegen des unerträglichen Gestanks wegwerfen musste. Die Aegypter essen freilich dies stinkende Zeug (fessīch) mit Behagen.

Ich machte hier die Bekanntschaft eines zoologischen Sammlers, des Herrn Schrader, welcher versprochen hat, einen Buri und einen Qarūs in Spiritus an Dr. Hilgendorff zu senden, den ich ersuchen werde, sie zu bestimmen[1]).

(23) Hr. Junghann in Offenburg lenkt in einem, an den Vorsitzenden gerichteten Schreiben vom 19. März die Aufmerksamkeit auf die zahlreichen Vortheile, welche eine gründliche Erforschung der einzigen, noch im Urzustande lebenden arischen Stämme, der blonden und blauäugigen Siagosch in Kafiristan am Hindukusch und der benachbarten Darden am oberen Indus, darbieten würde. Er sei besonders beunruhigt durch einen Aufsatz in der Allgem. Zeitung, nach welchem die Siagosch von Feindseligkeiten der Afghanen bedroht sein sollen, die leicht theilweise Vernichtung des Stammes herbeiführen könnten. —

Hr. Virchow erinnert daran, dass Hr. v. Ujfalvy über die Stämme des Hindukusch neuerlich ausführliche Mittheilungen veröffentlicht hat. —

Hr. Hartmann citirt in gleicher Weise Biddulph.

(24) Hr. Finn überschickt folgenden Auszug, betreffend ein

Hünengrab im nördlichen Jütland.

Bei dem Dorfe Donbäk, in der Nähe von Frederikshafen, wurde Anfang März dieses Jahres unter Leitung des Museums-Assistenten W. Boye aus Kopenhagen ein in mehrfacher Beziehung interessantes Hünengrab vollständig ausgegraben, nachdem beutelustige Arbeiter kurz zuvor schon einen Theil des Hügels und der

1) Nachschrift. Prof. Schweinfurth sandte von Port-Said (Ende Juli) frischen Butargh von einem Fische Namens Hūd. Auf der Reise nach Constantinopel sagte man mir, dass Butargh oder, wie er türkisch genannt wird, bāliq jamurtassi (Fischeier) auch dort bereitet werde.

Steinkiste zerstört hatten. Der Hügel war 77 Fuss im Durchmesser und etwa 15 Fuss hoch gewesen. Das Centralgrab bestand aus einer Steinkiste, die mit einer hohen Schicht von handgrossen Steinen überdeckt war. Die von Nordwest nach Südost angebrachte Steinkiste war etwa 10 Fuss lang, 3 Fuss breit und innen etwa 2 Fuss hoch; dieselbe war jedoch schon theilweise zusammengestürzt. Auf dem, mit Bohlen belegt gewesenen Boden fand man Reste einer unverbrannten Leiche, die, wie es scheint, in eine Thierhaut gewickelt gewesen ist, von der jetzt nur noch die Haare übrig waren. Ausserdem fand man Stücke von mindestens zwei Arten Zeug, wovon die eine ausserordentlich schön gewebt ist, und Ueberreste von vorzüglich gearbeiteten Franzen. Im Uebrigen lagen bei der Leiche ein goldener Spiralarmring (117 *g* schwer), ein eisernes Schwert, Bruchstücke eines flachen Bronzegefässes von römischer Arbeit, ein kleiner Holzeimer mit Bronzereifen, mehrere stark verrostete Eisensachen und zwei zerbrochene Thongefässe von feiner Arbeit. Der Hügel ist später noch zu einem anderen Begräbniss verwendet worden, denn in geringer Entfernung von der vorerwähnten fand man noch eine kleinere Steinkiste von gleicher Beschaffenheit und in derselben zwei kleinere Thongefässe, von denen das eine eine kleine Bronzeperle und ein Stück Eisen enthielt. Ueberreste von Knochen waren aber nicht zu entdecken. An der nördlichen Seite des Hügels fand man ferner eine grosse Urne mit Asche, verbrannten Knochen und Bruchstücken von einem eisernen Schwert; an der südlichen Seite endlich fand man Holzkohlen, verbrannte Knochen, ein eisernes Schwert und mehrere Geräthschaften aus Eisen. — Den goldenen Spiralarmring hat das Altnordische Museum in Kopenhagen erhalten.

(25) Hr. Hollmann bringt für den 1. Mai eine Excursion nach Gardelegen in Vorschlag.

(26) Hr. Schuhmachermeister Wilh. Petsch in Cölleda hat dem Vorsitzenden zur Ansicht die Photographie eines

3 jährigen Mädchens mit Polysarcie

übersendet. Das Kind, seine Tochter, ist nach seiner Angabe 65 Pfd. schwer und sehr verständig. Ueber die Grösse giebt er nichts an, doch scheint es, dass es sich um einen Fall von prämaturer Entwickelung handelt.

(27) Separatabdrücke aus den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen, Bd. IX, bringen einen Bericht der von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins und dem naturwissenschaftlichen Verein im Herbst 1872 gemeinsam niedergesetzten anthropologische Commission in Bremen. Es mag daraus erwähnt werden, dass im Jahre 1876 die städtischen Sammlungen für Naturgeschichte und Ethnographie eingerichtet und 1878 Hr. S. A. Poppe zum anthropologischen Assistenten ernannt wurde.

Eine ausführlichere Mittheilung des Hrn. F. Buchenau betrifft einen

Fund von Bernstein- und Bronzeschmuck im Moore bei Lilienthal.

Im April 1885 wurden in einem Moore, etwa 3 Meilen NO von Bremen, einige Schmuckgegenstände von Bernstein und Bronze zu Tage gebracht. Sie fanden sich in der Moorkolonie Schmalenbeck (Amt Lilienthal) auf dem Colonate (Nr. 12) des Gemeindevorstehers H. Garms, unfern des nach Wilstedt zu gerichteten Nordostendes des Colonates, da, wo der Torf bereits minder mächtig wird, 2 *m* unter der Oberfläche des Moores und etwa 60 *cm* über dem unterliegenden Sande, in dem untersten, schwersten Torfe (Wurzeltorf). Sie wurden beim Torfgraben durch den

Spaten an die Oberfläche gebracht, ohne dass irgend eine Umhüllung (Topf, Tuch oder Aehnliches) bemerkt wurde. Ein Spatenstich förderte sofort fast alle Gegenstände zu Tage; weitere Nachforschung in der nächsten Umgebung lieferte nur noch einige wenige Bernsteinperlen.

Der auffallendste Gegenstand ist ein schöner, 26,6 *g* schwerer Haarpfeil von Bronze. An die 15,8 *cm* lange Nadel schliesst sich oben ein flacher Ring von 4,5 *cm* Durchmesser an, welcher durch zwei senkrecht zu einander stehende Durchmesser in 4 Quadranten getheilt wird. Oberhalb dieses grossen Ringes erhebt sich noch ein kleiner, flacher Ring von 1 *cm* Durchmesser, welcher dem grossen Ringe etwas schief aufsitzt. Beide Seiten des grösseren Ringes und seiner Durchmesser sind durch ein einfaches Ornament flach eingedrückter Linien belebt; diese Linien sind auf dem Ringe radial, auf jedem Durchmesser senkrecht zu dessen Länge gerichtet. Der Pfeil ist aus einem Stücke gegossen; das Material ist eine goldgelbe Bronze. Der ganze Pfeil ist von einer dünnen, braunen, rauhen Verwitterungskruste bedeckt, durch welche nur an einzelnen Stellen das Metall hindurchscheint; nach dem Abschaben dieser Rinde nimmt das Metall einen lebhaften Metallglanz an. — Die Nadel hat im oberen Drittel einen der Länge nach verlaufenden Eindruck, welcher wie ein Riss oder Sprung aussieht, in Wirklichkeit aber wohl ein Fehler des Gusses ist. Das specifische Gewicht der Bronze ergab sich als 8,58. Durch den obersten kleinen Ring ist ein unregelmässig zusammengebogener kleiner Drahtring von nicht ganz 1 *cm* Durchmesser geschlungen; das Material desselben ist dieselbe Bronze, wie die des Pfeiles; auf seiner Oberfläche verlaufen Längsstreifen, welche wohl von dem Ausziehen des Drahtes herrühren.

Aus dem gleichen Materiale bestehen auch die anderen Bronzegegenstände. Es sind dies:

a) eine grössere Spirale aus fast 1,5 *mm* dickem Drahte, 8 volle Kreise von 4,7 *cm* Durchmesser bildend; Gewicht 14,5 *g*;

b) eine engere Spirale aus Draht von reichlich 1 *mm* Durchmesser, fast 6 Windungen von 2,7 *cm* bildend; Gewicht 3,55 *g*;

c) ein Buckel, d. i. ein kegelförmiges, am Rande etwas abgeflachtes Hütchen aus Bronzeblech, am unteren Rande befinden sich 2, offenbar zum Aufnähen dieses als Verzierung dienenden Gegenstandes bestimmte Löcher; Gewicht 1,8 *g*;

d) endlich 2 kleine, unregelmässig zusammengerollte Streifen von Bronzeblech, etwa 1 *cm* breit, jedoch mit ziemlich unregelmässigen Rändern.

Der Bernsteinschmuck bestand aus 51 durchbohrten Perlen, doch mögen noch einige beim Abwaschen der Gegenstände in einem der Fundstelle nahen Graben verloren gegangen sein; die vorhandenen bilden, an einander gelegt, eine Schnur von 24 *cm* Länge, reichen also für eine Halskette nicht aus. Die Perlen lagen lose neben einander; die sie zusammenhaltende Schnur war also verwest. Die Gestalt der Perlen ist meistens die von flachen Cylindern oder Scheiben mit abgerundeten Rändern, einige gleichen Spinnwirteln; die Durchbohrung ist in vortrefflicher Weise cylindrisch mit einem Durchmesser von ca. 2 *mm* durchgeführt; an den grösseren Perlen zeigt sich um den Ausgang der Durchbohrung eine flache, nabelartige Vertiefung. Die Flächen der Perlen sind matt gerieben und zeigen zum Theil noch Spuren der Bearbeitung; ihre Aussenseite aber ist meistens glatt polirt und völlig durchsichtig. — Der verwendete Bernstein ist meistens eine durchsichtige Sorte von gelber oder rothbrauner Farbe; milchig-trübe sind nur wenige Perlen. Nach der Grösse lassen sie sich etwa in 3 Sorten theilen: grosse (16 Stück von 17—12 *mm* Durchmesser), mittlere (16 Stück von 10—8 *mm*) und kleine (19 Stück von etwa 5 *mm* Durchmesser).

Dieser Schmuck bietet ein mehrseitiges Interesse dar. Zunächst ist Bernsteinschmuck aus älterer Zeit in der Bremer Gegend nur selten; Hr. C. A. Poppe in Vegesack kennt nur einen derartigen Schmuck, welcher sich im Museum des Schlosses zu Ritzebüttel befindet. Form und Verzierung des Haarpfeiles dagegen sind nicht ungewöhnlich; eine ähnliche, nur noch etwas mehr ausgebildete Verbindung von Ringen und gekreuzten Durchmessern ist z. B. abgebildet von einem Funde in den Jungwaldgräbern von Aschbach (vgl. Die Ausgrabungen des historischen Vereins der Pfalz während der Vereinsjahre 1884/85 und 1885/86, Speyer 1886, Taf. VI, Fig. 6). — Die Drahtspiralen, welche einen hohen Grad von Elasticität bewahrt haben, sind für Armspangen zu eng, für Fingerringe aber zu weit; Hr. Buchenau vermuthet, dass sie wohl eher zum Durchziehen des Haupthaares oder eines Zipfels der Gewandung gedient haben. Der Blechbuckel endlich wird wohl der Gewandung als Zierrath aufgenäht gewesen sein. — Das Ganze bildete ziemlich zweifellos den Schmuck einer Frau, welcher hier verloren wurde. Dass seine Trägerin an der betreffenden Stelle verunglückt sei, erscheint nicht sehr wahrscheinlich, da unsere Moore ja menschliche Leichen in guter Erhaltung conserviren.

(28) Hr. R. Hartmann spricht über eine

bildliche Darstellung und ein Handschreiben des Ras Alula.

In der vorigen Sitzung nicht zugegen gewesen, habe ich nichts von dem damals gehaltenen Vortrage des Hrn. Dr. O. Hermes über den von mir auf die heutige Tagesordnung gebrachten Gegenstand gewusst, anderenfalls würde ich kaum mehr darüber das Wort nehmen. Einmal für die heutige Sitzung angemeldet, will ich es aber nicht unterlassen, hiermit einige Commentare zu den Mittheilungen des Hrn. Hermes zu liefern. In der vorigen Sitzung wurden farbige Handzeichnungen von Ras Alula und Gefolge, welche Hr. Lodze, Agent der Grossthierhandlung von Gebrüder Reiche zu Alfeld, während einer Geschäftstour in Abyssinien angefertigt hatte, durch Hrn. Hermes in Umlauf gebracht. Diese sehr verdienstlichen Abbildungen sind überaus treu und charakteristisch in Bezug auf das Kostümliche. Ich habe dieselben mit dem Storchschnabel vergrössert nachgezeichnet und dabei einige kleine Mängel der Originale in Bezug auf die Körperproportionen zu verbessern gesucht. Ras Alula erscheint dort, wie Sie bemerken, mit einem mehrere Kreuze tragenden Diadem geschmückt. Er trägt den Lembd oder zerschlitzten, mit Zierrath versehenen Pelzkragen, der auch ein Attribut der ihn umgebenden Kriegsleute bildet. Bei einem der Gewehrträger ist dieser Lembd von gewöhnlichem, hellem Leopardenfell, bei Schalaka Areya ist er dagegen aus der Haut der Gasela, der schwärzlich-braunen Varietät des Leoparden, bereitet. Die Gasela soll zuweilen in einem Wurf mit hellen gefleckten Jungen vorkommen. Sie zeigt gewöhnlich auf dunkel graulich-braunem Grunde die typische schwarze, dann eben noch wahrnehmbare Zeichnung. Ein schönes Exemplar dieses immerhin seltenen, namentlich in Guragwe beobachteten Thieres ziert die Sammlung ausgestopfter Säugethiere des Königl. Museums zu Stuttgart und ist vom verstorbenen Prof. Krauss in dessen bekanntem Säugethierwerk recht gut abgebildet worden. Einen Lembd aus Gasela-Fell tragen zu dürfen, gilt in Abyssinien als hohe Auszeichnung. Die vorliegenden Abbildungen der Gefolgschaft Ras Alula's lassen die Bewaffnung zweier dieser Leute mit modernen Hinterladern erkennen. Sonst fehlen nicht der aus starker Thierhaut (vom Büffel, Elephanten, Nashorn, der Rückenhaut grosser Antilopen) verfertigte, mit bebordeten Pelzstücken verbrämte und mit Metallzierrathen beschlagene

Schild, ferner der Schotel oder lange, stark gebogene, zweischneidige Säbel. Wolda Gebrin trägt eine merkwürdige, wohl aus den Borsten des Warzenschweines (Phacochoerus Aeliani) verfertigte Kopfverzierung. Diese, schon bei Lord Valentia und Salt aufgeführt, erinnert an einen ganz ähnlichen, borstigen Kopfzierrath der Schilluk, wie ein solcher auch von R. Buchta photographisch dargestellt ist. Ich sah einen ähnlichen auf älteren Abbildungen der zu den Bechuana gehörenden Bachlapi von Alt-Litaku, ferner dergleichen Kopfzierrathen aus dem Senegalgebiet. Die Wamasay (Orloikob) in Ost-Afrika tragen einen, meist aus Straussfedern, zuweilen aber auch aus Schweineborsten gebildeten Kranz um das Gesicht her. Dergleichen Zierrathe scheinen recht urwüchsig-afrikanische zu sein.

Ras Alula, der treue Diener des Königs Johannes, hat schon viel von sich reden gemacht und gilt zwar als tactisch begabter, persönlich tapferer und energischer, zugleich aber auch rücksichtsloser und selbst grausamer Anführer. Als im November 1875 die Aegypter unter Arakel Bey und Arendrup (einem Dänen), wohl gerüstet, aber übel berathen, in den Engpässen von Guda Gude oder Gundet durch die Abyssinier total vernichtet wurden, führte Ras Alula seine Schaaren muthig in den Kampf. Damals blieben die siegenden Abyssinier ihrem alten (schon von den pharaonischen Kriegern geübten) Brauche treu, die verwundeten und getödteten Feinde ihrer Zeugungstheile zu berauben, um sich mit diesen als blutigen Trophäen zu brüsten. Auch im März 1876 half Ras Alula unter den Augen seines Königs eine neue ägyptische Invasionsarmee bei Gura vernichten. Welche verhängnissvolle Rolle dieser mächtige Anführer neuerdings bei der Niedermetzelung tapferer Italiener zu Dogali, im Küstengebiete von Masaua, gespielt, ist noch in Aller Erinnerung. Der von Hrn. Lodze abgebildete Wolda Gebrin ist vielleicht identisch mit jenem Balata Gebro, der u. A. sich Rohlfs gegenüber rühmte, in einem der oben erwähnten Kämpfe 100 Aegypter eigenhändig getödtet und davon 25 eigenhändig entmannt zu haben (Meine Mission nach Abyssinien. Leipzig 1883, S. 145.) In welcher persönlichen Beziehung der hier gleichfalls abgebildete Schalaka (etwa Oberst) Areya zu dem von Rohlfs erwähnten Ras Areya, Sohn des Johannes, steht, ob er mit diesem identisch ist oder nicht, weiss ich im Augenblick nicht zu sagen. Der unter den Abgebildeten befindliche, mit einem weissen Kopftuche geschmückte Wolda Gedda macht einen weniger kriegerischen Eindruck.

Anscheinend recht treu conterfeit ist von Hrn. Lodze Gedana Marjam, des Ras Alula Weib. Das ist jenes nicht anmuthlose Puppengesicht, wie man es gar nicht selten unter abyssinischen und auch Gala-Frauen, ja selbst bei echtnigritischen Stämmen, wiewohl hier seltener als dort, beobachten kann. Sogar die etwas vorstehenden Schneidezähne der hohen Dame scheinen charakteristisch zu sein. Ich habe eine derartige Bildung bei einigen Abyssinierinnen selbst wahrgenommen. Frau Marjam trägt um den Hals den Mateb, eine blauseidene Schnur, — das Abzeichen des Christenthums, — ferner ein silbernes, mit einer Agraffe geschmücktes Halsband, sowie das bordirte, kaftanähnliche Kleid.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Ausführliches über Land und Leute im abyssinischen Hochlande zu berichten. Ich habe darüber an mehreren Stellen, theils nach eigenen Nachforschungen, theils nach fremden Erkundigungen Genaueres mitgetheilt. Dagegen lege ich Ihnen noch einiges Abbildungsmaterial aus meiner Skizzensammlung vor. Es sind das z. Th. die an Ort und Stelle in Aquarell ausgeführten Originale, z. Th. die nach meinen Originalen später von mir copirten Darstellungen. Zunächst dürfte Sie ein Bild des Negus Negesti za Aithiopya Johanös, des Königs der Könige von Aethiopien, Johannes, interessiren. Es existiren einige Portraits dieses begabten und energievollen Herrschers, so z. B. in den Illustrated

London News vom Jahre 1868, bei Rohlfs u. s. w. Das beifolgende Aquarellbild wurde von mir im Jahre 1872 nach einem, von Fr. Binder nach Kissingen gebrachten, sehr hübschen Miniaturbilde vergrössert nachgezeichnet. Binder kannte dessen genaue Provenienz selbst nicht, — er hatte es aus Aden erhalten. Er versprach mir, genauere Erkundigungen darüber einzuziehen, indessen ereilte ihn vorher leider der Tod. Vermuthlich ist es von einem Theilnehmer des britischen Feldzuges gegen Theodor gezeichnet gewesen, vielleicht auch von einem Missionär. Das Gesicht des Negus zeigt hier eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den von mir oben erwähnten Holzschnittdarstellungen, nur erscheint die heut präsentirte Abbildung vornehmer und ausdrucksvoller. Der Negus hiess damals noch Ras Kasai. Er trägt die rothverbrämte Schama und auf dem Haupte den silbernen, mit Kettchen, Plättchen und Agraffen von gleichem Metall, sowie mit einer wehenden Straussfeder gezierten Akodama, das malerische Feldabzeichen höherer abyssinischer Kriegsleute. Manche der letzteren lieben es, nach einem Siege und nach vollführter Entmannung der Feinde, frische Spargelschosse in den Akodama oder in das phantastisch frisirte, fettstrotzende Haupthaar zu stecken. Sie sehen ferner einige Abyssinier und Gala von mir abgebildet. Die Modelle waren 1860 unter der Sklavenbevölkerung Nubiens und des ägyptischen Sudan reichlich vertreten. Ich zeige Ihnen z. B. das Portrait des Unterofficiers Beschir aus der Garnison zu Famaka, ferner dasjenige der Gedanya Girgis und der Bachita, alle drei Guduru-Gala, ferner der Kulamba oder Merdjaneh, eines Wâlo-Gala-Mädchen, sowie der Berylle, einer jungen Walamo-Gala. Diese letztere dürfte die niedlichste der dargestellten Personen sein. Die junge Södama aus Guragwe, eine etwa 13jährige Dienerin des Signore Camozzi, hat zwar magere, aber dennoch ansprechende Körperformen. Sie besitzt die hellste Hautfarbe von Allen; ihr Braun spielt lebhaft in's Röthliche und dürfte Broca's Nr. 13 am nächsten kommen. Kulamba und Berylle sind Vandyckbraun gefärbt. Bachita zeigt eine gesättigte Umberfarbe, Beschir ist eher Kasselerbraun gefärbt. Die hier dargestellten Gala-Mädchen haben einen verhältnissmässig üppigen, vielfach und in zierlicher Weise geflochtenen Haarwuchs. Die Haare sind etwa 200—300 *mm* lang, derb, sparrig und wollähnlich gedreht. Es erfordert immer viel Mühe und Zeit, sie in einzelne Flechten und Zöpfe zu ordnen. Der Kopf dieser Personen ist lang und stenocephal. Die stark nach hinten geneigte Stirn lässt fast regelmässig einen die Stirnhöcker verbindenden Querwulst, einen Torus frontalis transversus, erkennen. Die Einbuchtung zwischen Stirn und Nasenwurzel ist geringfügig. Die Augen sind durchaus nicht ungewöhnlich gross, haben übrigens eine dunkelumber- bis dunkelkasselerbraune Iris, eine gelblichbraun überflogene Bindehaut und einen lebhaften, sympathischen Ausdruck. Die kleine Nase ist gerade, hat eine stumpfe Spitze, breite Flügel und geöffnete Nüstern. Der Mund ist prognath, aber nicht breit, die Lippen sind fleischig, nur wenig aufgeworfen und braunröthlich, öfters mit leichtem Anflug von bläulichroth. Das Kinn ist nicht gross, gerundet und zurückweichend. Der Hals ist zierlich, Schultern und Brustkorb sind wohl entwickelt. Die hier abgebildeten Mädchen sind mit all dem Tand sudanischer Bazare behangen, den sie von ihren Herren und Eigenthümern zum Geschenk erhalten. Ich füge hier die Bemerkung hinzu, dass Abyssinierinnen und Gala treue, hingebende und zu allen häuslichen Verrichtungen geschickte Gattinnen abgeben, dass sie sich aber auch leicht das Obercommando im Hause aneignen und dies mit grosser Energie aufrecht zu erhalten und geltend zu machen wissen. Man hat in den braunen Gemahlinnen der Dr. Peney, Nicola Ulivi, Major Ibrahim-Effendi von Karkodj und Achmed Effendi Hedheri

von Halfaye ganz vortreffliche Frauen kennen gelernt, deren Lob hier gelegentlich zu verkünden ich mir zur angenehmen Pflicht mache.

Unter den Abbildungen finden Sie ferner diejenigen einiger hübsch gearbeiteter abyssinischer Industrieartikel, wie Körbe, Sattelzeug, sowie eines Sortimentes verschiedenartig gefasster und gekoppelter Säbel. Die Originale befanden sich im Besitze von Chartumer Privatpersonen. —

Hr. Hermes zeigt den Brief des Schalaka Arejâ und verliest die von Herrn Dillmann gegebene Uebersetzung.

(29) Hr. Olshausen zeigt eine auf Rügen gefundene Bronzefigur.

(30) Hr. Virchow bespricht, unter Vorlegung der Gegenstände,

Gräberfunde von den Key-Inseln.

So nahe die Gruppe der Key- oder Ki-Inseln an die Südwestküste von Neu-Guinea herantritt, so ist sie doch von jeher zu den Molukken gerechnet worden. Je nachdem man Arru gleichfalls noch zu diesen zieht oder es davon ausscheidet, würden die Key-Inseln entweder das südöstlichste Ende der Molukken-Reihe darstellen oder wenigstens ganz nahe an dasselbe heranreichen. Die Meinung in Bezug auf die Bevölkerung ist aber stets dahin gegangen, dass in diesem Gebiet eine starke Mischung der Rassen stattgefunden habe, indem von Osten her papuanische Elemente in mehr oder weniger starkem Maasse eingeströmt seien, während die Urbevölkerung aus Alfuren bestanden habe, denen von Norden und Westen her malayische, indische und arabische Einwanderer zugetreten seien.

Diese Meinung mag im Ganzen zutreffen. In der Sitzung vom 21. Januar 1882 (Verh. S. 77) habe ich den Versuch gemacht, für die Alfuren der Molukken einigermaassen sichere Materialien zusammenzubringen. Indess liegt es auf der Hand, dass ein solcher Versuch erst nach wiederholter Nachprüfung eine gewisse Sicherheit des Urtheils herbeiführen kann und dass es um so nothwendiger ist, die einzelnen Inseln und Inselgruppen immer von Neuem zu untersuchen, da begreiflicherweise jede von ihnen ihre besonderen Mischungsverhältnisse besitzen muss. So scheint gerade zwischen den Leuten der Arru- und der Key-Inseln eine nicht geringe Verschiedenheit zu bestehen.

Earl (The native races of the Indian Archipelago. Papuans. London 1883. p. 94) glaubt die Arru-Leute trotz ihrer Aehnlichkeit mit den Australiern von Port Essington zu den Papuas rechnen zu müssen. Dies ist auch das Ergebniss der HHrn. de Quatrefages und Hamy (Crania ethnica, p. 274), Beccari und Tocco (Cora, Cosmos 1874, II. p. 401, 429) und der Challenger-Expedition, obwohl die Gelehrten der letzteren eine grosse Aehnlichkeit der Eingebornen mit den Weddas von Ceylon, namentlich dasselbe buschige Haar constatirten (Report on the scientific results of the voyage of H. M. S. Challenger. Narrative, Vol. I. P. II. 1885, p. 547). Eine ausführliche Zusammenstellung der verschiedenen älteren Angaben findet sich bei Waitz (Anthropol. V. S. 80), aber sein Endurtheil geht dahin, dass der Grundstock alfurisch sei.

Die Key-Insulaner brachte Earl, wie aus seinen Mittheilungen an Prichard (Phys. hist. of mankind, Vol. V. p. 95) hervorgeht, in direkte Verbindung mit der Bevölkerung der Inselkette, welche sich von Timor Laut und Sarwatty bis Savu und Timor erstreckt; nach seiner Meinung herrsche hier überall dieselbe Sprache, mit vielerlei Local-Dialekten freilich, aber doch so erkennbar, dass

er sie alle zu derselben grossen Familie rechnen zu dürfen glaubte. Auch in dieser Mittheilung schloss er die Arru-Inseln ausdrücklich aus. Die Key-Inseln waren seit Jahrhunderten den Einwanderungen von Westen her offen. Auf Gross-Key erlangte sogar das mohamedanische Element die Herrschaft; Einwanderungen von Banda und Ceram werden ausdrücklich bezeugt (Waitz a. a. O. S. 79). In noch bestimmterer Weise äussert sich Hr. Riedel (De sluik-en kroeshaarige rassen tusschen Selebes en Papua. 'S-Gravenhage 1886, Bl. 218). Aber auch er scheidet einen gewissen Kern einer ursprünglichen Bevölkerung aus, und von diesem giebt er an, dass er orthodolicho- und mesocephal, lichtbraun von Farbe, schlicht-, zuweilen wellhaarig, gut gebildet und muskulös sei. Die Höhe der Männer giebt er zu 1,71, die der Frauen zu 1,60 *m* an. Beide haben kleine Hände und Füsse, elliptische Augen mit schwarzer Iris, eine kleine, gut entwickelte Nase, grosse Zähne, kleine, abstehende Ohren. Er rechnet nur ungefähr 2 pCt. der Männer, die kraushaarig sind, zu den Papuas.

Bei so mangelhafter Kenntniss ist es ein glücklicher Zufall, dass einer unserer eifrigsten Freunde in jener Gegend, Hr. A. Langen, auf Klein-Key eine Niederlassung gegründet hat. Einzelne Mittheilungen von ihm sind schon früher von mir vorgelegt worden (Verh. 1884 S. 426, 1885 S. 407 Taf. XI). Eine neuere Sendung war schon seit längerer Zeit bei mir eingegangen, aber ohne jede Notiz; sogar, dass sie von Hrn. Langen stamme, war nur eine Vermuthung. Im Laufe dieses Winters ist Hr. Langen aber zu einem vorübergehenden Besuche nach Europa gekommen, und ich habe nun endlich durch ihn selbst die bestimmte Erklärung erhalten, dass die Sendung von ihm herrührt. Zum Ersatz für seinen verloren gegangenen Brief hat er mir folgenden Bericht aufgesetzt:

„Die Kiste enthält:

1) Zwei Kinderschädel. Diese Schädel sind von mir aus einer kleinen Höhle genommen worden, in welche zu Zeiten von Epidemien die Leichen beigesetzt werden. Die Ueberreste waren in rohen Kisten, neben und über einander aufgestellt. Dicht bei dieser Höhle waren noch einige andere, in welchen sich auch derartige Kisten, aber grösstentheils in sehr schlechtem Zustande, befanden. Die erste Höhle enthielt nur Ueberreste von Kinderleichen, die andere von Erwachsenen. Die Höhlen befinden sich an der Westseite von Klein-Key, dicht bei dem Orte Odir, und kann man mit einiger Sicherheit annehmen, dass die Schädel von Kindern der eigentlichen Bevölkerung Key's herrühren.

2) Zwei Schädel von Key-Insulanern männlichen Geschlechts. Diese sind aus Gräbern genommen, welche bei Aufstellung unserer Fabrik beseitigt wurden. Der Platz befand sich unmittelbar am Strande, gerade vor dem Dorfe, wurde aber schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr benutzt. Die Gräber waren Massengräber. In die mit Corallensteinen ausgebauten, viereckigen, 2 *m* tiefen Gruben wurden die Leichen in Särgen neben und über einander gestellt. Jede Familie von Ansehen hatte ihr eigenes Grab.

3) Die zwei anderen Schädel stammen aus einem ähnlichen Grabe, das nur für Fremde bestimmt war; es wurde mir gesagt, dass die gesandten Exemplare von Leuten herrühren, welche von Gessir, der Insel östlich von Ceram, gekommen wären.

4) Die Beigaben sind aus diesen Familiengräbern genommen, lagen aber durch einander, so dass eine bestimmte Lage nicht angegeben werden kann.

Die Gräber und Ueberreste lagen Nord—Süd.

5) Ferner ist in der Kiste eine Flasche, enthaltend eine sich in den von mir früher beschriebenen Geisterhöhlen befindende Erde. Dieselbe rührt wohl von

den Tausenden von Fledermäusen her, die in diesen Höhlen leben. Sie ist sehr locker und an einigen Stellen bis 5 Fuss tief. Beim Hindurchschreiten sinkt man 1—2 Fuss tief ein, so dass das Gehen in diesen Höhlen nicht leicht ist. Auch zeigte die Ebenheit der Oberfläche, dass diese Höhlen von Inländern seit langer Zeit nicht betreten worden waren. Diese Erde ist von unzähligen braunen Thierchen bewohnt, die Sie in derselben wahrnehmen werden. Ein sich bei uns aufhaltender Entomologe sprach die Art als ein seltenes Exemplar der wenigen blindgeborenen Species an. Die in der Flasche sich befindenden Thierknochen lagen auf der Oberfläche der braunen Erdschicht. Ob diese Erdschicht von den Excrementen der Fledermäuse herrührt, kann ich nicht beurtheilen, jedenfalls wäre es insofern wichtig, festzustellen, woraus dieselbe besteht, da man alsdann aus der Höhe der Schicht in den Höhlen, bei verschiedener Höhe über dem Meeresspiegel, das Alter der Erhebung der Inseln einigermassen schätzen könnte."

Leider ist die Bestimmung der Schädel nicht mit voller Sicherheit auszuführen. Die beiden Kinderschädel (Nr. 5 u. 6) sind natürlich unverkennbar. Aber von den 4 Schädeln Erwachsener ist nur Nr. 1 bestimmt als ein männlicher zu diagnosticiren. Er hat einen Unterkiefer. Nr. 2, welcher auch einen Unterkiefer besitzt und auch sonst manche Aehnlichkeit mit Nr. 1 darbietet, schien mir Anfangs ein weiblicher zu sein. Es blieben dann Nr. 3 u. 4, beide ohne Unterkiefer und von den anderen verschieden; von diesen dürfte Nr. 4 ziemlich bestimmt ein weiblicher sein, aber auch Nr. 3 hat so wenig bestimmt männliche Charaktere an sich, dass ich ihn mindestens als zweifelhaft betrachten muss. Immerhin zeigt er gröbere Form; man würde ihn allenfalls als einen männlichen zulassen können, wenn sein männlicher Geschlechtscharakter ausdrücklich bezeugt wäre. Denn ich habe mich wiederholt überzeugt, wie schwankend bei manchen wilden Völkern die Geschlechtscharaktere sind. Aber mit diesem Zugeständniss wäre wenig gewonnen, da Nr. 3 grosse Verschiedenheiten von Nr. 1 zeigt. Wenn man daher nicht annehmen will, dass die Erzählung der Leute, wonach zwei männliche Schädel von Key-Insulanern vorhanden sein sollten, auf einem Irrthum beruht, so würde ich mich immer noch am leichtesten entschliessen, den Schädel Nr. 2 als den eines jungen Mannes zu nehmen. Wir hätten dann für die Key-Insulaner die beiden Schädel mit Unterkiefer, für die Fremden die beiden ohne Unterkiefer.

Vorweg mag hier bemerkt werden, dass ein gewisser pathologischer Zug durch diese Schädel geht, von dem nur Nr. 2 ganz frei ist. Es finden sich nehmlich bei allen anderen Veränderungen, welche der constitutionellen Syphilis zugeschrieben werden müssen. Am stärksten sind sie bei den Erwachsenen, wo ihre Wirkungen theils in einer, bis in die Diploë reichenden Durchlöcherung der Knochen (Osteomyelitis), theils in diffusen porotischen Anschwellungen (Periostosis) zu Tage treten. Aber auch schon an den kindlichen Schädeln fehlen solche Erscheinungen, namentlich die Periostosen, nicht, wie aus der speciellen Beschreibung hervorgehen wird. Daraus folgt, dass alle drei Kategorien der Lues ausgesetzt waren, dass also in diesem Punkte kein Unterschied bestanden hat.

Von den beiden Kindern, welche sich noch in der ersten Dentition befunden haben, zeigt das eine, Nr. 5, eine starke Abplattung des Hinterkopfes, die, wenn nicht absichtlich, so doch jedenfalls erst nach der Geburt entstanden ist, nach der sehr plausiblen Deutung des Hrn. Langen (Verh. 1884, S. 427) durch anhaltendes Liegen auf einem Brett oder einer Matte. Sein hypsibrachycephaler Index (86,0) würde ohne diese Abplattung wahrscheinlich erheblich niedriger ausgefallen und dem mesocephalen, freilich der Brachycephalie sehr nahen Index (79,1) des anderen Kindes näher gekommen sein. Immerhin sind auch die beiden

Kinderschädel in vielen Stücken so verschieden, dass es nicht wohl möglich ist, ein mittleres Verhältniss festzustellen. So überschreitet die Hypsikonchie von Nr. 6 (Index 110,3) so sehr die an sich schon recht beträchtliche Hypsikonchie von Nr. 5 (Index 90,3), dass die bekannten Maassverhältnisse dadurch gänzlich verlassen werden.

Bevor ich die kritische Erörterung fortsetze, wird es sich empfehlen, eine kurze Beschreibung der einzelnen Schädel einzuschalten:

Nr. 1. Der gut erhaltene, dem ersten Eindruck nach grosse Kopf eines kräftigen Mannes mit mächtigen Kiefern, aber von geringer Capacität (1260 *ccm*). Seine Verhältnisse sind hypsimesocephal. Die mit einer dicken schwarzen Kruste überzogenen Zähne deuten auf Siri-Gebrauch. Am Stirnbein 2 kleine, unregelmässige, von innen her durchgebrochene Löcher (Osteomyelitis syphilitica). Die Stirn niedrig und zwischen den schwachen Tubera vorgewölbt, die Supraorbitalränder glatt und nur gegen den Nasenfortsatz hin von mässigen Wülsten überdeckt. Die Scheitelcurve verhältnissmässig lang und hoch. Hohe Plana temporalia, enge Schläfen, besonders links, hier auch mit einem kurzen Ansatz zu einem Proc. frontalis squam. occip.; Sut. sphenopar. nur 4 *mm* lang. Das Hinterhaupt voll, in der Gegend der selbst sehr schwachen Protuberanz die stärkste Vorwölbung, aber doch im Ganzen kurz: die gerade Hinterhauptslänge beträgt nur 39 *mm* = 22,8 pCt. der Gesammtlänge. Basis breit. Foramen magnum lang, etwas schief, die Gelenkhöcker sehr vortretend, der rechte grösser; links ein Proc. paramastoideus. — Der Gesichtsindex ist leptoprosop (92,6), wozu einerseits die Höhe des Unterkiefers (36 *mm*), andererseits die geringe Grösse der sämmtlichen Querdurchmesser beiträgt. Die Jochbogen liegen an, die Distanz der Kieferwinkel (89 *mm*) ist noch geringer, als die Stirnbreite (90 *mm*). Orbitae tief und hoch, in der Richtung der Diagonale nach aussen und unten ausgezogen, der untere Rand weit vortretend; Index mesokonch (84,6). Nase oben schmal und stark eingebogen, nachher stärker vorspringend, Apertur hoch und schmal, am Eingange starke Abflachung der Ränder, so dass eine schiefe Ebene auf den Alveolarfortsatz des Oberkiefers herabführt; Index leptorrhin (46,1). Der Oberkiefer stark prognath, Gesichtswinkel nur 65°. Gaumen gross, leptostaphylin (71,4); Zahncurve vorn sehr breit, Seitentheile fast parallel. Der Unterkiefer stark: Mitte hoch, Kinn unten tief ausgebuchtet, Seitentheile dick, Aeste breit und gerade.

Nr. 2. Ein schwerer, noch jugendlicher, vielleicht männlicher Schädel ohne irgend eine sichtbare Spur von Syphilis, mit starken, glatten, dunkelbraunen Haaren beklebt. Nur an der Squama occip., links dicht an der Lambda-Naht, eine flache Exostose von 1 *cm* Durchmesser. Zähne ganz schwarz vom Siri-Kauen. Seine Capacität (1270 *ccm*) ist die grösste in dieser Reihe, aber sonst klein genug. Schädelform hypsimesocephal (Längenbreitenindex 79,0, Längenhöhenindex 76,6), dabei etwas schief mit leichter Abflachung hinten links. Sehr glatte volle Stirn ohne Wülste. Plana temp. nicht sehr hoch. Stenokrotaphie mit Vertiefung der Sphenoparietalgegend. Hinter den Tubera parietalia kräftig ausgelegt. Hinterhaupt breit, Oberschuppe hoch und steil, keine Protuberanz, über der Gegend derselben eine flache Grube. Tiefer Absatz unter der Linea semic. sup. (Torus occip.). Foramen magnum kurz, rundlich, hinten etwas zugespitzt. — Gesicht chamaeprosop (Index 82,9), hauptsächlich wegen geringer Höhe (102 *mm*). Orbitae chamaekonch (Index 80,0), sehr tief. Nase oben schmal, Rücken wenig vortretend, aber auch wenig eingebogen, Apertur schief, mit starken Praenasalfurchen; Index platyrrhin (53,3). Oberkiefer stark prognath, Gesichtswinkel 68°, aber der alveolare Gesichtswinkel nur 61°. Unterkiefer etwas zart, mediane Höhe 26, Alveolarfortsatz

prognath, Kinn schwach entwickelt, Aeste schräg angesetzt, Winkeldistanz gering (83 *mm*).

Nr. 3. Ein mässig schwerer Schädel ohne Unterkiefer, vielleicht einer Frau angehörig, sehr stark von Lues constit. heimgesucht. Zahlreiche Löcher von Osteomyelitis und Gruben von Caries sicca sind am Frontale, den Parietalia und der Oberschuppe vorhanden; im Uebrigen zeigt sich allgemeine Hyperostose des Schädeldaches mit Tiefliegen der Nähte, während das Gesicht, abgesehen von der Nase, frei ist. Alle Nähte am Dach offen. Die Capacität beträgt trotz eines Horizontalumfanges von 486 *mm* nur 1225 *ccm*. Die Form ist hypsidolichocephal (Längenbreitenindex 72,1, Längenhöhenindex 76,2). Hohe Plana temp. Starke Stenokrotaphie bei einer Länge der Sut. sphenopar. von 8 *mm*. Links springt die Sut. sphenotemp. in Form einer Leiste vor. — Das Gesicht macht einen breiten und niedrigen Eindruck (Mittelgesichtsindex 67,7). Die Wangenbeine stark und vorspringend. Orbitae mesokonch (84,2), sehr plump. Nase mesorrhin, fast noch leptorrhin (47,2), schief in Folge von Synostose der Nasenbeine. Letztere breit, stark eingebogen, fast eingedrückt; Apertur hoch, nach unten weit, mit grossen Praenasalfurchen. Oberkieferfortsatz prognath, aber nicht lang (14 *mm*). Gaumen von pithekoidem Aussehen, leptostaphylin (74,5). Kolossale Zahncurve, bis zu den Canini fast gerade Schenkel, vorn sehr weite Auslage. Enorm grosse Zahnhöhlen.

Nr. 4. Schädel einer alten Frau, ohne Unterkiefer. Die Alveolen der Praemolaren sind gänzlich obliterirt, die der Molaren verflacht (wahrscheinlich waren noch Wurzelreste darin). Grosse flache poröse Hyperostose der Oberschuppe und vielleicht oberflächliche Caries sicca an der linken Schläfe (Syphilis). Sehr geringe Capacität (1090 *ccm*), fast nannocephal. Schädelform hypsidolichocephal, eigentlich schon hypsistenocephal (Längenbreitenindex 67,8, Längenhöhenindex 76,3). Ausgedehnte Synostosen der lateralen Abschnitte der Coronaria, der Sphenofrontalis und Sphenoparietalis bei mässiger Stenokrotaphie, endlich der mittleren und hinteren Abschnitte der Sagittalis und der oberen der Lambdoides. Nur rechts ein Emissarium parietale. Grosser, stark gewölbter Stirnnasenfortsatz. In der langen und hohen Scheitelcurve die Mitte der vorderen Sagittalgegend stark vortretend. Hohe, bis über die Tub. pariet. hinaufreichende Plana temp. Hinter den Proc. front. ossis zygomatici tiefer Ansatz der Alae sphenoid. Gerade Länge des Hinterhauptes kurz (42 *mm*), Index 23,7. — Gesicht breit, Mittelgesichtsindex 69,5. Wangenbeine auf der Fläche eigenthümlich eingebogen. Auftreibung des Antrum maxillare. Orbitae fast 4 eckig, ganz niedrig, hyperchamaekonch (77,5). Nase oben ganz schmal, der Rücken an der Wurzel vorgedrängt, nur 6 *mm* breit, sodann wenig eingebogen, nach unten leicht aquilin, hier Querdurchmesser 13 *mm*, Naht schief, fast spiralförmig, Apertur breit, starke Praenasalfurchen, Index hyperplatyrrhin (58,3). Oberkiefer prognath, aber mit ganz kurzem Alveolarfortsatz.

Nr. 5. Schädel eines Kindes kurz vor dem Zahnwechsel; die Molares sind eben im Durchbrechen. Sehr ausgedehnte syphilitische Periostosen, jedoch, mit Ausnahme der hintersten Theile der Parietalia, nicht am eigentlichen Schädeldach, sondern hauptsächlich an den Seitentheilen, dem Gesicht und dem vorderen Theil der Basis cranii. Die Neubildung hat meist das Aussehen von Spongioid, namentlich am Stirnnasenfortsatz und der Decke der Orbitae, an den Squamae tempor., den Alae sphenoid. und den Proc. pteryg., am Oberkiefer und dem harten Gaumen (mit Ausnahme des Os palat.). Die Nasenbeine und der Körper des Occipitalwirbels sind verloren gegangen. Die Schädelform ist wegen der schon

erwähnten Abplattung des Hinterhauptes hyperbrachycephal (Index 86,0), steil und zugleich schief, indem die rechte Seite des Hinterhauptes stärker gedrückt ist. Das Hinterhaupt nebst den anstossenden Theilen der Parietalia ist so flach, dass der Schädel fast darauf steht. Sehr starke Wölbung der Cerebellargruben. Schwacher Ansatz zu Klinocephalie trotz grosser Alae. Stirn niedrig, von weiblicher Form; leichte Crista mediana, am Nasenfortsatz noch offene Sut. frontalis. Foramen magnum sehr lang, mit Ansatz zu Spina bifida occipitalis. Die Synchondr. condyloidea war noch offen, die intrasquamosa zum Theil. Orbitae hoch, Index 90,3, hyperhypsikonch. Nase platyrrhin, 54,8; Apertur unten breit.

Nr. 6. Schädel eines nahezu gleichaltrigen, jedoch wohl noch etwas jüngeren Kindes mit stark grüner Kupferfärbung am Kinn. Schwache syphilitische Periostosen an Stirn, Nase und Oberkiefer. Schädelform mesocephal (Index 79,1); das Hinterhaupt gut gewölbt, aber doch kurz. Leichte Stenokrotaphie; links ist fast gar keine Sutura sphenopar. vorhanden. Die vordere Fontanelle noch offen; auch finden sich Reste der Sut. frontalis sowohl an der Fontanelle, als vom Nasenfortsatz aus über die Vorderfläche der Stirn. Die Synchondrosis intrasquamosa noch ganz offen. Die Apophysis basil. mit den Bogenstücken ausgefallen. Die Orbitae hyperhypsikonch, extrem hoch und schmal (Index 110,3), so dass ein ganz ungewöhnliches Aussehen entsteht. Der Stirnnasenfortsatz ist dem entsprechend sehr lang. Nase platyrrhin, Index 53,1; die Nasenbeine breit, Rücken ganz flach, unten fast gerade abgeschnitten, die Basis der Apertur sehr breit, die Seitenränder in der Mitte eingebogen. Prognathe Kiefer. Unterkiefer sehr dick und plump. —

Ueberblickt man die ganze Reihe, so ergeben sich einige Züge, welche auf eine gewisse Gemeinsamkeit des Ursprungs und der Lebensverhältnisse hindeuten könnten. Dahin rechne ich zunächst die geringe Capacität der Schädel, welche bei dem grössten (Nr. 2) 1270, bei dem kleinsten (Nr. 4, weiblich) nur 1090 beträgt, also fast nannocephal ist. Sodann die ausgemachte Prognathie, welche bei allen, auch schon bei den Kindern hervortritt, sowie die Stenokrotaphie, welche jedoch nirgends mit ausgebildeten Stirnfortsätzen der Schläfenschuppe zusammenhängt. Endlich die Höhe der Plana temporalia. Auch die grosse Ausdehnung, in welcher Erscheinungen der constitutionellen Lues hervortreten, ist recht bemerkenswerth; nur Nr. 2 ist frei davon.

Andererseits zeigen sich erhebliche Verschiedenheiten in der Bildung sowohl der Schädelcapsel, als des Gesichts, freilich ohne dass jedesmal die gleichen Verschiedenheiten am Schädel und am Gesicht vorhanden sind. Von dem durch Abplattung der Hinterhauptsschuppe hyperbrachycephal gewordenen Kinderschädel Nr. 5 ist hier natürlich abzusehen. Die beiden Schädel mit Unterkiefer, Nr. 1 und 2, sowie der Kinderschädel Nr. 6, also wahrscheinlich die Schädel der Eingebornen, sind hypsimesocephal; die Schädel ohne Unterkiefer, Nr. 3 und 4, hypsidolichocephal, ja der weibliche Schädel Nr. 4 sogar hypsistenocephal. Das ist gewiss recht bemerkenswerth.

Dagegen ist das Gesicht von Nr. 1 lepto-, das von Nr. 2 chamaeprosop. Die Kinder und die beiden Schädel von Erwachsenen, denen die Unterkiefer fehlen, können hier ausser Betracht bleiben. Nun liesse sich sagen, dass die Differenz von Nr. 1 und 2 wesentlich durch die grössere und geringere Höhe der Unterkiefer bedingt ist, welche vielleicht mit dem grösseren und geringeren Alter der Individuen zusammenhängt. Aber Nr. 1 ist, entsprechend seiner Leptoprosopie, auch mesokonch und leptorrhin, dagegen Nr. 2, übereinstimmend mit seiner Chamaeprosopie, auch chamaekonch und platyrrhin. Und so zeigt sich umgekehrt bei

Nr. 3 Mesokonchie und Mesorrhinie, bei Nr. 4 Chamaekonchie und Hyperplatyrrhinie. Ja, die Kinderschädel, die als ganz besonders ächt bezeichnet werden, bieten sogar den Widerspruch, dass sie hyperhypsikonch und platyrrhin sind. Welches sind hier nun die reinen oder wenigstens die reineren Formen?

Hr. Langen oder vielmehr seine Gewährsmänner, die Eingeborenen, leiten die Abstammung zweier von den Begrabenen von Gessir, einer Insel in der Nähe von Ceram, ab. Nun kenne ich keine Schädel von Gessir, wohl aber habe ich früher über 8 Schädel von Ceram berichtet (Sitzung vom 21. Januar 1882). Auch diese hatten vorwiegend eine geringe Capacität, ein weiblicher sogar nur 1100 *ccm*, und sie waren stark, zum Theil sogar extrem prognath. Die Schädelform war wegen der Häufigkeit occipitaler Verdrückung schwer zu bestimmen, bei der Mehrzahl plagiobrachycephal, aber aus den weniger verdrückten glaubte ich als typisches Verhältniss Orthomesocephalie ableiten zu dürfen. Kein einziger der Schädel war dolichocephal; nur 3 ceramesische Schädel, welche Dr. Rebentisch gesammelt hatte und welche auch sonst ganz abweichende Verhältnisse darbieten, sollen dolichocephal gewesen sein. Ich glaube bis auf Weiteres von ihnen absehen zu sollen. Es waren ferner unter den ceramesischen Schädeln, die ich selbst untersucht habe, 3 hypsi-, 1 meso- und 3 chamaekonch, ferner 3 meso-, 3 platy- und 1 hyperplatyrrhin. Der einzige ceramesische Schädel, welcher einen Unterkiefer besitzt, erwies sich als leptoprosop. So verschieden diese Erfahrungen lauten, so lässt sich doch nicht verkennen, dass die Key-Schädel mit Unterkiefer und die Kinderschädel mehr Aehnlichkeit mit den ceramesischen darbieten, als die Key-Schädel ohne Unterkiefer.

Letztere stehen denjenigen Arru-Schädeln nahe, welche Hr. Beccari mitgebracht hatte und über welche Hr. Tocco nähere Angaben gemacht hat (Cosmos II, p. 429). Letzterer fand unter 3 Schädeln eine Capacität zwischen 1230—1340 *ccm*, einen hypsistenocephalen Schädelindex und eine mesorrhine Nasenbildung. Ich möchte daher, ohne in noch weitere Erörterungen über andere Schädel der benachbarten Inselgruppen einzugehen, die beiden Key-Schädel ohne Unterkiefer den melanesischen Formen anreihen. Werden diese ausgeschlossen, so könnte als sehr wahrscheinlich angenommen werden, dass die Schädel Nr. 1 u. 2, gleichviel ob sie einer jüngeren Einwanderung angehören oder nicht, die reinere Alfuru-Rasse repräsentiren. Für Nr. 2 haben wir noch das sehr werthvolle Beweismittel des Haares, dessen ganz straffe und glatte Beschaffenheit für den nicht melanesischen Ursprung genügend Zeugniss ablegt.

Aus den mündlichen Erklärungen, welche mir Hr. Langen bei seiner Anwesenheit in Berlin im Januar d. J. gab, habe ich noch nachzutragen, dass einige Skeletknochen, welche sich bei der Sendung befinden, von den aus Gessir eingewanderten Leuten stammen. Es sind dies zwei Schulterblätter und ein linkes Oberarmbein, die anscheinend zusammen gehören. Das letztere ist sehr kräftig gebaut und 315 *mm* hoch, aber die obere Epiphysenlinie ist noch sehr deutlich. Von der Mitte an abwärts verdickt sich der Schaft erheblich und dicht über den Condylen schwillt er bis zu einem Umfange von 100 *mm* an. Hier zeigt sich eine stark syphilitische Osteomyelitis mit Hyperostose und Durchbrüchen aus der Tiefe. Die Fossa pro olecrano ist geschlossen. Am oberen Drittel der Diaphyse, dicht hinter dem Sulcus intertubercularis, sitzt ein länglicher, scharf umgrenzter Knochenvorsprung, der dem Ansatz des Pectoralis zu entsprechen scheint. — Die Schulterblätter sind gross und gut gebildet; die Spitze der Spina zeigt gleichfalls die Epiphysenlinie des Acromion. Höhe des Blattes 135, Breite 100 *mm*, also Index 74.

Wenn man untersucht, zu welchem der Schädel diese Knochen gehören können,

so scheint mir ziemlich sicher, dass sie zu dem Schädel Nr. 2, dem jüngsten und zugleich grössten, gerechnet werden müssen. Nur ein Umstand steht dieser Schlussfolgerung entgegen, der nehmlich, dass der Schädel Nr. 2 gar keine Spur von Lues erkennen lässt. Indess ist der Fall nicht selten, dass syphilitische Erkrankungen an Extremitätenknochen auftreten, während die Schädelknochen frei bleiben. Zu einer solchen Annahme werden wir auch hier gedrängt, da keiner der anderen Schädel, namentlich nicht der Schädel Nr. 1, so jugendlich erscheint, dass man ihm Extremitätenknochen mit noch nicht vollständig angeschlossenen Epiphysen zutrauen könnte.

Das Vorkommen von Syphilis bei Eingeborenen, die in häufigeren Contakt mit Fremden treten, ist in diesen Gegenden nicht selten. Sowohl aus Australien, als aus Neu-Caledonien habe ich Schädel mit starken syphilitischen Veränderungen beobachtet. Ganz besonders möchte ich aber an eine frühere Erfahrung erinnern, die ich an Philippinen-Schädeln gemacht und in der Sitzung vom 15. Januar 1870 (Zeitschr. f. Ethnol. 1870. II. S. 155) besprochen habe. Hr. F. Jagor hatte dieselben aus einer Felsenhöhle von Nipa-Nipa in der Strasse zwischen Samar und Leyte mitgebracht. Nirgend aber habe ich jemals früher eine so allgemeine Verbreitung der Krankheit wahrgenommen. Denn wenn das kranke Oberarmbein wirklich zu dem Schädel Nr. 2 gehört, so würden sämmtliche 6 Individuen, sowohl die ganz kleinen Kinder, als die Erwachsenen in hohem Grade von der Krankheit heimgesucht gewesen sein.

Recht bemerkenswerth sind auch die Beigaben aus den Gräbern, welche, wie schon nach einer früheren Angabe des Hrn. Langen (Verh. 1885, S. 409) über die Bestattungsgebräuche der Key-Insulaner zu erwarten war, recht einfach sind. Ausser einer hölzernen Dose mit Kalk zum Gebrauch von Siri, deren Deckel eine in Relief geschnitzte Rosette trägt, ist grobes, glasirtes Geschirr und der steinerne Kopf einer menschlichen Figur mitgekommen, — die einzigen Beigaben, welche nach der Angabe des Hrn. Langen gefunden wurden.

Das Porcellangeschirr gehört jener gröberen Sorte von importirter chinesischer Waare an, welche sich gelegentlich auf allen östlichen Inseln des indischen Meeres in Gräbern findet. Hr. Riedel (a. a. O. Bl. 243) erwähnt derartige Schüsseln und Teller „von ostasiatischem Ursprung“ als Familienbesitzthümer der Key-Insulaner, die nicht veräussert werden. Die von Hrn. Langen gesandten Stücke, vier kleinere und grössere Schalen und Platten von 13,5 — 26,5 *cm* Durchmesser, ferner eine Art von Obertasse und ein Löffel mit kurzem Stiel und weiter Schöpffläche, bestehen aus grobem, weissem, jedoch etwas grau oder bläulich aussehendem Material, das mit blauen Figuren verziert und am meisten unserer Fayence ähnlich ist. Auf der grössten Platte ist ein fliegender Fisch abgebildet, die Tasse zeigt einen Baum als Repräsentanten des Waldes, einen Hirsch und kleine fliegende Thiere. Meist sind die Ornamente schwer erkennbar, da menschliche, thierische und pflanzliche Gestalten in stylisirte Zeichen übergegangen sind, die eine lange Vorentwickelung andeuten. Es macht übrigens den Eindruck, als ob verfehlte oder verdorbene Exemplare, sog. Ausschuss, zu der Ausstattung der Gräber gewählt sei.

Am meisten fremdartig, ja an gewisse mexikanische und centralamerikanische Figuren erinnernd, ist die erwähnte Figur: ein karrikirter menschlicher Kopf, der offenbar von dem Rumpfe abgebrochen ist, da der Hals im Uebergange zum Rumpfe noch erkennbar und die untere Fläche ganz unregelmässig und rauh ist. An dem Kopfe sind die Augen, die Nase und die Ohren, und zwar in übertriebener Grösse, ausgeführt, insbesondere sind die Ohren sehr lang ausgezogen und die Aug-

äpfel ragen wie ein Paar Knöpfe hervor; die Nase ist lang, schmal, etwas aquilin, mit breiten Flügeln, aber von ganz anderer Gestalt, als die Nasen der Key-Eingeborenen. Auf dem Kopfe sitzt ein zugespitzter, in 3 tiefen Absätzen sich verjüngender Hut, von welchem scheinbar hinter den Ohren ein kappenförmiger Anhang bis zum Nacken herabgeht. Um den Hals liegt kragenförmig ein dicker, vorspringender, ringsumlaufender Wulst. Am Nacken, von dem nur ein kleiner Theil erhalten ist, läuft jederseits ein tiefer Eindruck schräg herab, der die mittlere Muskelmasse abgrenzt. Das Material, aus welchem das Stück angefertigt ist, sieht wie hart gebrannter Ziegel aus: grauröthlich, rauh, matt und schwer. Die genauere Untersuchung in der Königlichen Bergakademie hat jedoch ergeben, dass der Kopf nicht gebrannt ist. Hr. Hauchecorne schreibt mir darüber: „Der Kopf ist aus einem stark eisenschüssigen Thon geformt oder geschnitten, welcher reichlich mit Sandkörnern und mit kleinen Partikelchen kohlensauren Kalkes untermischt ist, welche dem Augenschein nach und auch unter dem Mikroskop kleine Muschelbruchstückchen zu sein scheinen und sich in Salzsäure durchweg rasch mit starkem Brausen auflösen. Hiernach ist das Material nicht gebrannt, sondern nur luftgetrocknet, denn eine freiwillige Wiederherstellung kohlensauren Kalks aus gebranntem würde in dieser Weise kaum eintreten, auch würde bei nicht hoher Temperatur der Kalk mit dem Thon versintert worden sein."


$^{1}/_{2}$

Auf meine Frage, ob diese Figur etwa als ein Götzenbild aufzufassen sei, wusste Hr. Langen keinen Aufschluss zu geben. Auch die Zeichnungen an den Wänden der Geisterhöhlen, welche uns Hr. Langen früher (Verh. 1885. Taf. XI.) mitgetheilt hat, geben keine Anhaltspunkte, höchstens einzelne physiognomische Aehnlichkeiten. Dagegen darf hier vielleicht eine Angabe des Herrn Riedel (a. a. O. Bl. 220) angezogen werden, welche sich auf die Schirmgeister, Genii loci, Sedeu oder Duad-deu bezieht. Darnach werden die Bilder derselben in den Negarien oder am Eingange zu denselben aufgestellt. Von drei Steinbildern, welche an dem Hafeneingang von Key Tanembar oder Atnebar aufgestellt sind, giebt Herr Riedel (Taf. XXII. Fig. 3—4) Abbildungen, ebenso von dem Sedeu von Nirua auf Key (Fig. 1). Letzterer trägt einen geflochtenen Hut, der in 3 Absätzen bis zu seiner Spitze ausläuft und von dem eine Nackendecke herabhängt, also eine sehr ähnliche Kopfbedeckung, wie die, welche unsere Figur trägt; auch scheinen die lange Nase und die stark ausgezogenen Ohren übereinzustimmen. Es ist daher wohl möglich, dass auch unsere Figur eine Beziehung auf einen Sedeu hatte oder dazu gehörte, woraus wieder folgen würde, dass das Grab ein heidnisches war. Leider giebt Hr. Riedel nicht an, ob das gewöhnliche Material der Sedeu-Idole Stein ist, indess lässt sich aus seiner Mittheilung über die Steinbilder von Key Tanembar vielleicht ein solcher Schluss ableiten. —

Die Holzsägerei des Hrn. Langen befindet sich zu Tual (Toeal) auf der Westküste von Klein Key: von da stammen also auch die Schädel der Erwachsenen her. Der Ort liegt südlich von Dula oder Dulan, der Residenz des Rajah. Die Negarie Tual aber gehört nach Hrn. Riedel (Bl. 216) zu der Abtheilung Urlima

und ist einer der wenigen Küstenplätze, die einen guten Ankerplatz besitzen. Auf der von Hrn. Cora (Cosmos II. Tav. II) nach den richtigeren Aufnahmen des Grafen Lovera di Maria und des Hrn. Cerruti entworfenen Karte ist der Ort als Tuallah bezeichnet. Die grosse Verbreitung der Syphilis daselbst ist wohl auch auf den bequemeren Fremdenverkehr zu beziehen.

An derselben Küste liegt auch das Dorf Odir (bei Hrn. Riedel Ohidiir), in dessen Nähe die natürliche Höhle sich befindet, aus welcher die Kinderschädel stammen. Diese Höhle ist verschieden von den Geisterhöhlen, über welche Hr. Langen in der Sitzung vom 17. October 1885 (Verh. S. 407) berichtet hat und aus welcher er seiner jetzigen Sendung Proben der Erde, welche den Boden derselben bedeckt, und einige zoologische Objekte beigefügt hat.

Die darin gefundenen Thierknochen habe ich Hrn. Nehring zur Bestimmung übergeben. Er schreibt mir darüber: „Die Knochen stammen etwa zur Hälfte von einer Beutelthierart der Gattung Phalangista; die Species konnte ich mit meinem Material noch nicht feststellen. Die übrigen Knochen stammen bis auf einen von einer kräftigen, ungiftigen Schlange; die Bestimmung der Art muss ich mir vorbehalten. Der eine vorerwähnte Knochen gehört einer mittelgrossen Fledermausart an. Ich will versuchen, diese Bestimmungen noch zu specialisiren; doch wird es sehr schwierig sein.“

Die Erde mit den Resten von Arthropoden schickte ich an Hrn. Gerstäcker nach Greifswald. Nach seiner Bestimmung fanden sich darin folgende Thiere:

„1) Ein einzelner lebender, 2,5 *mm* langer Staphylinide von sehr vulgärem Aussehen, mit Augen. — 2) Ein einzelner todter und mit dicker Schmutzkruste überzogener Aaskäfer, der Gattung Trox angehörend, mit normalen Augen. — 3) Zahlreiche starre, auf den ersten Blick asselförmige Gebilde, welche sich beim Aufweichen in Wasser als Larven-Gehäuse von sogen. Köcherfliegen (Phryganeidae, Ordn. Neuroptera) erwiesen haben. Wie ein flaches Brillenfutteral gestaltet, zeigten sie eine vordere und hintere Spaltöffnung. Der Inhalt war (mit Ausnahme einiger leerer) eine Puppenhülse, meist mit dem noch daran sitzenden abgestreiften Larvenbalg, dessen Untersuchung die Bestimmung ermöglichte. Aus diesen Hülsen waren aber die Insekten bereits ausgeschlüpft, bevor sie eingepackt worden sind, denn in dem „Mulm“ fand sich nicht ein einziges vor.“

Der bräunliche, sehr lose Mulm besteht wohl grossentheils aus den Excrementen und den verwesten Theilen der Thiere, gemengt mit dem sich allmählich ablösenden Staub von der Decke der Höhlen. —

Key-Insulaner und Dualla	Key-Insulaner						Dualla	
	1	2	3	4	5	6	1	2
					Kinder			
	♂	♂?	♀?	♀	♀?		♂	♀
I. Maasszahlen.								
Capacität	1260	1270	1225	1090	—	—	1370	1300
Grösste Länge	171	167	172	177	143	144	183	173
„ Breite	134p	132t	124p	120 p t	123p	114 p t	138p	133p
Gerade Höhe	137	128	131	135	—	—	141	136
Ohrhöhe	117	112	110	110	103	95	124	117
Stirnbreite	90	93	95	92	81	77	96	98
Temporalbreite	103	103	105	106	87	86	107	107

Key-Insulaner und Dualla	Key-Insulaner						Dualla	
	1	2	3	4	5	6	1	2
					Kinder			
	♂	♂?	♀?	♀	♀?		♂	♀
Horizontalumfang	488	480	486	484	415	411	512	490
Hinterhauptslänge	39	48	49	42	32	33	52	48
Gesichtshöhe A.	114	102	—	—	71	66	115	94
„ B.	68	59	63	64	44	43	71?	60
Gesichtsbreite A.	123	123	131	120	91	80	125	116?
„ B.	91	88	93	92	68	61	89	86
„ C.	89	83	—	—	59	56	93	80
Orbita, Höhe	33	32	32	31	28	32?	37	35
„ Breite	39	40	38	40	31	29	40	39
Nase, Höhe	52	45	51	48	31	32	54	44
„ Breite	24	24	24	28	17	17	26	27
Gaumen, Länge	56	54	51	57	34	34	53	54
„ Breite	40	37	38	35	27	25	36	—
Gesichtswinkel	65°	68°	67°	68°	69°	79°	75°	72°
„ alveol.	60°	61°	59°	62°	68°	72°	65°	64°
II. Berechnete Indices.								
Längenbreitenindex	78,4	79,0	72,1	67,8	86,0	79,1	75,4	76,9
Längenhöhenindex	80,1	76,6	76,2	76,3	—	—	77,0	78,6
Ohrhöhenindex	68,4	67,1	64,0	62,1	72,0	65,9	67,8	67,6
Hinterhauptsindex	22,8	28,7	28,3	23,7	22,3	22,9	28,4	27,7
Gesichtsindex	92,6	82,9	—	—	78,0	82,5	92,0	81,0?
Orbitalindex	84,6	80,0	84,2	77,5	90,3	110,3	92,5	89,7
Nasenindex	46,1	53,3	47,2	58,3	54,8	53,1	48,1	61,3
Gaumenindex	71,4	68,5	74,5	61,4	79,4	73,5	67,9	—

Hr. Bastian hält den Typus der vorgezeigten Figur (S. 329) für hinterindisch. Ein von hier ausgehender Einfluss lasse sich vielfach im Archipel wahrnehmen.

(31) Hr. Virchow zeigt zwei, vor Kurzem eingetroffene

Schädel von Dualla von Kamerun.

Unsere Gesellschaft hat sich schon seit langer Zeit mit der Ethnologie des Kamerun-Gebietes beschäftigt. In der Sitzung vom 15. Nov. 1873 (Verh. S. 177) berichtete Hr. Reichenow über seine dorthin gerichtete Forschungsreise. Er gab eine Uebersicht über das Völkergedränge um die Flussmündungen und über die physischen und socialen Eigenschaften der einzelnen Stämme. Ich will daraus nur in die Erinnerung zurückrufen, dass nach seiner Angabe alle die Flussmündungen umwohnenden Stämme, mit Ausnahme der in den Berggegenden hausenden Bakwiri, einen schönen und kräftigen Körperbau, aber hässliche Gesichtszüge haben, was namentlich beim weiblichen Geschlechte auffalle; in intellektueller Beziehung

sei es ein stumpfes, der Bildung wenig zugängliches Volk. Die Dualla schildert er als hellfarbig und ihre Sprache nennt er einen Zweig der Cafirsprache; sie seien von Nordwesten her eingewandert.

Die Occupation des Landes durch das Deutsche Reich mit den sich daran anschliessenden Vorgängen hat unsere Kenntniss über die Bevölkerung zunächst nicht wesentlich bereichert. Dagegen hat uns im Laufe des vorigen Sommers Hr. Hagenbeck das besondere Vergnügen bereitet, uns den „Prinzen“ Dido nebst grossem Gefolge zuzuführen. Leider fiel dieser Besuch in eine so ungünstige Zeit, dass alle unsere Anthropologen gehindert waren, eine genauere Untersuchung vorzunehmen; ich selbst hatte nur einmal Gelegenheit, einer Vorstellung beizuwohnen und einige Worte mit dem „Prinzen“ zu wechseln. Er war eine stolze Erscheinung: obwohl mehrere seiner Leute auch nach unseren Begriffen einen hohen Wuchs besassen, so überragte er doch alle, nicht bloss in der Höhe, sondern auch in der Kraft und Fülle des Rumpfes und der Glieder. Seine neueste Frau, ein kaum reifes Mädchen, reichte ihm wenig über die Mitte des Leibes. Ich kann nicht sagen, dass einer dieser Dualla, sei es Mann, sei es Weib, schön war, aber ich hatte den Eindruck, dass sich ihre Gesichtsbildung um so mehr veredelte, als sich ihr Wuchs über das Mittel emporhob. Das Gesicht und namentlich die Nase verlängerte sich dann, die Augen traten mehr in den Vordergrund der Orbitae, die Mundgegend verlor etwas an Prognathismus, — kurz, das ganze Gesicht näherte sich einigermaassen dem Typus der Culturvölker. Dido selbst konnte, wenn er in der ganzen Fülle stolzen und ruhigen Selbstbewusstseins sich niederliess, mit einem der altägyptischen Könige verglichen werden; nur sein kurzgeschorenes Wollhaar verrieth sofort den Schwarzen.

Beiläufig will ich eine Erscheinung erwähnen, die mich sehr überraschte. Dido trug, gleich seinem kleinen Sohne, an beiden Handgelenken breite, geschlossene Ringe (Manchetten) aus polirtem Elfenbein. Sie sind ihm in seiner Jugend angelegt worden und nach vollendetem Wachsthum nunmehr nicht zu entfernen. Durch den Reiz, den der distale Rand auf die Sehnenscheiden der Extensoren ausgeübt hat, sind jederseits grosse Ganglien (Hygrome) entstanden, welche einen beträchtlichen Theil des Handrückens bedecken. —

Dem Mangel an Messungen von Kamerunern, den auch dieser Besuch nicht beseitigt hatte, ist kürzlich, wenigstens theilweise, abgeholfen worden. Unser stets arbeitsbereites Mitglied, Hr. Zintgraff hat uns vor Kurzem eine erste Maassliste aus Kamerun eingeschickt; ich habe sie in der Sitzung vom 20. November 1886 (Verh. S. 644) vorgelegt. Mit einer an das Museum für Völkerkunde eingegangenen Sendung ethnographischer Gegenstände sind nun auch zwei Schädel angekommen, vielleicht die ersten Dualla-Schädel, welche nach Europa gelangt sind. Ich sage ihm dafür unseren besonderen Dank. Unsere wissenschaftliche Anschauung lässt sich damit etwas vervollständigen.

Die beiden Schädel trugen Zettel, welche den einen als den eines Mannes, den anderen als den einer Frau bezeichneten. Offenbar sind dieselben durch irgend einen Umstand verwechselt worden; wenigstens trage ich nicht das mindeste Bedenken, die Bezeichnungen zu vertauschen.

Nr. 1. Der männliche Schädel ist noch vielfach mit Erde beklebt, welche schwer zu lösen ist. Es ist ein grosses, stolzes und schweres Stück. Trotz eines Horizontalumfanges von 562 *mm* hat er jedoch nur die mässige Capacität von 1370 *ccm*. Seine Form ist hypsimesocephal (Längenbreitenindex 75,4, Längenhöhenindex 77,0), freilich dicht an der Grenze der Dolichocephalie. Es hängt dies zusammen mit der relativen Kürze des Hinterhauptes, welche nur 28,4 pCt. der Gesammtlänge

beträgt. Die Stirn hat eine ausgesprochen weibliche Form: eigentlich gar keine Höcker und Wülste, vielmehr eine volle intertuberale Wölbung mit breitem und im Ganzen vorgewölbtem Nasenfortsatz; über der Tuberallinie schnelle Umwendung in die Scheitelcurve, die fast gerade fortläuft und nur in der Fontanellgegend leicht erhöht ist. Schwache Tubera parietalia. Am Hinterhaupte keine Protuberanz, Oberschuppe gerundet vortretend, schwache Lineae semicirculares, kleine Unterschuppe. Alle Nähte des Schädeldaches offen. Schläfen wenig vertieft, gut entwickelte Alae, keine Spur von Stirnfortsatz. Die Basis mässig breit, Warzenfortsätze nicht gross, Foramen magnum eher klein, etwas länglich. Hinterhaupt in der Basilaransicht lang und kräftig. Apophys. basilaris gross. — Das Gesicht hoch, leptoprosop (Index 92), Jochbogen angelegt, Wangenbeine wenig vortretend. Orbitae hoch, etwas nach aussen und unten ausgezogen, hyperhypsikonch (Index 92,5). Nase hoch, Nasenbeine sehr lang (30 *mm*), Stirnnasennaht nach oben gerundet, Wurzel breit und vortretend, Rücken fast flach, schwach gewölbt, an der unteren Hälfte synostotisch; in der Mitte jederseits ein grösseres Emissarium. Die unteren Enden der Nasenbeine zackig vortretend. Apertur niedrig, fast gerundet, keine Pränasalfurchen. Nasenindex mesorrhin (48,1). Oberkiefer kräftig, mit flachen Fossae caninae, Alveolarfortsatz 22 *mm* lang, prognath. Trotzdem hat der Gesichtswinkel 75°. Zähne abgerieben, sehr schlecht und defekt; der eine Praemolaris II ganz schief nach hinten gestellt, so dass er über die Lücke der Molares I und II hinweg den Molaris III erreicht. Gaumen tief, aber schmal, leptostaphylin (Index 67,9). Zahncurve des Oberkiefers leicht hufeisenförmig. Unterkiefer stark, aber die meisten Alveolen obliterirt: nur 4 Zähne sind noch an ihrer Stelle; gut entwickeltes Kinn, starke Seitentheile, hohe und gerade Aeste. Kieferwinkeldistanz verhältnissmässig klein, 93 *mm*.

Nr. 2. Der weibliche Schädel, der 1300 *ccm* Capacität besitzt, ist gleichfalls schwer und gross; Horizontalumfang 490 *mm*. Er gleicht dem männlichen in vielen Stücken, namentlich ist auch seine Form hypsimesocephal (Längenbreitenindex 76,9, Längenhöhenindex 78,6). Die grosse und breite (98 *mm*) Stirn ist ganz glatt und noch mehr gerundet, so dass sie fast kürbisartig aussieht. Sehr breiter Nasenfortsatz. Hinter der Tuberallinie schnelle Wendung der Curve, welche von da horizontal fortgeht. Tubera weder am Stirn-, noch an den Scheitelbeinen vortretend. Oberschuppe vorgewölbt, trotzdem beträgt die gerade Hinterhauptslänge nur 27,7 pCt. der Gesammtlänge. Unterschuppe abgeplattet. In der Basilaransicht erscheint das Hinterhaupt lang und etwas schief. Kleine Warzenfortsätze. Foramen magnum rundlich; schiefer Ansatz der Gelenkfortsätze. In der Gegend der Synchondr. sphenooccipitalis eine feine, unregelmässige, scheinbar nachträglich durch Gewalteinwirkung am Schädel entstandene Spalte. Die Plana temporalia etwas platt, mit starken Muskeleindrücken. Grosse Alae. — Gesicht etwas niedrig, die Breite wegen Verletzung des einen Jochbogens nicht genau zu bestimmen, Index wahrscheinlich 81, chamaeprosop. Wangenbeine wenig vortretend, zart. Augenhöhlen hoch und weit, hypsikonch (89,7). Nase niedrig und breit, hyperplatyrrhin (Index 61,3); die Stirnnasennaht wenig hinaufgreifend, der Rücken stark eingebogen, die Nasenbeine synostotisch, nur in der Mitte noch eine seichte Spur der Naht erkennbar. Der obere Theil der knöchernen Nase schmal, dagegen die Apertur niedrig und breit, mit leichten Pränasalfurchen. Oberkiefer kurz (15 *mm*), sehr prognath. Die Zähne, von denen viele fehlen, nicht sehr gross, zum Theil mit viel Weinstein besetzt; links hinten sind sämmtliche Molaren vorhanden; auch hier steht der Praemolaris II rechts sehr schief. Gaumen kurz

und breit, aber der Breitendurchmesser nicht bestimmbar. Unterkiefer zart, Kinn schwach, jederseits durch einen Vorsprung am unteren Rande abgegrenzt. —

Diese Schädel, namentlich Nr. 1, harmoniren recht gut mit den Messungen des Hrn. Zintgraff an Lebenden, welche ausschliesslich an Männern ausgeführt wurden. Ich habe aus seinen Angaben damals ein mesocephales Mittel von 76,9 berechnet. Diese Zahl stimmt genau mit derjenigen des weiblichen Schädels Nr. 2 und geht nur um 0,7 über den Index des männlichen Schädels Nr. 1 hinaus. Man wird daher diesen Index als den typischen betrachten dürfen.

Bei der geringen Zahl von Schädeln, welche bis jetzt aus den Ländern der westlichen Bantu-Stämme vorliegen, ist es schwer, eine ausgiebige Vergleichung zu machen. Ich verweise jedoch auf meine Erörterungen über die Baluba-Schädel (Verh. 1886 S. 752) als die nächsten Vergleichsobjekte. Ich fand für diese als vorherrschende Schädelform die hypsimesocephale, also dieselbe, die sich für die Dualla ergab. Die Gesichtsform der Männer war etwas schwankend, die der Weiber chamaeprosop, wie bei den Dualla. Der gemittelte Orbitalindex der Baluba war hypsikonch, wie der der Dualla, der Nasenindex schwankend, jedoch so dass derselbe gleichfalls bei Männern kleiner war, als bei Weibern. Die Kiefer sind noch stärker prognath. Der Gaumenindex leptostaphylin. Ganz besonders möchte ich aber betonen, dass auch bei den Baluba dieselbe weibliche, ja fast kindliche Form des Vorderkopfes hervortrat (a. a. O. S. 756), die ich eben von den Dualla-Schädeln beschrieben habe. Im Ganzen besteht daher ein grosser Parallelismus in der Schädelbildung zwischen Dualla und Baluba.

Weniger klar liegen die Verhältnisse in Bezug auf die Zulu, von denen allerdings noch kein ausreichendes Vergleichsmaterial vorhanden ist. Ich verweise deswegen auf meine früheren Erörterungen (Verh. 1885 S. 19), nach welchen die Dolichocephalie bei den Zulus viel häufiger, wenn nicht vorherrschend, zu sein scheint. Grössere Uebereinstimmung finde ich bei dem Nasenindex der Erwachsenen. Aus den Zahlen des Hrn. Zintgraff berechne ich einen Index von 110,2—97,8—93,9—87,2—86,7; bei 3 Zulus fand ich 93,8—88,4—97,7. Daraus dürfte folgen, dass in diesem Punkte eine Verwandtschaft mit den Negern in stärkerem Maasse besteht, als der erste Anschein andeutet. Indess darüber werden weitere Untersuchungen entscheiden müssen. Hoffentlich werden unsere Landsleute in Kamerun dafür sorgen, dass das Material allmählich reichlicher fliesst. (Maasstabelle auf S. 330—31.)

(32) Hr. Virchow bespricht

transkaukasische und babylonisch-assyrische Alterthümer aus Antimon, Kupfer und Bronze.

Vor länger als drei Jahren erhielt ich aus Transkaukasien, wo ich damals das prähistorische Todtenfeld von Redkin-Lager durch Hrn. Bayern ausgraben liess, eine Reihe von Schmucksachen aus einem Metall, dessen Beschaffenheit von den sonst aus dem Alterthum bekannten Reinmetallen ganz abwich. Die chemische Untersuchung ergab, dass es sich um reines Antimon handelte.

Bei Besprechung dieser Neuigkeit in der Sitzung vom 19. Januar 1884 (Verh. S. 125) machte ich darauf aufmerksam, dass nach der bisherigen Annahme das metallische Antimon den Alten unbekannt gewesen sei, dass jedoch gewisse Stellen bei Dioscorides und Plinius in Bezug auf das Stimmi vielleicht nur ihrer Unklarheit wegen auf andere Metalle gedeutet worden seien, jetzt jedoch, nachdem der Nachweis von metallischem und zwar gegossenem Antimon im Alterthum geliefert sei, einer anderen Deutung unterliegen könnten.

Bald nachher (Verh. 1884, S. 503) brachte mir Hr. Crome aus Gräbern von Khedabeg, welche nicht weit von Redkin-Lager sich befinden, verschiedene Fundstücke, unter denen ich zu meiner Freude einen kleinen Knopf von Antimon erkannte.

Ich vermuthete, dass in dem an Erzen überaus reichen Gebirge, welches das mittlere Kura-Thal im Süden begrenzt, sich irgend ein antimonhaltiges Gestein finden werde. In diesem Sinne richtete ich nach allen Seiten Anfragen an diejenigen Männer, welche die Ortsverhältnisse kennen. Die einzige positive Angabe, welche ich erhielt (Verh. 1884, S. 128), schickte mir Hr. Arzruni; es war eine Notiz des Bergingenieurs Litewsky, wonach südlich von Annenfeld im Gouv. Elisabethpol, zwischen den Dörfern Seifali und Nusgér, antimonhaltiger Bleiglanz anstehe. Eine erneute Constatirung dieses Vorkommens ist mir nicht bekannt geworden; ich möchte daher bei dieser Gelegenheit von Neuem die Bitte aussprechen, die erwähnte Localität und auch andere Plätze im Gebiete der transkaukasischen Erzfelder auf Antimon und zugleich auf prähistorische Gussstätten zu prüfen [1]).

Hr. Bayern, dem ich von dem Sachverhältniss Mittheilung machte, wies jedes Vorkommen von Antimon in jener Gegend zurück (ebendas. S. 128, Anmerk.). Er machte dabei zugleich die Bemerkung, dass er Proben der Redkiner Gegenstände an Hrn. Chantre gegeben habe, dass aber keine Analyse durch denselben veranlasst sei. Ich erwähne dies aus dem Grunde, weil Hr. Olshausen (Verh. 1883, S. 94), bei Gelegenheit einer Besprechung über das Vorkommen von Gegenständen aus reinem Zinn in Gräbern, eine ihm durch Frl. Mestorf vermittelte Angabe des Hrn. Chantre über Zinnobjekte aus Gräbern von Koban veröffentlicht hat. Nach dieser Angabe handelte es sich um „Knöpfe und eine Art kleiner Rädchen oder durchbrochener Scheiben aus Zinn", also genau um dieselben Gegenstände, welche ich als Antimon-Schmucksachen von Redkin in den Verh. 1884, S. 129 u. 130 habe abbilden lassen und welche daselbst ausführlich besprochen sind. Man vergleiche auch Fr. Bayern Untersuchungen über die ältesten Gräber und Schatzfunde in Kaukasien (Suppl. zur Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XVII. 1885. S. 15, 16, 21, 23, 24. Taf. IX. Fig. 1—15). In Koban ist meines Wissens nichts der Art gefunden worden. Was aber ganz besonders für die Antimon-Natur dieser Stücke spricht, ist der Umstand, dass das Metall der fraglichen Schmucksachen weiss und morsch (friable, also vielleicht besser brüchig) genannt wird, welche letztere Eigenschaft gerade für Antimon höchst charakteristisch ist. Man muss dazu rechnen, dass bis jetzt weder metallisches Zinn, noch Zinnstein im Kaukasus gefunden worden ist (Verh. 1884, S. 58). Ich vermuthe daher, dass die von Hrn. Chantre angeführten

1) Nachträglich erhalte ich von Hrn. Dr. Grabbe aus Khedabeg, 24. April, die Nachricht, dass er von einem der Obersteiger im Siemenswerk, einem Griechen, Namens Aristoteles Elefteroff, ein Handstück Antimonglanz aus dem grossen Kaukasus erhalten habe. Der Mann hat die Lagerstätte 1880, als er nicht im Dienste des Werkes war, aufgefunden, und zwar in der Nähe des Dorfes Cholando im Argunski-Kreise, welcher letztere im Südosten an das eigentliche Daghestan stösst und auf der Nordseite der Hauptkette des grossen Kaukasus liegt. Daselbst befinden sich in grosser Höhe 3—4 alte Gruben, in Entfernungen von $1/2$ Werst von einander, welche nicht mehr betrieben werden. In Folge der hohen Lage und des Schnees würde dort nur während zwei Monaten im Jahre gearbeitet werden können. Nach allgemeiner Meinung sei der Mann als vertrauenswürdig zu betrachten. Hr. Grabbe hat das Stück analysirt und alle charakteristischen Reactionen des Antimons erhalten. — Darnach wäre wenigstens ein kleiner Anfang weiterer Kenntniss über das natürliche Vorkommen von Antimon im Lande gewonnen.

Gegenstände nicht von Koban, sondern von Redkin-Lager stammen und dass sie nicht aus metallischem Zinn, sondern aus metallischem Antimon bestehen. Aber ich vermuthe auch, dass Hr. Chantre zu seinem Irrthum durch Hrn. Bayern selbst veranlasst worden ist, der ursprünglich geneigt war, das Metall der Schmucksachen für Zinn zu halten (Contributions à l'archéologie du Caucase. Lyon 1882. p. 21, 63. Vergl. Meine Monographie über Koban, S. 116).

Ich wiederhole, dass ausser den beiden, durch mich bezeichneten Plätzen, Redkin-Lager und Khedabeg, welche südlich von der Kura, also noch viel weiter südlich vom Kaukasus gelegen sind, kein anderer Platz, am wenigsten nördlich vom Kaukasus, bekannt ist, wo Antimonsachen prähistorischer Art ausgegraben wurden. Es war daher eine recht angenehme Ueberraschung für mich, als ich in Erfahrung brachte, dass Hr. Berthelot in den Sammlungen des Louvre ein altes Gefäss aus Antimon von Tello aufgefunden habe (Revue scientifique 1886. 3e Série. Vol. XII. p. 742). War doch damit der erste Anfang einer Verallgemeinerung meiner Beobachtung gegeben.

Leider ist über die Umstände dieses Fundes gar nichts angegeben. Es heisst nur, dass das Stück von den Ausgrabungen des Hrn. de Sarzec herstamme. Ich bemerke, dass Tello ein Ort in Süd-Babylonien ist, am linken Ufer des Shat-el-Hai (des Verbindungsgliedes zwischen Tigris und Euphrat) gelegen, und dass man dem dortigen Palaste ein Alter von 3000 Jahren v. Chr. zuschreibt. Es wird also wohl angenommen werden müssen, dass auch das Antimonstück ein sehr hohes Alter besitzt.

Dieses Stück stellt nach der Beschreibung einen Abschnitt des rinförmigen, cylindrischen, 7—8 *mm* dicken Randes der Mündung eines in einer Form gegossenen Gefässes dar; es ist ganz einfach, ohne Zeichnnng oder Inschrift. Die Analyse ergab ganz reines metallisches Antimon, dem, ausser einer Spur von Eisen, kein weiteres Metall, namentlich kein Kupfer, Blei, Wismuth oder Zink, in nennenswerther Menge beigemengt ist.

Hr. Berthelot macht dann ganz ähnliche Bemerkungen, wie ich sie gemacht hatte. Er führt an, dass nur in Japan eine Verwendung von reinem Antimon zu Gussfabrikaten gebräuchlich sein solle; namentlich bespricht er die Stellen aus Dioscorides und Plinius.

Ich schrieb nun dem berühmten Chemiker, der augenblicklich Unterrichtsminister in Frankreich ist, und theilte ihm meine älteren Beobachtungen mit. In einer sehr liebenswürdigen Antwort vom 2. Februar erwiderte er mir, dass er demnächst seine Note in den Comptes rendus der Akademie reproduciren und dabei auch meiner Beobachtungen gedenken werde. Diese Reproduktion ist auch in der Revue scientifique 1887, 5 Févr., No. 6, p. 168 erfolgt, aber ohne eine solche Erwähnung; vielmehr heisst es, wie früher: je ne connais aucun autre exemple analogue dans les ustensiles, soit du temps présent, soit des temps passés. Dagegen nimmt er die Angabe über Japan zurück, da das inzwischen von ihm untersuchte Stück Zink und andere Metalle beigemischt enthielt. Auch bestimmt er die Zeit, in welche man bis jetzt die Entdeckung des Antimons gesetzt habe, genauer auf das 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Die Entfernung von Tello bis nach Redkin-Lager und Khedabeg ist keine geringe. Indess die Quelle des Euphrat liegt nicht gerade fern von den armenischen Gebirgen, und Handelsverbindungen in dieser Richtung sind gewiss schon sehr früh vorhanden gewesen. Der Gedanke, dass das Antimon von Transkaukasien aus nach Babylonien gebracht worden ist, würde in dem Augenblick nicht abzuweisen sein, wo eine natürliche Lagerstätte des Antimons, etwa im Gouvernement Elisabethpol,

entdeckt würde. Weiter zu gehen und etwa einen Handel mit den Fabrikaten selbst anzunehmen, dazu liegt vor der Hand kein Grund vor. Ich habe diese Frage in Bezug auf die kaukasischen Bronzen erörtert (Das Gräberfeld von Koban, S. 137) und hauptsächlich aus archäologischen Gründen verneint. Dieselben Gründe lassen sich auch hier geltend machen: Fabrikate, wie die aus den Gräbern von Redkin-Lager und Khedabeg, sind in Babylonien nicht gefunden worden, und ein Antimongefäss ist bis dahin in Transkaukasien nicht zu Tage gekommen. Der Handel mit dem blossen Metall genügt also vollkommen zur Erklärung. —

Hr. Berthelot hat bei dieser Gelegenheit noch ein zweites Fundstück von Tello analysirt, nehmlich eine kleine Votivfigur, welche eine knieende Gottheit darstellt mit einer Spitze oder einem Kegel in der Hand, woran der Namen Gudeah eingravirt ist. Das Stück fügt sich somit der ältesten Periode, nach Herrn Oppert 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, ein. Der Kern derselben besteht aus reinem Kupfer; darüber sind durch fortschreitende Zersetzung zunächst eine Schicht von Kupferprotoxyd, ohne Beimischung von Zinn, Antimon, Blei oder einem sonstigen Metalle, und zu äusserst eine Lage von Kupfercarbonat, gemischt mit Kupferhydratoxychlorid (Atakamit), gebildet. Hr. Berthelot, der das Auftreten von Zinnbronze in Aegypten auf etwa 2000 Jahre v. Chr. setzt, ist daher geneigt, das Stück von Tello in eine Zeit zu verlegen, wo Zinn noch nicht bekannt war, natürlich vorausgesetzt, dass nicht etwa neue Erfahrungen andere Schlüsse nöthig machen.

Bei dem Eifer, mit dem in den letzten Jahren das Studium der „Kupferzeit“ in Europa betrieben worden ist, wird dieser Nachweis gewiss grosses Interesse erregen. Wenn Hr. Berthelot dabei auf die Kupferminen am Sinai als auf Bezugsquellen des Kupfers verweist, so darf ich vielleicht, in Parallele zu dem Antimon, die reichen Minen von Khedabeg hervorheben, welche gegenwärtig im Besitze des Hrn. Werner Siemens sind, und welche mannichfaltige Anzeichen alter Bearbeitung ergeben haben.

In Betreff des Zinns verweist Hr. Berthelot auf einige, bis dahin nicht genügend in Betracht gezogene Lagerstätten. Hr. Ogorodnikoff berichtet nach Aussage der Eingeborenen (Tataren), dass 120 *km* von Meshed und an verschiedenen anderen Orten in Khorassan Zinngruben betrieben würden. Aber schon Strabon (Liv. XV. cap. II. 10) bezeichne Zinnminen in der Drangiana, einer Provinz im Süden von Khorassan, oberhalb von Herat, an der Ostgrenze von Afghanistan. —

Endlich berichtet Hr. Berthelot noch über einen Fund, welchen Hr. Place 1884 in dem Palast des Königs Sargon in Khorsabad gemacht hat. In einer Steinkiste wurden 5 Votivtäfelchen gefunden, welche in Keilschrift die Gründung des Gebäudes 706 v. Chr. melden. 4 davon sind im Louvre aufbewahrt: ein goldenes, ein silbernes und zwei andere, von denen das eine als Kupfer, das andere als bestehend aus Antimon oder aus Zinn angesehen wurde. Die chemische Analyse hat gelehrt, dass das scheinbar kupferne Täfelchen aus guter Bronze (85,25 Kupfer, 10,04 Zinn, 4,71 Sauerstoff u. s. w.) hergestellt war, und dass das vierte Täfelchen aus reinem, krystallinischem Magnesiacarbonat, einem höchst seltenen Mineral, a-bar der Assyrier, besteht.

Es sind dies höchst dankenswerthe Aufklärungen, welche nicht bloss für die Geschichte der Metalle, sondern für die Culturgeschichte überhaupt wichtige Thatsachen bringen. Möge das treffliche Beispiel vielfache Nachfolge finden!

(33) Eingegangene Schriften.

1. Jahrbuch der K. Preuss. geolog. Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin f. d. Jahr 1885; von der K. g. L. u. B.
2. Historischer Festzug zur Feier der Einwanderung der Sachsen nach Siebenbürgen, Hermannstadt 1884.
3. Schiel, Albert, Die Siebenbürger Sachsen; aus Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 114, Prag.
4. Verzeichniss der Kronstädter Zunft-Urkunden, Kronstadt 1886.
5. Gross, Julius, Kronstädter Drucke 1535—1886, Kronstadt 1886.
6. Hermann, Friedrich, und Gusbeth, Christof, Die Grabdenksteine i. d. Westhalle der evangel. Stadtpfarrkirche in Kronstadt, Kronstadt 1886; aus dem Programm des evangel. Gymnasiums.
7. Zimmermann, Franz, Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation; Hermannstadt 1887.

   Nr. 2—7 von d. Verein f. siebenbürg. Landeskunde in Hermannstadt.
8. Nicolucci, Giustiniano, Antropologia dell'Italia nell'evo antico e nel moderno, Napoli 1887; Gesch. d. Verf.
9. Woldřich, Johann N., Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, Theil 3; aus Mittheilungen d. anthrop. Ges. Wien Bd. 16; Gesch. d. Verf.
10. Lapouge, G. de, La dépopulation de la France.
11. Derselbe, L'anthropologie et la science politique.

    Beides aus d. Revue d'anthropologie; Gesch. d. Verf.
12. Calcaño, Julio, Resumen de las Actas de la Academia Venezolana, Carácas 1884 und 1886; durch Hrn. A. Ernst.
13. Rosset, C. W., Die Inselgruppe der Malediven; in Illustrirte Zeitung, Berlin-Leipzig, Nr. 2286, 23. April 1887; Gesch. d. Verf.
14. Principaux écrits relatifs de Diderot, Paris-Amsterdam 1887; von Gebroeders Binger, Libraires-Éditeurs.
15. Büttner, Hülfsbüchlein für den ersten Unterricht in der Suahili-Sprache, Leipzig 1887; Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
16. Kate, Dr. H. ten, Observations anthropologiques recueillies dans la Guyane et Le Venezuela; aus der Revue d'Anthropologie 16 (1887); Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 21. Mai 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Zu correspondirenden Mitgliedern sind erwählt worden:

Hr. Dr. J. Burgess, Archäologischer Inspector der Regierung von Indien, Bombay.

Hr. Amtmann E. Vedel, Vicepräsident der K. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

Als neues Mitglied wird angemeldet:

Hr. Robert Eisel in Gera.

(2) Das Ehrenmitglied, Hr. Schliemann, berichtet in einem Schreiben aus Athen vom 1. Mai über seine Zurückweisung in der Troas, wohin er sich mit den HHrn. Prof. Wachsmuth, Dr. Cichorius und Dr. Schuchardt von Leipzig begeben hatte, um ihnen Hissarlik zu zeigen. Die Aufregung, welche, in Folge des Goldfundes auf dem Bali Dagh (S. 312), in der Troas entstanden ist und die Rückwirkung, welche die Einsendung der beschlagnahmten Gegenstände in Constantinopel ausgeübt hat, haben ein Verbot hervorgerufen, wonach niemand ohne specielle Erlaubniss des Sultans die Ebene der Troas besuchen darf. Der Entdecker von Troja ist sofort von den Dardanellen aus umgekehrt; die drei anderen Herren sind bei weiteren Versuchen direkt gehindert worden, über Renkioi hinauszugehen.

(3) Hr. Karl von den Steinen schreibt aus Desterro, 1. April, über die

brasilianische Reise.

„Der günstige Stern, welcher über unserer ersten Reise leuchtete, will noch nicht recht sichtbar werden.

„Als wir Ende Februar in Rio ankamen, hörten wir, dass die Cholera auch das Mato Grosso heimgesucht habe, dass kurz vorher ein Extradampfer mit Aerzten und Arzneimitteln dorthin abgeschickt, jede regelmässige Verbindung aber aufgehoben sei. Allmählich trafen beruhigendere Nachrichten über den Gesundheitszustand ein; allein, so oft man uns auch tröstliche Aussicht machte, ein Dampfer ist seither noch nicht nach dem Mato Grosso abgegangen und wird voraussichtlich auch kaum vor dem 15. April abgehen, so dass wir erst Ende Mai — der Zeit, wo wir Anno 1884 von Cuyabá aufbrachen, — in Cuyabá anlangen werden. Auf den Landweg mussten wir nach gründlichem Hin- und Herüberlegen verzichten, — dafür hatten wir des Gepäcks zu viel und des Geldes zu wenig.

„Von Seiten der Regierung kommt man uns freundlichst entgegen; der Kaiser, die verschiedensten Minister und die geographische Gesellschaft haben uns sehr liebenswürdig aufgenommen. Auch glaubten wir in dieser Beziehung nichts unterlassen zu dürfen, damit uns aus unserem alten Soldatenroman kein frisches Unheil erwachse. Das Schlusskapitel desselben ist nehmlich noch keineswegs geschrieben;

vorläufig befinden sich der gute und der böse Hauptmann noch in kriegsgerichtlicher Untersuchung und verfolgen sich in den Zeitungen mit den gröbsten Injurien, wobei der gute Hauptmann sich, wie er mir selbst naiver Weise schreibt, „eines mich gewiss interessirenden Pseudonyms" bedient, d. h. seine Kraftartikel mit meinem vollen Namen unterzeichnet.

„Um die Zeit in Rio nicht mit unnützem Warten zu verlieren, sind wir am 11. d. M. hierher, nach Desterro gefahren, wo alle Dampfer anlaufen, uns aber die beste Gelegenheit geboten ist, eine Reihe von Sambakís zu studiren. Wir haben bisher acht derselben untersucht, überall uns besonders angelegen sein lassen, Profile zu gewinnen, Proben aus allen Schichten zu nehmen, alles Interessante zu photographiren und Skelettheile, wie Steinwerkzeuge, zu sammeln. Unsere Sammlung besteht leider nicht aus Prachtstücken, sie enthält eine Menge von Fragmenten, sowohl was Schädel, wie was Steinwerkzeuge angeht, wird aber für die wissenschaftliche Verarbeitung ein hoffentlich nicht unbrauchbares Material beitragen. Sie soll, einschliesslich des Berichtes, vor unserer Abreise von hier, nach Berlin abgehen.

„Sonst Alles wohl; wir leiden etwas an der Ungeduld, sind jedoch von einheimischen Krankheiten durchaus verschont geblieben."

(4) Der Herr Cultusminister dankt in einem Erlass vom 14. für die, in der Gesellschaft (Verh. 1886. S. 425 und 608) gegebene Anregung zur Erhaltung einiger megalithischer Monumente und theilt mit, dass er sich deswegen mit den betreffenden Oberpräsidenten in Verbindung gesetzt habe.

(5) Hr. Richard Andree in Leipzig übersendet nachstehende Mittheilung über

Swinegel und Hase.

Das Thiermärchen vom Wettlaufen des Hasen und Igels auf der langen Haide bei Buxtehude ist bei uns namentlich durch die plattdeutsche Bearbeitung Wilhelm Schröder's und durch die Illustrirung des Düsseldorfers Gustav Süs bekannt geworden. Ob und wo dieses Thiermärchen bei uns zu Hause, wo es ursprünglich aufgezeichnet, weiss ich nicht. Aber es ist von Interesse, zu verfolgen, wie weit in aussereuropäischen Ländern dasselbe verbreitet ist, und nachzuforschen, von wo dasselbe etwa ausgegangen.

Wenn ich hier einige Beiträge zur Lösung dieser Fragen gebe, so ist dies veranlasst durch die Mittheilung des Hrn. Quedenfeldt (Verh. 1886 S. 682), dass er jenes Thiermärchen in Marokko gefunden habe, wo der Wettlauf zwischen dem Igel und dem Schakal stattfindet. Dass hier der Schakal für den Hasen eintritt, hat nichts auffallendes, ist im Gegentheil naturgemäss, da beim Wandern der Märchen diese stets Lokalfarbe annehmen.

Um den weiten Bezirk dieses Thiermärchens zu umgrenzen, will ich sofort hier an das Beispiel aus dem äussersten Norden Afrikas die Parallele aus dem äussersten Süden anreihen, wo bei den Hottentotten die Geschichte zwischen der Schildkröte und dem Strausse spielt. Sie ist von dem deutschen Missionar G. Krönlein in Gross-Namaqualand im Anfange der sechziger Jahre niedergeschrieben und an Sir George Grey eingesendet worden (W. H. J. Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1870. S. 25). Die Geschichte lautet: „Eines Tages, so erzählt man, hielten die Schildkröten Rath, wie sie die Strausse jagen könnten, und sie sprachen untereinander: „Lasst uns auf beiden Seiten nahe bei einander stehen (nehmlich in Reihen), dann jage einer von uns die Strausse auf, so dass sie mitten zwischen

uns hindurch fliehen müssen.“ — So thaten sie denn, und da ihrer viele waren, so mussten die Strausse eine lange Strecke mitten zwischen der Schildkrötenreihe durchlaufen. Die Schildkröten rührten sich inzwischen nicht vom Platze, sondern blieben stehen, und die eine rief der anderen zu: bist du da? worauf die andere erwiederte: ja, hier bin ich! — Als die Strausse das hörten, liefen sie aus Leibeskräften davon, bis sie, zum Tode ermattet, niederfielen. Nun versammelten sich die Schildkröten gemächlich auf dem Platze, wo die Strausse niedergestürzt waren und verspeisten sie.“

Sind an und für sich beide Mittheilungen, die Quedenfeldt's, wie diejenige Krönlein's unverdächtig, so dass wir an eine afrikanische Originalität dieser Thierfabel glauben dürfen, so erhalten wir noch eine weitere Bestätigung, welche den ungeheuren Zwischenraum zwischen Marokko und Namaqualand geographisch überbrückt. Herr Bernhard Schwarz (Kamerun. Leipzig 1886 S. 162) erzählt nehmlich, dass es ihm gelungen sei, bei den Bakwiri im Kamerungebirge eine Thierfabel aufzutreiben. Wahrscheinlich verdankt er dieselbe den dort ansässigen Schweden. Diese Thierfabel, welche Hr. Schwarz sofort als Parallele zum Wettlaufen des Hasen und Igels erkannte, behandelt den Wettlauf zwischen Elephant (einem Charakterthier Kameruns) und der Schildkröte. Letztere versammelt ihre Schwestern, stellt sie am Wege auf und, wenn der Elephant eine Strecke gelaufen ist, findet er stets schon eine Schildkröte vor sich. „Da ist es schon, das elende Thier, ich muss noch besser laufen!“ ruft er aus. Er läuft und läuft, bis er todt zu Boden stürzt.

Wenn nun, unabhängig von einander, an drei so weit von einander entfernten Punkten Afrikas die gleiche Erzählung vorkommt, — Hr. Schwarz hat sicher nichts von Quedenfeldt's Beobachtung gewusst und auch wohl schwerlich Krönlein's Fabel gesehen, — so dürfen wir wohl annehmen, dass dieselbe auch sonst noch durch Afrika verbreitet ist. Ja, ich möchte die Erwägung nicht ausschliessen, dass sie ein urafrikanisches Gewächs sei, denn dass die Afrikaner, gleichviel welcher Rasse angehörig, ganz vorzügliche Erfinder und Erzähler von Thierfabeln sind, ist bekannt und, bei ihrem Zusammenleben mit der wohl charakterisirten Thierwelt, auch ganz natürlich. Man vergleiche die von Bleek mitgetheilten Fabeln, jene, welche die Bari-Neger erzählen (Mitterrützner, Die Sprache der Bari, Brixen 1867) und die, welche Ernst Marno aufzeichnete (Reisen in der ägyptischen Aequatorialprovinz. Wien 1878. 259 ff.).

Ich mache jetzt den weiten Schritt nach Südamerika. Als ich das, namentlich vom sprachlichen Gesichtspunkte aus geschriebene Werk des Brasilianers Couto de Magalhães, O Selvagem (Rio de Janeiro 1876) las, fielen mir darin die als Leseproben aufgeführten Tupi-Erzählungen mit portugiesischer Interlinearübersetzung auf, die den eigenthümlichen Geist der Tupi wiederspiegeln. Couto de Magalhães, welcher verschiedene Male ganz Brasilien kreuzte, ist ein guter Kenner der „Wilden“ und hat aus deren eigenem Munde jene Erzählungen und Fabeln aufgezeichnet. Eine bestimmte Lokalität, wo er dieselben erhielt, giebt er nicht an. Im ersten Theile seines Werkes, p. 185, giebt er nun eine Jauti Çuaçu, Schildkröte und Reh, überschriebene Geschichte in Tupi und Portugiesisch, welche ich nachstehend (etwas frei) übersetze. Sie lautet:

Eine kleine Schildkröte wollte ihre Verwandten aufsuchen und dabei begegnete ihr ein Reh. Das Reh fragte sie: Woher kommst Du? Was willst Du? Die Schildkröte antwortete: Ich will meine Verwandten zusammenrufen, zu dem grossen, von mir erlegten Tapir. — Was, rief das Reh, Du hättest einen Tapir getödtet? — Ja wohl, und ich will hier warten, bis der Tapir verfault, damit ich aus seinen

Knochen mir eine Flöte machen kann! — Das Reh antwortete nun: Wenn Du einen Tapir getödtet hast, so kann ich es auch versuchen, mit Dir in die Wette zu laufen. — Gut, antwortete die Schildkröte, warte nur hier auf mich, ich will nur nachsehen, wo ich laufe. — Das Reh versetzte: „Lauf Du auf der anderen Seite des Flusses und, wenn ich Dich anrufe, so antworte mir. — Die Schildkröte rief nun alle ihre Verwandten zusammen und stellte sie an der einen Seite des kleinen Flusses in Reih und Glied auf; hier sollten sie dem dummen Reh antworten. Dann sagte sie zum Reh: Reh, bist Du bereit? — Das Reh sagte: Ich bin bereit. — Die Schildkröte fragte: Wer soll vorauslaufen? — Das Reh lachte und sagte: Du gehst voraus, Du erbärmliches Schildkrötlein!

Die Schildkröte aber lief nicht; sie täuschte das Reh und blieb auf ihrem Platze. Das Reh aber verliess sich auf seine flinken Läufe. Da rief der Vetter der Schildkröte (jenseit des Flusses in Reihen aufgestellt) nach dem Reh. Das Reh antwortete: hier bin ich, Schildkröte. — Das Reh lief und lief und rief dann wieder: Schildkröte! — Da rief ein (anderer aufgestellter) Vetter der Schildkröte: Nur immer zu! — Das Reh sagte: Mann, hier bin ich. — Das Reh lief und lief und rief: Schildkröte! — Stets aber antwortete diese. — Da sagte das Reh: Ich muss Wasser trinken. — Die Schildkröte aber rief und rief, — doch keine Antwort kam. Ich will 'mal nachsehen, sagte sie nun, das Männlein ist wohl todt?

Nun sagte die Schildkröte zu ihren Begleitern: Ich will langsam hingehen, um nach ihm zu sehen. Als sie am Rande des Flusses war, rief sie: Reh, nicht einmal geschwitzt habe ich! Aber kein Reh antwortete. Als nun die Verwandten der Schildkröte das todte Reh sahen, sagten sie: Wirklich, es ist gestorben. — Die Schildkröte aber rief: Kommt, lasst uns seine Knochen herausziehen. — Die Anderen fragten: Was willst Du denn damit machen? — Die Schildkröte antwortete: Ich will fortwährend darauf blasen!

Nun, es ist klar, dass hier dieselbe Thierfabel, wie in Afrika, vorliegt. Die Moral ist die gleiche; Verstand und Schlauheit des Schwachen siegen über die brutale Kraft des Starken. Statt des Straussen oder Elephanten in Afrika spielt das Reh eine Rolle; Schildkröte hier, wie da, während Europa und Marokko den Igel an diese Stelle setzen. Das Charakteristische und Durchschlagende ist aber in Brasilien das Aufstellen der Schildkröten in einer Reihe, wie bei den Nama und den Kamerunern. In Deutschland steht die Frau des Igels, „die gerade so aussieht, wie er selbst“, am Ende der Furche, in welcher der Hase läuft und in Marokko stehen die beiden Igel zwischen zwei Getreidehaufen. Brasilien hat also die afrikanische Version. Ich glaube, dass es ganz ausgeschlossen ist, hier von einer selbständigen Entstehung bei den Tupi zu sprechen, halte vielmehr daran fest, dass es hier sich um ein Wandern der Fabel handelt. Als natürliche Träger dieser Wanderung ergeben sich uns die zahlreichen Sklaven, die von allen Theilen Westafrikas nach Brasilien gebracht wurden und von denen das Märchen zu den Indianern kam, die es nur lokal färbten.

(6) Hr. W. v. Schulenburg bemerkt Folgendes über den

Namen der Prignitz.

Hr. Müschner hat den Namen Prignitz von brjaz, Birke hergeleitet (Verh. 1886 S. 376). In Schottin, Die Slaven in Thüringen (Bautzen 1884) S. 17 heisst es: Priessnitz, Name eines Berges bei Winzerla, 1 Stunde von Jena, auf welchem alljährlich im Frühling ein Volksfest gefeiert wird. Die Schreibung mit P theilen auch verschiedene andere dieses Namens, wie Jena-Priessnitz, Frauenpriessnitz.

während die alte, eigentliche Form „Briessnitz" noch bei einigen Orten sich findet. Auch Jena-Priessnitz heisst in einer Urkunde von 1282 „Brisenice" und 1297 „Breseniz" (Menck I). Der Name kommt vom wend. brėza u. s. w. — Hr. Friedrich Krauss schrieb mir in einer gelegentlichen brieflichen Mittheilung: „Priegnitz kommt vom slav. Brjegnica, d. h. Bergland, Hügelland; der Serbe sagt dafür: Podbriežje und blos Brježje".

(7) Hr. W. v. Schulenburg berichtet über

Erdwohnungen im Grossherzogthum Oldenburg.

Bezüglich der wenig bekannten Erdwohnungen im Grossherzogthum Oldenburg theile ich folgende Darstellung des Herrn Pfarrer Dr. Niemann in Cappeln bei Cloppenburg mit, die ich der gütigen Vermittelung des Herrn Rittmeister von Alten verdanke: „Erdhäuser finden sich in grosser Anzahl im Amt Frisoythe, wo neue Colonien angelegt werden, z. B. Petersdorf u. a. Der Colonist, welcher sich eine Fläche erworben und nicht Geld hat, um ein Haus bauen zu können, legt sich eine Erdhütte an. Man macht nicht eine Vertiefung in die Erde hinein (oder nur ausnahmsweise, wo der Boden hoch ist, auf etwa 1 Fuss), sondern baut über dem Boden. Die Umfassungsmauer wird gebildet von dicken Erdsoden oder Schollen, welche fest zusammengestellt werden und so eine zusammenhängende Masse bilden. Ein oder das andere Luftloch bekommt einige Scheiben Fensterglas. Ueber diese nicht hohe Erdmauer werden Lagerstücke gelegt, worauf die Sparren befestigt sind; Alles natürlich sehr primitiv. Die beiden Giebelseiten erhalten auch schrägliegende Sparren. Das Ganze wird mit langem Haidekraut sorgfältig gedeckt und der First mit dicken Plaggen behängt. Die etwas abgerundeten Giebel sind durch diese Bedachung ganz mit den Seitenflächen verbunden. Das verstehen die Leute meisterhaft herzustellen; es macht gar keinen üblen Eindruck. Vorn in der Hütte ist an der einen Seite ein Abschlag für eine Ziege, an der anderen Seite für ein Schwein. Im hinteren Theile sind in der Mitte das Feuer, an beiden Seiten Schlafstellen. In diesem Raume wohnen die Ansiedler, bis sie vor und nach sich ein besseres Wohnhaus von Holzriegelwerk mit Lehmwänden beschafft haben, wozu sie das Meiste selbst thun. So arbeiten sie sich allmählich empor. Oft wird ein solcher Bau, wenn die Bewohner ihn verlassen haben, als Schafstall oder zu sonstigem Zwecke benutzt. Ständige Wohnungen bleiben sie nicht.

„Wenn vielleicht die Kenntniss der alten „Lehms" — ein alter Bau hiesiger Gegend — erwünscht wäre, so ist darüber das Nothwendige mitgetheilt in den Osnabrücker Mittheilungen Band 12 Seite 366."

(8) Hr. Paul Magnus verliest im Auftrage des Hrn. W. v. Schulenburg folgende Mittheilungen aus einem Brief des Hrn. Paul Ascherson aus El Arîsch in Aegypten vom 6. Mai über seine

ägyptische Reise.

„Es war längst meine Absicht, Ihnen von meiner Reise ein Lebenszeichen zu geben; ich führe es jetzt aus, wo ich in dieser, so selten von Europäern besuchten Grenzfestung, zwischen Aegypten und Syrien — Afrika und Asien, einige Tage verweilen muss. Die Wüste zwischen hier und dem Suez-Canal, die ich in 6 Tagen durcheilte, bot so manches Bild, das ich nicht blos mit den Augen, sondern auch mit dem Pinsel oder Stift des Künstlers festzuhalten gewünscht hätte. Auch der

Folklorist wäre nicht leer ausgegangen. Ich kann ja, da mir die Botanik genug zu thun giebt, diesen Dingen nur sehr nebenbei meine Aufmerksamkeit widmen. Beifolgend zwei Proben aus den letzten Tagen. Sie kennen jenes mehr sonderbare, als schöne Thierchen, das bei uns wegen seines Farbenwechsels sprüchwörtlich ist, das Chamaeleon, arabisch herbäje genannt. In dieser sogenannten (übrigens sehr pflanzenreichen) Wüste machte ich zum ersten Male seine Bekanntschaft im Freien und erfuhr dabei, dass dieser Farbenwechsel (den ich selbst übrigens nur in schwacher Andeutung sah) als Orakel dient. Man sperrt das sehr träge, keineswegs, wie die nahe verwandten Eidechsen, leicht bewegliche Thier unter seine Kopfbedeckung, streicht dann siebenmal darüber, indem man ebenso oft wiederholt:

Ja bint uchti
Warini bachti,
d. h. O Tochter meiner Schwester
Zeige mir mein Glück.

Wenn das Thier während dieser Procedur seine gewöhnlich dunkelgraue Farbe in Grün, Gelb oder gar Weiss verändert hat, so bedeutet es Glück.

In unserem Falle musste die „Tochter meiner Schwester" das baumwollene Mützchen eines Beduinenknaben, das Tarlusch eines deutsch-ägyptischen Dragomans und den Hut eines Berliner Professors über sich ergehen lassen; aber alle drei hatten kein Glück, das Thier war und blieb schiefergrau.

Einige Stunden westlich von hier wurde mir eine Oertlichkeit als Selach el Berdauîl bezeichnet. Ich erfuhr erst hier, dass hier die Erinnerung an ein historisches Factum aus dem Mittelalter fortlebt. König Balduin (ich weiss nicht, der wievielte) von Jerusalem starb dort und wurden nach damaliger Sitte (der auch Friedrich Rothbart's Leiche unterlag) seine Weichtheile dort begraben, während die Knochen in Jerusalem beigesetzt wurden. Die arabische Sage macht den „Berdauil" zu einem heidnischen Riesen, der von dem nationalen Helden Abusēd bekämpft und getödtet wurde. —

Hr. R. Hartmann bemerkt, dass ein, im Sennar nicht seltenes, grosses Chamaeleon ziemlich schnell an Bäumen und Sträuchern umherklettere. Die grasgrünen Seiten des Thieres seien in dessen ruhigem Zustande mit zerstreuten indigoblauen Fleckchen besetzt. Sowie dies Chamaeleon gereizt würde, fauche es, wie ein junges Kätzchen, und zögen sich alsdann die diffusen Flecke alsbald zu grösseren distincten Maculae zusammen.

(9) Hr. P. Schellhas schenkt der Gesellschaft folgende Gegenstände:

1) ein Thongefäss, mit Knochenresten gefunden bei Dutken, Kreis Guhrau, Schlesien;
2) ein Thongefäss mit abgebrochenem Henkel, gefunden an der Südseite der Schwedenschanze bei Breslau 1868.
3) ein Schälchen von Neusalz a. O.
4—6) drei Thongefässe unbekannten Fundortes.
7) 8 Bronzegegenstände, angeblich aus Danzig, darunter 4 Fibeln, Bruchstücke eines Schwertes, eines Ringes und eines Griffes.
8) ein Feuersteinmesser, gefunden bei Köpenick.
9) eine Steinspitze, gefunden bei Tempelhof.

(10) Hr. Hollmann ladet zu einer, am 5. Juni zu unternehmenden Excursion nach Arneburg in der Altmark ein.

(11) Hr. Bartels legt den

Siegelabdruck einer Gemme

vor, welcher ihm von Hrn. Dr. W. Pleyte, Conservator des Rijksmuseum van Oudheden in Leiden übersendet worden ist. Die Gemme ist in Idaard in Friesland gefunden und gehört derjenigen Gruppe roher Kunstwerke an, welche, nach dem ersten bekannt gewordenen Exemplare[1]), als dem Typus der Alsener Gemme angehörig bezeichnet werden[2]). Die, für das Rijksmuseum in Leiden erworbene Gemme gehört zu denen von dem dreifigurigen Typus, ist von allen, bisher gefundenen Stücken der Gemme von Alsen am ähnlichsten und zeigt auch die, an Zweige erinnernden, in der Luft, über den Köpfen der drei menschlichen Figuren schwebenden Attribute. Aber auch diese Gemme hat kleine Unterschiede von den anderen, so dass bis jetzt keine einzige als genaue Replik einer der übrigen bezeichnet werden kann. Höhe 29 *mm*. Breite 27 *mm*. Sie ist wieder als Einzelfund im freien Lande entdeckt worden. Das Material ist, wie bei den anderen, eine dunkelblaue Glaspaste. Eine Fassung besitzt sie nicht.

(12) Hr. Bartels übergiebt Photographien

prähistorischer Gegenstände aus der Umgegend von Cuxhaven,

welche theils von ihm, theils auf seine Veranlassung von Hrn. Angelbeck in Cuxhaven aufgenommen wurden und welche theilweise zur Illustrirung des, vom Hrn. Cultusminister der Gesellschaft übersandten Berichtes des Hrn. Studienrathes Müller über heidnische Denkmäler im Nordosten der Provinz Hannover dienen können (Sitzung vom 16. October 1886 Verh. S. 552 ff.).

1) Die Pipensburg bei Dorum, ein grosser, kreisförmiger Ringwall ohne Zugang, dessen Ostwand um mehrere Meter Höhe den übrigen Theil überragt. Ein ringförmiger Vorwall schliesst ihn ein, vor dem noch ein zweiter, halbringförmiger Vorwall sich erhebt und mit sanfter Abdachung gegen das umgebende Moor hin abfällt. Der Name hängt, nach der Ansicht des um die Prähistorie dieses Landes besonders verdienten Hrn. Amtsrichters Dr. Reinecke in Cuxhaven (des Schöpfers des kleinen Museums in Schloss Ritzebüttel) nicht, wie man gewöhnlich annimmt, mit Pipin, sondern mit dem altdeutschen Worte pipen = verbergen zusammen.

2) Zwei Aufnahmen des Bülsenbettes bei Dorum, einer nahe der Pipensburg gelegenen grossen, langgestreckt ovalen Steinsetzung aus grossen, in mässigen Abständen von einander befindlichen Findlingsblöcken, von denen zwei besonders grosse (2 *m* über dem jetzigen Erdboden hoch) gegen Osten gleichsam ein Portal bilden. Von hier aus im letzten Drittheil der Steinsetzung befindet sich eine megalithische Grabkammer, aus enormen Steinen zusammengesetzt (hoch von Haidekraut überwuchert).

3) Taufstein der Kirche in Dorum, ein romanischer Monolith, wahrscheinlich aus Basalt, mit 4 vollgearbeiteten und 4 in flachem Relief dargestellten menschlichen Köpfen, der allgemein in der dortigen Gegend für einen heidnischen Opferstein erklärt wird. Die Kirche von Dorum zeigt an ihrem einzig intakt erhaltenen Südportal deutliche Rundmarken und Rillen.

---

1) Man vergleiche Max Bartels: Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten. Zeitschr. f. Ethnologie Bd. 14. 1882. S. 179—207 und Bd. 15. 1883. S 48—61.

2) Sitzung unserer Gesellschaft am 11. November 1871. Zeitzchr. f. Ethnol. Bd 3. 1871. S. 144.

4) Zwei Aufnahmen von Urnenscherben und Urnen aus dem grossen Urnenfriedhofe auf der Altenwalder Höhe, welcher viele hunderte von Urnen in die Museen von Hannover und Hamburg geliefert hat. Es sind hier zwei Gruppen von Urnen zu unterscheiden: 1. kleinere, von zierlichen Formen und reicher Ornamentirung, mit Buckeln und vorspringenden Hohlleisten und 2. grosse, bowlenförmige, mit weiterer oder engerer Mündung und ganz oder fast ganz ohne Ornamentirung. Diese letzteren pflegen die interessantesten Beigaben zu bergen, dem La Tène-Typus angehörig und meist gleichzeitig aus Bronze und Eisen gefertigt (grosse Fibeln, reich ornamentirte Dolch- und Schwertgriffe, Nadeln u. s. w., auch Schmelzperlen).

5) Eine Aufnahme der interessantesten Urnen des Museums in Ritzebüttel:

a) grosse weitbauchige Urne, deren gerade aufsteigender Hals mit Ornamenten von zweifellos symbolischer Bedeutung bedeckt ist (dabei ein grosses Hakenkreuz) (Altenwalde).

b) ein Gefäss mit grossem Brillenornament an dem Bauche, ganz an Gefässe erinnernd, wie sie von Hrn. Schliemann in Hissarlik ausgegraben wurden (Altenwalde).

c) zwei Gefässe von einer mir bisher unbekannten Form, die man als Tüllenurnen bezeichnen kann. Sie sind tassenförmig, gross und haben einen, von ihrem Bauche bis zur Höhe des Urnenrandes schräg (unter ungefähr 45°) aufsteigenden Ausguss (wie eine Theekanne). Der Mündungstheil des letzteren ist durch eine horizontale Strebe mit dem Urnenrande verbunden. In der Gegend von Cuxhaven sind jetzt schon 3 oder 4 solche Gefässe gefunden.

d) die Fensterurne (Verh. 1881 S. 209), gefunden in dem Galgenberge (Ringwall) bei Brockeswalde, Amt Ritzebüttel.

(13) Hr. Olshausen bespricht eine

verzierte knöcherne Leiste aus Troja.

Heinrich Schliemann beschrieb Ilios S. 573 einen Fig. 983 abgebildeten, in der zweiten, der „verbrannten“ Stadt gefundenen „merkwürdigen Gegenstand aus einer weissen Substanz mit Spuren blauer Farbe an der Aussenseite“. Es ist dies eine 124 *mm* lange, von einem Ende zum anderen sich etwas verjüngende, im Mittel 18 *mm* breite Leiste mit 9 halbkugeligen Aufsätzen. Beide Enden sind abgerundet; das breitere hat zwei kleine Löcher, das schmälere eines. Schliemann sagt darüber: „Im Bruch sieht der Gegenstand ganz wie Gyps aus, auch ist er viel weicher und leichter, als ägyptisches Porcellan. Da ich nie etwas gefunden habe, was dieser Masse ähnlich war, und auch wegen ihrer blauen Farbe, die sonst in Hissarlik nirgends vorkommt, glaube ich, dass dieser Gegenstand aus dem Auslande eingeführt war.“

Wegen des gypsartigen Aussehens und der blauen Farbe vermuthete ich einen Gegenstand aus völlig zersetzter Bronze, der im Wesentlichen nur noch aus einer Pseudomorphose in Zinnoxyd mit leichter Färbung durch Kupfersalz bestände. Ich bat daher Hrn. Schliemann, mir ein Pröbchen der fraglichen Substanz zu verschaffen; denn das Stück befindet sich als Nr. 71 unter den Gegenständen aus Troja im Tschinili Kiosk in Konstantinopel. Meiner Bitte wurde in liebenswürdigster Weise entsprochen, allein nur durch die energischen, eindringlichen Bemühungen des kais. deutschen Gesandten in Konstantinopel, Hrn. von Radowitz, ist es

nach Ueberwindung grosser Schwierigkeiten gelungen, etwas Material zur Untersuchung zu erhalten.

Hr. Schliemann übersandte mir nun am 1. Mai einige Bröckchen der Masse im Gesammtgewicht von etwa 0,123 *g*. Dieselben waren begleitet von einer Notiz des Hrn. Dr. J. H. Mordtmann in Pera, der ich folgendes entnehme: „Das Object ist jetzt in mehrere Theile zerbrochen, im übrigen aber intakt erhalten. Das Abbrechen oder Loslösen eines Stückes war unthunlich, da hierdurch der Gegenstand fragmentirt worden wäre; dagegen verstand sich Hr. Hamdy-Bey (der Director des Museums) dazu, einen kleinen Splitter herzugeben, welcher auf der ersten buckelförmigen Erhöhung — von links gerechnet — festgeklebt war; es ist das beigefügte Stück. Hamdy-Bey und Oskan-Efendi erklärten das Material für Glas.“ — Den festgeklebten Splitter kann man in Schliemann's Abbildung deutlich sehen. Als ich ihn erhielt, war er noch weiter zertrümmert, in ein leidlich grosses Stück *A*, ein etwas kleineres *B*, sowie einige kleine Körnchen *C*. —

Wenn die Masse nicht von der Leiste selbst herrührte, schien allerdings der Zweck meiner Bemühungen verfehlt; allein das Aussehen der Fragmente machte mich doch glauben, dass es sich hier um ein Material handelte, welches mit dem der Leiste ganz identisch sei. Die Masse ist weiss und an der Oberfläche lichtgrau oder bläulichgrau gefärbt. Die Oberseite giebt sich als solche zu erkennen durch eine glatte, bearbeitete, schwach gewölbte Fläche; die Unterseite ist rauh und unregelmässig abgesplittert. Die graubläuliche Färbung dringt etwas ins Innere, geht allmählich in weiss über und scheint nicht aufgetragen zu sein. Die Masse ist homogen bis auf wenige unbedeutende Poren; mit Gyps würde ich sie nicht vergleichen und ein Blick genügte zu zeigen, dass es sich nicht um oxydirte Bronze handele. Ich nahm daher die Untersuchung vor, in der Voraussetzung, dass der Splitter ursprünglich integrirender Bestandtheil der Leiste oder eines ihrer Buckel gewesen sei; denn Hr. Schliemann erinnerte sich, dass er das Object aus mehreren Stücken zusammen- und auch jenen Splitter selbst aufgeleimt habe, und ich vermuthete, dass letzterer hierbei nicht ganz in die richtige Lage gekommen sein möchte, so dass er hervorstand. Auf besondere Anfrage bestätigte auch Dr. Mordtmann nach geschehener Untersuchung diese Auffassung im Wesentlichen, indem er mir unter dem 16. Juli etwa folgendes schrieb: „Splitter und Buckel haben dieselbe Farbe und dasselbe Aussehen, nur ist das ganze Object, namentlich in den Zwischenräumen zwischen den Buckeln, mit einer dünnen gelblichen Schicht überzogen. Die Porosität und Festigkeit der Substanz der Leiste weicht nicht ab von der des Splitters. Letzterer kann, wenn er von dem Object selbst herrührte, nur auf dem ersten Buckel von links aus seinen Platz gehabt haben; seine Zugehörigkeit zu demselben wird höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen sicher, gemacht durch die Form des Fragments, das gleiche Aussehen und den Umstand, dass der fragliche Buckel an der Bruchstelle ganz dieselbe faserig knochenartige Fläche zeigte, wie etwa ein durchgesägter Knochen.

Die Prüfung war nun zunächst eine chemische; sie wurde mit wenigen Milligrammen theils weisser, theils grauer Krümchen *C* ausgeführt.

Ein Körnchen, vorsichtig im Porcellantiegel erhitzt, bräunte sich unter starker Aufblähung, wurde dann schwarz und brannte sich schliesslich, ohne zu erweichen oder die ursprüngliche Form wesentlich zu verändern, hellgrau. Beim Lösen in einem Tropfen kalter Salzsäure hinterblieben einige schwarze Flocken, vermuthlich Kohle; die Lösung verdampft, gab einen weissen, in kaltem Wasser nicht ganz löslichen Rückstand. Die wässerige Lösung gelatinirte mit Ammoniak; in Salpetersäure wieder aufgenommen, gab die Masse mit molybdänsaurem Ammon die Phos-

phorsäure-Reaction, mit Schwefelwasserstoff aber keine Fällung, auch bei weiterem Zusatz von Ammoniak keinen dunklen Niederschlag. Dies Verhalten liess auf phosphorsauren Kalk, also auf Knochensubstanz schliessen, — eine Vermuthung, die noch durch eine Erscheinung beim Lösen in Säure bestärkt wurde. Es fand zwar keine lebhafte Gasentwickelung von Kohlensäure (aus dem kohlensauren Kalk des Knochens) statt, sondern nur eine träge Bildung von Blasen, die man allenfalls für Luft aus den Poren hätte halten können; aber diese Blasen wurden hartnäckig durch eine gelatinöse Ausscheidung zurückgehalten, welche nichts anderes sein konnte, als Leimsubstanz des Knochens.

Hiernach war es angezeigt, einen Dünnschliff herzustellen und denselben mikroskopisch zu prüfen. Hr. Präparator Wickersheimer vom anatomischen Museum übernahm gütigst das Schleifen, wozu der, verhältnissmässig viel graue Substanz enthaltende Brocken *B* verwandt wurde, und Hr. Dr. Hans Virchow zeigte mir aufs Deutlichste die charakteristischen Hohlräume der Knochen, sowie die schon mit der Lupe als Poren sichtbaren Blutgefässcanäle. Hr. Virchow sagte mir, das Stück sei von einem Röhrenknochen; von Elfenbein könne keine Rede sein. Nach diesem Befunde war es überflüssig, den Kalk noch besonders nachzuweisen, dessen Trennung von der Phosphorsäure durch Fällung der letzteren mittelst Eisenchlorids in schwach essigsaurer Lösung den Rest des ganzen Splitters so ziemlich aufgezehrt haben würde. Ich übergab vielmehr das Bröckchen *A*, zugleich mit dem Dünnschliff, Hrn. Director Voss zur Einreihung in die Schliemann-Sammlung hierselbst. — Was die graublaue Färbung anlangt, so glaube ich, dass sie von einer Zersetzung der organischen Substanz in der Masse herrührt. Man könnte ja freilich auch an Vivianit (phosphorsaures Eisen) denken; allein ein bläuliches, vom Stück *A* abgetrenntes Theilchen, im Porcellantiegel mit einem Tropfen Salpetersäure wiederholt zur Trockenheit verdampft, dann mit Wasser aufgenommen, gab mit Rhodankalium keine Reaction, enthielt also kein Eisen. Etwas schwärzliche Flocken blieben vom Wasser ungelöst; ich halte sie für Kohle, welche die graublaue Färbung veranlasste.

Hr. Schliemann macht mich darauf aufmerksam, dass stets bei den trojanischen Goldsachen ein sehr feines, weisses, oft ins Bläuliche spielendes Pulver gefunden wurde, wovon aber nichts erhalten ist. In der That wird Ilios S. 545 bei dem Schatz Nr. 5, der in einem Thongefäss lag, ein schneeweisses, hier und da aber auch bläuliches Pulver erwähnt; ferner S. 550 bei den Schätzen Nr. 6 und 7, ebenfalls mit diesen in 2 Thongefässen, viel von demselben weissen Pulver; endlich S. 552 bei Schatz Nr. 8, der auf einer Hausmauer lag, und neben goldenen Schmucksachen, auch bronzene Waffen enthielt, ein schneeweisses Pulver gleicher Art, welches die Goldsachen umgab. Hiernach scheint allerdings die bläuliche Färbung nur ganz nebensächlich aufzutreten; Hr. Schliemann glaubt aber, dass alle jene Pulver, bei an sich weisser Farbe, einen bläulichen Schein hatten. Ueber die Quantität des Staubes befragt, schreibt er mir noch folgendes: „Das Gefäss des Schatzes Nr. 5 war ganz zerbrochen und lag das Pulver zwischen den Scherben und um dieselben herum, zusammen mit dem Golde; es mag 10 *g* im Gewicht gewesen sein und daher lange nicht genug, um ein Gefäss damit zu füllen. Ebenso steht es mit den Schätzen 6 und 7, jedoch waren hier die Gefässe nur zerdrückt und lagen daher Goldsachen und weisses Pulver mehr in einem Haufen; die Quantität des Pulvers war wahrscheinlich nur im Verhältniss zu der des Schatzes Nr. 5, denn falls sie grösser gewesen wäre, hätte ich es erwähnt. Dasselbe muss ich über das, mit dem Schatz Nr. 8 gefundene Pulver sagen; dasselbe war scheinbar in einem kupfernen Gefäss enthalten, das ich zerbrochen fand.“ — Endlich fügt Hr. Schlie-

mann hinzu: „Die S. 521 Nr. 779 abgebildete Silbervase enthielt gegen 9000 kleine Goldsachen und, wie ich ganz bestimmt glaube, auch mit diesen viel weisses Pulver. Es sind seitdem aber mehr, als 14 Jahre vergangen und war mir zu jener Zeit die Archäologie leider noch zu neu, als dass mir das weisse Pulver der Beachtung werth geschienen wäre."

Der Staub schien Schliemann von Geweben herzurühren, in die das Geschmeide eingewickelt gewesen sein mochte; er hält indess jetzt für möglich, dass unter den Schmucksachen auch solche von Knochen gewesen seien, da das analysirte Bruchstück zermalmt genau solches Pulver geben müsste. Wie weit die Annahme zulässig, dass Knochenobjecte hier so vollständig zerfallen konnten, wage ich nicht zu entscheiden; man könnte bei dem weissen Pulver, statt an Asche von Geweben, vielleicht auch an die Thonerde weissgaren Leders denken (vgl. diese Verhandl. 1884, 518; 1886, 240) in der Annahme, dass das Geschmeide in einem ledernen Beutel lag; in diesem Falle könnte die blaue Färbung sehr wohl von Vivianit herrühren, da die Thonerde begierig Phosphorsäure aufnimmt und es an Eisen fast nirgends fehlt.

Ueber die ursprüngliche Bestimmung der Schmuckleiste gehen die Meinungen ziemlich auseinander. Schliemann hielt sie für den Beschlag eines Kastens; die HHrn. Hamdy-Bey und Oskan-Efendi meinten, sie rühre von dem Griff eines Schabeisens (strigilis) her; Hr. Dr. Mordtmann endlich denkt an die Schale eines Messergriffs. — Auffallend ist, dass das sonst ganz ähnlich gestaltete Stück aus Elfenbein „Troja" S. 125 (Köngl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin Nr. 5554), wie schon Schliemann hervorhob, keine Durchbohrungen hat; auf der Unterseite ist es in etwas unregelmässiger Weise der Länge nach ein wenig ausgehöhlt. Schliemann denkt auch hierbei an einen Kastenzierrath, der vielleicht eingelassen wurde. Das Object stammt ebenfalls aus der zweiten, der „verbrannten" Stadt. —

(14) Hr. H. Jentsch berichtet d. d. Guben, 20. Mai, über

Lausitzer Funde.

I. Beitzsch.

Ueber den bekannten Bronzefund — einen Helm von 20 *cm* Höhe[1]), einen Dolch von 35 *cm* Länge[2]), zwei Ringe von 11, bezw. 13 *cm* Durchmesser, mit nach aussen gebogenen Oehsen an beiden Enden[3]), der österreichisch-bayrisch-italischen Importgruppe angehörig (Voss-Stimming, Vorgeschichtl. Altherth. aus der Mark Brandenburg S. 8a), — verdanke ich folgende, bisher unveröffentlicht gebliebene Fundnotizen Hrn. Rittergutsbesitzer v. Wiedebach auf Bomsdorf, dem Neffen des damaligen Besitzers der Herrschaft Beitzsch, durch welche der Fundort genauer festgestellt wird. Derselbe befindet sich in dem sogenannten Torflauch, zwischen der Hammerschenke und der Papiermühle, südöstlich vom Dorfe, unfern des Gräberfeldes an der Timnitz (besprochen Gub. Gymn.-Progr. 1886 S. 3b). Die Stücke lagen 1,3 *m* tief im Boden; man nahm daher an, dass der Besitzer derselben im Morast versunken wäre. Da sich indessen keinerlei Reste der Leiche dabei fanden, die sich

1) Vgl. Verh. 1886 S. 567; Abbild. Leipzig. Illustr. Zeit. 1847 Nr. 217; Klemm, Culturgesch. IX. S. 52; Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit I. Heft 11 Taf. I, Nr. 1; Dahn, Urgesch. d. german. Völker I. S. 48; Undset Taf. XX Nr. 10; Gub. Gym.-Progr. 1886 Nr. 12. Plastische Nachbildung im Röm.-germ. Central-Museum zu Mainz.

2) Vergl. Verhandl. 1885 139. Abbild. Leipzig. Illustr. Zeit. und Gub. Progr. a. a. O.

3) Abbild. Leipzig. Illustr. Zeit. a. a. O.

in dem Moor wahrscheinlich erhalten hätten, so ist der Fund wohl als Depot anzusehen, wenn auch, wie gleichfalls ausdrücklich bezeugt ist, Steine nicht bei demselben gelegen haben.

II. Vorslavische Thongefässe mit Bodenzeichen.

Zu den, aus verschiedenen Fundstellen verzeichneten Gefässen mit, dem Boden eingeprägter Verzierung tritt ein sauber gearbeitetes, henkelloses Schälchen von Haaso, mit centraler Bodenerhebung und fast unmerklich nach innen gebogenem Rande, 9,5 *cm* weit, 4 *cm* hoch, zum grössten Theile auf beiden Seiten rauchgeschwärzt, im Uebrigen röthlich gelb. Von der knopfartigen mittleren Erhebung gehen 4 radiale Strichgruppen (3 mal aus 4, 1 mal aus 3 seichten Linien bestehend) bis zum Rande, ganz ähnlich der Abbildung Gub. Gymn.-Progr. 1886 Nr. 16 (Guben, Chöne). Die untere Umrandung des centralen Buckels auf der Innenseite der Schale begleitet ein feiner, oberflächlicher Riss, seitlich verästelt, der an einer Stelle mit demselben Geräth überstrichen worden ist, mit welchem die radialen Strichsysteme hergestellt sind. Da sich jene Verästelung, wie dieser nachträgliche Einstrich, in eines der Liniensysteme hineinzieht, scheinen diese letzeren der Schale früher eingeprägt zu sein, als die centrale Wölbung herausgebogen worden ist, woraus sich ergeben würde, dass diese nicht blos eine unbeabsichtigte Folge der Herstellungsweise ist, sondern wohl namentlich bei henkellosen derartigen Geräthen dem Finger Halt geben sollte.

Der Fund ist insofern von Bedeutung, als auch hier wieder, wie anderwärts im Gubener, auch im Sorauer und Lübbener Kreise (Niederlausitz. Mittheil. I S. 17), die Bodenzeichnung dem ersten Eintritt des Eisens parallel geht. Nicht in Begleitung von Eisen treten die radialen Strichgruppen bis jetzt nur in dem Felde von Coschen W. auf, und zwar in dessen östlichem, erst im vorigen Jahre aufgegrabenem Theile, östlich von der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn. Da aber dort Gefässe, die in hiesiger Gegend dieser jüngeren Periode der Gräberfelder angehören (ein getheiltes und ein Räuchergefäss) gefunden worden sind, so kann man zwar nicht einen inneren Zusammenhang des radialen Strichornamentes mit dem ersten Erscheinen des Eisens, wohl aber eine zeitliche Bestimmung aus jenem Zusammentreffen herleiten.

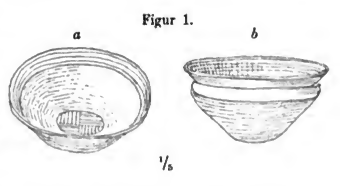
Jene Liniensysteme begegnen sich mit dem Kreuzzeichen im Felde von Starzeddel N. und Guben Chöne, bei Weissig Kreis Krossen, Zaborowo[1]), hier überall in Verbindung mit Eisenfunden. Aber auch dies Zeichen findet sich, von minder bestimmt charakterisirten Feldern abgesehen, an einer Fundstätte, die trotz genauer Untersuchung bis jetzt kein gleichzeitiges Eisengeräth ergeben hat, in der unteren Schicht des heiligen Landes bei Niemitzsch.

Aehnlich verhält es sich mit dem dritten Bodenzeichen, bei welchem die Quadranten abgetheilt und mit senkrecht gegen einander stehenden Strichgruppen ausgefüllt sind. Dies berührt sich mit den beiden anderen Zeichen und mit Eisengeräth nur in Starzeddel N.: die übrigen, bisher bekannten Fundstätten unserer Gegend bieten zu wenig charakteristische Nebenfunde. Unlängst aber ist dies Ornament in dem Gräberfelde an der grünen Eiche bei Schenkendorf, Kr. Guben, ermittelt worden, und zwar auf der Innenseite einer henkellosen, napfartigen Schale (Fig. 1 *a*, *b*) von 5,5 *cm* Höhe und 13,5 *cm* weiter Oeffnung (Boden 5 *cm*, Rand facettirt; Bes. Hr. Wilke). Aus diesem Felde liegen bis jetzt keine Eisenreste vor, dagegen als am meisten charakteristisch für dasselbe einzelne Buckelurnen. —

1) Einzelnachweise in den Niederlausitz. Mittheil. I. S. 114, 118.

Auf Grund der bisher veröffentlichten Funde dieser dritten Art (zusammengestellt in den Niederlaus. Mittheil. I. S. 116) würde man daher berechtigt sein, dies Zeichen einer etwas früheren Zeit, als jene anderen beiden zuzuweisen, das erste Erscheinen aller drei aber vor den Eintritt der Eisencultur in unsere Gegend zurückzurücken.

Figur 1.



Hierdurch wird die, in den Verh. 1885 S. 240 ausgesprochene Vermuthung über ihre Herkunft (vgl. ebenda S. 389 über den Zusammenhang mit der Hallstattcultur) nicht berührt. Dieser südöstliche Culturstrom hat, schon ehe er uns das Eisen zuführte, unverkennbar Einfluss auf unsere Landschaft geübt, wie u. a. jene Funde von Beitzsch beweisen.

Derselben Gruppe von Fundstätten, wie die gezeichneten Böden, gehören die im Gubener und Sorauer Kreise gefundenen tiegelartigen Schalen mit Füssen an, die jenen also gleichzeitig sein dürften: Grüne Eiche, Zilmsdorf Kr. Sorau (mit Eisenfunden, Verh. 1883, S. 425), Zauchel ebenda mit einem durch Kreuzeinstrich verzierten Teller; dazu Weissig, Kr. Krossen, wo sowohl radial verzierte Schalen, als auch das Kreuzzeichen vorkommen, Zaborowo. Ueber die Fundstätten ähnlicher Stücke im Calauer und Luckauer Kreise (Cabel und Weissagk) liegen genauere Angaben noch nicht vor.

III. Gürtelhalter der La Tène-Zeit.

Zu dem in den Verh. 1882 S. 513 Nr. 15 abgebildeten eisernen Gürtelhalter aus einem La Tène-Grabe von Wirchenblatt ist ein bereits gelegentlich erwähntes, auffallend ähnliches Seitenstück von Guben SW. Windmühlenberg getreten, gleichfalls aus einem längeren und einem kürzeren dreieckigen Stücke zusammengesetzt, die um einen, beide zusammenhaltenden Stift drehbar sind. Das letztere Exemplar ist unlängst im römisch-germanischen Centralmuseum zu Mainz einer Behandlung unterzogen worden, durch welche an dem breiteren Ende des längeren Blattes ein Ornament zu Tage gekommen ist. Jenem Stifte parallel verlaufen dicht hinter dem Einschnitt, in welchen die Zunge des kürzeren Theils eingepasst ist, zwei eingeschnittene Linien; von ihnen aus ziehen sich X förmig in die beiden, um den Stift umgeschlagenen Streifen hinein je zwei einander schräg durchkreuzende Doppelstriche. Auch an dem schmalen, umgebogenen Ende sind die Ausläufer eines Strichornamentes erkennbar.

Am meisten ähnlich ist der von Frl. Mestorf (Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein 1886 S. 97 Fig. 20) dargestellte Gürtelhaken mit mehreren alternirenden, charnierartigen Zungen, demnächst der in den vorgeschichtlichen Alterthümern von Schleswig-Holstein von J. Mestorf 1885 Taf. 39 Nr. 435 abgebildete, bei welchem unter dem längeren Blatt zwei ringförmige Krampen für den Stift befestigt sind; auch der bei Undset S. 398 Nr. 82 und bei Engelhardt, d. Museum f. nordische Alterth. in Copenhagen S. 21. Verwandt sind die Gürtelhalter, bei denen das Charnier durch ein bewegliches Mittelstück ersetzt ist oder durch einen Ring (Undset, Das Eisen in Nordeuropa, Taf. 25 Nr. 1 aus Persanzig in Pommern), ein Viereck (ebenda, Taf. 21, 6 aus Brandenburg); aus pommerschen Brandgräbern bei Kasiski, vaterländ. Alterth. im Neustettiner und Schlochauer Kreise S. 42 Taf. 3 Nr. 48). Genau entsprechende Seitenstücke zu den beiden Funden aus dem Gubener Kreise scheinen bis jetzt nicht bekannt zu sein (vgl. Voss, Verh. 1880 S. 106).

IV. Knochenkamm.

Beim Fundamentiren des Hauses Klosterstr. 5 zu Guben, das etwa 10 Schritt von der ehemaligen Klosterthorbefestigung und 50 Schritt von dem gegenwärtigen Bett der Neisse entfernt liegt, ist ein allerdings der frühgeschichtlichen Zeit angehöriger Fund gewonnen worden, der sich aber durch Material und Verzierung älteren Stücken anreiht. Zugleich mit nicht besonders zahlreichen Scherben aus dichtem, grauem, Steinbröckchen enthaltendem Thon, zwei Spinnwirteln (einem kleineren, von 2 *cm* Durchmesser, einem zweiten, der, von Farbe weisslich, wagerecht tief eingefurcht ist), einigen Hausthierknochen und einer unbearbeiteten Rehkrone, ist, 4,5 *m* tief, 4 *m* von der Klosterstrasse entfernt, im Morast unter Brandschutt ein Knochenkamm ausgegraben von 15 *cm* Länge, am oberen Ende 3, an den unteren Zahnspitzen 2 *cm* breit (Fig. 2); derselbe ist aus einem Schenkelknochen hergestellt, welcher durch Sägen und Schaben am oberen Ende bis auf 8, in der Mitte bis auf 4 *mm* abgeflacht ist. Die ehemalige Aussenseite des Knochens zeigt als Spuren der Bearbeitung gerade Querlinien, die nach oben hin in deutliche Absätze übergehen; auf der Innenseite ist die Markhöhle noch wohl erkennbar. Die sehr gleichmässig eingesägten 5 Längseinschnitte sind abwechselnd 8,5 und 9 *cm* lang; die Zähne sind $1\frac{1}{2}$—2 *mm* breit; die beiden äusseren in ihrem Verlaufe ungleichmässig 2—4 *mm*. Alle 8 schneiden mit einer geraden Linie ab. In dem ehemaligen Schenkelkopf ist in der Mitte eine schräg durchgehende, natürliche Oeffnung und ausserdem an einer Seite eine künstliche vorhanden, diese letztere jedenfalls zum Durchziehen einer Schnur bestimmt. Auf der ursprünglichen Aussenseite des Knochens sind, 3 *cm* vom Kopfende entfernt, drei Punktkreise („Sonnen") eingebrannt oder mit dem Centrumbohrer eingedreht, so dass zwei in einander übergreifen, — entweder eine Verzierung, die in die urgeschichtliche Zeit zurückweist (vgl. Verh. 1885 S. 565; Voss-Stimming, Alterthümer d. Mark Brandenburg IVa Taf. 2 Nr. 6; Taf. 4 Nr. 1a. VI Taf. 1 Nr. 2; Taf. 8 Nr. 6b) oder Besitzzeichen.

Figur 2.



Von der Annahme, dass das Geräth bei der Bandwirkerei (vgl. Zeitschr. f. Ethnol. XIV 1882 S. 38) Verwendung gefunden habe, bin ich durch die Fundangaben über Seitenstücke zurückgekommen, deren mir 12 bekannt geworden sind. Lindenschmit bespricht in den Alterthümern uns. heidn. Vorzeit (Abbild. II, 11 Taf. 4) fünf Exemplare: 1 aus unbekanntem Fundorte im Museum zu Schwerin, 2 aus Mainz (eines mit Zickzackornament im Brit. Mus. zu London, das andere in Privatbesitz zu Darmstadt), 1 aus Rheinhessen (Grossherzogl. Samml. zu Darmstadt), 1 aus Würzburg (dort. histor. Verein); dazu kommt ein Exemplar von Müncheberg i. d. Mark [1]), dessen 8 Einschnitte sich von einer Seite zur anderen in schräger Abstufung verkürzen, und das die künstliche Durchbohrung an der Stelle hat, wo das Gubener die Punktkreise trägt. Das Geräth ist genau von derselben Länge, wie das letztgenannte. Ein siebentes Seitenstück ist Verh. 1874 S. 231 besprochen (aus der Heinburg bei Rödichen, Kr. Weissenfels): 11 *cm* lang, 18 bis 25 *mm* breit, 7 Einschnitte [2]). Zwei von Ketzin und eines aus der Lausitz besitzt das Kön. Mus. f. Völkerk. zu Berlin, je eines von Körtau und Skopau das Prov.-Mus. zu Halle.

Unser Exemplar gehört nach den Fundumständen der zweiten Hälfte des Mittelalters an: nach der Stelle, an der es gelegen, der Tiefe, den gleichzeitig gewonne-

1) Die Nachrichten über diese Stücke verdanke ich den HHrn. Ahrendts und Amtsgerichtsrath Kuchenbuch in Müncheberg.

2) Ob das in den Verh. 1878 S. 285 erwähnte Stück aus einem fränkischen Grabe des 7. Jahrhunderts hierher zu rechnen ist, wird aus den dortigen Angaben nicht ersichtlich.

nen Gegenständen würde ich etwa auf das 14. Jahrhundert schliessen. Die zum Durchziehen einer Schnur bestimmte Oeffnung spricht wohl gegen die Verwendung als Einsteckkamm, dessen älteste Formen allerdings gleichfalls durch ihre geringe Breite auffallen.

(15) Hr. E. Krause zeigt den, von Hrn. Director Schwartz schon in der Sitzung vom 26. Februar (S. 187) in einzelnen Theilen vorgelegten

Bronze-Moorfund von Stentsch, Prov. Posen.

Mit den nachträglich aufgefundenen Stücken hat der Fund jetzt folgende Bestandtheile:

1 Sichelmesser, in zwei Theile zerbrochen, 15,5 *cm* lang; am Schaftende befindet sich ein, nach der Seite 1,5 *cm* emporragender Zapfen für die Befestigung.

2 Bruchstücke von Sicheln, das eine ebenfalls mit seitlichem Zapfen, das andere mit erhabenen schrägen Rippen.

1 Mittelstück eines sehr grossen Celts mit Schaftlappen; 4 *cm* breit.

1 Lanzen- oder Speerspitze mit Schafttülle, die sich bis in das Blatt hinein fortsetzt; die Spitze des Blattes ist abgebrochen.

1 Spitzenende von einer grösseren Lanzenspitze.

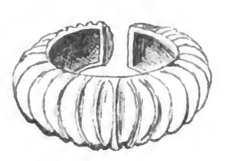
6 Nägel aus Bronze, bis 14,5 *cm* lang; der Querschnitt ist rautenförmig (Diagonalen 7 : 4 *mm*). Die Spitzen aller dieser Nägel sind umgelegt zur besseren Befestigung der durch die Nägel festgehaltenen Holztheile. Für einen Schild dürften diese Nägel viel zu gross und zu schwer sein, indessen würde die Länge für eine Wagenrad-Felge sehr gut passen, und deshalb möchte ich die Nägel für solche zur Befestigung eines Radreifens ansehen.

1 unterer Theil eines Nagels, beide Enden umgelegt, in der Mitte zu einem Schraubengang zusammengebogen.

1 Knopf, 4,2 *cm* Durchmesser; die Platte ist ziemlich dünn, nach aussen blechartig und mit der ziemlich grossen Oehse in einem Stück gegossen.

1 Armring, 6 *cm* innerer Durchmesser, 1,3 *cm* breit, mit Querwülsten verziert, offen.

1 Bruchstück eines Armringes mit eingepunzten Strichornamenten.



2 Armringe, welche die nebenstehende Figur in halber Grösse darstellt, 5—5,2 *cm* innerer, 8,2 *cm* äusserer Durchmesser; einer zerbrochen.

Diese Bronzen wurden in eisenhaltigem Moor gefunden und waren mit einer dicken Schicht von Eisenschlamm überzogen. Hr. Director Schwartz übergab sie mir deshalb zur Reinigung, wobei sich in der inneren Höhlung des zerbrochenen Armringes, welchen unsere Figur darstellt, an zwei Stellen Ausfüllungen zeigten, die aus einer weisslichen organischen Masse bestanden. Diese Masse unterzog ich genauerer Prüfung und fand, dass es Wachs sei, welches nur bis zu geringer Tiefe weisslich und opak, darunter aber noch gelb und etwas durchscheinend ist, wie gewöhnliches helles Wachs. Die genaue Prüfung des Stückes selbst hat ergeben, dass dieses Wachs in gleicher Weise, wie die Bronze, mit Eisenocker überzogen war, also alt ist, was sich auch aus Vergleichung mit anderem, notorisch altem Wachs bei verschiedenen Versuchen ergab, namentlich auch durch den Geruch beim Verdampfen. Ich nehme an, dass diese Wachsausfüllung bestimmt war, dem hohlen

Armring nach innen eine glatte Fläche zu geben, damit er nicht durch seine Kanten dem Träger lästig fiel.

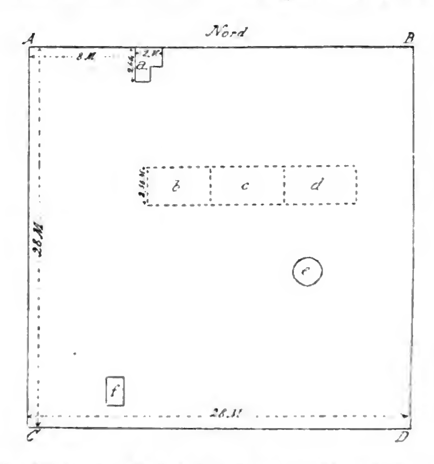
Hr. G. Stimming hat auch einige Stücke gefunden, die eine ähnliche Ausfüllung zeigen. Ich werde diese demnächst untersuchen.

(16) Hr. Virchow bespricht einen

Gräberfund von Kawenczyn, Posen.

In der Sitzung vom 20. November 1886 (Verhandl. S. 664) berichtete Herr W. Schwartz über einen Gräberfund, welcher auf dem, Hrn. Rittmeister v. Schenck gehörigen Rittergute Kawenczyn bei Argenau, Kr. Inowraclaw, und zwar auf dem Vorwerk Alt-Grabia, gemacht worden war. Er hielt denselben der Beschreibung nach für neolithisch. Da in demselben verschiedene Skelette und ein Steinbeil gefunden waren, so ersuchte ich Hrn. Schwartz, wenn möglich, die Fundstücke kommen zu lassen. Dies ist auch geschehen, und Hr. v. Schenck hat schon unter dem 8. December v. J. folgenden Bericht eingeschickt:

„Das hier entdeckte Gräberfeld wurde in meiner Abwesenheit aufgefunden, doch stellte mein Inspektor, Hr. Friede, sofort einen zuverlässigen Wächter bei den Arbeitern an, welche beim Graben nach den hier ziemlich seltenen Feldsteinen darauf stiessen, so dass wohl kaum etwas Wesentliches abhanden gekommen sein wird. Der Begräbnissplatz liegt auf einer kleinen Anhöhe, über welche der Pflug wohl viele Jahrhunderte ging, nicht markirt durch Steine über der Erde, welche aber wohl leicht in früherer Zeit entfernt und, bei der hiesigen Armuth an Feldsteinen, ver-



braucht sein können. Der Platz *A B C D* markirt sich dadurch, dass die Erdschichten bis zur Tiefe von etwa 1,25 *m* vermengt und wie umgegraben sind. *a* ist ein Feuerheerd oder Opferaltar, auf welchem Asche gefunden wurde; *b*, *c*, *d* ein dreitheiliges Kistengrab. In der Abtheilung *b* wurde nichts, in der Abtheilung *c*

5 menschliche Schädel und diverse Gebeine, ein Steinbeil und verschiedene irdene Scherben, in *d* ein menschliches Skelet und ein irdenes Gefäss ohne Deckel gefunden. *e* ein etwa 1 *m* tief vergrabener Stein, unter welchem ein metallener Ring und ein bearbeiteter Stein, wie ein Mahlstein ausssehend[1]), lagen. *f* ein Grab, in welchem ein menschliches Skelet und verschiedene thierische Knochen.

„Ich sende einen Schädel (Nr. I) aus dem Kistengrabe *d*; einen Schädel (Nr. II) aus Kistengrab *c*; die anderen hier gefundenen Schädel sind sehr stark beschädigt; einen Schädel (Nr. III) aus dem Grabe *f*. Ferner: eine Urne, Scherben u. dergl., Ziegelsteine, ein Stück Metall (vielleicht eine Pfeil- oder Lanzenspitze), ein Bruchstück eines bearbeiteten Steines (vielleicht eines Mahlsteins), einen thierischen Unterkiefer, Topf- und Gefässscherben, in einem Beutel Asche von dem Feuerheerd oder Altar. Die Maasse des grossen Grabes sind nicht mehr festzustellen, da die Steine, mit denen dasselbe ausgesetzt war, bereits ausgebrochen waren."

Die Deutung des Fundes wurde durch diese Sendung nicht erleichtert. Abgesehen davon, dass die Schädel sich als sehr verschieden erwiesen und dass die ganze Einrichtung der Gräberstätte den einheitlichen Charakter derselben stark in Zweifel setzte, so enthält das übersendete Material so mannichfaltige Gegenstände, dass bei manchen derselben der Zweifel auftauchen musste, ob sie überhaupt zu den Gräbern gehörten. Das erwähnte Steinbeil war nicht mitgeschickt und über die Natur des unter dem Steine *e* gehobenen Metallringes konnte ich nichts ermitteln. Herr Schwartz unterzog sich daher auf mein Ansuchen der Mühewaltung, weitere Ergänzungen zu beschaffen.

Hr. v. Schenk hatte die grosse Liebenswürdigkeit, unter dem 8. April das Beil zu schicken und dabei Folgendes hinzuzufügen:

„Das Beil ist in dem Grabe allein gefunden worden, die übrigen Fundstücke in den umgegrabenen Bodenschichten. Der Boden war, in der markirten Ausdehnung des Grabfeldes, durch einander gemengt, bis zu einer Tiefe von 1 *m*; darüber, in einer Tiefe von etwa 10 Zoll, war eine Aufschüttung bemerkbar, sei es, dass dieselbe durch Wellenschlag eines, offenbar am Fusse des kleinen Hügels früher bestandenen Teiches oder kleinen Sees stattgefunden, oder dass auch eine blosse Durchmengung des in alter Zeit umgegrabenen Grabfeldes durch die späteren Ackerarbeiten bewirkt und dadurch die frühere Umgrabung unkenntlich gemacht ist."

Inzwischen war an Hrn. Schwartz auch eine Mittheilung des Hrn. H. Adolf zu Thorn gelangt, der sich schon im November v. J. um den Fund bekümmert und in der Thorner Ostdeutschen Zeitung vom 15. December ein Gutachten darüber veröffentlicht hatte. Es heisst darin: „Neben den Gerippen wurden gefunden: grosse Gefässscherben von ziemlich hartem Brand in hellrothem Thon, welcher mit aufgemalten braunen Bändern ganz einfach verziert war. Die Hälfte eines Mühlensteines, Getreidequetschers, — mehrere mit der Hand gestrichene dicke Ziegel, — eine sehr kleine, wunderschön bearbeitete, polirte Steinaxt aus Serpentin oder Diorit, — die eiserne Klammer eines Axtstiels, in welchem wahrscheinlich jener Stein eingeklemmt war. Aus der Construction des Grabes, sowie aus den Funden scheint unzweifelhaft hervorzugehen, dass es ein Wendengrab ist, wie man solche sehr häufig im südlichen Ostpreussen findet. Dasselbe dürfte wohl aus der Zeit von 1100—1200 p. Chr. stammen."

Diese Auffassung wird erklärlich, wenn man den sehr gemischten Charakter der eingesandten Fundobjekte in Betracht zieht. Auch Hr. Schwartz war so wenig im Zweifel über den sehr verschiedenartigen Werth dieser Objekte, dass er

1) ist die eine Hälfte eines solchen.

in einem Briefe vom 7. März sich dahin aussprach, es möchten gewisse Objekte, die einen späteren Charakter zeigen, „von einer Aufschüttung herrühren". Nach Ansicht des Steinbeiles aber kam er, wie mir sein Sohn unter dem 9. April mittheilte, wieder auf den Gedanken zurück, dass es sich um ein neolithisches Grab handle; „das Beil passe, auch abgesehen von der Farbe, vollkommen zu den 5 in Słaboszewo gefundenen Beilen".

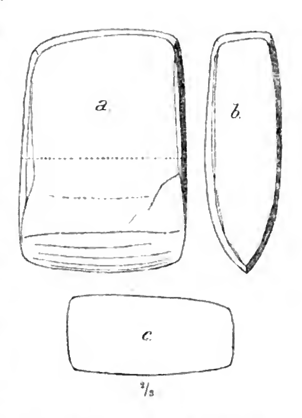
Es ist im höchsten Maasse zu bedauern, dass bei einem so ungewöhnlichen Funde kein Sachverständiger zugezogen worden ist. Nur bei einer ganz systematischen Erhebung der Einzelheiten würde ein sicherer Schluss möglich sein. Auch mir scheint es ganz undenkbar, dass so mannichfaltige Dinge zusammengehören sollten. Eine eiserne Klammer und ein schön geschliffenes Steinbeil sind ebenso wenig zu vereinigen, wie die gut gebrannte Urne aus hellrothem Thon mit aufgemalten braunen Bändern und die dicken, mit der Hand gestrichenen Ziegel mit dem groben und schlecht gebrannten Gefässe, das mir überliefert ist. Gegenwärtig wird also nichts übrig bleiben, als ziemlich willkürlich eine gewisse Reihe von Dingen aus der Betrachtung auszuscheiden oder wenigstens bei Seite zu lassen.

Als eine Hauptfrage erscheint mir die nach der Gesammtdisposition. Ist wirklich das ganze Geviert im Flächenmaass von etwa 28 *qm* eine zusammengehörige Begräbnissstätte? Haben das Grab *f* und der Aschenheerd *a* mit den Steinkistengräbern *b—d* etwas zu thun? Das Natürlichste würde sein, anzunehmen, dass das Ganze, wenn es wirklich zusammengehörte, einstmals ein grosses Kegelgrab gewesen sei. Schwerlich wird die Form des umgewühlten Landes so regelmässig quadratisch gewesen sein, wie die Zeichnung andeutet. Aeussere Kennzeichen für die Begrenzung waren nicht vorhanden; nur der „gemengte und wie umgegrabene Boden" diente als Anhalt; da sich aber die Stelle auf einer Anhöhe befand, so wird vielleicht die Annahme gestattet sein, dass die Fläche mehr gerundet, als eckig war. Möglicherweise bildeten die 3 Abtheilungen des mittleren Grabes die Bestandtheile eines Langgrabes, und die Stellen *a*, *c* und *f* waren ohne allen direkten Zusammenhang damit. Jedenfalls scheint mir jeder Gedanke an ein Wendengrab des 12. oder 13. Jahrhunderts ausgeschlossen. Wer hat je ein Wendengrab von solcher Einrichtung gesehen?

Von grosser Bedeutung ist es unzweifelhaft, dass wir es mit Skeletgräbern zu thun haben. Die Wenden haben ihre Todten bestattet, aber nicht in Steinkisten und noch weniger zu 5 in einer einzigen Kiste. Am wenigsten würde man in einem Wendengrabe mit 5 Gerippen einen solchen Mangel an Beigaben, namentlich an metallischen, und dafür ein so charakteristisches Objekt, wie das polirte Steinbeil, erwarten dürfen. Hier scheint mir jeder Gedanke ausgeschlossen, dass ein solches Grab der Eisenzeit angehören sollte. Dann aber bleibt nichts übrig, als bis vor die Brand- und Bronzezeit zurückzugehen, und dann muss ich Herrn Schwartz zustimmen, dass die Annahme eines neolithischen Grabes das Meiste für sich hat. Leider ist mir kein einziger Thonscherben zu Gesicht gekommen, der einen direkten Beweis dafür geliefert hätte.

Es bleibt uns eben nur das Steinbeil als Anhalt übrig. Dies ist ein schwarzes, mit glimmerartigen Flitterchen durchsetztes, sorgfältig geschliffenes, aber nicht durchbohrtes Stück von 7 *cm* Länge, 4,7 *cm* grösster Breite und 2,4 *cm* grösster Dicke, mit einer gut zugeschärften, noch ziemlich scharfen, aber sehr kurzen Schneide, einem fast regelmässig rechteckigen Querschnitt (*c*) und einem etwas schiefen, ganz schwach gewölbten, fast platten Hinterende. Das Material besteht nach der Bestimmung des Hrn. Hauchecorne „aus richtigem Lydit-Kieselschiefer; es ritzt sich leicht, hat eine matte Oberfläche und würde sich bei seinem

feinen Korn als guter Probirstein benutzen lassen." Manche Unregelmässigkeiten der Flächen und Ränder deuten darauf, dass es aus einem Gerölle geschliffen worden ist; dafür scheint auch die, für unsere Gegenden ungewöhnliche, verhältnissmässig kurze, breite und dicke Form zu sprechen. Auf alle Fälle hat das Stück nichts an sich, was auf ein Steingeräth aus jüngerer Zeit hinwiese.



Die mittlere grösste Abtheilung des Langgrabes, wo dieses Steinbeil mit „diversen irdenen Scherben", die leider nicht gesondert übergeben sind, die einzige Beigabe zu 5 menschlichen Gerippen bildete, hat möglicherweise so schon bestanden, ehe die Abtheilungen *b* und *d* hinzugefügt wurden. Eine Nothwendigkeit, die gleichzeitige Errichtung aller 3 Abtheilungen anzunehmen, ist wenigstens nicht ersichtlich. Oder, wenn wirklich alle 3 auf einmal errichtet wurden, so scheint doch *b* leer geblieben und *d* von einer Leiche geringerer Bedeutung besetzt zu sein, da hier nichts, als ein irdenes Gefäss ohne Deckel, neben dem Gerippe gefunden wurde.

Von den 5 Skeletten der mittleren Abtheilung ist nur ein Schädel (Nr. II) gerettet worden, und auch dieser ist höchst defekt. Fast nur die Scheitelcurve ist einigermaassen unversehrt, die ganze Basis fehlt, die Seitentheile sind eingedrückt und von dem Gesicht ist keine Spur vorhanden. Dem Anschein nach ist es ein weiblicher Schädel von dolichocephalem Bau: sein Index berechnet sich annähernd auf 71,3. Die Stirn ist verhältnissmässig breit (97 *mm*), aber niedrig. Knochen zart. Untere Abschnitte der Coronaria synostotisch. Sagittalis fast ganz im Verstreichen, sehr vertieft.

Höchst verschieden ist der Schädel Nr. I aus der Steinkiste *d*, welche unmittelbar nach Osten an *c* anstiess. Es ist ein sehr grosser und schwerer Schädel von einem älteren Manne, bei dem freilich die Basis, das linke Schläfenbein und einzelne Gesichtstheile verletzt, aber die Hauptmasse doch unversehrt ist. Er ist ausgemacht brachycephal (Index 82,9); sein Ohrhöhenindex beträgt 60,7, dürfte also als orthocephal gelten können. Der Horizontalumfang von 540 *mm* ist recht beträchtlich. Das Gesicht ist etwas niedrig und breit; der Orbitalindex (80,9) mesokonch, der Nasenindex (47,1) mesorrhin, der Gaumenindex (62,9) leptostaphylin. Alveolarfortsatz des Oberkiefers schwach vorgeschoben. Die Nase sehr kräftig, Rücken weit vortretend. Unterkiefer fehlt. Irgend ein, auch weitläuftiges Verwandtschaftsverhältniss mit Nr. II ist nicht erkennbar.

Eher gilt dies von dem gleichfalls grossen und wohl auch männlichen Schädel Nr. III aus dem Einzelgrabe *f*, wo ausserdem Thierknochen gelegen haben sollen. Dieser Schädel hat eine Capacität von 1520 *ccm* und ist hypsibrachycephal (Breitenindex 81,5, Höhenindex 79,8). Er hat eine Sutura frontalis persistens und ausgesprochene Stenokrotaphie mit Epiptericum links. Trotz des Horizontalumfanges von 528 *mm* und einer (minimalen) Stirnbreite von 103 *mm* zeigt er eine fast weibliche Form. Die gerade Länge des Hinterhauptes beträgt 30,6 pCt. der

Gesammtlänge. Sein Gesichtsindex ist chamaeprosop (88,8), der Nasenindex leptorrhin (44,2), der Gaumenindex leptostaphylin (65,4), dagegen der Orbitalindex mesokonch (81,6). Die Kieferbildung ausgemacht orthognath. Im Unterkiefer die Zähne sehr gedrängt, der rechte mittlere Schneidezahn noch vorn hinausgeschoben. Am Molaris II oben ein grosser exostotischer Auswuchs. Im Uebrigen sieht er sehr braun aus und zeigt zahlreiche Manganflecke.

Ich gebe nachstehend eine Uebersicht der Maasse:

Schädel von Kawenczyn	I ♂ Grab *d*	II ♀ Grab *c*	III ♂ Grab *f*
I. Maasse.			
Capacität	—	—	1520 *ccm*
Grösste Länge	186	181	173
„ Breite	155p	129?p	141p
Gerade Höhe	—	—	138
Ohrhöhe	113	—	111
Hinterhauptslänge	—	—	53
Horizontalumfang	540	—	528
Stirnbreite	102	97	103
Gesichtshöhe A.	—	—	120
„ B.	72	—	71
Gesichtsbreite a.	—	—	135
„ b.	96	—	96
„ c.	—	—	82
Orbita, Höhe	34	—	31
„ Breite	42	—	38
Nase, Höhe	53	—	52
„ Breite	25	—	23
Gaumen, Länge	54	—	55
„ Breite	34	—	36
II. Berechnete Indices.			
Längenbreitenindex	82,9	71,3?	81,5
Längenhöhenindex	—	—	79,8
Ohrhöhenindex	60,7	—	64,2
Hinterhauptsindex	—	—	30,6
Gesichtsindex A.	—	—	88,8
„ B.	75,0	—	73,9
Orbitalindex	80,9	—	81,6
Nasenindex	47,1	—	44,2
Gaumenindex	62,9	—	65,4

Wie schade, dass gerade der wichtigste Theil des Fundes, die Grabkammer *c*, in solchem Maasse verwüstet worden ist! Wären wenigstens einige Schädel ganz zu Tage gefördert worden, so würde sich die Hauptfrage entscheiden lassen, nehmlich ob diese Abtheilung Repräsentanten eines anderen Stammes enthalten hat, als

die anderen Abtheilungen, bezw. Gräber. Ja, wäre auch nur sicher, dass das einzige gerettete Schädeldach einem Dolichocephalen angehörte, so liesse sich eine gewisse Parallele zu den neolithischen Dolichocephalen jenseits der Weichsel und jenseits der Elbe herstellen.

Aber auch die beiden brachycephalen Schädel aus den Gräbern *d* und *f* würden nicht ganz vereinzelt unter den östlichen Schädeln der Steinzeit stehen, wenn man sie überhaupt dieser Zeit zurechnen will. Ich erinnere in dieser Beziehung an einen Schädel von Konopat bei Terespol in Pomerellen (Verhandl. 1872. S. 78), der, bei einer Capacität von 1490 *ccm*, einen Breitenindex von 82,1, einen Höhenindex von 79,4 ergab. Ein Schädel von Briesen (zwischen Thorn und Bischofswerder), dem eine Lanzenspitze aus Feuerstein beilag und den Hr. v. Wittich bestimmte, hatte einen Breitenindex von 80,5 und einen Höhenindex von 79,0 (Verh. 1877. S. 268). Hier liegen also ganz brauchbare Parallelen vor. Dies ist die Art von alten Schädeln, welche an die modernen finnischen am nächsten herankommen. Aber es schwebt ein eigenthümlicher Unstern über diesen alten Brachycephalen des Ostens: fast kein einziger Fall ist in hinreichend sachverständiger Weise beobachtet und in genügender Vollständigkeit beschrieben worden. Wir werden eben noch länger warten müssen, bis endlich genauere Beobachtungen mehr Licht und mehr Sicherheit bringen.

Es erübrigt für jetzt noch, die sogenannte Aschenstelle *a* oder, wie sie auch genannt ist, den Opferheerd zu besprechen. Nach der beigegebenen Skizze lag diese Stelle excentrisch an der Nordseite des Vierecks, 8 *m* von der NW.-Ecke entfernt. Sie bildete eine heerdähnliche Figur, nehmlich ein längliches Rechteck, dessen Langseite (im Westen) 2,6 und dessen Schmalseite (im Norden) 2 *m* lang war. Statt der südöstlichen, inneren Ecke hatte sie einen einspringenden rechten Winkel, der allerdings recht bequem sein mochte, um von da aus alle Theile der Oberfläche abzulangen. Dass dieser „Heerd“ aus kleinen Steinen und Lehm hergestellt war, steht in dem Berichte des Hrn. Adolph. Auf ihm lag „Asche“. Herr von Schenck hat einen grossen Beutel davon geschickt. Es ist ein äusserst feines, leicht staubendes, weisslichgraues Pulver, in welchem allerlei Brocken von fester Beschaffenheit und bläulichgrauer Farbe enthalten sind, die wie Cement aussehen und etwas geschichtet, sehr brüchig, auf dem Bruche rauh sind. Hr. Prof. Salkowski hat die grosse Güte gehabt, davon eine vollständige Analyse zu machen. In Nachstehendem gebe ich seinen Originalbericht:

Sand und gröbere, in Salzsäure unlösliche Steinfragmente u. s. w. .	65,17
Kalk (CaO)	13,67
Magnesia (MgO)	1,39
Eisenoxyd (F_2O_3)	3,10
Kali (K_2O)	0,75
Natron (Na_2O)	0,24
Kohlensäure (CO_2)	9,97
Phosphorsäure (P_2O_5)	3,36
Schwefelsäure (So_3)	Spur
Chlor (Cl)	Spur
Wasser, Kieselsäure und Spuren organischer Substanz	2,35
	100,00

„Rechnet man auf sogenannte „Reinasche“ um (also unter Abzug des Sandes u. s. w. und des Wassers u. s. w.), so ergiebt sich folgende Zusammensetzung in Procenten:

Kalk	42,09
Magnesia	4,28
Eisenoxyd	9,57
Kali	2,31
Natron	0,74
Kohlensäure	30,70
Phosphorsäure	10,34
Schwefelsäure	Spur
Chlor	Spur

„Die Asche besteht somit aus 32,48 pCt. Substanz von obiger Zusammensetzung (sog. Reinasche) und 67,52 pCt. Sand, Wasser u. s. w."

Eine sonderbare Asche! Abgesehen von den sandigen Theilen enthält sie vorzugsweise Kalk, Kohlensäure und Phosphorsäure, Eisen und Magnesia, also in der That Bestandtheile, wie sie in thierischer Asche und eigentlich nur darin vorkommen. Von irgend welcher Pflanzenasche kann gar nicht die Rede sein. Aber es ist auch nicht die geringste Spur eines Thierknochens vorhanden, — eine höchst auffällige Sache, denn auf den gewöhnlichen Brandstätten (Ustrinen) pflegen Knochen nicht in der Art vollständig eingeäschert zu werden, dass an ihre Stelle ein reines Pulver träte. Hr. Hauchecorne ist der Meinung, dass es, nach der ihm mitgetheilten Analyse, Knochenasche sein müsse, aber dieselbe sei durch Wasser, das mit kohlensaurem Kalk und etwas kohlensaurem Eisen beladen war, in ihren jetzigen Zustand übergeführt worden, sie sei also als ein Gemisch von Kalktuff und Knochenasche anzusehen. Damit stimme auch der Alkaligehalt und die hohe Menge von Phosphorsäure, welche Substanzen in Kalktuffen nur in kleinen Mengen enthalten zu sein pflegen. Die festen Brocken enthielten sehr viel weniger an löslichen Bestandtheilen, namentlich an Phosphorsäure.

Nimmt man demgemäss an, dass auf dem Heerde thierische Theile verbrannt und eingeäschert und nachträglich durch reichlich eindringendes Wasser zersetzt und umgewandelt worden sind, so darf in der That wohl nur an Opfer gedacht werden, da jede Andeutung dafür fehlt, dass menschliche Leichen an dieser Stelle verbrannt worden sind. Ihre Asche würde sicherlich nicht auf dem Brandplatze liegen geblieben sein.

Es ist endlich noch eine grösstentheils erhaltene, sehr grobe, henkellose Urne vorhanden, in welcher sich innen eine ähnliche „Aschenmasse" an den Wänden und am Boden zeigt. Leider geht auch in Bezug auf den Fundort dieser Urne aus dem Bericht nichts hervor; vielleicht darf man annehmen, dass es die, bei der Steinkiste *d* erwähnte „Urne ohne Deckel" ist. Sie hat die Gestalt eines grossen Hafens mit weiter Mündung, eine Höhe von 17,5, eine Mündung von 21,5, einen Boden von 9,5 *cm* Durchmesser. Der Boden ist platt und im Ganzen etwas abgesetzt; der Bauch steigt schnell an und hat seine stärkste Auslage dicht unter dem ganz einfachen, glatten und gerade aufgerichteten Rande. Keine Spur eines Henkels. Die äussere Oberfläche ist ohne irgend eine Verzierung, ziemlich glatt und von braunschwarzer Farbe, in welcher zahlreiche kleine Glimmerplättchen hervortreten. Die Wand ist nicht sehr dünn, der Thon offenbar schwach gebrannt. Es ist somit ein ziemlich rohes Stück, das recht wohl der Steinzeit angehört haben kann. Indess eine Nothwendigkeit ist dies nicht; rohe Gefässe finden sich in Gräbern aller Zeiten, nicht selten neben sehr feinen und hoch entwickelten.

Sollten diese Bemerkungen an dem Fundort zu erneuter Erforschung, mindestens zu erneuter Erwägung und Erinnerung an die besonderen Lagerungsverhält-

nisse führen, so würde ich das mit grosser Freude begrüssen. Die Seltenheit derartiger Combinationen bei uns ist so gross, dass jeder Beitrag zu einer Vervollständigung unserer Kenntnisse als ein Fortschritt zu betrachten ist. Vorläufig erscheint die Wahrscheinlichkeit in der That sehr gross, dass in Kawenczyn eine alte Grabstätte aus der jüngeren Steinzeit aufgefunden ist.

(17) Der Vorsitzende bespricht die eben erschienene erste Lieferung der Posener Archäologischen Mittheilungen, herausgegeben von der Archäologischen Commission der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Posen und redigirt durch die HHrn. v. Jazdzewski und Bol. Erzepki. Er begrüsst mit besonderer Freude den Entschluss der Gesellschaft, ihre wissenschaftlichen Arbeiten in deutscher Sprache erscheinen und somit auch allen nächstbetheiligten Forschern zugänglich zu machen. —

Hr. Olshausen hebt hervor, dass nach dem Vorwort zu dieser Schrift im Posenschen bisher nichts der Steinzeit Angehöriges gefunden sei. —

Hr. Virchow verweist auf die eben erst von ihm gemachten Mittheilungen. —

Hr. Voss erinnert an den früher von dem Vorsitzenden besprochenen Fund von Bialoslive (Verh. 1883. S. 434).

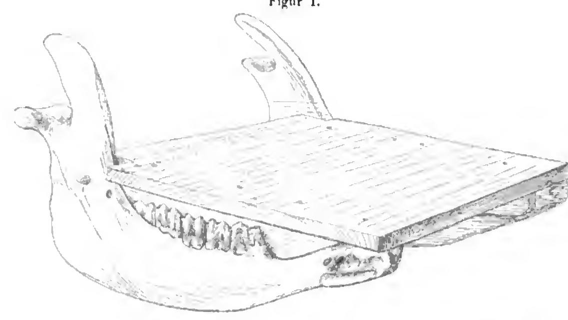
(18) Hr. Virchow bespricht

einige Ueberlebsel in pommerschen Gebräuchen.

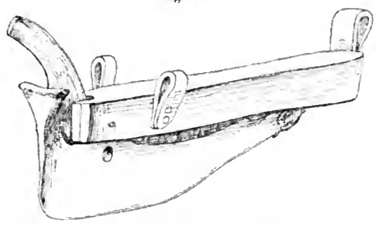
Bei Besprechungen, die ich mit Hrn. Dr. Ulrich Jahn über die weitere Verfolgung seiner Forschungen über die Erhaltung von Sagen und mythologischen Vorstellungen in Pommern hatte, kamen wir auch auf gewisse alte Gebräuche, an welche ich selbst mich aus meiner Kindheit erinnerte. Dahin gehört insbesondere der Gebrauch von „Piekschlitten“, welche aus einem einfachen Brett mit untergelegten Pferdeknochen bestanden; ich selbst hatte als Knabe einen solchen besessen und grosse Künste, namentlich im Herabrutschen an steilen Abhängen, damit entwickelt. Nicht wenig überrascht war ich aber, als Hr. Jahn von einer neuesten Excursion in die Gegend zwischen Pyritz und Arnswalde einige Modelle von Piekschlitten und von Schlittschuhen heimbrachte, wie ich sie nie gesehen, auch nicht von ihnen gehört hatte. Allerdings hatte er weder die einen, noch die anderen noch im Gebrauche gefunden, aber ein alter Mann, der früher derartige Stücke wirklich benutzt haben und sich der Einrichtung ganz genau erinnern wollte, hatte ihm zugesagt, genaue Modelle davon herzustellen, und siehe da, er hat sie in der That geliefert. Es sind dies etwas schwerfällige Geräthe, welche auf Unterkieferknochen von Hausthieren gestellt sind. Bei den Schlitten sind die zwei Hälften des Unterkiefers vom Rinde unter der Platte des Schlittens befestigt (Fig. 1); bei den Schlittschuhen ruht das Fussholz nur auf der einen Hälfte des Unterkiefers vom Schaaf (Fig. 2). Beidemal wird der etwas gekrümmte und sehr glatte Unterrand des Kiefers benutzt, um die Friktion mit Eis und Schnee auf ein Minimum zurückzuführen.

Ob in prähistorischer Zeit eine ähnliche Verwendung von Kieferknochen stattgefunden hat, wird erst zu untersuchen sein. Bis jetzt sind nur Metatarsal- und kürzere Extremitätenknochen von ähnlichem Gebrauche bekannt geworden. Aber

Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



vielleicht ist es nur nöthig, den Blick für die Kiefer mehr zu schärfen, um auch derartige benutzte Kiefer aufzufinden. —

Hr. Jahn zeigt aus derselben Gegend drei aus Schweinsknochen (dem sogen. „Beibein") verfertigte zugespitzte Knochenahlen (Fig. 3), die zum Anbohren der Kleidungsstücke und zum Befestigen alter, als Knöpfe dienender Leder- oder Holzstückchen gebraucht werden. Er erwähnt ferner, dass Kinder sich auch der Gänseknochen zu Schlittenunterlagen bedienen und dass das Mahlen des Kaffee's in jener Gegend öfters mittelst Flaschen, welche man über die gebrannten Bohnen wälzt, besorgt wird. —

Hr. Woldt bemerkt, dass Letzteres auch bei Seglern auf der Oberspree Mode sei. —

Hr. Maass sah dies auch in Frankreich.

(19) Hr. Haardt in Wien übersendet ein Exemplar seiner eben erschienenen

Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse in Asien.

Die sehr übersichtliche und in grossem Format ausgeführte Karte ist vorzugs-

weise auf Grund der linguistischen Untersuchungen des Hrn. Friedr. Müller hergestellt worden. Sie ist das Ergebniss einer sechsjährigen, überaus fleissigen Arbeit und speciell dazu bestimmt, den Mittel- und höheren Schulen als praktische Grundlage für den Unterricht in der Völkerkunde zu dienen.

Der Vorsitzende dankt dem Verfasser Namens der Gesellschaft für das höchst angenehme Geschenk, welches gerade in einem der schwierigsten Continente mit Glück dem Anschauungsunterricht ein bequemes Hülfsmittel schafft. Er nimmt gern die Gelegenheit wahr, die Anschaffung der Karte für die genannten Schulen warm zu empfehlen.

(20) Hr. Bastian berichtet über

neue Erwerbungen des Museums für Völkerkunde.

Unter den Vermehrungen, durch welche das Ethnologische Museum in letzter Zeit bereichert wurde, ist auch diesmal wieder zunächst Polynesien zu erwähnen, besonders im Anschluss an die kostbare Sammlung ethnischer Originalität, die aus bisher unbekannten Gebieten durch die Expedition der Neu-Guinea-Compagnie gewonnen wurde. Zu den, unter Dr. Finsch's erfahrungskundiger Auswahl überbrachten Sammlungen sind weitere hinzugekommen, in Folge der Expeditionen, welche unter Freiherrn von Schleinitz' Leitung und Anordnung längs der Küste der Buchten oder auf den Flüssen unternommen sind, und Ferneres steht von dort in Aussicht. Diese bis jetzt erst theilweise zugänglich gemachte Sammlung wird bald in ihrer ganzen Ausdehnung zur Aufstellung kommen.

Unter den übrigen Erdtheilen steht, wie für die Geographie, so auch für die Ethnologie Afrika voran, seit die Entdeckungsreisen begonnen haben, den weissen grossen Flecken des Unbekannten zu zerbröckeln und mit dem jetzt neu in die Kenntniss Eintretenden eröffnen sich neue Ausblicke vielfachster und bedeutungsvoller Tragweite. Die an das, was ägyptischer Styl zu nennen war, erinnernden Züge in den Sammlungsstücken unserer Reisenden habe ich bereits verschiedentlich zur Erwähnung gebracht (s. Original-Abhandlungen, Heft 2 S. 70) und ebenso das, was früher an der Westküste bereits nach ähnlicher Richtung deutete, im Thierdienst, dem Seelencultus u. s. w.

Einiges dem Anschlüssiges findet sich in der hier vorliegenden Sammlung aus Kamerun, welche von Dr. Zintgraff eingeschickt ist, aus seinen eigenen Touren dort, sowie aus den Zusammenstellungen, welche auf schriftlich an ihn gestelltes Ersuchen der Missionar Richardson vorbereitet hat, auf dem augenblicklich äussersten Vorposten der Europäer im Hochlande Kameruns, unter den Bakundu.

Durch Dr. Joest, dem das Museum schon manches Geschenk verdankt, ist eine interessante Sammlung für dasselbe gesichert worden, von der Loangoküste, die sich als ein besonders ergiebiges Feld für Kenntniss des afrikanischen Völkergedankens beweist und bereits bei Begründung der dortigen Expedition im Jahre 1873 als solches erkannt wurde. Schon in den wenigen Wochen eines dortigen kurzen Aufenthaltes liess sich damals Mancherlei zusammenbringen, und während der Arbeiten auf der Station konnten die Beobachtungen systematisch fortgesetzt werden, besonders durch Dr. Pechuel-Lösche, der einige Jahre später hinzutrat. Da derselbe sein Studium seitdem weitergeführt und, bei wiederholten Besuchen in Afrika, hat mehren und erweitern können, wäre eine baldige Veröffentlichung, zum Abschluss des Loango-Werkes, erwünscht, in dem zweiten Hefte des dritten Bandes.

Diesen primitiveren Zug, den unter den Küstenstaaten des Westens, Loango

bewahrt hat, weil von Mitleidenschaft an dem (vor der englischen Bewachung besonders an den Flussmündungen geführten) Sklavenhandel später erst betroffen, zeigt sich z. B. in Fortdauer einiger Nachklänge aus der primären Form des afrikanischen Königthums, das sonst an der Küste fast überall bereits verschwunden ist und, unter missverständlicher Auffassung der jetzigen sogenannten Könige, um so rascher ausgemerzt wird (s. d. Fetisch, S. 6 u. flg.).

Dieses Priesterfürstenthum findet, gleich den Naturstämmen überall, seinen Anschluss an die Erde als Erstes (wie auch von Gäa erst Uranus geboren), und im späteren Zutritt des Geistigen dann, wölbt sich der Himmel für Mawu, der die Seele aus der Praeexistenz in Nodsie herabsendet, oder für Nyamkupong, zu weit und erhaben, um durch Gebete erreicht zu werden, für Abasi, für Zambi-Apungu u. s. w., und ihre Emanationen, verwendbar zu magischen Sympathien zwischen den Naturgegenständen in den Wong (als Einsitzer gleich den Innuae), oder die Kräfte des Kissie, die sich für Gutes oder Böses binden lassen, wenn im Gelübde, (dem religiösen Kern des Fetischismus), gebunden durch Xina, Quixilles oder andere Enthaltungen (wie bei Totem, Kobong u. dgl. m.).

Die gekrönten Könige wurzeln im Erdboden (D. Exp. a. d. L. II, 162 f., u. a. O.), — wie später, nach Zerfall der geistlichen und weltlichen Macht, der Ganga-inkissie, — und aus dem Erdboden spricht das ihm eignende Orakel, gleich dem Bunsi's (D. E. a. d. L. I, S. 233), von dem unter den hier ausgestellten Götzenfiguren ein symbolisches Emblem vorliegt.

Im inneren Zwiegespräch der Doppeltheiligkeit spricht zunächst der Genius zur Seele, die als Kla herabgestiegen, im Stamm als Bla fortgeboren wird (mit dem fortspukenden Grabesgespenste in Sisa), und (bei den Eweern) nach Nodsie zurückkehrt, als Seelenheimath des Dsogbe (für die γενέθλιοι). Mit dem in die Naturgegenstände sympathisch geworfenen Schatten (des Edro) stellt sich dann, in der primärsten Form religiöse Bindung her, für Fortentwickelung der Göttergenealogien (im Anschluss an den Ahnencult) bis zu den Tritopatores, und demgemäss gestalten sich weiter die Schöpfungstheorien, bei einem Emporblühen der Welt (wie im Puamai Hawaii's).

Aus **Amerika** hat das Museum gleichfalls durch einen altbewährten Gönner, Hrn. **Sokolowski**, eine schätzbare Schenkung erhalten, bestehend in zwei Steinfiguren aus der, für die einheimische Cultur (bis nach der Eroberung durch die Inca) wesentlich beachtenswerthen Binnen-Provinz Huaraz, und finden sich dieselben im Lichthof des Museums aufgestellt.

Für volksthümliche Ueberlebsel in **Europa** ist das Museum unserem Mitgliede Dr. **Bartels** verpflichtet, der uns Geschenke freundlicher Geber aus Litthauen und Podolien übermittelt hat.

Zum Schluss sehe ich mich in den Stand gesetzt, aus einem soeben erhaltenen Telegramm aus Hamburg mittheilen zu können, dass eine langerwartete Sammlung aus **Indien** kürzlich dort eingetroffen ist, für das Museum als Geschenk bestimmt, durch denjenigen Gönner, von dem schon manche Zeichen grosssinniger Förderung wissenschaftlicher Zwecke verzeichnet stehen, von Hrn. William **Schönlank**. Auf seine gütige Veranlassung ist von den, für die Ausstellung in Calcutta angefertigten Costümfiguren indischer Rassentypen eine Auswahl für unser Museum unterwegs und nach der heutigen Nachricht baldigst zu erwarten.

(21) Hr. Virchow berichtet über eine

anthropologische Excursion in die Altmark.

Der Bericht wird in Verbindung mit einem anderen in der Juni-Sitzung gebracht werden.

(22) Eingegangene Schriften.

1. Frauer, E., L'Istria semitica; Sonderabdr.; vom Verf.
3. Hazelius, Artur, Minnen från nordiska Museet, Heft 1—4, 9—12, Stockholm.
3. Derselbe, Samfundet för Nordiska Museets Främjande 1884, Stockholm 1886.
4. Saga, Minnesblad från Nordiska Museet 1885, 2. Auflage.
5. Kramer, J. H., Le Musée d'Ethnographie Scandinave à Stockholm, 2. Aufl., Stockholm 1879.
6. Programm zu einem beabsichtigten Gebäude für das Nordische Museum in Stockholm, 2. Aufl., Stockholm 1883.
7. Djurklou, Gabriel, Lifvet i Kinds Härad i Västergötland (als Nr. 4 von Hazelius Bidrag till Vår Odlings Häfder), Stockholm 1885.
   Nr. 2—7 von Hrn. Artur Hazelius.
8. Feddersen, Arthur, Islandsk Kunstindustri; aus Tidsskrift for Kunstindustri 1887, Kjöbenhavn; vom Verf.
9. Finska Fornminnes föreningens Tidskrift VIII und IX, Helsingissä 1887; Gesch. d. Hrn. Aspelin.

10 und 11. Sergi, G., Prebasioccipitale o basiotico (Albrecht). — Sul terzo condilo occipitale e sulle apofisi paroccipitali. — Beides aus Bullettino della R. Acc. medica di Roma XII.

12. Derselbe, L'indice ilio-pelvico o un indice sessuale del bacino nelle razze umane; aus Bullettino XIII.
13. Derselbe, Interparietali e preinterparietali del cranio umano; aus Atti della R. Acc. med. XII vol. II.
14. Derselbe, Antropologia fisica della Fuegia; aus Atti XIII, Serie II, Vol. III.
    Nr. 10—14 Gesch. d. Verf.
15. Bellucci, Giuseppe, Materiali paletnologici della Provincia dell'Umbria, dispensa IIa, Perugia 1885.
16. Gozzadini, Giovanni, Di un sepolcreto, di un frammento plastico, di un oggetto di bronzo dell'epoca di Villanova, scoperti in Bologna; 1887; vom Verf.
17. Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen u. s. w., Heft 5—8, Halle 1886—87; Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
18. Posener archaeologische Mittheilungen, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen durch von Jazdzewski und Dr. Bol. Erzepki; 1887 Lieferung 1; als Beginn des Schriftenaustausches.

Berichtigung.

In den Eingegangenen Schriften der April-Sitzung muss es heissen: Jahrbuch d. K. Preuss. geolog. Landesanstalt u. s. w. f. d. Jahr **1880—85**, Berlin **1881—86**.

Sitzung vom 18. Juni 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Am 20. v. M. ist zu Freiburg in Baden einer der Begründer der modernen deutschen Anthropologie gestorben. Alexander Ecker, einer der geschätztesten Anatomen und Embryologen, eröffnete seine Thätigkeit auf dem uns zustehenden Gebiete mit jener Epoche machenden Untersuchung über die Schädelformen in Südwestdeutschland, welche vorzugsweise die Reihengräber der alemannischen und fränkischen Zeit, aber auch die Hügelgräber und die heutigen Bewohner Badens umfasste. Mit Lindenschmit, der das Hauptmaterial für die Gräberschädel der alten Zeit geliefert hatte, übernahm er die Redaktion des Archivs für Anthropologie, in dessen Spalten damals Alles gesammelt wurde, was deutsche Anthropologen arbeiteten. Als dann die deutsche anthropologische Gesellschaft gegründet wurde, trat er mit in den Vorstand derselben und zu wiederholten Malen hat er den Vorsitz geführt. Seiner Anregung verdanken wir die Aufnahme jener Massenuntersuchungen, welche in der zuerst verfolgten Richtung auf die Schädelformen noch lange nicht erschöpft sind; nur der spätere, in beschränkterem Sinne entwickelte Plan der chromatologischen Aufnahme in den Schulen hat sich ganz durchführen lassen. Ecker's Thätigkeit war leider seit Jahren gehemmt durch die Folgen eines schweren Schlaganfalles, die ihn zwangen, seine Lehrstelle aufzugeben und auf jede ernstere wissenschaftliche Arbeit zu verzichten. Aber seine Betheiligung in der ersten Periode der selbständigen Entwickelung unserer deutschen Anthropologie ist eine so eingreifende gewesen, dass die Erinnerung daran auch in den nachkommenden Geschlechtern nicht erlöschen wird.

(2) Eine Anzahl von Freunden unseres wackeren Forschungsreisenden J. M. Hildebrandt hat einen Aufruf erlassen, demselben auf seinem Grabe in Antananarivo einen Gedenkstein zu errichten. Der Vorsitzende fordert zu Beiträgen für das Denkmal auf. Er erinnert daran, mit welcher Hingebung und Entschlossenheit der Verstorbene gerade diejenigen Gebiete der Ostküste Afrikas erforscht hat, welche nach dem Erwachen der Colonialbestrebungen ein Hauptangriffspunkt der Epigonen geworden sind. Madagascar, wohin ihn schliesslich ein Auftrag der Akademie gesendet hatte, ist seitdem unter französisches Protektorat gefallen; gerade dieser Umstand sollte um so mehr daran mahnen, das Grab des opferbereiten Mannes nicht verfallen zu lassen.

(3) Hr. Direktor Wiepken in Oldenburg dankt unter dem 31. Mai in verbindlichster Weise für die Glückwunsch-Adresse, welche der Vorstand der Gesellschaft ihm zu seinem 50 jährigen Dienstjubiläum durch den Vorsitzenden hat überreichen lassen.

(4) Hr. E. Vedel dankt in einem Schreiben d. d. Soroe, Dänemark, 26. Mai für seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede.

(5) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Professor Dr. Karl Möbius, Berlin.
„ Oberlehrer Dr. Christian Belger, Berlin.
„ Geh. Reg.-Rath O. Polenz, Berlin.
„ John Henry Spitzly, Officier van gezondheit am Militair-Hospital in Paramaribo.
„ Dr. med. Taubner, Neustadt-Westpreussen.
„ Adolf Lehnebach, Kais. Oberlehrer, Mülhausen i. Elsass.

(6) Mit der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen ist Schriftenaustausch eingeleitet.

(7) Der Herr Cultusminister hat durch Erlass vom 21. Mai für das Rechnungsjahr 1887/88 eine ausserordentliche Beihülfe von 1800 Mark gewährt. Der Vorsitzende spricht den ehrerbietigen Dank der Gesellschaft aus. Hoffentlich werde es bei Einschränkung aller Ausgaben gelingen, trotz der Verringerung des Staatszuschusses wenigstens die nothwendigsten Publikationen zu bewirken.

(8) Der Hr. Cultusminister macht in einem an den Vorsitzenden gerichteten Erlass vom 6. d. M. Mittheilung über

Maassregeln zur Erhaltung der Pipinsburg bei Sievern, Prov. Hannover,

welche in Verfolgung der auf S. 307 unserer vorjährigen Verhandlungen besprochenen Gesichtspunkte getroffen worden sind. Gleichzeitig übersendet er eine im Maassstabe von 1 : 5000 hergestellte Karte der Pipinsburg und der benachbarten Wallberge.

Nach einem in Abschrift beigefügten Bericht des Landes-Direktoriums der Provinz Hannover vom 5. Mai an den Oberpräsidenten hat dasselbe beschlossen, dem Provinzial-Ausschuss den Ankauf des Bülzenbetts, der Pipinsburg und der Heidenschanze für die Provinz vorzuschlagen, dagegen von der Erwerbung der Heidenstadt abzusehen. Letztere sei eine einfache ringförmige Umwallung von erheblichem Umfange ohne besondere Eigenthümlichkeit, wie solche auch in anderen Theilen der Provinz vorkommen. Die sehr wünschenswerthe Erhaltung der erstgenannten Alterthümer aber sei durch die in dem Sieverner Theilungsrecess aufgenommene Bestimmung nicht genügend gesichert. Vorverhandlungen mit der Gemeinde Sievern seien eingeleitet. —

Hr. Virchow: Bei Gelegenheit einer Reise nach dem Oldenburgischen fand ich die Möglichkeit, in Gesellschaft der bedeutendsten Persönlichkeiten die wichtige Stelle kennen zu lernen. Am 1 d. M. traf ich in Bremerhaven mit Herrn von Alten, Hrn. Allmers und dem Bürgermeister der Stadt, Hrn. Gebhard zusammen. Wir fuhren von da nach Sievern, einem grösseren Dorfe, einige Stunden nordöstlich auf der Geest gelegen. Nicht weit von da gegen Westen beginnt das Land Wursten, welches die Niederung längs des rechten Weser-Ufers einnimmt. Von diesem aus erstreckt sich in der Richtung gegen die Pipinsburg ein breiter, tief gelegener Moorzug, der mit mehreren Armen in das etwas hügelige Land eingreift und noch jetzt schwer zu begehen ist; nach Osten hin endigen diese Arme blind. Die Pipinsburg nebst den übrigen Alterthümern liegt hart an dem linken (nördlichen) Rande dieses Moorzuges, der zur Zeit, wo die alte Bevölkerung hier noch sich sammelte, gewiss zum grösseren Theil mit Wasser gefüllt war. Ihre

äussere Erscheinung wird den Mitgliedern aus den, von Hrn. Bartels in der letzten Sitzung (S. 345) vorgelegten Photographien erinnerlich sein. Es ist wahrscheinlich die grösste Anlage, welche in Norddeutschland aus vorgeschichtlicher Zeit noch erhalten ist, vielleicht auch die grösste, welche überhaupt bestanden hat.

Denn allem Anschein nach bilden alle die noch vorhandenen Anlagen ein zusammengehöriges Ganzes, dessen einzelne Theile freilich nicht auf einmal hergestellt worden sind, die aber doch wohl einer einzigen Bevölkerung angehörten. Sie bestehen aus 3 mächtigen Ringwällen und einer grossen Zahl von Gräbern.

Was die ersteren betrifft, so ist die Pipinsburg die am meisten westlich gelegene und noch jetzt die am meisten feste: sie liegt, durch einen besonderen Vorwall geschützt, am äussersten Ende einer schmalen Landzunge, welche zwischen zwei Moorbuchten von Nordost nach Südwest verläuft. Jenseits der östlichen Bucht breitet sich ein ziemlich umfangreiches hügeliges Gebiet aus, auf welchem, in mässiger Entfernung von einander, zwei andere Wälle, ein südlicher und ein nördlicher, die Heidenstadt und die Heidenschanze, gelegen sind. Sonderbarerweise sind diese Bezeichnungen auf der uns zugegangenen neuen Karte umgekehrt gebraucht, als es sonst üblich war. Denn der Name Heidenstadt, mit welchem auf der Karte und in dem Bericht des Landesdirectoriums der nördliche Wall bezeichnet ist, wird sonst für den südlichen angewendet, der gegenwärtig ein trigonometrisches Signal trägt und dicht vor einer Uebergangsstelle nach dem Dorf Sievern sich erhebt, ein Gegenstück zu der Pipinsburg. Dagegen ist der niedrigere nördliche Wall in der Literatur unter dem Namen der Heidenschanze eingeführt. Ich verweise deswegen auf den Bericht des Studienraths Müller (Verh. 1886, S. 307), sowie auf die Karte, welche seinem früheren Bericht (Zeitschr. des histor. Vereins f. Niedersachsen, Jahrg. 1870) beigegeben ist, sowie auf Wächter (Baudenkmäler Niedersachsens 1840, S. 75).

Zwischen diesen verschiedenen Wällen, bezw. Schanzen sind die Gräber vertheilt. Eines davon, das Bülzenbett, ist einigermaassen in seiner ursprünglichen Gestalt als megalithisches Monument erhalten. In der Mitte eines, etwa 36 *m* langen, in der Richtung von Osten nach Westen ausgelegten Steinkreises stehen, grossentheils frei, 10 gewaltige Steine, welche eine imposante, jetzt offene Grabkammer umschliessen. Die 3 Decksteine sind zum Theil verschoben. Die innere Fläche der Seitensteine hat eine völlig ebene, wie bearbeitete Beschaffenheit. Die Kammer ist wohl viermal so gross, wie die bei Stolzenburg. Dieser Aufbau findet sich auf einer schwachen Anhöhe am Nordende der östlichen Moorbucht, gerade da, wo der Heiderücken, auf dessen Ende sich die Pipinsburg erhebt, sich an das Festland anschliesst. — Die übrigen Gräber erscheinen jetzt als einfache Kegel ohne äusserliche Steinbesetzung, meist reihenweise zu 7, auf niedrigen Rücken, welche sich zwischen den bezeichneten Plätzen hinziehen. Eine solche Gruppe bedeckt die kleine Anhöhe zwischen der Heidenstadt und der östlichen Moorbucht, eine andere liegt zwischen der Heidenstadt und der Heidenschanze.

Die Pipinsburg enthält innerhalb eines doppelten, sehr steilen Umfassungswalles einen tiefen Kessel. Vergeblich suchte ich hier nach Thonscherben von erkennbarer Besonderheit. Sehr zahlreich waren, wie auch an anderen Stellen, Feuersteinscherben von scheinbar geschlagener Form, hie und da so viele, dass man an einen Werkplatz denken könnte. Indess nur ein Paar, darunter ein von Hrn. von Alten aufgehobener, liessen die typische Form eines dreieckigen Messerchens erkennen; manche waren vom Sande und Winde polirt; im Allgemeinen mussten sie wohl als natürliche Bestandtheile des Bodens angesehen werden. Hr. Müller (Zeitschr. d.

hist. Vereins f. Nieders. 1871. Separ.-Abdr. S. 80) erwähnt, dass 2 daher rührende Steinkeile von bekannter Form sich in den Sammlungen des Provinzialmuseums zu Hannover finden. Der Bremer Künstlerverein hat 1871 bei einer Ausgrabung einen Urnenscherben und in einem Grabhügel auf dem Vorlande eine Urne mit Knochen, sowie eine Pincette und ein Messer von Bronze gefunden (Verh. 1886. S. 307).

Aus dieser kurzen Skizze wird ungefähr ersichtlich sein, welche Fülle von monumentalen Anlagen hier vereinigt ist, und wie wichtig es wäre, diese Anlagen in ihrer Totalität der Nachwelt zu erhalten. Wir alle vereinigten uns in dem Wunsche, dass nicht blos das Eine oder Andere gesichert werden möge, sondern dass die Fürsorge der Regierung und der Provinzialverwaltung sich auf sämmtliche Anlagen erstrecken möchte. In diesem Sinne habe ich auch dem Herrn Minister berichtet. Sollte es gelingen, das ganze Stück Land aus dem Privat- oder Communalbesitz herauszuziehen, so wird der Dank der Nachwelt den Urhebern einer solchen Maassregel sicher sein.

(9) Hr. Baron von Alten hat Hrn. Virchow einige Duplicate eiserner Modelle nordamerikanischer, in Thierform gebauter Mounds übergeben. Eine grössere Sammlung solcher Modelle befindet sich im Oldenburger Museum.

(10) Hr. v. Alten lenkt die Aufmerksamkeit auf

knöcherne Schneiderpfriemen,

welche noch heut zu Tage im Gebrauch sind zum Stechen von Löchern, offenbar Ueberlebsel aus alter Zeit. —

Hr. Virchow bestätigt, dass auch bei uns „Bindelochstecher“ von Elfenbein oder gewöhnlichem Knochen von den Näherinnen gebraucht werden. Indess sei die Aehnlichkeit mit den, von Hrn. U. Jahn in der letzten Sitzung (S. 362, Fig. 3) gezeigten Knochenpfriemen von Arnswalde doch eine recht geringe: letztere zeigten in der That noch ganz prähistorische Form. Indess werde sich eine gewisse Verbindung mit den jetzigen Knopf- und Bindelochstechern wohl auffinden lassen.

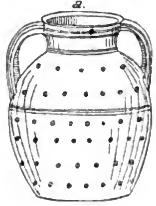
(11) Hr. Dannenberg berichtigt einige Punkte in dem, in der Sitzung vom 15. Januar (Verh. S. 59) enthaltenen Bericht über den

Silberfund von Klein-Rossharden.

Ich kann nicht unterlassen, auf einen, wahrscheinlich auf Missverständniss des Herrn v. Alten zurückzuführenden Irrthum aufmerksam zu machen, dessen Berichtigung Ihnen vielleicht für Ihren nächsten Zweck, den der Prähistorie, nicht unerheblich erscheinen möchte. Es befindet sich nehmlich in der sogen. Spange keine Münze, und am allerwenigsten eine von Heinrich II. von England, sondern nur ein Schmuckstück von münzähnlicher Form. Der englische Heinrich II. aber ist unbedingt ausgeschlossen, da er von 1154—89 geherrscht hat, die jüngsten Münzen aber von dem Kaiser Otto III. 1002 sind. Daraus folgt auch, dass nicht einmal, wie man vor sorgfältiger Musterung der Fundmünzen glauben konnte, an den deutschen Heinrich II., Otto's III. unmittelbaren Nachfolger, zu denken ist, sondern einzig und allein an König Heinrich I., den Vogelsteller (919—936).

(12) Hr. G. Jacob schreibt d. d. Römhild, S.-Meiningen, 22. Mai, über ein





durchlöchertes Gefäss zur Aufbewahrung von Krebsen.

Neulich sah ich zufällig ein Thongefäss, das ich noch nicht gesehen und abgebildet gefunden habe. Anfangs hielt ich dasselbe für ein Geschirr zur Käsebereitung, allein da die Krugform und der Deckel mir auffiel, so erkundigte ich mich bei der Besitzerin nach der ursprünglichen Verwendung des Gefässes und erfuhr, dass solche vor 150—200 Jahren in vornehmen Familien zur Aufbewahrung von Krebsen in Brennesseln an einem kühlen Ort, z. B. im Keller, gebraucht wurden. Seiner Grösse nach — es wiegt 5 *kg* — konnte es 2—3 Schock grosse Krebse fassen.

(13) Hr. Buchholz berichtet über

eine vorgeschichtliche Wohnstätte bei Schönlanke, Reg.-Bez. Bromberg.

Bei einem Besuch meiner Vaterstadt in den letzten Pfingsttagen durchwanderte ich mit meinen Angehörigen unter anderem auch die Gegend zwischen dem Zasker See und dem Mühlenteich, welche in meiner Kinderzeit, noch vor 35 Jahren, eine Wüste von Flugsand war, in welcher fast von Jahr zu Jahr einzelne Sandhügel abgeweht und neue aufgeweht wurden. Als in jener Zeit die Chaussee von Schönlanke nach Deutsch-Krone hier gebaut und deren Versandung befürchtet wurde, beschonte man das ganze Terrain mit Kiefern und hat dadurch in der That eine dauernde Befestigung der früher so sehr beweglichen Oberfläche erzielt. Der nordöstliche Theil dieses Dünenterrains tritt landzungenförmig in den Winkel zwischen dem Mühlenteich und einem, von demselben aus nach dem Zasker See sich hinziehenden Sumpf, und auf dieser Landzunge und ihrer Erweiterung nach Südwesten hin fand ich zahlreiche, vom Winde bloss gewehte Feuersteinsplitter von kunstgerechter Bearbeitung, namentlich Messer, Angelhaken, Schaber und die sogenannten Nuclei, an welchen deutlich erkennbar war, dass man Angelhaken abgedengelt hatte. Ferner fanden sich sehr viele Urnenscherben von altgermanischem Typus, meistens aussen rauh und nur innen geglättet, auch ganz ohne Verzierung; Henkelspuren fanden sich dabei nicht. Endlich zeigten sich einzelne Brandspuren und viele handliche Steine mit abgeriebenen Flächen, auch eine recht geschickt abgespaltene Hacke aus Granit. Das Terrain, auf welchem diese Fundstücke zerstreut lagen, ist ungefähr $1^1/_2$ Morgen gross. Die Gegenstände sind in das Märkische Provinzial-Museum gekommen (II. 16 580—8).

(14) Hr. ten Kate im Haag theilt seine Beobachtungen mit über

mohammedanische Bruderschaften in Algerien.

Vor Kurzem von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Algerien zurückgekehrt, kamen mir die interessanten Mittheilungen des Hrn. M. Quedenfeldt über „Aberglauben und halbreligiöse Bruderschaften bei den Marokkanern [1]" zu Gesicht. Ich finde in den Worten, womit Hr. Quedenfeldt seine Notizen schliesst, dass die-

1) Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropologie u. s. w. Sitzung vom 20. November 1886. S. 671 ff.

jenigen Mitglieder, welche andere mohammedanische Länder bereist haben, mittheilen möchten, in wie weit sie dort eine Uebereinstimmung mit den, aus Marokko angeführten Bräuchen gefunden haben, Veranlassung, über das Wenige, was ich in dieser Hinsicht beobachtete, Folgendes zu berichten:

Der Glaube, das Hufeisen habe eine beschirmende Kraft, vorzüglich gegen den bösen Blick, ist auch in Algerien allenthalben verbreitet. Sowohl bei Mohammedanern, wie bei Juden, findet man Hufeisen, an oder oberhalb der Thür befestigt. Vorzugsweise wird das Hufeisen europäischen Ursprungs dazu benutzt, wohl deshalb, weil dasselbe seiner Form nach mehr dem Halbmond gleicht, wie das arabische Hufeisen, welches sich bekanntlich mehr der Gestalt eines Dreiecks nähert und dessen Basis geschlossen ist.

Hufeisen und Halbmond, sowie Hörner, gehen als Schutz- oder Zaubermittel oft zusammen, oder besser: sie gehen so zu sagen mehrmals in einander über.

So tragen z B. die arabischen Weiber und Kabylinnen oft Schmucksachen, von denen eine Art Tuchnadel, aus Neusilber, Messing oder auch aus Silber, ihrer Form nach ebenso gut einen Halbmond, wie ein Hufeisen oder zwei Hörner vorstellen könnte. Dieser Schmuck ähnelt sehr demjenigen, welchen ich von ostindischen Kuliweibern (in Westindien) tragen sah. Hufeisen, Halbmond, Hörner und Hand sind sehr wahrscheinlich als ithyphallische Schutzmittel aufzufassen. Es folgt hieraus, dass der Sitz der beschützenden Kraft des Hufeisens nicht in dem Stoff, wie Tylor[1]) anzunehmen scheint, sondern in der Form gesucht wird.

Zweifellos ist es, dass der Glaube an die, einem Amulet identische Wirkung des Hufeisens, sowie der Hand, vorislamitischen Ursprungs ist, hat er bekanntlich ja auch ausserhalb der moslimischen Welt eine grosse Verbreitung. Allein es ist ebenso sicher, dass dieser Glaube sich hier und da islamisirt hat. So machte Hr. Dr. Snouck Hurgronje, der bekannte Arabist in Leiden, mich vor kurzem auf eine, bei Herklots[2]) vorkommende Stelle aufmerksam, worin es heisst, dass in Dekkan beim Feste zur Erinnerung an den Märtyrer Hosain, des Kleinsohnes des Propheten, verschiedene Aufzüge gehalten werden, wobei man sogenannte symbolische Zeichen, eigentlich Fetische, auf Stöcken umherträgt. Darunter kommen nun verschiedene Hände vor, welche man in diesem Falle, behufs ihrer Islamisirung, „Hand des Ali", „Hand des Hosain" u. s. f. benannt hat. Ferner wird dabei ein Hufeisen verwendet, „Herr Pferdehuf" genannt.

Alle diese Gegenstände werden verehrt und namentlich sind es die Weiber, welche das Gelübde ablegen, dass, wenn „Herr Pferdehuf" ihnen Kindersegen gewähre, ihre Kinder später an dem Aufzug theilnehmen würden, oder dass sie ein silbernes Händchen opfern werden u. s. w.

Der von Hrn. Quedenfeldt in Marokko beobachtete Glaube an die schützende Kraft der Hand mit ausgestreckten Fingern ist auch in Algerien sehr allgemein. Man findet diese Hände in rother, auch wohl in gelber Farbe, auf die Mauern der Häuser, sowohl bei Mohammedanern, als bei Juden, gezeichnet. Ausserdem werden bisweilen kleine Händchen aus Porcellan in der Höhe der Thür befestigt. Herr Quedenfeldt sieht in der Hand mit ausgestreckten Fingern eine magische Bedeutung der Zahl fünf, als Schutz gegen den bösen Blick[3]). Obwohl der Glaube

1) Primitive Culture, Vol. I, p. 140.

2) Qanoon-e-Islâm, or the Customs of the Mussulmans of India etc. 2. edit. Madras, p. 115—119.

3) Man vergleiche „Die Zahlen im mohammedanischen Volksglauben" von Ignaz Goldziher in „Das Ausland" 1884, Nr. 17, wodurch die, von Hrn. Quedenfeldt vertretene Ansicht bezüglich des Zaubers der chamssa Bestätigung erlangt.

an die Heiligkeit der chamssa in zweiter Linie in Betracht kommen dürfte, so glaube ich doch, dass der Sitz des, einem Amulet gleichen Zaubers der Hand vielmehr in der Hand selbst angenommen wird, weil, wie schon oben gesagt, die Hand als ein ithyphallisches Amulet aufzufassen ist und nicht nur verwandt, sondern sogar oft identisch ist mit Hufeisen, Halbmond und Hörnern. Die Hand mit ausgestreckten Fingern, als Symbol der aufgehenden Sonne und daher roth dargestellt, hat zu gleicher Zeit eine ithyphallische, also beschützende Kraft.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die zahlreichen Beispiele für den Aberglauben betreffs des Hufeisens und der Hand, welche in der Literatur vorliegen, näher erörtern.

Es möge genügen, unter denjenigen Autoren, welche diesen Gegenstand mehr oder weniger ausführlich behandelt haben, vorzüglich eine neuere Arbeit zu erwähnen, nehmlich diejenige des Hrn. Prof. Wilken[1]), der ich manche der hier besprochenen Ansichten entlehne.

Beiläufig möchte ich hier bemerken, dass in Algerien viele der, Mohammedanern, wahrscheinlich auch Juden angehörigen Häuser, sowohl innerhalb wie ausserhalb, theilweise mit blauer Farbe bestrichen sind, in der Weise, dass ein grosser, namentlich der untere Theil der Mauern, einen blauen Anhauch erlangt. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob auch diese Sitte zur Abwehr gegen den bösen Blick gilt; allein, was Richard Andree[2]) in dieser Hinsicht bezüglich der blauen Farbe mittheilt, dürfte eine derartige Vermuthung rechtfertigen.

Auch in Algerien sieht man zahlreiche Tuch- und Leinwandfetzen an Bäumen aufgehängt, nicht nur in der Nähe von, heilige Grabstätten überdachenden Kubbas,

---

1) „Iets over de beteekenis van de ithyphallische beelden bij de volken van den Indischen Archipel", in Bijdragen tot de taal- land- en volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 5e. Volgreeks. 1. Deel. p. 393 ff.

Hr. Conservator Schmeltz, mit dem ich kürzlich über meine obigen Anschauungen sprach, theilte mir seitdem Folgendes mit, was vielleicht zur Erweiterung des durch Wilken Mitgetheilten dienen kann: „Auch als Würdezeichen findet sich die Hand gebraucht. So besitzt das Ethnographische Reichs-Museum zu Leiden zwei Garnituren Würdezeichen aus Cambodja, jede aus 6 Exemplaren bestehend, wie sie bei feierlichen Veranlassungen in der Nähe des Sitzes hoher Regierungspersonen sich aufgestellt finden. Diese Regalia bestehen aus einem runden Stabe, dessen oberes Ende in das gut geschnitzte Würdezeichen übergeht. In jeder der beiden Garnituren befindet sich je eine viereckige Tafel mit eingeschnittenen Schriftzeichen, die übrigen stellen je ein, einem Reichsapfel ähnliches Zeichen, eine Hellebarde, ein Streitbeil, einen idealisirten Vogelkopf mit langem Halse und endlich eine Hand vor. Die Zeichen beider Garnituren stimmen völlig mit einander überein, mit der einzigen Ausnahme, dass bei der Hand in der einen der Daumen vor den übrigen Fingern nach oben gerichtet dargestellt ist und die nach innen gekrümmten Finger eine runde Höhlung, in Folge einer Durchbohrung entstanden, freilassen, wahrscheinlich, um darin einen oder den anderen Gegenstand zu befestigen. Dagegen tritt bei der Hand der zweiten Garnitur der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger zum Vorschein, also eine deutliche Vorstellung des u. a. von Prof. Wilken erwähnten Zeichens „mano in fica".

Zufolge mündlicher Mittheilung des Hrn. J. Rhein, Sekretärs der Niederl. Gesandtschaft in Peking, sind auch bei den Mandarinen Chinas ähnliche Würdezeichen im Gebrauch.

In Verband mit den vorstehenden Auseinandersetzungen würde auch die Bedeutung der in Petroglyphen und Pictographien oft dargestellten Hände vielleicht deutlicher erscheinen (siehe u. a. Langen in Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1885, S. 409 und Taf. XI, Fig. 21 und 22; Virchow, ebendas. S. 409), besonders, wenn man sich erinnert, dass ja in den meisten Fällen diese Zeichnungen „mit den religiösen, bezw. abergläubischen Anschauungen der umwohnenden Eingebornen im Verband zu stehen scheinen."

2) Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 41.

sondern auch an Bäumen nicht weit von Brunnen, denen man eine wunderthätige Kraft zuschreibt. Ich fand z. B. ausserhalb, aber in unmittelbarer Nähe der Ringmauer, welche die kleine Stadt Médéa umgiebt, ein Paar Lappenbäume nächst einem kleinen Brunnen oder im Felsen liegenden Wasserbecken, welche nach der Annahme der Eingebornen die Kraft besitzen, die Unfruchtbarkeit der Weiber zu heilen. An einem dieser Lappenbäume, in der Nähe einer Kubba, hingen ausserdem einige gefärbte Wachskerzen, gerade wie man sie oft im Innern der Kubbas und Moscheen aufgehäuft findet. Auch in der Umgegend von Tlemcen, wo es von heiligen Kubbas wimmelt, traf ich viele Lappenbäume.

Wunderthätige Brunnen, nach welchen die Maurinnen, Araberinnen und auch wohl Jüdinnen Wallfahrten unternehmen, um Kindersegen zu erflehen, giebt es in Algerien allenthalben, u. a. in den berühmten warmen Bädern von Sidi Meçid bei Constantine. Wo immer ich eine solche Stelle betrachtete, fand ich zahllose Federn von (als Opfer?) geschlachteten Hühnern, Asche und oft auch kleine, gefärbte Wachskerzen auf dem Boden.

Die sonderbare, von Herrn Quedenfeldt angeführte Sitte der Marokkaner, in den heiligen Kubbas europäische Pendeluhren aufzuhängen, habe ich auch in Algerien, u. a. in Algier, mehrmals beobachtet, nicht nur in Kubbas, sondern auch in einigen Moscheen.

Es dürfte hier am Platze sein, beiläufig zu bemerken, dass es mir aufgefallen ist, wie oft die Araber der niederen Volksklasse, denen ich auf meinen häufigen Spaziergängen begegnete, mich nach der Uhr fragten, obgleich das Fortrücken der Zeit diesen Leuten sonst vollständig gleichgültig ist. Meine Antwort wurde alsdann nicht selten mit einer zufriedenen Miene von dem Fragenden wiederholt.

Das Tragen von Amuletten aus Lederplättchen an der Schnur von Wolle oder Kameelgarn, welche die Kopfbedeckung umgiebt, oder an der Kleidung auf der Brust habe ich auch öfters beobachtet. Ebenso, dass dergleichen Amulette an den Zügeln arabischer Pferde aufgehängt waren. Auch werden Schnüre aus irgend einem Stoff, aus Bindfaden oder Leder, oft um das Handgelenk gewunden, getragen, gewiss weniger als Zierde, wie zum Zwecke des Zaubers.

Es ist mir nicht bekannt, wie viele von den vierzehn, von Hrn. Quedenfeldt für Marokko angeführten halbreligiösen Bruderschaften[1]) in Algerien vertreten sind, aber wenigstens giebt es einige ganz sicher, worunter in erster Linie die Aïssâua und die Djilâla zu nennen sind. Die Senussîn, nach Hrn. Quedenfeldt in Marokko ganz unbekannt, haben, ebenso wie die Derkâua, in Algerien ihre Vertreter, aber andererseits scheinen in Marokko mehrere der in Algerien heimischen Brüderschaften zu fehlen, wenigstens zählt Hr. Quedenfeldt sie nicht auf. Als solche führe ich nur die Anhänger des Sidi Mohammed ben Abd-er-Rahman, diejenigen des Sidi Ahmed Tedjani und die Hamsala an.

Es scheint mir, dass die von Hrn. Quedenfeldt aufgezählten Handlungen einiger dieser Brüderschaften, wenigstens in Algerien, nicht so beschränkt sind, wie er angiebt, mit anderen Worten, dass die Funktionen der verschiedenen Ṭewâ'if sich mehr untereinander ähneln. So verschlingen auch die Aïssâua Feuer, wie die Djilâla und die Gasîn (in Marokko), und berühren mit Zunge, Händen und blossen Füssen glühendes Eisen.

Was Hr. Quedenfeldt von den Reâḥin anführt, nehmlich, dass sie sich spitze

---

1) Der in Algerien populäre Name dieser Verbindungen ist khouan oder khrouan (pr. chuân), die Schreibweise möge nach Hrn. Quedenfeldt (S. 692) unrichtig sein oder nicht.

Messer in den Bauch stossen, sah ich auch von den Aïssâua verrichtet. Es sind aber eigentlich mehr Dolche, oder besser noch sehr grosse eiserne Pfriemen mit runden Griffen, welche von den Aïssâua zu diesem Zwecke benutzt werden; sie sind den, von Gustav Fritsch[1]) abgebildeten „Dolchen", welche beim Kalifafest der capschen Malayen im Gebrauch sind, sehr ähnlich.

Zu den Manipulationen der Aïssâua gehört ferner, dass sie sich lange eiserne Nadeln an verschiedenen Körpertheilen durch die Haut stossen, sich auch die Zunge mit diesen vertical durchbohren und mehrere derselben, eine nach der anderen, horizontal in eines der Nasenlöcher stossen, so dass schliesslich drei bis fünf dieser, wenigstens 10 *cm* langen Nadeln, bis auf ihr oberes Ende, zu gleicher Zeit in der Nasenhöhle sich befinden.

Gelegentlich der wiederholten Beobachtung der Handlungen, namentlich der Tänze dieser Aïssâua und anderer ähnlichen „Khouan", an verschiedenen Orten Algeriens, konnte ich nicht umhin, mir selbst zuzugestehen, dass wir es hier mit ausgesprochenen Nervenkranken zu thun hätten. Die endlosen Hüpf- und Springtänze, begleitet von der entsetzlich einförmigen, aber vielleicht gerade deshalb so fortreissenden Musik, wodurch die Tänzer schliesslich in eine Art von Raserei gerathen, erinnern an die Choreomanie, diese sonderbare nervöse Epidemie, welche besonders im 14. Jahrhundert in Europa eine so grosse Verbreitung erlangte. Diese von Tanzwuth beseelten Araber riefen mir oft die Buschneger von Surinam in die Erinnerung zurück, wie sie, im wilden Taumel ihrer Tänze, ebenfalls von einer Art von Convulsion befallen wurden.

Zum Schlusse kann ich noch hinzufügen, dass die von Hrn. Quedenfeldt abgebildeten eisernen Castagnetten (Taf. X, Fig. 15), welche die Neger in Marokko bei Tänzen benutzen, vollkommen denjenigen gleichen, welche ich in Algier und Oran bei Negern im Gebrauch sah.

(15) Hr. N. N. Tschernischeff schreibt d. d. St. Petersburg, 3. Mai, über

ehelichen Communismus bei den alten Slaven.

Eine der hervorragenden Stellen unter den Ueberbleibseln des ehelichen Communismus der Urzeit gehört den Erscheinungen, in welchen der freie geschlechtliche Umgang der Mädchen mit dem strengen Umgange der verheiratheten Frauen verbunden auftritt. Solche Erscheinungen wurden bei vielen Völkern constatirt. Wir begegnen ihnen bei den Kaffern, in Guinea, Mayumbe, bei den Bergstämmen Garos und Loaschaï, in der Prov. Arakana, auf den Andamanen, auf den Poggi- oder Nassauinseln, in Wadai und Darfur, auf den Marianen, Carolinen und Marshallinseln, bei den Chibchas in Neugranada, den Rankelen, Patagoniern u. s. w.

Jetzt kann man diesem langen Register noch die Slaven anreihen, über welche der arabische Geograph Al-Bekri (XI. Jahrh.) schreibt:

„Die Frauen der Slaven, nachdem sie in die Ehe getreten sind, brechen die Ehe nicht. Liebt aber die Jungfrau jemanden, so geht sie zu ihm und befriedigt bei ihm ihre Leidenschaft. Und wenn der Mann heirathet und seine Braut jungfräulich findet, so sagt er ihr: wäre an dir etwas Gutes, so hätten die Männer dich

1) Drei Jahre in Südafrika, S. 25 Fig. 3 — Es dürfte hier der Ort sein, die Frage zu stellen, ob wir in dem von Fritsch beschriebenen (a. a. O. S. 25—27) „Kalifafest" in Capstadt nicht etwa ein Analogon suchen dürften für die Selbstquälereien und sonstigen Handlungen einer dieser in Nordafrika heimischen, halbreligiösen Bruderschaften.

geliebt und du hättest Jemand gewählt, der dich deiner Jungfräulichkeit beraubt hätte; dann verjagt er sie und sagt ihr ab"[1]).

Die Oeffentlichkeit der Begattung ist ein Merkmal der urzuständlichen ehelichen Verhältnisse. Wir finden solche bei den Massageten, Mossynoiken, Ausern, bei einigen indischen Stämmen, den Etruskern. Wir deuten noch auf die Petscheneger, über welche der arabische Geograph Abu-Dolaf schreibt:

„Sie essen nur Hirse und wohnen den Weibern auf offenem Wege bei[2])."

Vergl. Zenobius, cent. 5. Ὄρεσι Μασσαγέται ἐν ταῖς ὁδοῖς πλησιάζουσιν.

(16) Hr. Georg v. Bunsen berichtet über

das Zusammenleben der Brautleute auf Probe in Yorkshire.

In mehreren Theilen von Yorkshire findet man nicht blos den Dialekt viel weniger mit romanischen Elementen durchsetzt, als anderswo in England; auch Volkssitten haben weit mehr ihren ursprünglichen deutschen, bezw. skandinavischen Charakter beibehalten. So ist das Zusammenleben von Brautleuten, so zu sagen auf Probe, nehmlich bis es sich herausstellt, ob eine Empfängniss stattfinde, dort ebenso gebräuchlich, wie in Westfalen. Das Verlassen einer Braut, nachdem das Ereigniss eingetreten, wird auch da von der Nachbarschaft auf das Strengste geahndet. Die solennen Worte des Bräutigams beim Eingehen eines solchen Probeverhältnisses lauten nun: If thee tak, I tak thee, auf modern-englisch: If thou takest (empfängst), I take thee.

(17) Hr. A. Ernst schreibt d. d. Carácas, 7. Mai über

die Sprache der Motilonen.

In meiner Beschreibung eines Motilonen-Schädels (S. 296) machte ich die Bemerkung, dass man heut zu Tage in Venezuela nichts von der Sprache der Motilonen wisse. Diese Lücke ist nun, wenigstens mit Bezug auf die in Neu-Granada lebenden Motilonen, einigermaassen ausgefüllt worden. Señor Jorge Isaacs hat nehmlich in seinem „Estudio sobre las tribus indígenas del Magdalena, antes Provincia de Santamarta"[3]) ein kurzes Vocabular dieser Sprache veröffentlicht. Da es wohl als sicher anzunehmen ist, dass die venezuelanischen Motilonen sich von ihren columbischen Stammesgenossen nicht unterscheiden, theile ich dasselbe nachstehend mit; die vergleichenden Bemerkungen, welche ich hinzugefügt habe, machen es ersichtlich, dass die Motilonen wahrscheinlich zum caribischen Sprachstamme gehören, — ein Resultat, welches man kaum erwarten durfte.

1) A. Kunik und Bar. W. Rosen, Al-Bekri's und anderer Autoren Berichte über die Russen und Slaven. St. Petersburg 1878, S. 56 (russisch).

2) A. Garkawi, Die Erzählungen der muselmännischen Schriftsteller von den Slaven und Russen. St. Petersburg 1870, S. 185 (russisch).

3) In Anales de la Instruccion pública de los Estados Unidos de Colombia, T. VIII (Bogotá, September 1884), p. 213—216. Obgleich das Heft das angegebene Datum trägt, ist es doch viel später gedruckt und jedenfalls erst Anfangs 1887 ausgegeben worden; wenigstens kam das der Universitäts-Bibliothek gehörende Exemplar zugleich mit der Februar-Nummer dieses Jahres am vergangenen 28. April nach Caracas. Es enthält nur den Anfang der Arbeit; der Rest ist noch nicht erschienen.

Vocabular.

Ajmosá stehend.
amúkara hässlich, unangenehm.
anírano schön, wohlschmeckend, vortrefflich.
anú Augen (Macusi und Arekuna: énuto, Carib. und Akawai: yenuru).
ápira gross, viel, sehr.
ápiraná sehr gross.
ápira panâpé sehr weit.
ápiraná kuna Vollmond (vergl. kuna).
aujmasa esperar.
aur ich (Macusi: hure).
Chak-areo weinen (Macusi: erauta).
chok-ase todt, erschlagen (Macusi: asa).
Esate Weib (Macusi und Arekuna: itensé Tochter, wahrscheinlich ein Beispiel von Metastasis).
esórano Feind, tapfer.
Guandú Bohne.
guanó Trinkschale aus der Schale der Calabassen-Frucht.
guar nein.
guañe stinkend.
guasa Axt (Macusi: guaka).
guatiyá Spanier, Weisser.
güesta Feuer, Heerd.
güetú Calabassen-Baum.
güicho Sonne (Carib. und Akawai: guiyeyou; Cumanagoto: chichi).
Incha ja (Macusi: üna).
inkapé gehen (Macusi: kanapé).
Kampisike klein, Knabe (Macusi: simirikõ).
karaure Teufel, Unglücksvogel.
kariako eine Art Mais (ebenso in Venezuela, wo das Wort auch als Ortsname vorkommt und der Cumanagoto-Sprache angehört).
kishire Liebe.
kosarko penacho übermorgen.
kiyuko Zähne.
kuna Mond (Carib. nuna).
kunántano Banane (vom span. plátano).
kuna-siase Wasser (Macusi, Arekuna, Carib. und Akawai: tuna).
kurénano gut.
Manogüicho jetzt.
maruta Gott.
mate nahe.
musete Haar (Carib. yumiséti, Akawai: eiusetti).
Ñamars geben.
Oma Hand (Macusi und Arekuna: huma Hals; humota Achsel).
ona Nase (Macusi und Arekuna: huyéuna; Cumanagoto: chonaptar).
ostane, wie? (Macusi: howana).
Pamú Salz (Macusi und Arekuna: pang).
paná Ohr (Cumanagoto: ipanar).
panako Messer.
panâpé weit.
parú süss, Zuckerrohr.
penacho morgen.
pesoa Hut.
pirrí Penis.
pisá Fuss (vielleicht vom span. pisar treten?).
poo Manihot.
pun Flinte (Nachahmung des Knalles).
Samas Pfeil (erinnert an Arrawak. semaara).
sapucha anbinden.
suku-siase concumbere cum muliere (Goajiro: sika).
Tama Knabe.
tajká Chicha.
tose Stein (Macusi und Arekuna: tõ).
tuekase sterben.
Umbacha gehen.
Yákano Mann.
yamar armi reif sein.
yopeto Geldstück.

Zahlwörter.

tukûmarkó eins.
kosarko zwei (Akawai: asagreh).
koserarko drei (Akawai: osorwoh; Cumanagoto: osorvao).
kosâjtaka vier.
oma fünf (von oma Hand).
omasé zehn (Hände; Akawai: yuma kawuh).
omasé pisá zwanzig (Hände und Füsse).

Einige Sätze.

Inka petama Komm her!
aur mate Höre mich!
dú mé Nimm!
ura takoua Setze dich!

kurena? Bist du wohl?
ostane kane? Wie heisst du?
anûmusét Erinnere dich!
imbache penacho batoko Lasst uns jetzt gehen!
guáisipo goyapo Es regnet.
esate burisa Mein Weib.
anírano esate burisa Ich will dich zu meinem Weibe haben.
ápira kuna mano güicho Der Mond ist gross wie die Sonne.

Obgleich ich, aus Mangel an einschlägiger Literatur, nur eine Aehnlichkeit von 24 unter 72 Wörtern nachweisen kann, scheint mir dennoch die Zugehörigkeit der Motilonen-Sprache zum caribischen Stamme ziemlich sicher zu sein. Ich nehme das Wort suku-siase aus, weil ich der Ansicht bin, dass die Sprache der Goajiros nicht caribisch ist, sondern mit derjenigen der Arawaken zusammengestellt werden muss, was ich binnen Kurzem weiter nachzuweisen gedenke.

(18) Hr. Finn überreicht eine Mittheilung über

Funde von halbmondförmigen Feuersteinschabern in Schweden.

Vor einiger Zeit wurden auf einem Acker in der Gemeinde Näsinge, in der Nähe von Strömstad (Gothenburgs Län), in einer Sandgrube 11 Stück halbmondförmige Feuersteinschaber gefunden, alle dicht bei einander liegend. Die Schaber sind alle sehr schön gearbeitet und mit Ausnahme des einen, der an der einen Spitze etwas beschädigt ist, vollkommen erhalten. Der grösste Schaber ist $5^3/_4$ Zoll lang und $2^1/_2$ Zoll breit. „Strömstad Tidn.“ bemerkt in Veranlassung dieses Fundes: Solche halbmondförmigen Schaber, sowie andere Feuersteingeräthschaften, die mit Absicht, gewöhnlich unter einem grösseren Steine, niedergelegt worden sind, hat man schon früher auf verschiedenen Stellen im Läne gefunden. Dieselben sind ohne Zweifel, da sie weder Ueberreste von Begräbnissen, noch versteckte Vorräthe sind, zu irgend einem religiösen Zwecke, als Opfer oder dergleichen niedergelegt worden. Es ist deshalb von Wichtigkeit, dass bei solchen Funden und besonders von halbmondförmigen Geräthschaften aus Feuerstein sorgfältig auf ihre Lage auf der Stelle, wo sie gefunden werden, geachtet wird.

(19) Hr. Behla berichtet d. d. Luckau, 17. Juni, über

zwei neue Rundwälle des Luckauer Kreises mit vorslavischen Resten.

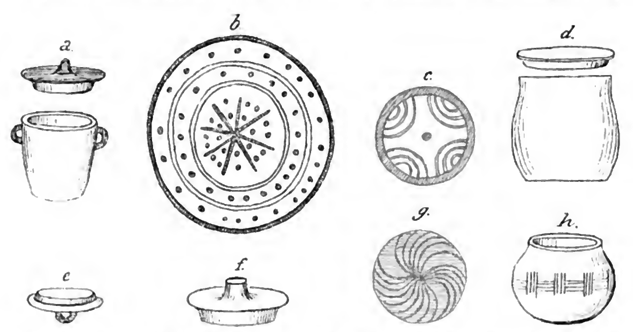
1) Der Rundwall bei Zöllmersdorf (Verh. 1884 S. 252). Bei erneuter Revision fand ich, dass derselbe ausser slavischen Scherben in den tieferen Schichten auch vorslavische, behenkelte Bruchstücke aufweist, welche denen eines nahe gelegenen, nördlich von Zöllmersdorf sich befindenden vorslavischen Gräberfeldes gleichen. Im Innern zeigen sich im Allgemeinen wenig Knochen und Kohlenstücke. Die Rundung ist noch ganz erhalten. Augenblicklich wird derselbe beackert. Er gehört dem Bauergutsbesitzer Müller in Zöllmersdorf.

2) Der Rundwall bei Möllendorf, dicht am Dorf gelegen, an vielen Stellen schon abgetragen, von etwa 180 Schritt Umfang. Im Innern ist derselbe sehr reichhaltig an Steinen, Knochen, Kohle und Scherben. An slavischem Topfgeräth ist derselbe arm; in tieferen Schichten birgt er vorslavische Gefässbruchstücke, welche verhältnissmässig überwiegen. In der Umgebung finden sich schwarzerdige, kohlehaltige, slavische Scherben enthaltende Heerdstellen.

(20) Hr. Max Erdmann übersendet d. d. Guben, 25. Mai, einen Bericht über

Urnendeckel mit Falzrand.

Im Anschluss an die Mittheilungen des Hrn. Oberl. Jentsch in den Verh. 1886 S. 653 ff. übersende ich die Zeichnung einer kleinen, vorzüglich erhaltenen Urne mit Deckel (Fig. *a*). Das Gefäss stammt von dem Töpferberge bei Datten, nördlich von Pförten, Kr. Sorau, auf dem schon viele Urnen gefunden worden sind (Verh. 1875, 1876, 1877 S. 296, 298 Zeitschr. 1879 S. 407, 413. Verh. 1884 S. 191), und befand sich seit 1874 im Besitz eines Försters, von dem aber nähere Angaben, namentlich ob das Gefäss mit Buckelurnen zusammen gestanden hat, wie Herr Jentsch für dergleichen Gefässe zwischen Neisse und Oder angiebt (Verhandl. 1886 S. 654), ob es gefüllt gewesen ist u. s. w., nicht mehr zu erhalten waren. Das Töpfchen ähnelt in Form und Grösse sehr dem gleich zu erwähnenden aus Berge. Das Material ist ein ziemlich fein geschlämmter Thon, die Farbe ein röthliches Gelb; der Boden ist aussen schwärzlich; die Oberfläche geglättet, nur die beiden Oehsen, der Rand des Deckels, sowie der Knopf zeigen eine rauhere, körnige Oberfläche. Die Höhe beträgt 7 *cm*, der obere Durchmesser 7 *cm*, der untere 4 *cm*, die Dicke der Wandung 3 *mm*, der Durchmesser des ebenen Deckels 8 *cm*, der des Falzrandes 5,5 *cm*, die Höhe des Falzrandes 1,3 *cm*, die Höhe des



a Töpfchen und Deckel vom Töpferberge bei Datten *b* Deckel des Töpfchens von Coschen Nr. 2. *c* Deckel von Weissagk Nr. 7. *d* Deckel und Urne von Guben, Bösitzer Str. Nr. 8. *e* Deckel vom heiligen Lande zu Niemitzsch Nr. 14. *f* Deckel von Königsberg i. N. Nr. 15. *g* und *h* Deckel und Dose aus Ratzdorf Nr. 4.

abgestumpften und nach oben dünner werdenden Knopfes 1,3 *cm*. Deckel mit Falzrand bei Lausitzer Urnen erwähnt Behla: Die Urnenfriedhöfe mit Thongefässen des Lausitzer Typus, Luckau 1882 S. 59 und 60, und bildet auch einen ebenen Deckel ohne Knopf und Verzierung nebst einer bauchigen Urne ohne Oehsen, aber mit kurzem, abgesetztem Halse Taf. I Fig. 14 ab, ohne indess die Fundstelle zu nennen oder Angaben über Grösse u. s. w. zu machen. In Folgendem gebe ich eine Zusammenstellung der in der Lausitz bekannt gewordenen Urnendeckel mit Falzrand: 1. Ein ebener, nicht verzierter Deckel mit Falzrand ohne Knopf von 9,5 *cm* Durchmesser mit dazu gehöriger, nicht verzierter Urne (8 *cm* hoch, oben 8 *cm*, unten 6,5 *cm* weit, Hals nicht abgesetzt), welche 2 kleine Oehsen hat, aus

Berge bei Forst, Kr. Sorau (Jentsch, Verh. 1886 S. 653 abgebildet u. beschrieben). 2. Ein dosenartiges, rundes Töpfchen ohne Henkel aus bräunlichgelbem, ziemlich gut geschlämmtem und äusserlich geglättetem Thon vom westlichen Urnenfeld zu Coschen, Kr. Guben. Es ist 7,2 *cm* hoch, oben 8,7 *cm* und unten 5,1 *cm* weit. Unterhalb der Oeffnung sind eine und dicht über dem Boden zwei wagerechte Furchen gezogen, zwischen welchen, ohne die Furchen oben und unten zu berühren, senkrechte, kräftige Einstriche stehen. Der ebene Deckel von 9 *cm* Durchmesser hat einen Falzrand und ist mit obenstehender Zeichnung versehen (Fig. *b*); abgebildet und beschrieben Verh. 1877 S. 298 Taf. XVII Fig. 5*a*, *b*, *c*, Jentsch, Gub. Gymn.-Progr. 1883 Taf. I Nr. 41. Begau, Brandenburg. Inventar S. 307, plastische Nachbildung im Königl. Mus., im Märk. Mus. und in der Schulsammlung zu Lübben. 3. Im westlichen Urnenfeld zu Coschen fand sich eine cylindrische Dose von braungrauem Thon, deren Deckel mit Falzrand in der Mitte ein wenig aufgebogen ist und eine seichte Kreisfurche und einen Kreuzeinstrich zeigt; im Besitze des Märk. Mus. Die Gefässe 2 und 3 entstammen Gräbern mit Steinsetzung, welche Buckelurnen enthielten: Jentsch, Guben. Gymn.-Progr. 1886 S. 19. 4. Ein ebener Deckel von 7,3 *cm* Durchmesser mit Verzierung (Fig. *g*), nebst runder, henkelloser Dose von 6 *cm* Höhe und 6 *cm* oberer Weite aus Ratzdorf, Kr. Guben, mit Verzierung (Fig. *h*), vgl. Jentsch, Gub. Gymn.-Progr. 1883 S. 12 Taf. I Fig. 18. 5. Ein in der Mitte etwas aufgewölbter Deckel mit Falzrand von 8,5 *cm* Durchm. mit 4 kräftigen concentrischen Kreisfurchen, ohne Urne gefunden im Försteracker bei Schenkendorf, Kr. Guben (abgebildet und beschrieben Verh. 1886 S. 654). 6. Eine etwas andere Technik (Verh. 1886 S. 654) zeigen die ebenen, nicht verzierten Deckel (sehr klein) von Beesdau, Kr. Luckau, und 7. von Weissagk, Kr. Luckau (Behla a. a. O. S. 60 Taf II Fig. 13), welcher aus fein geschlämmtem Thon besteht und mit vorstehender Zeichnung versehen ist (Fig. *c*). 8. Grösser, als die vorgenannten, ist der Deckel, in der Bösitzer Str. zu Guben, welches Todtenfeld durch Steinsatz und Buckelurnen charakterisirt ist, auf einer Urne gefunden (Fig. *d*). Der Deckel hat einen Durchmesser von 13,5 *cm*; der Durchmesser des Falzrandes beträgt 10 *cm*. die Höhe desselben 2,5 *cm*. Der defekte Topf ist 12 *cm* hoch und hat eine Weite von 13 *cm*. Topf und Deckel sind ohne Verzierung; beschrieben und abgebildet von Jentsch, Guben. Gymn.-Progr. 1885 S. 16 Taf. II Fig. 15. Auch aus anderen Gegenden sind Deckel mit Falzrand bekannt geworden, so 9. von Rügen, wo von Hrn. Virchow in einem Steinhäuschen, welches sich nebst einem anderen in einem Kegelgrabe bei der Oberförsterei Werder befand, eine henkellose, nach oben sich verengende Urne und darauf ein ebener Deckel mit Falzrand gefunden wurden; abgebildet Verh. 1886 S. 633. Die Oberfläche des Deckels, welcher einen Durchmesser von fast 10 *cm* hat, zeigt ein eingeritztes Kreuz (vergl. Nr. 2 und 3), die Unterseite einige dem Falzrande parallele Kreise. Die Urne war mit den Knochen eines Kindes gefüllt. 10. Ob hierher auch der Deckel zu rechnen ist, welcher mit einer Urne auf einem Felde bei Dumgenewitz bei Garz auf Rügen gefunden worden ist und sich im Museum zu Stralsund befindet, ist aus der Beschreibung, Verh. 1886 S. 613 nicht ersichtlich. Das bowlenähnliche, grosse, weitbauchige Gefäss ist mit horizontal umlaufenden Reifen verziert und endigt ohne Hals, scharf abgeschnitten mit weiter Mündung. Darauf passt genau ein Deckel, der in einen konischen Griff mit Knopf ausgeht; um geschlossen zu werden, sind am Rande des Deckels und des Gefässes selbst je zwei senkrechte Striche als Zeichen angebracht. Derartige Deckelgefässe, meist aus Jasmund, giebt es mehrere in der Sammlung zu Stralsund.“ 11. Ebene Deckel mit Falzrand und ohne Verzierung haben auch zwei Urnen mit deutlich abgesetztem, schmaler werdendem Halse, welche in Stein-

kämmerchen mit zerkleinerten Knochen als Inhalt in Wilsleben bei Aschersleben gefunden worden sind und sich in der Sammlung des Hrn. Becker befinden. Die Grösse ist aus den Abbildungen in den Verh. 1886 S. 68 Fig. 7 und 13 nicht ersichtlich. 12. Wegen des Falzrandes wäre auch hierher zu rechnen die längliche Dose von Guben, grüne Wiese, mit an den Schmalseiten ausgezogenem Rande, der an diesen Verlängerungen durchbohrt ist; dazu ein Deckel mit Falzrand und 2 correspondirenden Löchern zum Durchziehen einer Schnur. Die Dose, wahrscheinlich ein Anglergeräth, hat am Boden eine Länge von 10 *cm*, der Deckel eine von 13 *cm*; beschrieben u. abgebildet von Jentsch, Verh. 1882 S. 407 u. 409 Fig. 1. Guben. Gymn.-Progr. 1883 Taf. I Fig. 43 und ebenda 1885 S. 17; vergl. Dose von Platkow, Verh. 1883 S. 426.

Es folgen nun die Deckel mit Falzrand und Knopf. 13. Jentsch, Guben. Gymn.-Progr. 1886 S. 26 „auf dem Urnenfeld zu Niemaschkleba bei Guben soll ein grosses Gefäss mit einem Deckel verschlossen gewesen sein, der einen Knopf trug. Der Knopf würde an die Mützenurnen erinnern, doch ist die Angabe zu unsicher, um Schlüsse darauf zu bauen." 14. Ein kleiner, zweimal durchbohrter Deckel mit Falzrand und Griff ist im heiligen Lande zu Niemitzsch gefunden worden (Fig. *e*); Jentsch, Guben. Gym.-Progr. 1883 Taf. 1 Fig. 58. Der Durchmesser des Deckels beträgt 6,8 *cm*, der des Falzrandes 4,6 *cm*. 15. Eine andere Art des Knopfes lernen wir aus der Neumark kennen: Friedel, Verh. 1885 S. 169 „Das Märk. Mus. besitzt aus einem sandigen Hügel, 3 *km* westlich von Königsberg i. N., nahe der Graupenmühle, 2 Mützendeckel, welche sich durch steifen Aufbau, vorspringenden Rand und zusammengekniffenen Knopf oder Ansatz auf dem leicht gewölbten Mützendeckel auszeichnen, Kat. II Nr. 14 949 und 14 983. Der Durchmesser der Deckel, deren Knopf aus Fig. *f* ersichtlich, beträgt 20 *cm*." 16. Derselbe S. 170: „Ueberwiesen ist ferner dem Märk. Mus. eine Mützenurne aus einem Urnenfelde bei Friedland, Kr. Lübben, nahe Beeskow, deren Deckel im Wesentlichen dem unter Fig. *f* abgebildeten entspricht." Nähere Angaben über Grösse, etwaige Verzierungen u. s. w. fehlen. 17. Aus Pommern, dem Lande der Mützen- und Gesichtsurnen, findet sich folgende Nachricht: Noack, Verh. 1874 S. 65. „In einem Grabe mit Steinsetzung zu Zarnikow bei Belgard i. Pom. wurde eine schwarze, glatte, mit Linien verzierte Urne gefunden, welche „ein Deckel nach innen schloss, wie die Deckel unserer Kaffeekannen." Leider wird, da die Construction der Kaffeedeckel eine verschiedene ist, aus dieser Notiz nicht ersichtlich, ob der Deckel einen Falzrand und Knopf hat oder „eingepasst und mützenartig" ist, wie solches gemeldet wird von Hrn. Treichel (Verh. 1886 S. 249) von einem Funde in einer Steinkiste bei Beek, ³/₄ Meilen von Berent, Westpreussen: „die eine Urne, ohne Ornamente, hatte einen mützenartigen, eingepassten Deckel nebst oberem Knopf". Ohne sicheren Anhalt ist auch die Nachricht über den Fund in einer Steinkiste bei Berent: Treichel a. a. O. „eine kleine Urne hatte einen mützenartigen, oben eingekerbten Deckel, die zweite einen anders construirten Mützendeckel mit einem Knopf darauf, die dritte ebenfalls, aber ohne Knopf". 18. Ein Deckel mit einem Knopf von 6 *mm* Höhe und 6 *mm* Durchmesser und einem centralen Einstich, ein wenig aufgewölbt und in die Gefässöffnung eingepasst, aber ohne Falzrand, wurde in einem Grabe mit Steinsatz bei Trettin, Kr. West-Sternberg gefunden; abgebildet und beschrieben von Hrn. Jentsch, Verh. 1886 S. 655. Die dazu gehörige, 11 *cm* hohe Urne, „welche umgestülpt und leer neben einer zerbrochenen Leichenurne stand, hat einen Henkel; über einem eben aufliegenden Boden von 7 *cm* Durchmesser öffnet sie sich bis zu 14 *cm*, wölbt sich dann ein und schliesst über dem scharf abgesetzten, konisch verengten, 4,5 *cm* hohen Halse mit einer Oeffnung von 10 *cm*."

19. Hr. Schwartz, Verh. 1876 S. 270, berichtet von einem Funde in einem Grabe zu Wroblewo bei Wronke, welches aus gespaltenen, flachen, braunrothen Sandsteinplatten zusammengefügt war. Unter den 14 Urnen wurde eine, mit zerschlagenen Knochen gefüllt, gefunden, welche durch einen, mit einem Knopf versehenen Deckel, der einen doppelten Falz hatte und so nach aussen und nach innen überfasste, fast hermetisch verschlossen war."

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, dass ebene Deckel mit Falzrand nicht nur in der Lausitz, sondern auch anderweitig sowohl mit als ohne Verzierung (dreimal Linien in Kreuzstellung Nr. 2, 3, 9, dreimal Kreisfurchen auf der Oberfläche Nr. 2, 3, 5 und einmal auf der Innenfläche Nr. 9) und zwar vorwiegend in Gräbern mit Steinsetzung gefunden worden sind, ferner dass die dazu gehörigen Gefässe, welche theils Beigefässe waren, theils Leichenbrand enthielten, in Form und Grösse bedeutend variiren, so dass sowohl Gefässe ohne Hals, als auch solche mit abgesetztem, ziemlich langem Halse nach Art der Mützen- und Gesichtsurnen vorkommen, z. B. Nr. 11. —

In einem Nachtrage vom 17. Juni fügt Hr. Erdmann noch Folgendes hinzu:

Zu meinem Bericht bin ich in der Lage, einige Ergänzungen zu geben. 1. Im Privatbesitz in Guben befindet sich ein ebener Deckel mit Falzrand von 8 *cm* Durchmesser von graugelbem, fein geschlämmtem Thon. Die Dicke des Randes, welcher ringsum mit kräftigen, senkrechten Einstrichen verziert ist, beträgt 0,5 *cm*. Der Falz, dessen Ansatzstelle sich nach aussen und innen verbreitert, hat einen Durchmesser von 5,6 *cm*, die Höhe beträgt 0,8 *cm*. Gefunden wurde der Deckel bei Treppeln, Kr. Guben (wichtig durch seine Hügelgräber, vgl. Jentsch, Guben. Gymn.-Progr. 1883, S. 7 und 14) in einem etwa 1 *m* hohen, von Steinen aufgerichteten Hügelgrabe zusammen mit Buckelurnen, die aber vollständig zerdrückt waren; auch der Deckel ist in der Mitte glatt durchgebrochen, sonst aber gut erhalten. Urnen und Deckel lagen auf abgesprengten, 4—6 *cm* dicken Granitplatten.

2. In demselben Hügelgrabe fanden sich noch 2 etwas kleinere, sehr defekte ebene Deckel, deren Falz aber genau senkrecht angesetzt ist und von der Basis bis zur Höhe in gleicher Stärke verläuft. Zu welchen Urnen die Deckel gehört haben, liess sich bei der vollständigen Zerstörung der Gefässe nicht feststellen.

3. wurde mir soeben durch Hrn. Jentsch die Mittheilung gemacht, dass sich im Kgl. Museum für Völkerkunde ein kleines Gefäss (es steht in den halbhohen Glaskästen, nicht in den Urnenschränken) nebst Deckel mit Falzrand von Drebkau, Kr. Kalau, befindet.

(21) Hr. Virchow berichtet über

Excursionen nach der Altmark.

1. Die Wische und Werben.

Schon seit längerer Zeit hatte ich mit Hrn. Ludolf Parisius einen Ausflug in die altmärkische Wische verabredet; wir hofften dort noch manche Erinnerungen an die Einwanderung des 12. Jahrhunderts zu treffen und Anknüpfungen für die Deutung verwandter Erscheinungen an anderen Stellen unserer Nachbarprovinzen zu gewinnen. Die unerwartete Auffindung alter Einrichtungen und namentlich sehr alter Bauernhäuser, welche wir im vorigen Jahre (Verh. 1886. S. 425) in der weiter abwärts, am jenseitigen Ufer der Elbe gelegenen Lenzer Wische gemacht hatten, und das Studium der Generalstabskarte mit den höchst abweichenden Dorf- und Fluranlagen der altmärkischen Wische hatten diese Hoffnung verstärkt.

Wir fuhren am 29. April über Wittenberge nach Seehausen mit der Eisenbahn,

von da am 30. zu Wagen quer durch die Wische über Falkenberg und Wendemark nach Werben und von da zurück über Berge und Giesenslage zur Eisenbahn, mit der wir spät am Abend über Stendal in Gardelegen eintrafen.

Zum Verständniss der örtlichen Verhältnisse bemerke ich, dass die Wische ihren Namen von der feuchten Wieseuniederung trägt, welche sich am linken Elbufer zwischen Werben und Seehausen, Dobrun und Berge erstreckt. Schon in einer Urkunde von 1186 ist die Rede von dem Pratum, quod Wisch vocatur. Ringsherum, insbesondere nach Westen und Süden, ist sie von niedrigen Höhenzügen begrenzt, deren in diesen Landstrichen ungewöhnliche Bezeichnung „Geest“ (Höchter- oder Geisteräcker bei Bekmann, Hist. Beschr. der M. Brandenburg V. Th. 1. Buch, V. Kapit. S. 47) auf Einwanderer von der Nordseeküste hinweist. Auch an der Elbe giebt es einige höhere Stellen, so namentlich die inselartige Höhe von Werben. Ueberblickt man die Gesammt-Situation von einem dieser höher gelegenen Punkte aus, so erkennt man alsbald, dass einmal die ganze Wische von den Gewässern der Elbe und der Havel überfluthet gewesen sein muss. Die Havel, welche von Plaue an eine im Allgemeinen nördliche Richtung eingehalten und sich der in gleicher Richtung strömenden Elbe nur sehr langsam genähert hat, macht kurz vor Havelberg, das auf steiler Höhe an ihrem rechten Ufer liegt, eine westliche Biegung, und kommt damit der Elbe ganz nahe. Freilich wendet sie sich dann noch einmal gegen Norden und fliesst in nächster Nähe der Elbe bis gegenüber von Werben, wo sie sich durch mehrere Arme mit derselben verbindet. Aber in der Richtung von Havelberg her dürfte in älterer Zeit eine Ueberfluthung stattgehabt haben, denn genau von da an beginnt die Wische, wie eine grosse Bucht, mit der Hauptausbiegung gegen Westen, und mitten durch dieselbe erstreckt sich, gleichsam als eine Fortsetzung der Havel, wenigstens in derselben Richtung mit der vorletzten Biegung derselben, der „taube Aland“.

Die gangbare Meinung ist nun, dass diese Wische bis auf Albrecht den Bären unbewohnt gewesen sei, und dass die sumpfige und bruchige Niederung ihren ersten Anbau empfangen habe, nachdem durch die, von Helmold berichtete Einwanderung holländischer Colonisten die Bedeichung des Elbufers und die Anlegung von Kanälen vorgenommen war. Es ist eines der Ergebnisse unserer Reise, dass diese Annahme nicht richtig ist, indem mancherlei Alterthümer prähistorischer Art nachgewiesen werden können, worauf ich zurückkomme. Trotzdem wird nicht bezweifelt werden, dass die geordnete Colonisation, die Anlage von Deichen und Kanälen, von Dörfern und Kirchen, die Eintheilung der Fluren auf die „Holländer“ zurückzuführen ist. Die langen, aus lauter Einzelhöfen mit weithin gestreckten, parallelen Acker- und Wiesenplänen bestehenden Dorfschaften, welche vielfach in einander übergehen, sind das gerade Gegentheil der geschlossenen Dorfanlagen, welche die Deutschen in der Altmark errichteten, und noch mehr der slavischen Dörfer, deren Rundlingsform gerade in der Altmark in der auffälligsten Art bis auf diesen Tag erhalten ist.

Nicht wenige der alten Einzelhöfe sind im Laufe der Jahrhunderte zu wahren Gutshöfen, ja zu Rittergütern herangewachsen, und ich will nicht unerwähnt lassen, dass wir auch den kleinen Gutshof in Falkenberg passirten, auf dem Bülow v. Dennewitz das Licht der Welt erblickt hat (Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark II. S. 271). Aber von ganz alten Bauerhäusern haben wir auf unserer Reise nichts mehr wahrgenommen. Auf unsere Nachfrage wurde uns gesagt, dass einzelne der Art vielleicht noch in Stresow und Wahrenberg zu finden seien; diese Orte lagen aber zu weit ausserhalb unserer Wege und es muss einer weiteren Nachforschung vorbehalten bleiben, das Genauere darüber festzustellen. Ich will hier

auch nicht auf das sehr complicirte Deichwesen, auf die lange erhaltenen Gerichtsverhältnisse, namentlich das alte Burding und Lodding, auf die Besonderheiten der Flureintheilung eingehen, weil dieselben viel genauere Studien erfordern, als ich anzustellen in der Lage war. Ich verweise deswegen auf die Darstellung des Hrn. Parisius (a. a. O. II. S. 252).

Das Einzige, was ich berühren möchte, sind die Ortsnamen. Hr. Em. de Borchgrave, in seiner sehr fleissigen, aber mit zahlreichen Irrthümern durchsetzten Geschichte der belgischen Colonien in Deutschland, hat nur einen einzigen Ortsnamen in der Wische entdeckt, der auf einen bestimmten Ort in den Niederlanden hinweist: Muntenak. Ein Ort Montenacken findet sich nach ihm in Limburg, und da ebenfalls in Limburg eine alte Adelsfamilie der Veltem vorkommt, welche der altmärkischen Familie der Veltheim verwandt sein dürfte, so schliesst er auf eine Einwanderung von daher (Hist. des colonies belges in den Mém. couronnés de l'acad. royale de Belgique. Bruxelles 1865. p. 119, 121). Nicht ohne Werth ist eine Urkunde von 1401, in welcher ein Hans Hollander in Muntenak der Kirche in Werben eine Schenkung macht. Wir hatten einige Mühe, den Platz dieses Muntenak aufzufinden, obwohl Bekmann (V. I. cap. 1. S. 68) den Namen noch unter den „Dörfern“ aufführt, welche zu der Landreiterei Arneburg gehörten. Erst der Prediger in Wendemark, Hr. Paproth konnte uns berichten, dass der frühere Hof Muntenak eingegangen und seine Aecker an benachbarte Höfe des Dorfes Lichterfelde vertheilt seien. Nachträglich finde ich, dass Danneil (13. Jahresber. S. 116) dieselbe Angabe gemacht hat. Das Ungewöhnliche und Fremdartige des Namens scheint allerdings die Annahme, dass derselbe von fernher eingebracht sei, zu bestätigen. Ich will hinzufügen, obwohl ich im Zweifel bin, ob das Citat hierher passt, dass in der Provinz Groningen ein Muntendam vorkommt.

Es giebt jedoch noch manche andere Ortsnamen, welche an niederländische Formen erinnern. Da ist zunächst die Endigung „lage“, welche sich in Zeeland wiederfindet (Zaamslag, Overslag); sie ist in der Wische ungewöhnlich häufig: Germerslage, Giesenschlage (1204 genannt), Rangerschlage, Wolterschlage, Wasmerschlage, vielleicht auch Beverlake (Kannenberg). Freilich findet sich dieselbe Endigung auch nicht selten im Osnabrückschen (Wittlage, Dinklage, Setlage, Hollage, Moorlage); immerhin deutet sie auf Zuzug aus dem Nordwesten. Schon ausserhalb der Wische, aber ganz nahe, zwischen Arneburg und Tangermünde, gerade da, wo sich gelegentlich die Elbwasser über die Wische ergiessen und daher die Deichverpflichtung der Wischerbauern noch besteht, liegt das Dorf Hemerten (1160 Hamerten) an der Elbe; ihm entspricht ein Neder- und Op Hemert in Gelderland, an der Grenze von Brabant. Die in und um die Wische seltenen Endigungen „rade“ (Losenrade), hagen (Uchtenhagen), ingen (Gethlingen) kommen auch in Holland vor, namentlich die ersteren in Limburg, die letzteren zahlreich in Gelderland, Friesland, Südholland, Zeeland und Nordbrabant. Hr. Parisius (a. a. O. S. 260) hat noch weitere Beispiele, auch aus dem durch Holländer besiedelten Bremer Lande, gegeben.

Als einen unmittelbaren Beweis für die Wanderung der Brabanter nach Osten hat man ein altes Lied aufgeführt, welches in der Campine brabançonne um Johanni gesungen wird. Ich führe nur die erste Strophe desselben an: Naer Oostland willen wy ryden, Naer Oostland willen wy mêe, Al over die groene heiden, Frisch over die heiden, Daer isser en betere stêe (Borchgrave p. 287, Parisius S. 279). Willems fand das Lied in der Umgegend von Diest und nahm an, dass es bis in jene Zeit zurückreiche, wo Johann von Diest zum Bischof von Lübeck ernannt wurde (1254). Hoffmann von Fallersleben hat diese Deutung bestritten,

indess dürfte kaum eine spätere Zeit genannt werden können, auf welche es so zutrifft, wie auf die grosse Colonisationsepoche des 12. und 13. Jahrhunderts, in deren Anfang die Besiedlung der Wische und die wohl beglaubigte Gründung von Stendal und Seehausen durch Holländer fällt. Der Name Sen- oder Senneland, welchen die Gegend um Seehausen getragen hat, dürfte wohl nicht auf die Semnonen (J. G. Küster, Antiquitates Tangermundenses. Berlin 1729. S. 21), sondern, wie der Name Seehausen selbst, auf frühere Seen zu beziehen sein.

Zur Zeit der Einwanderung haben offenbar Slaven in einer gewissen Zahl im Lande gesessen. Dafür bürgen in erster Linie die noch zu besprechenden Funde slavischer Alterthümer bei Arneburg, in zweiter gewisse Ortsnamen: Ferchlipp, Dobbrun, Räbel, Pleetz, Polkritz, Werben. Hr. Brückner (Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen Leipzig 1879. S. 35) rechnet auch Iden, insofern es rund gebaut sei, hinzu. Von diesen Orten bilden Räbel, Werben, Ferchlipp und Dobbrun eine ziemlich zusammenhängende Reihe, welche sich quer durch die Wische von der Elbe bis zur Biese hindurchzieht. Pleetz und Polkritz liegen im Süden, soviel ich sehe, schon im Geestgebiet, dagegen Iden in nächster Nähe zu der Hauptgruppe der Lagedörfer. Woher diese Slaven gekommen sind, scheint mir nicht zweifelhaft. Hr. Brückner (a. a. O. S. 8) ist geneigt, die altmärkischen Slaven sämmtlich von Lüneburg aus eindringen zu lassen; dies kann jedoch für die Wischer Slaven schwerlich gelten. Werben ist in historischer Zeit stets der Punkt gewesen, wo die Slaven und zwar speciell die Wilzen (Liutizer) die Elbe überschritten; sein Name findet sich wieder in dem bekannten Spreewalddorfe, in einer pommerschen Stadt und in einem Dorfe bei Merseburg. Die erste Erwähnung der Stadt geschieht im Jahre 1005, wo Kaiser Heinrich II. hier Verhandlungen mit den Wilzen führte. In den nächsten Decennien wird es bald von den Wilzen genommen und zerstört, bald wieder von den Deutschen erobert und neu aufgerichtet (Giesebrecht, Wendische Geschichten II. S. 73). Die schlimmste Zeit fällt in die Regierung Kaiser Heinrich III.: am 10. September 1056 wurde das deutsche Heer auf der Landzunge zwischen Elbe und Havel vollständig vernichtet. Der Annalista Saxo nennt hier ein castrum Prizlava, quod situm est in litore Albis fluvii in ostio ubi ipse recipit Habolam fluvium. Der Name erscheint später in der Form Prinzlav (Prenzlau), jedoch nicht mehr als Schloss oder Burgwall, sondern als Wiese und Wald, der dann den Namen Cölpin erhält. Durch Urkunden von 1225 und 1335 gelangte die Stadt Werben in den Besitz dieses Gebietes.

Ursprünglich werden also wohl Werben und Prizlava wendische Castra gewesen sein, welche den Elb- und Havelübergang deckten. Nach der Zerstörung von Prizlava sicherte Markgraf Albrecht der Bär diesen wichtigen Punkt dadurch, dass er Schloss und Kirche in Werben den Johannitern übergab. Diese hatten hier Jahrhunderte hindurch eine Komthurei, deren Sitz dicht neben der Kirche, in dem höchst gelegenen Theile der Stadt war. Gegenwärtig ist es ein Domänengut, auf dem noch hie und da ein altes Gebäude an die früheren Verhältnisse erinnert. Wahrscheinlich ist dies auch der Platz des alten Burgwalles, aber vergeblich durchsuchte ich die Umgebung, namentlich den Garten; es gelang mir nicht, slavische Scherben zu finden, und ich muss mich darauf beschränken, auf einen glücklicheren Nachfolger zu hoffen. Jedenfalls wird man sich an dieser Stätte den Schauplatz der heftigsten Kämpfe des 11. Jahrhunderts zu denken haben. Die Bedeutung des Platzes ist dann noch einmal auf das Schärfste im 30jährigen Kriege hervorgetreten, wo Gustav Adolf hier die Elbe überschritt und sich in Werben festsetzte, um die Bewegungen Tilly's und Pappenheim's zu beobachten. Auch die Gegend

um die Havelmündung ist damals in ihrem strategischen Werthe wiederum gewürdigt worden.

Es giebt aber noch eine andere Bezeichnung, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auf slavische Herrschaft zurückweist. Das ist die Bezeichnung des Balsamerlandes, an welche noch jetzt ein kleiner Nebenfluss der Biese, der Balsam, erinnert. Diese sonderbare Bezeichnung wechselt mit Belxa, Belcsem, Belckesheim, und es ist nicht zu verwundern, dass sie gelegentlich auf die Belgae bezogen worden ist. Aber schon Förstemann hat den Versuch gemacht, sie slavisch zu deuten = belaja zemja, belozemja, Weissland, und Hr. Brückner (a. a. O. S. 87) schliesst sich ihm an. Sie würde also so viel wie Sandland oder Geest bedeuten, und wenn Helmold die Holländer einwandern lässt in omnem terram palustrem (et) campestrem, terram quae dicitur balsamerlande et marscinerlande, so dürfte dies so viel heissen, als in „Geest" und „Marsch". Der Name Kositte, welchen das Balsam-Flüsschen in seinem weiteren Verlaufe annimmt, klingt stark an slavische Wurzel (kos-) an. Die Form Belxa und Belkesheim kommt schon in Urkunden des 9. und 10. Jahrhunderts vor, also lange vor der Zeit, wo holländische und belgische Einwanderer in dieser Gegend erscheinen; ihn von dem Flüsschen abzuleiten, ist wohl kaum möglich, da vielmehr der Fluss von dem Lande genannt sein wird. Schon Kaiser Otto II. bezeichnet Arneburg als in ripa fluminis Albie in pago Belisem gelegen. Es darf also wohl angenommen werden, dass der ganze Uferstrich von Werben über Arneburg bis Tangermünde einstmals in dem Besitz der Slaven gewesen ist, und dass sich von da in verschiedenen Richtungen slavische Ansiedlungen nach dem Innern zu erstreckten. Eine dieser Richtungen war die erwähnte Linie Werben-Räbel-Dobbrun, welche von der Elbe bis zur Geest reicht. Von hier aus folgen andere slavische Ortschaften in der Richtung Arendsee (Brückner S. 15) — Lüchow, wo der starke Kern der Dravenen seinen Sitz hatte. Ganz nahe bei Osterburg giebt es ein „Wendisches Luch".

Im Süden begrenzte sich das slavische Gebiet durch den Nordthüringau, der von Alters her deutsch geblieben war. Von da aus müssen schon früh Ansiedlungen nach Norden vorgeschoben sein. So erscheint an der Grenze der Wische bei Osterburg das durch die Endsylben bezeichnete Walsleben, das castrum Walislevu, schon unter dem ersten sächsischen Könige: in demselben Jahre 929, wo die Schlacht von Lenzen geschlagen wurde, hatten die Redarier die Veste erobert und deren Bewohner getödtet. In der Nähe von Walsleben liegt Erxleben (Irkesleve) und eine ganze Reihe von Dörfern mit der Endigung -mark: Petersmark, Krusemark, Königsmark (1164 erwähnt), weiterhin Wendemark, schon mehr entfernt gegen Süden Bismark (Bischofsmark). Auch die Hagendörfer schieben sich von hier aus herein: Schwarzenhagen, Uchtenhagen. Mir scheinen diese Beispiele unverfänglich, obgleich gerade in der Altmark die Fälle nicht selten sind, wo Dörfer mit rein deutschen Namen urkundlich slavische Bevölkerung besassen. Möhringen bei Stendal war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo es verwüstet wurde, slavisch; Scheldorp heisst villa slavicalis (Wohlbrück, Geschichte der Altmark. Mit Zusätzen herausgeg. von Leop. Freih. v. Ledebur. Berlin 1855. S. 46. Man vergl. die Beispiele aus der Umgebung von Diesdorf bei Brückner S. 14). Aber wir werden nicht fehlgehen, wenn wir aus den deutschen Namen wenigstens das Vorrücken der deutschen (einschliesslich der niederländischen) Colonisation folgern. Das zeigt sich vor Allem an den Burgen: Arneburg (977), Osterburg, Hindenburg, und an den Bergen: Berge (im 12. Jahrh. St. Nicolai Berg in der Wische), Schöneberg (1208), Wahrenberg, Falkenberg, Meseberg. Scheinbar sind auch die Flussnamen deutsch: Biese heisst noch heute im Plattdeutschen die Binse (holl. bies) und Alant ist die

sowohl im Deutschen, als im Holländischen gebräuchliche Bezeichnung für Inula, wobei jedoch zu bemerken ist, dass auch eine Fischart holländisch Alant heisst.

So wenig Material vorliegt, um die Geschichte der deutschen Einwanderung in diese Gegenden im Einzelnen zu übersehen, so erhellt doch so viel, dass dieselbe hauptsächlich den Königen und Kaisern aus dem sächsischen und fränkischen Stamme zu danken ist. Während in der Karolinger-Zeit der deutsche Vorstoss hauptsächlich an der Niederelbe stattfand und hier vorzugsweise durch Heinrich den Löwen aufgenommen wurde, führte die Politik der sächsischen Regenten zu der Gründung der Marken an der mittleren Elbe und demgemäss zu kriegerischen Vorstössen gegen Wilzen und Sorben, und, gleichwie die Markgrafen ausschliesslich aus Adelsgeschlechtern der Harzgegend gewählt wurden, so darf wohl auch angenommen werden, dass der Nordthüringau und die Harzgauen die stärksten Contingente für das Grenzheer und für die Besiedlung der neuen Marken geliefert haben. Die früher wendischen Städte und Burgen werden in dieser Zeit germanisirt worden sein; von den alten slavischen Einwohnern blieb ein gewisser Rest übrig, der in den Vororten, den sog. Hühnerdörfern und Kietzen, gelegentlich, wie in Stendal, auch wohl in bestimmten Strassen, eine gedrückte Existenz führte.

In diesem Sinne dürfte die ältere Geschichte des Landes genauer zu verfolgen sein. Vielleicht wird es einmal gelingen, durch genauere Studien der physischen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung weitere Anhaltspunkte zu gewinnen. Bis jetzt hat sich in dieser Richtung fast nichts thun lassen, und ich kann nur sagen, dass unsere Reise uns viel mehr den Eindruck einer überwältigenden Mischung der ursprünglichen Elemente gemacht, als an irgend einer Stelle das Hervortreten des einen oder anderen Elementes in seiner Reinheit gezeigt hat. Was speciell die Holländer und Fläminge betrifft, so sind scheinbar sogar die alten niederländischen Namen, z. B. Johann von Utrecht (1307), Arnold Hollander (Senior der Kirche zu Beuster 1512), allmählich verschwunden.

Es erübrigt noch, von den prähistorischen Dingen zu sprechen. Schon Bekmann spricht von Wendenkirchhöfen in der Wische, freilich in der irrthümlichen Auffassung, welche so lange fortbestanden hat, dass alle vorhistorischen Gräberfelder slavische seien. Wir wissen jetzt, dass sie viel älter sind, als die slavische Colonisation. Einen solchen Kirchhof erwähnt der sorgfältige Sammler als gelegen zwischen den Dörfern Gr. Wantzer und Pollitz. „Als 1709 die Elbe bei Wahrenberg ausgebrochen, hat das Wasser 3 grosse Urnen aus der Erde herausgetrieben. Ingleichen hat man bei dem Dorfe Krumke, als man Anno 1703 einen Mühlenberg umgepflüget und zu Land gemacht, viel Urnen entdekket, worin nebst den Knochen Korallen, Messer, Kniespangen u. dergl. befindlich gewesen“ (Hist. Beschr. der M. Brand. V. 1. cap. V. Seehausen S. 59). Bekmann (ebend. II. cap. 1. S. 385) berichtet ferner, dass bei Seehausen „vor wenig jahren auf einem Sandhügel westenwertes der Stat eine nicht wenige anzahl von Urnen entdekket, nachdem der Wind die eine durch abwehung des sandes dermassen hervorgezogen, dass sie mit dem obertheil des randes bloss gestanden.“ Mittheilungen darüber von David Solbrig seien in den Novis literariis Germaniae Hamb. 1709. p. 323 veröffentlicht worden. „A. 1709 hat der Mitbote zu Osterburg oder einer der Viehhirten daselbst auf dem Werder an der Biese unter einer alten eichenen stubbe am Wasser mit dem Stock gestäubert“ und auf diese Weise mehrere theils geschlossene, theils offene Metallringe, eine Serpentine (Spiralschiene) und 3 Keile (Flachcelte) blossgelegt (Bekmann, ebend. S. 395). Die merkwürdigen Stücke, welche der älteren Bronzezeit angehören, sind auf Tab. VI. Fig. I—VI abgebildet; sie stellen den grössten

und ältesten Fund dar, welcher bis jetzt in dem uns beschäftigenden Gebiete gemacht worden ist. — v. Ledebur (Das K. Museum vaterl. Alterthümer. Berlin 1838. S. 131) gedenkt der Behauptung, dass in der Wische noch keine Urnen gefunden seien, und widerlegt dieselbe durch die Mittheilung, dass bei Röbel öfter dergleichen zu Tage gekommen seien. Von Polkritz, an der Grenze der Wische, besitzt das Museum eine birnförmige, oben weit, unten sich verengende Urne von einer Lokalität, wo eine grosse Anzahl von Scherben gesehen wurde. Von Metzdorf im Osterburger Kreise sind im Museum 2 lange, in einer Urne gefundene Bronzenadeln, eine mit einem Oehr, eine oben viermal geriffelt.

Wir selbst fanden die erste positive Bestätigung von der Existenz prähistorischer Gräber in Werben. Hr. Bürgermeister Bötel zeigte uns im rathhäuslichen Archiv mehrere ziemlich grosse und rohe Urnen mit Leichenbrand; sie waren schlecht gebrannt, äusserlich rauh und ohne alle Verzierung, aber sicher vorslavisch. Nach einer unverbürgten Tradition sollten sie in der Gegend des Kirchhofes unterhalb der Stadt ausgegraben sein. Unterwegs hörten wir, dass ganz kürzlich in Berge gleichfalls Urnen zu Tage gekommen seien. Auf dem dortigen Gutshofe erzählte man uns, dass dieselben nebst geknöpften Nadeln und einer Kette aus Bronze nach Halle in das Provinzialmuseum geschickt seien. Wir fuhren dann auch nach dem Orte, einer grossen Sandgrube unterhalb der hochgelegenen Kirche, und konnten aus geschwärzten Stellen, ziemlich nahe unter der Oberfläche, leicht eine Sammlung zerdrückter Scherben gewinnen, welche dem Charakter der vorslavischen Töpfe entsprachen. Bei weiteren Nachfragen wurde uns berichtet, dass auch bei Iden und Königsmark neuerlich Urnen gegraben seien. Es ist schliesslich zu erwähnen, dass die Generalstabskarte bei Crüden einen Potberg verzeichnet, — bekanntlich ein Name, der beständig auf ein Urnenfeld hinweist.

Es ist dadurch dargethan, dass die Wische, wenigstens an gewissen Punkten, schon in vorslavischer Zeit bewohnt gewesen ist. Welcher Zeit die gefundenen Gegenstände angehören, lässt sich aus dem bis jetzt bekannten Material nicht mit Sicherheit erschliessen, indess liegt kein Grund vor, anzunehmen, dass die Wischer Gräberfelder einer anderen Zeit zuzuschreiben seien, als derjenigen, die in der Altmark, z. B. bei Tangermünde, so entwickelt ist, der Tène-Periode. Bei dem Eifer, der jetzt in der Altmark erwacht ist, wird es gewiss nur dieser Anregung bedürfen, um auch für die Wische bald eine Klärung herbeizuführen.

Für diejenigen, welche sich einer solchen Untersuchung unterziehen wollen, werden die Städte Seehausen und Werben manchen Nebengenuss bieten. Beide enthalten in ihren Kirchen und Thürmen höchst interessante Bauwerke aus der Zeit der Einführung des Ziegelbaues in unseren Gegenden. Von hervorragender Schönheit ist die, aus dem 12. Jahrhundert stammende Pfarrkirche zu Werben, welche vor Kurzem einer vollständigen Reinigung und Restauration unterlegen hat, und zwar in so angemessener Weise, dass die edlen Formen der gothischen Architektur in voller Reinheit und Einfachheit wieder hergestellt worden sind. Es war uns ein wahrer Genuss, unter Leitung des Hrn. Oberpredigers Lüders das prächtige Gebäude durchwandern zu dürfen.

2. Gardelegen.

Am Morgen des nächsten Tages (1. Mai) traf schon früh die, von Hrn. Hollmann vorbereitete Excursion zahlreicher Mitglieder unserer Gesellschaft in Gardelegen ein. Auf dem Bahnhofe wurde in aller Eile eine kleine Ausstellung altmärkischer Funde, insbesondere durch Hrn. Hartwich von den ersten slavischen Topf-

scherben veranstaltet. Ein von dem letzteren verfasster Bericht wird nachher mitgetheilt werden.

Eine kurze Wagenfahrt brachte uns zunächst nach dem Dorfe Zienau, einem wahren Muster eines wendischen Rundlings, hart an der Letzlinger Heide. Erst in neuerer Zeit hatte man in die eine Seite des Rundlings eine schmale Gasse, für einen einzigen Wagen passirbar, gebrochen, um einen zweiten Ein- oder Ausgang zu gewinnen. Bis dahin hatte nur ein einziger Weg auf den freien Platz geführt, um welchen sich dicht gedrängt die Häuser radienförmig ordneten. Hier und in den benachbarten Höfen sahen wir an den Giebeln überall eine besondere Art der Verzierung: auf besonderem, aus der senkrechten Giebelwand hervortretenden Balken stand ein senkrechter Holzpfahl, der in einen Morgenstern oder irgend eine sich annähernde Figur auslief und sich über die Dachfirst erhob. Unter den Abbildungen von Windlattenkreuzen aus dem Spreewalde, welche Hr. von Schulenburg (Zeitschr. f. Ethnol. 1880. S. 27. Taf. I. Fig. 64, 66) geliefert hat, finden sich gewisse Annäherungen an diese Form, aber sie zeigen dieselbe nicht in der Ausbildung, die sie in den altmärkischen Wendendörfern erreicht.

Unsere Fahrt endigte an den Kellerbergen, südöstlich von der Stadt gelegen, über welche wir schon in der Sitzung vom 17. Februar 1883 (Verh. S. 170) durch Hrn. Pastor Parisius einen kurzen Bericht erhalten hatten. Damals wurden uns Urnenscherben, ein Bruchstück eines Torques und Stücke eines glatten, aber aus um einander gewundenen Theilen bestehenden Halsringes vorgelegt. Der früher bewaldet gewesene Abhang ist seit langer Zeit abgeholzt und wird als Reitplatz für die Ulanen benutzt. Seit dieser Zeit sind ausgedehnte Entblössungen des Bodens und Windwehen entstanden, wodurch die Gräber zum Theil freigelegt wurden. Scherben der mannichfaltigsten Art, sowie kleinere und grössere Steine, darunter namentlich zahlreiche Feuersteinsplitter bedecken die Oberfläche. Viele der letzteren erinnern an geschlagene Steine, indess wurde nichts gefunden, was als beweiskräftig hätte anerkannt werden können. Nur Hr. Weigel fand einen schönen, polirten Keil aus Grünstein. Die Untersuchung der noch weniger versehrten höheren Stellen zeigte zahlreiche Urnengräber mit Leichenbrand und spärlichen Bronzebeigaben. Nur wenige Urnen konnten einigermaassen im Zusammenhange herausgehoben werden; die meisten waren zerdrückt. Alle gehörten der Gruppe der glattwandigen, gelblichgrauen, schwach gebrannten und aus freier Hand geformten Gefässe an, welche wir schon aus altmärkischen Gräberfeldern kennen gelernt haben. Auch nach ihrer Verzierung stehen sie den Gefässen des lausitzer Typus nahe. Die meisten standen direkt in dem Sande; zuweilen waren sie durch einige kleine Feldsteine geschützt.

Noch eine zweite Stelle, auf dem Krähenberge, dem nächsten Hügel zur Stadt, ergab sich als eine Gräberstätte. Es wurden daselbst ähnliche Funde gemacht, von denen Einzelnes dem Museum für Völkerkunde einverleibt ist. Hr. Ed. Krause wird nachher die gesammelten Gegenstände vorlegen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass schon Bekmann (a. a. O. V. 1. cap. IV Gardelegen S. 80) berichtet, es seien „in dem Gardelegischen Gefilde hier und da Todtentöpfe gefunden, sonderlich in Sandhügeln bei der Magdeb. Warte. Sie sein von der groben ahrt, und ohne kunst gemacht, sehen theils schwärzlich wie Serpentinstein, theils gelblich aus. In dem Ziegelbusch werden aus dem Leimkuten bisweilen schwarze steine ausgegraben, welche, weil sie auf beiden Seiten wie ein zugespitzter keil aussehen, vom Gemeinen Mann für Donnerkeile gehalten werden. Durch einige sein in der mitte auch löcher gemacht.“ v. Ledebur (Das K. Museum vaterländischer Alterthümer. Berlin 1838. S. 131) citirt ferner

eine Beschreibung des Predigers Heinzelmann zu Kloster Neuendorf (Kruse, Archiv III. 1. S. 25) über mehrere, bei der Stadt gemachte Ausgrabungen, und er selbst giebt eine Abbildung (Taf. VI. Nr. II. 1912) von einer, in einem Kartoffelfelde gefundenen Bronzefigur, die jedoch wohl schwerlich ein höheres Alter hat.

Ein Theil der Gesellschaft benutzte die reichlich gegebene Zeit, um einen Besuch in dem nahe gelegenen Neuendorf zu machen und die gut restaurirte Kirche des ehemaligen Cistercienser-Nonnenklosters zu besuchen. —

Es mag schliesslich gestattet sein, noch einige Bemerkungen über die anthropologischen Elemente der Landbevölkerung zu sagen. Gardelegen liegt hart an der alten Südwestgrenze der Altmark, welche hier ungefähr mit der noch älteren Grenze zwischen den Bisthümern Verden und Halberstadt zusammenfällt. Der Vertrag von 781 bezeichnet als Grenze eine Linie, welche bei Schnakenburg an der Elbe beginnt, längs des Aland, der Biese und Milde bis hinter Gardelegen läuft, von dem Sumpf bei Rokesford (Roxförde) nach Calförde und von da längs der Ohre bis zu ihrem Ursprunge geht (Wohlbrück — v. Ledebur a. a. O. S. 1. nach Lindenberg, Script. Sept. p. 178). Nach der Auffassung von Ledebur gehörte das von Elbe, Ohre, Milde und Biese umflossene Halberstädtische Gebiet ganz zu dem Nordthüringau und entspricht dem alten Sitze der Angeln. An der Südgrenze desselben erstreckt sich nun aber die Letzlinger Heide, welche von dem Volke als die Wendenheide bezeichnet wird. Zahlreiche wüste Dörfer im Innern derselben legen Zeugniss davon ab, dass einstmals grosse Theile der jetzigen Heide Ackerland waren. Aber die grössere Zahl der wendischen Ortsnamen findet sich nördlich von der Heide, westlich und südwestlich von Gardelegen, auf dem linken (östlichen) Ufer der Ohre: Klötze, Röwitz, Jechow, Peckwitz, Sichau, Wernitz, Sachow, Jeseritz, Lossewitz, Zöbbenitz, Jerchel, Clüden, Zienau. Dagegen südlich von der Heide häufen sich die deutschen Namen: gegen Südosten hin die thüringischen „-leben", mit Haldensleben beginnend, gegen Süden und Südwesten die suevischen „ingen", zuerst Letzlingen, dann Lüffingen, Retzlingen, Ettingen, Eweningen, Flechtingen, Bülstringen, Süpplingen, Hersingen, Hödingen, Weferlingen u. s. f. Freilich schliesst dies nicht aus, dass auch solche Orte früher slavisch waren: Flechtingen, das schon 965 als Flahtungen vorkommt, hat noch heute neben sich ein Wendisch Flechtingen. Der Drömling selbst, die Fortsetzung der Wendenheide nach Westen, 1193 Trümeling genannt, hat einen deutschen Namen, und Gardelegen, das gelegentlich Gardelef genannt wird, dürfte nur eine Umbildung von Gardeleben sein. Ueberall schiebt sich hier der germanisirende Strom von Westen und Süden her in das Land, zum Zeichen, dass die Wenden gegen Norden und Osten in hinreichend grosser Zahl vorhanden waren, um Widerstand zu leisten.

In diesen Grenzgebieten würde es sich vorzugsweise lohnen, die Ortsforschung, die schon früher in Bezug auf die wüsten Dörfer so erfolgreich betrieben ist, mit neuen Gesichtspunkten in die Hand zu nehmen. Unsere Gardeleger Freunde haben hier eine ungemein fruchtbare Aufgabe vor sich, und ihr Eifer bürgt uns dafür, dass sie ihr gerecht werden werden.

3. Arneburg.

Eine neue Excursion ging, gleichfalls auf Anregung der HHrn. Hollmann und Hartwich, am Sonntag, 5. Juni, nach Arneburg, der schon mehrfach erwähnten alten Stadt am Südende der Wische, von welcher uns in der Sitzung vom 15. Mai 1886 (Verh. S. 309) ein Bericht über interessante Funde des Hrn. Pastor Kluge vorgelegen hatte.

Unsere Eisenbahnfahrt endete in Stendal. Wir konnten leider der Stadt mit ihren prächtigen alten Bauten nur kurze Zeit widmen. Ich will daher auch darüber hinweggehen und etwaige Besucher nur auf die herrliche Allee von Sorbus (Pyrus) suecica aufmerksam machen, die vom Bahnhof zur Stadt führt. Unsere Reise ging dann durch die „Stendaler Märsche“, ein grosses Wiesengebiet, das sich längs der Uchte hinzieht, über Jarchau, Sanne und Bürs nach Arneburg. Die Bauerhäuser fielen durch ihre, mit ausgeschnittenen Blumen besetzten Giebelverzierungen auf.

Arneburg liegt hart über dem linken Elbufer auf einer steil abfallenden, von Schluchten durchzogenen Diluvial-Höhe. Es erinnerte mich in mehrfacher Beziehung an Lebus an der Oder. Der höchste Punkt zeigt noch die Reste der sehr geräumigen alten Burg, von welcher der Thurm mit Kirche erhalten ist; ausserhalb des Burgberges gegen Westen und Norden breitet sich das kleine, aber freundliche Städtchen aus. Die Geschichte der Burg reicht bis in die Anfänge der deutsch-wendischen Geschichte zurück: Schon im Jahre 977 wird Graf Bruno von Arneburg als Stifter eines Benediktiner-Mönchsklosters daselbst genannt; 997 weilte Kaiser Otto III. in der Stadt, die er befestigen liess, längere Zeit, aber gleich darauf bemächtigten sich die Wenden derselben und zerstörten sie (Giesebrecht, Wendische Geschichten I. S. 296). Kaiser Heinrich II. baute sie 1005 wieder auf, und auch später besuchten er und sein Nachfolger Conrad die Burg, ein Beweis, dass von hier aus die Geschicke des Wendenlandes auf der anderen Seite des Flusses geleitet wurden.

Landeinwärts gegen Südwesten, kaum $^1/_8$ Meile von der Stadt, erhebt sich der Galgenberg, die grösste Höhe der Gegend, gegenwärtig durch eine Windmühle besetzt. Von hier aus überschaut man weithin die ganze Landschaft, welche in den Wendenkriegen so oft genannt wird. Da sieht man weit im Norden auf der nächsten Uferhöhe Werben, im Süden heben sich am Horizont die Thürme von Tangermünde, im Westen die von Stendal, und von der anderen Seite des Stromes schaut über die waldige Niederung das mächtige Gebäude des Doms von Havelberg herüber. Gegen Nordosten begrenzen den Horizont die Kamernschen Berge, die einzige beträchtliche Erhebung zwischen Elbe und Havel. Dazwischen überall ein reiches, wohl angebautes Land.

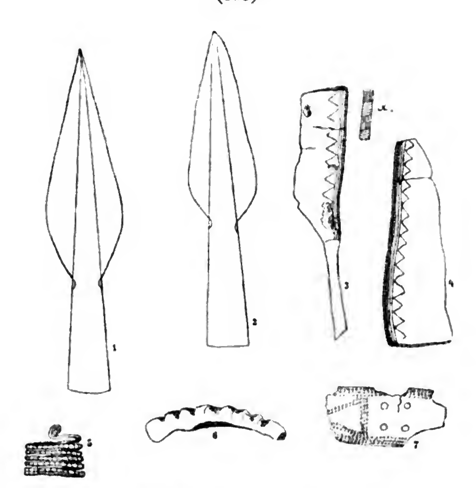
Der Galgenberg ist voll von Alterthümern. Schon an der Oberfläche zeigte sich eine Unzahl von Scherben der verschiedensten Zeiten: spärliche neolithische, zahlreiche vorslavische der Eisenzeit und einzelne slavische. Ganz oberflächliche Grabungen entblössten Brandgräber mit schwarzen und gelblichgrauen, glatten Urnen, die eingepresste Ornamente trugen. Auch die benachbarten Aecker, bis zu dem kleinen, alten Judenkirchhofe hinauf, boten dem Sammler Gelegenheit zur Bereicherung. Die besten Stücke sahen wir in der Wohnung des Hrn. Kluge, der seine Reichthümer in übersichtlicher Aufstellung für uns bereit gestellt hatte. Darunter befanden sich diejenigen, welche Hr. Hartwich schon im vorigen Jahre beschrieben hat. Es sind meist grosse, vollbauchige Gefässe mit weiter Oeffnung und engem Boden, aussen glatt, gelblichgrau, selten schwarz, meist ohne Henkel, nur einzelne mit grossen Henkeln, gelegentlich auch mit kleinen spitzen Knöpfen. Die theils eingestrichenen, theils eingedrückten Ornamente sind sehr mannichfaltig, schraffirte Dreiecke, augenartige Eindrücke, eingepresste Vierecke u. s. w. Besonders auffällig ist die Ausdehnung, in welcher auch die untere Hälfte der Gefässe mit Ornamenten bedeckt ist. Einzelne Scherben sind hier fast ganz mit langen, geradlinigen, sehr dicht stehenden Einritzungen bedeckt; sie sollen von einer höheren Stelle stammen. Die spärlichen Beigaben von Bronze, Eisen, Knochen, Glas

und Harz hat Hr. Hartwich schon aufgezählt. Von der Umgebung des Judenkirchhofs stammt ein grosses Henkelgefäss mit sehr scharf geschnittenem und abgesetztem Rande, in welchem ein, dem Brande ausgesetzt gewesener Ohrring von Bronze, ganz von der Beschaffenheit, wie die bei Tangermünde, enthalten war. In der Sitzung vom 21. Juli 1883 (Verh. S. 373, 375) habe ich über diese Ohrringe ausführlich gehandelt, auch später von einer Perle eines solchen Ohrringes von Grobleben in der Altmark die Analyse, welche Kobaltglas ergab, mitgetheilt (Verh. 1885. S. 336). Die Bedeutung dieser, mit Perlen besetzten Ohrringe ist gerade für die Altmark und die gegenüber liegende Mittelmark sehr gross; sie können geradezu als Leitobjekte angesehen werden. Schon Danneil hat in dem ersten Jahresberichte des altmärkischen Vereins 1838. S. 54 darüber gesprochen und ein, wie es scheint, von Bretsch stammendes Stück abgebildet (Taf. I. Fig. 6); er fügt hinzu: „Aehnliche finden sich in den Slavischen Urnen in der Altmark nicht selten.“ Slavisch sind diese Urnen nun freilich nicht; sie gehören der Tène-Zeit an, sind also als vorrömische zu betrachten. Auf unserer Ausstellung von 1880 (Katal. S. 524) waren Ohrringe mit Perlen von Wieblitz und Cheine als wendische vorgeführt. Andere Funde bei v. Ledebur (Das K. Museum S. 107, 112, 115).

Hrn. Kluge ist es gelungen, in der Nähe von Arneburg eine ausgezeichnete Stelle zu entdecken, wo einstmals eine slavische Ansiedelung gewesen sein muss. An einer der Schluchten, welche den Höhenzug längs des Elbufers südlich von der Stadt durchschneiden, $^{1}/_{4}$ Stunde von der Stadt entfernt, befindet sich eine Stelle, genannt der Kacháu. Die Sammlung des Hrn. Kluge enthält von da zahlreiche Scherben mit charakteristischen Ornamenten (Welle, schräge Linien mit eckigen Eindrücken u. s. w.), Thonwirtel, Kohlen, geschlagene Knochen vom Schwein, Rind u. s. w. Dieselben wurden unter einer Schicht zum Theil zerschlagener, kohlschwarzer Feuersteine, $1^{1}/_{4}$ Fuss unter der Oberfläche, in einer 4—10 Zoll starken Lage schwarzer und rothgrauer Asche gefunden.

In der Nähe des Kachau, etwa 2,5 *km* südlich von Arneburg, liegt der Schlüden, eine Feldmark, auf welcher früher ein Dorf (1384 Sluden) stand, und welche an eine andere Feldmark, den Glienemäker oder Glinker, grenzt (Danneil im 6. altm. Jahresbericht S. 129). „Der Schlüdensche Grund, eine Niederung auf dem halben Wege nach Billberge, wird von den Anwohnern nicht gern Nachts betreten, weil ein Puter ohne Kopf, auch ein Kater ohne Kopf, den Wandernden anspringt“ (Danneil im 13. Jahresber. S. 102). Hier hat Hr. Kluge aus einem Hügelgrab (Tummelberg) ein scheinbar neolithisches Gefäss mit zierlichen eingestochenen Verzierungen ausgegraben; dabei waren kleine rohe Töpfe mit ebenem Fuss, mässig ausgelegtem Rande und weiter Oeffnung. In der einen Urne lag ein vierkantig geschliffenes, durchbohrtes Stück Schiefer und ein Spindelstein von Thon. Die Urnen standen in Asche, zwischen riesigen Granitsteinen.

Von einer anderen Stelle, genannt der grosse Kachau, zeigte mir Herr Kluge glatte, kleine und grosse Gefässe mit Henkeln, lange bronzene Lanzenspitzen, eine grössere und 3 kleinere, an der Tülle quer durchbohrt, ferner einen Spiralfingerring und einen Armring. Hr. Hartwich hat mir darüber folgende Bemerkungen geschickt: „In der grossen Urne lagen 2 Beigefässe, 2 Lanzenspitzen, (Fig. 1—2), ein zerbrochenes Messer (Fig. 3, 4), ein aus einer Bronzespirale bestehender Fingerring (Fig. 5), ein Bruchstück eines Armringes (Fig. 6), ein Stück Bronzeblech mit Verzierungen aus eingedrückten Punkten (Fig. 7) und mehrere Stücke zusammengeschmolzener Bronze ohne deutliche Form. Das Messer ist auf dem Rücken mit abwechselnden Gruppen von Quer- und Längslinien verziert; die Schneide hat zunächst dem Rücken mehrere parallele Längslinien, zwischen den ersten kurze Querlinien und, auf die Längslinien folgend, eine Zickzacklinie. Das



Grab ist offenbar ähnlich einem, von mir bei dem Viererber Hof ausgegrabenen" (vgl. weiter unten). Ein ganz ähnlicher Armring, wie Fig. 6, ist bei Clötze gefunden und im Besitz des Apothekers Prochno daselbst."

Aus „Tummeln" bei Belitz, nördlich von Arneburg, besitzt Hr. Kluge glatte, schwarze, dünne, sehr feine Schalen, fast ohne Ornament, sowie Bronzenadeln mit trichterförmigem Knopf (wie Verh. 1886. S. 311. Fig. 6) und solche mit einem spiralförmig aufgewickelten Ende. In der Nähe wurden auch neolithische Scherben gesammelt. — Von Bürs stammen Gefässe mit sehr mannichfaltigen Ornamenten, theils Einritzungen, theils erhabenen Leisten, theils Knöpfen (je 3 in horizontaler Linie). — Ein ungewöhnlich grosses Gefäss ohne Henkel und ohne Ornament ist von Rudolfsthal.

Hoffentlich werden diese sehr cursorischen Aufzeichnungen bald durch genauere Beschreibungen Seitens der competentesten Person, des Hrn. Besitzers, ergänzt werden. Ich habe sie nur mitgetheilt, um die grosse Mannichfaltigkeit der Arneburger Funde zu charakterisiren. Sie führen uns eine ganze Reihenfolge früherer Bevölkerungen vor Augen: seit der neolithischen Zeit ist dieses hochgelegene Gebiet bewohnt gewesen, und jede Periode hat uns eine Sammlung charakteristischer Erzeugnisse hinterlassen. Auch die Ansässigkeit der Slaven in der Gegend von Arneburg, über welche historische Nachrichten nicht vorliegen, ist durch die Funde vom Kachau in bestimmtester Weise dargethan.

So konnten wir denn mit dem Gefühle besonderer Befriedigung und grössten Dankes scheiden. Möge der Eifer des glücklichen Forschers nicht erkalten! —

Als Anhang kann ich noch einige weitere Berichte anschliessen, die mir zum Theil in Arneburg selbst, zum Theil bald nachher zugingen:

4. Tangermünde und Nachbarschaft.

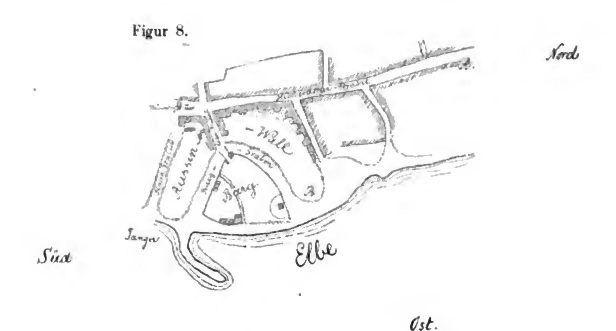
Hr. Hartwich berichtet Folgendes:

„Auf den Aeckern der Tangermünder Feldmark sind wendische Scherben in

der Nähe der Elbe und des Tangers nicht selten. Besonders reichlich sind solche Funde an den folgenden Stellen:

1) Auf dem Terrain der Zuckerraffinerie, nördlich vom Dorfe Calbau (Verh. 1883. S. 532). Nach Ueberreichung des Berichtes von 1883 habe ich noch einige Gefässe erhalten, die aber sämmtlich durch den Pflug zerstört sind, ferner habe ich eine Stelle, die viel Kohlen und Steine enthielt, untersucht und in derselben mit anderen Knochen mehrere Ziegenhörner und Scherben mit Ornamenten (darunter wieder das Wellenornament) gefunden. Schon bei Vorlage der älteren Fundstücke 1883 wurden einige der Scherben für germanisch angesprochen, auch unter den neueren Sachen befindet sich ein wohl nicht slavischer Topfhenkel.

2) Alter Begräbnissplatz am Hühnerdorf (Verh. 1884 S. 337 und 346). Von diesem Fundort lege ich einige Scherben und den, am Kopf der einen Leiche gefundenen, kleinen, becherartigen Topf vor. Ich deutete damals die Möglichkeit an, dass dieser Begräbnissplatz Beziehungen zum nahe gelegenen Dorf Calbau haben könnte; jetzt möchte ich hinweisen auf eine Arbeit von Hertel: „Ueber die älteste Geschichte der Stadt Calbe (Magdeburg. Geschichtsblätter 1884 S. 346). Bei Calbe befindet sich ebenfalls ein Hühnerdorf (wie ferner bei Erxleben, Rathenow, Woddow) und Hertel ist der Meinung, dass die Deutschen in den Hühnerdörfern die unterworfenen Wenden angesiedelt hätten. (Auf der nachstehenden Skizze Fig. 8 ist der Begräbnissplatz mit *A* bezeichnet.)



Figur 8.

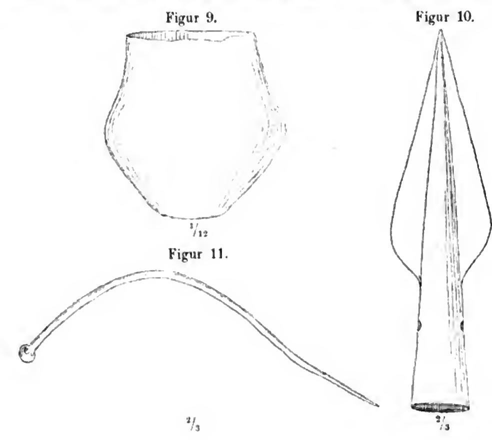
3) Vom Aussenwall der Burg ist vor einigen Jahren der, an die Elbe stossende Theil desselben abgedacht, um Abstürze zu verhüten (*B* der Skizze). Bei diesen Arbeiten sind in grosser Menge Scherben, Knochen, ein Hirschgeweih mit Schlagspuren, eine eiserne Scheere von Form der Schafscheeren und mehrere Feuerstellen gefunden. Von gesammelten Scherben zeigt eine ziemliche Anzahl wendische Ornamente. Auf den beiden Burghöfen habe ich, trotzdem ein Theil als Garten bearbeitet wird, noch keine prähistorischen Scherben gefunden, indessen ist die hier lagernde Schuttschicht eine so bedeutende, dass es nicht undenkbar wäre, dass unter derselben solche Sachen lägen. Auf dem südlichen Theile des Aussenwalls sind bei

Gartenarbeiten ebenfalls häufig Feuerstellen, Knochen und Scherben gefunden. — Dieser Aussenwall ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes kein solcher, insofern er nicht künstlich aufgeschüttet ist, da in einer Tiefe von wenigen Fuss überall der Lehm, aus dem der ganze Burgberg besteht, in offenbar ungestörter Lagerung zu Tage tritt. Seine Krone liegt auch keineswegs höher, als das Niveau der Burg, sondern, besonders nach Süden, erheblich niedriger. Trotzdem erscheint er als ein ziemlich von allen Seiten steil aufsteigender Wall, da er nach Aussen im Norden durch einen tiefen natürlichen Einschnitt, im Süden durch den Stadtgraben begrenzt wird, während der Abfall nach Westen, wo er an das Hühnerdorf grenzt, ein weniger steiler ist; vielleicht ist hier, um Raum für Gärten zu gewinnen, im Lauf der Zeit viel planirt. Nach innen umfasst er den tiefen Burggraben. Nach Osten fällt der Wall, wie die ganze Burg und die Stadt, steil zur Elbe, bezw. zum Tanger, ab. Die nach aussen gelegenen Einschnitte u. s. w., die den Wall abgrenzen, sind natürlich, mit Ausnahme des Stadtgrabens, doch liegt die Stadt bedeutend tiefer (bis zu 20 Fuss), als die Burg, wogegen der Burggraben wohl künstlich ausgegraben ist. Wir haben uns demnach den Aussenwall in früheren Zeiten mit dem Burgberg zusammenhängend und über das umliegende Terrain, wo jetzt die Stadt und das Hühnerdorf liegen, bedeutend hervorragend zu denken, und es ist wohl nicht unwahrscheinlich, dass diese besonders geschützte Lage schon in vorgeschichtlicher Zeit zu einer Besiedelung reizte.

4) Südlich von der Stadt habe ich in der Nähe des Tangers ebenfalls eine Anzahl Scherben gefunden (Verh. 1884 S. 338, 339, 344), darunter einen Topfboden mit erhaben aufgepresstem Kreuz; doch treten sie hier nirgend in gleicher Menge auf, trotzdem bei Anfertigung von Lehmsteinen grössere Strecken aufgegraben werden, die ich stets untersucht habe.

5) Buch (Dorf, eine Meile südlich von Tangermünde, an der Elbe). Auf der dortigen alten, mit einem Graben umgebenen Burgstelle, dem „Ritterwall", habe ich zwei verzierte Scherben gefunden, deren einer deutlich das Wellenornament zeigt.

6) Bei Viererber Hof vor Tangermünde stand eine grosse Urne (Fig. 9) in



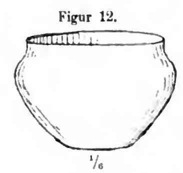
Figur 9. 1/12

Figur 10. 2/3

Figur 11. 2/3

einer unterirdischen Steinschüttung, die zufällig beim Pflügen gefunden wurde (die Gesammtmenge der Steine betrug nach meiner Schätzung wenigstens 1,5 *cbm*), die Urne enthielt zerkleinerte Knochen, die die Einwirkung des Feuers erkennen liessen; auf den Knochen lagen Lanzenspitze (Fig. 10) und Knopfnadel (Fig. 11), beides von Bronze, und darüber stand die zweite, kleinere Urne (Fig. 12). Ob sich weitere ähnliche Gräber in der Nähe befinden, weiss ich nicht, bis jetzt ist Nichts gefunden; ich werde aber noch nachsuchen. Zu erwähnen ist noch, dass in unmittelbarer Nähe (30 Schritt) das öfter besprochene Urnenfeld aus der La Tène-Zeit liegt; ich habe dort vor einigen Wochen mit Hrn. Gerichtsrath Hollmann 4 Gräber aufgedeckt.

Figur 12.



1/6

5. Salzwedel.

Unter dem 29. Mai berichtete mir Hr. Oberstabs- und Regimentsarzt Dr. Kuhrt zu Salzwedel, dass bei Erdarbeiten auf dem dortigen Exercierplatze einige Urnen blossgelegt seien, in welchen sich Metallreste befunden hätten. Letztere schickte er mir zur Ansicht. Ich erkannte darunter wiederum einen Ohrring aus Bronzeblech und Draht mit einer hellblauen Glasperle, eine eiserne Nadel von einer Fibula und verschiedene andere Stücke, der Tène-Periode angehörig. —

Der Hauptgewinn dieser neuesten Ermittelungen ist in dem endlich gewonnenen Nachweise slavischer Ansiedelungen zu suchen. Jahre lang hatte ich mich vergeblich bemüht, auf altmärkischem Boden direkte archäologische Zeugnisse für die Anwesenheit sesshafter Slaven zu entdecken. Dieser Mangel ist nun endlich in zweifelloser Weise durch unsere altmärkischen Freunde ergänzt worden, und ich bezweifle nicht, dass, nachdem erst der Anfang gemacht worden ist, weitere Bestätigungen nicht fehlen werden. Bis jetzt kennen wir noch keinen Punkt dieser Art im Innern des Landes; alle wirklich nachgewiesenen Orte liegen dicht an der Elbe.

Der südlichste ist Buch, welches noch in einer Urkunde von 1340 Castrum et oppidum genannt wird. Die beiden Scherben, welche Hr. Hartwich auf dem dortigen Burgwall aufgelesen hat, und welche er die Güte gehabt hat, mir zu schicken, sind bestimmt slavische: sie haben die grobe, rauhe Oberfläche, die Mengung des Thons mit Gesteinsbrocken, die harte Beschaffenheit, insbesondere aber die, mit gabelartigen Werkzeugen scharf eingeritzten Curven, die uns diesseits der Elbe seit langer Zeit bekannt sind. Es darf also wohl als sicher angenommen werden, dass Buch ein altes wendisches Castrum war, auf dem später eine deutsche Burg errichtet wurde.

Weiter nördlich liegt Tangermünde, von dem man lange wusste, dass das vor der Stadt gelegene Hühnerdorf und das Dorf Calbau die verdrängten und unterworfenen Wenden aufgenommen hatten. Der Name Hühnerdorf findet sich auch bei Erxleben (Irkesleve), Calbe und Calvörde (Behrends im 5. altm. Jahresb. S. 71. 7. Jahresb. S. 43, 64; Brückner a. a. O. S. 19. Anm. 44). Wendische Bewohner darin sind, wie in Calbau, urkundlich bezeugt. Auch bei letzterem Dorfe hat Hr. Hartwich slavische Topfscherben gefunden. Was aber noch viel wichtiger ist, er hat deren auch in dem Boden der alten Burg Tangermünde selbst nachgewiesen und wir dürfen daher kein Bedenken mehr tragen, auch von dieser anzunehmen, dass sie auf einem früheren wendischen Burgwall errichtet ist.

Bei Arneburg ist eine altslavische Ansiedelung auf dem Kachau nachgewiesen; es erübrigt noch die Frage, ob der Wall des alten Castrum nicht gleichfalls als eine solche anzusprechen ist.

Dazu mag noch hinzugefügt werden, dass, nach einem Berichte des Herrn Handtmann, auch bei Metschow am Nordwestabhange des Höhbeck (Prov. Hannover) slavische Scherben gefunden sind (Verh. 1887. S. 48). Hr. Friedel bestätigt den Fund, der sich im Märk. Museum befindet, und nennt als Ort den Burgwall von Metschow.

Es muss besonders bemerkt werden, dass kein einziger der mir vorgelegten Scherben Besonderheiten, namentlich des Ornaments, dargeboten hätte, wodurch etwa eine locale Variation angedeutet werden könnte[1]. —

Als Danneil im Jahre 1863 (13. altm. Jahresb. S. 22) den Nachweis versuchte, dass die Altmark zuerst von den Wenden angebaut sei, und dass die Wendendörfer älter seien, als die deutschen, stützte er sich in erster Linie auf die prähistorischen Funde, insbesondere auf die sogen. Wendenkirchhöfe (ebend. S. 77). Nachdem jetzt unzweifelhaft feststeht, dass diese Kirchhöfe keine wendischen, sondern vorslavische waren und dass sie der Mehrzahl nach nur bis in die römische Kaiserzeit, zum Theil bis zur Völkerwanderung fortbestanden haben, ist uns in den slavischen Burgwällen und Ansiedelungen ein anderes, sehr wichtiges Merkmal erschlossen worden, welches wenigstens zur Hälfte die Schlussthese von Danneil bestätigt. Freilich bezieht sich dasselbe fast nur auf Städte und deren Vororte, — auch Buch war früher eine Stadt oder doch ein Städtchen, — aber dafür ist es auch ganz besonders beweisend, da sowohl Tangermünde als Arneburg schon im 10. Jahrhundert in deutscher Hand waren und letzteres seitdem nur vorübergehend, jenes gar nicht wieder von Slaven besetzt gewesen ist. Die Möglichkeit, von der die Localschriftsteller gesprochen haben, dass erst nach Carl's des Grossen Heerzuge das Land wendisch geworden und nur 1—2 Jahrhunderte wendisch geblieben sei, ist hier nahezu ausgeschlossen.

Danneil zieht ferner mit Recht die urkundlichen Angaben, die Bauart und Grösse der Dörfer, die Namen der Dörfer und einzelner Fluren, die Zahl und Grösse der Hufen und die Abgaben (den wzop oder osep) in die Betrachtung, wie das im Vorhergehenden auch von mir zum Theil geschehen ist. Besonders werthvoll ist das von ihm (S. 34) gelieferte Verzeichniss der „in Hufeisenform gebauten“ altmärkischen Dörfer. Er stiess dabei auf die Schwierigkeit, welche seitdem so oft erörtert worden ist, dass Namen, Bauart und urkundliche Angabe der Bewohnung sich häufig nicht decken. Dörfer, die in Hufeisenform oder rund erbaut sind, haben deutsche Namen, z. B. Baumgarten, Buchholz, Dahrenstedt, Elversdorf (1022 Eilerdestorp). Insel heisst 1238 villa slavica, ebenso Klein Möhringen; Schelldorf, obgleich in gerader Linie erbaut, wird noch 1337 villa slavicalis genannt. Neben Flechtingen (961 Flahtungen) erscheint Wendisch Flechtingen und doch ist ersteres rund gebaut. Im Kreise Osterburg haben Drösede (früher Drusede), Einwinkel, Goltendorf (1310 Goldistorp), Hindenburg, Rathsleben, Scharpenlohe runde Form. Es wird wohl unmöglich sein, alle diese Einzelfälle aufzuklären, indess im Allgemeinen wird man annehmen dürfen, dass, je nach dem Tempo der Germanisirung und je nach der Art der ersten Anlage, die Namen verschieden lauten. Wo Deutsche ein Dorf gründeten, werden sie ihm schwerlich einen wendischen Namen gegeben haben. Danneil ist in dieser Beziehung nicht recht klar. Er sagt, es gebe in der Altmark mehrere Dörfer, die einen wendischen Namen führen und doch deutschen Ursprungs seien, und unter diesen beginnt er im Kreise Salzwedel mit Deutsch Bodenstidde (Böddenstedt) und Deutsch Laugebikki (Langenbeck) (S. 28);

1) Ich stosse nachträglich noch auf eine hierher gehörige Notiz: Auf der Ausstellung von 1880 (Katal. S. 524. Nr. 46) war ein Hals- oder Kopfschmuck aus (nicht mit) „Silber und Silberdraht“ aus einem Thongefäss von Gladdenstedt a. Ohre, den ich mir als arabisch notirt habe. Die chemische Analyse hatte ergeben: 21,9 Silber, 66 Kupfer, 11,6 Zinn und 0,5 Blei.

er scheint diese Namen allen Erustes für undeutsch zu halten, da er später (S. 79) noch einmal darauf zurückkommt. Böddenstedt hiess nach ihm 1112 Butenstide, gehörte aber 1161 zu den Dörfern, quarum incolae adhuc Slavi erant, und es hat noch jetzt die Hufeisenform. Gleichfalls 1112 kommt Langenbeke vor und zwar seit 1344 Wendisch- oder Hohen-Langenbeck, das noch wendische Bauart hat, während das jetzige Sieden (= Nieder) -Langenbeck in Urkunden Deutsch-Langenbeck heisst. Hier scheint die Sache ziemlich klar zu sein, nur dass nicht dieselbe Erklärung überall zutrifft. Wenn ein Dorf mit deutschem Namen auch noch später slavische Bevölkerung hat, so wird angenommen werden müssen, dass dieser Name einem slavischen Orte von den Deutschen beigelegt worden ist. Danneil selbst erinnert (S. 72) daran, dass die Stadt Salzwedel wendisch Losdy, Wolmirstedt Ustinzge hiess, ebenso wie die Milde 786 Rodowe und der Aland Presekina oder Prisatine (anklingend an die pommersche Persante) genannt wurde. Hier ist also Stadt und Fluss „umgetauft" worden. In den seltensten Fällen sind die alten Namen erhalten. War ein wendischer Ort vorhanden und wurde er ganz allmählich germanisirt, sei es durch langsame Einwanderung und Verheirathung, sei es durch freien Entschluss der Einwohner, so wird er auch seinen Namen behalten haben. Wurde er aber von Deutschen eingenommen und gewaltsam festgehalten, so wird gewiss oft der Name geändert worden sein, auch wenn Wenden in mehr oder weniger grosser Zahl zurückblieben. Wurden diese aber später hinausgedrängt und gründeten sie daneben ein neues Dorf, so wird dies als Wendisch oder Hohen bezeichnet worden sein, im Uebrigen aber deutschen Namen getragen haben. Mit Recht hat Behrends (6. altm. Jahresb. S. 52) bei Wendisch Flechtingen betont, dass dieser Name erst im 12. Jahrhundert „der neuen Niederlassung der damals aus dem Dorf Flechtingen vertriebenen Wenden" beigelegt wurde. So wird es sich auch mit Wendisch Langenbeck verhalten. Wäre Flechtingen eine ursprünglich deutsche Niederlassung gewesen, so wäre es nicht zu verstehen, wie es zugegangen sein sollte, dass es in Rundlingsform erbaut ist, und wenn es schon 961 Flahtungen hiess, so muss wohl angenommen werden, dass es vor dieser Zeit wendisch gewesen ist. Wurde aber ein solcher, wendisch angelegter und von Wenden in mehr oder weniger grosser Anzahl bewohnter Ort mit deutschem (umgetauftem) Namen durch Brand oder sonstwie zerstört und dann nicht wieder in runder, sondern in langer Form aufgebaut, so konnte es geschehen, dass ein Dorf, wie Schelldorf, das noch 1337 eine villa slavicalis hiess, 1862 sich nicht mehr als Rundling darstellte. Rathsleben (Rasleve) bei Osterburg hatte 11 Wendenhufen (mansi slavicales) und war bis zum Jahre 1821, wo es durch Brand gänzlich zerstört und nachher in einiger Entfernung wieder aufgebaut wurde, rund angelegt (Hofmeister 4. altm. Jahresb. S. 95).

Man wird daher zugestehen müssen, dass wahrscheinlich vor Carl dem Grossen der grössere Theil der heutigen Altmark wendisch war, und dass vielleicht schon vor dieser Zeit slavische Eindringlinge ihre Ansiedelungen bis über die Ohre und in den Nordthüringau vorgeschoben haben. Von Slaven stammt die Mehrzahl der alten Dörfer und Burgen. Aber Danneil irrt, wenn er annimmt, dass vor den Slaven überhaupt keine sesshafte Bevölkerung in der Altmark vorhanden gewesen sei. Es war eben die Bevölkerung da, welche uns die Urnenfelder hinterlassen hat, sicherlich eine zahlreiche und in vielen Ortschaften angesiedelte Bevölkerung. Die Beigaben weisen darauf hin, dass bis zur römischen Kaiserzeit und noch darüber hinaus Brandbestattung stattfand: schon Danneil im 1. altm. Jahresbericht S. 53 beschrieb ein Urnenfeld auf der Ackerbreite genannt der Berg, vor dem Dorfe Püggen, wo aus einer Urne ein silberner Fingerring, aus einer anderen eine Fau-

stina-Münze, aus einer dritten Harz gehoben wurde. Die Gräberfelder aus der Gegend von Stendal, besonders die von Borstel, sind in dieser Beziehung sehr lehrreich. Um diese Zeit müssen hier germanische Stämme gewohnt haben, Angeln oder Longobarden, und man wird ihnen sicherlich eine geordnete, sesshafte Bebauung des Landes zuschreiben können. Die Möglichkeit, dass sich von daher deutsche Namen und auch Dorfnamen erhalten haben, lässt sich um so weniger bestreiten, als der benachbarte Nordthüringau niemals slavisirt worden ist. Auch Walsleben erscheint so früh (929), dass die Versuchung nahe liegt, es für eine alte germanische Siedelung zu erklären; trotzdem scheint mir ein zwingendes Bedürfniss dazu nicht vorzuliegen, da die Annahme einer, in karolingischer Zeit sich vorschiebenden nordthüringischen Colonisation Alles erklärt.

Wie weit wir die germanische Vorzeit zurückversetzen dürfen, lässt sich bis jetzt nicht sicher ausmachen. Immerhin ist es wahrscheinlich, dass zwischen der Zeit der Tène-Gräber und der römischen Periode kein Hiatus liegt, und so darf man vielleicht auch alle die Gräberfelder mit den Kobaltglas-Ohrringen deutschen Stämmen zurechnen. Sicherlich werden diese aber auch schon Dörfer gehabt und Ackerbau getrieben haben.

Damit ist die, für unser Gebiet aufzuwerfende nächste praktische Frage in der Hauptsache erledigt. Megalithische Gräber sind hier nicht vorhanden, und was die Hügelgräber betrifft, so ist ihre Geschichte noch zu schreiben. Es genügt, dass sich Spuren neolithischer Zeit vielfach vorfinden, und es mag daran erinnert werden, dass die Bestattungsgräber an der Ziegelei bei Tangermünde an einer Stelle liegen, wo weder Steinsetzungen, noch Hügel (Tummeln) vorhanden sind, wo also kein äusseres Zeichen auf ihre Existenz hindeutet. Daher wird noch viel Aufmerksamkeit und Vorsicht aufzuwenden sein, um das Bild dieser ferneren Vorzeit auch nur annähernd wiederherzustellen und die Hinterlassenschaft derselben vor Vernichtung zu bewahren. —

Hr. Bartels schenkt der Gesellschaft photographische Aufnahmen von Arneburg, von Töpfen des Hrn. Kluge und von Mitgliedern der Excursion, welche er selbst veranstaltet hat und welche allgemein als sehr gelungen bezeichnet werden. —

Hr. Ed. Krause legt mehrere der, bei der Excursion gefundenen Gefässe vor:

Auf dem Exercierplatz, dem sogenannten „Kellerberge", wurden drei Urnen ausgegraben, deren erste in der Mitte stark ausgebaucht ist; der Hals, der vom Bauche scharf absetzt, verjüngt sich schnell, um sich am Rande wieder ein wenig auszustülpen; die Urne ist 17 *cm* hoch, hat einen oberen Durchmesser von 15,5, Bodendurchmesser von 7 *cm*. Die grösste Breite ist 28 *cm*.

Die zweite Urne ist ungefähr tonnenförmig, doch oben und unten stark verjüngt; in ungefähr $^1/_4$ der Höhe vom oberen Rande ab sitzen zwei Henkel. Das Gefäss ist 21,5 *cm* hoch, hat 11,5 oberen, 8 *cm* Bodendurchmesser; seine grösste Breite ist 19 *cm*.

Eine Schale hat ebenfalls als Urne, d. h. zur Aufnahme von Leichenbrandresten gedient. Ihre Höhe ist 8, oberer Durchmesser 20,5, unterer Durchmesser 5,8 *cm*.

Auf dem Felde selbst wurde ein kleiner Meissel, ein Schleifsteinfragment aus Sandstein, mehrere prismatische Feuersteinmesser und Splitter, sowie Bronzefragmente, blaue Glasperlen und eine kleine eiserne Pincette gefunden.

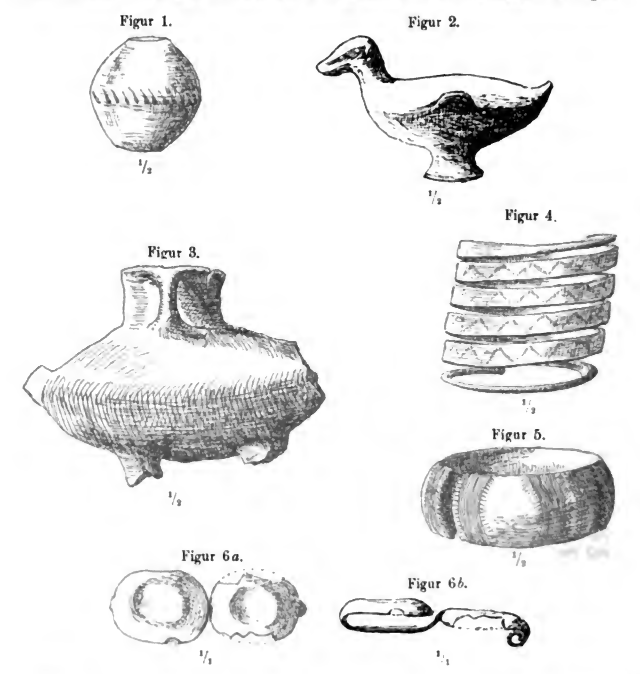
Auf dem jenseits der Chaussee gelegenen „Krähenberge", einer sehr niedrigen Bodenwelle, wurden ebenfalls zwei Gräber aufgegraben und zwar wurde eine Urne ohne Henkel von fast gleicher Gestalt, wie die zuerst beschriebene, 13,6 *cm* hoch, bei einer grössten Breite von 24 *cm* und 9,4 *cm* Bodendurchmesser, sodann ein

konisches Gefäss, ebenfalls ohne Henkel, 8,2 *cm* hoch, 10,5 oberer, 6,5 Bodendurchmesser, zu Tage gefördert. In der grösseren dieser beiden Urnen lagen zwischen den Knochenresten drei eiserne Nadeln mit gekröpftem Halse, von denen die eine einen Bronzeknopf hat. Verzierungen zeigte keines dieser Gefässe, doch zeichnen sie sich alle durch gut geglättete Oberfläche und einen eigenthümlichen braunen Farbenton aus. Die Fundstücke sind dem Königlichen Museum für Völkerkunde einverleibt.

(22) Hr. Buchholz bespricht eine kleine Auswahl der, im Märkischen Museum in letzter Zeit eingegangenen

vorgeschichtlichen Fundstücke.

1) 2 Kinderklappern in Form junger Vögel, mit einem Standfuss, und eine desgleichen in Form einer gedrückten Kugel, mit tiefen, schrägen Kerben verziert. Ferner ein niedliches, tassenkopfförmiges Gefäss mit Strichverzierung und 6 systematisch in 2 Reihen unter dem Henkel angebrachten, scheibenförmigen Eindrücken. Diese Gefässe rühren aus einem grösseren Gräberfelde in der Feldmark Ziebingen,



Kreis West-Sternberg her, welches dem Lausitzer Typus angehört (Kat. II. 16 505—20). Fig. 1 und 2.

2) Ein merkwürdiges Gefäss aus schwach gebranntem, mit Steingrus vermengtem Thon, in Form eines Vogelkörpers, mit 4 Füssen und einem schornsteinartig auf dem Rücken angebrachten gehenkelten Halse. Es wurde im vorigen Jahre in Lychen, Kr. Templin, bei Anlage eines Brunnens in dem Terrain zwischen dem Kirchhof und dem Nesselpfuhl-See gefunden und von Hrn. Amtsrichter Dethier dem Märk. Museum geschenkt (II. 16 378). Fig. 3.

3) Einen Bronze-Depotfund, welcher bei Schlalach, Kr. Zauche-Belzig, ausgegraben wurde. In das Märk. Museum gelangten von diesem Funde ein nahezu ein Pfund schwerer, massiver, offener Armring mit reicher Strichverzierung, eine flache verzierte Armspirale in 6 Windungen und 6 offene gewundene Halsringe (II. 16 317—19). Fig. 4 und 5.

4) Zwei kleinere Bronzen aus einem Gräberfunde der La Tène-Zeit, bei Bürknitz, Kr. Jerichow, ausgegraben. Die eine besteht aus zwei, mittelst eines Bügels verbundenen schälchenförmigen Platten, von denen eine mit aufgerolltem Oehr, wie zum Anhängen, versehen ist; das Stück ist wohl nur als Ohrschmuck zu betrachten und erinnert an die segelförmig aufgeblähten Ohrgehänge. Die andere ist ein Bügelfragment, mit Strichen reich verziert und an einem Ende mit einer verzierten blattförmigen Umfassung versehen (II. 16 617—18). Fig. 6*a* und *b*.

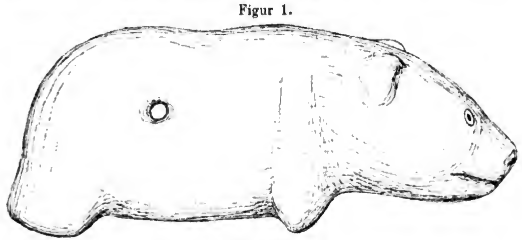
(23) Hr. Virchow zeigt ein

Thierstück aus Bernstein von Stolp.

In der Sitzung vom 15. Januar (Verh. S. 57) habe ich gelegentlich Mittheilung gemacht von einem, an das Stettiner Museum gelangten Bernsteinfunde, der sich als drittes derartiges Stück an die, früher von mir besprochenen Thierfiguren anreiht. Hr. Lemcke hat die Freundlichkeit gehabt, mir das Stück behufs Vorlage an die Gesellschaft leihweise zu überlassen.

Dasselbe ist 9,5 *cm* lang und hat 3,5 *cm* in der grössten Höhe und Dicke. Es besteht aus sehr schönem, klarem, röthlichgelbem Bernstein, der, bis auf einige kleine Sprünge im Innern und einige natürliche Grübchen an der Oberfläche, ganz gleichmässig ist. Leider ist dasselbe nach der Mittheilung des Hrn. Lemcke von

Figur 1.



Natürliche Grösse.

einem Bernsteindreher in Stolp polirt, ich fürchte, auch sonst noch etwas nachgedreht worden. Letzteres gilt insbesondere von den Augen, welche eine Schärfe und Genauigkeit in der Rundung besitzen, wie sie dem ursprünglichen Arbeiter wohl kaum zuzutrauen ist.

Figur 2. Figur 3.



Vorderansicht. Hinteransicht.
Natürliche Grösse.

Die, in natürlicher Grösse gegebenen Abbildungen werden zeigen, dass es nicht ganz leicht ist, die Gestalt zu deuten. Fast möchte man an einen Seehund denken, wofür namentlich die Vereinigung der beiden Hinterfüsse (Fig. 3, Hinteransicht) sprechen würde. Indess will ich anerkennen, dass die in Stettin beliebte Deutung auf einen Bären vielleicht vorzuziehen ist. Die grosse Niedrigkeit der dicken und ganz einfachen Beine, die eigentlich nur Stummel vorstellen, erschwert die Diagnose erheblich. Auch die Ohren sind sehr niedrig und dick: jedes von ihnen erscheint wie ein gekrümmter Wulst mit flacher, nach vorn gerichteter Grube (Fig. 1 u. 2). Der Kopf im Ganzen ist bärenartig, lang, mit stark vorgeschobener Schnauze, an der 2 senkrechte Gruben, die vielleicht auch nachträglich etwas verstärkten Andeutungen der Nasenlöcher, sichtbar sind (Fig. 2). Das Maul ist stark eingeschnitten. Hinter dem Kopf ein seichter Eindruck. Der Rumpf fast ganz glatt und gleichmässig, nur der Rücken etwas eingebogen und die Flanken zusammengedrückt. Keine Andeutung von Schwanz oder Genitalien. Etwas vor dem Ansatz der Hinterbeine ein grosses, quer durchgehendes Loch, dessen linke Oeffnung offenbar unter Benutzung einer natürlichen Vertiefung hergestellt ist, da man im Eingange noch Reste der stark zersprungenen Rinde sieht. Diese Oeffnung ist auch weiter, als die rechte: beide sind trichterförmig gebohrt, während der innere Kanal sehr eng ist.

Leider ist auch diesmal kein sicherer Fundbericht zu ermitteln gewesen. Es ist nur festgestellt, dass das Stück im Torf, in der Nähe der Stadt Stolp, gefunden ist. —

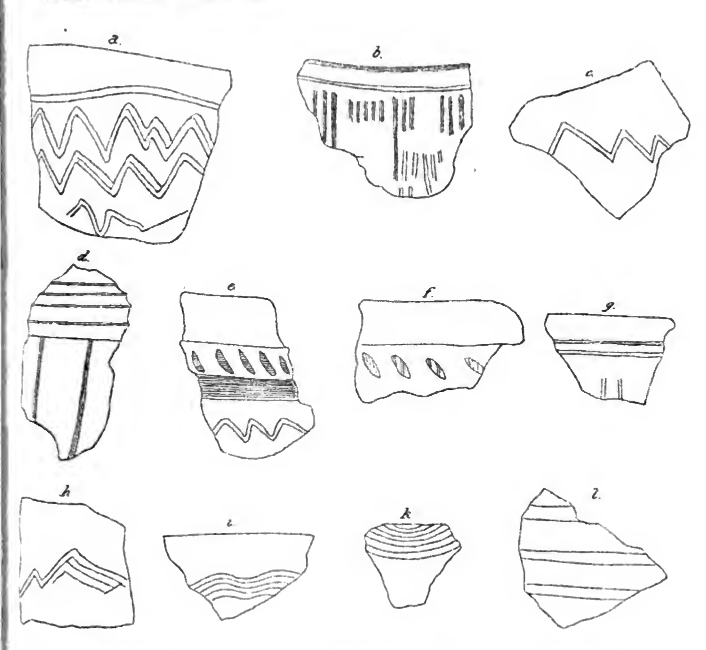
Hr. Lemcke berichtigt bei dieser Gelegenheit, dass in dem Torfmoor von Butzke deutliche Spuren, welche das Vorhandensein einer Ansiedelung beweisen könnten, nicht aufgefunden seien.

(24) Hr. Lemcke berichtet unter dem 11. Juni über

slavische Funde und das Steinkammergrab bei Stolzenburg.

Gestern war ich im Auftrage des Herrn Ober-Präsidenten in Stolzenburg, um das zerstörte Grab zu besichtigen. Ich fand den Deckstein gesprengt vor, die Seitenwände gewichen, es sah alles wie ein einziger Trümmerhaufen aus. Es scheint bei den Behörden Neigung vorhanden, jetzt etwas für die Erhaltung, bezw. Wiederherstellung zu thun; die Kosten der letzteren würden nicht gerade gross sein, doch ist es mir fraglich, ob es noch der Mühe verlohnt.

Hr. Lass hat fleissig auf dem sogen. Schlossberg gesucht und etwa ein Dutzend Scherben mit dem Burgwalltypus gefunden. Ich lege eine Skizze der bemerkenswerthesten Formen bei:



Auf der nordöstlichen Seite von Stolzenburg hat Lass vor Kurzem beim Abfahren von Erde eine kreisförmige Steinkiste von 1—2 Fuss Durchmesser gefunden, darin eine zerbrochene Urne, deren Reste ganz der aus dem grossen Grabe entsprechen. Beigaben nicht vorhanden, wohl aber in der Nähe ein am Schaftloch zerbrochener Steinhammer, den ich jedoch noch nicht gesehen habe. —

Der Vorsitzende theilt mit, dass er inzwischen Hrn. Lemcke selbst gesprochen habe. Die Sprengung des schönen Steingrabes, über welches in der Sitzung vom 16. October 1886 (Verh. S. 607) ausführlich gehandelt ist, wurde durch den Besitzer selbst bewirkt, wie es scheint, im Aerger darüber, dass man seine Geldforderung nicht bewilligen wollte. Eine genaue Wiederherstellung würde wahrscheinlich nicht zu erzielen sein. Vielleicht wäre es daher vorzuziehen, die Steinkammer äusserlich blosszulegen.

Der endliche Nachweis der slavischen Natur des Burgwalles von Stolzenburg (ebendas. S. 606) ist eine dankenswerthe Vervollständigung der Kenntniss desselben. Es wird den Theilnehmern der vorjährigen Generalversammlung eine angenehme Erinnerung sein, auch hier wieder unseren Freund Lass an der Arbeit zu sehen.

(25) Hr. Jentsch berichtet über

I. Hügelgräber aus später Zeit bei Horno, Kr. Guben.

Aus dem Gubener Kreise war bis jetzt nur ein Urnenfeld mit wohl erhaltenen Hügelgräbern bekannt (Treppeln bei Neuzelle). Zu diesem ist jetzt durch die Nachforschungen des Hrn. Lehrer Hauptstein in Griessen ein zweites getreten, das allerdings nicht leicht erreichbar ist. Dasselbe liegt im südlichsten Theile des Kreises, westlich von der Neisse, annähernd dem, in den Verh. 1886 S. 572 ff. von dem Herrn Vorsitzenden der Gesellschaft eingehender besprochenen Gräberfelde von Strega gegenüber.

Der von Taubendorf an, auf der Feldmark von Griessen und Horno (von den dortigen Wenden Ornóu gesprochen) sehr steil zur Neisse abfallende Höhenzug senkt sich in seinem südlichen Theile allmählich in flacherer Abdachung zum Flusse hin, der sein Bett hier wohl im Laufe der Zeit wiederholt geändert hat. Diesem parallel verläuft in der Niederung, von Griessen aus, ein Fahrweg nach Briesnigk im Sorauer Kreise: er durchschneidet die Nordostecke des Hügelfeldes, dessen Ostgrenze er dann auf einer Strecke von 400 Schritten bildet. Im Norden wird das Feld durch einen, von Horno ostwärts zur Neisse herabführenden Fahrweg abgeschlossen, jenseit dessen sich jedoch auch noch abgeflachte Erhebungen zeigen. Von Osten nach Westen gemessen ist das Hügelfeld 130—140 Schritte breit. Es ist Privatbesitz („fürstl. Heide") und in eine Zahl von Parcellen zerlegt, unter welchen eine der nördlicheren in Ackerland verwandelt ist. Die Zahl der kreisförmigen, 1—2 *m* hohen Hügel beläuft sich noch über 50; sie liegen in Abständen von 3—4 Schritten, zwar unregelmässig, doch so, dass im Ganzen noch nord-südliche Reihen zu erkennen sind. Der Umfang beträgt je 30—40 Schritte, der Durchmesser also etwas über 10 *m*. Diese Dimensionen waren durch den alsbald zu erwähnenden Steinkern gesichert; es ist möglich, dass die Erdschüttung ursprünglich höher war, und dass sie ablaufend den Raum zwischen den einzelnen Hügeln aufhöhte. Im nordwestlichen Theile ragt noch ein anscheinend völlig unberührtes Erdwerk auf, von mehr als 180 Schritten im Umfang und 4—5 *m* Höhe, wie die übrigen mit Rasen überwachsen und mit zerstreuten, ziemlich alten Kiefern bestanden. Der nordöstlichste Hügel ist soweit vorgeschoben, dass er von einer Lache, welche das Hochwasser der Neisse füllt, umspült und zu Zeiten unzugänglich gemacht wird. Da bedeutende Erdmassen bei der Oeffnung in Bewegung gesetzt werden müssen, erfordert jede eingehendere Untersuchung umfängliche Arbeit: hierdurch sind diese Gräber im Ganzen geschützt worden. Ausser oberflächlichen Angrabungen, zu denen die Neugierde gereizt hat, bieten bis jetzt 3 Punkte die Unterlage für die Beurtheilung dieser Fundstätte.

1.

1. Im nördlichen Theile, 120 Schritte von dem bezeichneten Grenzwege entfernt, zeigt die urbar gemachte Stelle durch 5 „Lehmflecke" mit dem oben angegebenen Durchmesser die Spuren eben so vieler Gräber. Das mittelste an der Südkante ergab viele Steine, die Scherben eines rauhen Gefässes, Leichenbrand und darin den unteren Theil eines eisernen Messers, dessen Klinge 5, dessen Griffzunge 5,5 *cm* lang erhalten ist. Der Klingenansatz, welcher am Rücken ganz allmählich, zur Schneide hin in einem stumpfen Winkel erfolgt, ist 1,3 *cm* breit (Fig. 1). Ferner eine Eisenaxt von 16 *cm* Länge mit kurzem Helm und 1 *cm* dicker Platte; Oeffnung 3—3,5 *cm*.

2. 50 Schritte weiter südlich habe ich mit Hrn. Hauptstein am 31. Mai eine Grabstätte geöffnet, welche 40 Schritte westlich von dem Griessen-

Briesnigker Fahrwege liegt. Die Abtragung ergab Folgendes: Hier, wie auch bei den nur flüchtig untersuchten Hügeln, lag ziemlich dicht unter der Oberfläche, mässig aufgewölbt, eine fast durchweg einfache Schicht kopfgrosser Findlingssteine, in ein dünnes Lehmlager gepackt und auch mit einem solchen gedeckt. Darunter befand sich gelber Sand, mit Kohlenbrocken und -Flocken mässig durchsetzt: in der südlichen Hälfte konnte noch ein Stück als Eichenkohle erkannt werden. 55 *cm* tiefer, also im gegenwärtigen Niveau der Umgebung, begann eine zweite, stärkere Steinpackung: Stücke von 15—40 *cm* Durchmesser waren zu dreien oder vieren ohne Bindematerial in einander eingepasst und durchzogen die ganze Breite des Grabes. Eine gewisse Regelmässigkeit in der Vertheilung der grösseren Blöcke, welche bisweilen Sprengflächen zeigten, schien merklich, doch wohl nur derartig, dass sie einer Gruppe kleinerer Steine festen Halt gaben. Darunter folgte wieder eine Lage aus gelbem Sande, in Stärke von 50 *cm*, und darunter der lose, weisse Sand (Figur 2). Westlich, dicht an der Mitte des Hügels, fanden sich auf dem unteren Steinlager Asche, gebrannte Knochen und an deren westlicher Begrenzung ein breit zerflossenes, löcheriges, auf keine bestimmte Form mehr zurückzuführendes Stück Bronze von 4 *cm* Breite und 6 *cm* Länge, ganz flach, 75 *g* schwer. Reste eines Gefässes traten hier nicht zu Tage, wohl aber lagen, als Ergebniss kleiner Eingrabungen in benachbarte Hügel, mehrfach braune Scherben umher, meist mit rauher Oberfläche, ein geglätteter, graufarbiger, einige schwammig nachgebrannt, — durchweg ungezeichnet.

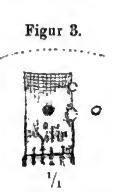
Figur 2.

A Asche und Kohlenfragmente. *B* Bronze. *C* Kohlen. *g g* gelber, *w* weisser Sand.

Da kaum anzunehmen ist, dass man eine blosse Brandstelle, die bei der Leichenbestattung benutzt war, zum Schlusse so sorgfältig mit der oberen Steindecke würde belegt und abgedichtet haben, muss man auch in diesem Hügel ein Grab vermuthen. Es würde sich dann erstlich ergeben, dass die Leiche mit ihrem allerdings spärlichen Bronzeschmuck ins Feuer kam, sodann, dass der gesammte Leichenbrand hier ohne Gefäss beigesetzt, dagegen durch eine bedeutende Stein- und Erdanhäufung bedeckt ward. Dass die Verbrennung an der Stelle des nachmaligen Hügels stattgefunden habe, ist weder nachweisbar, noch völlig ausgeschlossen: nur ein kleiner Theil der Steine war im Feuer mürbe geworden.

3. 230 Schritte weiter südlich waren bei einer Ausgrabung von unbekannter Hand die Reste des Leichenbrandes und Theile eines sehr hart gebrannten, rothen Gefässes mit rissiger Oberfläche neben einen Baum geschüttet. Darin fand sich ein kleines, im Feuer calcinirtes Knochenstück, das deutlich die Ansätze von 5 Kammzähnen erkennen lässt; über denselben sitzt ein kleiner Eisenstift, durch den das Plättchen offenbar an einer Leiste befestigt war; von zwei, über einander angebrachten Durchbohrungen, wohl zu gleichem Zweck, sind noch Spuren vorhanden (Fig. 3), — ein Rest jener Art von Kämmen, wie wir sie von Coschen O. (Verh. 1885 S. 384) und in grösserem Formate von Ragow (in der Siehe'schen und der Weineck-

Figur 3.



$^1/_1$

schen Sammlung) kennen, und die der Zeit des provinzialrömischen Einflusses angehören.

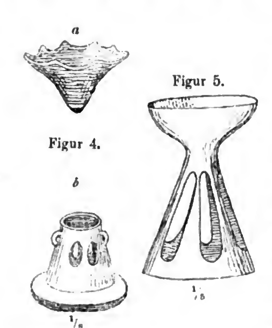
Da hiernach an zwei, so weit von einander entfernten Stellen Eisen gewonnen ist, ergiebt sich 1., dass diese Hügelgräber von Horno nicht zu den älteren Begräbnissplätzen der Niederlausitz zu rechnen sind, 2., dass auch noch aus der Zeit des römischen Cultureinflusses so umfängliche und feste Grabbauten vorkommen, während anderwärts in unserem Kreise die jüngeren Gräber schon von der La Tène-Zeit an des Steinsatzes völlig entbehren. Die spärliche Ausstattung mit Thongeschirr ist mit den sonstigen Erfahrungen bezüglich dieser späteren Gräbergruppe in unserem Kreise in Uebereinstimmung.

Bei den benachbarten Landleuten gelten die Hügel für Wohnstätten der Lutchen, welcher Name hier, in der Richtung auf Forst, im Gubener Kreise zuerst auftritt. „Die kleinen Leute haben das Quietschen der Pflüge nicht vertragen können und haben deshalb die Gegend verlassen.“

Das Vorland der Neisse zeigt nördlich und südlich von den Hügelgräbern in ziemlich weiter Ausdehnung allenthalben Scherbenreste, namentlich auf einem sandigen „Wiesenhebbel“ näher an Griessen, und auf einem halbinselartigen Vorsprunge näher an Horno: doch ist die Entscheidung darüber, ob es sich um Grabtrümmer oder Wohnreste handelt, vorläufig noch auszusetzen. Hr. Hauptstein wendet der Untersuchung dieser Plätze fortgesetzt seine Aufmerksamkeit zu.

II. Räuchergefässe von abweichender Form.

In einem südlichen Ausläufer des bekannten Reichersdorfer Urnenfeldes sind einige Gräber geöffnet worden, deren jedes im losen Sande, neben dem Leichengefässe, eine Bronzenadel oder ein Eisengeräth (Nadel, Sichel) enthielt, ferner 6 bis 8 Beigefässe, darunter stets ein sogenanntes Räuchergefäss. Eines derselben weicht von den gebräuchlichen Formen dadurch ab, dass, wie bei einem Exemplar von Guben-Chöne (Verh. 1885 S. 235 Fig. 4) und bei dem ebendaselbst abgebildeten Seitenstück aus Schlesien, die durchbohrte Schale (mit 4 Höckerpaaren) von dem glockenförmigen Untersatz getrennt ist. Dieser letztere hat, von der sonst beobachteten Beschaffenheit ganz abweichend, zwei Oehsen, wurde also wohl nicht auf einem Teller, sondern an einer Schnur getragen. Zwischen den Oehsen befinden sich beiderseits je zwei kleine kreisförmige Fenster (Fig. 4 *a* u. *b*). Gefunden wurden die beiden zusammengehörigen Theile nicht über, sondern dicht neben einander, so dass das Geräth am Begräbnissort nicht benutzt zu sein scheint.



Figur 4. Figur 5.

Ein anderes Räuchergefäss von ungewöhnlicher Form besitzt die Gymnasialsammlung aus der Umgegend von Crossen a. O., wahrscheinlich aus Rusdorf, östlich von der Stadt (Fig. 5): es ist etwa 15 *cm* hoch und hat fünf, 7 *cm* lang geschlitzte Fenster (1,5—2,5 *cm* breit). Ein weiter westlich gewonnener Fund dieser Art ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Derartige Gefässe scheinen den östlich und südöstlich gelegenen posener und schlesischen Gräberfeldern mit bemalten Gefässen (Virchow, Verh. 1874 S. 112) eigen zu sein.

III. Parchan.

Zu dem Müschner'schen Vortrage über das Gehöft der Spreewaldwenden in den Verh. 1887 S. 101 bemerke ich, dass die Bezeichnung Parchen in Luckau i. L. bis vor kurzer Zeit noch ganz üblich war für das morastige Vorland zwischen der Stadtmauer und dem Stadtgraben, das jetzt in Gärten umgewandelt ist, weshalb irrthümlich der Name mit dem Worte Park in Verbindung gebracht wird. Er bezeichnet dort nicht eine Grenzlinie, sondern ein Grenzgebiet.

(26) Hr. E. v. Fellenberg schreibt in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Bern, 14. Mai, über

Photographien der wichtigeren Fundgegenstände in Schweizer Pfahlbauten.

„Nachdem ich bei Ihrer letzten Anwesenheit in Bern Ihnen für die Berliner Anthropologische Gesellschaft einige Mittheilungen über die Kupferfunde im Bielersee und über die Bearbeitung fremden Feuersteins, sowie über das Vorkommen von Knollen des letzteren Minerals in den Pfahlbauten, die auf Import von der Nord- oder Ostseeküste deuten, in Aussicht gestellt hatte, erhielt ich von der Züricher Antiquarischen Gesellschaft die Anfrage, für den demnächst erscheinenden IX. Pfahlbaubericht, wahrscheinlich den letzten, der überhaupt erscheinen wird, den Bielersee und die Funde des bernischen Seelandes zu bearbeiten. Da ich nun natürlich auf diese Weise in den Stand gesetzt wurde, alles Neue aus unseren Pfahlbauten zu publiciren, sowie Bericht zu geben über die wichtigen Funde, die wir in den, seit dem VIII. Berichte neu entdeckten oder systematisch durchforschten Stationen Vinelz und Sutz (nicht Sütz) gemacht haben, namentlich über die culturhistorisch so ausserordentlich wichtigen Kupferfunde in Vinelz, so lag es mir natürlich näher, obgenannte Materialien in einem vaterländischen Werke zu publiciren, worin sie sich organisch an die früheren Publicationen anschliessen, als sie in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, worin sie eine isolirte Stellung eingenommen hätten, und so mögen Sie mich gütigst entschuldigen, wenn ich mein Wort und Versprechen nicht gehalten habe. Um aber doch wenigstens jetzt etwas für die Gesellschaft zu thun, deren Mitglied zu sein, ich die hohe Ehre vollauf zu schätzen weiss, habe ich so eben zu Händen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft an Ihre Adresse ein Paket abgeschickt, enthaltend eine Serie Photographien, welche ich von allen unseren wichtigeren Artefakten der prähistorischen Zeit in unserem Antiquarium habe aufnehmen lassen. Die Veranlassung zur Anfertigung dieser Photographien hat eben die Publication der IX. Pfahlbauberichtes gegeben. Um unsere reiche Sammlung an Holzartefakten der Pfahlbauten gehörig zur Anschauung bringen zu können, war das beste Mittel die Photographie, zu deren Behuf die Holzsachen aus dem Weingeist, in welchem sie aufbewahrt werden, herausgenommen wurden. Erst jetzt erlangen diese so leicht zerstörbaren Gegenstände durch getreue Abbildung ihren wissenschaftlichen Werth. Sie werden in den übersandten Photographien alle Gegenstände vorfinden, die ich im IX. Pfahlbaubericht beschreiben werde, und noch viermal mehr dazu, so die Bronzefunde aus der unteren Zihl, herrührend von den Arbeiten der Jura-Gewässer-Correction, und die interessantesten Einzelfunde unserer Sammlung aus der älteren Bronze- und Hallstattperiode.

„Ich denke diese Suite von Photographien nach Originalen, allerdings leider der grossen Kosten halber in etwas kleinerem Format ($^1/_4$—$^1/_6$), wird den Mitgliedern der Berl. Anthrop. Gesellschaft ein besseres Bild der wichtigsten Prähistorica unseres Berner Museums geben, als jede noch so genaue Beschreibung, und ein bescheidenes Plätzchen in ihrer Bibliothek finden. —

Der Vorsitzende legt das kostbare Geschenk vor und spricht dem stets für die Gesellschaft so wohlwollenden Geber den herzlichsten Dank dafür aus.

(27) Hr. Prof. C. Langer in Wien hat unter dem 31. Mai an Hrn. Virchow einen

Gypsabguss des Schädels von Haydn und ein Blatt mit Photographien der Schädel Schubert's, Beethoven's und Haydn's

übersendet. Sein Brief lautet folgendermaassen:

„Die Errichtung des Haydn-Monumentes hat auch Haydn's Schädel und die Geschichte, wie Haydn um seinen Schädel kam, zu Tage gebracht, worüber die „Neue Presse" ausführliche und authentische Mittheilungen bringt.

„Da der Schädel, der im hiesigen patholog. anatomischen Museum aufbewahrt wird, mir von Prof. Kundrat des Vergleichs wegen mit vorhandenen Abgüssen der Schädel von Schubert und Beethoven auf einige Zeit anvertraut worden war, benutzte ich die Gelegenheit, um Abgüsse davon anfertigen zu lassen. Einen dieser Abgüsse übersende ich in einem eigenen Colli und wünsche, es möge Ihnen gefallen, ihn Ihrer craniologischen Sammlung einzuverleiben.

„Im Anschlusse daran sende ich auch das betreffende Blatt der „Neuen Presse" und eine Photographie der Schädel Schubert's, Beethoven's und J. Haydn's." —

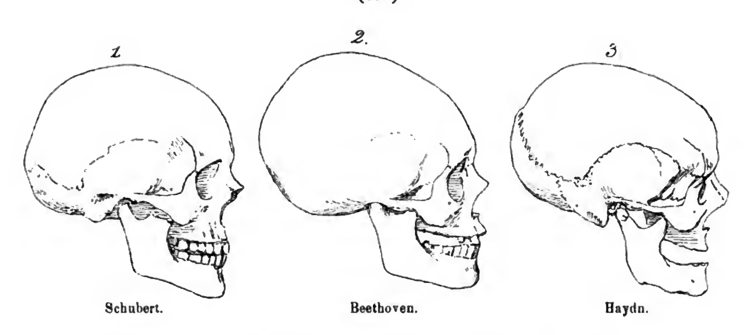
Hr. Virchow: Die Schädel der drei grossen deutschen Musiker sind in Folge eines Vortrages des Hrn. Langer in der Sitzung vom 19. April in der anthropologischen Gesellschaft zu Wien (Mittheilungen Bd. XVII. N. F. Bd. VII. Sitz.-Ber. 1887. S. 33) Gegenstand einer Diskussion geworden, an welcher sich der gerade in Wien anwesende Hr. Schaaffhausen und Hr. Meynert betheiligten. Bei dieser Erörterung wurde allerseits zugestanden, dass die 3 Schädel unter einander sehr verschieden und der Gall'schen Schädellehre wenig entsprechend seien. Ueber Einzelheiten bestanden Differenzen.

Es ist dabei zu bemerken, dass von Schubert und Beethoven nur Abgüsse der Schädel vorlagen, welche gelegentlich einer Exhumirung der Leichen angefertigt worden waren, und dass dem Schädel Beethoven's überdiess bei der Obduktion die Schläfenbeine entnommen sind, welche nicht wieder zurückgegeben wurden. Nur der Schädel Haydn's, der durch einen fanatischen Phrenologen heimlich entfernt worden war und schliesslich in die Sammlung des pathologischen Instituts gelangt ist, lag in Substanz vor. Für uns sind die Verhältnisse zu einer Beurtheilung noch ungünstiger, da wir nur den Gypsabguss Haydn's[1]) und die Photographie der 3 Schädel besitzen.

In Bezug auf die letzteren ist ferner hervorzuheben, dass sie nicht in der gleichen Horizontalen aufgenommen sind. Ich habe daher die 3 Schädel durch Hrn. Eyrich umzeichnen lassen, nachdem die Photographien in die deutsche Horizontale gebracht waren. Natürlich werden dabei gewisse Fehler der photographischen Aufnahme eingeschlichen sein; trotzdem scheint mir der Vortheil ein nicht geringer zu sein.

Es gilt dies namentlich von dem Schädel Beethoven's, von dem Herr Schaaffhausen sagt, er sei „bei dem ersten Anblick desselben fast erschrocken über die rohe Gesichtsbildung desselben". „Die zurückliegende Stirn und das

1) Nachträglicher Zusatz: Ich habe in der Zwischenzeit den Schädel selbst in Wien gesehen und kann die gute Ausführung des Abgusses bezeugen.



Schubert. Beethoven. Haydn.

Vortreten des Oberkiefers mit den Zähnen entsprechen nicht den Bildern und Büsten des grossen Todten und, was wichtiger ist, sie lassen sich in den beiden Gesichtsmasken desselben nicht erkennen. Er kann es nicht leugnen, dass ihm ein leiser Zweifel an der Echtheit des Schädels aufstieg." „Das Gesichtsprofil gleicht in diesem Theil (d. h. der Kieferbildung) dem Schädel roher Rassen, welche Pränasalgruben haben." „Das Seitenbild von Beethoven's Schädel hat Aehnlichkeit mit dem des Batavus genuinus von Blumenbach."

Ein Theil dieser Bemerkungen wird nicht unerheblich abgeschwächt durch die veränderte Stellung des Schädels in meiner Abbildung. Es gewährt mir eine gewisse Befriedigung, diesen Einfluss der Aufstellung, auf den ich bei Gelegenheit der Besprechungen des Neanderthal-Schädels wiederholt hingewiesen habe, hier ad oculos demonstrirt zu sehen. Natürlich wird eine mässig fliehende Stirn durch Hintenüberdrängung des Kopfes in eine stark fliehende, ein leichter Prognathismus in einen auffälligen verändert. Auch die Deutung solcher Eigenschaften als Zeichen niederer Rassen dürfte für die Folge etwas vorsichtiger geübt werden, als es bisher von einzelnen Anthropologen geschehen ist. So hat Hr. Schaaffhausen früher den Schädel des Batavus genuinus mit dem Neanderthaler zusammengestellt; zeigt nun der Schädel Beethoven's Aehnlichkeit mit dem des Batavus genuinus, so würde daraus folgen, dass auch der Schädel Beethoven's „neanderthaloid" ist. Ich begnüge mich mit diesem Hinweise, da ich die Verhältnisse des Batavus genuinus und des Neanderthalers zu einander früher ausführlich besprochen habe (Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Berlin 1876. S. 54, 72 und 236).

Für den Schädel Haydn's gebe ich zunächst, um die Vergleichbarkeit mit unseren Maassen zu erleichtern, die Hauptzahlen:

Grösste Länge	186	*mm*
„ Breite	150t	„
Gerade Höhe	126	„
Ohrhöhe	108	„
Stirnbreite (minimale)	98	„
Coronarbreite	130	„
Temporalbreite	123	„
Tuberalbreite	137	„
Auricularbreite	125	„

Occipitalbreite	119 *mm*
Mastoidealbreite, Basis	131 „
„ Spitze	108 „
Horizontalumfang	537 „
Querer Verticalumfang	320 „
Gehörloch bis Nasenwurzel	109 „
„ „ Nasenstachel	106 „
„ „ Kinn	130 „
Sagittaler Umfang des Stirnbeins	130 „
Sagittale Länge der Sut. sagitt.	123 „
Sagittaler Umfang der Hinterhauptsschuppe	107 „
Ganzer Sagittalbogen	360 „
Gesichtshöhe A.	115 „
„ B.	74 „
Gesichtsbreite a. (jugal)	133 „
„ b. (malar)	93 „
„ c. (mandibular)	87 „
Orbita, Breite	40 „
„ Höhe	38 „
Nase, Breite	21 „
„ Höhe	51 „

Daraus berechnen sich folgende Indices:

Längenbreiten-Index	80,6
Längenhöhen-Index	67,7
Ohrhöhen-Index	58,0
Gesichts-Index	86,4
Orbital-Index	95,0
Nasen-Index	41,1

Darnach ist der Schädel chamaebrachycephal, chamaeprosop, hyperhypsikonch und hyperleptorrhin, — eine allerdings etwas ungewöhnliche Combination von Eigenschaften. Hr. Langer giebt den Schädelinnenraum nach vorgenommener Messung auf „beiläufig 1500 *ccm*“ an, — ein ziemlich grosses Maass, das mit dem Aussehen und den Aussenmaassen des Schädels jedoch recht gut stimmt. Es ist namentlich die Breitenentwickelung, welche diese Grösse bedingt; schon das Coronarmaass ist recht beträchtlich, aber die grösste Breite liegt in der Gegend des hinteren Abschnittes der Schläfenschuppe. Man hat insofern Grund anzunehmen, dass die Hörregion des Gehirns kräftig ausgebildet war. In der Sagittalrichtung erscheinen die vorderen (sincipitalen) Theile des Schädels besser entwickelt, als die hinteren (occipitalen). Berechnet man die procentische Betheiligung der einzelnen Schädelregionen an der ganzen Scheitelcurve, so erhält man folgende Zahlen:

Stirnbein	36,1
Sagittalis	34,1
Hinterhauptsschuppe	29,7

Die Brachycephalie resultirt hauptsächlich aus der grossen Zahl für die hintere Temporalbreite, die Chamaecephalie aus der geringen Höhe.

Im Uebrigen ist der Schädel schön gewölbt. Die etwas niedrige und mit starken Orbitalwülsten versehene Stirn geht schnell in die lange Scheitelcurve über, welche anfangs horizontal, dann leicht ansteigend verläuft. In der Schläfengegend sind die Nähte, namentlich die Sut. coronaria und sphenofrontalis, verstrichen und

die ganze Oberfläche rauh; Stenokrotaphie ist nicht vorhanden, doch zieht sich nach unten über jede der Alae eine rinnenförmige Vertiefung fort und der Schläfenfortsatz des Stirnbeins ist stark vorgewölbt, wie er es bei compensatorischer Erweiterung zu thun pflegt. Die Plana temporalia steigen bis weit über die Tubera parietalia in die Höhe und nähern sich bis auf 106 *mm*. Die Squamae temporales fast platt und ganz senkrecht gestellt. Ohrlöcher trichterförmig. Warzenfortsätze stark, schräg nach vorn gerichtet. Das Hinterhaupt stark vorgewölbt, an dem sehr flachen Lambdawinkel abgesetzt. Das Ende der Sagittalis synostotisch, dafür eine flache Depression. Oberschuppe stark gebogen und breit, Protub. ext. sehr entwickelt, hakenförmig nach unten hervorstehend. Facies muscularis klein, aber mit starken Muskelzeichnungen und Cerebellarwülsten. Das Foramen magnum gross und länglich, die Gelenkhöcker stark vortretend, die Apophysis basil. breit und flach gestellt.

Die Gesichtsverhältnisse sind durch den Verlust sämmtlicher Zähne, — die vorderen erst nach dem Tode ausgefallen, — etwas zweifelhaft geworden; insbesondere hat man die Kiefer schätzungsweise so weit von einander entfernt, als die Anwesenheit von Zähnen erfordert haben könnte. Aber auch in dieser Stellung erscheint das Gesicht nicht ausgemacht hoch, dagegen sind die Orbitae sehr gross, hoch und in der Diagonale nach aussen und unten erweitert. Die Nase kräftig, stark vortretend, an der Wurzel schmal, der Rücken leicht eingebogen. Die Apertur schmal, aber sehr hoch. Der Oberkiefer eng, der Alveolarfortsatz leicht vortretend. Der Unterkiefer schmächtig, das Kinn gerundet, wenig vortretend, die Aeste hoch, ihre Fortsätze weit auseinander gehend, aber mit verhältnissmässig schmaler Basis. Kieferwinkel etwas abgesetzt.

Hr. Langer drückt sich bei einer Vergleichung der Schädel so aus: „Entschieden muss Haydn's Gesichtsbau als ebenmässiger und feiner durchgebildet bezeichnet werden. Die Geräumigkeit des Schädelgehäuses dürfte bei Schubert eine grössere gewesen sein, als bei Haydn, am grössten war sie zweifellos bei Beethoven." Aus der blossen Profilvergleichung lässt sich die Richtigkeit dieses Urtheils nicht erkennen. Da die stärkste Entfaltung des Schädels von Haydn, wie wir gesehen haben, in der hinteren Temporalgegend liegt, so würde eine maassgebende Beurtheilung nur bei einer vollständigen Wiedergabe der Breitenmaasse der anderen Schädel möglich sein; letztere liesse sich vielleicht noch jetzt aus den Gypsabgüssen herstellen.

Joseph Haydn ist am 31. März 1732 in Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Oesterreich geboren und am 31. Mai 1809 in Wien gestorben; er ist also 77 Jahre alt geworden. Begreiflicherweise sind daher an seinem Schädel manche senile Veränderungen vorhanden. So hat offenbar der Verlust der hinteren Zähne die Schmalheit des Oberkiefers und die verkleinerte Gestalt des Unterkiefers beeinflusst. Schwieriger ist es zu bestimmen, wann die grosse Synostose in der Schläfengegend eingetreten ist; der Umstand, dass die Schläfenportion des Stirnbeins stark vorgewölbt ist, scheint für eine compensatorische Erweiterung, also für eine Entstehung der Synostose vor Abschluss des Schädelwachsthums zu sprechen. Auf alle Fälle muss jedoch die Gesammtentwickelung des Schädels als eine sehr günstige und die Form als eine ächt deutsche bezeichnet werden. Ich finde namentlich viel Aehnlichkeit bei Schädeln siebenbürgischer Sachsen in meiner Sammlung.

Dasselbe gilt allem Anschein nach für den Schädel Schubert's. Was dagegen den Schädel Beethoven's anlangt, so drückt sich Hr. Langer darüber darüber folgendermaassen aus: „Das Cranium stellt sich als ein von gewöhnlicher Form sehr abweichendes dar." Die wesentliche Frage, ob diese Abweichung noch

innerhalb der typischen Verhältnisse liegt oder schon als eine pathologische zu betrachten ist, berührt Hr. Langer nicht. Es muss jedoch gesagt werden, dass die Form der Scheitelcurve Beethoven's mit keiner der in Mitteleuropa typisch vorkommenden Formen übereinstimmt. Die „fliehende" Stirn neben der starken Erhebung der hinteren Parietalgegend liegt ausserhalb des Rahmens der physiologischen Bildungen. Hr. Schaaffhausen weist auf die niederländische Abstammung des grossen Componisten hin und zieht auch in dieser Beziehung den Batavus genuinus heran. Aber bei diesem letzteren sind die Pfeilnaht, die temporalen Antheile der Kranznaht und die Lambdanaht in der Verwachsung begriffen (Beiträge S. 75). Die uns zugegangene Photographie lässt von Nähten an dem Schädel Beethoven's überhaupt nichts erkennen; es muss daher darauf verzichtet werden, die Frage nach der Veranlassung der „Abweichung" weiter zu verfolgen. Die Thatsache der Abweichung ist zweifellos. Ist aber der Schädel in der That so gross, wie nach der Erklärung des Hrn. Langer angenommen werden muss, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, dass eine compensatorische Vergrösserung der hinteren Schädelabschnitte stattgefunden hat. So würde sich auch die Grösse der Abweichung leicht erklären.

Hrn. Langer sage ich herzlichen Dank für die interessante Zusendung.

(28) Hr. Wankel hat mittelst Schreiben aus Olmütz vom 7. Juni Hrn. Virchow mit dem Ersuchen um Beurtheilung ein

Stirnbein mit partiellem Defekt aus dem Pfahlbau von Olmütz

übersendet. Es war speciell gefragt, ob der Defekt Folge eines krankhaften Vorganges oder durch ein Trauma verursacht sei. —

Hr. Virchow: Es ist nicht leicht, die vorgelegte Frage zu beantworten, da das fragliche Stück mannichfache Spuren von Verwitterung an sich trägt und alle anderen Knochen fehlen, welche sonst zur Vergleichuug benutzt werden können. Trotzdem scheint mir keine andere Wahl zu bleiben, als den Defekt für einen gewaltsamen zu erklären.

Das ziemlich dicke, aber nicht sehr grosse Stirnbein hat eine Minimalbreite von 94 und einen Sagittalumfang von 133 *mm*, und ist an den meisten Stellen in den Nähten getrennt. Die Stirnhöhlen gross, die Orbitae dem Anschein nach hoch. Hr. Wankel ist der Meinung, dass es einem jugendlichen Individuum angehört habe; ich würde mich ihm anschliessen, wenn es sich nicht etwa um ein weibliches Individuum handeln sollte. Der Substanzverlust betrifft die Mitte der Stirn fast in ihrer ganzen Ausdehnung; er beginnt oben mit einer fast geraden, zwischen den Tubera verlaufenden Horizontallinie und zeigt eine ebene, fast senkrechte Fläche, welche nach links hin die Diploe freilegt, nach rechts hin nur die äussere Tafel weggenommen hat und noch weiter nach aussen in der Rinde, die hier eine rauhe Fläche zeigt, endigt. Nach unten und links sieht man Sprünge, die bis in die Orbita reichen, rechts einen grossen Horizontalsprung, welcher bis zur Naht geht. Im Uebrigen keine Spur von reactiven Prozessen, weder Porose, noch Auflagerung.

Ich kenne nur einen einzigen pathologischen Prozess, der Defekte dieser Art hervorzubringen im Stande ist; ich meine die, vor langer Zeit von mir beschriebene Involutionskrankheit der platten, namentlich der Schädeldachknochen (Gesammelte Abhandl. zur wiss. Medicin. 1856. S. 1000). In der That kommt dieselbe, obwohl sie am häufigsten die Gegend der Tubera parietalia trifft, auch an anderen Schädelknochen isolirt vor. Durch einen sonderbaren Zufall ist mir vor wenigen Tagen wieder ein solches Stück in die Hand gefallen (Nr. 121 vom Jahre 1887 der

Sammlung des Pathologischen Instituts). Bei einem Hospitaliten von 73 Jahren, dessen Weichtheile hier nicht die mindeste Veränderung zeigten, fand sich an der Oberschuppe des Hinterhauptsbeins ein ganz grosser, flacher, fast senkrechter Defekt, welcher in der Mitte bis auf die innere Tafel reichte, während an den Rändern die Diploe blossgelegt und weiterhin die äussere Tafel fast ganz glatt wegrasirt erschien. Es waren gleichzeitig Synostose der Pfeilnaht, ungewöhnlich hohe Plana temporalia, unregelmässige innere Osteophyten und Pachymeningitis chronica vorhanden. Sonst keine Spur ähnlicher Defekte am Schädeldach.

Indess alle diese Fälle sind senile und ich kann nicht sagen, dass das von Hrn. Wankel eingesendete Stirnbein den Eindruck eines senilen Knochens macht. Auch sprechen die erwähnten Sprünge für eine gewaltsame Einwirkung. Es könnte also höchstens in Frage kommen, ob die Verletzung nicht etwa erst bei der Ausgrabung an dem noch feuchten Knochen zu Stande gekommen ist. Gegen eine im Leben zugefügte Hiebwunde spricht die unebene Oberfläche des Defektes.

Eine bestimmte Entscheidung wage ich nicht zu geben, da mir die genaueren Umstände der Ausgrabung nicht bekannt sind.

(29) Hr. Telge zeigt eine, in der Nähe von Oppeln gefundene, stark verdrückte und sehr defekte Silberschale mit erhabenen Thierdarstellungen, welche ihm durch den Besitzer, Freiherrn v. Frankenhausen, zur Restaurirung übergeben ist. —

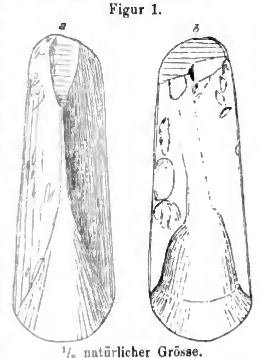
Hr. Virchow erinnert an die Silberfunde von Hammersdorf, Kr. Braunsberg in Ostpreussen (Verh. 1886. S. 382), welche von Hrn. Hirschfeld etwa in das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gesetzt sind. Jedenfalls handelt es sich um einen der werthvollen Importartikel der römischen Zeit, der ein Gegenstück zu dem Sackrauer Funde darstellt.

(30) Hr. Virchow zeigt eine kleine Sammlung

prähistorischer und moderner Gegenstände vom Ural und aus Turkestan.

Hr. Pölzam aus Kasan ist kürzlich mit einem kleinen Transport junger Sterlets hier eingetroffen, welche der deutsche Fischerei-Verein bestellt hatte, um damit Versuche der Einbürgerung dieser werthvollen Fische in unseren Gewässern zu machen. Er hat die grosse Liebenswürdigkeit gehabt, mir eine Sammlung von archäologischen Gegenständen aus dem fernen Osten als Geschenk mitzubringen. Es sind folgende:

Figur 1.



$^1/_2$ natürlicher Grösse.

A. Vom Ural.

1) Ein prächtiger Hohlmeissel aus polirtem Halbopal (Fig. 1), 12 *cm* lang, vorn 4, hinten 2,8 *cm* breit, nach hinten 2,6 *cm* hoch. Die Basis wird durch eine grosse, ebene Fläche gebildet, welche nach vorn hin, gegen die stark gewölbte Schneide, durch eine schön ausgebildete Hohlkehle unterbrochen wird (*b*). Ueber dieser Basis erheben sich zwei leicht gewölbte Seitenflächen, die am Rücken in einen fast kantigen, nach vorn sanft gerundeten, nach

hinten etwas abfallenden Graht zusammenlaufen (*a*). Das Material ist ein undurchsichtiger, gelber, leicht gebänderter Halbopal.

2) Ein noch rohes Behaustück von entsprechender Grösse und dreiseitiger Gestalt (Fig. 2), aus einem ähnlichen, nur noch stärker gebänderten Mineral. Nach einer Untersuchung in der Bergakademie, die Hr. Hauchecorne veranlasst hat, bestehen beide Stücke (1 u. 2) nach Härte, specifischem Gewicht und chemischem Verhalten aus Halbopal; Nr. 2 könne vielleicht als Holzopal bezeichnet werden.

Figur 2. Figur 3.

a b

1/2 natürlicher Grösse.

3) Ein prächtiger durchbohrter und geschliffener Steinhammer (Fig. 3) aus Quarz-Diabas (zusammengesetzt aus Augit, Plagioklas und Quarz), von der Form der den Bronzeäxten nachgebildeten. Auf der oberen Seite (*b*) verläuft in der ganzen Ausdehnung eine erhabene, einer Gussnaht ähnliche Rippe; auf der unteren ist nur eine Andeutung davon vorhanden. Das Stück ist 12 *cm* lang, an der gewölbten Schneide 4,2 hoch, an der dicksten Stelle 5,5 *cm*. Seine Form erinnert an die Koban-Aexte von Bronze, indem es sowohl vorn, als hinten nach unten eingebogen ist und die Schneide nach unten vorsteht (*a*). Die Seitentheile sind leicht gewölbt, in der Gegend des Loches stark angeschwollen; der hintere Theil endigt in eine ebene, nach unten etwas vortretende Fläche von 3 *cm* Durchmesser, welche gegen den Körper durch eine seichte, ringsum laufende und nur durch die untere Rippe unterbrochene Furche abgesetzt ist. Das ganz gleichmässig gebohrte Loch hat einen Durchmesser von 2,5 *cm*.

Figur 4.



1/3 natürl. Grösse.

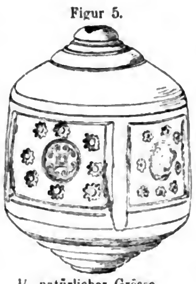
B. Aus Turkestan.

1) Ein Miniatur-Altar aus röthlichem Thon, bestehend aus einer hinten rauhen, vorn sehr fein ausgeführten Platte, auf welcher 3 Götter nach Art der indischen (sitzend, mit gekreuzten Beinen) dargestellt sind.

2) Ein spindelförmiges Gefäss zur Aufbewahrung von Quecksilber (Fig. 4), von 18 *cm* Länge und 8 *cm* grösster Bauchdicke. Der Fuss ist platt, hat aber nur 1 *cm* im Durchmesser. Von da an schwillt das Gefäss sehr langsam an; erst von einem Querbande an erweitert es sich

zu einem schlanken Bauch, über welchen 3 erhabene Rippen herablaufen und der, bis auf eine Reihe schwach angedeuteter Querwülste, glatt ist. Darauf folgt wieder ein stärkerer Absatz mit einem Querbande; dann verjüngt sich die Halsgegend sehr schnell in 3 weiteren Absätzen. Endlich zu oberst sitzt eine Anschwellung, ähnlich einer Brustwarze, mit einer ganz engen Mündung von 9 *mm* Durchmesser. Dieses sonderbare Gefäss ist sehr schwer und dickwandig; seine Oberfläche hat eine grünlichgraue Farbe und ein sehr gleichmässiges Aussehen, so dass sie an Stein erinnert. Hr. Hauchecorne, dem ich dasselbe vorlegte, erklärt das Material jedoch für gebrannten Thon, und es scheint darnach zweifellos, dass das Gefäss durch Aufeinanderlegen wurstförmiger Thonstreifen, wie sie noch in den Wülsten des Bauches angedeutet sind, hergestellt worden ist.

Figur 5.



½ natürlicher Grösse.

Nach der Mittheilung des Hrn. Pölzam dienen solche Gefässe zur Aufbewahrung von Quecksilber. Die Mündung wird mit Wachs verschlossen. Aehnliche Stücke seien in Bulgar, der zerstörten Stadt an der oberen Wolga, gefunden worden und konnten früher nicht gedeutet werden. Hr. von Luschan hat mir ein ähnliches, nur niedrigeres, dickeres und schön verziertes Gefäss (Fig. 5) übergeben, das in Koniah, dem alten Iconium, gefunden worden ist, 9,5 *cm* hoch und 7,5 im grössten Querdurchmesser, und Hr. Schliemann theilt mir mit, dass er in Aegypten gleichfalls ein solches gesehen habe, in dem noch Spuren von Quecksilber vorhanden waren. Wie es scheint, handelt es sich hier also um Zeugen eines weit verbreiteten Handels, der von Innerasien ausgegangen ist, und es würde nur festzustellen sein, wie weit derselbe zurückreicht und zu welchem Zwecke das Quecksilber verwendet worden ist.

(31) Hr. O. Finsch übersendet mit einem Briefe d. d. Bremen, 17. Juni, Exemplare seines Kataloges von Gesichtsmasken der Völkertypen in der Südsee, welche er als Lehrmittel für Völkerkunde zur Anschauung und zum Unterricht verwendet zu sehen wünscht.

Der Vorsitzende bezeugt die vortreffliche Ausführung dieser Masken und empfiehlt den Gebrauch derselben zum Unterricht in anerkennender Weise.

(32) Hr. Virchow zeigt den Prospekt der HHrn. Henri und Louis Siret, betreffend eine grosse Publikation über die

älteste Metallzeit im südöstlichen Spanien.

Die Gebrüder Siret, belgische Ingenieure, welche in den Provinzen Almeria und Murcia beschäftigt waren, haben die Gelegenheit wahrgenommen, auf diesem, an alterthümlichen Erinnerungen so reichen Boden prähistorische Forschungen anzustellen. Ihre Arbeiten waren von so grossem Erfolge, dass in diesem Frühjahre ihr Werk von der dafür eingesetzten Commission mit dem, von Don Francisco Martorell y Pena ausgesetzten Preise von 25 000 Francs gekrönt wurde. Der vorliegende Prospekt betrifft die Herausgabe dieses Werkes, welches einen Band Text und ein Album von 70 Tafeln in folio umfassen soll.

Das explorirte Gebiet umfasst eine Küstenzone von 75 *km* Länge und stellen-

weise von 35 *km* Tiefe zwischen Cartagena und Almeria. Sie fanden auf derselben ungefähr 30 Stationen. Diese lassen sich in folgende Abtheilungen bringen:

1) Neolithische ohne eine Spur von Metall, theils Wohnplätze mit schwarzer Erde, sehr primitiven Mauern, geschlagenen Feuersteinen, polirten Aexten von Diorit, Seemuscheln, zum Theil durchbohrt, Thongeschirr, Mühlsteinen, theils Skeletgräber mit sehr bemerkenswerthen Beigaben.

2) Kupfer und Anfang von Bronze. Die Stationen zeigen wahre Häuser aus Stein mit Erde als Mörtel, darin neolithische Feuersteingeräthe (Pfeilspitzen und Messer), verzierte Töpfe, Knochenspitzen und eine Reihe von Kupfergeräthen, namentlich Pfrieme, flache Celte nach Art der steinernen, einfache dreieckige Pfeilspitzen, flache Messerblätter ohne Stiel. In den Gräbern waren die Leichen theils verbrannt, theils bestattet und in Steinkammern, wie in der vorhergehenden Periode, beigesetzt. Hier trafen die Forscher Armbänder aus Bronzedraht, kleine Perlen aus Bronze, Carneol und Kalkstein. Besonders wichtig war der Fund von Kupfererz aus dem Lande selbst, von Kupferschlacken und Schmelzgeräthen.

3) Höher entwickelte Kupferzeit. Sowohl die Waffen, als die Flachcelte sind noch von Kupfer, aber auf den Anhöhen finden sich Verschanzungen mit Mauern aus Stein und Schlamm. Im Innern dieser Wälle liegen die Reste verbrannter Häuser mit ihrem Geräth, ihren Getreidevorräthen in Gefässen von gebranntem Thon, ihren Geweben aus Ginster (sparte), ihren Handmühlen. Feuerstein wurde nur noch zu Sägen verwendet. Die Drehscheibe war noch unbekannt. Allgemein war die Leichenbestattung in natürlichen Aushöhlungen (anfractuosités) oder Steinkisten, sowohl unter den Häusern selbst, als in der Nähe derselben. Beigaben von Kupfer, Knochen, Stein und Muscheln waren hinzugethan. (Bronze wird hier nirgend erwähnt, muss aber wohl angenommen werden.)

4) Höchste Blüthe der Kupfer- (Bronze-) Zeit, in 6 Stationen aufgefunden, die, gleichfalls auf den Gipfeln steiler Hügel, geschützt durch Stein- und Erdmauern, gelegen waren und Häuser umschlossen. Immer noch Sägen aus Feuerstein, Mühlsteine, Pfeilspitzen, Pfrieme, Meissel, Dolch- und Messerblätter, Flachbeile ohne Schafträuder, alles dies aus Kupfer oder Bronze, gebranntes Thongeschirr, durchbohrte Seemuscheln, Schleifsteine, Hämmer, Scheiben aus Stein, Gussformen für Flachcelte, für Messer und Pfrieme, Schmelztiegel, Mineralien. Von Gräbern wurden mehr als 1200 geöffnet, davon mehr als 900 bei einer einzigen Station. Es war ausschliesslich Leichenbestattung innerhalb der Wohnplätze im Gebrauch, und zwar entweder in kleinen Steinkammern oder in Steinkisten oder, und zwar am häufigsten, in grossen Gefässen aus gebranntem Thon mit gerundetem Boden und sehr weiter Mündung. Die grössten dieser Gefässe haben eine Länge von 1 *m*, einen Durchmesser von 60—70 *cm* am Bauche und von 40—50 an der Mündung. Die Leichen liegen darin in zusammengebogener Stellung, Hände und Kniee am Kinn, zuweilen Mann und Frau in derselben Urne. Reste von Linnenbekleidung waren noch an den Waffen aus Bronze und Kupfer zu entdecken. Die Celte sind immer noch flach und von Kupfer, nur mit grösserer Schneide versehen; an zweien waren schwache Andeutungen von Schaftlappen zu bemerken. Messer und Dolche sind noch einfache Blätter, durch Kupfer- oder Bronzeniete in dem Holz des Griffes befestigt. Gelegentlich fand sich eine Hellebarde mit zugespitztem Blatt und medianer Rippe, an der breiten Basis durch starke Niete befestigt. Die Schwerter oder genauer die langen Dolche mit Nieten für den Griff hatten eine Länge von 55—65 *cm*. Die Leichen trugen Perlenschnüre um den Hals, Ringe an den Fingern, Armbänder, Ohrgehänge: die Perlen aus Stein, Knochen, Elfenbein, Muscheln, Fischwirbeln, Gold, Kupfer,

Bronze und Silber; die Ringe und Ohrgehänge aus Kupferdraht, Bronze, Gold und Silber in mehr oder weniger dicken (épaisses) Spiralen. Eisen, Münzen oder Inschriften wurden nicht aufgefunden. Die Verf. halten trotz der Silberfunde daran fest, dass diese Funde der Bronzezeit angehören. Vor 17 Jahren habe man in der eisenschüssigen Erde der Herrerias, in der Nähe von Cuevas (Provinz Almeria), schwammige Klumpen von natürlichem Silber in einer Tiefe von nur 40 *m* und in anstossenden Schichten (dans des couches affleurantes) entdeckt. Schon die Phönicier haben in Iberien Silber an der Oberfläche des Bodens gesammelt. Die Stationen, wo die Verf. am reichlichsten Silber antrafen, liegen in einem Radius von 2—17 *km* um die Herrerias herum. Es ist ganz sicher, dass das Silber von dem Beginn des Bronzealters an im Gebrauch war neben dem primitivsten Kupfercelt. Man wendete das Silber an nicht blos zu Armbändern, Ringen, Ohrgehängen, Nieten an Hellebarden und Dolchen, Pfriemen, sondern auch zu Bändern und Diademen, wie deren an einzelnen Schädeln noch gefunden wurden. Die Ausstattung der einzelnen Gräber war eine so verschiedene, dass man an eine organisirte Gesellschaft, ja an eine hierarchische Einrichtung denken muss.

Von Schädeln wurden 80 gut erhalten. Ihre Bearbeitung hat Hr. V. Jacques übernommen. Die Analyse der Metallgegenstände ist Hrn. Paul Claes in Löwen anvertraut worden. —

Das ist eine kurze Uebersicht der Ergebnisse, welche die Verfasser bei ihren Untersuchungen auf einem verhältnissmässig so beschränkten Gebiete gewonnen haben. Ich wünsche ihnen um so mehr Glück dazu, als sie damit eine der Voraussetzungen bestätigt haben, welche sich aus einer unbefangenen Betrachtung des historischen Stoffs längst ergeben hatten. In meinen Berichten über die portugiesische Prähistorie (Sitzung vom 20. November 1880 und Compte rendu du Congrès intern. de Lissabon) habe ich zahlreiche Nachweise über die Existenz einer Kupferzeit, namentlich in Algerien, sowie über Stationen der Stein- und der Metallzeit geliefert. Die Citania dos Briteiros und die anderen Burgen der Vorzeit, welche sich im Norden von Portugal finden, entsprechen wahrscheinlich den alten Bergfesten, welche die Herren Siret aus Südspanien beschreiben; ich glaubte Grund zu haben, gewisse Funde daselbst phönikischem Einfluss zuzuschreiben, und ich denke jetzt, wo so reiche und so verwandte Funde gerade in dem Theile Spaniens gemacht sind, der punischer Herrschaft und Besiedelung vorzugsweise ausgesetzt war, dass aus einer Vergleichung der portugiesischen und spanischen Alterthümer sehr werthvolle Schlüsse sich ergeben werden. Leider scheint nach den Tafeln, welche die Herren Siret ihrem Prospekte beigelegt haben, das Topfgeräth einen sehr eintönigen Charakter zu haben und wenig Ornament zu bieten. Indess das wird sich erst genau übersehen lassen, wenn das Ganze vorliegt, gleichwie erst dann zu beurtheilen sein wird, ob die Auffassung, dass das Volk selbst stets dasselbe geblieben sei und dass sich eine Culturperiode aus der anderen entwickelt habe, wie ich wenigstens die Verfasser verstehe, die zutreffende ist. Auf alle Fälle danke ich den Herren Siret im Namen der vergleichenden Archäologie für diese, in so überwältigender Fülle quellenden und so wichtigen Nachrichten.

(33) Hr. Theodor v. Bunsen hat

peruanische Alterthümer in Leiden

kurz besprochen, die nach seiner Meinung Hinweise auf die Vorgeschichte America's geben. Es sind dies

1) Durchzeichnungen der piedras marcadas bei Corallones, $^1/_2$ Tagereise SW.

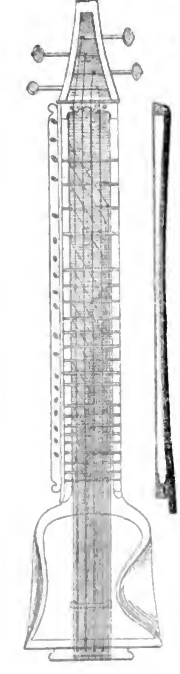
von Arequipa, die er 1871 hergestellt hat. Er nennt Abbildungen von Menschen, Vierfüssern, Fischen und Spinnen (?), phallischen Zeichen und Schlangen. Besonders eigenthümlich findet er das Bild eines Hirsches.

2) einen Abklatsch eines glatten, grünen, sehr fein gravirten Steines von Arequipa, auf welchem Menschen in Kondorgestalt zu sehen sind, wie sie die mittlere Reihe der Skulpturen auf dem grossen Monolith zu Tiahuanuco bilden.

3) zwei Knochen, die einst eine Flöte bildeten und die nach der Ansicht heutiger Peruaner aus Menschenknochen angefertigt seien.

(34) Hr. Hans Virchow bespricht einen Fall von Polydaktylie bei einem Embryo.

(35) Hr. Basil Bensengie, Vicepräsident der anthropologischen Section der Kais. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft, der Anthropologie und Ethnologie zu Moskau, hat dem Vorsitzenden eine russisch geschriebene Brochüre übersendet, welche die



Zwergenfamilie Kostezky

behandelt. Vater und Mutter sind gut gewachsene Personen, die Mutter kleiner und zarter. Von den 6 Kindern sind 4 Zwerge (2 Knaben und 2 Mädchen), ein Mädchen ist von normaler Grösse, ein anderes scheint im Wachsthum stillzustehen.

(36) Hr. K. N. Bahádhurji aus Bombay hält einen Vortrag über ein

indisches Saiteninstrument, genannt Taus.

Das Instrument, welches ich Ihnen vorführe, bitte ich nicht als eine Curiosität zu betrachten und darüber vom blossen Schein ein Urtheil zu fällen, sondern sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen, dasselbe eingehend zu prüfen. Ich bin überzeugt, dass Ihre Mühe, dieses Instrument auch in Europa einzuführen, nicht umsonst wäre. Ich bin mit Vergnügen bereit, es zu erklären und Ihnen darauf vorzuspielen, damit Sie selbst die Tonfähigkeit desselben beurtheilen können. Das Instrument wird in indischer Sprache Taus, d. h. Pfau genannt. Schon in seiner äusserlichen Gestalt ähnlich dem Cello, wird es, wie dieses, mit dem Bogen gespielt. Das musikalische Genie eines Volkes kann man erreichen durch Studium sowohl der Theorie, als auch der Anwendung derselben, für welche letztere dieses Instrument sich ganz besonders eignet. Bei der Violine und dem Cello giebt es Obertöne in dem Körper der Instrumente, ebenso ist es hier. Sie sehen die vier normalen Saiten, wie beim Cello. Unter diesen aber bemerken Sie noch viele andere, deren Zweck ich sogleich erklären werde. Die Hälfte davon ist aus Kupfer und für die Bassnoten bestimmt, weil diese eine grosse Spannung nicht vertragen können; die andere Hälfte ist aus Stahl und für zwei Octaven höher bestimmt, so dass, wenn die erste Octave vom Violin-Schlüssel auf

der Obersaite gespielt wird, zugleich mit ihr unten zwei Octaven, eine tiefere und eine höhere, mitklingen. Aber das ist nicht alles. Mit jeder Note klingen die dritte und fünfte mit, so dass z. B. beim oberen C unten, ausser C, noch E und G mitklingen, welche Obertöne von C sind. Beweist dieses nicht hinreichend, dass die Orientalen den Werth der Harmonie verstanden und mit Geist diese in einem Saiteninstrument zur Anwendung brachten? Diese Anordnung dient zu dreifachem Zweck: 1. Der Klang ist bereichert. 2. Der Effect ist der eines Terzetts oder Quartetts. 3. Obgleich der Ton nur einen kleinen Umfang hat, dringt er durch den Mitklang der unteren Saiten weiter, als man anzunehmen pflegt. Ich meine, dass, obgleich der Ton nicht sehr voll ist, man ihn doch in weiter Entfernung hören kann. Ich darf, ohne zu übertreiben, behaupten, dass der Ton der menschlichen Stimme sehr ähnlich ist.

Die Querstangen bezeichnen die Noten: sie sind verstellbar, so dass man jede Tonart bestimmen kann. Der Vortheil besteht darin, dass man mit Leichtigkeit in jeder Tonart vom Blatt spielen kann, ohne durch überflüssige Noten gestört zu werden. Es giebt keine klassische indische Musik. Die Indier spielen Gesangstücke, und da eine Saite, welche den Umfang von drei Octaven hat, dazu genügt, streichen sie die anderen nur mit, um sie mit den tiefen Noten zu einem Accord zu vereinigen. Ich wünschte, dass das Instrument in Europa, wie das Cello, auch für klassische Musik benutzt würde. Es eignet sich ganz besonders für Oratorienmusik und Serenaden, von denen ich Ihnen jetzt einige vorspielen werde. Für die gütige Aufmerksamkeit, welche Sie meinen Worten widmeten, sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. —

Die von Hrn. Bahádhurji gespielten Stücke finden bei der Gesellschaft grosse Anerkennung.

Der Vorsitzende dankt dem Künstler für die ungewohnte Leistung und spricht die Hoffnung aus, dass die Anregung desselben nicht verloren sein möge.

(37) Hr. Voss bespricht unter Vorlage der Gegenstände einige

neue Erwerbungen des Königl. Museums für Völkerkunde.

1. Einen grossen Bronzefund von Bewerdiek, Kreis Neustettin. Derselbe enthält eine grössere Anzahl verschiedener Halszierrathen, ähnlich den bekannten von Callies und Nassenheide, ausserdem aber eine in mehreren Exemplaren vertretene, ganz neue Form, welche aus je fünf, in getriebenem Bronzeblech ausgeschnittenen, dachziegelförmig aufeinander gelegten, kragenförmigen Streifen mit eingepunzten Verzierungen zusammengesetzt ist. Ferner gepunzte Zierplatten und brillenförmige Spiralenscheiben, ähnlich denen von Floth, Stücke von Gürtelblechen, eine grössere Anzahl von getriebenen Buckeln mit Knopf auf der hohlen Rückseite, ähnlich denen von Floth und Saleske, ein eigenthümliches, durchbrochenes, konisches, leider sehr beschädigtes Geräth, einen langen vierkantigen, an dem einen Ende durchbohrten Stift und die Hälfte einer getriebenen, brillenförmigen Bügelfibel. Der Fund wird später ausführlicher publicirt werden.

2. Eine sehr schön erhaltene, 37,6 *cm* lange, am Schaft ausserordentlich reich tauschirte eiserne Lanzenspitze, gefunden im Lehm bei Paretz, in der Gegend von Potsdam, ein Geschenk des Hrn. Banquier Theophil Haslinger hierselbst. Ein fast ganz gleiches Exemplar ist, nach gütiger Mittheilung des Herrn Olshausen, bei Ulfsparre, Svenska Fornsaker Fig. 243 abgebildet und wahrscheinlich auf Gotland gefunden. Aehnliche sind auch in Norwegen gefunden

(Rygh, Norske Oldsager Fig. 531 u. 532). Von Ulfsparre sowohl, wie von Rygh werden diese Lanzenspitzen der Vikinger-Zeit zugetheilt. Wenn das auch für die bei Rygh abgebildeten zutreffen mag, so würde für die anderen beiden, von Gotland und Paretz, doch ein etwas höheres Alter in Anspruch zu nehmen sein, da die Ornamentirung in ihrer Figuration sich ganz eng an die eingeschnittenen Verzierungen auf den Lanzenschäften aus dem Moor von Kragehul (Engelhardt, Kragehul Mosefundet Taf. II Fig. 4) anlehnt, nur mit dem einzigen Unterschiede, dass auf den hölzernen Lanzenschäften die Figuren abgerundet sind, während sie auf den Lanzenspitzen scharf eckig gehalten sind. Darnach würden sie der Zeit der Moorfunde näher zu rücken und etwa dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. zuzuschreiben sein.

3. Einen sehr interessanten Bronzefund aus dem Rehnitzbruch bei Soldin, welchen das Kgl. Museum der Güte des Hrn. P. Wendeler in Soldin verdankt. Derselbe besteht aus einem dünnen, mit einem System von feinen Querlinien verzierten Halsring mit Hakenschliessen und etwa 240 kleineren und 13 grösseren Bronzeperlen, sowie 12 Bronzebommeln. Perlen und Bommeln entsprechen dem ganz ähnlichen Funde von Gennin, Kreis Landsberg (v. Ledebur, Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer 1838 S. 62), wo dergleichen Bronzeperlen und -Bommeln an einem, vom Rost zerstörten, eisernen Ringe um den Hals einer, bei der Eröffnung des Grabes in Trümmer zerfallenen Urne geschlungen waren.

4. Einen ganz ähnlichen Fund von Bronze- und Bernsteinperlen und -Bommeln aus dem Moor bei Werbelitz, Kreis Soldin, welchen ebenfalls Herr P. Wendeler in Soldin dem Königl. Museum verehrt hat. Derselbe besteht aus 14 Perlen und 14 Bommeln aus Bronze, ganz ähnlich denen des vorigen Fundes, 27 Bommeln und 25 Perlen aus Bernstein, etwas rohen, zum Theil stark vergrösserten Nachahmungen der Bronzebommeln und Perlen, einem ganz kleinen geschlossenen Ringe, 2 sehr gut erhaltenen Armspiralen aus dünnem Bronzedraht mit schleifenförmiger Umbiegung und zusammengedrehten Enden, sowie zwei kleineren, unregelmässigen Bronzeringen aus einem etwas stärkeren kantigen Draht. Der Fund bildet einen sehr lehrreichen Beitrag zu der Geschichte unserer alten heimischen Bernsteinindustrie.

(38) Hr. Voss erläutert eine

grössere Sammlung von Fundobjecten aus der Gegend von Culm a. W.,

welche Hr. Wasserbauinspector Bauer zu Culm zur Ansicht eingesandt hat. Dieselben entstammen zum Theil dem Skeletgräberfelde am Lorenzberge, Gemarkung Kaldus, Kreis Culm, über welches bereits Hr. Dr. Lissauer im Jahre 1878 in der Zeitschrift für Ethnologie (Crania Prussica) berichtet hat. Die Funde gehören sehr verschiedenen Zeiten an, von der Steinzeit bis zur letzten heidnischen Zeit, welche namentlich durch eine grosse Anzahl von Schläfenringen vertreten ist. Ausserdem sind noch zwei andere Fundstellen vertreten, ein „Scherbenfeld“ bei Uszcz, ein Kiesfeld, wo bisher noch keine Gräber, sondern nur einige mit Steinen belegte Feuerstellen entdeckt werden konnten, und eine andere, „Althausen“ genannte Stelle, wo zahlreiche Feuersteinsplitter mit vielen einfachen Scherben ohne Verzierung, sowie einige eiserne Gegenstände, zum Theil aus römischer Zeit, ein Spinnwirtel und kleine grüne und gelbe Glasperlen römischer Zeit gefunden wurden. Auf der Fundstelle von Uszcz kamen, ausser einigen Feuersteinsplittern, späteren Eisensachen und einigen Scherben mit Burgwallornament, zahlreiche mittelalterliche mit Stempelverzierungen vor. Ausserdem wurde dort in der Nähe ein kleines Thon-

gefäss von der Grösse und Form eines Wasserglases gefunden, welches einen Hacksilberfund enthielt. Ein Theil des Fundes, sowie das Gefäss befinden sich im Königlichen Museum zu Berlin.

(39) Hr. Bildhauer Fritze hat gedrehte und Wendelringe mit grosser Geschicklichkeit imitirt, welche vorgelegt werden.

(40) Hr. Dr. med. Taubner zu Neustadt in Westpreussen übersendet unter dem 16. Juni folgende Mittheilung über einen

Landkartenstein auf dem Schlossberge zu Neustadt, Westpreussen.

Das pomerellische Hochplateau, ein Theil des uralisch-baltischen Höhenzuges, das in dem Thurmberg bei Karthaus eine ungefähre Höhe von 1000 Fuss über dem Meeresspiegel erreicht und welches auch die kassubische Schweiz genannt wird nach den, einen eigenartigen slavischen Dialect redenden, auf ihm wohnenden Kassuben, bietet, wie selten eine Gegend Deutschlands, eine reiche Ausbeute an alterthümlichen Funden. Die Umgegend der auf diesem Plateau liegenden Stadt Neustadt speciell weist einen stattlichen alten Burgwall auf, welcher auf dem sogenannten Schlossberge, auf einer, nur durch einen schmalen Zugang mit dem übrigen Höhenzuge verbundenen steilen Bergkuppe, sich befindet. In der kesselförmigen Vertiefung dieses Burgwalls finden sich sehr zahlreich Scherben mit Ornamenten des Burgwalltypus. Der Schlossberg, sowie seine näheren und weiteren Nachbarn sind mit zahlreichen Hügelgräbern besetzt, die der neolithischen Zeit angehören und von einer Bevölkerung herstammen, die ihre Todten nicht verbrannte. Alle bisher in der Nähe von Neustadt geöffneten prähistorischen Gräber enthielten, ausser Steinwerkzeugen, entweder nichts als Beigaben oder nur einzelne dürftige Gegenstände. Der Verfasser stellte anfangs dieses Jahres eine Karte des näheren Ausdehnungsgebietes der prähistorischen Tumuli auf dem rechten Ufer des Rhedaflusses, an dem Neustadt liegt, fest und explorirte dabei die einzelnen Höhenzüge ziemlich eingehend. Bei einer dieser Excursionen stiess er unweit des erwähnten Burgwalls auf einen nur wenig aus dem Boden hervorragenden Stein, der zahlreiche bogenförmige Linien, in auffallend gleichartiger Weise eingeritzt, enthielt. Bei näherer Betrachtung war es ihm klar, dass hier eine menschliche Hand thätig gewesen war. Beim Abheben der oberflächlich bedeckenden Erdschicht liessen sich die Einritzungen auf allen Seiten weiter verfolgen. Der Besitzer des Terrains, Hr. Graf von Keyserling in Neustadt, gestattete in entgegenkommender Weise die weitere Untersuchung, und es stellte sich nach völliger Freilegung des Steins nunmehr Folgendes heraus: Der Stein hat die ungefähre Gestalt eines Sarges mit hohem Deckel, misst 180 *cm* in der Länge, 87 in der Breite und 100 in der Höhe. Diese Maasse ergeben praeter propter $1\frac{1}{2}$ Raummeter Volumen. Er besteht aus stark feldspathhaltigem Granit von hellröthlicher Farbe. Der ganze Mantel des Steins ist, bis auf einen kleinen Bruchtheil, der sich als Grundfläche präsentirt, mit halben Kreislinien, mit gewellten Linien von nicht mathematischer Natur und mit muldenförmigen, flachen Aushöhlungen bedeckt. Ziemlich auf der höchsten Stelle des Mantels befindet sich ein liegendes Kreuz, das Winkel von 45° und 135° bildet. Auf der, der Lage des Steins nach östlichen Seite, ist der Anfang zu einer recht grossen Mulde zu sehen; man sieht hier die verschiedenen Stadien der Meisselarbeit. Zuerst Längs- und Querrillen, so dass ziemlich gleich grosse Vierecke entstehen, dann, durch Heraussprengung dieser Vierecke in einer gewissen Dicke, eine treppenartige Fläche, schliesslich die noch rauhe, doch schon



D. B. Danziger Bucht, *H.* Hela, *H. E.* Hela Ende, *P.* Putzig, *R.* Radaune, *Rh.*, *Rh'.*, *Rh''.* Ursprung des Rhedaflusses und Fortsetzungen desselben bis zum Brückschen Bruch, *F.* Ferse-Ursprung, *St.* Stolpe-Ursprung, *L. S.* Lebasee.

gewölbte Höhlung. Die durch die Freilegung des Steins entstandene Grube hat eine Tiefe von 1 *m*, das höchste Niveau des Steins schnitt ziemlich genau mit der Bodenfläche ab. Verwitterung ist nur an einem kleinen Theil des Mantels zu constatiren, fast genau so weit, als der Stein am Tage der Entdeckung frei lag. Der Verfasser war sich bald darüber klar, dass bei den, sich dem Auge präsentirenden, verschiedenen Bildern an Buchstaben oder Runen nicht zu denken sein konnte. Auch für eine etwaige Bilderschrift waren die einzelnen Bilder zu monoton und zu sehr gehäuft. Dagegen erwies sich seine Annahme, dass man es hier mit einer Darstellung des umgebenden Hügelterrains und der dazu gehörigen Wasserläufe zu thun habe, als zutreffend, sobald er mit dem Centimetermaass die respectiven Entfernungen der einzelnen Zeichen auf dem Stein und den Hügelketten und Wasserläufen auf der Karte des Kreises Neustadt und weiter verglich. Vielfach zeigte der Stein eine kleine Mulde, wo die heutige Karte Moorbruch angiebt. Als Grenzen der Eingrabungen lassen sich bestimmen: im Norden die Ostsee, im Osten die Weichsel, im Süden die Radaune und der Anfangslauf der Ferse, im Westen der Anfangslauf der Stolpe und die Leba. Das den Stein umgebende und das ihm unterliegende Erdreich war compacter Lehm. Er liegt auf der Höhe eines sanft abfallenden Bergabhangs; dicht vor ihm thalwärts befand sich eine Grube, wie von einem ausgerodeten Baumstumpfe. Ferner liegt etwa 30 Schritte von diesem Stein ein stattlicher flacher Stein mit rinnenartiger Vertiefung. Dieser letztere Stein lag ebenfalls nur mit einem geringen Theile frei und war sonst unter einer etwa 1 Fuss dicken Erdschicht verborgen. Sollten vielleicht beide von ihren ursprünglichen Besitzern in kriegerischer Bedrängniss versenkt, beziehungsweise verschüttet worden sein? Was hat schliesslich das liegende Kreuz auf dem Steine zu bedeuten? Verfolgt man die ostwestliche Linie nach beiden Seiten, so stösst man auf die Quelle des Rhedaflusses und auf die Einmündung desselben in das Brücksche Moor. Es ist also das Instrument zum Winkelmessen, das der Künstler unverschiebbar sich auf dem Steine fixirte, und der Durchschnittspunkt der beiden Kreuzlinien fixirt zugleich für die Dauer des Steins selbst den Punkt, auf dem er liegen sollte.

(41) Hr. Bastian macht die Mittheilung, dass Studienkarten für die Benutzung des Museums für Völkerkunde in liberalster Weise an Mitglieder der Gesellschaft vertheilt werden.

Sitzung vom 16. Juli 1886.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Schon wieder hat die Gesellschaft den Tod eines ihrer correspondirenden Mitglieder zu beklagen. Prof. Constantin Grewingk ist am 18. Juni zu Dorpat sanft entschlafen. Viele Jahre hindurch war er fast der einzige Vertreter der Prähistorie in den baltischen Provinzen; in zahlreichen Schriften hat er seine eigenen Ergebnisse und die literarisch bekannten Verhältnisse zusammengestellt. Als Graf Sievers mit ungewöhnlichem Glück seine Untersuchungen eröffnete und bald ältere Fundstellen nachwies, als Grewingk überhaupt zuzugestehen geneigt war, entstand jener Streit, der meine eigene Intervention veranlasste. Obwohl ich genöthigt war, mich gegen Grewingk zu entscheiden, so hat ihn das doch nicht nur nicht abgehalten, die alten Beziehungen festzuhalten, sondern er hat auch kein Bedenken getragen, der Wahrheit die Ehre zu geben. Möge sein Name in ehrenvoller Erinnerung gehalten werden.

Am 24. Juni ist zu Venedig der, durch die Streitigkeiten über die Runenlanzenspitze und die späteren Knochenfunde von Torcello bekannte Nicolò Battaglini gestorben.

Wir haben ferner eines unserer wenigen lebenslänglichen Mitglieder verloren, auf dessen Mitwirkung wir noch grosse Hoffnung gesetzt hatten. Friedrich Henning, Dr. med. und Jahre lang im persönlichen Dienst des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien, ist am 8. Juli in Darmstadt gestorben, nachdem er, schon schwer erkrankt an einem Gehirnleiden, in das Vaterland zurückgekehrt war.

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Dr. phil. Franz Schwartz, Berlin.
„ H. Willmanns, Vice-Consul d. Ver. Staaten von Mexico, Berlin.
„ C. Riegler aus Deli, Sumatra.
„ Hauptstein, Lehrer in Griessen bei Gross-Gastrose, Kr. Guben.

Das correspondirende Mitglied, Hr. E. Vedel, erklärt in einem Briefe aus Soroe nachträglich, dass er, falls er der Gesellschaft in irgend welcher Weise nützlich sein könne, es als eine Ehre ansehen werde, für deren Interesse nach besten Kräften zu wirken.

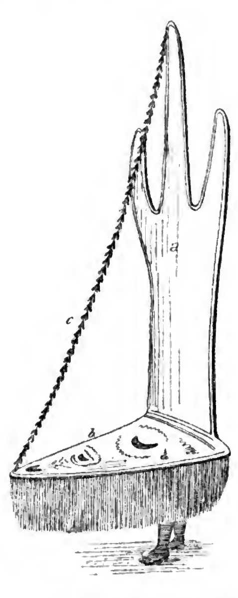
(3) Der Vorsitzende legt ein neues Programm der Uralischen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften (Präsident Geh.-Rath J. Ivanoff) in Betreff der wissenschaftlichen und industriellen Ausstellung Sibiriens und des Ural vor, welche am 14./26. Juni eröffnet werden solle.

(4) Hr. O. Finsch übersendet mit Schreiben von Bremen, 13. Juli, folgende Bemerkungen über eine

Tanzmaske von Südost-Neu-Guinea.

Unter den zahlreichen ethnologischen Sammlungen aus Englisch Neu-Guinea, welche in der „Colonial and Indian Exhibition“ vom vorigen Jahre in London

ihren Platz in der Abtheilung der Colonie Queensland gefunden hatten, wurde mein Interesse vor Allem durch ein Stück angezogen, eine colossale Tanzmaske, von der ich beifolgende Skizze entwarf. Obwohl, wegen Mangel an Zeit, nur sehr flüchtig aufs Papier geworfen, ist sie in Form und in den Grössenverhältnissen richtig und somit hinreichend, eine bessere Vorstellung zu geben, als eine lange Beschreibung. Ich kann mich daher auf die kurzen Bemerkungen meines Notizbuches beschränken. Das ganze Machwerk ist von den Füssen des Trägers an bis zur Spitze an 12 Fuss hoch und aus dem gewebeartigen Bast von der Blattbasis der Cocospalme, über einem Gestell von gespaltenem Bambu oder Rohr zusammengenäht, ganz in derselben Weise, wie die Eingebornen von Freshwater-Bai die ungeheuren Segel ihrer grossen Canoes (Lakatois) verfertigen. Das Ganze ist also sehr leicht. Der senkrechte obere Theil (*a*) endet in drei sonderbare Zipfel, die an eine Narrenkappe erinnern und ist in grotesken Mustern roth, schwarz und weiss bemalt. Dasselbe gilt für den wagerechten Basistheil (*b*), der einen colossalen Thierkopf, anscheinend vom Crocodil, darstellen soll. Von der Spitze dieses Thierkopfes bis zur äussersten Spitze des senkrechten Theiles läuft, wahrscheinlich der grösseren Haltbarkeit wegen, ein Strick (*c*), der artig mit weissen Federn verziert ist. Der untere Rand des Basistheiles ist mit buntgefärbten zerschlissenen Blattfasern der Sagopalme dicht besetzt, demselben Material, aus welchem die Röckchen der Weiber angefertigt werden. Dieser dichte Faserkranz dient sowohl als Verzierung, als auch um den Maskenträger möglichst zu verdecken, von dem nur die Füsse bis zur Hälfte der Waden sichtbar sind.



Das betreffende Stück war in der „Gruppe XII. Ethnology, Archaeology and Natural History“ von den „Queensland Commissioners“ ausgestellt und ist im Kataloge der Queensland-Ausstellung (p. 17) Nr. 357 (32) unter „Large Masks or head-dresses, used in war dance“ aufgeführt. Eine Localitätsangabe fehlte leider, wie allen Stücken der im Ganzen sehr oberflächlich und schlecht arrangirten ethnologischen Sammlungen aus Neu-Guinea.

Diese Art von Masken, von denen auch das British-Museum einige kleinere Stücke besitzt, dienen aber keineswegs dem „Kriegstanze“, sondern jenen fröhlichen Festen, wie sie allenthalben in Melanesien stattfinden und wobei Maskirungen eine so bedeutende Rolle spielen, — ein Capitel, über welches sich viel schreiben liesse. Unter all den grotesken Masken, wie sie schon Neu-Guinea in so reicher Auswahl bietet, sind solche, wie die hier dargestellte, jedenfalls die merkwürdigsten und übertreffen allein schon durch ihre ungeheure Grösse alle anderen. Sie stammen aus dem Elema- und Namau-District von Freshwater-Bai an der Südostküste Neu-Guineas und sind meines Wissens bisher nur von James Chalmers erwähnt worden (Vergl. „Work and adventures in New-Guinea“ London 1885 p. 197 und 233 und

„Pioneering in New-Guinea“ London 1887 p. 49, 72 und 85.). Leider erwähnt de genannte ausgezeichnete Kenner Neu-Guineas diese Masken und deren Verwendung nur flüchtig; künftige Forscher werden uns erst eingehender zu belehren haben. Wie Chalmers bemerkt, werden diese Masken zuweilen in grossen Häusern aufbewahrt, über welche ein „Tabu“ herrscht, meist aber nach Beendigung der Festlichkeiten verbrannt. Dieser Umstand erhöht ihre Seltenheit für Sammlungen, wie ohnehin schon der Transport solcher Masken, bei der Grösse und Zerbrechlichkeit des Materials, grosse Schwierigkeiten verursacht.

Das hier dargestellte Stück ist jedenfalls dasselbe, welches Hr. C. W. Pleyte in den Verhandlungen dieser Gesellschaft (Sitzung vom 15. Januar 1887) kurz beschreibt und (S. 31 Fig. 3) abbildet. Diese Abbildung ist aber insofern unrichtig, als sie die Maske falsch gestellt und die Beine an der verkehrten Stelle zeigt, wie eine Vergleichung sogleich lehrt. In dieser Weise lässt sich die Maske überhaupt gar nicht tragen. Mit einer „Dug-Dug“-Maske Neu-Britanniens hat diese übrigens keine Aehnlichkeit, auch stammt sie nicht vom „Murray-River“, da es einen solchen Fluss meines Wissens überhaupt nicht in Neu-Guinea giebt.

Zum Schluss möge noch bemerkt sein, dass der von Hrn. Pleyte (a. a. O. S. 30) erwähnte und in Fig. 1 abgebildete „Soul-catcher“ keineswegs so unbekannt ist, als der Verfasser meint. Ich verweise auf das interessante Capitel „Soul-traps of Danger-Island“ (p. 180) in „Life in the Southern-Isles“ von Rev. William Wyatt Gill (London 1876), in welchem dieses sonderbare Geräth ausführlich und hinsichtlich des Gebrauchs abweichend von Pleyte beschrieben und (p. 181) trefflich abgebildet wird.

(5) Hr. A. Ernst schickt mit Begleitbrief von Caracas, 20. Juni, nachstehende Abhandlung über

die ethnographische Stellung der Guajiro-Indianer.

Als ich vor 17 Jahren meine Abhandlung über die Guajiro-Indianer im zweiten Bande der Zeitschrift für Ethnologie (Berlin 1870) veröffentlichte, sprach ich die Hoffnung aus, dass dieselbe genügendes Material bieten möchte, damit Andere, denen reichere literarische Hülfsmittel zu Gebote ständen, die ethnographische Stellung dieses interessanten Stammes aufklären könnten. Dies ist, so viel ich weiss, bis jetzt nicht geschehen, mit alleiniger Ausnahme einer höchst wichtigen Bemerkung, welche der hochverdiente Altmeister der deutschen Anthropologie, Herr Professor Virchow, in seiner Mittheilung über die, von Hrn. Dr. Sievers von der Westküste der Guajiro-Halbinsel nach Europa gebrachten Skelette und Schädel gemacht hat (Verh. d. Gesellsch. f. Anthropol. 1886, S. 695), auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

Dagegen sind in den letzten Jahren mehrere neue und bedeutende Arbeiten über die Guajiros erschienen, welche die Lösung der angeregten Frage wesentlich erleichtern. Unter diesen verdient in erster Linie genannt zu werden der von dem neugranadinischen Priester Rafael Celedon bearbeitete Versuch einer Grammatik und eines Vocabulars der Guajiro-Sprache, welchen E. Uricoechea im dritten Bande der Bibliothèque linguistique américaine von Maisonneuve et Co. (Paris 1878) herausgegeben hat. Trotz aller Mängel ist das Buch eine sehr verdienstvolle Arbeit, und bildet namentlich das Vocabular eine Grundlage, auf welcher spätere Forscher weiter bauen können. Es sei mir hierbei verstattet, die Bemerkung zu machen, dass Uricoechea in einem Anhange die von mir veröffentlichte Wörtersammlung, die überhaupt die erste aus dieser Sprache war, vollständig aufgenommen hat, ohne

jedoch die Quelle zu nennen, die er benutzt hat. Uricoechea vergleicht in der, von ihm geschriebenen Einleitung zu Celedon's Grammatik die Sprache der Guajiros mit den Sprachen anderer südamerikanischer Stämme; doch ist ihm der wahre Sachverhalt nicht klar geworden, obschon es ihm weder an den erforderlichen Kenntnissen, noch auch an der betreffenden linguistischen Literatur fehlte.

Von grossem ethnographischen Interesse ist eine Abhandlung des englischen Ingenieurs F. A. A. Simons (An Exploration of the Goajiro Peninsula, Proceed. R. Geogr. Soc., Dec. 1885), des ersten gebildeten Europäers, der einen beträchtlichen Theil der Guajira aus eigener Anschauung kennen lernte. Man gewinnt aus seiner Darstellung ein klares Bild der eigenthümlichen socialen Verhältnisse, in denen die Bewohner der Halbinsel leben. Was die spanischen Schriftsteller in ihren mageren Berichten mit dem unbestimmten Namen „parcialidades" bezeichnen, erkannte Simons vollkommen richtig als Familie im ethnographischen Sinne (Clan, gens), und von mehreren derselben giebt er den gewöhnlichen Aufenthaltsort und das betreffende Totem an.

Eine ähnliche Gliederung ist allerdings sehr bekannt unter den nordamerikanischen Stämmen; dagegen scheint sie in Südamerika, so viel ich weiss, nur bei den Arawaken in Guayana vollständig ausgebildet, wie Richard Schomburgk (Reisen in Britisch-Guiana, Leipzig 1848; II, 459) und namentlich Everard im Thurn (Among the Indians of Guiana, London 1883) darlegen.

Diese Uebereinstimmung in einem Punkte von so hervorragender Bedeutung brachte mich vor etwas mehr, als einem Jahre auf den Gedanken, die Guajiros und Arawaken im Allgemeinen, so weit es mir möglich sein würde, in Bezug auf die drei wichtigsten ethnographischen Momente (Sprache, Sitte und anthropologische Eigenschaften) zu vergleichen. Während die ersten beiden der genannten Punkte verhältnissmässig geringe Schwierigkeiten machten, konnte ich bezüglich des dritten fast nichts erreichen, da ich kein Material zu directen Vergleichen hatte, und die ohnehin spärlichen Angaben bei den verschiedenen Autoren mir entweder unzugänglich waren oder auch, bei ihrer Unvollständigkeit, kaum einen, über blosse Vermuthungen hinausgehenden Schluss rechtfertigten.

Um so erfreulicher war es mir, in dem, mir am Ende des vorigen Monats zugegangenen November-Hefte der Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft (1886) die bereits oben citirte Bemerkung des Hrn. Prof. Virchow zu lesen: „Die Thatsache, dass im wesentlichen alle die zersprengten Glieder des Arrowaken- oder Aruaken-Stammes im nördlichen Südamerika denselben Schädeltypus zeigen, darf als constatirt gelten." Da diese Aeusserung als Resultat der Untersuchung mehrerer Guajiro-Schädel ausgesprochen wird, bestätigt sie in höchst willkommener Weise, was sich mir aus sprachvergleichenden und anderen ethnographischen Parallelen ergeben hat, nehmlich: dass die Guajiros in der That „eines der zersprengten Glieder des Arrowaken- oder Aruaken-Stammes" sind.

Ich will versuchen, dies aus der Zusammengehörigkeit der betreffenden Sprachen, sowohl in Bezug auf das Wörterbuch, als die Grammatik, näher zu begründen; ich werde dann auch die, mit Sitte und Gebrauch zusammenhängenden Verhältnisse bei beiden Stämmen besprechen. Die physische Anthropologie kann nach Herrn Virchow's Untersuchungen zunächst der Hauptsache nach als erledigt angesehen werden, und werde ich diesen Punkt darum nicht weiter berühren. Vielleicht bin ich später einmal im Stande, durch directe Beobachtungen und Messungen an lebenden Individuen einen weiteren Beitrag zur Kenntniss der Guajiros zu liefern.

Für die Sprache der Guajiros bediente ich mich ausser der schon erwähnten

Arbeit von Rafael Celedon mehrerer Wörtersammlungen von Julio Calcaño und Ramon Yepes (abgedruckt in Resúmen de las Actas de la Academia Venezolana, Caracas 1886), von Simons (aus dem ungedruckten Theile des mir vom Verfasser freundlichst zur Benutzung übergebenen Originals der oben citirten Abhandlung), und einiger anonymer Vocabulare, die ich aus Maracaibo erhielt. Schliesslich ist noch eine werthvolle Arbeit von Jorge Isaacs zu nennen, von welcher jedoch bis jetzt nur ein Theil unter dem Titel „Estudio sobre las tribus indígenas del Estado de Magdalena, antes Provincia de Santamarta" in den Anales de la Instruccion pública de los Estados Unidos de Colombia (Bogotá, Vol. VIII, p. 177—352) erschienen ist. Der Verfasser handelt von der Sprache der Guajiros auf p. 216—241; er hält dieselbe für einen Zweig des caribischen Stammes, was er aber nur Arístides Rójas nachschreibt, der diese Ansicht ohne irgend welche Begründung in seinen Estudios indígenas (Caracas 1878) angedeutet hatte. Betreffs des irre leitenden Datums (September 1884), welches das Heft der Anales trägt, in dem die Arbeit von Isaacs steht, verweise ich auf die Anmerkung zu meiner Mittheilung über die Sprache der Motilonen in den Verhandlungen der Anthrop. Gesellschaft (S. 376).

Für die Sprache der Arawaken benutzte ich die von Richard Schomburgk am Ende des zweiten Bandes seiner „Reisen in Britisch-Guiana" mitgetheilten Vocabulare und grammatischen Bemerkungen, das bereits citirte Werk von Everard im Thurn, so wie desselben Verfassers Tables of Indian Languages of British Guiana (Georgetown, Demerara, 1678 [sic!], 12 Seiten in Folio mit 189 Wörtern; diese Listen wurden in der Colonie vertheilt, um die Ausfüllung der vorhandenen Lücken zu erreichen). Ferner lag mir vor Brinton's Abhandlung „The Arawack Language of Guiana in its linguistic and ethnological relations (Philadelphia 1871) und die Grammatik und das Wörterbuch der Arawakischen Sprache des Herrnhuter Missionärs Theodor Schultz, welche beide im VIII. Bande der Biblioth. linguist. amér. von Maisonneuve (Paris 1882) veröffentlicht worden sind.

Was zunächst die Namen der beiden hier in Betracht kommenden Stämme betrifft, so ist folgendes zu bemerken. Man schreibt gewöhnlich Goajiro; doch ist aus etymologischen Gründen die Form Guajiro richtiger, was auch Uricoechea und Isaacs bestätigen. Die Aussprache der Indianer selbst entscheidet nichts, denn sie haben weder ein reines **o**, noch ein reines **u**, sondern einen dunklen Mischlaut, aus dem man bald das eine, bald das andere heraushört. Uricoechea leitet den Namen ab von guayú, Plural guayu-iru, i. e. Menschen, Leute (Einleitung zu Celedon's Grammatik, p. 12). Dieses guayú ist aber nichts weiter, als der Plural des Personal-Pronomens der 1. Person, welches substantivirt wurde und also eigentlich bedeutet: „wir, die Männer oder Leute κατ' ἐξοχήν." Im Arawakischen existirt dieselbe Form, die Th. Schultz nach deutscher Aussprache waiju schreibt, und es ist wahrscheinlich, dass auch der Name Guayana hiermit zusammenhängt, der also „Unser Land" oder auch „Land der Männer" bedeutet.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass viele Stämme im Verkehr mit Nachbar-Völkern sich einer exoterischen Benennung bedienen, sei es nun, dass sie dieselbe selbst gebildet haben, oder dass sie ihnen von den Fremden beigelegt worden sei, während der wirkliche Stammesname oft mit eigensinniger Sorgfalt und Scheu vor fremden Ohren verschwiegen wird. Das letztere thun die Guajiros nun ganz bestimmt mit den Namen der einzelnen Individuen, die immer nur mit einem zweiten, nicht selten christlichen Namen gerufen werden, wie Simons berichtet. Ob sie auch noch heute einen esoterischen Stammesnamen kennen, wage ich nicht zu entscheiden; doch scheint mir der folgende Umstand dafür zu sprechen. Das Wort

irúku oder eirúku, welches gewöhnlich „Fleisch“ bedeutet, wird auch als die all gemeine Bezeichnung für die ethnographische Familie oder gens gebraucht, so dass es die Idee der Blutsverwandtschaft ausdrückt. Dieses Wort eirúku existirt auch im Arawakischen: issirukuhu, „Fleisch“, und beide sind sicherlich identisch mit dem Namen lukku oder lokono, den sich die Arawaken geben. Die Vocale o und u stehen sich überall sehr nahe, und die Consonanten l und r sind nach dem Zeugnisse aller Autoren, welche über die Sprachen der Arawaken und Guajiros geschrieben haben, so wenig verschieden, dass es oft sehr schwer zu entscheiden ist, welchen von beiden das Ohr vernimmt, und es vielmehr scheint, als existire eine Art Halb-Vocal ($\binom{l}{r}$). Die Verschiebung des Accentes in lokóno erklärt sich aus dem Zusatze der Endung no. Da nun lukku ganz sicherlich der esoterische Name der Arawaken ist, so darf man annehmen, dass ursprünglich in dem Worte eirúku etwas ähnliches für die Guajiros lag, wenn ihnen auch heute diese Idee theilweise abhanden gekommen ist.

Der Name Guajiro kommt auch auf der Insel Cuba vor, wo die gewöhnlichen Landleute so genannt werden. Brinton (The Arawack Language, p. 12) leitet das Wort ab vom araw. wakai-jaru, „wertblos, schmutzig“. Ich bezweifle, dass diese Erklärung mit Bezug auf die cubanischen Guajiros irgend wie annehmbar sei, und sie ist es jedenfalls nicht, wenn es sich um die Bewohner der Guajiro-Halbinsel handelt, die sich selbst **guayu** nennen. So verkommen ist doch kein Stamm, dass er sich selbst als „werthlose, schmutzige Leute“ bezeichnen sollte, und am allerwenigsten würden es die selbstbewussten Guajiros der Halbinsel thun. Und selbst wenn wir annehmen, dass ihnen der Sinn des Wortes nicht mehr geläufig sei, so ist doch Brinton's Ableitung viel weniger einfach und natürlich, als die oben gegebene, und stimmt auch nicht zum Sprachgebrauche der Guajiros.

Der Name der Arawaken ist wahrscheinlich identisch mit dem der Brüllaffen oder Araguato. Ist das richtig, so stammt er von dem Guaraní-Worte aruái (Possenreisser, lächerlicher Mensch), zu welchem caí (eigentlich „furchtsam, feig“, aber auch Name einer Affenart) hinzutrat. Es wäre hiernach ein Spottname, den die feindlichen Nachbarstämme der Tupis und Cariben den, von ihnen hart bedrängten und verachteten Loconos gaben. Für diese Herkunft spricht auch die älteste Form, in welcher der Name bekannt ist. Oviedo (Hist. general y natural de Indias, Libro XXIV, Cap. 3; Vol. II, p. 216 der Ausgabe von 1852) erwähnt ein Indianer-Dorf Aruacay am unteren Orinoco oder genauer am Caño Vagre, dem nördlichsten der Flussarme, welche das Pseudo-Delta des Orinoco bilden. Im 17. Capitel desselben Buches (p. 266—268) gedenkt er der Aruacas und giebt von ihnen eine noch heute in vielen Punkten zutreffende Beschreibung. Ortsnamen ähnlicher Form giebt es mehrere in Venezuela, so z. B. Aragua im Staate Barcelona, und die bekannten fruchtbaren Thäler von Aragua, östlich vom See von Valencia, in denen ehedem die Araguas wohnten. Wir besitzen keine Nachrichten von diesem Stamme; wenn ich aber nach einem Schädel urtheilen darf, der 1875 unweit Maracay (am Ostende des Valencia-Sees) beim Wegebau in einer Graburne gefunden und mir von meinem Freunde, Señor Ramon Lozano, überschickt wurde, so waren die Bewohner jener Gegenden gleichfalls vom Typus des Arawaken-Stammes. Ich werde diesen interessanten Fund später genauer beschreiben, und beschränke mich heute auf die Angabe der berechneten Indices: Längenbreitenindex 87,27 (hyperbrachycephal), Längenhöhenindex 74,54 (orthocephal), Gesichtsindex 87 (chamaeprosop), Orbitalindex 85,36 (hypsikonch), Nasenindex 50 (mesorrhin), Gaumenindex 69,1 (hyperleptostaphylin); die Prognathie des Oberkiefers ist sehr stark. Die angegebenen Zahlwerthe liegen sämmtlich innerhalb

der Grenzen, welche ich 1870 an den Guajiro-Schädeln des hiesigen National-Museums beobachtet habe, und die auch Hr. Virchow an den von Hrn. Sievers erworbenen Schädeln constatiren konnte. Daraus folgt nun allerdings noch nicht mit Sicherheit, dass die Araguas auch zum Stamme der Arawaken gehören, es ist jedoch immerhin nicht ohne Bedeutung, dass die Uebereinstimmung des Namens mit der des Schädeltypus zusammentrifft.

Einen ganz anderen Ursprung haben die gewöhnlich Aruacos genannten Eingebornen der Sierra Nevada von Santamarta. Rafael Celedon hat neuerdings eine Grammatik und ein recht umfangreiches Vocabular von einer der dort geredeten Sprachen veröffentlicht (Gramática de la lengua Kǵggaba, Paris 1886) und in einem Anhange noch Wörterverzeichnisse von drei anderen gegeben (Guamaka, Chimila und Bintunkua). Ebenso finden sich bei Jorge Isaacs linguistische Angaben über das Businka (Celedon's Bintunkua), Guamaka und Chimila. Diese Sprachen haben jedoch durchaus keine Verwandtschaft mit dem Guajiro oder dem Arawakischen. Das Wort aruaco, richtiger arhuaco, gehört allerdings der Guajiro-Sprache an; denn es stammt vom Verbum arhuatá, „fliehen, laufen“. Die Aruacos sind also die Flüchtigen, die Vertriebenen, und diesen Namen gaben ihnen die Guajiros, von denen es sicher ist, dass sie die heutigen Bewohner des Gebirges aus dem Tieflande der Halbinsel vertrieben. Diese Erklärung, auf die ich schon vor längerer Zeit gekommen war, wird von Isaacs ebenfalls gegeben.

Im Anschlusse an diese Erklärung der hier in Betracht kommenden Namen will ich noch eines, für die vorliegende Untersuchung, wie mir scheint, höchst wichtigen Völkernamens gedenken. Es ist nehmlich sehr merkwürdig, dass die Guajiros für die Spanier, ihre letzten mächtigen Bedränger, denselben Namen „arijuna“ gebrauchen, welchen die wilden und tapferen Feinde ihrer Stammesverwandten in Guayana, die Arekunas, führen. Ist das nun ein zufälliges Zusammentreffen, oder dürfen wir in dieser Uebereinstimmung einen Nachklang traditioneller Erinnerung an alte Zeiten finden? Ich muss aufrichtig gestehen, dass mir das letztere viel wahrscheinlicher vorkommt, als die erste Annahme, und wenn es in der That so sein sollte, so hätten wir in diesem Worte einen ferneren, äusserst wichtigen Hinweis auf die Herkunft der Guajiros, einen Punkt, über welchen uns sonst alle historische Kunde abgeht. Die oben bereits ausgesprochene Ansicht über die Identität des Namens der Lukku oder Lokóno mit dem guaj. Worte eirúku und über den Zusammenhang der Wörter Guajiro und Guayana erhält hierdurch eine neue Stütze, und wir sind nun sogar im Stande, wenigstens annähernd den Zeitpunkt zu bestimmen, wann der unfreiwillige Exodus der heutigen Guajiros aus Guayana stattfand. Wir wissen aus den Berichten der spanischen Chronisten, dass nach den Erzählungen der Eingebornen das Eindringen der Caribenstämme nicht lange vor der Ankunft der Europäer anzusetzen ist, so dass also etwa in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts jene Wanderung sich vollzogen haben muss, welche einen Theil der Lokonos vom Orinoco aus durch ganz Venezuela bis auf die nördlichste Halbinsel des südamerikanischen Festlandes führte, wobei indessen wahrscheinlich einzelne abgetrennte Haufen unterweges hängen blieben und zu dem noch heute vorhandenen Ortsnamen Aragua Veranlassung gaben.

Der sprachliche Zusammenhang der Arawaken und Guajiros wird aus den nachstehenden Wort-Vergleichungen zunächst ersichtlich werden.

Ají (Capsicum): araw. da-hati; guaj. jashi[1]).

1) Die arawakischen Wörter aus dem Wörterbuch von Th. Schultz sind nach deutscher,

alle sein: araw. harán; guaj. jaraj.

Alligator: araw. káikuti; guaj. cayushi.

Ameise (eine Art): araw. háiju; guaj. jeyu (Simons: „Art von schwarzer Ameise, welche sehr heftig beisst").

anbinden: araw. akürrün; guaj. ajürtain.

Arm: araw. ad-dena; guaj. tõna.

arm: araw. kamonaikan (arm sein); guaj. kamamuishi, unáinkin.

Asche: araw. ballissi; guaj. pari. Hierher gehört wohl auch guaj. parisa oder parise, der rothe Farbstoff aus den Blättern der Arrabidea chica (vgl. meine Beschreibung in den Verh. 1886, S. 524). Es ist anfänglich ein Pulver, welches dann mit Fett vermengt und in kegelförmige Stücke geformt wird; die Begriffe Pulver, Asche, Staub berühren sich genügend, um diese Ableitung wahrscheinlich zu machen.

Auge: araw. akussi; guaj. óuj.

Augenwimpern: araw. ikittihi; puaj. ikúta.

Bart: araw. itt-ima; guaj. ima.

Batata: araw. hálti; guaj. jàishi.

Beil: araw. báru; guaj. póre, póruj.

Bein: araw. da-dana; guaj. sá, asá (tasá, mein Bein).

beissen: araw. ak-akard-in; guaj. ajorká.

Bergspitze: araw. üssi; guaj. uchi.

Beutelratte (?): araw. hússeheméru (Th. Schultz: „ein vierfüssiges Thier, fast in der Grösse einer Katze, das die Hühner würgt"); guaj. cusuguara (Simons: „Wiesel").

bitter: araw. íssipe; guaj. ishise.

Blatt: araw. buna; guaj. pana.

blind: araw. makussin (= ma + akussa, kein Auge); guaj. makóusai (= ma + k + óuj, kein Auge).

Blut: araw. uettũ (Th. Sch.), kur-isa (Schomb.); guaj. uasha, guasha, isha.

Bogen: araw. simarabo (Im Thurn); guaj. sima (Bogenschnur). Das arawak. Wort ist verwandt mit carib. urapa (Macusis und Arekunas), wozu vielleicht auch guaj. ápura (Bogen) als Metaplasmus gehört. Hiermit hängt auch der in Venezuela gebräuchliche Name Urape mehrerer Arten von Bauhinia zusammen, deren zähes, elastisches Holz wahrscheinlich zur Anfertigung von Bogen gebraucht wurde.

Boot: araw. kanoa; guaj. anúa.

borgen, leihen: araw. atenaban; guaj. anapá.

braten: araw. asijushi (Subst); guaj. aijabudün (Verb.).

Brennholz: araw. ihime; guaj. tasíma (ta + isima, mein Brennholz).

Camarad: araw. ahati; guaj. m-ajachi.

Cassave-Brot: araw. kalli; guaj. assü-jallü.

concumbere cum muliere: araw. ihikin, ihikân; guaj. asiká.

da, dort: araw. jáerraha; guaj. yará.

Dachsparren: araw. ittabarra; guaj. yotojoro (Simons „Cactus-Stämme, welche die Guajiros als Dachsparren benutzen").

dieses: araw. tuhu; guaj. tu (in beiden Sprachen nur Neutrum; man vergl. weiter unten die grammatikalischen Bemerkungen).

Donner: araw. akurra-kalli; guaj. akurs, aturs, sutúrura.

die Guajiro-Wörter nach spanischer Aussprache zu lesen; also sind in diesem Falle h und j fast gleichlautend; ch wie tsch.

Durst: araw. halu-kussiahü; guaj. güin-asköshi.

Eisen: araw. siparalli; guaj. siguarali.

Ente (eine Art): araw. kúddoa; guaj. utúa, kutúa (Simons giebt als Uebersetzung „diver", was eigentlich der in der Umgegend von Maracaibo vorkommende Tachybaptus dominicus ist, der von den Venezuelanern Buzo [Taucher] genannt wird. Das Wort bezeichnet also jedenfalls in beiden Sprachen einen tauchenden Schwimmvogel).

essen: araw. ikin; guaj. eik, eiká. Daneben existirt noch im araw. akuttun, welches dem guaj. ecussa entspricht.

Feuer: araw. híkkihi (Th. Sch.), ikehia (Schomb.); guaj. siqui.

Fisch: araw. hime; guaj. hime.

Flaschenkürbis (Lagenaria): araw. húrrutu; guaj. jururá (nach Simons eigentlich „Gurke").

Fledermaus: araw. búhiri; guaj. pusichi.

Fleisch: araw. issirukuhu; guaj. iruku.

Floh: araw. káiaba; guaj. jáyapa.

fragen: araw. aha-daku-tun; guaj. ta-sakö-in (ich frage).

Frau: araw. hiaeru; guaj. jier.

Furcht: araw. hámmaruhu; guaj. mamorsi.

Fuss: araw. kututi (Schomb.); guaj. hiú (Metaplasmus).

gebären: araw. emēudun; guaj. jemeyus.

geben: araw. assikin; guaj. asiraj.

gehen: araw. akúnnun; guaj. aún.

Grab: araw. hitti; guaj. ishi.

Grossmutter: araw. ak-üttü-hü; guaj. öshi.

Grossvater: araw. aduk-utti (Th. Sch.), atuk-utschi (Schomb.); guaj. usi.

grün: guaj. karekarenta; im araw. ist karento „schwarz" (Im Thurn, Tables); solche Adjective wechseln jedoch nicht selten ihre Bedeutung. Im Thurn giebt kein araw. Wort für „grün"; sollte vielleicht karáu (Gras) damit zusammenhängen? Koreto ist „roth" im arawakischen.

gut: araw. üssan (gut sein); guaj. anás (gut).

Haar, Feder: araw. úbara; guaj. huara (Feder).

haben: araw. da-münni-kan (ich habe); guaj. ta-mana.

Hals: araw. únnuru; guaj. nuru.

Hand: araw. kabbu; guaj. japu.

Hängematte: araw. hamaca, ura; guaj. jama, suri.

Haus: araw. bahü; guaj. pauru (Simons).

Haut, Fell: araw. úeda; guaj. súta; Schomburgk hat noch araw. daada, welchem guaj. tata entspricht.

heirathen: araw. keréan, kiréan; guaj. kérin, kéchin.

hier: araw. jáha, jáhawa; guaj. yáya.

Hirsch (Cervus nemorivagus): araw. kujára; guaj. uyara.

Holz: araw. adda; guaj. ata (Brasilholz, Hoematoxylum brasiletto, früher sehr häufig in der Guajira).

Honig: araw. mabba; guaj. huapa, mapa.

Horn: araw. úkkoa; guaj. húa.

Hunger: araw. ahamussiatin (Hunger machen); guaj. jamūshiro (Hunger).

Hut: araw. quama (Im Thurn, Tables), koama (Mütze, Th. Sch.); guaj. cuomo, coumo.

Jaguar: araw. aroa (Im Thurn), aruwa (Th. Sch.); guaj. arōri, karairi.

Iguana: araw. jóana; guaj. iguana.

Kalabasse: araw. ida (Im Th.), íwida (Th. Sch); guaj. ita.
kalt: araw. himílin; guaj. jemiyare.
Kamm: araw. bállida; guaj. pásuta, páruta, parta.
kaufen: araw. aijaontin; guaj. ayarajá.
Knabe: araw. ebuntschi (Schomb.); guaj. jínturi, júnturi.
Knie: araw. úkkulu, ukkuru, guaj. arúri, urúri.
Knochen: araw. abbuna; guaj. jípuna.
Knöchel: araw. akar-rupairan; guaj. rupáin, ruáin.
Knoten: araw. ikíssihi; guaj. ejiteshi. Das araw. Wort bedeutet eigentlich „der Indianer Charte mit Knoten, die die Nächte anzeigen, so viel sie ausbleiben wollen" (Th. Sch.).
kommen: araw. andin; guaj. áint, éint.
Kopf: araw. issihi (Th. Sch.), da-sei (Schomb.); guaj. ki. Vergl. weiter unten „Zahlwörter".
krank: araw. ahudahüssiaen (krank sein); guaj. ayushi (krank).
Krankheit: araw. kárrihi; guaj. árisi (Schmerz).
Krebs: araw. kaharú; guaj. jororó.
Kröte: araw. sibéru; guaj. ipér, iperüre.
küssen, saugen: araw. assurtún; guaj. atura, achurura. Da das Küssen bei den Indianern nicht Gebrauch ist, wird beiden Worten ursprünglich die Bedeutung „saugen" zukommen.
Licht, Helligkeit: araw. harúnnaha; guaj. arijaná.
lieben: araw. k-anissin; guaj. asin, alshin.
machen: araw. alin; guaj. aínj.
Mandioca: araw. kalli; guaj. a-í, jaí.
Meer: araw. bara; guaj. para.
Meeresküste: araw. bara arúma; guaj. pararu.
Messer: araw. rúli (Schultze fügt hinzu: „ein steinernes Beil, wie die Indianer in vorigen Zeiten gehabt haben"); guaj. ruli, röri.
mit: araw. uma; guaj. umá (tamá, mit mir; pömá, mit dir; nöma (sumá), mit ihm; quamá, mit uns; jumá, mit euch; numá, mit ihnen).
Mond: araw. katti; guaj. kashi. Neumond: araw. kattiháika; guaj. kashika.
Mund: araw. d-alléruku (Th. Sch.), d-alirokko (Schomb.); guaj. ánöka (t-anöka, mein Mund).
Mündung: araw. ema; guaj. t-ema-ta; te-ima-ta.
Mutter: araw. úju; guaj. eyú.
Muttermal: araw. ittebehi; guaj. tebín.
Nabelschwein (Dicotyles torquatus): araw. abuja, abüja; guaj. puhuchi, apushi.
Nagel (unguis): araw. úbbada; guaj. patáu.
Name: araw. karin (einen Namen haben); guaj. kachinka, kachinga (achinga, Name).
Nase: araw. issírihi; guaj. ichi.
nein: ma, verneinendes Präfixum in beiden Sprachen.
Ohr: araw. adik-kehi; guaj. cherú, ché.
Papagei: guaj. karekaré; araw. karara (Im Thurn, Tables).
Pelikan: guaj. yariua; araw. jauru (Th. Sch. „der grösste Vogel").
Penis: araw. iwere, iwera; guaj. erhué, huera.
Pfeil: araw. símara; guaj. jímala (vergifteter Pfeil).
pflanzen: araw. abbunün; guaj. apunaj.
Pflock zum Anbinden der Hängematte: guaj. tejepi: im araw. ipittin, anbinden, fest machen.

Pronomina.

1. Pronomina personalia.

Arawakisch. Sing.	Arawakisch. Plur.	Guajiro. Sing.	Guajiro. Plur.
I. dai, d'	I. wai, hua.	I. taya, t'	I. guaya, hua.
II. büi, b'	II. hüi, hü.	II. pia, p'	II. jia, j'.
III. { lū, l' / tuhu, t'	III. { nai, na. / naha,	III. nia, { n' / s'	III. naya, n'.

2. Pronomina possessiva.

Arawakisch. Sing.	Arawakisch. Plur.	Guajiro. Sing.	Guajiro. Plur.
I. da	I. wa.	I. ta, te, t'	I. gua, gue, gu.
II. bu	II. hü.	II. pa, pō, pi, p'	II. ja, ji, ju.
III. { li / ti	III. na.	III. { na, nō, ni, n' / sa, sō, si, s'	III. { na, ni, su. / sa, si, su.

3. Pronomina demonstrativa.

Arawakisch.	Guajiro.
kia, dieser.	chi, chira, dieser.
tuhu, turreha, diese, dieses.	tu, tōra, diese, dieses.

4. Pronomina interrogativa.

wer? araw. hallikai; guaj. janá?
welcher? araw. hallikai; guaj. jarár?
was? araw. hallikán; guaj. kasá?

(Die Silbe ha ist charakteristisch für viele fragende Wörter im Arawakischen und entspricht dem fast gleichlautenden Praefixum ja [oder ka] im Guajiro).

roh (nicht gekocht): araw. iyato (Im Th.); guaj. ishas.

Rohr: araw. itiriti, ihi (Spitze des Rohres); guaj. isi („a reed with which they make the yara or head-dress" Simons).

Rückgrat: araw. ahabu; guaj. asapu.

Saft: araw. era; guaj. sira (Brühe).

Sand: araw. múttuku; guaj. muáku.

Schatten (eines Menschen): araw. úeja; guaj. júya.

schlafen: araw. adumkin; guaj. atunk.

Schlange: araw. wúri; guaj. úri.

Schmetterling: araw. jáujauli; guaj. guaguachi.

Schneckenhaus: araw. karrupairu; guaj. guarúr (Muschelschale).

Schössling: araw. íbissi; guaj. ca-íchisa.

Schwanz: araw. ihi; guaj. üsi, sūsi, sōsi.

Schwertfisch: araw. báiara; guaj. yátara.

sehr: araw. makéma („wird einem Worte angehängt und erhöht die Bedeutung" Th. Sch.); guaj. maíma (viel).

Siebengestirn: araw. wijúa (Schomb.); guaj. igúa.

Sklave. Oviedo berichtet (II, 266), dass die Arawaken den zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen die Haare abschnitten und sie „pretos" oder „moavis" nannten. Das erste Wort vermag ich nicht zu deuten; das zweite könnte stehen für moaris und entspräche dann dem guaj. ma-huara, „ohne Haare". Sonst heisst Sklave (d. h. Neger-Sklave) im araw. auch meïkurru, und davon das Verbum koaüran, „zum Sklaven machen"; es ist genau übereinstimmend mit guaj. mékorro, welches dieselbe Bedeutung hat. Sollten diese Wörter mit moaris zusammenhängen?

Sonne: araw. baddali; guaj. kali, kari, kai.

spinnen: araw. assürdün; guaj. isurta, isürta (Spindel).

sprechen: araw. ahakin, ahakan; guaj. t-ashaj-in (ich spreche).

stampfen (Mais u. s. w.): araw. haku (ausgehöhlter Holzblock, in welchem der Mais gestampft wird); guaj. ayüj (stampfen).

Stechroche: araw. kiraha (stehendes Wasser, in dem sich diese Fische zumeist aufhalten); guaj. queraguá (der Fisch selbst).

Stein: araw. siba; guaj. ipa. Schon Oviedo berichtet in dem oben citirten Capitel seines Werkes, dass die Arawaken besonders hochschätzen „unas piedras que llaman ellos **abas**, que son á manera de jaspes labradas, y de que haçen sartales“. Das ist unzweifelhaft dasselbe Wort, wie es vor mehr, als drei Jahrhunderten klang; auf die Sitte komme ich weiter unten zurück.

sterben: araw. ahudun; guaj. aut.

Stern: araw. wiwäh (Schomb.); guaj. shürü (sirike bei den Makusis und Arekunas).

Stirn: araw. iss-ibarukku; guaj. ipóru, ipao.

stinken: araw. hissin, hüssin; guaj. ke-jushi, kejuns.

süss: araw. semetu; guaj. jemétuse.

Tábak: araw. juli; guaj. yuli, yuri.

Taube: araw. wakúqua; guaj. guahúa, guagua. (Noch heute heisst in einigen Theilen von Venezuela die Columba speciosa Gmel. guacoa, so dass es vielleicht ein caribisches Wort ist.) Eine andere Art hat im Araw. den Namen jábuli, und die Guajiros benennen gleichfalls eine mir nicht weiter bekannte Species irúli, irúri oder irúa.

Teufel: araw. jawahü („der Indianer Chimäre von etwas, das ihnen Schaden thut, sie krank, todt macht u. s. w.: wir nennen es den Teufel“, Th. Schultz); guaj. yaröja (ebenfalls ein böser Geist).

Thräne: araw. ikira; guaj. huira.

Tod: araw. audahü; guaj. autá.

trinken: araw. attin; guaj. asin.

überlaufen (vom Wasser): araw. aokatunna, guaj. ochotun.

Vater: araw. itti; guaj. shi; mein Vater: araw. datti, guaj. tashi.

(Verkleinerung): Die Diminutive werden im Arawakischen mit der Endung kan, im Guaj. mit chon gebildet, welches letztere auch „Kind“ bedeutet.

Vogel (eine Art): araw. kárruba („eine Art Vogel, etwas kleiner, als ein Márubi“, Th. Sch.); guaj. garurapai (Habicht, Simons).

vor: araw. úbara; guaj. tapuréra.

Vorrathsraum: araw. barrabakoa (Brinton); guaj. paracacua (Schuppen ohne Wände vor dem Hause, zur Aufbewahrung des Sattelzeuges u. s. w., Simons).

Wade: araw. ibitunna; guaj. sapáin, sipáin, sipatin.

Wange: araw. áwala, óala; guaj. huarapá.

wann: araw. hállika; guaj. jáuja.

Wasser: araw. wuin; guaj. güin.

Weg: araw. wabu-rukku; guaj. guópu.

weich: araw. belén; guaj. pepés.

weinen: araw. aiijin (daija, ich weine); guaj. ai (tayará, ich weine).

Wind: araw. awadu-li (Schomb.); guaj. saguaru.

wo: araw. hállumün; guaj. jaramí, jaramui.

Wurm: araw. takuma (der Grugru-Wurm, die in Baumstämmen lebende Larve der Calandra palmarum); guaj. jokoma (Wurm, Raupe). Eine andere Art von Wür-

mern heisst im araw. láliwa; im guaj. ist raligua die Larve des kleinen Rüsselkäfers, welche den Mais zernagt).

Zahlwörter.

	Arawakisch.		Guajiro.
1	abba.	1	guané.
2	biama.	2	piamu.
3	kabbuhin.	3	apuni.
4	bibiti, biibichi.	4	pienche.
5	abbatekabbe.	5	jarai.
6	abbatiman.	6	aipirú.
7	biamattiman.	7	akaráishi.
8	kabbuhintiman.	8	mekisör.
9	bibitiman.	9	mekietsa, jívana.
10	biamantekabbe.	10	poró.

Die in gesperrter Schrift gedruckten Formen entsprechen sich; über die anderen ist Nachfolgendes zu bemerken: Das Wort jarai (5) kommt unzweifelhaft vom Verbum jará, „fertig sein, zu Ende sein" (araw. harán). Die Guajiros zählen nehmlich an den Fingern und beginnen mit denen der linken Hand; sie sagen also: jarai, d. h. „fertig", wenn sie mit dieser zu Ende gekommen sind. Die Arawaken gebrauchen hier den Ausdruck abba-tekabbe, d. h. eine Hand. Die Zahl 6 drücken die letzteren aus durch ein Wort, welches „ein Finger von der anderen Hand dazu" bedeuten soll; die Guajiros sagen aipirú, womit jépiru, „Finger", übereinstimmt, also ganz nach der Weise der Arawaken. Die Zahlwörter für 7, 8 und 9 waren mir lange Zeit vollständig unklar, bis ich in einem, aus Maracaibo erhaltenen kleinen Wörterverzeichnisse die Form mikisara, „Mittelfinger der rechten Hand" fand, welche offenbar mit mekisör oder meskisar (8) identisch ist. Das Wort kann zusammengesetzt sein aus mái-ki-kisa, i. e. „sehr-Kopf (Spitze)-rechte Hand", würde also dann die wirkliche Spitze der rechten Hand bedeuten, was der Mittelfinger in der That ist, ein Ausdruck, der dem englischen „the very tip of the hand" ganz ähnlich ist. Diese Wörter sind allesammt arawakischen Ursprungs: makéma-issihi-uüssa. In ähnlicher Weise werden auch die Wörter für 7 und 9 die Namen der entsprechenden Finger sein. Akaráishi, wofür auch akarare und akarane (alkarane nach J. Calcaño) gesagt wird, obgleich in keinem Vocabular direct als Name des Zeigefingers nachweisbar, steht dem araw. a-killekakoana (Zeigefinger) nahe genug, um eine solche Erklärung wenigstens wahrscheinlich zu machen; und mekietsa (9) ist vielleicht als mai-ki-majachi (Gefährte, Nachbar des Mittelfingers) zu deuten. Das andere Wort für 9 (jívana) hat die arawakische Form noch ziemlich bewahrt; ich habe es nur in einem Wörterverzeichnisse gefunden. Wenn die Guajiros beim Zählen auf diese Weise bis zum kleinen Finger der rechten Hand gekommen sind, pflegen sie einmal mit beiden Händen zu klatschen; es ist darum wohl möglich, dass Raf. Celedon Recht hat, wenn er hiervon das Wort poró (10) ableitet, nehmlich aus japó (Hand) und roj (reiben, schlagen, schütteln; araw. arrakkassün).

Die Zahlwörter der Guajiros können die adjectische Endung shi, she annehmen, vorzugsweise wenn sie ohne nachfolgendes Substantivum gebraucht werden. Von diesen Formen werden dann die Namen der Zehner abgeleitet: piamushi-ki, apunishi-ki, piëncheshi-ki, jaraishi-ki (20, 30, 40, 50) u. s. w. Ki ist Kopf = Person; das Wort für 20 bedeutet also eigentlich die Finger von zwei Personen und so fort. Es ist dies sehr seltsam, da sonst die Indianer, unter ihnen auch die Arawaken, beim Zählen noch die Zehen zu Hülfe nehmen.

Das Wort guanè (1) ist vielleicht spanischen Ursprunges (uno); die araw. Form abba ist nur noch in dem Worte für 3 enthalten, wenn wir nehmlich mit Brinton in kabbuhin eine Ableitung von abba annehmen dürfen.

Zahn: araw. ari; guaj. ari.
Zunder: araw. morona, moruna; guaj. maruna, marúa.
Zunge: araw. dáje (meine Zähne); guaj. táje (id.).
Zweig, Flügel: araw. adenna; guaj. sutúna.

Ich bedauere, dass mich der Mangel eines caribischen Wörterbuches verhindert, bei allen Wörtern auch die entsprechenden Formen dieser Sprachen zum Vergleiche heranzuziehen. Ich gebe gern zu, dass auf diese Weise manche Wörter auszuscheiden gewesen wären, während wahrscheinlich auch andere sich gefunden hätten, welche eine mehr oder weniger grosse Aehnlichkeit in den Sprachen der Guajiros und Cariben zeigen. Es wäre indessen ein Irrthum, jedes Wort des arawakischen Wörterbuches, das mit einem caribischen nach Form und Bedeutung übereinstimmt, sofort für ein aus dieser letzteren Sprache genommenes anzusehen; denn einmal sind beide Sprachen wurzel-verwandt, und sodann enthält das Insel-Caribische, auf welches sich namentlich die vorhandenen Wörterbücher beziehen, viele Ausdrücke aus der Sprache der nicht caribischen Urbevölkerung der Antillen, die Brinton wohl mit Recht zu dem arawakischen Stamme zählt. Wenn aber auch alle ächt caribischen, ursprünglich nicht arawakischen Wörter aus der vorstehenden Liste gestrichen würden, so dürfte dennoch immerhin die weit überwiegende Mehrzahl als ein Beweis von der Zusammengehörigkeit der Sprachen der Arawaken und Guajiros übrig bleiben. Die Aehnlichkeit ist allerdings nicht immer sehr auffallend; doch darf uns dies nicht Wunder nehmen. Sind doch Jahrhunderte vergangen, seit die beiden Zweige unter wesentlich verschiedenen äusseren Bedindungen isolirt von einander und im Contacte mit fremden Sprachgruppen fortleben, so dass es fast wunderbar ist, wenn sie noch so viel des Aehnlichen bewahrt haben, da, bei dem Mangel der Schrift, die alten, gemeinsamer Quelle entstammten Formen nur durch mündliche Rede festgehalten werden konnten, aber natürlich gerade deswegen im Laufe der Zeit steter Umbildung durch phonetischen Verfall und wechselnde Anschauungsweise ausgesetzt waren. Auf einige dieser, meist in divergirendem Sinne wirkenden Veränderungen werde ich sogleich zu sprechen kommen, da dieselben dem Gebiete der Grammatik angehören.

Bei der grossen Aehnlichkeit, welche fast alle amerikanischen Sprachen in ihrem grammatischen Baue zeigen, ist es durchaus nicht leicht, die wesentlichen Punkte specieller Uebereinstimmung anzugeben, welche zwischen zwei, unter sich näher verwandten Sprachen vorhanden sind, und deren engeren Zusammenhang beweisen.

In phonetischer Beziehung habe ich schon die dunkle Aussprache des o und u, sowie den sonderbaren Halb-Vocal $\frac{l}{r}$ erwähnt, der sich in den beiden, uns hier interessirenden Sprachen findet. Im Arawakischen sind nach Th. Schulz die Umlaute ö und ü sehr häufig; auch Celedon hat zahlreiche Guajiro-Wörter mit diesen Lauten, und ich selbst kann deren öfteres Vorkommen in den von mir gehörten Wörtern bestätigen. Isaacs behauptet dagegen, keinen von beiden vernommen zu haben, was jedoch nicht befremden darf; denn abgesehen davon, dass unzweifelhaft dialectische Verschiedenheiten bestehen, ist es in der That oft fast unmöglich, genau zu entscheiden, welchen Laut man hört. Von den im Arawakischen vorkommenden Consonanten b, bb, d, dd und w findet sich im Guajiro keine Spur. Celedon und Isaacs citiren allerdings das dem Spanischen entlehnte Wort buriko (burrico = kleiner Esel); aber ich habe stets deutlich puliko gehört. Von

den beiden anderen Wörtern, welche Isaacs mit anlautendem b anführt, hat Simons das eine „binamá“ (Name einer gewissen Speise) mit anlautendem v; das andere „besûáuta“ („una corteza tintorea“) habe ich nie gehört und auch nirgends erwähnt gefunden; es ist jedenfalls besúa + äuta = Bosúa-Rinde (von Xanthoxylum ochroxylum, dessen berberidinhaltige Rinde in ganz Venezuela und auch anderweitig zum Färben benutzt wird). Sonst gehen b und bb gewöhnlich in p über; aus d wird t, aus dd oft s; tt verwandelt sich oft in den scharfen Zischlaut sh, und dem w entspricht gu mit nachfolgendem Vocal. Endungen und Ableitungssylben fallen oft ab, wie das auch sonst bei anderen Sprachen zu beobachten ist, die durch phonetische Abschwächung aus einer reicher organisirten Grundsprache entstanden sind. Daraus erklärt sich die grosse Menge von Wörtern, die in der Aussprache der Guajiros mit stark betonter Sylbe enden, denen die Vocabulare aber oft einen fast tonlosen Anhang geben, zumal nach den tiefen Guttural- und scharfen Zischlauten. Die Sprache hat somit einen höchst unangenehmen, harten und rauhen Charakter angenommen, der in offenbarem Widerspruch zu dem steht, was Brett vom Arawakischen sagt, dass es eine der weichsten Indianer-Sprachen sei. Diese Differenz steht indessen durchaus nicht im Widerspruche mit der Ansicht, dass beide Sprachen auf das Engste zusammengehören; auch in anderen Sprachen giebt es Dialecte, die sich durch auffallende Härte auszeichnen, ohne dass dadurch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen beeinflusst würden.

Sowohl das Arawakische, als auch das Guajiro haben eine Pluralform der Substantive, die in jenem vermittelst der Endungen ati, uti und anu, in diesem durch iru gebildet wird. Doch wird diese Form von den Indianern selbst wenig gebraucht, welche es vorziehen, die Mehrzahl durch die, bei allen uncivilisirten Völkern sehr reich ausgebildete Gebärdensprache zu bezeichnen. In den, von den Missionären geschriebenen Büchern finden wir allerdings häufige Plurale; doch darf man nach diesen Publicationen durchaus nicht die wirkliche Sprache des Stammes beurtheilen.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit haben beide Sprachen in der Auffassung des grammatischen Geschlechtes. Dasselbe ist nehmlich entweder männlich oder nicht männlich; denn Femininum und Neutrum fallen zusammen und bilden ein sächliches Geschlecht im wahren Sinne des Wortes. Das ist namentlich ersichtlich aus den Fürwörtern der dritten Person und noch deutlicher aus den attributivisch gebrauchten Eigenschaftswörtern. In Betreff der ersteren verweise ich auf die Zusammenstellung der Pronomina im Wörterverzeichniss, wo die obere der unter III aufgeführten Formen männlich ist, die untere sich dagegen ohne Unterschied auf alle nicht männlichen Substantive bezieht. Die Adjective haben im Arawakischen die Endung i für das männliche und u für das sächliche Geschlecht; im Guajiro sind die entsprechenden Endungen i und e; in beiden Sprachen werden sie durch Bindelaute dem Stamme des Adjectivs angehängt. Diese merkwürdige Verschmelzung aller nicht männlichen Substantive in ein einziges Geschlecht ist meistens nicht richtig dargestellt worden. Man hat gesagt, die Namen lebloser Dinge würden wie die weiblicher Wesen behandelt; während man gerade umgekehrt sagen muss, dass die Namen weiblicher Wesen wie die lebloser Dinge behandelt werden. Ein Guajiro sagt z. B. jashía anashi, ein guter Mann; dagegen jiér anase, eine gute Frau, ebenso wie er karkaúsa anase, eine gute Flinte, sagt. Desgleichen ist im Araw. bassábánti ein kleiner Knabe, dagegen bassábántu ein kleines Mädchen und irgend eine kleine Sache. Die Weiber sind eben dem Indianer keine Personen, sondern Sachen, wie alles andere, was er besitzt. Will der Sprechende

aber ein Weib oder eine Sache besonders auszeichnen, so giebt er dem Adjectiv die männliche Endung, wogegen er Schimpfes halber auch bei Männern das sächliche Geschlecht anwendet; man vergleiche die Beispiele bei Th. Schultz, Grammat., S. 183. Ganz dasselbe geschieht im Guajiro; selbst leblose Dinge können auf diese Weise die männliche Endung des zugehörigen Adjectivs bedingen, z. B. pienchi karkaúsa anase (vier gute Flinten); soll eine von diesen ausgezeichnet werden, so sagt man guané karkaüsa anashi (eine Flinte gut). Brinton hat meines Wissens zuerst die Sache in dieser Weise für das Arawakische dargestellt, und er bemerkt mit Recht, dass in dieser grammatischen Eigenthümlichkeit ein Beweis liegt von der ungemein geringen Achtung, welche die Weiber seitens der Männer erfahren. Ein Gleiches soll nach ihm in der Sprache der Irokesen und anderer nordamerikanischer Stämme vorkommen; es wäre interessant, festzustellen, ob sich auch in anderen südamerikanischen Sprachen eine ähnliche Auffassung vorfindet[1]).

Die Steigerung der Adjective wird im Araw. gebildet durch ádin oder durch úbara, úwaria. Von diesen beiden Formen hat sich im Guaj. nur die zweite erhalten und ist aus úwaria das Wort nõria geworden, eine Zusammenziehung, die übrigens auch schon im Araw. existirt; z. B. araw. bokkia üssa da-uria = du gut bist (als) ich mehr; guaj. anashi pia ta-nõria = gut bist du (als) ich mehr.

Die Pronomina sind bereits im Wörterverzeichniss aufgeführt worden und ist der Parallelismus der sich entsprechenden Formen ersichtlich. Sie werden selten allein stehend, sondern meistens als Praefixa gebraucht, wobei oft nur der anlautende Consonant übrig bleibt. So wird der Indianer nie einen ihm zugehörigen Gegenstand oder einen Theil seines Körpers benennen, ohne das Possessiv-Pronomen mein davor zu setzen, und so auch in den anderen Personen. Dieser Umstand ist nicht selten bei Anfertigung der Vocabulare ausser Acht gelassen worden, wie es mir bei der Zusammenstellung des meinigen vor 17 Jahren selbst ergangen ist.

Unsere Kenntniss des Verbums der meisten südamerikanischen Sprachen ist noch ziemlich unvollkommen, was namentlich dem Umstande zugeschrieben werden muss, dass die Mehrzahl der Grammatiken älteren Datums das ganz unpassende Schema der lateinischen Conjugation allenthalben zum Grunde legten. Ueberdies ist es auch sehr schwer für uns, den vorwiegend animistischen Gedankengang des Indianers zu verstehen, der sich in der Sprache kund giebt. So hat man sich über den Mangel des Verbums „sein“ gewundert, das allerdings als specielles Wort z. B. weder im Araw. noch im Guaj. existirt. Wenn der Arawake aber sagt: üssati, so heisst das eigentlich „gut sein“, und ganz dieselbe verbale Bedeutung hat das als Adjectiv gebrauchte Wort anashi der Guajiro-Sprache. Die vorher bei der Comparation der Eigenschaftswörter angeführten Sätze schliessen demnach das Verbum „bist“ in den betreffenden Wörtern üssa und anashi ein.

Das Conjugations-System des Arawakischen und des Guajiro ist einfach genug, obgleich sowohl Th. Schultz, als Rafael Celedon davon in ermüdender und verwirrender Weitläufigkeit reden. Der erstere unterscheidet 5 oder eigentlich 6 Conjugationen, der letztere nimmt ihrer sogar 9 an für das Guajiro, jede mit einer Reihe von 5 und 6 Zeitformen. Isaacs critisirt Celedon's Darstellung sehr scharf, macht sich die Sache aber zu leicht und nimmt nur eine einzige Conjugation an. Dem kann ich nicht beistimmen; vielmehr glaube ich,

---

1) Spuren einer gleichen Anschauungsweise finden sich auch in europäischen Sprachen; ich erinnere an ἀνδράποδον, mancipium (Sklave), das Mensch u. s. w.

dass man in beiden Sprachen zwei wesentlich verschiedene Conjugations-Formen unterscheiden kann. Die erste entspricht der Zusammensetzung: Thema + Temporal-Index + Personal-Index, die zweite: Personal-Index + Thema + Temporal-Index. Zu jener gehören im Guaj. die ersten 8 Conjugationen Celedon's, im Arawak. die ersten 3 der von Th. Schultz aufgestellten Klassen, nebst einigen Verben seiner fünften Klasse; zur zweiten rechne ich Celedon's neunte Conjugation und die übrigen Klassen des Arawakischen Verbums; wobei allerdings einige Verben übrig bleiben, für welche ich keinen anderen Rath weiss, als sie unregelmässige zu nennen. Wir haben hiernach z. B. im

Guajiro	Arawakischen
I. ark + ashi + taya, ich kämpfe.	I. hadubutti-ka-de, ich schwitze.
II. t + apu + in, ich höre.	II. d-ayahadd-a, ich gehe.

Die Personal-Indices sind die bereits oben angeführten persönlichen Fürwörter, welche in beiden Sprachen fast genau übereinstimmen; die Temporal-Indices habe ich in der folgenden Tabelle zusammengestellt:

Guajiro.	Arawakisch.
Praesens: shi, in.	Praesens: ka, á (oder fehlt).
Praeteritum: aiá-shi (synkopirt ishi), in[1].	Praet. I: bi.
Imperfectum: ichipa, irpa.	„ II: buna.
Plusquamperf.: ata-ichipa (synkopirt taichipa), ata-irpa.	„ III: kuba.
Futurum: éiche, éire.	Futurum: ipa.
Conditionalis: éshi, ére.	

Dem Laute nach sind diese Temporal-Indices sich allerdings nicht sehr ähnlich, wenn es vielleicht auch zulässig wäre, einige von ihnen formell zusammenzustellen, wie z. B. shi und bi, irpa und iba, chipa und kuba. Ob eine grössere Aehnlichkeit besteht zwischen einer der beiden Sprachen mit irgend welcher anderen aus der caribischen Familie, mögen die entscheiden, denen die betreffenden Grammatiken zugänglich sind; nach den spärlichen Angaben Uricoechea's in seiner Einleitung zu Celedon's Grammatik scheint es nicht der Fall zu sein. Es ist mir trotz aller Mühe nicht gelungen, der wirklichen Bedeutung der Temporal-Indices im Araw. und Guaj. auf die Spur zu kommen; dass sie aber eine haben müssen, darf nach alle dem, was sonst von der Bildung der Form des Verbums in den verschiedensten Sprachen bekannt ist, als sicher angenommen werden.

Im Bezug auf die Zahlformen des Verbums verdient noch angemerkt zu werden, dass es im Araw. und im Guaj. weder einen Dual, noch einen sogenannten exclusiven und inclusiven Plural giebt.

Wie fragmentarisch und unvollständig auch die im Vorstehenden gegebenen grammatischen Bemerkungen über den Zusammenhang der arawakischen und Guajiro-Sprache sein mögen, ich glaube dennoch, dass sich aus ihnen ein Schluss ziehen lässt, welcher der, von mir aufgestellten Ansicht über die ethnographische Stellung der Guajiros günstig ist. Ich will nun noch die dem Gebiete der Sitte beider Völker angehörigen Punkte besprechen, die nach meiner Meinung dieselbe gleichfalls stützen.

Von besonderer Wichtigkeit ist in diesem Sinne die, bei Arawaken und Guajiros bestehende Eintheilung in Familien, Clans oder gentes. Everard im Thurn giebt in seinem bereits citirten Buche eine vollständige Aufzählung der arawaki-

1) Isaacs hat für das Praet. noch den Index sinka, vermuthlich nichts weiter, als eine Nebenform von Celedon's „in".

schen Familien, so weit dieselben jetzt noch bekannt sind (p. 176—183). Die Deutung der Namen macht grosse Schwierigkeiten, und selbst die heutigen Arawaken wissen wenig darüber zu berichten; sie sagen, dass dies „old time-talk“ sei und heute nicht mehr verstanden werde. Die Namen sind meistens von Thieren und Pflanzen hergenommen, und die Arawaken selbst geben für ihren Ursprung zwei Erklärungen, welche Im Thurn p. 184 anführt. Nach der ersten sollen die Häupter der Familien in einer allgemeinen Versammlung, jedes für sich, den Namen des ihnen zunächst befindlichen Gegenstandes angenommen haben; was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, da es schlecht zu dem stimmt, was wir sonst von dem Ursprunge ähnlicher Benennungen bei anderen Stämmen wissen. Nach der anderen Erklärung stammen die einzelnen Familien von den, ihren Namen entsprechenden Dingen ab, eine Auffassungsweise, welche viel besser dem animistischen Gedankengange der Indianer entspricht. Es ist nun allerdings aus Im Thurn's Darstellung nicht ersichtlich, ob diese mythischen Erzeuger auch als besondere Abzeichen (Totem) für die Familien betrachtet wurden; jedoch ist dies wohl anzunehmen, wenn auch heutzutage der Gebrauch nicht mehr nachweisbar sein sollte. Was die Form der araw. Familiennamen anbetrifft, so endigen sie gewöhnlich auf ana, ena oder ona, wenn die ganze Familie bezeichnet werden soll, während die Endungen di und do (ti und to) beziehungsweise für die Männer oder Weiber gebraucht werden. Es sind dies offenbar die bereits vorher besprochenen Endungen der Adjective.

Die Familiennamen der Guajiros sind weniger vollständig bekannt; es sollen einige dreissig existiren. Simons erwähnt (p. 16 des Separat-Abdruckes seiner Arbeit) 22; einige andere finden sich sonst aufgeführt. Die meisten dieser Namen sind aus der heutigen Sprache der Guajiros nicht mehr erklärlich; doch ist es möglich, sie mit Hülfe des Arawakischen zu deuten, unter der Voraussetzung, dass wir in ihnen Benennungen haben, die in ähnlicher Weise entstanden sind, als die Familiennamen der Arawaken. Die nachfolgenden Erklärungsversuche beruhen nicht auf directen Mittheilungen aus dem Munde der Guajiros; diese wissen hierüber nichts oder geben vor, nichts zu wissen. Nach Isaacs hätten sie allerdings Legenden und Sagen, die er jaichi („romance, cuento en verso“) nennt; aber leider sind dieselben noch ganz unbekannt, und wird es wohl auch noch lange dauern, bis sie in ähnlicher Weise gesammelt werden, wie es Brett mit den arawakischen Mythen gethan hat. Der Form nach entsprechen die Familiennamen der Guajiros den arawakischen durch das häufige Auftreten der Endung ana. Andere endigen auf yú, worin wir vermuthlich einen Rest des Wortes guayú (Männer, Leute) zu sehen haben.

Simons erwähnt bei jeder Familie den Namen eines Thieres und bemerkt, dass die Beziehung zwischen beiden noch nicht hinreichend aufgeklärt sei; doch sei kein Zweifel darüber, dass die Guajiros glauben, von einem solchen Thiere abzustammen. Da indessen der Name der Familie nur in einigen wenigen Fällen mit dem des entsprechenden Thieres übereinstimmt, halte ich es für wahrscheinlich, dass die Tradition von dem angeblichen Erzeuger entweder verloren ging, oder dass neben ihm noch ein anderes Thier als specielles Abzeichen oder Totem angenommen wurde. Ob das letztere auch anderweitig geschehen ist, kann ich aus den, mir zu Gebote stehenden literarischen Quellen nicht ersehen, so wichtig auch gerade dieser Umstand für die nachfolgenden Erklärungen der betreffenden Namen wäre. Wie weit der Gebrauch des Totem sich bei den Guajiros erstreckt, wird weder von Simons, noch von irgend einem anderen Berichterstatter gesagt; der

erstere führt indessen an, dass schwächere Familien manchmal zu dem ihrigen noch das einer mächtigeren hinzufügen, um deren Schutz zu erhalten.

Ich will zunächst die auf ana ausgehenden Familiennamen der Guajiros besprechen.

1. Uriana, vom guaj. úri, araw. wuri (Schlange). Die Urianas sind heute die mächtigste und reichste Familie, namentlich in Folge von Heirathen zwischen ihnen und den Pushainas, welche früher den Vorrang behaupteten. Simons unterscheidet vier Unterabtheilungen nach dem Totem, welches entweder ein Jaguar (kanapur), ein Kaninchen (arpaná), ein gewisser Singvogel (guinpirai, Turdus fumigatus, in Venezuela sonst Paraulata genannt) oder eine Art Eidechse (hokórin) ist. Die letztere Deutung ist vielleicht nicht richtig, da das Wort hokórin eher zum araw. híkkuli (Landschildkröte) stimmt.

2. Ipuana. Das Wort kann verglichen werden mit dem Namen Sabieno, den eine arawakische Familie führt, und der nach Im Thurn von einer Art Spottvogel (Cassicus persicus) hergenommen ist. Ihr Totem ist ein Habicht (guaj. musharé).

3. Sapuana. Hat vielleicht denselben Ursprung. Simons erwähnt zwei Totems: die Henne (guaj. garina, vom span. gallina) und eine Art Storch (guaj. cárrai).

4. Secuana. Stimmt nicht übel zu den Namen der Sewenana und Seana (Nr. 42 und 40 in Im Thurn's Liste der araw. Familien). Das Totem ist eine Art Geier (guorguor oder guaruseche). Sonst wird der Name auch Sijuana geschrieben. Simons hält jedoch diese für eine selbständige Familie, deren Totem eine Wespen-Art (cóori) ist.

5. Arpushiana oder Arpushaina. Totem der Aasgeier (samur); dieses Wort wird in ganz Venezuela für den Cathartes atratus gebraucht und ist wahrscheinlich nicht aus der Sprache der Guajiro entnommen. Das Wort Arpushiana hat grosse Aehnlichkeit mit dem Namen einer anderen Familie, der Pushaina; vielleicht steckt darin der Name des Kaninchens (arpa-ná).

6. Araurujana oder Araurujuna, eine kleine Familie in den Bergen von Macuire. Der Name kann vielleicht mit dem der Arubunoona (Nr. 47 in Im Thurn's Liste) verglichen werden, welcher von einer Pflanze mit sammetartigen Blättern (Miconia spec.?) herkommen soll. Totem unbekannt.

Die nachfolgenden Namen endigen auf yú.

7. Epieyú und

8. Epinayú. Beide Namen scheinen dieselbe Wurzel epi zu enthalten, die vermuthlich dem araw. abüya (Nabelschwein, Dicotyles torquatus) entspricht. Das Totem der Epieyú ist der bereits unter Nummer 4 erwähnte Geier (guaruseche); das der Epinayú ist das Waldreh (guaj. uyára, araw. kujárá, Cervus nemorivagus).

9. Tayariyú. Totem der Hund (guaj. er, vom span. perro). Der Name stimmt vollkommen zum araw. háiali (Lonchocarpus densiflorus und L. Nicou, deren Zweige zum Betäuben der Fische benutzt werden).

10. Jussayú. Totem eine Schlange, welche Simons „Rat-Snake" nennt (vielleicht Coluber variabilis Pr. Max.). Kann vom araw. bussehemèru, guaj. cusuguara (Beutelratte) abstammen.

11. Jirnú. Totem der Fuchs (guaj. guarir, araw. waliru). Der Name ist etwas unregelmässig in seiner Endung und kann vom araw. ihiri (eine Art Aal) herkommen. Diese Familie heisst nach Simons auch Piesí, für welches Wort sich mehrere araw. Pflanzen- und Thiernamen als Wurzeln darbieten (pissu, eine Art

kleiner Fische; bissi, „das treffliche Ouranoque-Holz, das beste zu Fahrzeugen“; bissa, eine Art Affen, mit einem langen schwarzen Barte).

12. Urariyú. Totem die Klapperschlange (guaj. mára). Der Name stimmt genau zum araw. wurali oder urali (Strychnos toxifera Schomb.).

13. Parsayú oder Pausayú. Als Totem nennt Simons das Wort huche, dessen Bedeutung er jedoch nicht kennt. In einem anonymen Vocabular finde ich juché = „mono“; bei Celedon (p. 163) steht „mono (nombre de un pájaro), uchí“, und das letztere Wort bedeutet allerdings Vogel im Allgemeinen. Der Name der Familie kann vom guaj. parsau kommen, welches Simons als einen Pflanzennamen anführt (span. piopio; mir nicht weiter bekannt).

14. Guaririú. Bei dieser Familie stimmen Erzeuger und Totem überein; denn beides ist der Fuchs (guarir, araw. waliru).

15. Guau-uriú. Totem das Rebhuhn (guaj. per, vom span. perdiz). Der Name kann denselben Ursprung haben, wie der vorhergehende; doch ist auch araw. wadu-dulli („Baum mit einer Frucht gleichen Namens“) zu vergleichen.

16. Arapainayú. Totem eine Geierart (Anuguana). Wäre das Wort Arapaima (Sudis gigas, der grösste Süsswasserfisch Südamerikas) nicht macusisch, so könnte es als Wurzel hier angeführt werden.

17. Samuriú. Totem eine Eule (guaj. hepépa). Vom Namen des Aasgeiers oder Samuro (vergl. Nr. 5).

18. Ucharayú. Alles sogenannte Cocina-Indianer, die eine Art Auswurf aus allen Familien, aber keine ethnographische Einheit bilden. Der Name kann von úchi (Berg, araw. ussi) oder auch von uchí (Vogel) kommen.

19. Guorguoriyú. Ein zweites Beispiel, wo Totem und Herkunft identisch sind. Dieser Geier (guorguor oder guaruseche) scheint bei den Guajiros in hohem Ansehen zu stehen, da er bei drei Familien als Totem vorkommt. Der Name kann verglichen werden mit araw. Waruwakana (Nr. 44 in Im Thurn's Liste); die Waruwaka ist aber ein Baum (Cassia grandis).

20. Arariyú. Von guaj. arara (Affenart) oder araw. arara (Krokodil). Totem unbekannt.

Eine unregelmässige Endung haben die folgenden:

21. Pushaina. Totem das kleine Nabelschwein (Dicotyles torquatus), welches die Guaj. puhuche oder puiche nennen (araw. abuya), von welchem Worte auch der Name gebildet ist.

22. Arpusiata. Totem ein kleiner Vogel, genannt ishú (rother Cardinal, Phoenicotraupis rubra Sclat.). Es ist nicht unmöglich, dass dasselbe Wort auch in dem Namen steckt (vergl. vorher Nr. 5).

Da die einzelnen Familien, wenn auch nicht gerade in Feindschaft, so doch getrennt von einander leben, finden Heirathen nur in seltenen Fällen zwischen Gliedern verschiedener Familien statt. Das Weib wird gekauft; bei den Guajiros besteht der Kaufpreis vorzugsweise in Vieh und wird vom Vater festgesetzt; für die Tochter eines Häuptlings werden, je nach seiner Macht und seinem Reichthum, 6—150 Stück Vieh bezahlt. Der Mann tritt in den häuslichen Kreis des Weibes ein, und die Abstammung wird bei Guajiros und Arawaken stets in mütterlicher Linie gerechnet. Bei den ersteren werden die mannbaren Mädchen vor der Verheirathung eine Zeit lang in separaten Hütten eingesperrt, wo sie sich oft mehrere Monate lang aufhalten müssen und mit Spinnen und Weben beschäftigt sind. Diese Sitte scheint bei den Arawaken nicht zu existiren; wogegen bei den Guajiros keine Spur der Couvade vorkommt.

Unter den Schmucksachen der Guajiros nehmen die Tumas einen hervor-

ragenden Rang ein. Es sind dies polirte und durchbohrte Steinperlen verschiedener Gestalt, über die ich in meinen „Ethnographischen Mittheilungen aus Venezuela“ (Verh. d. Anthrop. Gesellsch., 1886, S. 523, 524) bereits gesprochen habe. Eine gleiche Vorliebe für Steinperlen bestand ehedem bei den Arawaken, wie schon Oviedo berichtet (vergl. oben im Wörterverzeichniss unter Stein); doch scheint die Mode sich geändert zu haben, da Im Thurn derartiger Schmucksachen nicht gedenkt. Die heutigen Guajiros fertigen die Tumas selbst nicht an, sondern finden sie in alten Gräbern, obgleich sie niemals absichtlich in denselben darnach suchen. Simons glaubt daher, diese polirten Steine seien das Product eines Volkes, welches in alter Zeit vor den Guajiros die Halbinsel bewohnte. Wäre dies jedoch wirklich der Fall, so würden die Indianer wahrscheinlich keine besondere Scheu vor den Gräbern haben und dieselben allenthalben durchsuchen, um die hochgeschätzten Tumas zu finden. Sollten diese alten Gräber nicht vielmehr die der alten Guajiros sein, welche aus der guayanischen Heimath die, auch von den Arawaken so hochgeschätzten „abas“ oder Steinperlen mitgebracht hatten?

Als übereinstimmende Gebräuche sind ferner zu nennen die Bemalung des Gesichts mit dem rothen Farbestoff der Arrabidaea chica, welchen die Arawaken carawira und die Guajiros parisa nennen (Verhandl. d Anthrop. Gesellsch., 1886, S. 524); die entschiedene Abneigung, den eigentlichen Namen einer Person auszusprechen (Im Thurn, p. 220; Simons, p. 11); die Sitte, über oder vor den Gräbern ein grosses Feuer zu unterhalten (Im Thurn, p. 225; Simons, p. 12) und die Leichen nach einiger Zeit wieder herauszunehmen, die Knochen zu reinigen und zum zweiten Male an einem besonderen Orte in Urnen zu begraben (Simons, p. 13; E. Bancroft, An Essay on the Nat. Hist. of Guiana, London 1769, p. 317); vor allem jedoch das bis auf die Spitze getriebene Recht der Wiedervergeltung, die kenaima der Arawaken und die manya der Guajiros. Simons hat die betreffende Sitte bei den letzteren sehr eingehend behandelt; es geht aus seiner Darstellung hervor, dass die Guajiros in diesem Punkte ihre alten Stammesgenossen weit hinter sich zurückgelassen haben, wie man aus den betreffenden Stellen bei Im Thurn sehen kann. Das ist jedoch nicht sehr zu verwundern; wissen wir doch auch aus anderen Beispielen, dass versprengte und isolirte Völkerstämme nicht nur mit grösster Zähigkeit althergebrachten Brauch bewahren, sondern ihn oft noch verschärfen und übertreiben.

Wie die Arawaken, so sind auch die Guajiros einer nicht unbedeutenden Civilisation fähig. Das Leben in den üppigen und fruchtbaren Regionen Guayanas hat in jenen die ursprünglich milde Sinnesart des Stammes bewahrt und die friedlicheren Beziehungen zwischen ihnen und den europäischen Colonisten haben diese natürliche Anlage zu weiterer Entwickelung gebracht. Anders erging es den Guajiros. Nach langjähriger Verfolgung und Flucht erreichten sie endlich die öde und unfruchtbare Halbinsel, welche sie noch heute bewohnen; im fast fortwährenden Kampfe mit den ost- und westwärts sich ansiedelnden Fremdlingen, vor denen sie die Armuth und Werthlosigkeit ihres Landes mehr schützte, als es ihre Tapferkeit und Ausdauer vermochten, blieb ihnen kein anderer Ausweg, als die bequemere Cultur nährender Pflanzen mit der, grössere Anstrengung erfordernden Viehzucht zu vertauschen und mühsam mit Heerden und Habe von einem verdorrenden Weideplatz zum anderen und von einer versiegenden Tränke zur anderen zu ziehen. In solch hartem Kampfe um das Dasein verschwand allmählich die ursprüngliche Milde ihres Wesens und entwickelte sich jener Typus der Rauhheit, der heute ihre Sprache und Sitte durchdringt. Trotzdem sind nicht alle Züge verwischt, die ihre anfängliche Herkunft bekunden und ihre ethnographische Stellung

in dem Sinne präcisiren, in welchem ich dieselbe in der vorliegenden Arbeit nachzuweisen versucht habe.

(6) Hr. Karl von den Steinen hat dem Vorsitzenden von Desterro, 29. Mai, einen Bericht zugesendet, betreffend die

Untersuchungen der Schingú-Expedition.

Der Brief lautet:

„Am 7. Juni endlich soll der Dampfer von Rio abgehen, welcher uns nach dem Mato Grosso führt. Wir werden Anfang Juli in Cuyabá ankommen und hoffentlich in vier Wochen zum Abmarsch gerüstet sein. Im September pflegen bereits die Regen einzusetzen. Zurückkehren werden wir in der Regenzeit nur für den Fall eines unglücklichen Verlaufs. Doch darüber später von Cuyabá aus.

„Wie Vieles hätten wir in diesem letzten Vierteljahr zu Stande bringen können, wenn wir nicht in ewiger Ungewissheit erhalten und von Woche zu Woche mit unbestimmten Aussichten vertröstet worden wären; wir durften uns nie mehr, als wenige Tagereisen, von dem Telegraphen entfernen. Es gehen nun an das Museum mehrere Kisten mit unserer Sammlung ab, die ich Ihrem Interesse empfehlen möchte. Hauptsächlich enthält sie Sambakífunde. Ich erlaube mir, für die anthropologische Gesellschaft einen kurzen Reïsebericht beizufügen. Ausserdem schicke ich Ihnen eine Liste der Sammlung, ein Verzeichniss der Etiquetten von den Schichtproben und Skelettheilen und eine Anzahl vorläufiger Abzüge von Sambakí-Photographien. Einige der in viele Stücke zerbrochenen Schädel lassen sich jedenfalls noch recht gut zusammensetzen, und wären wir Ihnen zu ganz besonderem Dank verpflichtet, wenn sie dieselben darauf hin durchsehen und bezügliche Anordnungen treffen wollten. Wir bitten dringend, die Originaletiquetten aufzubewahren; verschiedene derselben enthalten Angaben über den Fundort, die sich auf unsere Aufzeichnungen beziehen und nur uns vor der Hand verständlich sind. Wir bitten ferner, die Muschel- und Schichtproben, ebenfalls mit Erhaltung der Etiquetten, aus den Papierpaketen herausnehmen und in Gläser oder Schachteln umfüllen zu lassen.

„Was die „Bugres“ von Blumenau u. s. w. für Leute sind, ist eigentlich noch recht unklar; wir haben nach Kräften Nachrichten gesammelt; es ist aber Alles unzuverlässiges Zeug, das anzuhören viele Geduld erfordert. Ihr richtiger Stammesname soll „Schokléng“ sein; sie gehen unter dem Namen von „Botokuden“, während die „Coroados“ von Guarapava, die sich selbst „Kakléng“ nennen sollen, bei den Einen als ihre Verwandten, bei den Anderen als gänzlich von jenen verschieden gelten. Durch die Bezeichnungen Botokuden und Coroados ist eine heillose Verwirrung entstanden. Die „Coroados“ der Provinz Paraná sind nach einem kleinen Wörterverzeichniss, das ich von einem, ihrer Sprache kundigen Deutschen aufnehmen konnte, ein Gêsvolk.

„Hätten wir nur gewusst, dass uns drei Monate zur Verfügung standen, so wäre eine genauere Bekanntschaft mit den Feinden der Colonisten wahrscheinlich leicht anzuknüpfen gewesen. Unsere Landsleute, — von Ihrem engeren sind des Besonderen viele vorhanden, und nicht wenig hat es mich gefreut, dass einige derselben auch in Pommerode (Südbrasilien) nicht vergessen haben, die Pferdeköpfe am Dachgiebel anzubringen, — unsere Landsleute, sage ich, haben einen Heidenrespect vor den „Bugern“ und halten sie für die schlimmste Art aller amerikanischen Thiere.

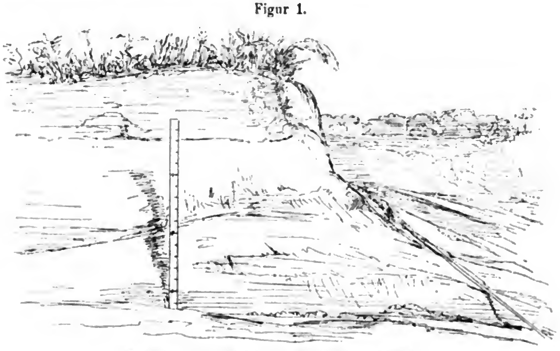
Daran schliesst sich der folgende Reisebericht über

Sambaki-Untersuchungen in der Provinz Sta. Catharina.

Da zur Zeit unserer Ankunft in Rio de Janeiro, Ende Februar 1887, wegen der im Mato Grosso herrschenden Cholera der Dampferverkehr mit Cuyabá, dem Ausgangspunkt für unser Schingú-Unternehmen, aufgehoben war, entschieden wir uns, die unfreiwillige Verzögerung für Untersuchungen über Sambakis zu verwerthen. Weil wir aber die erste Gelegenheit zur Weiterfahrt unter allen Umständen benutzen mussten, konnten wir nur Desterro, die Hauptstadt von Sta. Catharina, wo die Dampfer der Nationalcompagnie regelmässig anlaufen, zum Standquartier für unsere Ausflüge wählen. Mit grosser Dankbarkeit müssen wir der ortskundigen Führung des Hrn. Manoel Moreira da Silva aus Desterro gedenken, der uns unermüdlich begleitete und unterstützte.

Ihre schönste Ausbildung haben die Sambakis in der Nähe der beiden Städtchen Laguna und São Francisco, bezw. Joinville erlangt. Die Industrie hat sich eines Theiles derselben schon seit geraumer Zeit zur Kalkgewinnung bemächtigt, und dieser scheint gegenwärtig auch bereits Alles, was auf der Insel Sta. Catharina von Muschelhügeln vorhanden war, zum Opfer gefallen zu sein. Immerhin aber haben sich, da es kaum möglich wäre, an einem, mit Wald und üppiger Vegetation bewachsenen Hügel in kurzer Zeit erfolgreiche und übersichtliche Ausgrabungen zu veranstalten, für unsere Zwecke gerade die, von Kalkbrennern bearbeiteten Sambakis als die interessantesten erwiesen, weil wir an den vielfach angelegten Durchschnitten geeignete Profile zum Studium der Verhältnisse fanden oder doch ohne Mühe herstellen konnten (Fig. 1 und 2).

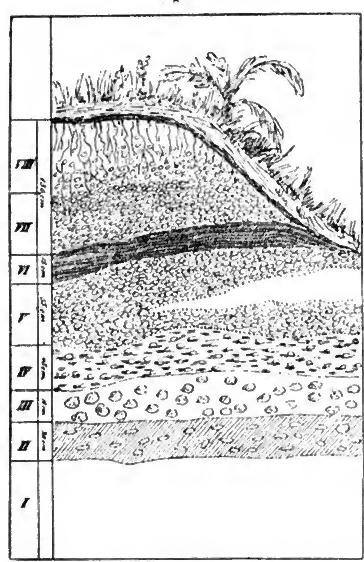
Figur 1.



Sambaki Christovão, Rio Tiruquinha. Profil.

In erster Linie kam es uns darauf an, mit der Untersuchung ein systematisches Sammeln von Muscheln, Knochen und Steingeräthen zu vereinigen, und durften wir deshalb neben den wohlerhaltenen und schönen Exemplaren auch die Objecte geringeren Ansehens nicht verschmähen, sofern sie als Belegstücke zu dienen hatten. Bevor die Gegenstände daheim mit allen Hülfsmitteln einer genaueren Prüfung und Vergleichung unterzogen sind, würde es verfrüht sein, eine ausführ-

Figur 2.



Sambaki Christovão. Profil.

I Reiner Sand. *II* Humus mit stark verwitterten Muscheln (Austern?). *III* Sand mit besser conservirten grossen Muscheln. *IV* Sand mit Humus, sehr wenige stark verwitterte Muscheln. *V* Berbigão-Schicht, theilweise von einer weniger Berbigão-reichen Schicht durchsetzt. *VI* Lettenartige Schicht, mit Humusstreifen durchsetzt. *VII* Berbigão-Schicht, Schicht *V* gleichend. *VIII* Berbigão-Schicht, mit Humus und Wurzelfasern durchsetzt.

liche Darstellung unserer Arbeit zu liefern; wir beschränken uns deshalb darauf, in Kürze einige allgemeine Gesichtspunkte hervorzuheben.

Die Sambakis, von denen wir Sammlungsstücke heimgebracht und die wir mit Ausnahme von zweien sämmtlich besucht haben, sind, von Süden nach Norden aufgezählt, die folgenden:

8 bei Laguna: Magalhães, Fidelis, Roseta, Cabeçuda, Capoteira, Carniça, S. Martha Pequena, Laranjal;

3 nahe bei Desterro auf dem Festlande: Estreito, Christóvão, Armação da Piedade;

1 bei Itajahy, dem Hafen von Blumenau: Luiz Alves;

4 bei S. Francisco, bzw. Joinville: Fettback, Krelling, Schröders Goldberg, Miranda.

Die meisten Sambakís von Sta. Catharina liegen nicht an freier See, sondern in Lagunen und geschützten Meerengen, ein Theil auch ziemlich weit landeinwärts auf flachem Terrain, dessen Niveau sich einige Meter über dem Wasserspiegel erhebt, so dass man an eine negative Strandlinienverschiebung zu denken genöthigt ist. Sie sind Dünen oder Felsen, deren Mehrzahl wahrscheinlich früher Inseln waren, entweder in Form isolirter Hügel aufgelagert, oder an eine ehemalige Steilküste als ein nach unten verbreiterter Vorsprung sich anlehnend. Sie zeigen sich aus Schichten zusammengesetzt, die im Allgemeinen wohl von einander unterschieden werden können. Dieselben bestehen aus 1) Muscheln oder 2) Sand, bezw. Humus oder 3) einer, mit Muscheln vermischten Anhäufung von Fischknöchelchen und anderen organischen Resten, welche wir mit dem hier gebräuchlichen Ausdruck „Immundicia (Unrath) bezeichnen.

Die Muschellager sind aus Conchylien nur einer oder denen verschiedener Arten gebildet. Vor allen übrigen Sambakís zeichnet sich der von Luiz Alves dadurch aus, dass er nahezu ausschliesslich von Corbula, einer jetzt ausgestorbenen

Brackwassermuschel, zusammengesetzt ist. Bei den anderen liefert die bei weitem grösste Masse der Schichten eine kleine gleichklappige Siphoniate, „Berbigão" genannt, die heute noch vorkommt und gegessen wird. Dünner pflegen die Schichten von Auster- und Miesmuschelschalen zu sein; letztere heisst bei den Einheimischen „Marisco". In dem Steilküstensambakí von Armação fanden wir auch ganze Schichten aus Seeigelstacheln bestehend.

Kohle, Holzkohle sowohl wie Knochenkohle, kommt in sämmtlichen Schichten vor; sie durchsetzt dieselben alle, insbesondere die Immundíciaschichtung in kleinen Partikeln, wie spärliche Rosinen den Kuchenteig. Es bleibt der Untersuchung überlassen, wie weit diese Kohlenreste auf Verbrennung durch Feuer zurückzuführen sind. Die Einheimischen behaupten, die Kohle entstehe durch einen chemischen Process, den die Mariscoschalen veranlassten; so würden noch heute die beim Hause des Fischers auf einen Haufen geworfenen Schalen der recenten Miesmuschel im Laufe des Jahres „carbonisirt". Jedenfalls finden sich die Kohlenpartikeln häufig mit Mariscos zusammen und treten diese häufig in einer blauen Schicht auf, wo ihre Schalen den Eindruck machen, als ob sie gebrannt seien. In den Sambakís von S. Francisco scheinen sowohl Knochenkohle, wie Marisco zu fehlen; in Luiz Alves jedoch giebt es reichlich Kohle, aber keine Mariscos.

Wenn die Muschelschichten verschiedene Arten enthalten, so pflegt bei den Sambakís von Laguna eine bedeutend vorzuherrschen, während die anderen, darunter auch nicht selten einige Bulimusgehäuse, nur eingesprengt sind. Bei den Sambakís von S. Francisco dagegen ist die Vermischung stärker und tragen die einzelnen Schichten einen weniger ausgeprägten Charakter. In Schröders Goldberg trifft man grosse Lager zusammengebackener Brocken und perlmutterglänzender Schuppen, die sich fettig anfühlen, so dass die Kalkbrenner auf den Abbau verzichtet haben: hier hat offenbar eine weitgehende Zersetzung und Verwitterung stattgefunden.

Ueberreste von Säugethieren und Vögeln sind sehr selten; die zahlreichen Knöchelchen der Immundíciaschichten stammen nahezu sämmtlich von Fischen und zwar vorwiegend angeblich von Bagre und Miraguaya her.

Menschliche Skelette sind in allen grösseren Sambakís von Laguna reichlich vorhanden, kommen anscheinend aber bedeutend weniger in denen von S. Francisco vor. Ob sie eine bestimmte Lagerung einnehmen, vermochten wir, da sie gewöhnlich in einem ausserordentlich schlechten Zustande waren, nicht definitiv zu entscheiden. Die Beckenknochen waren stets verschwunden, die Schädel in der Regel so brüchig und morsch, dass sie bei der Berührung sofort zerbröckelten. Zum Theil fanden sich die Knochen zu einer rothen Erde verwittert, wodurch die Meinung vieler Einheimischen erklärt wird, dass die Cadaver in eine rothe Masse eingebettet worden seien. Wo die Röhrenknochen in Längs- oder Querstücke gespalten erschienen, rührte dieses immer, wie durch sorgsame Freilegung leicht festzustellen war, von einfachem Zerfall her. Nichts deutete auf Anthropophagie.

Die besser erhaltenen Skelette hatten eine horizontale Lagerung. Bei mehreren fanden wir in unmittelbarer Nähe plumpe Steine, in einem Falle auch einen bearbeiteten kleinen Block von parallelepipedischer Form; einem anderen Skelet wieder lag eine schwere, allem Anschein nach ausgesuchte und nicht zufällig dorthin gelangte Platte auf. Dass mehrfach isolirte Schädel vorkommen sollen, glauben wir unserer Erfahrung nach auf mangelhafte Sorgfalt bei der Ausgrabung beziehen zu müssen.

Eine grössere Anhäufung von Kohle trafen wir nur einmal, in Cabeçuda, und zwar 14 *cm* oberhalb eines Skelets, in einer flachen Vertiefung (6 *cm* tief, 3 *cm* hoch, 20 *cm*

lang). Nur bei dieser Gelegenheit wäre man berechtigt gewesen, eine Feuerstelle zu vermuthen. Der Körper lag 4 *m* tief im Berbigão horizontal, den Kopf nach W. gerichtet, die Handwurzeln am Kinn und die Ellenbogen in Berührung mit den Knieen; über die Kohle weg erstreckte sich, einige Centimeter höher, eine unverletzte Lehmschicht.

Weitaus die meisten Skelette lagen in den oberen Schichten, durchschnittlich bis zu einer Tiefe von 1,5 oder 2 *m* unterhalb der Vegetationsdecke.

Auch die Steinwerkzeuge, welche wir in situ fanden, gehörten fast nur den oberen Schichten an; die grosse Mehrzahl wurde im Muschelschutt, am Fusse der Sambakís, aufgelesen. Eine gewaltige Menge solcher Fragmente ist bei dem Sambakí Roseta in Laguna vorhanden; es haben sich daselbst auf altem Meeresboden Reste aller Generationen angesammelt: dort liegt das Steinbeil neben einer incrustirten Bleikugel, die indianische Topfscherbe neben einem Stück Porcellan von der Telegraphenleitung. Bei diesem — nicht in diesem — Sambakí allein sind auch mit Sicherheit viele Topfscherben nachzuweisen, welche, wie die anderen mannichfaltigen Bruchstücke, im Dünensand verstreut sind, heute vom Winde blossgelegt und morgen wieder verweht werden. Aus dem frisch angegrabenen Innern der Sambakís aber wurden nirgendwo Topfscherben hervorgeholt.

Bei mehreren Sambakís lagen am Strande anstehende Granitblöcke, deren Oberfläche bearbeitet war. Die letztere zeigte gewöhnlich eine Anzahl schwach ausgeschliffener elliptischer Höhlungen und nebenher ein paar lange, ebenfalls ausgeschliffene Rillen. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass sie zum Schärfen der Steinbeile bestimmt waren. Ein mächtiger Block in Laguna, den wir mit vieler Mühe für Berlin erworben haben, zeichnete sich aber durch grössere, zum Theil fast kreisrunde, pfannenartige Vertiefungen aus, deren Mitte leicht erhaben war. Er ist 1,46 *m* lang, bis 88 *cm* breit, die vier schönsten Pfannen haben einen Durchmesser von durchschnittlich 40 *cm*. Er steckte bis zum Rande im Boden und war über 1 *m* dick; nachdem das Oberstück durch einen Arbeiter losgesprengt war, wobei es leider, schon vorher durch einen Querriss gespalten, in weitere drei Theile zersprang, wog es in der Holzverpackung 605 *kg*. Die sorgfältige Bearbeitung bringt trotz der Einfachheit der Form ein fast künstlerisch schönes Aussehen zu Stande. Man sollte vermuthen, dass diese Flächen zum Mahlen gedient haben. Wir fanden in dem Sambakí Estreito, gegenüber von Desterro, einen einzelnen Stein, der eine genau gleiche Pfanne mit mittlerer Erhabenheit trägt.

Die Entstehung der Sambakís betreffend, ist unter den Einheimischen fast allgemein die Ansicht verbreitet, dass zu Zeiten des „Diluviums“ ungeheure Massen von Muschelschalen durch die Meeresströmungen an bestimmten Punkten angeschwemmt worden seien. In der That sind wenigstens die Sambakís von Laguna durchaus nicht ungeeignet, die Annahme einer marinen Bildung zu begünstigen: sie zeigen im Profil eine merkwürdig regelmässig wechsellagernde Schichtung von Muscheln und Sand. Der Nachweis ferner der unwiderleglichen Spuren vom Dasein des Menschen, der Skelette und Steinwerkzeuge, ist für die unteren Schichten zu allermeist unsicher, ja es finden sich jüngere Dünen mit einer einfachen Decke von Berbigao, wo es nicht gelingt, Knochen oder Steingeräth zu entdecken. Die Fischknöchelchen u. s. w. der Immundiciaschicht endlich treten in einer so eigenthümlich gleichmässigen Zersplitterung und die Kohlenpartikel in einer so charakteristischen Vertheilung auf, dass man sich dies zunächst kaum anders, als durch eine Strandbildung, erklären zu können glaubt.

Wir haben die Frage unbefangen geprüft und deshalb auch eine grössere An-

zahl von Schichtproben gesammelt. Zu Hause hält man das vielleicht für sehr überflüssig, aber der Augenschein spricht bei den Laguna-Sambakis so beredt gegen deren Auffassung als Kjökkenmöddinger, dass es ganz unmöglich ist, einen halbgebildeten Brasilianer von seiner Diluvialtheorie zu bekehren, und auch wir haben uns, obwohl wir die richtige Vorstellung mitbrachten, im Anfang, wie wir gestehen müssen, keineswegs sofort klar zu machen vermocht, dass es sich wirklich nur um Küchenhaufen handle. Vor Allem durften wir uns aber doch nicht verhehlen, dass wir, die alte Hypothese bei Seite setzend, zur Erklärung der Sambakís eine Verschiebung der Strandlinie in einem Umfange zu Hülfe ziehen müssten, die sehr weit über das zuständige Maass hinausging. Es giebt dafür einen deutlichen Fingerzeig.

Die bearbeiteten anstehenden Felsblöcke am Fusse der bis 25 *m* hohen Sambakís finden sich $^1/_2$—1 *m* über dem Wasserspiegel; die Hebung des Landes kann also in den letzten drei Jahrhunderten nur sehr geringfügig gewesen sein. Zudem lernten wir aus den Muschelhügeln von S. Francisco, dass an einer Küste, die keine Lagunenküste ist, auch die angeblich marinen Sandschichten in Wegfall kommen, während die Sambakis von Laguna bei ihrer Entstehung demselben Flugsand ausgesetzt waren, der noch heute in diesem dünenreichen Gebiet eine gewaltige Rolle spielt. Alle anderen Gründe aber gegen die Küchenhaufentheorie sind nebensächlicher Natur.

Als das wichtigste Problem bleibt offenbar die Frage nach dem Wesen der Bevölkerung übrig, welche die Sambakís aufgeworfen und bewohnt hat. Ist sie eine einheitliche gewesen und hat sie nur einer bestimmten Periode angehört? oder haben vielleicht bis zur Ankunft des Europäers verschiedene Küstenstämme ihre Muschelernten abgehalten und sich an dem Aufbau der künstlichen Hügel betheiligt? Ist z. B. der Sambakí von Roseta verhältnissmässig neu? Unter den von uns gesammelten Schädeln scheint eine grosse Uebereinstimmung zu herrschen. Das wenigstens liegt auf der Hand, dass diese Sambakíleute mit den heutigen „Bugres“ der Provinz Sta. Catharina, welche in unserer Sendung durch den einzigen überhaupt aufzutreibenden und von Hrn. Dr. Blumenau erhaltenen Schädel eines jungen Mannes vertreten sind, nicht gemeinsamer Abstammung sein können.

Bis zu welcher Grenze sich auch für die Steinwerkzeuge eine entsprechende Sonderung erreichen lässt, ist noch sehr ungewiss. Die den Colonisten feindseligen „Bugres“ der Gegenwart gebrauchen meist gestohlenes Eisen, doch haben wir einige nachweislich von ihnen herrührende Steinpfeilspitzen und lange Kolben aus Stein erhalten, die als Stampfer und vielleicht theilweise auch als Keulen gedient haben dürften. Vorläufig ist jedoch bei der äusserst mangelhaften Kenntniss, die uns über diese Indianer zu Gebote steht, noch nicht entschieden, ob dieselben jene Stampfer — was wahrscheinlich ist — selbst gefertigt oder sie ebenso gefunden haben, wie sie der Colonist neben Steinbeilen und auch Töpfen im Waldesboden, besonders aber im Ueberschwemmungsland der Flussufer allenthalben zahlreich antrifft. Auch der deutsche Ansiedler weiss das alte Steingeräth trotz jedes modernen Handwerkszeuges wohl zu schätzen: an den Beilen wetzt er Sensen und Messer, mit den prächtigen Kolben stampft er seine Kaffeebohnen und ein Schuhmacher fand sich, der auf einem schön bearbeiteten Stein sein Leder klopfte. Glücklicherweise haben wir eine Reihe vortrefflicher Exemplare durch einen, in Blumenau zu Gunsten des Berliner Museums veröffentlichten Aufruf gerettet. Zunächst empfiehlt es sich jedenfalls, eine Trennung aufrecht zu erhalten in 1) die Steinwerkzeuge der Sambakís, 2) diejenigen, welche zusammen mit Töpfen im Boden gefunden werden und

3) diejenigen, die nachweislich bei noch unabhängig lebenden Stämmen im Gebrauch sind. Die beiden letzteren Rubriken werden, wie zu vermuthen steht, mehr oder minder zusammenfallen; für die beiden ersten ist in Folge der vielfach ungenauen oder geradezu irreführenden Angaben des Fundortes zu befürchten, dass sie nicht deutlich genug auseinandergehalten werden können.

Sei es zum Schluss hervorgehoben: es ist ganz unglaublich, wie viele interessante Stücke von den Colonisten verzettelt worden sind, weil Niemand sie über ihren Werth belehrt hat, und unglaublich auch, wie viele noch allerorts in der Provinz Sta. Catharina vorhanden sind; durch ein wohl organisirtes Sammelunternehmen könnte eine Menge wichtiger Objecte mit unerheblichen Kosten erworben und der Wissenschaft erhalten werden. Denn fast Alle geben bereitwilligst her, was sie von solchen Dingen besitzen, nachdem sie einmal begriffen, welche Bedeutung denselben innewohnt; die Meisten geben sogar sehr gern, wenn man auch ein wenig an ihren Patriotismus appellirt, und doppelt gern, wenn sie die Aussicht haben, dass der Empfänger in einer anerkennenden Form mit Dank quittirt, wie es Recht und Billigkeit und Klugheit gebieten. —

Hr. Virchow: Es dürfte kaum eine Gesellschaft der Welt geben, in welcher die Frage der brasilianischen Sambaquis so oft behandelt worden ist, als in der unsrigen. Und zwar ist es gerade die Provinz Sta. Catharina gewesen, aus welcher uns die zahlreichsten Fundstücke und Berichte zugingen. Ich erinnere an die erste Sendung aus Dona Francisca, die wir Hrn. Kreplin verdanken (Sitz. vom 11. Mai 1872. Verh. S. 189), sodann an den Bericht des Hrn. v. Eye und die Sammlung des Hrn. Stegemann von Joinville, die ich in der Sitzung vom 18. März 1882 (Verh. S. 220) vorgelegt und im Einzelnen erläutert habe. Ein späterer Bericht des Hrn. Stegemann steht in den Verh. von 1884. S. 384. Was ich dabei stets besonders vermisste, den Mangel an Topfresten, das scheint jetzt durch unsere Reisenden, denen ich diesen Punkt besonders ans Herz gelegt hatte, im negativen Sinne erledigt zu sein. Mich leitete bei dieser Frage hauptsächlich der Umstand, dass sich im Museo preistorico in Rom ein grosser Topf befindet, der aus einem Sambaqui stammen soll. Mit grosser Spannung sehe ich daher der Ankunft der angekündigten Sammlung entgegen.

(7) Hr. W. Joest berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden aus Godesberg vom 8. Juli über

die Philippinen-Ausstellung in Madrid und eine verkrüppelte Zwergin.

Von einer sechswöchentlichen Reise durch Spanien nebst einem kurzen Ausflug nach Marokko zurückgekehrt, bedauere ich, Ihnen mittheilen zu müssen, dass meine wissenschaftlichen Resultate gleich Null sind.

Die Exposicion general de las Islas Filipinas habe ich nicht gefunden. Ich sah nur einige Tagalinnen und einen, in spanische Tracht gehüllten Jüngling von Joló. Am letzten Tage in Madrid las ich auf einem grossen Anschlagezettel: „Stiergefecht u. s. w. Die unter uns weilenden Bewohner der Philippinen, jener grossen, von dem berühmten Seefahrer Magallanes entdeckten Insel, werden es nicht verschmähen, die Corrida zu besuchen, um sich von den Fortschritten der spanischen stierkämpfenden Jugend zu überzeugen und werden sich in den Logen niederlassen“ u. s. w.

Um nun nicht ganz mit leeren Händen zu kommen, erlaube ich mir, Ihnen beiliegend das Porträt einer merkwürdigen Person zu übersenden, die ich in Madrid sah und die Sie, falls Sie sie noch nicht kennen sollten, vielleicht interessiren wird.

Die Alte soll Hilany Agyba heissen und 1826 an oder auf dem Sinai geboren sein. Sie soll 38 *cm* Höhe messen, doch glaube ich nicht, dass sie auf den Beinen stehen kann. Der Kopf ist von natürlicher Grösse; Zähne hat sie nie gehabt. Sie raucht leidenschaftlich gern, und können Sie nach der Cigarre, die sie in der Hand hält, ihre Grösse bemessen. Ihre Hände sind normal und zierlich (in Jerusalem stark tättowirt). Die Person ist unheimlich vergnügt, singt, lacht und schwatzt den ganzen Tag; ihre Arme dreht sie mit Leichtigkeit, wie ein Trapezturner, um ihre Axe in den Schultergelenken. Auf dem Bilde rechts befindet sich das Haus, bzw. Schlafzimmer des merkwürdigen Geschöpfs, das in Petersburg wissenschaftlich untersucht worden sein soll. —



Hr. Virchow glaubt in der Abbildung eine Person wiederzuerkennen, über welche im vorigen Jahre Hr. Alexander Brandt in Charkow (Archiv für pathol. Anat. u. Phys. 1886. Bd. 104. S. 540) einen ausführlichen Bericht erstattet hat. Darnach würde der eigentliche Name des Krüppels Maria Gasal und ihr Geburtsort Saidanai bei Damascus sein. Hr. Brandt meint, die Störungen der Körperentwickelung, die sehr mannichfaltiger Art sind, theils auf Rachitis, theils auf Atrophie zurückführen zu können. In der von Hrn. Joest beigelegten Anzeige ist angegeben, dass das Gran Fenómeno el mas curioso del Siglo zu Sidney 1826 geboren sei und Arabisch, Griechisch, Türkisch und Russisch spreche.

(8) Hr. Virchow spricht über einen

Schädel von Merida, Yucatan.

Der sehr seltene Schädel ist mir durch Hrn. Dr. H. Curschmann, dem ich dafür besonderen Dank sage, mittelst folgenden Schreibens aus Hamburg vom 25. Juni übersendet worden:

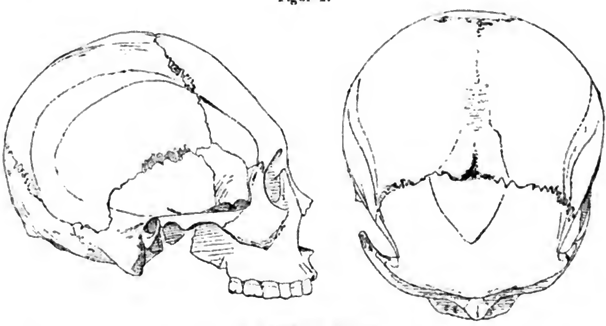
„Ich erhielt den Schädel von einem Herrn aus Merida, der denselben selbst ausgegraben hat. Fundort ist einer der in jener Gegend zahlreich verbreiteten Grabhügel, welche man den „Ureinwohnern“ des Landes zuschreibt. Die Hügel sind aus Steinen und Erde gebaut, ihre Höhe (und Grösse?) soll nach der früheren Macht und Bedeutung des darunter Begrabenen sich richten. Sie bergen ausser der Leiche sämmtlich noch Thongefässe, Figuren aus Thon und Steinbeile. Mit unserem Schädel gleichzeitig wurde eine Thonmaske, Arme und Beine gefunden. Der Arm trägt in der Hand ein Gefäss, welches die dortigen Einwohner für einen Bienenkorb halten; der letztere scheint eine grosse (symbolische?) Rolle gespielt zu haben, wenigstens soll seine Darstellung sich immer und immer wiederholen. Die Leichen sollen ohne sargartige Vorrichtung begraben, der Kopf aber stets mit einer Art Thongefäss bedeckt sein, von welchem Exemplare schwer zu gewinnen

seien, weil die Eingebornen bei den Ausgrabungen dasselbe regelmässig sofort zerschlügen, wahrscheinlich in Folge eines nicht näher bekannten Aberglaubens.

„Unser Schädel wurde an der Küste der Halbinsel Yucatan, zwischen Merida und Cap Catoche (etwa 88° westl. Länge von Greenwich) ausgegraben."



Figur 1.



¹/₃ natürlicher Grösse.

Hr. Virchow: Der im Ganzen recht gut erhaltene männliche Schädel (Fig. 1), dem leider der Unterkiefer fehlt, ergiebt folgende Maasse:

Maass	Wert
Capacität	1380 *ccm*
Grösste Länge	173 *mm*
„ Breite	156p „
Gerade Höhe	131 „
Ohrhöhe	111 „
Gerade Hinterhauptslänge	40 „
Horizontalumfang	505 „
Sagittalumfang des Stirnbeins	120 „
„ „ Mittelkopfes	115 „
„ der Hinterhauptsschuppe	114 „
Ganzer Sagittalbogen	349 „
Entfernung der Nasenwurzel vom Foram. magn.	105 „
„ „ „ „ Ohrloch	96 „
„ des Nasenstachels vom Foram. magn.	111 „
„ „ „ „ Ohrloch	96 „
„ „ Alveolarrandes vom Foram. magn.	119 „
„ „ „ „ Ohrloch	102 „
Minimale Stirnbreite	98 „
Schläfenbreite	131 „
Ohrbreite	120 „
Hinterhauptsbreite	111 „
Mastoidealbreite, a. Spitze	108 „
„ b. Basis	131 „
Gesichtshöhe B.	71 „
Gesichtsbreite a. (jugal)	142 „
„ b. (malar)	108 „

Orbita, Höhe	34	mm
„ Breite	40	„
Nase, Höhe	53	„
„ Breite	26	„
Gaumen, Länge	55	„
„ Breite	41	„

Daraus berechnen sich folgende Indices:

Längenbreiten-Index	90,2
Längenhöhen-Index	75,7
Ohrhöhen-Index	64,2
Hinterhaupts-Index	23,1
Mittelgesichts-Index (b : B)	65,7
Orbital-Index	85,0
Nasen-Index	49,0
Gaumen-Index	80,3

Die Schädelcapsel ist demnach hypsibrachycephal, das Gesicht chamaeprosop, die Orbitae mesokonch, die Nase mesorrhin, der Gaumen mesostaphylin.

Eine genauere Betrachtung lehrt nun freilich, dass der Schädel künstlich deformirt ist. Die Stirn zeigt eine starke Abplattung mit Rückwärtsdrängung der oberen Theile, so dass die Tubera gänzlich verstrichen sind, und die Oberschuppe am Hinterhaupt ist so eben, dass der Schädel, wenn er darauf gestellt wird, sich stehend erhält. Im Uebrigen ist derselbe überall dick und demgemäss schwer. Die vordere Fontanellgegend tritt in Form eines unregelmässigen Rhombus über die Oberfläche hervor, und zwar in Folge einer fast elfenbeinernen Hyperostose, welche gegen das Stirnbein hin eine mediane, dreieckige Erhebung, gegen das Mittelhaupt eine ähnliche, nur etwas schwächere Anschwellung bildet. Das Centrum des Prozesses liegt an der Coronaria, welche in einer tiefen Furche zwischen den verdickten Rändern hindurchgeht. Auch die Sagittalis verläuft mitten durch die Anschwellung als noch offene Naht.

Am unteren Theil der Stirn ein stark gezackter Rest der Stirnnaht. Jederseits ein starker, gegen den Nasenfortsatz convergirender, schräg gestellter Wulst, der von dem Orbitalrande getrennt ist. Der hintere Theil der Sagittalis und der obere der Lambdanaht sind im Verstreichen, die Emissarien fast ganz verschwunden. Das Hinterhaupt, abgesehen von der Oberschuppe, leicht gerundet mit einer starken Protuberanz. Squama occipitalis in ihren beiden Abschnitten sehr gross. Die Tubera parietalia stark hervortretend, aber sehr breit gerundet. Plana temporalia hoch, aber nicht abgeplattet. Alae normal. Keine Exostosen im Gehörgang. Basis sehr breit, Hinterhauptsloch rundlich, etwas schief, mit grossen Gelenkhöckern.

Das Gesicht erscheint wegen der starken Auslage der Jochbogen und der grossen, an der Oberfläche höckerigen Wangenbeine breit. Die grossen Orbitae sind nach unten regelmässig gerundet. Die Nase beginnt an der Wurzel ohne Absatz, ist aber hier sehr schmal, wahrscheinlich in Folge einer doppelseitigen Synostosis naso-maxillaris. Im Ganzen erscheint sie gross und hoch, der Rücken leicht eingebogen, aber stark vortretend; die Apertur breit. Die Curve des Alveolarrandes ist sehr gross, der Alveolarfortsatz prognath, aber kurz; die Zähne noch wenig abgenutzt. Gaumen sehr breit, fast hufeisenförmig. —

Die Gesammtheit dieser Eigenschaften stellt den Schädel von Merida in die Nähe zahlreicher amerikanischer Schädel, sowohl des Nordens, als des Südens; insbesondere gleicht er in vielen Stücken den alten Schädeln von Mexico, Colum-

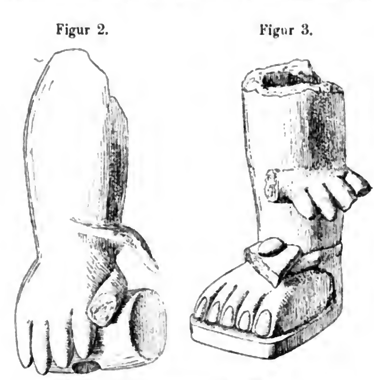
bien und Peru. In letzterer Beziehung verweise ich auf meine Beschreibung einzelner Schädel von Ancon in dem grossen Atlas der HHrn. Reiss und Stübel (Taf. 108—13), wo sich auch dieselbe Hyperostose des Schädeldaches wiederfindet.

Da anzunehmen ist, dass es sich um einen Maya-Schädel handelt, so wird durch unseren Befund das auch sonst so viel erörterte Verwandschaftsverhältniss dieses merkwürdigen Volkes in Betreff der physischen Verhältnisse erläutert. Es ist dies um so wichtiger, als die Craniologie von Yucatan noch fast ganz zu machen ist. Der einzige, bis dahin bekannte Schädel, ein weiblicher (Stephens, Yucatan p. 128. bei Waitz, Anthropol. IV. S. 204), hatte gleichfalls ein sehr flaches und senkrecht abfallendes Hinterhaupt bei 5,8" seitlichem Durchmesser; nach Morton's Urtheil kommt seine Gestalt mit derjenigen der Schädel der Mumien von Arica an der peruanischen Küste überein. Auch wird ausdrücklich bezeugt (Herrera IV, 10,3), dass die Bewohner in alter Zeit die Stirn abplatteten. Vorspringende Zähne werden von Waldeck erwähnt. Dass die Nase der Figuren auf den Reliefs von Palenque fast immer mehr oder weniger gebogen und an der Wurzel gar nicht eingedrückt erscheint, sondern mit der Stirn selbst in einer Flucht liegt, hat schon Humboldt hervorgehoben (Waitz a. a. O. S. 297).

Im Pariser Museum befinden sich 5 Schädel von dem oberen Vera Paz, die als yucatekische bezeichnet werden (Quatrefages et Hamy, Crania ethnica p. 467. Fig. 415 und Pl. LXIX. Fig. 3 et 4), obwohl sie wohl eigentlich nach Guatemala gehören. Sie sind extrem brachycephal, wenig hoch, prognath. Ihre Capacität wird zu 1450 *ccm* für die Männer, zu 1250 für eine Frau angegeben; der Schädelindex zu 86,12 und 98. Jedenfalls bieten die Abbildungen viele Aehnlichkeit mit unserem Schädel von Merida dar. —

Was die beiden Thonfigur-Fragmente betrifft, die Hr. Curschmann mitgeschickt hat, einen Vorderarm mit Hand und einen Unterschenkel mit Fuss, so sind dieselben scheinbar von einer ganzen Figur abgebrochen. Sie machen den Eindruck kindlicher Form. Der Thon hat eine rauhe Oberfläche und ein schwärzliches Aussehen, was wohl von einer schwarzen Erde herrührt, die sich noch in den Einschnitten zeigt. Beide Stücke sind hohl, der Fuss auch unten offen, die Hand dagegen geschlossen. Der Arm ist von der rechten Seite (Fig. 2). Dicht über der Handwurzel tritt an der inneren Seite ein breiter, platter Ansatz hervor, der leider vielfach zerbrochen ist, aber wohl auch eine Hand dargestellt hat. An der Haupthand ist der Daumen dicht angelegt und die 5 Finger fassen über die Oberfläche des „Bienenkorbes", der freilich mehr wie ein Fass aussieht. Die rundlich viereckige Oeffnung des letzteren liegt nach unten. Der Fuss (Fig. 3) ist mit einer Sandale bekleidet, an der man eine dicke Sohle und ein grösseres

Figur 2. Figur 3.



$^{1}/_{2}$ natürlicher Grösse.

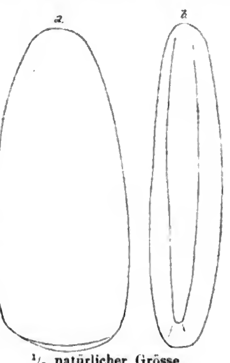
Blatt unterscheidet, welches die Ferse bedeckt und um den Spann in einen Riemen endigt, der vorn in eine Platte ausläuft, die mit einem grossen flachen Knopf besetzt ist. Es ist dieselbe Fussbekleidung, die sich an den grossen Steinbildern (H. Meye, Die Steinbildwerke von Copań und Quirigua. Berlin 1883.) zeigt. Die Zehen liegen nackt zu Tage, sämmtlich in einer Linie, sonderbarerweise auf jeder Seite eine grosse Zehe. Am Unterschenkel tritt wiederum ein breiter Ansatz seitlich hervor, an dem 5 Zehen sitzen, also ein Nebenfuss.

(9) Hr. Virchow zeigt einen

Jadeitkeil von S. Salvador (Central-Amerika).

Das ungemein schöne und allein schon durch seine Grösse höchst bemerkenswerthe Stück ist mir durch unseren erprobten Freund, Hrn. Schönlank, übergeben worden. Ueber die speciellen Umstände des Fundes ist vorläufig nichts bekannt.

Das Stück nähert sich in seinen Umrissen (*a*) einigermaassen den Flachbeilen, indem es ein hinteres stark verjüngtes und ein vorderes breites Ende, sehr flach gerundete Kanten (*b*) und wenig gewölbte Flächen zeigt. Aber es ist ungleich dicker, als die gewöhnlichen Flachbeile Europas; es schliesst sich eher den grossen Nephritbeilen aus Venezuela an. Noch mehr weicht es dadurch ab, dass an der Stelle der Schneide eine stumpfe, etwas rauhe Fläche von ganz schwach gewölbter Form liegt, welche deutliche Zeichen der Abreibung darbietet. Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob diese Fläche erst nachträglich, vielleicht durch neuere Besitzer, abgenutzt worden ist. Sie als einen Rest der ursprünglichen Rinde zu betrachten, ist, bei der sorgsamen Politur des übrigen Stückes, die allerdings einige Gruben am spitzen Ende verschont hat, nicht wohl anzunehmen. Wäre die Abnutzung schon von den alten Besitzern herbeigeführt worden, so müsste man entschieden darauf verzichten, das Stück als ein Beil anzusehen; es müsste dann entweder zum Klopfen oder zum Reiben benutzt, also vielleicht zur Zerkleinerung von Mais verwendet worden sein. Ich bemerke dazu noch, dass die eine Hauptfläche ganz gleichmässig gewölbt ist, die andere dagegen eine schwache mediane Längserhöhung der hinteren $^3/_5$ und nach vorn eine schwer sichtbare, aber doch entschieden vorhandene dreieckige Abstumpfung zeigt, wie sie für ein Beil passen würde. —



$^1/_3$ natürlicher Grösse.

Hr. Arzruni schreibt d. d. Aachen, 13. Juli, über dieses Stück Folgendes:

Maasse: 17, 7, 3,5 *cm*.

Farbe: Radde 15 (grasgrün, zweiter Uebergang nach Blaugrün), vorwiegend in den mittleren Tönen, welche fleckartig vertheilt sind.

Das Beil ist mit vielen, mehr oder minder geradlinigen Rissen versehen. Am spitzen Ende sowohl, als auch am Rande des Breitendes sind Anzeichen, dass das Stück vor seiner Verarbeitung ein Gerölle gewesen, erhalten.

Die Mikrostructur ist eine ziemlich grobkörnige; manche der Körner erreichen

eine Grösse von 0,672 *mm*, während sie durchschnittlich 0,200 *mm* messen. Nur ausnahmsweise sind die Körner regelmässig begrenzt und auch dann nur durch die Flächen der prismatischen Zone, also bei Längsschnitten nur durch zwei parallele, geradlinige Kanten. Bei weitem in den meisten Fällen besitzen die Körner unregelmässige Umrisse, sind stark zerfetzt, zerlappt, mit Ein- und Ausbuchtungen versehen. Fast alle grösseren Körner, besonders aber die regelmässig begrenzten, sind mit der, auch bei dem Jadeit nachgewiesenen typischen Spaltbarkeit der Pyroxene versehen, welche sowohl bei Quer-, als auch bei Längsschnitten deutlich hervortritt. Bei letzteren wurde gegen die längs verlaufenden Spaltrisse als Auslöschungswinkel gemessen im Maximum 32°; derselbe sinkt aber nirgends bis zu 0° herab, was vielleicht wiederum für meine Ansicht über die Zugehörigkeit des Jadeits zum asymmetrischen Krystallsystem spricht, jedoch nicht in entscheidender Weise, denn es lässt sich auch, bei Annahme eines monosymmetrischen Systems, diese Thatsache dadurch erklären, dass zufällig kein einziges Korn parallel einer Querfläche getroffen worden ist.

Zahlreiche staubartige Einschlüsse, die ich auf ihre Natur nicht zu deuten weiss, nehmen vorwiegend die Mitte der Jadeitkörner ein, während der Rand dieser letzteren klar und einschlussfrei ist. Einzelne Zirkon(?)-Krystalle von prismatischem Habitus, mit abgerundeten Endigungen, Haufen von Epidot (?) oder Titanit (?), an denen kein merklicher Pleochronismus wahrnehmbar ist, sind durch den ganzen Schliff verbreitet.

Als meine Erfahrungen in Betreff des mikroskopischen Verhaltens der Jadeite geringere waren und ich dasjenige der Substanz des Beiles von Rabber und der barmanischen grobkörnigen Varietät als allein typisch betrachtete, hatte ich die Pyroxennatur der Jadeite vom Monte Viso, einiger schweizer Beile und des Aztekenbeiles A. v. Humboldt's angezweifelt (Zeitschr. f. Ethn. 1883, S. 187 und die vorhergehenden). Später berichtigte ich aber meinen Irrthum (vgl. bei A. B. Meyer: Rohjadeit aus der Schweiz in „Antiqua" und desselben Verfassers: „Ein weiterer Beitrag zur Nephritfrage" in Mitth. d. anthr. Ges. Wien 1884) und glaubte für den Jadeit, wie ich es schon früher für den Nephrit gethan hatte, bestimmte, auf der Mikrostructur beruhende, aber auch mit ihrer regionalen Verbreitung im Einklange stehende Typen aufstellen zu dürfen. Damals vermochte ich nur das Aztekenbeil in keinen der Typen ohne Zwang unterzubringen. Jetzt ist aber auch diese Ausnahme beseitigt, da kein Jadeit dem hier besprochenen aus San Salvador näher kommt, als das Material des Aztekenbeiles, welches allerdings einige Analogien mit dem schweizer Typus (Schweiz, Deutschland — excl. Rabber, z. Th. Frankreich, Italien) darbietet. Unzweifelhaft muss es zwischen der Mikrostructur der centralamerikanischen und mexicanischen Jadeite von der Art des Aztekenbeiles einerseits und den „europäischen" andererseits, Unterschiede geben, indessen reichen meine Erfahrungen vorläufig noch nicht aus, um sie zu präcisiren. Dass es in Mexico auch andere Jadeite giebt, als die diesem, dem schweizer („europäischen") sich anlehnenden Typus (welchen ich vorläufig als „centralamerikanisch" bezeichnen will) angehörigen, habe ich schon früher hervorgehoben (a. a. O.) auf Grund der Untersuchungen, welche ich an mexicanischen Jadeitperlen des Dresdener Museums anstellte.

(10) Hr. Virchow bespricht eine Sammlung

assyrischer Steinartefakte, namentlich solcher aus Nephrit.

Ende vorigen Jahres kehrte ein deutscher Arzt, Hr. Otto Blas, nach mehrjähriger Abwesenheit im Orient nach der Heimath zurück. Der verstorbene Prof.

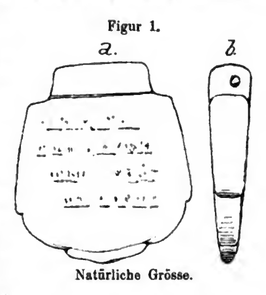
H. Fischer hatte schon früher meine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Bei Gelegenheit des russisch-türkischen Krieges war er in türkische Dienste getreten, und nach Beendigung desselben hatte er eine Stellung bei den Truppen in Mesopotamien angenommen, die ihn in vielfache Beziehungen zu den Eingebornen brachte. Von diesen hat er nach und nach eine Anzahl kleiner Steinartefakte erworben, welche aus den alten Ruinenstädten herstammen, aber in den Familien als Gegenstände der Ehrfurcht bewahrt werden. Seiner Meinung nach würde es ungemein schwer sein, derartige Stücke in den Ruinen selbst zu finden.

In der That besitzt das Britische Museum, das unzweifelhaft die besten Gelegenheiten zu Erwerbungen assyrischer Stücke hatte, nach der Aufzählung des Hrn. Schoetensack (Zeitschr. f. Ethnol. 1887. S. 124) nur 5 bearbeitete Nephritoide aus Mesopotamien, welche sämmtlich durch Ausgrabungen des Hrn. Layard gewonnen sind, nehmlich einen Nephrit-Cylinder von Nimrud und je 2 Beilchen aus Nephrit und aus Jadeit von Mugheir. Um so mehr muss ich Hrn. Blas dankbar dafür sein, dass er mir eine kleine Sammlung derartiger Artefakte mitgebracht hat, unter denen nach der Bestimmung des Hrn. Arzruni sich 3 nephritische befinden.

Die Mehrzahl dieser Stücke stammt aus der Gegend von Erbil (dem alten Arbela), nahe der persischen Grenze. Nur ein Cylinder ist ausdrücklich auf die Ruinenstätte von Ninive angegeben. Trotzdem wird an dem Alter der sämmtlichen Stücke nicht gezweifelt werden können, wenn auch vielleicht eine spätere Zuthat bei dem einen Stücke, das sogleich besprochen werden soll, zugegeben werden mag.

1) Dieses ist eine Hängeplatte, wahrscheinlich ein Amulet, aus Nephrit, das schönste Exemplar unter den mir übergebenen (Fig. 1). Es hat im Ganzen die Form eines Wappenschildes, das oben und an beiden Seiten ziemlich geradlinig, wenngleich etwas unregelmässig abgegrenzt ist, nach unten dagegen abgerundet und jederseits mit 2 tiefen Absätzen versehen ist. Oben schliesst sich daran ein dicker, gerundeter Querbalken, der von der Seite her (*b*) der Länge nach durchbohrt ist. Bei dem Bohren, das übrigens sonst sehr regelmässig ausgeführt ist, scheint jederseits ein Stück des Minerals abgesprungen zu sein. Die Eingangsöffnungen sind etwas weiter, etwa 2—3 *mm*, das Loch selbst im Innern dürfte kaum über 1 *mm* im Durchmesser haben. Vordere und hintere Seite sind platt und zeigen verwischte Einritzungen, vorn, über 4 parallelen Horizontallinien, Inschriften, welche Hr. Blas für kufische zu halten geneigt ist.

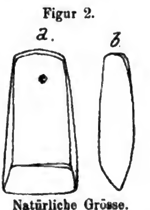
Figur 1.



Natürliche Grösse.

2) Ein äusserst zierliches, hellgrünes Miniaturbeilchen aus Nephrit (Fig. 2), ziemlich ähnlich einem als Jadeit gedeuteten Beilchen des Britischen Museums von Mugheir (Schoetensack a. a. O. S. 126. Fig. 17). Es zeigt am hinteren Ende ein kleines, offenbar künstliches Grübchen, scheinbar den wieder aufgegebenen Versuch einer Durchbohrung. Die sehr schön gearbeitete und polirte Schneide ist etwas ausgebrochen, übrigens ganz gerade. Das hintere Ende verdünnt und verjüngt. An der einen Fläche (*a*) ist die Schneide sehr kurz und steil, an der anderen lang und flach.

Figur 2.

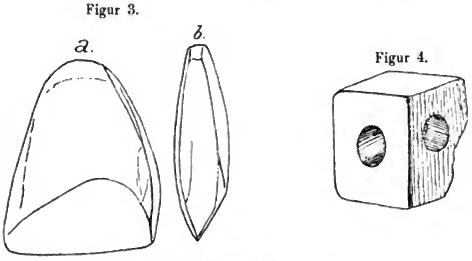


Natürliche Grösse.

3) Ein etwas grösseres, dunkelgrünes Beilchen aus Nephrit (Fig. 3), gleich falls ähnlich einem Jadeit-Beilchen von Mugheir (Schoetensack ebendas. Fig. 16). Es nähert sich mehr der Form des Flachbeils mit hinterer Zuspitzung und breiter Schneide. Letztere ist ebenfalls geradlinig und etwas ausgebrochen; im Uebrigen ist die Politur vollkommen.

4) Ein in den Besitz des K. Museums für Völkerkunde übergegangenes Stück, ein doppelt durchbohrter Würfel aus Serpentin (Fig. 4), der mit sehr

Figur 3. Figur 4.

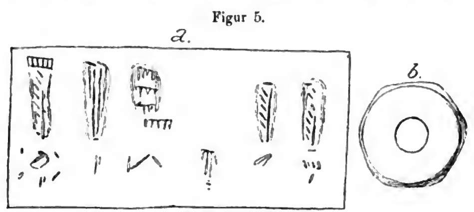


Natürliche Grösse.

regelmässigen, polirten und an den Kanten etwas abgerundeten Seiten versehen ist; nur eine Seite zeigt noch die Unregelmässigkeiten des früheren Geröllstückes, die geschont worden sind, weil man sonst zu tief hätte abschleifen müssen. Die Löcher sind gut gebohrt, durchschnittlich 5 *mm* weit und ganz glatt, nur an den Oeffnungen etwas weiter.

5) Ein altassyrischer Serpentin-Cylinder (Fig. 5) aus Mosul, der in Kojundjik, dem Ruinengebiete von Ninive, gefunden sein soll. Er ist der Länge

Figur 5.



Natürliche Grösse.

nach durchbohrt (*b*) und in der Mitte der Länge etwas eingebogen. Ueber diesen mittleren Theil verlaufen 6 Längsfurchen, welche gegen das eine Ende hin vertieft sind und hier sehr verwischte Einritzungen von wechselndem Charakter tragen (*a* in aufgerollter Ansicht); das andere Ende ist seicht vertieft, trägt aber gleichfalls Einritzungen.

6) Ein grünes, schwarz gebändertes Beilchen, wahrscheinlich aus Jaspis, gefunden östlich von Erbil, zwischen diesem Orte und Koi-sandschack, ziemlich ähnlich in der Gestalt dem Nephrit-Beilchen von Mugheir bei Schoetensack Fig. 15. Es ist 45 *mm* lang und hat 20 *mm* in der grössten Breite, 10 in der grössten

Dicke. Die Schneide ist so stark ausgebrochen, dass ihre Form nicht mehr zu bestimmen ist. Im Uebrigen ist es ziemlich gut polirt, nur am hinteren, etwas verjüngten Ende zeigt es ursprüngliche Rauhigkeiten.

7) Ein weiteres braunes, flaches Beilchen, vielleicht aus Diabas.

8) Ein elliptisches Stück mit 4 Einschnitten aus Marmor.

Ausserdem hatte Hr. Blas noch einige Gerölle und Gesteinsstücke mitgebracht, welche Hr. Arzruni gleichfalls angesehen und einigermaassen bestimmt hat. Darunter befindet sich ein kleines braunes Stück von fast beilförmiger Gestalt, gefunden zwischen Erbil und Koi-sandschak, das wahrscheinlich aus Jaspis besteht; es hat eine so glatte Oberfläche, dass man versucht sein könnte, es für ein durch spätere Abrollung verändertes Artefakt zu halten. Ferner von Erbil eine Perle von Achat und ein Jaspisgerölle, ähnlich den Nil-Kieseln.

Eine Sammlung von Mineralien hatte Hr. Blas während einer Reise von Mosul nach Haleb 1886 zusammengebracht, aber zum grössten Theil durch Schuld des Maulthiertreibers verloren. Der Rest besteht aus Fundstücken vom rechten Euphrat-Ufer: Quarzgerölle ($1^1/_2$ Stunden östlich von El Hamam gegenüber von Razza), Gyps und Nummulitenkalk (W. von Sablak), stark zersetzter Plagioklasbasalt (bei Halebijė), Quarz und Chalcedon (von den Höhenzügen am Ufer); ferner vom rechten Chabur-Ufer gleichfalls Plagioklasbasalt (El Margada) und Conglomerat mit kalkigem Bindemittel (El Sanar).

Unter den verloren gegangenen Sachen erinnert sich Hr. Blas bestimmt, dass mehrere Exemplare von Rosenkalk und Kalkkrystallen aus der Gegend von Umm-el-Dibban, einer Wasserrinne in der südlichen Sindschar-Wüste, 2 Stunden vom östlichen Ende des Sindschar-Gebirges entfernt, befindlich waren. —

Die genaueren Bestimmungen des Hrn. Arzruni folgen in derselben Reihenfolge, welche ich eingehalten habe. Obwohl sie die Frage der Herkunft des Nephrits, die gerade für diese Gegenden von höchstem Interesse wäre, nicht entscheiden, so nähern sie doch den assyrischen Nephrit dem turkestanischen, und es wäre wohl möglich, dass sich hier der so viel gesuchte nähere Zusammenhang nach Osten hin herausstellen könnte. Es wäre daher in hohem Maasse wünschenswerth, dass man sich in London und wo sonst noch assyrische Nephritgeräthe lagern, dazu entschlösse, eine mikroskopische Untersuchung durch zuverlässige Sachverständige anstellen zu lassen. Nirgends so sehr, wie hier, kann erwartet werden, dass sich daraus Aufschlüsse über alte Handelsbeziehungen ergeben werden. —

Hr. Arzruni berichtet Folgendes:

1) Schildförmiges durchbohrtes Nephrit-Amulet von Erbil.

Maasse: Höhe 40 *mm*; Maximalbreite am unteren Ende 35 *mm*; Dicke am oberen, walzenförmigen Ansatz, durch welchen eine Durchbohrung geht, 8 *mm*.

Farbe: 37 („grüngrau“) h—l, durchscheinend; mit Flecken, die etwa 37, o entsprechen.

Mikrostructur theils feinkörnig, wie punktirt, theils kurzfaserig. Die Fasern stehen fast durchweg in nachweislichem Zusammenhange mit grösseren Pyroxenresten, von denen aus sie schweifartig verlaufen, oder welche sie büschelförmig (wie etwa Eisenfeilspähne einen Magnetstab) umgeben. Einzelne Pyroxene sind noch wohlbegrenzt und heben sich, sogar bei abgenommenem oberem Nicol, deutlich und scharf von der Masse des Präparates ab, obwohl beides — die Pyroxene sowohl,

als auch die faserige und körnige Nephritmasse — vollkommen farblos und durchsichtig erscheint. Die Pyroxenreste bilden oft Inselreihen, welche sich, ihrer parallelen Lage und einheitlichen optischen Orientirung wegen, als ehemals zusammenhängende Theile eines und desselben Kornes zu erkennen geben, jetzt aber durch Faseraggregate von Nephrit, welche zu den Wänden der sie trennenden Klüfte senkrecht stehen, verbunden sind. Bemerkenswerth ist noch, dass die Fasern solcher Kluftsysteme ebenfalls eine gemeinsame optische Orientirung zeigen. — Neben dem Pyroxen heben sich ebenfalls durch ihre scharfen Umrisse von der Nephritmasse noch grössere, rundliche Körner und Körnergruppen ab, die sich nach ihren optischen Merkmalen leicht als Zoïsit erkennen lassen.

An Einschlüssen oder sonstigen fremden Mineralien habe ich an dem mir vorliegenden Präparat Nichts wahrgenommen. Nur in dem unzersetzten Pyroxen finden sich ab und zu Haufen staubförmiger Einschlüsse, die sich selbst bei starken Vergrösserungen nicht deuten lassen.

Der vorliegende Nephrit ist sicher ein „Pyroxennephrit" d. h. ein aus einem Pyroxen durch Umwandlung entstandener. Die Anwesenheit des Zoïsits weist aber darauf hin, dass das ursprüngliche Gebilde nicht aus einheitlichem Pyroxen, also nicht etwa ein Pyroxenit war, sondern auch Feldspathe enthielt, demnach einem Gabbro-artigen Gestein nahe kam.

Der Typus dieses Nephrits, der sonst an denjenigen der turkestanischen erinnert, ist durch reichliche Mengen von Zoïsit von diesen letzteren Vorkommnissen scharf zu unterscheiden.

2) Kleines Nephrit-Beilchen von Erbil.

Maasse: Länge 29 *mm*; Breite (an der Schneide erreicht sie das Maximum) 15 *mm*; Dicke 8 *mm*.

Farbe: vorwiegend 38 i—l, mit feinen braunen Adern.

Die Mikrostructur erinnert an diejenige der turkestanischen und „chinesischen". Die Masse ist mehr körnig, als faserig, punktirt, enthält aber z. Th. auch kurze, federballartige Büschel. Deutliche Pyroxenreste sind nicht vorhanden, wohl aber deuten bestimmte Umrisse auf früher einheitlich gewesene Pyroxenkörner, die nunmehr zerfasert und in Nephrit umgewandelt worden sind. — Dieser Nephrit ist vollkommen frei von fremden Einschlüssen, bis auf etwas diffundirtes Eisenhydroxyd, welches wegen seiner röthlichen Farbe für ein wasserärmeres Hydrat, als Brauneisen (Limonit), anzusehen sein dürfte.

3) Nephrit-Beil von Erbil.

Maasse: Länge 39 *mm*; Maximalbreite (an der Schneide) 31 *mm*; Dicke (das Maximum liegt ungefähr in halber Höhe) 10,5 *mm*.

Farbe: sie passt zu keiner der Radde'schen Skalen; an den durchscheinenden Stellen noch am Meisten zur Reihe 37 und zwar etwa zu den Farbentönen h—i. Die dunkleren Stellen sind dagegen gelblicher und grünlicher, als die Reihe 37, und nähern sich mehr den dunklen Tönen der Reihe 36.

Die Mikrostructur dieses Stückes ist durch Grob- und Kurzfaserigkeit der meist scharf gebogenen und gewundenen Büschelaggregate charakterisirt. Die vielen Pyroxenreste in mehr oder minder vorgeschrittenem Stadium der Umwandlung und Zerfaserung lassen keinen Zweifel über das ursprüngliche, später zu Nephrit gewordene Mineral zurück. Auch hier, wie im Nephrit des Amulets, ist reichlich Zoïsit, in einzelnen grösseren Körnern oder Körnerhaufen, in der Nephritmasse eingebettet.

Daneben, wenn auch vereinzelt, Magneteisen, welches sich auch durch Grösse seiner Körner auszeichnet. Das grösste derselben misst 0,165 *mm* Länge.

Aus dem Vorhergehenden dürfte, wie beim Nephrit des Amulets, geschlossen werden, dass auch hier ein Feldspath- (Plagioklas-) führendes Pyroxengestein das Muttergestein des Nephrits gewesen.

Ob das Präparat des kleinen Beilchens zufällig einer Zoïsit-freien Stelle entnommen worden oder ob sein Material ein anderes, von den übrigen beiden abweichendes ist, lässt sich nicht entscheiden.

4) Serpentin-Würfel von Erbil.

Maasse: 23 *mm*, 20 *mm*, 18 *mm*.

Farbe: an den durchscheinenden Stellen zwischen 13 g—i und 14 g („Grasgrün" und „Grasgrün, 1. Uebergang nach Blaugrün"), sonst schwarz durch zahlreiche Einlagerungen von Erz (Magneteisen).

Härte = 4—5.

Das Stück besitzt zwei senkrecht aufeinander und zu den grösseren Flächen geführte Durchbohrungen, deren Durchmesser 8 *mm* beträgt. Eine der grösseren Würfelflächen zeigt Geröllcharakter.

Die mikroskopische Structur ist eine gestrickte und derjenigen, welche die aus Pyroxenen entstandenen Serpentine, die sogenannten Antigoritserpentine, aufweisen, durchaus entsprechende. Schwärme und unregelmässig verlaufende Reihen von Magnetitkörnern erfüllen die sonst einheitliche Masse der Leisten und Platten des Antigorits. Nur wenige Magnetitkörner sind in Limonit (Brauneisen) umgewandelt und dann von einer gelben, weder merklich pleochroitischen, noch erheblich doppelbrechenden, jedoch undeutliche Aggregatpolarisation zeigenden Substanz umrandet, deren Natur nicht ermittelt wurde, die aber sehr wahrscheinlich entweder dem Eisenglanz oder dem Göthit zuzurechnen wäre.

5) Assyrischer Serpentin-Cylinder aus Ninive.

Länge 32 *mm*, Durchmesser 20 *mm*. Weite der polirten Durchbohrung 8 *mm*.

Farbe: an den durchscheinenden Stellen 10 g—i („Gelbgrün"); in dünnen Schichten noch heller; der Hauptmasse nach aber schwarzbraun.

Härte: 4—5.

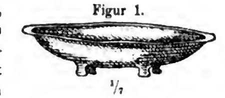
Seiner Mikrostructur nach ist es ein typischer „Antigorit"-Serpentin, wie der vorhergehende. Auch hier ist die Masse von Magneteisen-Körnern durchschwärmt und führt auch an einzelnen Stellen Eisenglanzplättchen, die hier und da zu Haufen verbunden sind.

(11) Hr. H. Jentsch übersendet aus Guben, 13. Juli folgenden Bericht über

Niederlausitzer Gräberfunde.

I. Sellessen, Kr. Spremberg.

Figur 1.



1/1

Ausgrabungen in dem bereits S. 289 erwähnten Urnenfelde haben einige interessante Funde ergeben, die auch deshalb beachtenswerth sind, weil aus jenem Kreise noch wenig umfängliches Material vorliegt. Zunächst ist zu nennen ein flacher Teller mit wagerecht ausgelegtem Rande (2 *cm* breit) und mit 4 Füssen (Fig. 1). Der Gesammtdurchmesser von 26 *cm* zeigt,

dass das Stück von den, oft als Tiegel[1]) bezeichneten halbkugeligen Schälchen mit Füssen abweicht, und die nur 2 *cm* hohen, übrigens im Quadrat angefügten Füsse beweisen, dass es nicht über Feuer gestellt, sondern dass ihm nur beim Stehen festerer Halt gegeben werden sollte. Die Gesammthöhe beträgt 5,5 *cm*. Ein Seitenstück aus Zilmsdorf, Kr. Sorau, ist von Schneider in seinem Bericht über „die heidn. Begräbnissplätze zu Z.“ (Görlitz 1827. Taf. 3) abgebildet; zwei hölzerne aber befinden sich in der prähistorischen Abtheilung des sächsischen Provinzial-Museums zu Halle; ein thönernes stammt von Feldberg i. Mekl.

Gleichzeitig sind zwei Buckelurnen (flach, mit cylindrischem Halse) ausgegraben worden, ferner ein krugartiges, niedriges Gefäss ohne Verzierung mit niedrigem, cylindrischem Halse und mit bandförmigem Henkel, und als Leichenurne ein weitbauchiger, rundlicher Topf, 19 *cm* hoch, nach oben hin mässig eingewölbt, abschliessend mit 3 *cm* hohem, nach aussen stehendem Rande, dessen Innenseite facettirt ist. Dies Gefäss ist fast völlig mit zerschlagenen Knochen gefüllt, in deren oberster Schicht sich mehrere Backenzähne befinden. Darüber ist ein Teller gelegt, zum grössten Theile hineingedrückt. Auf dessen Innenseite ist zunächst durch zwei seichte, concentrisch dicht an einander gezogene Kreisfurchen die Peripherie markirt, in diese aber ist ein Kreuz eingestrichen. Bis zu einem gewissen Grade gleicht die Zeichnung also der Radverzierung, doch fehlt der centrale Einstich[2]). Es wäre immerhin möglich, dass das Kreuzzeichen nicht blos ein geometrisches Ornament zur Ausfüllung eines sonst leeren Raumes, sondern dass es ein inhaltsvolleres Zeichen gewesen wäre, hier gewiss nicht Besitz- oder Fabrikmarke, sondern ein Symbol, freilich von unbekannter Bedeutung: finden wir doch auch im Mittelalter das symbolische Kreuz ohne Zusammenhang mit der Kirche (Marktkreuz, Stadtkreuz), Eine Continuität in dieser Richtung ist bis jetzt nicht nachweislich, da wir zwar aus der jüngeren La Tène-Zeit dies Zeichen in sehr schmalen Linien, leicht dem Boden eingezeichnet, kennen (Guben SW., Windmühlenberg: s. Verh. 1882 S. 410), aus späterer Zeit dasselbe aber — wohl namentlich wegen des Mangels an Beigefässen in diesen jüngsten Gräbern — nicht vorliegt. Daher lässt sich bis jetzt auch nicht nachweisen, dass, was doch wahrscheinlich ist, das Christenthum bei seiner Berührung mit den Germanen einen unmittelbaren Anknüpfungspunkt für sein Symbol in dem, so gut wie an Thongefässen, wohl auch an anderem Geräth angebrachten Zeichen gefunden habe.

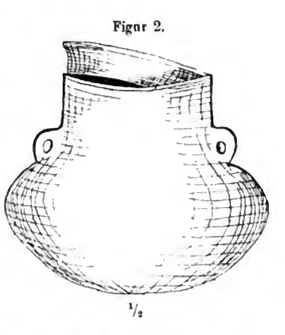
Bemerkenswerth ist schliesslich ein kleines, bauchiges Beigefäss von 8 *cm* Höhe mit cylindrischem Halse, zwei Oehsen und eingefalztem Deckel (Fig. 2), der eine nicht ganz gleichmässig geebnete Oberfläche hat. Es tritt zu den Verh. 1886 S. 654 und von Hrn. Erdmann ebendas. 1887 S. 379 angeführten Stücken, welchen ferner auch ein cylindrisches[3]) Gefäss (vgl. S. 143) von Prosmarke, Kreis

---

1) Derartige „Tiegel“ s. Verh. 1887 S. 351; dazu Zeitschr. f. Ethnol. XI S. 425: Naumburg a. Bober; ferner von Svijan in Böhmen.

2) Ueber dies Radornament vgl. Verh. 1882 S. 497 und 1884 S. 571. Da Verbleib und Beschaffenheit des von Wagner im Rundwall von Schlieben gefundenen, von ihm nicht genauer beschriebenen, Radscherbens in Vergessenheit gerathen ist, bemerke ich, dass sich derselbe in dem oben genannten Museum zu Halle befindet, dass er der Seitenwand eines Gefässes angehört und dass das aufgelegte, vierspeichige Rad einen Durchmesser von 8 *cm* und in der Durchkreuzung der Speichen, gleich dem von Starzeddel (vgl. Abbild. Verh. 1884 a. a. O.), einen Einstich hat.

3) Weitere Seitenstücke von Skuhlen, Kr. Lübben, Zerkwitz, Kr. Calau, Altgolssen, Roizsch bei Torgau, Kl.-Rössen, Schucke a. Unstrut, von dem Sandberge bei Prosmarke befinden sich in der genannten Sammlung; vom letzteren Orte 3 Gefässe, darunter eines kleiner, als das



Figur 2.

1/2

Schweinitz (im sächs. Provinzial-Museum zu Halle) anzureihen ist: dies Töpfchen, 10 *cm* hoch, 5—6 *cm* weit, mit drei wagerechten Furchen, bietet durch seinen Deckel das nächstverwandte Seitenstück zu der bekannten Coschener Dose mit radialen Strich- und Punktverzierungen (Verh. 1886 S. 654; plastische Nachbildungen im Königl. und im Märk. Mus. zu Berlin, auch in kleineren Sammlungen). Es laufen nehmlich von einem spitzen Centralknopfe, über Kreuz gestellt, vier Strichgruppen aus, jede aus drei geraden Linien bestehend, welche nach der Peripherie hin ein wenig auseinander gerichtet sind. In die schmalen Streifen zwischen den Linien ist je eine Reihe von Punkten eingestochen.

Die bezeichneten Stücke von Sellessen befinden sich als Geschenk des Herrn Stud. med. Schichhold zu Spremberg in der Gubener Gymnasial-Sammlung.

II. Geometrische Verzierungen, mit mehrzinkigem Geräthe gezogen.

Unter den vorslavischen Ornamenten zeigt mit den slavischen verhältnissmässig am meisten Aehnlichkeit dasjenige, welches sich aus Strichgruppen, die mit einem mehrzinkigen Geräthe eingezogen sind, zusammensetzt, indem theils Winkel, theils Bogen an wagerechte Liniensysteme angehängt sind. Bei einem Versuche, die Ornamente an Gefässen des Lausitzer Typus und an denen aus jüngeren Gräbern chronologisch zu ordnen, ergiebt sich zwar, dass es der älteren Gruppe der Lausitzer Gräber fremd ist, doch ist es bis jetzt nicht für eine so späte Zeit nachzuweisen, dass ein wirklicher Zusammenhang mit dem entsprechenden wendischen Verzierungsmuster wahrscheinlich würde.

Es wird vorbereitet durch dasjenige Ornament, bei welchem Parallelstriche in ähnlicher Verbindung einzeln neben einander eingezogen sind, bisweilen so sorgfältig, dass man an mechanische, gleichzeitige Herstellung durch ein gespaltenes Geräth denken könnte. Auch die scharf eingerissene Zeichnung findet sich noch nicht in den älteren Gräbern des bezeichneten Formenkreises, dagegen z. B. zu Reichersdorf in dem südlichen, durch Eisenfunde charakterisirten Theile des Urnenfeldes, allerdings nur durch ein Gefäss vertreten, eine kleine Tasse, welche unter dem Rande eingezogen ist (Fig. 3); ferner in dem anscheinend gleichzeitigen Gräberfelde zu Starzeddel, Kr. Guben, und zu Klein-Jauer, Kr. Calau.

Figur 3.

1/3

Ersichtlich auf dem bezeichneten mechanischen Wege hergestellt, liegt es dagegen vor 1. aus dem heiligen Lande bei Niemitzsch, und zwar aus derjenigen Schicht, welche der Zeit zwischen den älteren Gräbern mit Buckelurnen und andererseits dem Eintritt der Eisencultur angehört: unter spitzem Winkel setzen auf einem glatten, grauschwarzen Scherben vierfache Linien an. 2. aus dem Gräberfelde Guben, Kaltenborner Str. (Verh. 1882 S. 410 ff.), das durch seine Metalleinschlüsse nicht gerade

---

oben bezeichnete (mit Oehsen und wagerechten Furchen), eines 12 *cm* hoch, mit 4 Furchenreihen, doch ohne Oehsen.

scharf charakterisirt ist, seiner Eisenfunde wegen aber wahrscheinlich schon der älteren La Tène-Periode angehört: hier ist es das weitaus häufigste Ornament; 3. aus einem benachbarten Grabe, zu Guben SW., Windmühlenberg gehörig (Gub. Gymnas.-Progr. 1886 S. 10), welches Gräberfeld der mittleren und jüngeren La Tène-Zeit zuzuweisen ist. 4. Vom dritten Kiebitzhebbel, nördlich von Guben — wegen der Spärlichkeit der Funde undatirbar; 5. von Schenkendorf S., Kr. Guben, aus einem bis jetzt noch nicht besprochenen, bereits zerstörten Urnenfelde, gleichfalls ohne chronologische Anknüpfungspunkte; 6. von Wellmitz, Kr. Guben, an einer grösseren Zahl von dunkelfarbigen Gefässen: Leichenurnen, Tellern, Beigefässen, in der Form denen von Guben, Kaltenborner Str., ähnlich; die Bogen sind guirlandenartig gezogen (Fig. 4). — 7. von Ragow, Kr. Lübben, aus der mittleren La Tène-Zeit (Abbild. Niederlausitz. Mittheil. Heft 3 Fig. 39 S. 143): übrigens auch an dem Gefässkörper der pomerellischen Gesichtsurne im Breslauer Museum vaterländ. Alterthümer (in Bogen gezogen), etwa der Hallstattperiode gleichzeitig, von Cröbern südlich von Leipzig mit Funden der jüngeren La Tène-Zeit (Langerhans im Anthropol. Correspondenzblatt 1887 S. 34b), endlich von Butzow im Havellande aus der Völkerwanderungszeit (Voss-Stimming, Alterthümer der Mark Brandenburg VI). Stücke von Podelzig, Werbig, Kr. Lebus, von Potzlow in Meklenburg sind nicht datirt.

Figur 4.



1/6

Hiernach beginnt in der Niederlausitz das Ornament kurz vor dem Eintritt des Eisens (Niemitzsch) und ist bis in die Zeit der jüngeren La Tène-Funde nachweislich. Bei der Spärlichkeit der Thongefässe aus der Zeit des provinzial-römischen Einflusses und der Völkerwanderung ist es hier bis jetzt für diese Zeit noch nicht festzustellen, so dass, wie bereits bemerkt ist, für unsere Gegend nicht, wie für die weiter westlich gelegene Landschaft, eine unmittelbare Einwirkung dieses Ornamentmotivs auf die entsprechende slavische Verzierungsweise vorliegt.

III. Chemische Analyse von vorslavischen und slavischen Gefässfragmenten.

Das oben unter 5. erwähnte Gräberfeld von Schenkendorf S., gelegen auf der Höhe an der Theilung des Weges nach Niemitzsch und nach Haaso-Reichersdorf, hat zu einer interessanten chemischen Untersuchung Gelegenheit gegeben, da nur 200 Schritt westlich entfernt Thongruben liegen, deren Inhalt noch in jüngerer Zeit auf dem Gräberfelde selbst zu Ziegeln verarbeitet worden ist. Herr Edmund Jensch, Chemiker in Beuthener-Hütte bei Morgenroth, hat sowohl Thonscherben aus den Grabtrümmern (s. unten Spalte I), als eine Probe aus dem Thonlager (Spalte II) analytisch bestimmt. Da aus dem beiderseitigen Ergebnisse erhellt, dass die Urnenscherben einen weit höheren Gehalt an Quarz, bezw. Sand besitzen, und da die Wahrscheinlichkeit nahe liegt, dass, falls der benachbarte Thon zur Herstellung der Gefässe Verwendung gefunden, er einen erheblichen künstlichen Zuschlag von Sand erhalten habe, so ist durch Abrechnung der Differenz im Sandgehalte die ursprüngliche Zusammensetzung des Thons für die Fabrikation ermittelt (Spalte III), wobei eine überraschende Uebereinstimmung hervortritt, zumal die entstandenen Differenzen, soweit sie nicht auf Unvollkommenheit der Untersuchungsmethode beruhen, sich aus Verunreinigung durch den verwendeten Quarzsand (Spalte IV) erklären. Die augenscheinliche Uebereinstimmung berechtigt daher zu der Annahme, dass die Fabrikation der Gefässe aus dem Material der benachbarten Thongruben erfolgt ist. Der Brennheerd selbst ist noch nicht aufgedeckt.

	I gegenwärtiger Zustand der Scherben pCt.	II Probe aus der Thongrube pCt.	III ursprünglicher Zustand des Thons in den Scherben pCt.	IV der beigemischte Quarzsand pCt.
Sand, Quarz	36,41	29,18	29,18	92,92
Gebundene SiO_2	23,52	26,17	26,20	0,38
Al_2O_3	24,87	27,39	27,70	4,02
Fe_2O_3	2,56	2,70	2,85	1,90
CaO	0,21	0,23	0,23	—
MgO	0,46	0,50	0,52	0,26
P_2O_5	0,31	0,34	0,35	0,13
Alkalien	1,88	2,06	2,09	0,38
Glühverlust	9,68	11,17	10,88	—
Summa	99,90	99,77	100,00	99,99

Ich reihe zugleich die, bereits in den Verh. 1886 S. 593 erwähnte chemische Analyse eines slavischen Gefässfragmentes vom heiligen Lande bei Niemitzsch an, welche, im Vergleich mit der dort mitgetheilten Analyse eines älteren, glatten Scherbens, höheres technisches Verständniss der älteren Bevölkerung zuspricht, insofern diese einen stärkeren Thonerdegehalt wählte, durch welchen der Thon plastischer und deshalb werthvoller wird.

	lufttrocken pCt.	geglüht pCt.
Sand und Glimmer	47,12	48,47
Chemisch gebundene SiO_2	26,70	27,47
Al_2O_3	12,61	12,97
Fe_2O_3	8,00	8,23
MnO	0,14	0,14
CaO	0,89	0,92
MgO	0,22	0,23
P_2O_5	0,42	0,43
SO_3	0,85	0,87
Graphit	0,56	—
Chemisch gebundenes Wasser	2,23	—
Unbestimmt und Verlust	0,26	0,27
Summa	100,00	100,00

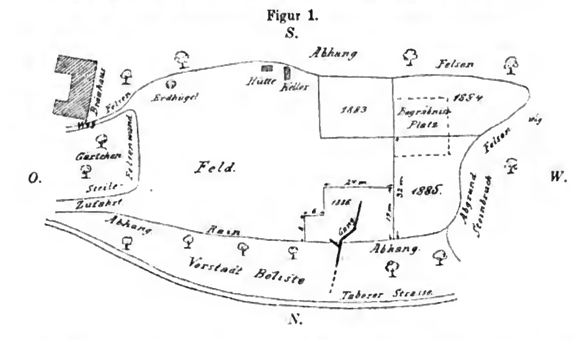
IV. Zur Botenkeule (Verh. 1887 S. 79).

Eine specielle Verwendung des von Hrn. Treichel besprochenen Botenstockes berichtet die Lausitzische Monatsschrift 1790 S. 125 aus der Oberlausitz: „In der Gegend von Camenz wird bei jedem Todesfalle ein schwarzer Stecken ausgegeben, den dann ein Nachbar dem andern übersendet, bis er zurückkommt.“ (Vgl. Verh. 1884 S. 74.)

(12) Hr. Kliment Čermák, k. k. Conservator und Secretär des Museumsvereins in Časlau (Böhmen), übersendet einen Fundbericht über die, von ihm im Jahre 1886/7 ausgeführten archäologischen Forschungen in

der untersten Culturschicht auf dem Burgwalle Hrádek in Časlau.

Figur 1.



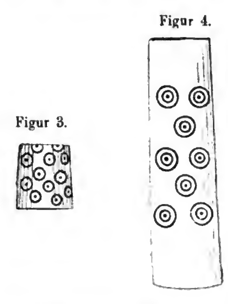
Bevor wir zur Beschreibung der in der älteren Schicht vorgefundenen Gegenstände schreiten, müssen wir einen besonders werthvollen Fund erwähnen, und zwar einen goldenen Ring (Fig. 2), welcher zwar schon in der Schicht IIb. lag, aber sicher nach seinem Alter in die Schicht I gehört. Wahrscheinlich ging er schon in Verlust, als die Aufschüttung IIa. entstand, und nach dem Material zu schliessen — er ist aus Dukatengold — gehörte er sicherlich einer vornehmen Person, der Frau oder Tochter irgend eines der Burgbeamten.

Figur 2.

Dieser goldene Ring wiegt 5 *g*, hat daher einen Metallwerth von beiläufig 12,50 Mk. Am 29. Juli 1886 fand ihn ein Arbeiter auf der Oberfläche der Schicht IIb., wo er gleich durch den Goldglanz in der Erde kenntlich war. Dieser Ring besteht aus zwei Reifen geschmiedeten Goldes, deren innerer Theil glatt an den Finger anschloss, vereinigt in engeren Theilen auf eine mehr primitive Art. Die innere Ringweite beträgt 19 *mm* im Durchmesser der Länge nach, in der Breite aber 17,5 *mm*. Der obere äussere Reifen ist hohl und durchbrochen und umfasst in der Mitte eine, mit einem schwachen Rande umgebene, gegenwärtig ganz blinde, ächte Perle. Diese elliptisch geformte Perle hat eine Länge von 6 *mm* und eine Breite von 5 *mm*. Die Ornamentik im durchbrochenen äusseren Umfang hat fast keinen stylgerechten Ausdruck, deutet aber auf arabische und byzantinische Motive; sie ist jedoch so wenig ausgesprochen, wie die Ornamentik auf den drachenähnlichen Abbildungen der goldenen Münzen von Podmokl. Etwas kenntlich erscheinen zwei Drachen, mit offenem Rachen gegen einander gekehrt. Die Füsse scheinen zusammengezogen und der Rand geht über in eine gerippte Halbrundung, die durch drei blattähnliche Arabesken gedeckt wird; diese scheinen Schuppen anzudeuten. Oben und unten bei dem, mit einem unteren Ringe verbundenen Rande bemerkt man eingeschnittene Linien, die in eine, mit der Ringöffnung gleichlaufende Linie auslaufen. Alle Ornamente sind eingeschnitten, um die Drachen herum durchbrochen, so dass sie auf jeder Seite 14 Oeffnungen

bilden, durch welche der innere hohle Raum des Ringes zu sehen ist. Die grösste Oeffnung ist im Drachenrachen. Der Ring hat daher die noch gegenwärtig gangbare Façon der Ringe mit eingesetzter Perle oder Edelstein.

Wir kommen nun zu der älteren culturhistorischen Schicht IIb. Hier finden wir eine Unmasse von Gefässscherben, von denen zwei kurz beschrieben werden mögen. Der erste gehört einem Topfe mit aufgestülptem Rande an, dessen obere Oeffnung einen Durchmesser von beiläufig 23 *cm* hatte. Ausgebaucht war derselbe unbedeutend. Die 9 *mm* starken Wandungen enthalten viele Glimmerstückchen, die Farbe ist grau, wohingegen der obere Theil mehr braun gefärbt erscheint. Von oben in einer Höhe von 3,5 *cm* unter dem Rande läuft sechsmal eine wellenförmige Linie, die mit einem sechszahnigen Instrumente gezogen ist. Um 1 *cm* niedriger läuft gleichfalls eine solche sechsreihige Verzierung, und unter dieser, 1,5 *cm* tiefer, ein breiter Streifen. Die Linien sind nicht tief, aber die ganze Verzierung zeigt eine grössere Genauigkeit in der Durchführung, als bei Tausenden von anderen Scherben aus der Schicht I beobachtet wurde. — Der zweite Scherben gehörte einem grösseren Gefässe an, da der Durchmesser 32 *cm* beträgt, welcher äusserlich mit einem Graphitanstrich überzogen und geglättet war. Innen ist derselbe dunkelgrau. Unter dem Rande läuft eine etwas zugestrichene sechsreihige Wellenlinie, über welcher dreifache Streifen, in Abständen von 6—7 *mm* Breite, sich fünfmal wiederholen. — Ausserdem wurden hier noch grosse, grobe Scherbenreste, deren Wände bis 3 *cm* stark sind, gefunden, auf denen sich jedoch nicht die geringste Spur einer Ornamentik vorfindet. Von derselben Beschaffenheit waren auch einige zerschlagene Gefässe, wie solche schon 1883 am südlichen Abhange des „Hradek" gefunden wurden; sie waren mit Asche gefüllt, so dass sie als Aschenurnen betrachtet wurden, obgleich allgemein bekannt ist, dass in der Regel an solchen Orten keine heidnischen Begräbnisstätten waren. Sehr reichlich fand man hier Schleifsteine und runde zugerichtete Steine, sowie auch Mahlsteine aus quarzigen Stücken. Die Spinnwirtel ähneln den aus den oberen Schichten. Ein einziger Schlittschuh fand sich hier vor, schön zugeschliffen, aber ohne die sonst üblichen Löcher. — Zweimal fand sich vom Pferde das Oberfussbein, welches der Länge nach durch einen Schnitt getheilt und zugeschliffen war.

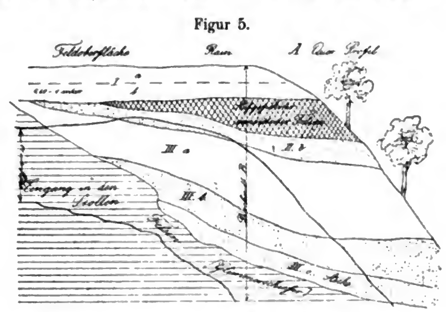

Figur 4.
Figur 3.

Was beinerne Werkzeuge anlangt, so fand sich hier ein hohler Kegel vor (Fig. 3), welcher zur Befestigung eines Heftes an einem Messer gedient hatte; derselbe ist an der ganzen Oberfläche sehr zierlich ornamentirt und zwar mit 4 Reihen von Ringelchen, die in der Mitte mit einem Punkte versehen sind. Ein ähnliches Ornament sieht man auch auf einem 9,5 *cm* langen, beinernen Heft (Fig. 4), 26 *mm* breit und 7 *mm* stark, welches innen ein beinartiges Gewebe zeigt, aussen aber mit zehn doppelten Ringelchen versehen ist, die in der Mitte einen Punkt haben, tief ausgehöhlt sind und an die Würfel von Stradonic erinnern. Nur nebenbei bemerken wir, dass die von Stradonic uns bekannten, gestreiften und graphitirten Scherben auch hier vorgefunden wurden und zwar in der Ziegelhütte des Hrn. Horák, in einer kesselförmigen, mit Asche gemengten Erdgrube; zugleich mit diesen fanden sich auch solche, wie sie früher beschrieben, was sicherlich auch zur prähistorischen Chronologie beiträgt.

Von eisernen Gegenständen führen wir, abgesehen von vielen Bruchstücken, ein Messer an, welches 14 *cm* lang und 2,4 *cm* breit ist. Der Rücken war gerade, die Schneide nach oben zugerundet. Dieses Messer, sowie alle anderen Eisengeräthe aus diesen Schichten sind sehr vom Roste zerfressen, der mit der anhaftenden Erde eine starke Kruste bildet; sie unterscheiden sich daher wesentlich von den Eisengeräthen der Schicht I (Fig. 30—32). Das Material glänzt beim Bruche ins Graublaue.

Wir verfolgen diese Schicht, 4 *m* vom Rand westwärts beginnend, in der 4. und 5. Reihe längs des Ausgrabungsterrains. In der Tiefe eines Meters, gleich unter

Figur 5.



der Aufschüttung, lagen gleichlaufend zwei 5 *m* lange, nicht bearbeitete Holzstücke; ausser diesen fand man noch ein ganz morsches Stück Holz, gleichlaufend mit den zwei ersteren, jedoch um 30 *cm* nördlicher. Beim östlichen Ende dieser Holzstücke befand sich ein Brunnen von 1 *m* Breite und 3,2 *m* Tiefe, auf dessen Boden sich Scherben mit wellenförmigen Ornamenten und auch Henkel von Ge-

Figur 6.

fässen aus der Schicht III vorfanden. Dieser Brunnen war mit zwei über Kreuz gelegten, schon morschen Brettern zugedeckt. Auch wurde aus demselben ein Stück Hirschgeweih, ein Rindshorn und viele Knochenstücke zu Tage gefördert. Sicherlich war diese Stelle schon einmal umgegraben und dann zugedeckt.

Der interessanteste Theil der 1886er Forschung war unstreitig ein Stollen, theils im Felsen ausgehauen, theils aus der Schicht III ausgehoben. In Bezug auf sein Alter

lässt sich nachstehender Schluss ziehen. Die Bewohner des „Hrádek" gruben diesen Stollen, als schon lange die Schicht III fest war und sich gesetzt hatte, damit sich dieselbe zur Decke eigne. In der Ecke am Rande, gegen Osten von der Ausgrabung, fiel die Decke des Stollens ein, und hier zeigte sich die Schicht IIb. gleichlaufend eingestürzt mit der Schicht I. Der Stollen war daher erst ausgegraben, als die Schicht II fest war. Der Stollen fängt an auf einer Felsenbank, im Quadrate M. 11 — d. i. 11 *m* gegen Osten und 14 *m* gegen Süden vom Rande, — und hier zieht er sich nach unten mittelst in den Felsen eingehauener Stufen, die wie zu einem Keller führen. Sein Boden liegt 2,5 *m* unter der Oberfläche des Feldes im Felsen, so dass die Wölbung auch aus Felsen besteht, wodurch eine Höhlung von 1,4 *m* Höhe und 2 *m* Breite entstand. Aus diesem kellerartigen Raume geht man durch die 1,4 *m* breite Oeffnung gegen Norden, wo hinter der 4 *m* langen Felsenwölbung sich der eingestürzte Theil befindet, wo aber noch die Seiten im Felsen zu sehen sind.

So zieht sich dieser, nur 1,8 *m* breite, aber verschüttete Stollen bis zu einer Länge von 11 *m*, worauf er gegen Nordost in einem stumpfen Winkel umbiegt; hier hat er gleichfalls eine Höhe von 1,4 *m*, und sowohl der Boden, als auch die Seiten sind aus dem Felsen ausgehauen; die Wölbung ist halbrund und zwar aus der festen Erde der Schicht III. Wo man aber auf die Schicht IIb. kam, war der Stollen regelmässig verschüttet. Als dieser Stollen in einer Länge von 6 *m* von den Erdmassen gereinigt wurde, daher vom Eingang in einer Länge von 17 *m*, berichteten die Arbeiter, dass sich hier derselbe theile. Nach vorgenommener Besichtigung stellte es sich als richtig heraus, dass dieser Stollen einerseits gegen Osten längs des Randes, wahrscheinlich gegen den Kellereingang, sich hinziehe, andererseits gegen Norden und zwar vom Bergabhange schroff gegen unten. Es scheint, dass durch diesen Gang die Bewohner des „Hrádek" in Zeiten des Krieges oder von Unruhen ihren Ausgang zum Wasser hatten.

Es wurde nun der verschüttete Theil des Ganges ausgehoben und hierdurch der Gang vom Anfang bis dahin in einer Länge von 25 *m* blossgelegt. Die Wände waren sichtlich durch eine Spitzhaue hergerichtet. Am Boden fanden sich viele grosse, umhergestreute Steine vor. Nachdem jedoch alle Geldmittel erschöpft waren, konnte diese Arbeit nicht weiter fortgesetzt werden. Sie war überhaupt eine sehr beschwerliche, da die Leute die Erde 6—8 *m* hoch ausführen und auswerfen mussten. Es wurde daher in den Abhang eine kaminartige Oeffnung ausgegraben, damit wenigstens frische Luft und Licht in den finsteren und dumpfigen Raum eindringen könne. Vom oberen Rande des Feldes bis zur Decke des Stollens war eine Schicht von 1,5 *m* Erde. Der eigentliche Stollen ging hier durch die Schicht III (Fig. 5 und 6).

In diesem Gange und längs desselben fanden sich verschiedene Alterthümer vor, aus allen drei Schichten herrührend. So lagen gleich zu Anfang eine eiserne Scheere und oberhalb des Kellers ein bauchiges Gefäss, gefüllt mit Asche, sowie hier auch das ornamentirte Beinstück (Fig. 4) gefunden wurde. Da, wo sich der Stollen gegen Nordost hinzog, lag am Boden ein Mühlstein, in der Mitte mit einer Vertiefung, aber nur roh bearbeitet, dann in einer Tiefe von 3,76 *m* ein bronzener Stern, viele Beinchen, Wirbel und Schuppen von einem grossen Fisch. In der Nähe, wo sich der Stollen theilte, fand man nur Gegenstände aus Feuerstein, denn hier stürzte die obere Schicht nicht ein. Unter dem Abhang, wo sich der Gang hinzieht, steht in der Vorstadt „Běliště" (Fig. 1) ein Häuschen, dessen Eigenthümer mittheilte, dass unter demselben im Keller ein gewölbter Gang zu sehen sei, dessen Zugang jedoch mit grossen Steinen verschlichtet wäre; dies mag wahrscheinlich der Ausgang des Stollens ins Freie gewesen sein. Diesen Ausgang frei zu machen,

konnte bisher wegen der grossen Kosten nicht erfolgen, indem diese Wölbung, da sie unter dem Hause befindlich ist, durch einen gemauerten Gurt gestützt werden müsste. Beiläufig $^{1}/_{3}$ dieses Stollens war nicht verschüttet, der übrige Theil wurde aber nach der Durchforschung verführt, da die Decke einstürzte. —

Es erübrigt nun noch die Schicht III, die älteste. Diese unterscheidet sich von den früheren durch ihre Festigkeit und Härte, dann durch ihre rostgelbe und grünlichgraue Farbe, daher ging auch hier die Durchforschung sehr langsam vor sich. Sie zog sich, vom Rande an gerechnet, in einer Breite von 7—8 *m* hin, und nahm stufenartig gegen den Rand zu; unter dem Rande verlief sie gegen den Abhang in einer Tiefe von 1—1,5 *m*. Auf der westlichen Seite gegen den Rand liessen sich in ihr drei Abtheilungen unterscheiden und zwar:

a) Feste Erde, gemengt mit Brauneisenstein,

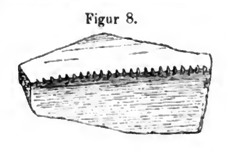
b) Schollenartige Erde mit Holzkohle und

c) gelbliche Asche. Unten lag diese Schicht am Felsen, gemengt mit gelblicher Erde und Quarzstücken, was als verwitterter Felsen zu betrachten.

Die Abtheilungen b und c verloren sich gegen Süd und Ost, so dass die Vertiefung mit der Brandstätte gegen 10 *m* längs des Randes breit wurde und eine lange Ellipse vorstellte. Von 5—8 *m* zeigte sich unter der Schicht IIb. eine feste schollige Erde — IIIa. — und in dieser fanden sich Feuersteingeräthe, so Pfeilspitzen, Messer, Schaber und verschiedene Abfälle, was auf einen ganz anderen Charakter schliessen lässt. Dasselbe bezeugten auch Handhaben grober Gefässe, Henkel mit Löchern von einem Umfange, dass man gerade einen Bleistift durchstecken kann (Fig. 7), Stücke von Gefässen, aussen mit Graphit bestrichen (Fig. 8), und andere, innen roth, aussen schwarz gebrannte Gefässscherben.

Figur 7.

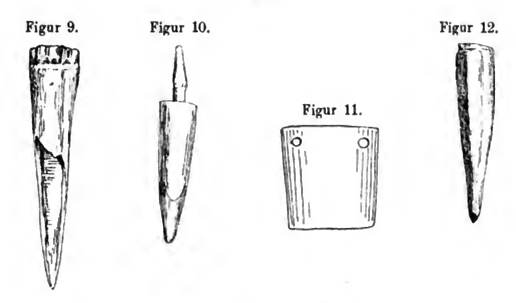
Figur 8.



Am Rande fand man, ausser groben Scherben, Theile von Schüsseln, die sehr dünnwandig sind, mit eingedrücktem Boden; ferner ein Stück rostigen Eisens; auch ein Theil einer Schüssel wurde gefunden, die aus freier Hand gefertigt war, an der Seite mit einer eingedrückten Vertiefung. Je weiter man gegen Nord ging, desto mehr bearbeitete Feuersteine fanden sich vor, auch ein Keil aus grünem Stein; ferner Scherben von Schüsseln, mit Graphit bestrichen, innen mit sich kreuzenden Linien, wie auf den, in der Brandstätte zu Ksyn bei Žleb, bei Kyšic, bei Ejpovic nächst Pilsen und am Kotouč bei Stramberg in der Býcí-skálahöhle vorgefundenen (Fig. 23*a*, *b*).

Aehnliche Scherben wurden auch gefunden in dem aschenhaltigen Kessel bei der časlauer Zuckerfabrik, wo sich einst die sehr alte Ansiedelung „Budin" befand. Eine andere Art von Schüsselscherben, sowie Fragmente eines Seihers, ferner beinerne Pfriemen (Fig. 9, 10), fein zugeschliffen, erinnerten wieder an die Gräber aus der neolithischen Periode von Kondelov bei Časlau.

Hieraus war ersichtlich, dass wir eine alte prähistorische Ansiedelung vor uns haben, und, wie sich später zeigte, war hier auch eine Brandstätte, die durch eine

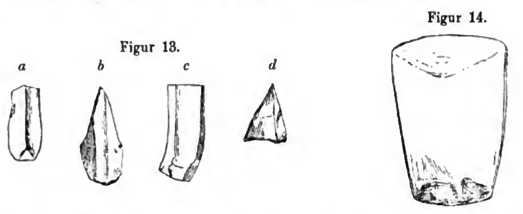


lange Reihe von Jahren benutzt wurde, wo gegessen, wo steinerne Keile zubereitet wurden, wo man den Feuerstein spaltete und zubereitete und wo beinerne Werkzeuge zugerichtet wurden. Die hierortigen Bewohner standen selbst auf einer hohen Stufe; denn es wurden hier auch grobe, mit Graphit durchmengte, irdene Gussformen gefunden, deren innere Flächen mit einem grünlichen Anflug überzogen waren, wie wenn sie zum Gusse verwendet worden wären und man sie dann zerschlagen hätte.

Sämmtliche hier gefundene Knochen von Hirschen, Rindern, Ebern, Pferden und Schafen waren zerspalten und zerschlagen, um so das fette Mark zu gewinnen. Zweimal kam man auf Glasbruchstücke, die stark in Irisfarben spielten und gebogen waren. Eine viereckige beinerne Platte hatte zwei Löcher (Fig. 11).

Nun wurde in einer Tiefe von 2—3,2 *m* gegen den Rand fortgefahren.

Am Rande fand man zuerst ein prismaartiges Stück Graphit, ferner, etwa 3 *m* vom Rande, einen schönen ausgeschliffenen steinernen Keil und in derselben Breite einen zugeschliffenen Hammer von grünlichem Stein, mit glattem Loch. Sich der Brandstätte nähernd, stiessen die Arbeiter stets auf Feuersteingeräthe (Fig. 13 *a—d*),



von denen in 2 *m* Tiefe 32 Stück sich vorfanden, sowie auch auf einen Keil, der etwas beschädigt ist (Fig. 14). In einer Tiefe von 3 *m* fand man abermals ein Stück eines durchbohrten Hammers, worauf sich die kesselförmige Brandstätte senkte und die Seite längs des Randes mit feiner gelblicher Asche gefüllt war, die auf 200 Fuhren nicht hätte weggeführt werden können. In diesem Theile der Brandstätte lagen zerstreut Jaspis- und Feuersteinstücke, ein beschnittenes Geweih und ein abgeschliffener Schlittschuh, der aber ohne Löcher war. Die Asche ging noch an 60 *cm* unter den Rand, und es war zu sehen, dass diese Stelle durch viele Jahre

Figur 15.



benutzt wurde. Am Rande, 8 *m* von der Grenze, war in der Erde eine längliche Oeffnung, mit Asche und Erde ausgefüllt, die als Rauchfang betrachtet wurde.

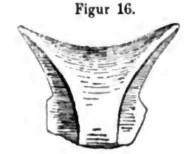
2 *m* vom Rande kam man auf sehr viele Feuersteinwerkzeuge, so namentlich auf eine Säge, und in einer Tiefe von 2,6 *m* auf zwei Stücke einer menschlichen Hirnschale, welche zugeschnitten zu sein schien (Os occipitis). Etwas weiter und tiefer lag ein aus einem Hirschgeweih zugeschnittener Knebel (Fig. 15).

Näher zum Rande, etwa 8 *m* gegen Westen, lag abermals ein Keil aus einem grünlichen Stein und gerade unter dem Rain kam man auf einen zweiten Rauchfang, beiläufig 3 *cm* breit, der mit einer schotterigen Erde ausgefüllt war (IIa); unter diesem folgte gleich die gelbliche Asche, enthaltend viele calcinirte Knochen.

Weiter gegen Osten in dieser Tiefe fortschreitend, kamen wir auf einen birnenförmigen Spinnwirtel (Fig. 19), dann auf Scherben, mit Graphit ausgestrichen, von denen besonders das Stück eines Halses schön ist, ferner am Grunde auf eine Schüssel, innen mit Längsstreifen reich verziert, ähnlich solchen, wie sie durch Franz Heger in der Begräbnissstätte bei Libochovan vorgefunden wurden. In dieser Tiefe wurden überall viele Feuersteingeräthe gesammelt, namentlich ein schön geformter Pfeil, ferner Stücke von Jaspis und Feuerstein. Nahe am Boden lagen einige kleine Stücke einer menschlichen Hirnschale. Im 12. Meter von oben, oberhalb von Schicht II und III und in diese tief einfallend, kam man auf eine von Bruchsteinen in historischer Zeit errichtete Feuerstätte; zwischen den aufgeschichteten Steinen derselben fanden sich Scherben mit wellenförmigen Verzierungen vor. Ganze Stücke Kohle traf man in der reichlich vorhandenen Asche. In der oberen Schicht lag auch ein Kamm mit abgebrochenen Zähnen; er besteht aus drei beinernen Schalen, die durch eiserne Niete zusammengehalten werden. An den äusseren Seiten der Schalen sind feine Einschnitte, vereinigt durch Ringe, und zwischen diesen feine Streifen.

In der Unterlage (III) nahmen die Knochen zu, alle waren gespalten; im 6. Meter fand man 30 Feuersteinstücke, Backenknochen einer Ziege und viel roth gebrannte Erde. Ausserdem zeigten sich in der Schicht III viele Wandbewurf-Stücke, wie solche in den verschütteten Erdwohnungen am Řivnáč und in anderen neolithischen Ansiedelungen vorkommen. Ausserdem fand sich hier zum ersten Male und dann noch fünfmal ein Henkel in Sichel- oder Halbmondform (Ansa lunata, Fig. 16) vor, leider stets vom Gefässe abgeschlagen. Auch fanden sich reichlich in der Brandstelle irdene Hörnchen, die gut ausgebrannt und an den Enden gestreift waren. Wahrscheinlich waren dies Henkel von Gefässen. Ausserdem zeigten sich Scherben grösserer bauchiger Gefässe, die aussen verschiedene Abdrücke von Flechtwerk hatten.

Figur 16.



Von hier nahm gegen Süden die Schicht III ab. Am Boden des Ganges traf man einen Mühlstein und nahe bei diesem den Bohrzapfen von einem Steinhammer. An Feuersteingegenständen fand man hier weniger vor; in der weiteren Fortsetzung jedoch nahmen dieselben zu, so dass drei Leute in einem Tage an 60 derselben in der Schicht IIIa und b sammelten.

Zu den seltenen bronzenen Gegenständen, die früher gefunden wurden, gesellten sich nur zwei Nadeln: eine mit einem rundlichen Kopf, die zweite mit

einem in einer Spirallinie gewundenen, wie solche auch in der Begräbnisstätte zu Libochovan vorkamen. In einer Tiefe von 1,5 *m* lag ein dreiseitiger, bronzener Pfeil, sehr schön mit Patinaüberzug, sowie solche in der „Teufelsgrotte" bei Stramberg vorkommen. Von späteren Bronzefunden ist nur noch ein Nadelknopf zu erwähnen, der, abgebrochen von der Nadel, einem Militäruniformknopf ähnelt. Unter den vielen groben Scherben fand sich zweimal die Ansa lunata vor. An der Sohle des Felsens lagen haufenweise Wandbewurfstücke. Der Nadelkopf ist aus Kupfer.

In jeder dieser Erdwohnungen wurde ein anderes Gewerbe betrieben; denn in diesem Theile zeigten sich Scherben von Feuerstein, unter denen schöne Pfeilspitzen, — eine auch aus Krystall, — Messerchen und zwei Sägen sich befanden. Nuclei wurden viele gefunden, selbst solche in Faustgrösse. Daraus ist zu ersehen, dass hier eine Werkstätte für Feuersteingeräthe war.

Zugleich beobachtete man hier auch ein anderes Gewerbe, dessen Bestand Stücke von verschmolzenem Brauneisenstein und verwitterte Eisenschlacken, ein Gusstiegel mit Bronze und zerbrochene Gussformen aus grauer Erde andeuten. Stücke von Brauneisenstein, sowie Eisenabfälle wurden selbst in den tiefen Schichten gefunden. Durch Gefälligkeit des Herrn Ingenieur Lad. Hajniš erhielten wir eine sehr willkommene Aufklärung über die eisenhaltigen Klumpen, welche einige darüber befragte Schlosser als Stücke von Gusseisen ansahen, welches, wie bekannt, erst als eine spätere Erfindung im Mittelalter betrachtet wird. Es wurden daher einige solcher Klumpen an Hrn. Hajniš eingesendet, der durch einen, in der Giesserei angestellten Versuch dieselben als Eisenschlacke erkannte, welche bei der Erzeugung von Schmiedeeisen als Abfall entstanden war. Gleichlautend sprach sich auch Prof. Dr. A. Šafařik aus, der diese Abfälle einer chemischen Untersuchung unterzog.

Sein Gutachten darüber lautet, wie nachstehend:

„Untersuchung ganz alter Eisenschlacken vom čáslauer „Hrádek", die für Gusseisenstücke gehalten wurden und die mir zu diesem Behufe im November 1886 vom Hrn. Ing. Hajniš übergeben wurden.

„Es waren dies einige Stücke, an der Oberfläche hartrindig, mit Brauneisenstein überzogen — mit grauem Eisenhydroxyd, — im Bruch jedoch in Fasern krystallinisch, dunkelgrünbraun, beinahe schwarz, von schwachem Glanz, zwischen Glas und Halbmetall. Namentlich ähnelte das besterhaltene Stück gleich beim ersten Anblick einer neuen Frischschlacke. Dieses Stück wurde zerschlagen, die reinsten Partien ausgesucht und zu feinem Pulver zerrieben; letzteres war dunkelgrüngrau, durch Austrocknen bei 100° C. verlor es 0,8 pCt. an Gewicht, durch starkes Glühen stieg das Gewicht um 1,9 pCt. In der Wärme liess es sich gänzlich durch Chlorwasserstoff zerlegen, und diese Analyse ergab 24,1 pCt. Kieselsäure und 45,0 pCt. Eisen. Nehmen wir das Eisen als Protoxyd an, so erhalten wir 58,5 pCt. eisenhaltige Kieselsäure; der Abgang von 100 (24,1 + 58,5) = 17,4 pCt. ist wahrscheinlich, wie in der Mehrzahl von Schlacken, Kalk und erdhaltige Kieselsäure. Die chemische Verbindung stimmt dann vollkommen überein mit der gewöhnlichen Frischschlacke von Schmiedeeisen SiO_4Fe_2. Eines der Stücke, den übrigen ähnlich, nur dass es mehr mit Brauneisenstein überzogen war, zeigte bei Anwendung einer Feile die Fläche von Schmiedeeisen. Unter dem Hammer zerfiel die Kruste, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung entfiel diesem kleinen Klümpchen als Kern ein unregelmässiges Stückchen eines festen, sehr geschmeidigen Eisens, beiläufig 4 *cm* lang, 1,5 *cm* breit und 2 *mm* stark, unbestritten der Ueberrest einer eisernen Klinge.

„Dieses Eisen feilt sich gut; flach abgefeilt, auf einem feinen Schleifstein zur

Spiegelglätte abgeschliffen und dann mittelst verdünnter Salpetersäure bestrichen, nahm es eine sichtbar faserige Struktur an. Wenn diese, durch mich untersuchten Gegenstände einer sehr alten Periode angehören, dann ist anzunehmen, dass auf diesem Fundorte Schmiedeeisen erzeugt wurde, und zwar direkt aus stark eisenhaltigen Eisenerzen, möglich nach der sogenannten katalonischen Art, wie solche noch heute nach Burton und Speke den Negern in Latuca unter dem Aequator und anderen Völkern gut bekannt und bei ihnen im Gebrauche ist. Dass diese Schlackenstücke von zusammengeschweisstem Schmiedeeisen herrühren, bei dem die glühenden Metallflächen mit Sand bestreut wurden und die Schlacke dieser Verbindung sich zu einer schweissartigen Schlacke bildete, dazu sind die Stücke viel zu gross. An ein wirkliches Bearbeiten von Gusseisen — gegossenem Eisen, — wie in unseren Puddelöfen, ist in dieser primitiven Zeit gar nicht zu denken."

Mit demselben Fleisse untersuchte den chemischen Inhalt der Schlacken auch Hr. Franz Kondrát, technischer und gerichtlich bestellter Chemiker in Pilsen, indem er in den ihm gesendeten Proben 53,43 pCt. Eisen und 20,45 pCt. Kieselsäure oder 9,54 pCt. Kiesel constatirte. Die reine, unoxydirte Masse dieser Schlacke hat bei 15° C. eine Dichte von 3,70, wodurch sie sich wesentlich vom Gusseisen unterscheidet, welches eine Dichte von 7,0 hat. In dieser Masse schwankt die Menge des Eisens von 94—95 pCt., nur an Kieselerz sind 1,5—3 pCt. Der Schnitt dieser schwammigen Schlacke ist an der Oberfläche graugelb, innen grau wie Graphit."

Den angeführten Forschern gebührt daher das Verdienst, unsere Vermuthung, es sei Gusseisen am „Hrádek" gefunden worden, nicht nur widerlegt zu haben, sondern auch den wissenschaftlichen Nachweis geliefert zuhaben, dass dies reine Schlacken von Schmiedeeisen sind. Daraus folgt die grosse Bedeutung der geistigen Verbindung der Archäologen mit solchen Männern, die sich mit technischem Wissen befassen.

Das Schmiedehandwerk war daher den ältesten Bewohnern des „Hrádek" wohl bekannt, sie betrieben es und liessen unleugbare Spuren in den tiefsten Schichten zurück. Das Eisenerz nahmen sie entweder aus den moorigen Niederschlägen der Quellen am Jirsák oder bei der Žaker Quelle, welche beiden Orte vom „Hrádek" ½ Stunde entfernt sind. Eine grössere Menge von Eisenerz konnte ihnen aber vor Allem das Eisengebirge bei Licoměřic, drei Stunden östlich von Čáslau gelegen, bieten, wo im Mittelalter sehr oft auf Eisenerz gegraben wurde, wovon dieser Gebirgszug auch seinen Namen ableitet. Es ist Brauneisenstein, das beste Material zum Gebrauch für Schmiedeeisen, wenn zu demselben gestossene Holzkohle zugemengt wird. An Kohle war hier kein Mangel und hauptsächlich die Schicht IIIb. ist mit derselben durchmengt.

Der Tiegel oder die Gussform ist oben elliptisch und zwar in einer Breite von 6 *cm* und einer Länge von 9 *cm*. Von dem vorgefundenen Stück fehlt wenigstens der dritte Theil. Die innere Höhlung, nur 2,4 *cm* tief, ist mit einem bläulichgrünlichem Anflug überzogen, wohingegen die 5 *cm* starken Wandungen mit einer harten, grauen, stark mit Kohlenresten durchmengten Erde bedeckt sind. Diese Form besteht aus, mit Graphit gemengtem Thon und ist ins Gelbgraue ausgebrannt.

Aus solchem Material besteht auch ein Theil einer Gussform, ähnlich der Spitze eines kleinen Fusses. Sie ist 4,2 *cm* lang, ebenso breit und 3,5 hoch. Die Stärke der Wandungen ist ungleich, 5—8 *cm*. Die Masse enthält viel Holzkohle, hat einen gelblichen Anflug und ist porös wie Bimsstein. Die Höhlung für den Gegenstand endet mit einer kleinen Oeffnung und dort, wo diese

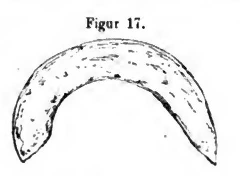
abgeschlagen, ist der Durchmesser 2 *cm*. Der Gegenstand, der in ihr aus Bronze gegossen wurde, ähnelte dem stumpfen Ende einer Spitzhaue. Solcher Gussformen für Bronzegegenstände, fast gänzlich zerschlagen, wurden noch viele vorgefunden, denn aus dieser so festen Erdschicht war es sehr schwer, etwas Ganzes zu gewinnen. Einige dieser Gussformen hatten bedeutend stärkere Wandungen — bis 1,8 *cm* — und scheinen nur für einen einzigen Guss gefertigt worden zu sein; denn sie wurden, sobald der Guss gelang und aus ihnen herausgehoben war, zerschlagen und weggeworfen.

Hierher scheint auch ein Schüsselchen zu gehören, welches inwendig eine rostartige Farbe hatte und das am Boden mit einem Loche versehen ist. Der Rand hat im Durchmesser 5 *cm* und ist abgebrochen.

In der nächsten Nähe fand man drei Feuersteingeräthe, sowie einen stark gebrauchten steinernen Keil, die für die Spuren der Giesskunst in Bezug auf Masse und Form nicht ohne Bedeutung sind.

Producte von Eisen sind sehr selten und über die ganze Forschungsfläche zerstreut. Es waren dies namentlich folgende: Ein Messer mit abgebrochenem Ende, 12 *cm* lang und über dem Rücken 2 *cm* stark; es hat einen hohen geraden Rücken, gerade Schneide und stark rostige Handhabe. Ein am Ende gebogener Haken, 8 *cm* lang und vom Roste zerfressen. Ein Stück gebogenes Eisen, oben in ein spitzes Ende ausgezogen und unten zugerundet; es gleicht einer Sichel (Fig. 17). Eine Vorrichtung, bestehend aus einer Stange, 6,4 *cm* lang, 0,5 *cm* stark, an der in einem rechten Winkel ein ungleich starkes Stück, 7 *cm* lang angemacht ist; am anderen Ende ist mit diesem ein starkes Stück verbunden, das bis auf einen kleinen Theil abgebrochen. Dieser Gegenstand ist zwar auch vom Roste zerfressen, hat aber nicht die gelbliche Farbe, wie die übrigen. Das Bruchstück einer Haspe, 5 *cm* breit, und kleine Bruchstücke, die unbestimmbar, gehören ebenfalls zu diesen Eisen-Funden. Alle sind aus Schmiedeeisen verfertigt.

Figur 17.



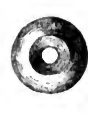
Wie wir später aus den keramischen Ueberresten nachweisen werden, konnte mit Recht erwartet werden, dass hier eiserne Geräthe sich vorfinden, welches Metall bei mit Graphit ornamentirten Gefässen zumeist vorkommt. Es ist hier somit der unumstössliche Beweis erbracht, dass das Eisen schon benutzt wurde, als die Feuersteine und andere steinerne Geräthe noch häufig im Gebrauche waren, und dass die seltene Bronze nur ausschliesslich zu kleineren Verzierungen verwendet wurde, jedoch nicht zu Geräthen und Waffen. Sowohl die steinernen, als auch die metallenen Geräthe haben das Gepräge der einheimischen Erzeugung.

Die Bewohner waren hier beständig ansässig; neben der Zucht von Hausthieren — Rind, Schaf, Ziege und Schwein — wurde reichlich Wild gejagt, hauptsächlich der Hirsch und das Wildschwein; Rehe waren in dieser Gegend rar.

Eine Handmühle, aus einer Tuffsteinplatte gefertigt und in der Mitte nur mit einer Vertiefung versehen, bezeugt, gleich den vielen Mahlsteinen aus Quarz, dass die hiesigen Bewohner sich auch aus Körnern ihre Nahrung bereiteten. Oft fanden sich in der Aschenmasse rundliche und 1 *cm* starke Platten, aus Thon gebrannt, zwischen denen wahrscheinlich in der warmen Asche Brod gebacken wurde.

In allen drei Culturschichten wurde das Vorhandensein von Geweben nachgewiesen. In dieser unteren Schicht fanden sich Spinnwirtel von rundlicher Form (Fig. 18),

Figur 18.

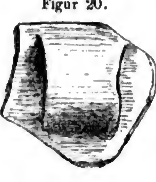


Figur 19.

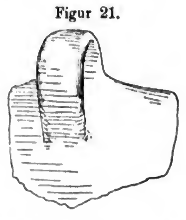


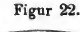
kranzartig und auch solche aus Scherben ausgeschliffen. Namentlich sind die ersteren so, als wie wenn sie auf einer Drehscheibe, bezw. Drehbank gefertigt wären. Eigenthümlich und nur den unteren Schichten angehörig sind Spinnwirtel von birnenförmiger Gestalt (Fig. 19). Grobe kegelförmige Gewichte für Fischnetze lagen hier, von denen zwei oben mit Löchern versehen sind. Die grösste Verschiedenheit herrschte unter den Gefässen. Die gewöhnlichsten grossen Gefässe haben die Form eines Kessels mit zwei bis drei Henkeln (Fig. 20) am Rande. Ihre Scherben sind ins Rothe ausgebrannt und das Material einheimischer Thon mit Glimmerschiefer. Ausser diesen erscheinen am öftesten bauchige Gefässe, in einem kugelartigen Korbe gefertigt. Auch an diesen Gefässen waren mehrere Henkel, fein durchstochen, die am Rande angemacht waren. Nebstdem fanden sich halbrunde Schüsseln, deren Henkel über den Rand ragte und in der Regel gerundet war; nur werthvollere Stücke hatten diese Henkel nach unten zu gebogen und zugespitzt auslaufend (Fig. 21). Die Verzierung der gröberen Ge-

Figur 20.

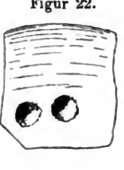


Figur 21.





Figur 22.



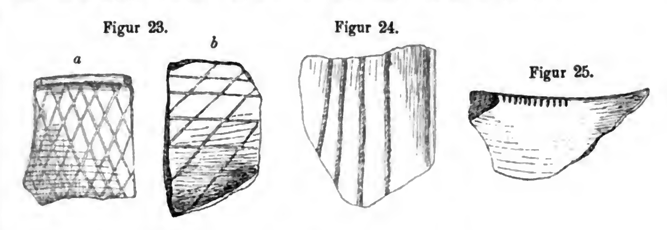
fässe bestand nur aus Tupfen oder Punkten, die in einer Reihe längs des Halses liefen (Fig. 22). Sehr oft fand man Stücke von Gefässen, welche am Rande walzenförmig waren und schwache walzenförmige, aus Thon gefertigte Ornamente hatten, die an der unteren Seite des Halses angebracht waren. Im Allgemeinen verstanden die hierortigen Töpfer schöne Schüsseln zu machen und ins Rothe auszubrennen. Der obere Durchmesser derselben betrug 25—30 *cm*. Sie wurden langsam unter dem Halse ausgebaucht, gegen den Boden zugezogen und nahmen so die Form einer Schüssel an, welche den Boden nach innen zu eingedrückt hat. Viele Scherben gehörten Schüsseln an, die oben weit offen waren und die sich zum geraden Boden gleichmässig hinzogen. Diese pflegen innen und aussen mit Graphit angestrichen zu sein und ähneln denen in den Begräbnissstätten zu Ksin bei Žleb und Budin bei Čáslau gefundenen. Am „Hrádek“ pflegen diese Schüsseln ohne Henkel zu sein, nur zwei wurden mit solchen vorgefunden, die jedoch ohne jede Verzierung waren.

Von bedeutend feinerer Arbeit sind die innen und aussen verzierten Schüsseln, die innen an den Seiten mit Linien und Streifen versehen sind. Zumeist verlaufen die Streifen oder Linien einfach der Quere nach (Fig. 23*a* und *b*) unter dem Rande, der glatt und glänzend ist. Der matte Untergrund ist graulich und das Muster ragt unter demselben scharf heraus. Dünnwandige Schüsseln haben diese Ornamentik öfter, als grobe und starke. Auf einigen sieht man gitterförmige Verzierungen in Dreiecksform, die mit einem breiten Streifen eingefasst und mit der oberen Dreieckspitze nach unten gekehrt sind. Noch andere sternartige Motive

finden sich vor, aber aus diesen Bruchstücken lässt sich kein Schluss auf das Ganze ziehen.

Ausser diesen Schüsseln sind noch anzuführen: Gefässe, am Halse ganz eng, ähnlich einer Granate, die Farbe ist innen roth, aussen sind sie mit Graphit bestrichen. Ein schön ornamentirtes Stück eines solchen Gefässes fand man nahe bei der Gehirnschale. Man bemerkt auf seiner Ausbauchung ein, mit scharfen Linien verziertes Dreieck, mit zwei Streifen eingefasst und von allen drei Seiten auspunktirt. Solcher Figuren liefen 8 längs des Randes und bildeten eine sehr schöne Verzierung. Hier muss auch angeführt werden, dass einige Schüsseln aussen solche Verzierungen hatten. Nur ein Scherben zeigte eine feine Linienzeichnung.

Von einem Siebe wurde nur ein kleines Stück vorgefunden, ähnlich jenen aus dem neolithischen Fundorte zu Kondelov und dem Hrádek in der Šarka.



Figur 23. Figur 24. Figur 25.

Auf einem roth gebrannten Scherben war ein feines Schnurornament, in ein Dreieck gegen die breite Oeffnung des Gefässes auslaufend, eingedrückt (Fig. 24). Es erinnert mit seinem Aeusseren an die Scherben von der kurischen Nehrung und von Libeň in Böhmen.

Durch besondere Form zeichnet sich eine Art von Hörnchen aus, die — wie Henkel — an den Gefässen angebracht sind; ferner mond- oder sichelförmige Henkel (Ansa lunata), die von einigen italienischen Archäologen bis in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christi gerechnet werden. Solcher Henkel fand man viele in verschiedenen Grössen vor, bei einigen die Spitzen abgebrochen (Fig. 25).

Die Ansa lunata ist zur Genüge bekannt aus der Durchforschung der Burgstätte Řivnáč bei Rostok. Uebrigens ist in ganz Böhmen keine ähnlichere Fundstätte, wie die bei der Ziegelhütte des Hrn. Schnabl in Neubydžov. Fast alle Scherben, welche von dort der verdiente Conservator L. Šnajdr beschrieb, haben die gleiche Form und Ornamentik, wie die aus der tiefsten Schicht III am „Hrádek", und gehören nach Allem in das gleiche Zeitalter, d. h. zur Neige der neolithischen und zu Beginn der metallischen Periode. Auch bei Bydžov wurden in einem Fundorte verschiedene Scherben gefunden: solche aus geschlemmter Erde, Stücke, enthaltend vielen scharfen Sand, sowie Stücke mit Graphitanstrich. Dasselbe gilt auch vom Čáslauer „Hrádek".

Den Feuerstein und Hornstein verschafften sich die Bewohner durch Handel, denn hier findet man denselben nirgends; die nächsten Fundstellen sind in Mähren und bei Krakau. Auch das rohe Bronzemetall wurde durch Tausch gewonnen, daher sind auch bronzene Verzierungen selten.

Die gewöhnlichen Werkzeuge der Hrádekbewohner waren von Stein und diesen fand man hier genug. Dass hier nur Bruchstücke von Gefässen und Werkzeugen

gefunden wurden, bezeugt deutlich, dass die Bewohner diesen Ort in Frieden verliessen.

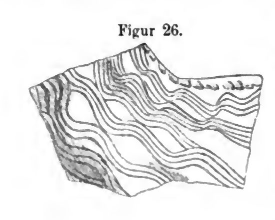
Aus derselben Zeit sind auch die, in der nächsten Nähe des „Hrádek" befindlichen kesselartigen Gruben bei „Budin" und in der Ziegelhütte des Hrn. Horák in Koželuh, beide am Bache unterhalb der Stadt gelegen.

Die nächstgelegene Burgstätte gleichen Alters wurde durch Prof. Leminger bei der Mühle „Cimburg" nächst Kuttenberg sichergestellt. Die neolithische Begräbnisstätte bei Kondelov gehört einer noch älteren Periode an, die Feuersteinwerkzeuge von hier sind gröber. An beiden Orten wurden kleine Sägen, feine Pfriemen aus festem Bein, ein flacher Spinnwirtel, an der Oeffnung breiter, zugeschnittene Geweihe, gebrauchte steinerne Keile, ein steinernes Messer, Mahlsteine aus Quarz und grosse irdene, gut ausgebrannte, runde Scheiben gefunden.

Vergleichen wir nun noch die Schicht I mit der Schicht III. Der auffälligste Unterschied besteht in der Erzeugung der Gefässe. Aus der Schicht I sind sie stets ohne Henkel, in der unteren Schicht haben sie solche mit Löchern zum Einziehen von Fäden (Fig. 7). Die Ornamentik der unteren Schicht hat ganz andere Motive, auch geometrische, aber auf groben Gefässen finden sich nur Punkte und Vertiefungen als Ornamente (Fig. 22).

Das merkwürdigste jedoch ist, dass die slavische Wellenlinie häufig in der Schicht I sich vorfindet und in der Schicht II fein und gleichlaufend das Gefäss ziert, dass sie also schon in der ältesten Periode am „Hrádek" auf Gefässen, die in der Hand gearbeitet wurden, im Gebrauche war. Wir haben zwar nur ein Stück zur Hand, das ganz mit wellenförmigen Verzierungen versehen ist, wo sich die Wellen in der Fläche berühren, aber man kann auch die wellenartige Ornamentik auf einem Scherben der Nekropolis zu Kondelov als Beweis anführen (Fig. 26). Und wenn auch der Gegner anführt, dass schon in Troja und in Nordafrika dieses Motiv sich vorfindet, so verstärken wir unsere Argumente noch durch andere Facta, die sich in beiden Schichten wiederholen.

Figur 26.



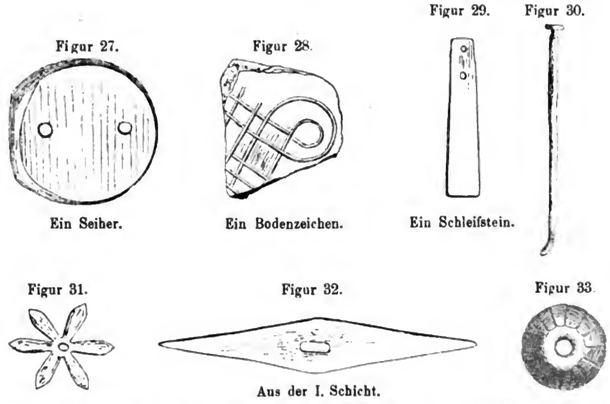
Vorerst fanden sich unten, neben dünnen feinen Nadeln, — beinernen, — noch zugespitzte Pfriemen aus Knochen und aus Sprossen von Geweihen vor (Fig. 9, 10, 12, 15). Sie sind zum Verwechseln ähnlich den Pfriemen der Schicht I. Kranz- und kugelförmige Spinnwirtel fanden sich gleichfalls (Fig. 33); aus der Brandstätte von 1884 kennen wir auch solche, die in der Mitte bauchig sind.

Von Schlittschuhen wurde in der Schicht III nur einer gefunden, der aber sehr mühsam hergerichtet war; er hatte jedoch viele Vertreter, die gebohrt und zugeschliffen waren, in der Schicht Ia und b und auch in der Schicht II.

Eine eiserne Klinge unterschied sich der Form nach von denen aus den oberen Schichten. Steinerne Mahlsteine und zugeschliffene Steine sind aus allen drei Schichten bekannt.

Rundliche Stücke von Stein (Stürzen) wurden nur oben gefunden; von Stürzen aus der Schicht III ist nur eine bekannt, deren Knopf in der Mitte gezogen-kegelförmig war, wohingegen die seltenen Funde aus der Schicht I in der Mitte einen unten mehr bauchigen, dann engen, nur oben breiten Knopf zeigen.

Zu dieser Zeit bestanden schon in der nächsten Umgebung des „Hrádek" einige Ansiedelungen, namentlich die grosse Nekropole zu Kondelov, die noch in die ältere


Figur 27. Ein Seiher. Figur 28. Ein Bodenzeichen. Figur 29. Ein Schleifstein. Figur 30. Figur 31. Figur 32. Figur 33.

Aus der I. Schicht.

neolithische Periode reicht, ferner auch das von hier 1/4 Stunde entfernte, kesselartige Grab bei Kalabousek, in dem ein aussergewöhnlich grosses Horn des Bos primigenius, ein Hirschgeweih, Schweinsknochen und schwache schwarze Scherben von Schüsseln, mit Graphit bestrichen, vorgefunden wurden. Die Grösse der Brandstätte am „Hrádek" deutet darauf hin, dass hier ein volkreicher Sitz war, und die grosse Menge der gespaltenen Knochen bezeugt, dass der Aufenthalt der Leute hier ein ständiger war, worauf auch die vielen Ueberreste der unterirdischen Wohnungen hindeuten.

Die am „Hrádek" gefundenen Gegenstände haben einen grossen Werth für die vorhistorischen Forschungen in Böhmen, denn hier lagern drei Schichten verschiedener Cultur übereinander, und das, was wir hier erhofften, wurde auch unumstösslich bewiesen.

An einem solchen Fundorte lässt es sich am zweckmässigsten erwägen, ob man die alten Gefässe ohne weiteres als zugehörig den weiter und von der römischen Cultur theilweise schon durchdrungenen Kelten und Markomannen annehmen kann, oder ob man die wenigen, von langsamer Entwickelung zeugenden Ueberreste einem Volke zueignen soll, welches den Sitz, den es von seinen Vätern geerbt, inne hatte und sich den neuen Zeiten accommodirte.

Aus der Menge der gefundenen Gegenstände lässt sich auf eine dichte Bevölkerung mit grossen Verschiedenheiten in Gefässen und Geräthen in der ältesten Periode schliessen.

Die mittlere Schicht, durch einen 40—80 *cm* schwachen Streifen kenntlich, deutet ebenfalls auf ein höheres Alter, dagegen bezeugt die aschenhaltige und mit Tausenden von Scherben gemengte Schicht, dass die Böhmen die Brandstätte zuletzt dicht bevölkerten, und dass sie viele Jahrhunderte am „Hrádek" wohnten; denn es ist im ganzen weiten Umkreise der Stadt kein anderer Ort, wo man bei jedem Spatenstiche einen Zeugen, der alten Cultur angehörig, finden würde. Wenn wir die unglasirten Scherben und die hier gefundenen Producte (Fig. 27—33) auch ins 14. Jahrh. rechnen, — wo schon der Sitz der Župe am „Hrádek" nicht mehr bestand, — so müssen wir viele Jahrhunderte zurückgreifen, um die übrige ungeheure Menge

an Scherben und culturhistorischen Gegenständen zu begründen. Auch besitzen wir Zeugen für das 11. und 12. Jahrhundert in den Ohrgehängen und Münzen. Legen wir das Glied der Schicht I zum Gliede der Schicht II, die durch Nichts von den untersten prähistorischen Schichten abgetheilt sind, so gewinnen wir die Ueberzeugung, dass die Ansiedelungen am „Hrádek" zu den ältesten Böhmens gehören.

(13) Hr. Hartwich hat mittelst folgenden Briefes aus Tangermünde, 9. Juli, an Hrn. Virchow eine Sammlung slavischer Topfscherben aus der Altmark übersendet und zugleich einen

Schädel aus der Nachbarschaft von Tangermünde.

„Der Schädel ist ganz in der Nähe des, in den Verh. 1883 S. 153 besprochenen gefunden worden, aber nicht auf dem neolithischen Leichenfeld, sondern eine ganze Strecke nordwestlich von demselben, in der Nähe des jüdischen Kirchhofs, ungefähr bei *A* der Skizze Verh. 1884 S. 335. Also auch der erstgenannte Schädel stammt nicht von dem Leichenfeld, wie 1883 angegeben ist. — Die Gegend heisst jetzt „der St. Jürgen"; es hat dort früher eine Georgskapelle gestanden, und der Platz um die Fundstelle heisst der „Seekenkirchhof", was man hier auf „Siechen-" oder „Seuchenkirchhof" deutet. Trotzdem spricht Einiges dafür, dass das Grab ein prähistorisches ist. Ich habe von den Arbeitern, die die Leiche gefunden haben, das Folgende in Erfahrung bringen können: Die Leiche lag gerade ausgestreckt, mit dem Kopf nach NW., auf der Grenze zwischen Ackererde und Lehm. An der Stelle war, wie ich selbst gesehen habe, ungefähr in der Grösse eines menschlichen Körpers, Lehm entfernt und die entstandene Mulde mit Sand ausgefüllt, der in der näheren Umgebung sonst fehlt. Auf diesem Sand soll die Leiche gelegen haben. Am Kopfende auf der rechten Seite fanden sich zahlreiche Scherben, von denen offenbar eine Anzahl zusammengehörte. Doch gelang der Versuch, ein Gefäss zusammenzusetzen, nicht, da die meisten Scherben mit der Erde verschleppt waren. Eine Anzahl dieser Scherben lege ich bei, doch ist es leicht möglich, dass sie nicht alle bei der Leiche gelegen haben, da ich sie aus der Erde zusammensuchen musste. Ebenso waren die Knochen des Skelets theils mit der Erde verschleppt, theils von den Findern verscharrt, und es ist mir nur möglich gewesen, den beikommenden zerbrochenen Schädel und das Stück des Unterkiefers wieder aufzufinden, Arm- und Beinknochen blieben verschwunden."

Hr. Virchow: Der Schädel ist der eines Kindes, bei dem eben der Molaris II im Durchbrechen ist. Er ist zugleich sehr defekt, indem rechts eine mit Substanzverlust verbundene Verletzung an der Schläfe längs der Kranznaht bis nahe zur Scheitellinie reicht. Von dem Unterkiefer ist nur die eine Hälfte vorhanden. Schon bei der einfachen Betrachtung erscheintder Schädel lang, mit weit hinausgeschobenem Hinterhaupt und grossen Cerebellar-Wölbungen. Die Stirn gerade, mit schnellem Umsatz der Contourlinie oberhalb der Tubera, Nasenfortsatz breit. Die Augenhöhlen sehen niedrig aus, ebenso die Nase, deren Beine sehr schmal sind, Apertur weit. Oberkiefer etwas prognath, grosse Schneidezähne.

Die Hauptmaasse sind folgende:

Grösste Länge .	173 *mm*	Orbita, Höhe . .	28 *mm*
„ Breite .	124p „	„ Breite .	37 „
Gerade Höhe . .	136 „	Nase, Höhe . .	35 „
Ohrhöhe . . .	113 „	„ Breite . .	20 „

Die daraus zu berechnenden Indices stehen denen des Schädels von 1883 sehr nahe. Ich setze beide neben einander, indem ich den letzteren Schädel mit II bezeichne:

	I.	II
Längenbreitenindex . .	71,7	68,5
Längenhöhenindex . . .	78,6	76,4
Ohrhöhenindex	65,3	61,2
Orbitalindex	75,6	74,3
Nasenindex	57,1	47,0

Der Schädel ist demnach hypsidolichocephal, chamaekonch und platyrrhin. Dieselben Bezeichnungen passen auf den Schädel von 1883, nur ist die Nase des letzteren leptorrhin. Diese Differenz dürfte, wenigstens zum Theil, dem kindlichen Alter zuzuschreiben sein.

Die mitgesendeten Topfscherben sind an der Oberfläche sehr verwittert; zugleich ist Sand und Lehm so fest derselben angeklebt, dass sie wie versteinert aussieht. Die meisten Scherben sind gross und dick; das grösste, sehr schwere Stück hat eine Dicke von 12 *mm*. Der ziemlich fest gebrannte Thon ist mit zahlreichen Kieselbrocken durchsetzt. Ueberwiegend sind es Randstücke, an denen der Rand steil aufgerichtet, fast ohne Absatz, stellenweise ganz gerade ansitzt. Die Farbe ist gelblichgrau, bei einzelnen leicht röthlich. Nur ein Stück ist ornamentirt und zwar durch stehende Nageleindrücke. Der Bauch scheint weit und gegen den Hals etwas abgesetzt gewesen zu sein. — Ein Paar Stücke zeigen andere Merkmale. Das eine, scheinbar von einer Deckschale, hat einen leicht umgelegten Rand und sehr regelmässige kantige Absätze, die namentlich auf der inneren Seite deutlich hervortreten und 4 grössere Zonen bilden. Diese innere Fläche ist glänzend schwarz und zeigt häufige Glimmerblättchen. Ein anderes kleines Stück, gleichfalls schwärzlich, offenbar von einem Töpfchen, zeigt noch einen Rest des Halses mit 5 Ringen und einen flach gewölbten Bauch. Diese beiden Stücke könnten einer anderen Periode angehören.

Die Möglichkeit, diese Schädel einer recht alten Zeit zuzurechnen, lässt sich nicht verkennen. Insbesondere ist der Gegensatz gegen die jüngeren Schädel der Gegend recht auffällig. Ich verweise deswegen auf die, in der Sitzung vom 22. Juni 1884 (Verh. S. 346) besprochenen Schädel vom Hühnerdorf[1]). Zu diesen ist durch die Güte des Hrn. Hartwich in der Zwischenzeit noch ein weiterer, der sechste, hinzugekommen. Ich beschränke mich darauf, die Hauptmaasse desselben zur Vergleichung herzusetzen:

Grösste Länge .	181 *mm*	Orbita, Höhe . .	34 *mm*
„ Breite .	142 „	„ Breite .	40 „
Gerade Höhe . .	133 „	Nase, Höhe . .	49 „
Ohrhöhe . . .	116 „	„ Breite . .	22 „

Darnach erhält man einen

	VI.	II.
Längenbreitenindex . .	78,5	76,8
Längenhöhenindex . . .	73,5	74,0
Ohrhöhenindex	64,0	64,6
Orbitalindex	85,0	81,5
Nasenindex	44,8	46,0

1) Da unsere altmärkischen Freunde zwischen der Schreibart Hühnerdorf und Hünerdorf schwanken, so bemerke ich, dass die erstere die richtige ist. Die Bewohner hatten Zins- oder Rauchhühner (pullus qui vulgariter dicitur rokhon, 1323) zu entrichten.

Dieser Schädel ist orthomesocephal, mesokonch (an der Grenze zur Hypsikonchie) und leptorrhin. Er stimmt mit dem früheren Schädel Nr. II vom Hühnerdorf ausserordentlich gut überein. Seine Mesocephalie ist um so mehr bemerkenswerth, als die gerade Hinterhauptslänge 58 *mm* = 32 pCt. der Gesammtlänge beträgt. Aber er ist stark in die Breite ausgelegt, so dass sein Horizontalumfang 514 *mm* misst. Dabei hat er eine Minimal-Stirnbreite von 96 *mm*.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher Hr. Hartwich die zu Tage kommenden Schädel sammelt, ist ebenso dankenswerth, als nutzbringend. Schon jetzt gliedern sich die Tangermünder Funde in wohl zu trennende Gruppen. Je mehr Material hinzukommt, um so mehr wird die Sicherheit der Mittelwerthe wachsen.

(14) Hr. v. Hölder übersendet nebst Brief aus Stuttgart vom 25. Juni

Photographien und Gypsabgüsse von Köpfen, bezw. Schädeln seiner 3 Typen.

Die Photographien stellen 3 Stuttgarter Damen dar, von denen die eine dem germanischen, die zweite dem rhätosarmatischen, die dritte dem turanischen Typus zugeschrieben wird. Der Angabe nach beträgt

	1.	2.	3.
die Körpergrösse	1,61 *m*	1,54 *m*	1,57 *m*
der Längenbreitenindex .	76,4	81,2	87,7

Die erste hat kornblaue Augen, röthlichblondes Haar, schmale und lange Hände; die zweite kastanienbraune Augen und Haare, mittelbreite Hände; die dritte dunkelbraune Augen, schwarze Haare, breite und stumpfe Hände. Bei der ersten ist der Zeigefinger länger, bei den beiden anderen kürzer, als der Ringfinger.

Was die Schädelabgüsse betrifft, so giebt Hr. v. Hölder von denselben folgende Uebersicht:

1. Germanischer Typus.

Reifer Knabe, 51 *cm* lang, Haare blond, Auge blau (Mutter von Stuttgart, gross, Haare wie beim Kind, Index 75,6).

Knabe, Frühgeburt im 5. Monat, 27 *cm* lang (Mutter wie die vorige, Index nicht gemessen).

2. Rhäto-sarmatischer Typus.

Mann, 27 Jahre alt, 158 *cm* lang, Haare und Augen kastanienbraun. Baknang (Württemberg).

Knabe reif, Tübingen, Haare und Augen braun, Mutter nicht bekannt.

Mädchen, Frühgeburt im 5. Monat, 21 *cm* lang (Mutter von Stuttgart, nicht gemessen).

3. Turanischer Typus.

Mann, 40 Jahre alt, 165 *cm* lang, Haare schwarz, straff, Auge dunkelbraun. Stuttgart. Familie stammt aus Böhmen.

Mädchen reif, 46 *cm* lang, Auge braun, Haare dunkelbraun (Mutter von Stuttgart, Haare schwarz, Auge dunkelbraun, Index 94,6). —

Hr. Virchow: Wir verdanken dem gütigen Geber schon den Gypsabguss eines „germanischen" Schädels aus den Reihengräbern von Canstatt (Verh. 1886. S. 367), so dass gegenwärtig von ihm Exemplare seiner 3 Typen für die verschiedensten Lebensalter vorliegen. Der Gegensatz der langen, „germanischen" gegen die kurzen Formen ist daran recht scharf gezeichnet. Etwas schwieriger dürfte es für



ein nicht besonders geschultes Auge sein, die beiden kurzen Typen von einander zu unterscheiden. Ich finde folgende Maasse:

	Fötus	Neugeborner	Erwachsener
1) germanischer Typus:			
Grösste Länge . . .	65	114	196
„ Breite . . .	48	87	138
Gerade Höhe . . .	51	79	135
Längenbreitenindex .	73,8	76,1	70,4
Längenhöhenindex .	78,4	69,9	68,9
2) rhätosarmatischer Typus:			
Grösste Länge . . .	51	102	170
„ Breite . . .	44	88	142
Gerade Höhe . . .	41	65	106
Längenbreitenindex .	86,2	86,2	83,5
Längenhöhenindex .	80,3	63,7	62,3
3) turanischer Typus:			
Grösste Länge . . .	—	99	174
„ Breite . . .	—	89	149
Gerade Höhe . . .	—	68	119
Längenbreitenindex .	—	89,8	85,6
Längenhöhenindex .	—	68,6	68,4

Allen diesen Schädeln, mit Ausnahme der beiden fötalen, ist die Niedrigkeit gemeinsam; sie sind sämmtlich chamaecephal. An sich ist das nicht überraschend, da Herr von Hölder gegenüber meinen Friesen schon seit Langem die Chamaecephalie der Schwaben hervorgehoben hat. Aber es dürfte der Gegenstand weiterer Erörterungen sein müssen, ob diese Eigenschaft so wesentlich und verbreitet ist, wie es nach den vorliegenden Typen erscheinen könnte. Alle Differenzen der Typen würden dann, soweit es sich um Höhenverhältnisse handelt, eigentlich nur innerhalb der Chamaecephalie zu suchen sein; auch der Hauptgegensatz der Rhätosarmaten gegenüber den Turaniern läge in dem grösseren Höhenindex der letzteren.

Es ist damit ein sehr brauchbares Material für die Vergleichung gegeben, für welches die Gesellschaft Hrn. v. Hölder zu besonderem Danke verpflichtet ist. Wir werden bei anderer Gelegenheit darauf zurückkommen können.

(15) Hr. Telge hat die Restaurirung der in der Juni-Sitzung (S. 413) gezeigten Silberschale von Wichulla bei Goslawitz (Oppeln) vollendet und zeigt das in bester Weise neu hergerichtete Geräth.

(16) Hr. W. Schwartz theilt mit, dass es ihm bei seinem letzten Sommeraufenthalt in Thüringen wieder gelungen sei, allerhand Beobachtungen auf dem Gebiete volksthümlichen Wesens zu machen, die er gelegentlich in einzelnen Aufsätzen zu verwerthen gedenke, wie er auch verschiedene höchst interessante Sagen gesammelt habe, die z. Th. auf den Charakter der angeblichen Hexenversammlungen ein neues Licht würfen. Zunächst legte er Abbildungen von Trachten der verschiedenen Distrikte Thüringens vor, indem er darauf aufmerksam machte, wie auch in der Tracht ein Volksstamm sich ebenso in kleineren Gruppen individualisire, als in der Nuancirung der Dialekte und des Volksglaubens. So trete z. B. meist überall in den vorliegenden Abbildungen der charakteristische Mantel der thüringischen Frauen hervor, daneben gewinne aber die Tracht in den verschiedenen Gruppen wieder verschiedene Gestaltung. —

Ferner berichtete er über eine schon vielfach anderweitig besprochene Elle,

welche in Kyritz in einer Mauer gefunden, angeblich aus dem XIII. Jahrhundert stammen und auch allerhand räthselhafte Inschriften zeigen sollte. Sie sei zufällig in seine Hände gekommen und während seiner Krankheit im Märkischen Museum hierselbst von ihm deponirt worden. Ueber ihren Charakter hätte sich so viel schon jetzt bei einer Ocularinspection ergeben, dass, wenn sie auch aus dem Mittelalter stamme, es doch ein Irrthum sei, wenn man eine Jahreszahl im oben angedeuteten Sinne auf ihr habe finden wollen. Einen grossen Theil der Inschrift mache das Alphabet aus, woran sich der Anfang der Zahlen (1, 2, 3) reihe. Buchstaben und ähnliche Zeichen seien nehmlich öfter in primitiven Zeiten — selbst in Italien — einfach als decorative Elemente angewandt worden und so sei es auch hier zu fassen. Das Uebrige sei noch zu entziffern.

(17) Der Vorsitzende erörtert den gegenwärtigen Stand der, mit der Generalverwaltung der Königl. Museen gepflogenen Verhandlungen zur dauernden Regelung des Verhältnisses zwischen der Gesellschaft und dem Museum für Völkerkunde. Dem Wunsche der Generalverwaltung entsprechend, haben Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft die Vorschläge zu einer Vereinbarung formulirt, welche der Gesellschaft zur Beschlussfassung unterbreitet werden. Dieselben lauten:

Die Gesellschaft behält, auch für den Fall ihrer Uebersiedelung in das Museum für Völkerkunde, entsprechend ihrem Statut vom $\frac{\text{19. April}}{\text{11. August}}$ 1884, ihre volle Selbständigkeit und ihr Eigenthum, insbesondere die im § 4 des Statuts unter Nr. 2 und 3 aufgeführten Sammlungen und Bibliothek. Indess verpflichtet sie sich,

1) sowohl ihre Sammlungen, als ihre Bibliothek unter noch zu vereinbarenden Bedingungen auch Nicht-Mitgliedern zur Benutzung zu öffnen,

2) eine besondere Schausammlung typischer Schädel für das Publikum herzustellen und so lange zu unterhalten und zu vervollständigen, als die Gesellschaft die zu bezeichnenden Räume im Museum behält und das Museum nicht selbst die erforderlichen Schädel erwirbt,

3) die ihr zufliessenden ethnographischen und prähistorischen Gegenstände, mit Ausnahme gewisser, zur Demonstration und zu genaueren Untersuchungen über Material und Technik nothwendiger Stücke, binnen eines Zeitraums von höchstens 5 Jahren nach ihrer Erwerbung an das Museum abzutreten.

Als Gegenleistung erwartet sie, dass das Museum der Gesellschaft gewährt

1) für ihre Sitzungen die Aula monatlich ein-, eventuell zweimal Sonnabends von 7 Uhr Abends ab bei freier Beheizung und Beleuchtung,

2) für die Aufstellung der Sammlungen, des Archivs, der Bibliothek, das Lese- und Arbeitszimmer den im obersten Stock gelegenen und mit Oberlicht versehenen sechseckigen Ecksaal und den daranstossenden Langsaal im nördlichen Flügel, von welchem (Langsaal) eventuell der Raum für die Schausammlung abzuzweigen ist, nebst freier Bedienung, Beheizung und Herstellung des Mobiliars, soweit das der Gesellschaft gehörige Mobiliar nicht ausreicht,

3) für grobe Arbeiten, sowie für Aufbewahrung von Vorräthen geeignete Räume.

Hr. Fritsch beantragt folgenden Zusatz dazu:

Die weitere Fortführung der mit der Museumsverwaltung schwebenden Verhandlungen wird bis zum Abschluss in den Händen derselben Personen belassen, welche sie bisher geführt haben und welche demgemäss, falls sie nicht mehr dem Vorstande und Ausschusse angehören sollten, eine Commission ad hoc bilden werden.

Nachdem dieser Antrag von Hrn. Bastian lebhaft befürwortet ist, wird der Antrag des Vorstandes und Ausschusses nebst dem Zusatz einstimmig angenommen.

(18) Hr. E. Seler handelt über den Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften.

Die Mittheilung wird in dem Text des Januarheftes der Zeitschrift für Ethnologie 1888 erscheinen.

(19) Eingegangene Schriften.

1. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon in Perú, Titel, Einleitungen, Tafelverzeichnisse; Schlussheft des ganzen Werkes; von der Verlagshandlung.
2. Mantegazza, P., e Regalia, E., Studio sopra una serie di crani di Fuegini; aus Archivio per l'antropologia Vol. 16; von Hrn. Regalia.

3—6. Kollmann, J., Das Grabfeld von Elisried. — Schädel aus jenem Hügel bei Genf, auf dem einst der Matronenstein, Pierre aux dames, gestanden hat. — Schädel von Genthod und Lully bei Genf. — Ethnologische Literatur Nordamerikas. — Aus Verh. d. naturforsch. Gesellschaft in Basel, VIII 2, 1887; vom Verf.

7. Netto, Ladisláu, Lettre à M. Ernest Renan à propos de l'inscription phénicienne apocryphe etc., Rio de Janeiro 1885; vom Verf.
8. Derselbe, Conférence faite au Muséum Nacional le 4. Nov. 1884, Rio de Janeiro; vom Verf.
9. Lewis, T. H., Snake and snake-like mounds in Minnesota; from „Science", No. 220, 1887; vom Verf.
10. Kopernicki, I., Przyczynek do etnografii ludu Ruskiego na Wołyniu, Kraków 1887 (Ein Beitrag zur Ethnographie des ruthenischen Volkes in Wolynien); vom Verf.
11. Figueiredo, Borges de, Homenagem a Luciano Cordeiro, 16. Maio 1887; von der Soc. de Geographia de Lisboa.
12. Treichel, A., Wandelung einer Sage und ihr vorgeschichtlicher Hintergrund; Referat aus Nr. 25 der Zeitschrift „Allgemeiner Anzeiger für Neustadt und Putzig", 1887; von Hrn. Treichel.
13. Schwartz, W., Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg, Berlin 1887; aus „Märkische Forschungen" XX; vom Verf.
14. Lorange, A., Fortegnelse over Bergens Museums Tilvaext af Oldsager äldre end Reformationen i 1886; aus Norske Aarsberetning f. 1886; Kristiania 1887; vom Verf.
15. Transactions of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia, Vol. I, 1887; Gesch. d. Instituts.
16. Grempler, Der Fund von Sackrau, Brandenburg a. H. und Berlin 1887; überreicht durch Hrn. Virchow.
17. Kirchhoff, A., Bericht der Central-Commission f. wissenschaftl. Landeskunde von Deutschland, Berlin 1887; durch Hrn. Prof. Credner in Greifswald.
18. Fraipont, Julien, La poterie en Belgique à l'âge du Mammouth, I[re] partie; aus Revue d'anthropologie 1887; vom Verf.

Verbesserungen.

S. 344 Zeile 10 von oben lies: schreitet statt streicht.
„ 344 „ 18 „ „ „ Tarbusch statt Tarlusch und den statt das.

Sitzung vom 15. October 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) In dem Vierteljahre, während dessen wir uns nicht gesehen haben, hat der Tod unter unseren Mitgliedern und Freunden eine reiche Lese gehalten.

Eben erst hat sich das Grab geschlossen über eines unserer ältesten und treuesten Mitglieder, Professor Wilh. Koner, der von der Gründung der Gesellschaft bis zu seinem Tode Obmann unseres Ausschusses gewesen ist. Am 29. September ist er, 70 Jahre alt, einer Lungenentzündung erlegen. Seine Stellung als Bibliothekar der Universität, sowie langjährige und höchst gewissenhafte literarische Studien befähigten ihn, nicht bloss dem Vorstande der Gesellschaft, sondern auch jedem einzelnen Mitgliede stets mit gutem Rathe zur Seite zu stehen; seine grosse Gefälligkeit und persönliche Liebenswürdigkeit machten ihn in schwierigen Fällen zu einem glücklichen Vermittler. Manches Jahr hindurch hat er in unserer Zeitschrift die Uebersicht der anthropologischen Literatur geliefert, bis wir vor dem riesig anwachsenden Stoff keinen Raum mehr dafür bieten konnten; seitdem hat er diese Uebersicht mit dem Bericht über die geographischen Leistungen verbunden, welcher in der von ihm redigirten Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde veröffentlicht wurde. Eine immense Fülle von Wissen ist mit ihm versunken. Seit jenen Tagen, wo er mit seinem Freunde Guhl das Leben der klassischen Völker in höchst anziehender und populärer Form vor dem Auge der Zeitgenossen wieder erstehen liess, — welcher Schatz von immer neuen Kenntnissen, von immer weiter greifenden Erfahrungen sammelte sich in seinem stets bereiten Gedächtniss! Möge er ein Vorbild bleiben für die nachreifende Generation!

Am 25. August ist unser correspondirendes Mitglied, Graf Giov. Gozzadini, Senator und Königlicher Commissarius für die Ausgrabungen und Museen der Marken und der Emilia, auf seiner Villa in Ronzano gestorben, deren Name durch seine archäologischen Arbeiten so berühmt geworden ist. Es bedarf keiner ausführlichen Schilderung, um die epochemachende Bedeutung dieses Mannes darzulegen: die Namen von Villanova und Marzobotto, der Certosa und der Gräber Arnoaldi werden in der Geschichte der prähistorischen Archäologie zu allen Zeiten das Gedächtniss jener glänzenden Entdeckungen erhalten, durch welche eine ganz neue Phase der italienischen Forschung eingeleitet worden ist. Seit dem internationalen prähistorischen Congress von Bologna 1871, dessen Präsident er war, durfte ich mich rühmen, in ihm einen persönlichen Freund gewonnen zu haben. So oft ich seitdem nach Bologna kam, war er stets mein Führer, und ich durfte aus seinem sachkundigen Munde die Erklärung der immer neuen Schöpfungen entgegennehmen, welche sich unter seiner Leitung erhoben. 1871 war die treue Begleiterin und Helferin seines Lebens, seine hochgeschätzte Gattin, die letzte aus dem Geschlecht der Aleghieri, noch am Leben. Mit ihrem Tode knickte auch seine Lebenskraft zusammen und gebrochenen Herzens welkte er dem Grabe entgegen.

Zwei andere unserer correspondirenden Mitglieder, beide geborene Deutsche,

aber in der Fremde zu hohen Ehren gelangt, sind uns gleichfalls entrissen worden: J. von Haast zu Christchurch in Neuseeland und Karl Rau zu Washington. Beide haben die deutsche Methode der Forschung in ihren neuen Heimathländern zur Geltung gebracht: der erste in der Erforschung jener untergegangenen Riesenvögel, welche erst der Mensch vernichtet hat, der andere in weit umfassenden Sammlungen der ältesten prähistorischen Geräthe und in der Darlegung der ältesten Methoden der Technik und der Gebrauchsweisen. Es gab eine Zeit, wo Rau mir seinen Wunsch zu erkennen gab, seine Sammlungen in eines unserer Museen zu übertragen, aber der so lange unfertige Zustand der letzteren und die ehrenvolle Stellung, welche ihm an der Smithsonian Institution übertragen wurde, haben diesen Gedanken nicht zur Ausführung gelangen lassen.

Am 4. September ist in dem Alter von 49 Jahren der Präsident der geographischen Gesellschaft von Lissabon, Antonio Augusto d'Aguiar, früherer Minister und Pair von Portugal, gestorben. Wir betrauern mit dieser Gesellschaft, die seit Langem mit uns die besten Beziehungen unterhält, den Verlust des thätigen und kenntnissvollen Mannes.

Es sind ferner zwei Männer ganz unerwartet dahingeschieden, welchen ihr Verdienst eine ehrenvolle Zukunft zu sichern schien, welchen jedoch das Geschick harte Erfahrungen in ungewöhnlich reichem Maasse beschieden hat. Professor Adolf Pansch, unser Mitglied, der aus den Gefahren der ersten deutschen Nordpolexpedition glücklich gerettet war, ist am 14. August in der Kieler Bucht ertrunken, als er mit seinem 11 jährigen Sohne versuchte, während eines schweren Wetters die Rückfahrt von Laboe aus in seinem Boote zu bewerkstelligen. Nachdem es ihm noch gelungen war, seinem Sohne ein Ruder zuzuschieben, an welchem der Knabe sich halten konnte, bis er gerettet wurde, versank der unglückliche Vater in die Wellen. Seine vorzüglichen Arbeiten über die vergleichende Anatomie des Gehirns und namentlich über die Windungen desselben werden die Erinnerung an ihn in der Wissenschaft wach erhalten. Für die Erforschung der Alterthümer seiner Provinz, in der er Vortreffliches geleistet hat, war er Jahre lang fast der einzige, der Musse und Zeit zu finden wusste, durch Ausgrabungen neue Plätze der Erkenntniss zu eröffnen.

Der andere ist Dr. Carl Passavant, ein enthusiastischer Anthropolog und vielgeprüfter Reisender, der, erst 33 Jahre alt, am 22. September zu Honolulu der Schwindsucht erlegen ist. Aus einem alten Baseler Patriciergeschlecht hervorgegangen, konnte er über die Mittel zu weitaussehenden Forschungsreisen verfügen. Zweimal hat er es versucht, nach den sorgfältigsten Vorbereitungen von Kamerun aus das unbekannte Hinterland zu erforschen. Das erste Mal scheiterte er an der Küste von Victoria, sein Gefährte Dr. Retzer ertrank und er selbst rettete nur sein Leben. Das zweite Mal hatte er nach vielen Mühen die nöthigen Träger zusammengebracht, als gerade die deutsche Occupation eintrat und die feindliche Haltung der benachbarten Stämme jede Möglichkeit des Eindringens abschnitt. Sein damaliger Gefährte, Dr. Pauli, hat die trübselige Geschichte seines Strebens und Ringens aufgezeichnet (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde 1887. S. 429).

Von unseren einheimischen Mitgliedern haben wir Dr. G. Curth, einen hoffnungsvollen jungen Arzt, verloren.

(2) Der Ausschuss der Gesellschaft hat an Stelle des verstorbenen Koner Hrn. Dr. W. Joest als Mitglied cooptirt.

(3) Zu correspondirenden Mitgliedern sind gewählt:

Hr. Ritter v. Hauer, Intendant des k.k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien,

„ Dr. Carlo Marchesetti, Vorstand der naturwissenschaftlichen und prähistorischen Abtheilung des Museo civico zu Triest,

„ Prof. Kollmann in Basel und

„ Prof. Wilken in Leiden.

Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. A. Bärthold, Prediger in Halberstadt,

„ E. Leverkus-Leverkusen in Bonn,

„ Oberförster Kessler, Colpin bei Fürstenwalde.

(4) Der Vorsitzende begrüsst die anwesenden Gäste: die Herren Morse von New-York, Munro aus Schottland, Baier aus Stralsund und Haussouillier von Paris.

(5) Die Verhandlungen des Vorstandes der Gesellschaft mit der Generalverwaltung der Königlichen Museen und dem Vorstande des Museums für Völkerkunde sind unter gegenseitiger Verständigung weitergeführt worden. Gegenwärtig ist die Anlage der Heizvorrichtungen für die der Gesellschaft angebotenen Räumlichkeiten und die Herstellung der Zwischenwände in Angriff genommen.

(6) Hr. Virchow berichtet kurz über die während der Ferien abgehaltenen und von ihm besuchten

wissenschaftlichen Congresse

Die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat im Anfang August in Nürnberg stattgefunden. Die zahlreich anwesenden Berliner Mitglieder erinnern sich mit lebhaftestem Danke der ungewöhnlich freundlichen, ja enthusiastischen Aufnahme, welche sie in der alten Reichsstadt gefunden haben. Ueberall, in Nürnberg, in Bamberg und in verschiedenen Orten des Pegnitzthales wetteiferten Behörden und Bevölkerung in Beweisen herzlicher Theilnahme. Ueberall waren festliche Vorbereitungen zum Empfange der Anthropologen getroffen, in ganz besonderem Glanze und in überraschender Mannichfaltigkeit in Nürnberg, dessen Damen es sich nicht nehmen liessen, ihr Verständniss der Zielpunkte unseres Forschens durch eigene Darstellungen zu beweisen. Ueber die Verhandlungen werden demnächst stenographische Berichte ausgegeben werden. Von der, unter Theilnahme zahlreicher Privaten zusammengebrachten Ausstellung mittelfränkischer Alterthümer mögen nur die Höhlenfunde der fränkischen Schweiz, die zahlreichen Hügelgräberfunde, meist mit Beigaben aus der Hallstatt-Zeit, und namentlich die neu aufgefundenen Slavengräber aus dem südwestlichen Theil des Kreises, charakterisirt durch eigenthümliche Schläfenringe, hervorgehoben werden. Die Arbeiten, welche dem Congresse vorgelegt wurden, sind vorzugsweise den Hügelgräbern und dem Limes romanus, besonders in und um Gunzenhausen, gewidmet: die Kenntniss des Römerwalles und seiner Castra ist dadurch um ein Beträchtliches erweitert und für diese Gegend fast ganz sicher gestellt worden. Das germanische Museum, dessen Räume den Mitgliedern in der liberalsten Weise geöffnet waren, hat seine prähistorische Abtheilung, Dank der werkthätigen Hülfe unserer Freundin Mestorf, nunmehr in bester Weise geordnet und katalogisirt. Wir Nord-

deutsche hatten hier zum ersten Male Gelegenheit, die reiche Sammlung unseres verstorbenen Freundes Rosenberg von rügianischen und norddeutschen Fundstücken im Zusammenhange mustern zu können.

Im September folgte die Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine zu Mainz. Aus derselben ist namentlich ein Punkt hervorzuheben, auf welchen wir später zurückkommen werden, nehmlich die Berathung über ein zu erlassendes Gesetz zum Schutz der vaterländischen Alterthümer. Mit besonderer Freude wurde allgemein der verehrte Vorstand des Museums, Professor L. Lindenschmit begrüsst, der von seiner schweren Erkrankung wieder zu frischer Thätigkeit zurückgekehrt ist. Als ein äusserlich sichtbares Zeichen dafür wurde uns das, unter seiner Leitung von Hrn. Bildhauer Scholl mit grosser Meisterschaft ausgeführte, lebensgrosse Modell eines fränkischen Kriegers gezeigt, — ein Gegenstück zu dem römischen Krieger, dessen Statue so viel zur Veranschaulichung der damals üblichen Kriegertracht beigetragen hat. Das Museum hat in allen seinen Abtheilungen zahlreiche Bereicherungen erfahren.

Unmittelbar daran schloss sich die Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden. Die anthropologische Section, welche ihrer Kleinheit wegen mit der geologischen und geographischen vereinigt war, zählte unter ihren Mitgliedern Herrn Siret aus Antwerpen, der in einem anziehenden Vortrage seine Forschungen in Spanien (S. 415) erläuterte und eine Reihe von Fundsachen vorlegte.

Endlich folgte der hygieinische Congress in Wien, auf welchem bemerkenswerthe Verhandlungen über Acclimatisation stattfanden. Einige, sich daran schliessende Bemerkungen über österreichische Prähistorie werde ich nachher mittheilen.

(7) Die niederlausitzische anthropologische Gesellschaft hat am 3. und 4. October ihre zweite Generalversammlung zu Burg im Spreewalde abgehalten und unter Anderem den Ankauf des Schlossberges zum Zweck einer systematischen Untersuchung desselben beschlossen.

(8) Die uralisch-sibirische Ausstellung in Jekaterinenburg ist durch die Herren Stieda von Königsberg und Heger von Wien besucht worden. Nennenswerthe Erwerbungen ethnographischer und prähistorischer Gegenstände scheinen nicht gemacht zu sein.

(9) Der Hr. Cultusminister hat mittelst Erlasses vom 1. August in Betreff des

Riesengrabes von Melln

eine Verfügung des Regierungs-Präsidenten zu Potsdam vom 4. Juli mitgetheilt, wodurch der Landrath des Kreises angewiesen wird, darauf zu achten, dass das Riesengrab in seinem gegenwärtigen Bestande erhalten, gegen jede Veränderung geschützt und behördlich überwacht werde.

Der Hr. Minister sendet gleichzeitig Aufnahmen des Riesengrabes zur Kenntnissnahme und bemerkt, dass auf die dauernde Einfriedigung des Denkmals Bedacht genommen werden wird. —

Der Vorsitzende dankt dem Hrn. Minister für die schnelle Erfüllung des Seitens der Gesellschaft ausgedrückten Wunsches. —

(10) Der Hr. Cultusminister überschickt mittelst Erlasses vom 12. Juli eine Reihe von Berichten der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg, namentlich über

Ausgrabungen in Ostpreussen im Jahre 1887.

Hr. Virchow, indem er die Königsberger Herren wegen ihrer schönen Funde beglückwünscht, berichtet daraus Folgendes:

1) Pfahlbauten. Hr. Stieda hat nachträglich die in dem Pfahlbau des Arys-Sees (Verh. 1877. S. 363, 434) gefundenen Thierknochen bestimmt: sie stammen vom Pferd, Wisent, Rind, Schaf und Schwein, 2 Hornzapfen von der Ziege und ein Oberschenkelbein vom Hasen. Dies beweist, was ich wiederholt ausgeführt habe, dass dieser Pfahlbau einer späten Zeit angehört, in welcher alle Hausthiere im Gebrauch waren. Der Hornzapfen vom Wisent, das einzige Stück, welches diesem Thiere zugeschrieben wird, ist als fossil bezeichnet. — Im letzten Jahre hat Hr. Heydeck einen neuen Pfahlbau untersucht, der in einer alten, später zugewachsenen südwestlichen Bucht des Kownatken-Sees (östlich zwischen Hohenstein und Neidenburg) entdeckt ist. Es war ein Packwerkbau, bei welchem zugehauene Pfähle überhaupt nicht zur Verwendung gekommen sein sollen; Herr Heydeck nimmt an, dass die Bäume vermittelst Eintreibens steinerner Keile zersplittert und zuletzt umgebrochen worden seien. Es wurde keine Spur von Metall gefunden, dagegen konnte Hr. Stieda unter den Thierknochen 2 Schulterblätter und das linke Os humeri vom Renthier bestimmen. Die anderen Knochen waren vom Edelhirsch, Reh, Pferd und Schwein, sowie vom Bos taurus fossilis (?), allem Anschein nach von wilden Thieren. Der alte Seegrund fand sich in $^3/_4$—$1^1/_4$ *m* Tiefe; Hr. Heydeck nimmt daher an, dass das Wasser bei Anlage des Baues kaum tiefer, als 1 *m* gewesen sei. Die Flächenausdehnung betrug 64 *m* in der Länge, am Ostende 12, am Westende 7—8 *m* Breite. Die Ausbeute an Manufakten war dem entsprechend gering: neben Hirschgeweihen, die, wie es scheint, nicht bearbeitet waren, ein zugespitzter Mittelfussknochen des Pferdes, Scherben von 12 Gefässen, ein polirter Steinkeil, Schleudersteine, Spaltstücke von Feuerstein (?), ein Bruchstück von einem granitenen Schleifstein und eine Menge Kohlen. Es handelt sich also um einen kleinen und offenbar nicht lange bewohnten Bau. Von den Topfscherben sind einige abgebildet, welche eine auffällige Aehnlichkeit, namentlich im Ornament, mit den von mir aus dem Rinnekaln am Burtneck-See in Livland beschriebenen (Verh. 1877. S. 402. Taf. XVIII) darbieten. Es erscheint darnach nicht zweifelhaft, dass hier ein kleiner Pfahlbau der jüngeren Steinzeit aufgedeckt ist.

2) Gräberfelder der römischen Zeit. Ein sehr ergiebiges Brandgräberfeld ist bei Grebieten, Kr. Fischhausen, durch die Herren Bujack und Heydeck explorirt worden. Münzen des Kaisers Trajan, der Faustina, der Lucilla, einer Schwester des Kaisers Commodus (180—192) und eine des Kaisers Philippus Arabs (244—249) bezeichnen ungefähr das Alter des Gräberfeldes. Unter den Bernsteinsachen (nach Herrn Heydeck nicht gedreht, sondern aus freier Hand verfertigt) hebe ich speciell 7 „kleine Gehänge, welche als Collier dienten", hervor, weil sie mit den Funden von Butzke in Pommern (Verh. 1887. S. 56) übereinstimmen; die anderen waren Perlen in Pauken- und Scheibenform u. s. w. Unter dem Silberschmuck ist als Unicum für Deutschland eine grosse Fibel mit 2 kreisförmigen Scheiben auf der Spiralrolle zu erwähnen: beide Scheiben sind mit kleinen, zu je 3 zusammengeordneten Kügelchen verziert. Sehr zahlreich sind Geräthe und Waffen aus Eisen, insbesondere Schwerter, Lanzenspitzen, Messer, Schildbuckel, die man sonst einer späteren Zeit zurechnen könnte. Auch das Thongeschirr ist

von besonderer Schönheit. — Ein anderes, hierhergehöriges Gräberfeld untersuchten die Herren Heydeck und Eckart bei Cojehnen, gleichfalls im Kr. Fischhausen.

3) Unter den Schanzenbergen verdient besondere Erwähnung der von Hrn. Bujack untersuchte Schlossberg bei Kuglacken, Kr. Wehlau, wo zahlreiche Küchenabfälle (Knochen vom Pferd, Schwein und Rind), Getreidequetscher, Spinnwirtel, eiserne Nadeln und Messer, Topfscherben ausgegraben wurden. Ein „Bronzebeschlag für 3 Riemen, die durch einen Ring vereinigt werden" (ähnlich Mestorf, Urnenfriedhöfe Taf. VIII. Fig. 10), war schon vor Jahren an der östlichen Böschung des Berges gefunden worden, gehört also vielleicht gar nicht hierher. Hr. Bujack sagt, dass die „Topfscherben gemeinhin als solche vom slavischen Ringwalltypus bezeichnet werden", aber er hat dafür kein anderes Belegstück, als zwei Scherben mit vorragenden Leisten, auf welchen tiefe Nageleindrücke angebracht sind und welche er wiederum vergleicht mit Scherben von dem runden Berge bei Passenheim, Kr. Ortelsburg, die zusammen mit anderen Scherben mit dem Fensterornament gefunden sind. Ich habe diese Scherben von Passenheim, unter denen auch solche mit Wellenlinien und „eingestochenem Zickzackmuster" waren, schon früher (Verh. 1886. S. 383) besprochen und sowohl auf ihre Aehnlichkeit, als auf ihre Verschiedenheit von den bei uns gebräuchlichen slavischen hingewiesen. Herr Bujack bemerkt jetzt, dass bei Lehlesken, gleichfalls im Kr. Ortelsburg, Thonscherben mit dem Fensterornament neben der Bronzefibula der Völkerwanderungszeit (der burgundischen oder, wie Hr. Tischler sagt, der Fibula mit dickem Kopf) vorkommen. Er scheint daher geneigt, den genannten Topfmustern ein höheres Alter zuzuschreiben und für Passenheim eine längere Dauer der Bewohnung zuzulassen. Er verlangt schliesslich weitere Untersuchungen an dem Schlossberge von Kuglacken, — mit Recht, denn die erhabenen Leisten mit Nageleindrücken sind sehr gemein durch alle Perioden von der Steinzeit bis zum Mittelalter, und mit ihnen allein lässt sich schwerlich eine Chronologie herstellen.

(11) Hr. Brückner übersendet unter dem 22. September aus Neu-Brandenburg folgenden Bericht über

die Lage von Rethra auf der Fischerinsel in der Tollense.

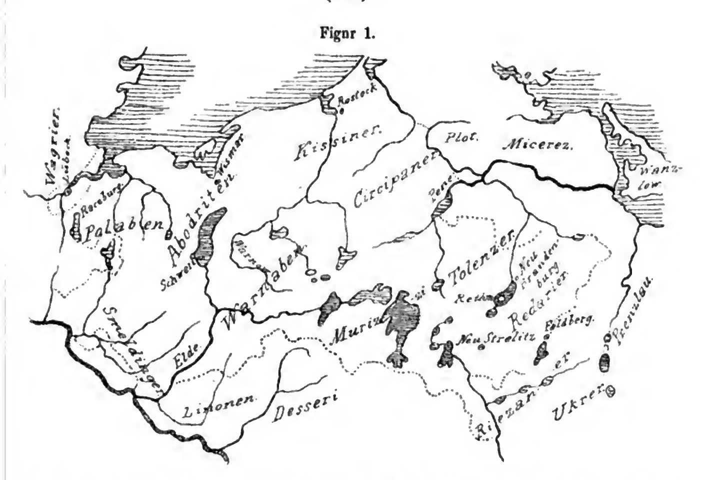
In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft sind wiederholt Untersuchungen über die Lage von Rethra veröffentlicht worden; es haben aber alle diese Untersuchungen bisher zu keinem sicheren Resultate geführt.

Seit der Excursion, die der Neubrandenburger Alterthums-Verein am 4. Juni d. J. nach der Fischerinsel in der Tollense und nach dem, dieser Insel auf dem Festlande gegenüber liegenden Orte Wustrow unternommen hat, ist es mir völlig zweifellos geworden, dass der Tempel von Rethra auf gedachter Insel gestanden hat, und dass Rethra einzig und allein nur der Tempel auf der Fischerinsel in der Tollense gewesen ist, kein grösserer allgemein bewohnter Ort. Die Ergebnisse unserer Excursion und die genaue Uebereinstimmung der gedachten Oertlichkeit mit den Berichten der alten Chronisten sprechen entschieden für die Richtigkeit dieser Auffassung.

Dass der Tempel von Rethra auf der Fischerinsel in der Tollense gestanden habe, ist bereits früher von Beyer[1]) behauptet worden, weil „die Insel der Tempelburg Thietmar's und Adam's der genau geschilderten Lage nach vollkommen" entspreche. — Beyer nahm nun aber an, dass eine zum Tempel von Rethra un-

1) Jahrb. d. Vereins f. Meklenb. Gesch. u. Alterthumsk. Band 30 S. 134 ff. und Band 37 S. 55 ff.

Figur 1.



mittelbar zugehörende civitas Rethra auf dem Festlande bei Wustrow gelegen habe. Es soll diese civitas ein ganzer Landstrich, das ganze Land Wustrow, das spätere Land Penzlin gewesen sein. Im Umkreise, umher an den Grenzen dieses Landstriches, sollen dann die neun Thore zu finden sein, die nach Adam in Rethra hineinführten.

So richtig nun auch, wie sich herausstellen wird, Beyer's Ansicht ist, dass auf der kleinen Insel der Tempel von Rethra stand, ebensowenig zulässig ist aus mehreren Gründen seine Auffassung der civitas Rethra.

Zunächst gehört der ganze Landstrich, den Beyer für seine civitas in Anspruch nimmt, nicht zum Gau der Redarier. Im Gau der Redarier soll aber Rethra gelegen haben. — Wo dieser Gau zu suchen sei, haben Boll[1]), Lisch[2]) Wigger[3]) u. A., namentlich aus der Stiftungsurkunde des Klosters Broda, nachgewiesen. Nach ihren Untersuchungen lag dieser Gau im nordwestlichen Meklenburg-Strelitz, im Lande Stargard. Dass im Lande Stargard Rethra lag, scheint auch noch im 16. Jahrhundert allgemein bekannt gewesen zu sein, und wird u. a. von Albert Krantz[4]), Michael Frank[5]) und Peter Lindenbergius[6]) angegeben. Nun gehört aber nach obgedachten Untersuchungen das Land Wustrow nicht mehr zum Gau der Redarier, sondern zum Gau der Tolenzer. Hier kann also eine civitas Rethra nicht gesucht werden. Dahingegen gehörte die Fischerinsel in der Tollense zweifellos zum Gau der Redarier, wie sie denn noch heute zum Lande Stargard gehört, während Wustrow in Meklenburg-Schwerin belegen ist.

---

1) F. Boll, Gesch. d. Landes Stargard, Th. I S. 17 ff.

2) Lisch, Jahrb. d. Vereins f. Meklenb. Gesch. u. Alterthumsk. Th. III. S. 11 ff.

3) Dr. Fr. Wigger, Meklenb. Annalen bis zum Jahre 1066 (Schwerin 1860) S. 120.

4) Albert Krantz. Vandalia. Anno 1519.

5) Baltische Studien, Jahrgang 1880 S. 57 ff. Die Nachrichten von Michael Frank vom Jahre 1590.

6) Peter Lindenbergius, Chron. Rost. Lib. I c. 8 p. 35. Anno 1596.

Zweitens widersprechen der Auffassung, dass die civitas Rethra ein Landstrich gewesen sei, direct die Worte Adam's: civitas ipsa novem portas habet, undique lacu profundo inclusa, pons ligneus transitum praebet. Die Stadt (civitas) hatte neun Thore, war überall von einem tiefen See umschlossen und es führte zu ihr eine Brücke hinüber. Demnach kann die civitas Rethra nicht auf dem Festlande gesucht werden. Rethra hatte eine rein insulare Lage.

Drittens widerspricht der Ansicht Beyer's über die civitas Rethra dasjenige, was die alten Chronisten verstehen, wenn sie von urbs, civitas und castrum im Wendenlande sprechen. Ueber die Bedeutung dieser Worte sind von berufener Seite bereits mehrfach Untersuchungen angestellt worden. — So z. B. bemerkt Boll in seiner Geschichte Meklenburgs[1]): „Eigentliche Städte besassen die Slaven nicht. Alle ihre Hauptorte, welche von den Chronisten freilich sehr häufig gewohnheitshalber Städte (urbes und civitates) genannt wurden, waren Plätze von einigen 1000 Schritten im Umfange, welche auf Inseln in Seen, Sümpfen und Wiesen lagen." — Ganz dem entsprechend bemerkt Wigger in seinen Annalen[2]), dass er civitates und urbes immer durch Burgen übersetzt habe. Auch Lisch[3]) ist bei seinen Untersuchungen zu dem Resultate gelangt, dass die Ausdrücke urbs, civitas und castrum bei den Chronisten völlig gleichbedeutend sind. Er führt u. a. ein schlagendes Beispiel aus Helmold an. Der alte Burgwall Mikilenburg, von dem das ganze Land den Namen erhalten hat, ist einer der grössten wendischen Plätze im Lande, und doch ist derselbe nur 220 Schritte lang und 150 Schritte breit. Helmold gedenkt desselben (Libr. II cap. 2) unter der Bezeichnung civitas, und gleich darauf nennt er ihn castrum[4]), etwas später (II, 14) bezeichnet er ihn als urbs[5]).

Das Gesagte wird genügen, um zu beweisen, dass die Bedeutung, die Beyer und nach ihm Oesten[6]) dem Worte civitas untergelegt haben, gesucht und zu künstlich ist und mit den wirklichen Verhältnissen, d. h. mit dem, was die Chronisten unter urbs und civitas verstehen, nicht übereinstimmt.

Für Untersuchungen über die Lage von Rethra ist es aber von Wichtigkeit, dass die gedachten Ausdrücke von den Chronisten völlig gleichwerthig gebraucht werden und dass die wendischen Plätze dem Umfange nach nur verhältnissmässig kleine Orte waren.

Die Fischerinsel in der Tollense stimmt in Bezug auf Grösse vollkommen mit dem überein, was die Chronisten urbs und civitas genannt haben.

Beyer ist zu seiner Auffassung des Wortes civitas offenbar dadurch gekommen, dass er, um die neun Thore Adam's anbringen zu können, eine grosse civitas haben musste.

Wie verhält es sich denn nun aber mit den neun Thoren, die Rethra nach Adam gehabt haben soll? — Ich glaube, dass die neun Thore Adam's (so zu sagen) eine poetische Uebertreibung der drei Thore Thietmars sind.

Wir wissen, dass nach Adam's Angabe Rethra auf einer Insel lag, nach welcher eine Brücke hinüberführte, und zwar, was wohl zu bemerken ist, nur eine

---

1) Th. I S. 30.

2) Wigger, Annalen S. 123.

3) Jahrb. f. Meklenb. Gesch. u. Alterthumsk. VI S. 88 ff.

4) Helmold II, 2. Eodem die accidit strages magna in civitate Mikelenburg. — Henricus de Scaten, praefectus castri, tunc forte defuit.

5) Helmold II, 14. Pribizlaus aedificavit urbes Mekelenburg, Ilowe et Roztock.

6) Berlin. anthropol. Verh. 1887 S. 93.

Brücke, nicht neun. „Pons ligneus transitum praebet." Dass Adam's Angaben, 9 Thore und eine Brücke, nicht recht mit einander vereinbar erscheinen, ist klar. Wenigstens kann die civitas Rethra, wie sie ihrer insularen Lage nach von Adam beschrieben wird, nicht neun Thore im Umkreise gehabt haben. Höchstens könnten die neun Thore auf der Brücke hintereinander gelegen haben. Es hat aber doch sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich, dass auf der Brücke eine neunfache Thoranlage hintereinander vorhanden war.

Nun muss man bedenken, dass Adam es liebt, seine klassische Belesenheit zu zeigen. Sehr häufig citirt er in seinen Berichten Stellen aus alten Schriftstellern. Bei dem Brückenübergang über den See nach dem heidnischen Tempel Rethra kommt ihm eine Stelle aus Virgil in den Sinn, und im Anschluss an diese Stelle meint er, dieser Uebergang solle bedeuten, dass die verlorenen Seelen derer, welche den Götzen dienen,

novies Styx interfusa coercet[1])
der neunfach fliessende Styx umschliesst.

Diese Bedeutung hat der Uebergang über die Brücke bei der slavisch-heidnischen Bevölkerung sicherlich nicht gehabt, und insofern hat das Citat hier eigentlich gar keinen Sinn; für Adam scheint aber der neunfach fliessende Styx zu den neun Thoren die Veranlassung gegeben zu haben.

Mir will es zweifellos erscheinen, dass man das Richtige trifft, wenn man annimmt, dass die neun Thore, die freilich von allen Späteren dem Adam nachgeschrieben wurden, — bisweilen werden es auch sieben[2]), — in das Reich der Fabel gehören, da sie mit den eigenen Angaben Adam's in Widerspruch stehen. Da kein einziger von den Chronisten, welche uns Nachrichten über die Lage von Rethra hinterlassen haben, jemals selbst an Ort und Stelle gewesen ist, alle nur nach Hörensagen berichten, so ist es nicht zu verwundern, wenn ihre Aufzeichnungen ungenaue Angaben enthalten. So liegt z. B. bei Thietmar offenbar eine Verwechselung vor mit dem Hauptgötzen, der zu Rethra verehrt wurde, wenn er den Ort, vor dessen nach Morgen schauendem Thore der Tempel stand, Ridegost nennt. Dies ist leicht ersichtlich und die Glaubwürdigkeit seines Berichtes wird dadurch im Allgemeinen nicht abgeschwächt. Wenn aber andererseits in sich directe Widersprüche in Adam's Angaben enthalten sind, so können dieselben unmöglich auf irgend welche Glaubwürdigkeit grosse Ansprüche erheben.

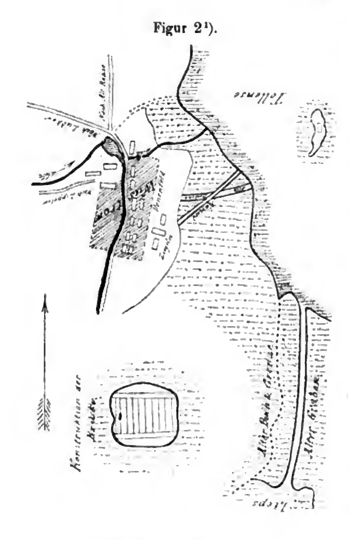
Der Ansicht Beyer's, dass die civitas Rethra auf dem Festlande bei Wustrow zu suchen sei, konnten wir nicht beistimmen.

Nun wurde im Jahre 1886, als man in der Wiese bei Wustrow einen Canal von der Ziegelei nach der Tollense hin anlegte, eine alte Brücke entdeckt, die vor Zeiten von dem Festlande nach der Fischerinsel hinübergeführt hat. Durch diese Entdeckung trat aufs Neue wieder eine Uebereinstimmung der örtlichen Verhältnisse bei Wustrow und der Fischerinsel mit den Angaben der alten Chronisten hervor. Eine Brücke führte nach Adam's Angaben nach Rethra hinüber.

Die Brücke wurde noch im Jahre der Auffindung, am 13. November, in Gegenwart mehrerer Herren untersucht und ihre Lage und Richtung in der Wiese festgestellt[3]). Der Verlauf der Brücke konnte ihrer ganzen Länge nach durch die Wiese in der

1) Virgil, Aeneis VI. 439.
2) Vgl. Michael Frank in Balt. Studien. Jahrg. 1880 S. 82.
3) Archivrath Dr. Schildt in Jahrb. f. Meklenb. Gesch. u. Alterthumsk. 1887 S. 25 ff.

Figur 2[1]).



Richtung auf die Insel zu verfolgt werden, wie es der Situationsplan (Fig. 2) angiebt. Ein Blick auf denselben wird auch sofort klar machen, dass die Brücke nur nach der Insel hinübergeführt haben kann. Hätte die Brücke den Uebergang an die Westseite der Tollense über den „alten Bach“ und den „alten Graben“ vermitteln sollen, so müsste man derselben in der Wiese eine ganz andere Richtung gegeben haben.

Die Brücke liegt jetzt 83 *cm* unter der Oberfläche der Wiese und ist fast noch vollständig erhalten. Man sieht bei der Aufgrabung (wie es die Zeichnung angiebt) querüber Planke an Planke liegen, und zugleich seitliche Längsplanken, durch welche die Querplanken in ihrer Lage befestigt sind. Die Brücke hat eine Breite von 2,25—2,75 *m* und muss nach Ausmessungen auf der Generalstabskarte bis zur Insel hin etwa eine Länge von 450 *m* gehabt haben. Sie ist für die Zeit ihrer Erbauung als eine ausserordentlich grossartige Anlage zu betrachten.

Dass die Brücke jetzt 83 *cm* unter der Wiesenoberfläche liegt, ist eine Folge der Aufstauung des Tollensespiegels durch Anlage der Mühlen am Ausflusse der Tollense bei Neubrandenburg.

In Folge des vor Zeiten niedrigeren Niveaus der Tollense muss die Fischerinsel, die jetzt, namentlich bei hohem Wasserstande, grösstentheils sehr sumpfig ist, früher fester und bewohnbarer gewesen sein.

Es leidet auch keinen Zweifel, dass das castrum Wustrow, welches in der Stiftungsurkunde des Klosters Broda genannt wird, hier auf der Insel gestanden hat. In den Zeugenverhören — vom Jahre 1602 und 1603 — in dem Prozesse des Raths zu Neubrandenburg gegen die Landesherrschaft wird der „Burg“ auf dem Werder in der Tollense gedacht[2]). Nannte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts — und zweifelsohne noch in Folge von Tradition — das auf der Insel stehende Gebäude eine Burg, so kann hier nur an Burg Wustrow gedacht werden.

Vielleicht stand aber — der Zeit nach — vor dem castrum Wustrow hier auf der Insel der Tempel von Rethra, wie ja z. B. auch das Schloss zu Plön auf dem Grunde eines alten heidnischen Tempels erbaut ist.

Um diese Frage einer Entscheidung näher zu bringen, wurde die Excursion von dem Neubrandenburger Verein unternommen.

Die kleine Fischerinsel, welche zunächst untersucht wurde, liegt am Südende der Tollense, Wustrow gegenüber, und umschliesst ein Areal von rund 6500 *qm*;

1) Durch ein wegen der Kürze der Zeit nicht mehr zu beseitigendes Versehen des Zeichners sind die Namen verkehrt eingetragen.

2) Boll, Chronik von Neubrandenburg S. 83.

sie ist schmal und lang gestreckt, etwa 30—36 Schritte breit und 150—180 Schritte lang und hat ihre grösste Ausdehnung in der Richtung von Süden nach Norden.

Nicht ganz in der Mitte der Insel, mehr nach dem nördlichen Ende zu, steht das jetzige — nach einer Inschrift über der Hausthür 1729 erbaute — Fischerhäuschen. Dasselbe liegt jetzt auf ganz festem, aber künstlich erhöhtem Boden. Wie der Fischereipächter, Hr. Meltz, angab, sind allein bei seinen Lebzeiten mehrere hundert Kahnladungen Erde nach der Insel übergeführt worden.

Das Terrain, auf welchem das Haus steht, und die nächste Umgebung desselben ist nach den Ergebnissen unserer Untersuchung von jeher die allein bebaute Stelle auf der Insel gewesen. Nur hier sind Spuren alter Bauten nachzuweisen gewesen.

In dem nördlich beim Hause belegenen Wiesenterrain machte Hr. Meltz die Theilnehmer der Excursion auf eine etwas festere Stelle aufmerksam. — An dieser Stelle wurden nun die ersten Grabungen vorgenommen. Es wurde hier eine über 2 *m* lange Grube angelegt und stiess man in derselben, etwa in 40 *cm* Tiefe, auf ein Fundament von Feldsteinen. Die Steine lagen in der ganzen Ausdehnung der Grube in einer geraden Linie, Stein bei Stein, neben einander. In der westlichen Ecke der Grube schien das Fundament im rechten Winkel abzuschwenken. Die Grabung wurde aber hier nicht weiter fortgesetzt, weil die Anlage verhältnissmässig neu erschien. Die oberen Erdschichten in der Grube waren etwas sandhaltig, tiefer war alles torf- oder moderartig. Seitwärts von der Fundamentirung wurde die Grube bis zu 70 *cm* Tiefe, bis ans Grundwasser, hinuntergebracht. — Gefunden wurden in der Grube:

ein eisernes Schlossblech (von einer Thür?) mit Schlüsselloch,

mehrere roth gebrannte und theilweise glasirte Topfscherben aus neuerer Zeit,

zwei Fragmente von Netzsenkern aus dem bekannten blaugrauen festen Thonfabrikat des Mittelalters,

ein Wetzstein,

Knochen vom Schwein, Schaf und Rind.

Die ältesten Reste, die hier gefunden wurden, stammen also nachweislich aus dem Mittelalter.

Es wurde nun eine zweite Grube östlich von dem Fischerhäuschen und unmittelbar neben demselben angelegt. Die Grube wurde ebenfalls reichlich 2 *m* lang und entsprechend breit angelegt. Bis zu 50 *cm* Tiefe reichte in derselben die neuere Culturschicht, welche sandhaltig war und Mauersteinschutt und die unten speciell namhaft gemachten Dinge aus neuerer Zeit enthielt. — Tiefer ward der Boden torf- und moderhaltig und schwärzlich von Farbe. — In der Tiefe von 1 *m* kam das Grundwasser zu Tage und stiess man auf eine rostförmige Holzpackung von kreuzweise über einander liegenden, runden Stämmen und gespaltenen Hölzern. Es waren theils Elsen, theils Eichen zur Herrichtung verwendet worden.

Gleichzeitig war auch dicht am Nordgiebel des Hauses eine dritte Grube von ähnlichen Dimensionen angelegt worden. Die freigelegten Erdschichten waren dieselben, wie an der Ostseite des Hauses, und stiess man auch hier in 1 *m* Tiefe auf Grundwasser und einen Rost von derselben Construction, wie der oben beschriebene.

In den beiden zuletzt genannten Gruben in der Nähe des Hauses sind nun nachstehende Alterthümer gefunden worden. Die Reihenfolge der Aufzählung entspricht möglichst genau der Reihenfolge ihrer Lagerung von oben nach unten.

Glasirte Topfscherben,

zwei Glasscherben mit irisirenden Verwitterungsflächen,

roth gebrannte, unglasirte Topfscherben,

ein Bruchstück einer Topfkachel,



ein eiserner Kesselhenkel,

ein Stück Wandputz?

ein Messer mit Hornschale und eingeklappter eiserner Klinge,

blaugraue mittelalterliche Topfscherben,

ein zerbrochener Netzsenker aus derselben Masse, wie die mittelalterlichen Scherben,

Reste von, auf der Scheibe geformten und mit Horizontalstreifen ornamentirten Urnen. Die Scherben gleichen dem Aussehen und der Masse nach etwas dem mittelalterlichen Topfgut, doch ist die Masse derselben stark mit sehr fein zerstossenem Granitgrus durchsetzt. Diese Scherben gehören offenbar einer Uebergangszeit an.

Reste von, mit der Hand geformten und stark mit zerstossenem Granit durchsetzten Urnen. Die Scherben sind ornamentirt mit Querstreifen, der Wellenlinie und einem Schrägornament; sie stammen zweifellos aus der Wendenzeit.

Thierknochen wurden bei der Ausgrabung in allen Schichten gefunden. Die Vogelknochen (Huhn, Gans) stammen aus den oberen Schichten; auch wurden hier Rinderknochen gefunden. In den tieferen Schichten fanden sich dunkel gefärbte Knochen vom Rind und Schwein, wahrscheinlich Torfrind und Torfschwein.

Am Südgiebel des Hauses, doch nicht in unmittelbarer Nähe desselben, wurde nun eine vierte Grube angelegt, doch wurden hier weder Alterthümer, noch auch die rostförmige Holzpackung gefunden, vielleicht weil die Grube etwas weiter vom Hause entfernt lag.

Um nun wo möglich auf der Südspitze der Insel, die gegen das Festland bei Wustrow hin schmal und in der Breite der dort in der Wiese aufgefundenen Brücke ausläuft, die Spuren der Brücke aufzufinden, wurden hier querüber zwei Gräben gezogen. Spuren der Brücke wurden hier nicht aufgefunden; das hervorquellende Grundwasser setzte den Grabungen ein Ziel. Erst später, — als wir nach dem Festlande bei Wustrow hinüber gefahren waren, — ward es klar, dass unsere Grabungen jedenfalls noch erheblich hätten vertieft werden müssen, um Spuren der alten Brücke zu finden.

Die Richtung der alten Brücke in der Wiese bei Wustrow war bekannt. Bei der ersten Untersuchung derselben, am 13. November, war dieselbe bei dem damals niedrigen Wasserstande überall bei der Aufgrabung leicht zugänglich gewesen. Alle damals aufgegrabenen Stellen waren wegen der fehlenden Grasnarbe noch leicht erkennbar. Es hielt aber dennoch bei unserer Untersuchung am 4. Januar d. J. — wegen des beständig hervorquellenden Grundwassers — sehr schwer, die Brücke frei zu legen. Erst nach Verdoppelung der Arbeitskräfte und Herbeischaffung geeigneter Instrumente zum Ausschöpfen des Wassers gelang es — so lange die Arbeit des Ausschöpfens dauerte — eine kurze Strecke der Brücke zur Ansicht zu bringen. Die Brücke wurde etwa in einer Länge von 250 *cm* und in ihrer ganzen Breite frei gelegt. Man sah deutlich, wie es die Zeichnung angiebt, querüber Planke an Planke, und zu beiden Seiten der Länge nach andere Planken liegen, durch welche die querliegenden befestigt waren.

Die Excursion schloss mit der Untersuchung eines Urnenfeldes, welches in unmittelbarer Nähe von Wustrow und der dortigen Ziegelei entdeckt war. Gefunden wurden nur verstreut liegende, einzelne Urnenscherben, die dem grössten Theile nach aus der La Tène-Zeit stammen dürften. Heile Urnen und Beigaben kamen nicht zu Tage. Das Urnenfeld war entschieden schon einmal durchsucht worden.

Das für unsere Untersuchungen zweifellos wichtigste Resultat, welches durch die Excursion festgestellt wurde, ist der Nachweis, dass auf der Fischerinsel

von jeher nur eine eng umschriebene Stelle bebaut war und dass slavische Reste nur an der Stelle des jetzigen Fischerhauses, in der Tiefe über der rostförmigen Holzpackung, vorkommen.

Auch die im Jahre 1886 aufgefundene Brücke vom Festlande nach der Insel ist eine slavische Anlage. — Die Brücke, die nach einer sumpfigen Insel hinüberführte, kann keine Anlage aus altgermanischer Zeit sein. Die alten Germanen zogen, wie bekannt ist, Anlagen auf Berghöhen vor. So ist z. B. die hoch gelegene Burg Stargard schon vor der slavischen Zeit vorhanden gewesen. Als die Slaven ins Land kamen, gaben sie ihr den Namen „alte Burg", „Stargard". — Ebenso wenig kann die Brücke von Germanen der nachslavischen Zeit erbaut sein. Schon im Jahre 1287 war die Mühle am Ausflusse der Tollense bei der (1248 gegründeten) Stadt Neubrandenburg vorhanden. Schon zu Anfang der Regermanisirung des Landes musste der Wasserspiegel der Tollense ein höherer geworden sein. Dass die Brücke jetzt 83 *cm* tief unter der Oberfläche der Wiese und fast ebenso tief unter dem Wasserspiegel der Tollense liegt, wurde bereits oben angegeben. Selbstverständlich kann die Brücke nur vor Aufstauung des Wassers erbaut sein. Sie muss mithin aus der Slavenzeit stammen.

Auch die rostförmige Holzpackung, die bei der Excursion unter dem jetzigen Fischerhause gefunden wurde, ist zweifellos eine Anlage aus der Slavenzeit, da dieselbe in gleichem Niveau mit der Brücke liegt und auf ihr bei der Excursion slavische Scherben gefunden wurden.

Dass die ältesten Spuren der Besiedelung der Fischerinsel der Slavenzeit angehören, ist nicht zu bezweifeln.

Wenn nun die isolirte Baustelle, die wir auf der Insel über der Holzpackung aufgefunden haben, die Stelle von Rethra ist, so muss nachgewiesen werden,

1) dass Rethra nur allein die Tempelanlage war, und

2) dass die örtlichen Verhältnisse bei der Fischerinsel, Wustrow gegenüber, den Berichten der Chronisten vollkommen entsprechen.

Dass Rethra nur die Tempelstätte, kein grösserer allgemein bewohnter Ort war, geht deutlich aus den Worten Adam's hervor. Wir erfahren von ihm nehmlich, dass nur denen, welche opfern oder Orakelsprüche ertheilt haben wollten, der Zugang über die Brücke nach Rethra hinein verstattet wurde. — Wenn den Volksgenossen nur bedingungsweise, und zwar zu gottesdienstlichen Handlungen, gestattet war, Rethra zu betreten, so kann dasselbe ganz entschieden kein allgemein bewohnter Ort gewesen sein, sondern es kann offenbar nur einzig und allein das slavische Heiligthum, die Tempelanlage, gewesen sein.

Dasselbe erfahren wir auch von Thietmar. Er berichtet von einem Orte, der drei Thore hatte, von denen das kleinste, gegen Morgen schauende, auf einen Weg zum nebenliegenden See hinführte und zu dem visu nimis horribile, d. h. zu der, für den Christen schrecklichen Stätte des heidnischen Götzencultus. Es ist wohl selbstverständlich, dass auf der Stelle des heidnischen Götzencultus auch der Götzentempel stand. Er stand also isolirt von dem Orte, von dem der Weg zum See ausging, und von dem Thore des Ortes. — Man kann auch die gleich darauf folgenden Worte Thietmar's nicht anders verstehen, als dass auf dem Wege zum See hin der Tempel stand, und zwar nihil nisi fanum, der Tempel ganz allein[1]).

1) Die Stelle „tertia (porta) ... tramitem ad mare juxta positum et visu nimis horribile monstrat. In eadem nihil est nisi fanum" ist etwas dunkel. Die wörtliche Uebersetzung würde lauten: in diesem Thore ist nichts, als ein Tempel. Aber in einem Thore kann man keinen Tempel erbaut haben. In der von Wattenbach herausgegebenen Uebersetzung der

Auch die Bedeutung des Wortes Rethra weist darauf hin, dass Rethra nur allein der Tempel war.

Wir wissen aus Thietmar's Berichten, dass der Tempel zu Rethra für kriegerische Unternehmungen der Wenden eine ganz besondere Bedeutung hatte. „Hier werden," — so berichtet er[1]), — „ihre Feldzeichen aufbewahrt und nur, wenn es zum Kriege geht, von hier fortgenommen . . . . Rüsteten sich die Völker zum Kriege, so besuchten und begrüssten sie zunächst die Götterbilder in Rethra; kehrten sie siegreich zurück, so ehrten sie dieselben durch dargebrachte Geschenke."

Demnach war also Rethra der Kriegstempel der Wenden, und namentlich, — wie wir anderweitig wissen, — der Kriegstempel der verbündeten Stämme der Tolenzer und Redarier.

Als von ganz besonderer Wichtigkeit muss nun hier hervorgehoben werden, dass das Wort Rethra eben auch nur einzig und allein Kriegstempel bedeutet. Nach Schafařik[2]) heisst in der wendischen Sprache Kriegstempel „Ratara". Da nun nach Jagić[3]) das slavische a im Deutschen nicht selten in ä (oder e?) umlautet, so ist der Uebergang von Ratara in Rethra leicht erklärlich. Dass dieser Uebergang öfter vorkommt, ist durch die beiden in der Nähe von Neubrandenburg liegenden Orte Penzlin und Chemnitz leicht zu belegen. Noch in der Brodaer Urkunde hiessen diese Orte Pacelin und Caminiz, während der Redariergau in dieser Urkunde noch als Radver bezeichnet wird, also das a beibehalten hat.

Unter dem weit berühmten Rethra ist also einzig und allein der Kriegstempel auf der Insel zu verstehen, den die Volksgenossen nur zu gottesdienstlichen Handlungen betreten durften.

Dass hiermit das Richtige getroffen ist, ergiebt sich auch daraus, dass der berühmte Name Rethra mit der Ausrottung des Heidenthums völlig verschwindet, während doch so viele kleine unbedeutende Orte noch heute mit ihren alten wendischen Namen genannt werden. Nach der Christianisirung des Landes und der Zerstörung von Rethra gab es keinen Kriegstempel, kein Rethra mehr. So erklärt sich leicht und ungezwungen das Verschwinden des Namens Rethra.

Aus dem Vorstehenden wird man sich, wie ich hoffe, überzeugt haben, dass den Namen Rethra einzig und allein der Tempel auf der Insel getragen hat.

Nun spricht Thietmar von einem Orte, von dem der Weg ausging, der nach der Stätte des heidnischen Götzencultus hinführte. — Dieser Ort kann, wenn Rethra auf der Fischerinsel lag, nur Wustrow gewesen sein.

Dieser Ort, den Thietmar aus einer Verwechselung mit dem Hauptgötzen von Rethra „Ridegost" nennt, soll tricornis, dreispitzig, gewesen sein.

Wie der beigegebene Situationsplan zeigt, kommen bei Wustrow zwei Wasserläufe in spitzem Winkel zusammen. Diese Wasserläufe markiren zwei Thalsenkungen, in denen heute noch die Gebäude von Wustrow stehen; sie stossen bei der Mühle in spitzem Winkel zusammen. Dieser Winkel und die beiden Enden

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit ist die Stelle wiedergegeben: an diesem Thore steht nichts, als ein Tempel. — Der Sinn ist jedenfalls: vor diesem Thore — also auch bis nach der Stätte des heidnischen Götzencultus hin — steht nichts, als ein Tempel. — Sollte im Text statt eadem nicht eodem (tramite) zu lesen sein? Auf diesem Wege steht nichts, als ein Tempel. — Jedenfalls kann übrigens der Götzentempel nur auf dem visu nimis horribile, der Stätte des Götzencultus, gestanden haben.

1) A. a. O. VI. 17.

2) Vgl. Wigger, Annalen S. 119 (4).

3) Jagić, Zur slavischen Runenfrage S. 207.

der Schenkel des Winkels geben eine Figur, die ganz deutlich tricornis, dreispitzig erscheint. Vielleicht stand auch zur Slavenzeit nach dem See zu noch eine Reihe von Gebäuden, so dass der Ort sternförmig gebaut war.

Die dreispitzige Stadt hatte drei Thore: die beiden grösseren Thore standen Allen zum Eingang offen; sie wären also landeinwärts an den Schenkeln des Winkels zu suchen.

Das dritte, kleinere Thor, welches nach Thietmar gegen Morgen blickt, führt auf einen Weg zum „nebenliegenden", nahen See (Mare). — Wie der Situationsplan zeigt, konnte bei Wustrow nur von einem gegen Morgen liegenden Thore der Weg zum See ausgehen.

Wie genau die ganze Situation zwischen Wustrow und der Fischerinsel den Angaben der Chronisten bis ins Kleinste entspricht, darauf wird man kaum hinzuweisen brauchen. — Die Angaben der Chronisten sind in ihrem Wortlaute nicht conform, nicht gleichlautend, und doch stimmen beide mit den örtlichen Verhältnissen ganz genau zusammen. Dies Zusammenstimmen verschieden lautender Angaben mit der ganzen Oertlichkeit ist unverkennbar ein deutlich redender Beweis für die Lage von Rethra auf der Fischerinsel.

Nach Adam ging der Weg nach Rethra hinein über einen tiefen See auf einer Brücke. — Dass dies für die Fischerinsel als Rethra genau mit den örtlichen Verhältnissen übereinstimmt, ist durch die Auffindung der Brücke unzweifelhaft nachgewiesen.

Der Weg, den Thietmar beschreibt, geht von dem kleinsten, nach Morgen blickenden Thore aus und führt gegen Morgen nach dem nahen See hin. — Dies stimmt ganz genau mit der Oertlichkeit. Gegen Morgen gelangt man von Wustrow aus an den ganz nahe gelegenen See.

Der Weg führt dann weiter zu dem visu nimis horribile, zu der Stätte des heidnischen Götzencultus, also (über die Brücke Adam's) nach der Insel hin, auf welcher nur diese heidnische Tempelstätte zu suchen ist, da Rethra auf einer Insel lag. Hier auf diesem ganzen Wege stand nun nichts, als ein Tempel, nihil nisi fanum. Dies spricht sehr deutlich. — Dass zur Slavenzeit auf dem ganzen Wege durch die Wiese (Brücke) bis auf die Insel hin nur ein einziges Bauwerk vorhanden war, hat unsere Untersuchung sicher dargethan. — Es entsprechen also wiederum auch hier ganz und bis ins Kleinste genau die örtlichen Verhältnisse den Angaben des Chronisten.

Es ist ein grosses Gewicht darauf zu legen, dass die verschieden lautenden Berichte der Chronisten beide den örtlichen Verhältnissen ganz entsprechen. Man wird darin einen deutlich redenden Beweis für die Lage von Rethra auf der Insel in der Tollense nicht verkennen.

Es sind nun nur noch einige wenige Punkte in Betreff der Lage von Rethra zu erörtern.

Da man aus dem kleineren Thore gegen Morgen an das Seeufer gelangte, so muss die Insel, auf der Rethra stand, am Ostufer eines Sees liegen. Schon Beyer hat hierauf hingewiesen. Eine dem ganz entsprechende Lage hat die Fischerinsel in der Tollense. Auch von der Insel blickt man gegen Morgen auf den See und hat hier den grösseren Theil des Sees unmittelbar vor sich.

Die Lage von Rethra kann man naturgemäss, wie dies bei der Fischerinsel der Fall ist, nur nahe der Grenze zwischen den Gauen der Tolenzer und Redarier suchen, weil Rethra ein gemeinschaftliches Heiligthum der beiden genannten Volksstämme war. Bei Helmold[1]) wird dies geradezu bei der Beschreibung von Rethra

1) l. c. I, 2.

ausgesprochen. Er spricht von den Tolenzern und Redariern und nennt Rethra **ihre Stadt**. Es giebt aber auch noch andere Nachrichten, aus denen hervorgeht, dass Rethra ein gemeinschaftliches Heiligthum beider Stämme gewesen ist. So führten z. B. im Jahre 1059 die Redarier und Tolenzer, weil sie die Oberherrschaft beanspruchten wegen des gemeinsamen Besitzes von Rethra, einen Krieg[1]) gegen die anderen Slavenstämme.

Die naturgemässe Lage des gemeinschaftlichen Heiligthums verbündeter Volksstämme in ihrem Grenzbezirke ist hier umsomehr zu betonen, als die Feldberger Seen, in denen Rethra ja vermuthet worden ist, dieser Bedingung nicht entsprechen. Es ist sehr fraglich, ob diese Seen überhaupt noch zum Gau der Redarier gehörten. Jedenfalls lagen sie an der äussersten Grenze gegen die Riezaner und Ukrer, weit ab vom Gau der Tolenzer. Ein Blick auf die beigegebene Karte wird diese Verhältnisse sofort klar machen.

Bis zum Tempel von Rethra sollen von Hamburg aus vier Tagereisen gewesen sein. Dass diese Entfernung für die Tollense stimmt, ist wiederholt nachgewiesen.

Rethra soll überall von einem grossen Walde umgeben gewesen sein. Dieser grosse Wald kann selbstverständlich nur die Ufer der Tollense umzogen haben. Trotz starker Lichtung unserer Wälder ist der See noch heute grösstentheils von schön bewaldeten Höhen umgeben.

Den See, in welchem die Insel Rethra liegt, nennt der Chronist ein mare. Diese Bezeichnung des Sees als mare kann nur darauf hinweisen sollen, dass der See ein grosser war; nennt doch auch **Adam**, — vielleicht in ähnlicher Absicht, — denselben einen lacus profundus; der grösste See im alten Redariergau und in ganz Meklenburg-Strelitz ist die Tollense. Diesen See konnte der Chronist am ersten noch ein mare nennen. So weist auch die Bezeichnung mare für den See, in welchem Rethra lag, unverkennbar auf die Tollense hin und spricht somit ebenfalls dafür, dass Rethra auf der Fischerinsel in der Tollense lag.

Wenn man unbefangen die Berichte der alten Chronisten über die Lage von Rethra prüft, so wird man, wie ich sicher glaube, immer wieder darauf zurückkommen, dass es an der Tollense oder Lieps zu suchen sei. Hier haben es auch fast alle Meklenburgischen Forscher, die sich eingehend mit der Rethrafrage beschäftigt haben, gesucht, wie **Latomus**, **Masch**, **Lisch**, **Boll**, **Wigger**, **Beyer**, **Sponholz** u. a. An den Ufern dieser Seen ist nun, wie **Beyer** sich ausdrückt, ein ganz geeigneter Platz die Stelle vor Fischerwerder-Wustrow. **Beyer** hat aus Gründen, die ich oben angegeben habe, mit seiner Ansicht nicht durchdringen können.

Wenn nun aber, wie ich hoffe sicher nachgewiesen zu haben, Rethra ganz allein die Tempelanlage auf der Insel war, dann stimmen die Angaben der Chronisten so genau mit den örtlichen Verhältnissen bei der Fischerinsel überein, dass man sich sagen muss: hier ist die Stelle von Rethra gefunden.

Fassen wir nun das Gesagte noch einmal kurz zusammen, so haben wir für die Fischerinsel als Rethra, in Uebereinstimmung mit den Berichten der Chronisten, ermittelt:

eine Lage im Gau der Redarier,
eine Lage an der Grenze zwischen Tolenz und Radver (dem Gau der Redarier),
eine insulare Lage,
eine Lage in einem grossen See,
eine Lage am Ostufer des Sees,

---

1) **Wigger**, Meklenb. Annalen S. 82 und 83.

eine den Worten urbs und civitas entsprechende Grösse,
eine Brücke slavischer Anlage, die nach der Insel hinüberführte,
einen Ort am Festlande, von dem die Brücke ausging, der tricornis, dreispitzig, erscheint,
eine Lage des Sees gegen Morgen von diesem Orte, so dass also das (kleinste) Thor dieses Ortes, welches auf den Weg zum See hinführte, gegen Morgen schaut,
einen Weg, der gegen Morgen auf den See und die Insel zuführt.
auf diesem Wege bis auf die Insel hin nur eine Baustelle aus slavischer Zeit, auch von dieser Baustelle aus einen Blick gegen Morgen auf den See,
slavische Reste auf der Insel,
eine entsprechende Entfernung von Hamburg,
Reste des grossen Waldes, welcher einst den See umzog.

Man wird zugestehen müssen, dass eine grössere Uebereinstimmung mit den Angaben der Chronisten kaum denkbar erscheint.

(12) Hr. G. Oesten überreicht unter dem 14. October nachstehenden Bericht über die

Ueberreste der Wendenzeit in Feldberg und Umgegend.

Wenn auch die diesjährigen Nachforschungen nach den Resten der Wendenzeit hier kein Object ergeben haben, welches an und für sich als besonders werthvoll oder als solches bezeichnet werden könnte, das nur einem wendischen Heiligthume zukäme, also für die Rethra-Hypothese entscheidend ins Gewicht fiele, so erscheinen doch die Ergebnisse der Aufgrabungen in diesem Sommer nicht unwichtig. Keines derselben läuft dabei der von mir aufgestellten Vermuthung, dass in der vorliegenden Landschaft Rethra wiedergefunden sei, entgegen, vielmehr schlagen alle unverkennbar in bestätigender Richtung ein.

Zunächst ist an der Iser Purt, deren wendischer Charakter nach Beyer im XXXVII. Bande der meklenburgischen Jahrbücher nicht zu bezweifeln ist, durch Aufgrabung bestätigt worden, dass hier ein umfänglicher Holzbau durch Brand zu Grunde gegangen ist. Man kann an dem hier befindlichen Abflussgraben drei Abschnitte unterscheiden. Westlich nach dem Carwitzer See zu bildet derselbe noch jetzt einen tiefen und breiten Durchstich durch hohes und festes Land; östlich nimmt der Graben seinen Weg durch eine breite und sumpfige Wiese; zwischen beiden liegt eine kurze Uebergangsstrecke (vergleiche die Karte S. 87 oder die Generalstabskarte 1 : 25 000). Diese Stelle ist der natürliche Eingangspunkt in unsere Landschaft. Hier liegt auch gegenwärtig die Schleuse und bei derselben sieht man unter dem Wasserspiegel die Ueberreste eines alten Baues aus Eichenholz. Auf der rechten Seite des Grabens, der äusseren vom Redariergau aus, befindet sich, wie die Aufgrabungen gezeigt haben, unter einer aufgeschwemmten Ackerbodendecke von 0,3—0,5 *m* eine Schicht schwarzer, mit kleinen Holzkohlenpartikelchen gesättigter Branderde von etwa 0,5 *m* Dicke. Diese Schicht hat eine scharfe äussere Abgrenzung in der Form einer halben Ellipse, deren grosse Axe, in der Länge von etwa 50 *m*, der Bach bildet, und deren kleine Axe, von etwa 20 *m*, senkrecht zu demselben gerichtet ist. Innerhalb dieser Fläche findet man am Graben selbst und unterhalb des Wasserstandes desselben auch Reste von unverbranntem Eichenholz. Auf der linken, inneren Seite des Grabens findet sich ebenfalls die kohlehaltige Schicht vor, jedoch nur in geringer Ausdehnung. Diese Brandschicht liefert den Beweis, dass hier in der That ein starker Holzbau vorhanden gewesen sein muss, der seiner Lage und Ausdehnung nach sehr wohl zur Befesti-

gung des Brückenüberganges und der Schleuse gedient haben kann, und dass derselbe durch Feuer zerstört sein muss.

Die der Iser Purt zunächst gelegene Halbinsel des Carwitzer Sees, der Conower Werder, zugleich die grösste desselben und gegenwärtig mit dem schönsten Buchenwald bestanden, habe ich vergeblich nach einer Spur einer früheren Besiedelung durchsucht. Bei allen Aufgrabungen an den verschiedensten Stellen hat sich stets nur der rohe natürliche Waldboden vorgefunden. Ich darf sagen, dass eine wendische Ansiedelung auf dem Conower Werder nicht bestanden hat. Dennoch sind die Ueberreste zweier alten Wälle vorhanden, und zwar befindet sich der eine am eigentlichen Fusse der ganzen Halbinsel, ungefähr an der Grenze der jetzigen Bewaldung, der zweite da, wo, wie auf der Karte ersichtlich, das Wasser eine Einschnürung der Halbinsel bildet, und zwar quer über dieselbe, von der einen Uferseite zur anderen. Diese Wälle scheinen nur niedrig gewesen zu sein und machen nicht den Eindruck ehemaliger Befestigungen, wohl aber den, als ob sie zu Einhegungen gedient hätten. Wenn man berücksichtigt, dass der Name Conow von „kon“ Pferd abgeleitet wird und soviel bedeutet, wie Pferdeau, Pferdekoppel, sowie dass der Conower Werder seiner Gestaltung wegen hierzu ganz besonders geeignet erscheint, so wird man kaum fehlgehen, wenn man in demselben den Ort des Gestüts der ausgedehnten wendischen Besiedelung sieht, welche hier bestanden haben muss. Auf Rethra bezogen, würde hier die Stelle sein, wo das heilige weissagende Ross gehalten wurde, welches Bischof Burkhardt von Halberstadt im Jahre 1078 bestieg und entführte. Ist vielleicht der in dem Schlummerliede der Kleinen noch lebendige „Buko von Halberstadt“ auch ein Ueberrest aus der Wendenzeit und eine Volkserinnerung an den Bischof Burkhardt? Jedem Kinde in dieser Gegend wird das Lied gesungen:

„Buko von Halberstadt
Bring ok uns' lütt (Name) wat
Wat sall he ehr denn bringen?
Golden Schoh mit Ringen u. s. w.

Die Spuren und Ueberreste wendischer Besiedelung auf den Inseln des Carwitzer Sees sind, ausser auf den bereits verzeichneten Stellen, auf den im östlichen Theile des Carwitzer Sees belegenen, im Plan nicht angegebenen Inseln: Elswerder, grosses und kleines Barswerder festgestellt worden, zum Theil unter Aufschwemmungen von mehr als Meterhöhe. Diese Inseln sind jetzt nur sehr klein, sie haben aber mit den zwischen ihnen befindlichen Untiefen: „der weisse Berg“, „der lange Berg“ bei dem früheren niedrigeren Wasserstande erhebliche Ausdehnung und Zusammenhang gehabt und vervollständigen daher das topographische Bild der alten, allenthalben von Wasser umgebenen Besiedelung nicht unwesentlich.

Eine Aufgrabung an der Landseite des Kl. Ziegenberg (Generalstabskarte) bei Nr. 2 des Plans S. 87 hat dargethan, dass hier allerdings (vgl. S. 94) ein Wasserarm früher bestanden haben muss, da der gegenwärtige Boden bis tief unter den Wasserstand aus neuerer Aufschwemmung und Verlandung besteht. Damit sind in der That 9 Wasserarme von der Iser Purt über die Carwitzer Brücken bis nach der Feldberger Amtsinsel constatirt, die sämmtlich einem und demselben zusammenhängenden Gewässer angehören. Wenn nun diese hydrographische Gestaltung auch nicht der „novies Styx“ des römischen Dichters gleichen mag, so kann sie doch sehr wohl dem Chronisten, dem von diesem neunfachen Wasserübergang berichtet worden ist, das gebrauchte Citat nahe gelegt haben. Man darf wohl annehmen, dass **Adam** den Vers des Dichters nicht angewendet haben würde, wenn ihm nicht eine Oertlichkeit beschrieben worden wäre, welche diese Anwendung an die Hand

gab, dass also der dichterischen Ausdrucksweise des Chronisten immerhin eine entsprechende örtliche Gestaltung zu Grunde liegen muss.

In Feldberg selbst ist eine Aufgrabung bei dem Punkte T[1] des Plans S. 91, der Stelle, wo etwa das Eingangsthor in die urbs Riedegost gestanden haben müsste, ausgeführt, und ist hier unter einer Aufschwemmung von 1 *m* Stärke eine ausgedehnte Brandschicht getroffen worden; dieselbe nimmt nach Norden hin an Mächtigkeit ab, nach Süden hin zu und reicht hier bis unter den Grundwasserspiegel. Sie besteht ausschliesslich aus Kohlenstücken und mehr oder weniger gebrannter Lehmmasse. Letztere stimmt in ihrer Beschaffenheit mit der gebrannten Lehmmasse der Burgwälle dortiger Gegend: Quadenschönfeld, Jatzke, vollkommen überein. Auf den Wallkronen dieser Burgwälle, deren aus Holz und Lehm aufgeführt gewesene Mauern durch Brand zerstört sein müssen, findet sich diese gebrannte Lehmmasse mit den Abdrücken von Holztheilen in allen Stadien des Brandes und stellenweise in grosser Menge. Ebenso hier auf der Halbinsel Feldberg an der bezeichneten Stelle. Es ist daher anzunehmen, dass ein aus Holz und Lehm aufgeführt gewesenes Bauwerk und zwar, da keine Scherben oder andere Culturreste in dem Brandschutt zu finden sind, ein als Befestigung dienender Bau zur Wendenzeit hier gestanden hat.

Endlich ist in dem nördlichen Theile des Amtshofes am Fusse des Hügels, auf welchem das jetzige Amtshaus steht, ein Einstich von ziemlich 3 *m* Tiefe unter Bodengleiche ausgeführt worden. Derselbe ergab neueren und mittelalterlichen Schutt bis zu einer Tiefe von 2 *m*. Hier hört der mittelalterliche Ziegelsteinschutt, an dem bekannten grossen Steinformat kenntlich, auf und es beginnt die überall hier getroffene schwarzbraunne eichenholzhaltige Schicht. In derselben wurden 2, quer durch die Grube reichende, unter sich convergirende, behauene, eichene Balken und verschiedene Stücke von bearbeitetem Eichenholz vorgefunden, darunter ein lattenförmiges, an beiden Enden abgeschrägtes Stück mit regelmässigen Einkerbungen und Löchern, in deren einigen abgebrochene Holzstifte sitzen. Ueber die einstige Bestimmung dieses Stückes konnte eine Erklärung nicht beschafft werden. Ferner ein schlanker eichener Keil und 2 Stück wendische Gefässscherben, das eine mit einem Theil eines anscheinend kreuzförmigen Abdrucks versehen. Das eingesenkte Visireisen stiess noch 0,5 *m* tiefer, mithin etwa 2 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserstand auf massives Holz. Der Andrang des Grundwassers setzte der Ausgrabung ein Ziel. Dieselbe hat wieder bestätigt, dass nur mit erheblichen Schwierigkeiten hier auf die, unter Wasser versunken liegende, wendische Schicht zu dringen ist, dass aber nach Ueberwindung dieser Schwierigkeiten Fundstücke zu erwarten sind.

(13) Hr. Pastor Becker in Wilsleben berichtet unter dem 19. Juli über die

Unseburger Hausurne.

Vergangenen Freitag erhielt ich durch die Freundlichkeit des Hrn. Dr. Voss die Mittheilung, dass durch den Ortsvorstand von Unseburg eine dort gefundene neue Hausurne dem Kgl. Museum für Völkerkunde eingesandt sei. Ich habe mich beeilt, den Ort aufzusuchen, um nähere Nachrichten über die Fundumstände zu sammeln. Gestern am 18. Juli, Montags, war ich dort.

Unseburg, ein so stattliches Dorf, wie ich noch keines gesehen habe, — man merkt, es gehört zu der berühmten Magdeburger Böhrde, — liegt an dem nördlichen Rande einer breiten Niederung, in der die Bode träge dahin schleicht. Man erkennt das Flüsschen, das in dem herrlichen Bodethale des Harzes so lebens-

frisch ist, nimmermehr wieder, wenn man sieht, wie es hier in verschiedenen Rinnsalen einen fast todten Strang nach dem andern macht und im Hauptstrom auch nur fast widerwillig fliesst. Es ist, als ob sie unwillig wäre, dass ihr, der im Harze die Felsen sich öffnen und der dann Hakel und Huy willig eine Durchfahrt lassen, nun eine so viel niedrigere Bodenerhöhung in mässiger Breite den Lauf nach Norden verwehrt und sie zwingt, in östlichem Laufe mit leichter Neigung selbst nach Süden der Saale zuzuströmen. Es ist aber immerhin nördlich von ihr ein Abhang sichtbar, allerdings bald mehr, bald weniger, wo sich die Niederung von der vorgelagerten Anschwellung des Bodens scheidet. Etwa 10 Minuten östlich vom Dorfe liegt an diesem Abhange die Gemeindekiesgrube, der Fundort der neuen Hausurne.

Der Hr. Ortsschulze Schulze hatte die Freundlichkeit gehabt, mich nicht bloss im Allgemeinen zu orientiren, sondern uns — ich hatte einen meiner Söhne mitgenommen — auch zu dem Gemeindearbeiter selbst hinzugeleiten, der im März d. J. beim Wegschaffen des Abraums über dem Kies auf die Urnen gestossen war. Er beauftragte auch denselben, uns an Ort und Stelle zu führen und dort die gegewünschten Nachweise zu geben. Nachgraben verboten die Umstände.

Die Gemeindekiesgrube bot einen stattlichen Anblick, wie Alles in Unseburg. Eine gerade Wand von etwa 20—30 Fuss Höhe zog sich in solcher Länge von Norden nach Süden, dass eine ganze Reihe von Wagen — ich schätze 12 — mit ihrer Bespannung von schönen Pferden oder Ochsen hintereinander hielten und noch Raum vorn und hinten war. Die oberste Schicht war natürlich Humus, dann Lehm, dann Kies in mächtigem Lager. An der südlichen Hälfte[1]), also dem nach der Bode zu gelegenen Theile, sahen wir Einschnitte, die, durch den Lehm hindurch gehend, noch die oberste Kiesschicht etwas in Anspruch genommen hatten und, mit schwarzer Erde ausgefüllt, scharf abstachen von der Umgebung. Die meisten waren schmal, gingen aber auch bis auf den Kies herab, und nur 3 waren breiter, so dass annähernd die Figur eines Quadrates entstand. In einer dieser breiteren Eingrabungen ist die Hausurne gefunden und zwar nach Aussage des Arbeiters in einer Steinkiste. Er zeigte mir noch etliche Steine derselben, die auf dem Rande des Abhanges lagen, neben ausgeschütteten zerkleinerten Knochen. Die grösseren, besonders die Platte, die, aus einem Stücke bestehend, den Deckel gebildet hatte, waren nicht mehr da. Die Steine, die ich sah, waren unbehauen. Unter den Knochenresten hatte der Arbeiter nichts von Metall, oder was sonst auffällig gewesen wäre, gefunden. Auch unser gestriges Nachsuchen hatte einen negativen Erfolg; wir haben indess einen Scherben, der sicherlich ein Stück der Thür ist, mitgenommen und ich lege ihn diesem Bericht bei; ebenso 2 andere Scherben, die zusammengehören; ich weiss aber nicht, ob sie zu dem Hausurnenfunde oder zu dem der anderen, die gewiss zunächst davon getrennt gehalten werden müssen, gehören. Sie bilden ein Randstück, das, dem Rande parallel, 3 dem Anschein nach um das ganze Gefäss geführte, parallele, flache Einkerbungen mit abgerundeten Kanten zeigt. Darunter scheint ein Henkel abgebrochen zu sein, an dessen linker, oberer Seite 3 noch nicht erbsengrosse, flache, runde Vertiefungen sichtbar werden. Möglich, dass sie zu einem „tassenartigen Gefässe“ gehört haben, das der Arbeiter als einzige Beigabe bei der Hausurne gefunden haben wollte. — Von einem „Loch-

1) Soviel ich mich erinnere, liegen die sämmtlichen Fundstätten, die ich selbst beobachtet habe, entweder auf dem Kopfe der Terrainwelle selbst oder auf deren südlichem Abhange. Nur in einem Falle sollten nach Aussage eines Herrn, der das genau wissen wollte, nordöstlich von der Speckseite Urnen der Eisenzeit ausgegraben sein.

stabe“, wie in friesischen Rechtsquellen der der Thür vorzuschiebende Riegel genannt wird, hatte der Arbeiter keine Spur gefunden: er wird also, wie bei der „Wilsleber Hausurne“, von Holz gewesen sein.

Die beiden anderen nach Berlin gesandten Gefässe waren merkwürdiger Weise ohne Steinkisten in der blossen Erde beigesetzt gewesen. Sie stammen also wahrscheinlich aus den schmaleren Einbuchtungen. Nun lagen die 3 breiteren Vertiefungen derart, dass 2 nebeneinander südlich und eine nördlich sich befanden. Könnten wir aus dem örtlichen Nebeneinander auf ein zeitliches schliessen, — dazu genügt aber solch ein einmaliges Ansehen, wie es mir vergönnt war, sicherlich nicht, — so würde das für die Zeitbestimmung unserer Hausurne von Wichtigkeit sein. Von Beigaben wusste der Arbeiter nur zu erzählen über „einen grossen Nagel, auswendig grün und inwendig roth“ (?), den er längere Zeit im Portemonnaie getragen, aber nun verloren habe.

Das ist Alles, was ich eruirt habe. Ich füge noch hinzu, dass mir erzählt wurde, Private seien im Besitze von Urnen in Unseburg, leider so spät, dass ich eine Besichtigung nicht wohl ausführen konnte. Aus früheren Funden sind verschiedene Sachen in die Hände des verstorbenen Abts Thiele in Braunschweig gelangt. Diese sämmtlichen Sachen werden wahrscheinlich zu unserem Fundorte gehören, da alle die Leute, mit denen ich sprach, von keinem anderen Fundorte wussten, als der Gemeindekiesgrube. Es stehen aber noch weitere Funde in Aussicht und zwar am ehesten nächstes Frühjahr, wo ein weiterer Abraum gemacht wird. Dieselben wird Hr. Schulze gleichfalls nach Berlin senden.

(14) Hr. H. Jentsch schreibt aus Guben, 14. October, über

Gefässformen des Lausitzer Typus und Einzelheiten aus dem heiligen Lande bei Niemitzsch.

I. Coschen W. In dem, von der anthropologischen Gesellschaft am 1. Juli 1877 besuchten Gräberfelde von Coschen, dessen westlicher Theil Buckelurnen, theils flache mit wagerecht ausgeklapptem Rande, theils höhere, krugförmige, ferner dosenartige kleine Gefässe mit verziertem Deckel und ausser Ringen wenig bestimmbare Bronzereste ergeben hat, ist im Laufe des Jahres 1886 absichtslos beim Sandabfahren, aber auch durch einige geflissentliche Nachgrabungen östlich von der Bahnstrecke, eine Anzahl von Funden gewonnen worden. Zu diesen gehört ein getheiltes Gefäss, eine schlanke, fläschchenförmige Kinderklapper (ein Seitenstück aus der Nähe von Arenzhain, Kr. Luckau, befindet sich in der Gärtner'schen Sammlung), ein Räuchergefäss, ausserdem ein kleines, nach oben konisch sich erweiterndes Büchschen mit eingezogenem Rande, das, auf die Oeffnung gestellt, ungefähr die Form eines Seeigels oder Krötensteines hat (Fig. 1). Der obere Durchmesser beträgt 4 *cm*, der der etwas unregelmässigen Oeffnung ein wenig über 2 *cm*, die Höhe 3 *cm*. Die Färbung ist lederbraun mit einigen Rauchflecken, die Oberfläche glatt. Es ähnelt dem in den Verhandl. 1886 S. 587 abgebildeten von Niemitzsch, dessen Oberseite verziert ist. Aehnliche, zum Theil mehr kuglige Dosen besitzt das Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin von Burg im Spreewalde, Werbig, Reg.-Bez. Frankfurt a. O. (ungefähr 5 *cm* hoch), das Hallesche Provinzial-Museum von Bergwitz bei Wittenberg und gleichfalls etwa 5 *cm* hoch von Uebigau; von Zaborowo ist ein kugliges Seitenstück erwähnt, in den Verh. 1873 S. 99, von Weissig in der Zeitschr. f. Ethnol. XI. 1879 S. 429. Es ist also die Verbreitung derartiger Gefässe über einen grossen Theil der

Figur 1.



1/2

Urnenfelder des Lausitzer Typus ersichtlich. — Nach den bezeichneten Funden zu schliessen, ist die Belegung des Feldes bei Coschen von Westen nach Osten vorgeschritten.

II. Reichersdorf. In dem bereits S. 406 erwähnten südlichen, jüngeren Theile des Reichersdorfer Urnenfeldes (Verhandl. 1879 S. 194) ist ein mässig ausgewölbter Teller von 20 *cm* Durchmesser mit ein wenig nach innen gestrichenem Rande gefunden worden, welcher auf der Innenseite der Wandung vier Systeme aus je 6—7 radialen Strichen (Fig. 2) trägt. Seitenstücke sind in den Verh. 1885 S. 240, 1886 S. 386 aufgezählt; hierzu treten zwei Schälchen von Haaso, Kr. Guben, und eines von Pförten, Kr. Sorau, dies letztere, mit drei Strichgruppen, im Königl. Museum für Völkerkunde. Aus dem, bezüglich der Niederlausitz wohl vollständig gesammelten Material ergiebt sich, dass diese radiale Zeichnung nicht weiter westlich, als bis zur Neisse vorkommt; diese Linie überspringt nur ein Fund von Coschen W. um 800 *m*.

Figur 2.

1/7

III. Niemitzsch, heiliges Land. Aus der, in den Verh. 1886 S. 583 erwähnten holzgelben Schicht, welche die slavischen Funde von den älteren trennt, sind Proben von Hrn. Chemiker E. Jensch zu Beuthener Hütte bei Morgenroth auf ihre chemische Zusammensetzung geprüft worden. Die Untersuchung hat ergeben, dass diese Masse vorwiegend pflanzlichen Ursprungs ist, jedoch auch einen beträchtlichen Theil thierischer Reste, nehmlich Muschelschalen, enthält, worauf schon der hohe Gehalt an Calciumcarbonat und Tricalciumphosphat hindeutet. Die ganze Masse ist in feinen Schichten abgelagert, die mit blossem Auge weniger erkennbar sind, umsomehr aber nach dem Glühen, weil alsdann die einzelnen Lagen in Folge verschiedener Zusammensetzung verschieden gefärbt sind. Deutlich sichtbar sind Pflanzenwurzeln, welche Quarzkörnchen umschlossen halten. An verschiedenen Stellen traten auch nach dem Glühen kleine, mit der Lupe scharf erkennbare Muschelschalen hervor. Aehnliche Ablagerungen finden sich übrigens unweit Fangschleuse an der Löknitz. Der hohe Gehalt an P_2O_5 lässt einen erheblichen Procentsatz auf thierische Kalküberreste zurückführen. Wahrscheinlich ist die Fundstelle periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen. Die Analyse ergab: Glühverlust (organische Substanz) 24,69 pCt.; Sand und Thon 11,46; Kalk ($CaOCO_2$) 49,38; $Ca_3P_2O_8$ 12,52; Al_2O_3 und Fe_2O_3 1,21; SO_3 Spur. Alkalien unbestimmt. — Da nach der geringen Stärke der einzelnen Lagen ein Aufwurf von muschel- und wurzelhaltigem Flusssande nicht wahrscheinlich ist, der Wall zur Zeit der ersten Bewohnung aber jedenfalls ausreichenden Schutz auch gegen das Wasser geboten hat, müssten sich die Fluthverhältnisse im Laufe der Zeit wesentlich verändert haben, was sehr wohl möglich ist. Dies setzt aber eine längere Zwischenzeit in der Benutzung der Anlage voraus. So erklärt sich vielleicht auch der grosse Abstand von etwa 700 Jahren zwischen den verschiedenen Scherbenfunden, von welchen die unteren den Grabgefässen der sogenannten älteren La Tène-Periode entsprechen, also etwa dem vierten vorchristlichen Jahrhundert angehören, während die slavischen nicht wohl vor das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung gesetzt werden können.

Ferner ist das Getreidegemengsel, welches bereits vor Jahren in einem Topf von 35 *cm* Durchmesser (terrinenförmig mit steilaufsteigendem Rande, braun von Farbe, mit Kehlstreifen, seichten triangulären Strichsystemen und concentrischen Halbkreisen verziert, s. Verh. 1886 S. 587) in der unteren Schicht zwischen Haustrümmern gefunden ist, von Hrn. Prof. Dr. Ferd. Cohn zu Breslau untersucht

worden. Dabei hat sich ergeben, dass mit der Gerste nicht Hirse, sondern eine Vicieenart gemischt ist, entweder Linsen mit mehr abgerundeten Körnern, als die jetzt am meisten verbreitete Art hat, oder Wicken selbst. Diese letztere Verbindung würde als Pferdefutter anzusehen sein. Der a. a. O. S. 584 erwähnte einzelne Kern ist eine Wicke.

(15) Hr. Karl Altrichter übersendet (Wusterhausen a. Dosse, 3. August) folgende Mittheilung über

ein Begräbnissfeld bei Brunn, Kr. Ruppin.

Der Rittergutsbesitzer, Freiherr von Romberg auf Brunn, der an den Arbeiten zur Aufklärung der Urgeschichte erhebliches Interesse nimmt, so dass ihn die „Prussia“ zu Königsberg i. Pr. zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte, theilte mir anfangs Juni d. J. mit, dass an einer Stelle eines Waldstriches, an der schon im Frühjahr Steinsucher eine ziemlich gut erhaltene Urne hervorgebracht hatten, beim Rigolen man auf ein Urnenlager gestossen sei. Das Resultat der hiernächst sofort vorgenommenen Ueberwachung dieser Rigolarbeiten war Folgendes:

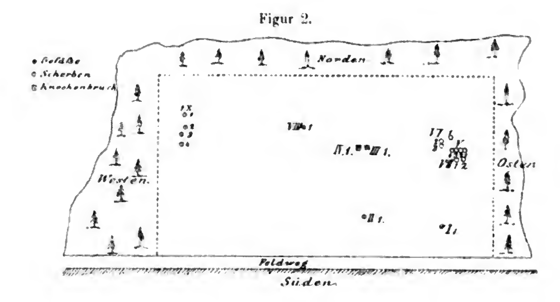
Die Oertlichkeit, welche ich im Anschluss an meinen Bericht vom 18. November 1886 (S. 52 der Verhandlungen) mit Station I*a* bezeichne, bestimmt sich annähernd, wenn man im engsten Anschluss an die (ebendas. S. 53 skizzirte und hier in Fig. 1 vervollständigte) Karte auf dem Schnittpunkt des Weges, an dem die Worte „nach Trieplatz“ stehen, mit der diese Karte umziehenden Linie nach unten ein Loth errichtet und darauf ungefähr die halbe Wegstrecke, soweit die gedachte Wegbezeichnung reicht, abträgt. Hier befindet sich unmittelbar an Kiesgruben, aus denen bisher keine Funde festgestellt worden, ein etwa 60 jähriger Kiefernbestand, der bei der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit sehr kümmerlich sich fortgeholfen hat. Eine gleichzeitig dort angrenzend angelegte Eichenpflanzung hat bessere Erfolge aufzuweisen, weshalb in dem Kiefernwäldchen ein rechteckiger Ausschnitt von etwa 70 Fuss Breite und 120 Fuss Länge abgeholzt und 2 Fuss tief in 2 Fuss breiten, ebensoweit von einander abstehenden Streifen zur Eichenanpflanzung rigolt worden ist. Bevor die Kiefern angelegt wurden, wurde auf dem ganzen Strich mehr oder weniger dürftiger Roggen gebaut. Diese Ausführlichkeit schien mir geboten zur richtigen Beurtheilung der an den Funden bemerkbaren Zerstörungen und füge ich dem noch hinzu, dass das Gelände im Westen sich etwas senkt und nach Nordosten am stärksten sich erhebt, so dass beim Pflügen und Graben die etwa $1-1\frac{1}{2}$ Fuss tief stehenden Gefässe im Osten und Nordosten nur am Rande beschädigt, die Deckgefässe zerquetscht und die Scherben verschoben wurden, dagegen im Westen nur Scherbenhaufen gefunden werden, aus denen sich oft nicht annähernd die Gestalt der Gefässe reconstruiren lässt.

Figur 1.



Zweifellos enthalten die zwischen den rigolten Stellen liegen gebliebenen Erddämme noch Scherben und Gefässe, die unberührt stehen geblieben sind, denn nur da, wo die Ausschachtungen Anhalt gewährten, dass im Damme etwas gefunden werden möchte, wurde in den Damm hineingegraben. Die Vertheilung der auf

Figur 2.



dem Situationsplan (Fig. 2) wiedergegebenen Fundstellen ist sonach zwar richtig, jedoch vielleicht nicht ganz vollständig. Die römischen Zahlen bezeichnen die Fundstellen, die arabischen die einzelnen Funde.

Hiernach scheinen die Urnen, bezw. die Urnenhäufungen stets etwa 20—22 Fuss von einander entfernt gewesen zu sein. Bezüglich der Form und der Grössenverhältnisse der einzelnen Stücke verweise ich auf die Zeichnungen nach dem beigegebenen Maassstabe, mit dem Bemerken, dass nur die beiden aufgefundenen Beigaben in natürlicher Grösse gezeichnet sind.

Beschreibung der einzelnen Stücke.

I 1. Im Frühjahr 1887 von Steinsuchern aufgefunden; dünnwandig, aussen geglättet, ohne Abzeichen, blaugrau mit lehmgelben Flecken, von Steinen bis fast zur ganzen Höhe umsetzt gewesen; mit Knochenbruch und Sand gefüllt.

II 1. Vollständig zertrümmert. In dem Knochenbruch findet sich ein hakenförmiges, flaches Eisen, an dessen schmalem Ende augenscheinlich ein Stückchen (zweiter Haken?) abgebrochen ist. Das Eisen ist röthlich patinirt, augenscheinlich im Feuer gewesen. Beim Oxydationsprocess sind Knochenreste eingebacken.

III 1 und IV 1. Zwei Haufen frei in der Erde liegend gefundenen Knochenbruchs, ohne jede Beigabe oder Spur von Scherben.

V 1, wie I 1, von Steinen umstellt; ziemlich dünnwandig, helllehmgelb, aussen grob gekörnt; am Halse und in den von oben nach unten, auf der grössten Ausbauchung punktirten 9 Rillen, sowie in einer, durch jene Punkte gehenden Linie geglättet; mit Knochenbruch gefüllt, darunter der vordere Theil des Gaumens und eine Anzahl von Zähnen erkennbar.

V 2, 3, 4. Nicht von Steinen umgeben, nur Trümmer.

VI 1. Kräftiger gebaut, als V I, lehmgelb mit einem Schein von Röthe, äusserlich theilweise staubartig rauh, einöhrig, mit Knochenbruch gefüllt, darunter ein halber Backenzahn; Beigabe: eine patinirte, mit einer Einbiegung versehene, eiserne Nadel. Steinplatte als Unterlage.

VI 2. Vollständig unter dem sehr groben, leidlich erhalten gewesenen Deckgefäss zusammengequetscht, so dass die ursprüngliche Form nur mühsam aus den Scherben festgestellt werden konnte; im Wesentlichen von der Erscheinung, wie I 1, jedoch dunkler, einhenklig und auf dem sonst nicht hervortretenden Halsansatze mit 2 Reihen, in Zwischenräumen traubenartig zusammengestellter Punkte

I. 1. V. 1. VI. 1.

II. 1. zu VI. 1.

VI. 2. VI. 3. zu VI. 3.

Grundfläche des Bodens IX. 3.

VIII. 1. IX. 1. IX. 2.

IX. 4.

Maasstab.

versehen, die augenscheinlich mit einem kantigen Gegenstand eingedreht sind. Das Deckgefäss grobmassig, dickwandig, ziemlich glatt. Knochenbruch. Das Gefäss war von faustgrossen Steinen locker umsetzt; schräg angelehnt ein flacher Stein, vielleicht Deckstein zu VI 3.

VI 3. Dickwandig, grobfügig, Henkelansatz, aussen grob gekörnt, Hals ge-

glättet, gelbgrau. Knochenbruch. Angedrückt fand sich der mit „zu VI 3" bezeichnete Scherben, dessen Herkunft nicht aufzuklären möglich.

VII. 1. Zerfiel sofort in Stücke, aus denen die Form nicht mehr festzustellen war.

VII. 2. Wie voriges. Das Gefäss hatte auf einer Steinplatte gestanden.

VIII. 1. Geglättet, graugelb, zum Theil schwarzfleckig, einfach geöhrt, mässig starkwandig. Knochenbruch. Von einem Deckgefäss nur ein grob gearbeiteter Boden erhalten.

IX. 1. Von dem Hauptgefässe nur Reste des Halses und eine Bodenecke aufgefunden. Deckgefäss erhalten; mässig dick, geglättet, geöhrt. Im äusseren Boden eine ringartige Vertiefung.

IX. 2. Dünnwandig, blaugrau, gehenkelt, geglättet.

IX. 3. Anscheinend Stück eines Deckgefässes, dickwandig, grobkörnig, mit knopfartigen Erhebungen am Rande, röthlichgelb, mit einem gezahnten Instrument kreuzweise gestichelt.

IX. 4. Dickwandig, grobkörnig, aussen glatt, Rand mit knopfartigen Ansätzen, dazwischen regelmässige Eindrücke der Fingerspitze nebst Nagel; Rillen, wie bei VI, von oben nach unten, jedoch ohne Punkte. —

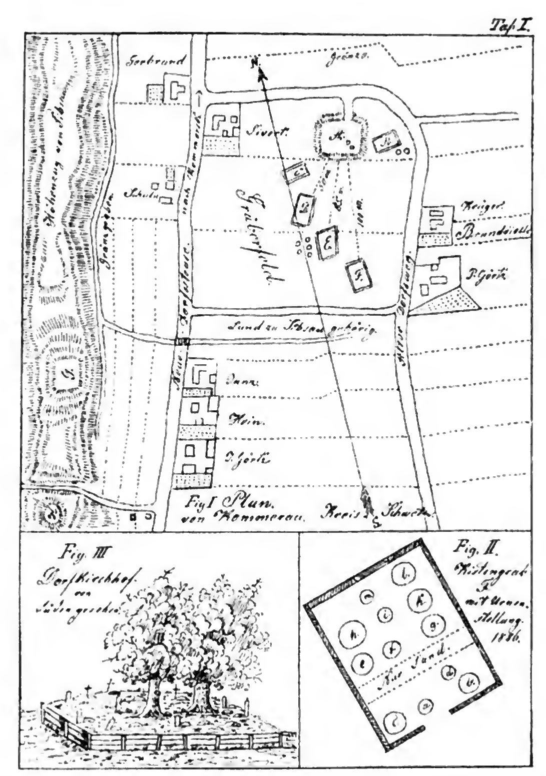
In wie weit von VI. 2 ab Steinpackungen vorhanden gewesen, ist nicht festzustellen; der Knochenbruch zeigt überall Brandspur. Die weiteren, bei IX. gefundenen Scherbenhaufen führen auf keine neuen charakteristischen Formen. Es besteht ein zweifelloser Zusammenhang mit Station I. Ferner ist augenfällig sowohl in den Formen der Gefässe, als in denen ihrer Beigaben die theilweise Uebereinstimmung mit den Funden des Hrn. Hartwich bei Tangermünde, S. 216 ff. der Verhandlungen.

(16) Hr. C. Florkowski, Conservator des Graudenzer Stadtmuseums, überreicht unter dem 21. Juli einen Bericht über

das Gräberfeld von Kommerau, Kr. Schwetz, Westpr.

Diese Benennung wurde deshalb gewählt, weil ich auf diesem Felde das dritte Kistengrab aufgedeckt und untersucht habe; ausserdem haben die Besitzer Görtz und Krüger in früheren Jahren beim Beackern desselben mehrmals Urnen, jedoch frei in der Erde stehend, gefunden. Dieselben wurden stets durch das Pflügen zerstört und sind selten untersucht worden; wiederholt sind Knochen, Bronzeringchen und Stückchen blauer Glasperlen gefunden worden. Auch erfuhr ich von den jetzt noch lebenden ältesten Besitzern des Ortes, dass vor etwa 20—30 Jahren Kistengräber dort aufgedeckt worden seien; die Urnen seien immer vergeblich auf Werthsachen untersucht und zerstört, die Steine der Kisten theils zu Fundamenten, theils als Schwellen vor den Häusern benutzt worden. Solche sind noch heute auf einigen Gehöften dort zu sehen. Dieselben alten Besitzer erzählten, dass oft in früheren Jahren auf dem dortigen Dorfkirchhof, wenn in der Nähe der beiden mehr als hundertjährigen Eichen (Taf. I Fig. III), die auf demselben noch heute stehen, Gruben zur Bestattung von Leichen gemacht wurden, Urnen gefunden, zerstört und wieder verscharrt worden sind.

Das Dorf Kommerau, welches 1855 durch Hochwasser starken Schaden erlitt, wurde ausserhalb des Ueberschwemmungsgebietes des Weichselstromes, weiter westlich, so hoch an den baltischen Höhenzug hinauf neu aufgebaut, dass es vom Hochwasser nicht mehr erreicht werden konnte; nur zwei Besitzer, P. Görtz und Krüger, verblieben auf der alten Dorfstelle mit ihren Häusern. Zwischen diesen



beiden Theilen des Dorfes befindet sich am nördlichen Ende desselben der Dorfkirchhof (Taf. I Fig. I *A*.), auf einem Hügel, der sich nicht voll 4 *m* über die Niederungsebene erhebt. Von diesem Kirchhofe aus erstreckt sich nach Süden hin, auf dem Acker der Besitzer Siwert, Krüger und Görtz, das Gräberfeld (Fig. I). Früher soll derselbe auch etwas mehr erhöht, als das angrenzende Land, gewesen sein, heute ist er ganz eben. Das Gräberfeld liegt in sogenanntem leichten Boden, die Ackerkrume ist nur 30—40 *cm* hoch; darunter befindet sich gelblichweisser Sand, der bis 2 *m* mächtig ist.

Da jedes der drei Kistengräber, die ich selbst untersucht habe, besondere Eigenthümlichkeiten aufweist, so werde ich die beiden früheren kurz erwähnen, ehe ich zur Beschreibung des letztgefundenen übergehe.

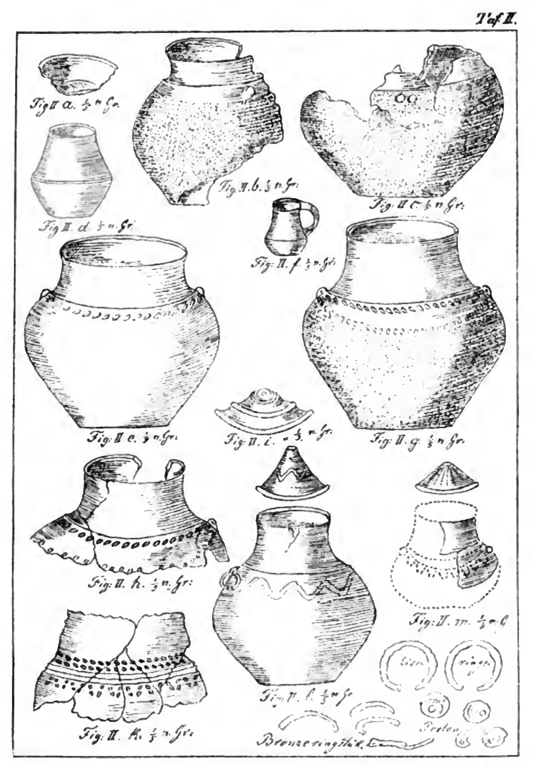
Die Kistengräber *B* und *C* auf Taf. I Fig. I sind, wie schon erwähnt, in frühe-

ren Jahren zerstört worden und Näheres nicht mehr zu ermitteln. Das Kistengrab *D* (Taf. I Fig. I), welches im Mai 1874 aufgefunden wurde, lag etwa 50 *m* südlich des Dorfkirchhofes, bildete ein, aus Platten von rothem Sandstein zusammengesetztes längliches Viereck (Längsrichtung Südwest-Nordost), war 2 *m* lang, 0,87 *m* breit und 0,65 *m* hoch. Es war mit 7 Platten von demselben Gestein und darüber noch etwa 0,25 *m* hoch mit Erde bedeckt. Die Kiste zeigte sich, nachdem die Decksteine entfernt waren, etwa zur Hälfte der ganzen Höhe mit Weichselschlick angefüllt, nach dessen vorsichtiger Entfernung man auf 13, dicht aneinander stehende, mit schalenartigen Deckeln bedeckte Krüge stiess. Zwischen denselben stand noch ein ganz kleines offenes Henkeltöpfchen in einer grossen Deckelschale. In jedem der 13 Krüge stand eine zugedeckte Urne, welche weissgebrannte Knochenstücke und Sand enthielt. Von den inneren liessen sich nur vier Urnen ohne Deckel, von den äusseren Krügen gar keine erhalten. Als Beigaben fanden sich nur in einer Urne geplatzte blaue Glasperlen und eine kleine, etwa erbsengrosse Thonperle mit einem Stückchen Bronzedraht. Alle Urnen waren aussen rauh, innen geglättet und ohne alle Verzierung, mit vielen Glimmerblättchen durchsetzt und offenbar aus freier Hand geformt. Die äusseren Krüge standen auf je einem Scherben von rothem Sandstein, die inneren Urnen dagegen unmittelbar auf dem Boden der äusseren Krüge. Der zuerst von der Schmalseite des Südendes fortgenommene Stein reichte mit seiner Unterkante nicht ganz so tief, als die anderen Seitenwände der Kiste, und scheint von hier aus die Füllung der Kiste mit Krügen stattgefunden zu haben. Es ist interessant zu berichten, dass hier sämmtliche Urnen der Steinkiste in einem grösseren Kruge gestanden haben, — eine Bestattungsart, wie sie bei uns noch nicht angetroffen ist. Sämmtliche Urnen, Beigaben und das Henkeltöpfchen habe ich damals der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig überlassen. (Siehe Sitzungsbericht der anthropologischen Section zu Danzig, 9. Juli 1874.)

Das Kistengrab *E* Taf. I, welches im August 1875 aufgefunden und untersucht wurde, lag 85 *m* südlich vom Dorfkirchhofe und 30 *m* östlich vom Kistengrab *D* entfernt. Nach Abräumung der Ackerkrume ergab sich, dass die eigentliche Kiste mit Rollsteinen überwölbt war, deren grösster 150 *cm*, der kleinste 50 *cm* im Umfang hatte; dieselben waren in solcher Menge vorhanden, dass sie eine halbe Schachtruthe füllten. Die Kiste selbst stellt ein unregelmässiges Viereck dar, in der Richtung von Süden nach Norden gelegen, die südliche Seite maass 62 *cm*, die nördliche 95 *cm*, die westliche und östliche je 90 *cm*, die Grabtiefe 55 *cm*. Die Seitenwände und die Decke bestanden aus gespaltenem rothem Sandstein, der Boden war mit faustgrossen Rollsteinen gepflastert und die ganze Kiste mit Sand gefüllt. Die Kiste wurde vom südlichen Ende aus, da dort der Stein nur angelehnt stand, untersucht. Es fanden sich in derselben, hart an die Wände gestellt, 9 Urnen von verschiedener Höhe, theils schwarz, theils hellgrau oder gelblich, mit und ohne Verzierung; bei näherer Besichtigung ergab sich, dass dieselben theils auf der Blockscheibe, theils aus freier Hand gefertigt waren.

Die ersten 6 Urnen zerfielen, als der Sand fortgeräumt war, gänzlich, da sie stark von Wurzeln durchwachsen waren; ausser Knochenresten und Sand enthielten sie nichts. Die anderen 3 Urnen wurden erhalten. Die grösste derselben, eine Gesichtsurne, welche an der nördlichen Wand in der Ostecke stand, ist schwarz, mattblank und geglättet, von sehr schöner Form, mit einem sehr genau passenden, kegelförmigen Deckel versehen. Die Höhe mit Deckel beträgt 0,41 *m*, ohne denselben 0,345 *m*, der grösste Bauchdurchmesser 0,320 *m*. Oberhalb der grössten Bauchweite ist dieselbe mit 5 unregelmässig herumlaufenden Linien ver-

Taf. II.



ziert. Hals und Bauch sind nicht von einander abgesetzt und nur durch genannte 5 Linien getrennt. An dem Halse der Urne, wenig unter dem Rande, ist deutlich die Stelle zu erkennen, wo die Nase angesetzt war, die später abgefallen ist. Die Augen sind schwache Vertiefungen, in welchen ein kleiner Punkt die Pupille andeutet. Der Mund ist eine kurze, horizontal eingeritzte Linie. Die Ohren stehen ziemlich diametral, wenig unter dem Rande; in einem der je 3 erhaltenen Löcher derselben sitzt noch ein Bronzering. Die Gesammtform der Urne ist eine sehr abweichende, ja geradezu als alleinstehend unter den jetzt bekannten Gesichtsurnen zu bezeichnen, insofern keine derselben einen verhältnissmässig so kleinen Bodendurchmesser (6 *cm*) hat. Die Urne enthielt ausser gebrannten Knochenresten mehrere Klümpchen geschmolzener Bronze, mit Grünrost überzogen, eine ziemlich grosse Bernstein- und eine cylinderförmige Achatperle. Die Gesichtsurne ist abgebildet

in Professor Dr. Berend's Pomerellischen Gesichtsurnen, Abtheilung 2. Taf. XI. Fig. 63.

In der Nähe dieser Urne wurde im Sande eine bronzene Schiebepincette von geschickter Arbeit gefunden, das Maul derselben ist nach innen gekröpft oval. Die Arme werden durch einen Ring von Bronzeblech zusammengehalten; die Länge derselben ist 89 *mm*, der Ring hat einen Durchmesser von 11 *mm*. Der Form nach gleicht dieselbe den Lilienpincetten oder auch den sogenannten Stuppzangen, wie sie zum Knotenabreissen bei Geweben gebraucht werden.

Ganz nahe der Gesichtsurne stand eine zweite geglättete schwarze Urne, von 0,70 *m* Höhe, mit einem halbrunden Deckel versehen und mit blätterartigen Strichen verziert; dieselbe war vollständig leer.

Die dritte Urne, welche an derselben Wand in der westlichen Ecke stand, hatte eine Höhe von 0,24 *m*, ist von gelbgrauer Farbe, sehr roh; der Hals ist glatt, mit kleinen, von links nach rechts laufenden Strichen verziert, der Bauch rauh, der Deckel, welcher sehr gut passt, ist schalenartig und hat einen Innenfalz. Die Urne war nur mit gebrannten Knochenstücken gefüllt.

Ausserhalb der Kiste wurden, frei in der Erde stehend, 5 bereits zerbrochene Urnen bei Grab *E* Taf. I gefunden, die anscheinend keinen Inhalt gehabt hatten. 3 Urnen mit Inhalt, sowie die Pincette habe ich der Sammlung der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig übergeben. (Siehe Sitzungsbericht derselben vom 10. November 1875.)

Das Kistengrab *F* Taf. I, welches am 9. November 1886 aufgefunden wurde, liegt 100 *m* südlich vom Dorfkirchhof und 40 *m* östlich von Grab *E* in ebener Erde, 1 *m* tief; es bildet ein längliches Viereck, in seiner Längsrichtung von Südosten nach Nordwesten gelegen, von rothen Sandsteinen gebaut und mit 2 ebensolchen Steinen gedeckt, deren nördlicher sehr gross und beinahe 10 *cm* dick ist. Die ganze Länge desselben beträgt 1,5 *m*, die Breite 0,75 *m*, die Tiefe 0,50 *m*. Ich fand, als ich zur Stelle war, dass der Besitzer Görtz den südlichen Deckstein abgenommen und ein Drittel der Kiste untersucht hatte. Nachdem ich die Kiste von aussen hatte abgraben lassen, fand ich, dass der mittlere Stein der Südwand von aussen angelehnt war, also offenbar als Eingang zur Füllung der Kiste gedient haben musste. Hr. Görtz hatte aus dem Drittel eine Schale, zwei grosse und eine kleine Urne herausgenommen. Nachdem der grosse nördliche Deckstein entfernt war, fand ich, dass dieser Theil der Kiste bis unter die Decke mit Sand gefüllt, folglich noch unberührt war, und bei weiterer Untersuchung zeigte sich, dass der Boden derselben mit Scherben von rothem Sandstein gepflastert war. Die ganze Kiste enthielt 7 grosse und 3 kleine Urnen, ein kleines Henkeltöpfchen und eine flache Schale.

Den Standort der Urnen, des Töpfchens und der Schale zeigt der Grundriss der Kiste *F* Taf. I Fig. II. In dem Theil der Kiste, welcher von Hrn. Görtz untersucht worden ist, befanden sich:

1. Ganz in der Nähe des Einganges eine flache Schale (Fig. II*a*), gelblichgrau, mit abgebrochenem Oehr, nur eine Hälfte davon ist erhalten, Randdurchmesser 0,13 *m*, Höhe 0,04 *m*, Bodendurchmesser 0,05 *m*.

2. Oestlich von *a*, ziemlich in der südlichen Ecke, eine grosse, gelblichrothe Urne (Fig. II*b*), mit niedrigem, etwas nach aussen gebogenem Hals, zerbrochen, die Form jedoch gut erkennbar, mit einem schalenförmigen Deckel, der nicht erhalten wurde, zugedeckt; Hals glatt, Bauch rauh, innen schwärzlich glatt, Höhe 0,255 *m*, Halshöhe 0,05 *m*, Halsöffnung 0,15 *m*, grösster Bauchdurchm. 0,235 *m*, Bodendurchmesser 0,1 *m*. Der Hals ist durch eine schwache Leiste vom Bauch

abgesetzt, unterhalb dieser, auf dem Bauch, war die Urne mit zwei gegenüberstehenden, 2 *cm* grossen, kreisrunden, flachen Ansätzen verziert, wovon der eine abgefallen. Inhalt nur gebrannte Knochenreste und Sand.

3. In der südwestlichen Ecke eine grosse, schwärzlichrothe, sehr rohe, topfartige Urne (Fig. II*c*), zerbrochen, nur der Bauch und ein sehr kleiner Theil des Halses erhalten, dickwandig, die Masse mit vielen Kiesstückchen vermischt, Bauch rauh, der Hals, der von dem Bauch durch eine schwache Leiste abgesetzt ist, glatt. Auf dem Bauche, gleich unterhalb der Leiste, mit zwei aneinander stehenden, flachen, 1 *cm* grossen, kreisrunden Ansätzen verziert. Höhe 0,23 *m*, Bauchdurchmesser 0,3 *m*, Bodendurchmesser 0,12 *m*. Dieselbe war mit einem schalenförmigen Deckel, der zerdrückt war, zugedeckt und enthielt nur gebrannte Knochenreste und Sand.

4. Unmittelbar hinter Urne *b* eine kleine gelblichrothe, glatte, offene, gut erhaltene Urne (Fig. II*d*), von ziemlich gefälliger Form, ganze Höhe 0,14 *m*, Halsöffnung 0,08 *m*, grösster Bauchdurchmesser 0,155 *m*, Bodendurchmesser 0,05 *m*. Dieselbe enthielt nur Sand und wurde durch Hrn. Görtz der dortigen Schule als Geschenk überlassen.

Den übrigen Theil der Kiste untersuchte ich selbst und fand, dass der Raum derselben in einer Länge von 30 *cm* nach Norden zu nur mit Sand gefüllt war (Grundriss Taf. I Fig. II); dann stiess ich an der westlichen Wand auf:

5. Eine grosse, röthlichgraue, theilweise schwärzlich angeschmauchte, glatte, gut erhaltene Urne (Fig. II*e*) von gefälliger Form, anscheinend auf der Blockscheibe gefertigt. Der niedrige Hals ist durch einen schwachen Absatz vom Bauch getrennt, unter demselben stehen sich zwei kleine, nicht durchlochte Henkelansätze gegenüber; zwischen ihnen läuft eine, mit einem blattartigen Stempel schräg von links nach rechts eingedrückte Verzierung herum, deren spitze Enden nach unten zeigen. Die Urne war mit einem stark gewölbten Deckel, deren äusserster Rand über den Hals der Urne herabgriff, zugedeckt. Innen ist die Urne glatt und schwarz. Höhe 0,234 *m*, Halshöhe 0,06 *m*, Halsöffnung 0,2 *m*, grösster Bauchdurchmesser 0,295 *m*, Bodendurchmesser 0,12 *m*. Die Urne enthielt gebrannte Knochenreste, Sand und zertrümmerte blaue Glasperlen.

6. Nicht weit von Urne *e*, östlich in derselben Linie: ein kleines, schwärzlichgraues, gut erhaltenes Henkeltöpfchen (Fig. II*f*) mit ziemlich grossem Henkel, niedrigem Bauche und hohem Halse. Höhe desselben 0,07 *m*, grösster Bauchdurchmesser 0,07 *m*, Bodendurchmesser 0,04 *m*, Bauchhöhe 0,02 *m*, Halshöhe 0,05 *m*, Halsöffnung 0,04 *m*. Dasselbe war nur mit Sand gefüllt.

7. Oestlich von *e*, beinahe an der Kistenwand, eine grosse, schön geformte, röthlich gebrannte, auf der Blockscheibe gefertigte, gut erhaltene Urne (Fig. II*g*), mit einem hohen, am oberen Rande nach aussen gebogenen, glatten Halse und einem sehr weiten, nach unten stark verjüngten, rauhen Bauch; der Hals ist durch eine sehr scharfe Kante vom Bauch abgesetzt; unter der hervorstehenden Kante stehen zwei, je 7 *mm* hohe und 2 *cm* breite, angesetzte, jedoch nicht durchlochte Henkelansätze einander gegenüber. Beide verbindet eine horizontale, mit einem Stempel eingedrückte, blattartige Verzierung, deren Spitzen nach unten gerichtet sind. Unterhalb derselben, auf dem 3 *cm* breiten, glatten Bauchtheil, ist eine, in schwachem Bogen von Henkelansatz zu Henkelansatz herabhängende, ovale, mit einem Stempel eingedrückte Punktverzierung angebracht, gleichsam eine Perlenschnur darstellend. Ganze Höhe 0,285 *m*, Halsöffnung 0,18 *m*, Halshöhe 0,09 *m*, grösster Bauchdurchmesser 0,285 *m*, Bodendurchmesser 0,14 *m*. Die Urne war mit einem schalenartigen Deckel zugedeckt, welcher jedoch zer-

brochen war. Innen ist sie geglättet und schwarz angeschmaucht. Der Inhalt bestand nur in gebrannten Knochenresten und Sand.

8. An der westlichen Wand hinter Urne *e*: eine ebensolche, schön geformte, röthlich gebrannte grosse Urne (Fig. II *h*), von der jedoch nur der grösste Theil des Halses und ein Theil des Bauches erhalten werden konnte; das Uebrige zerfiel bei der leisesten Berührung. Nach den erhaltenen Theilen zu urtheilen, hatte dieselbe die gleiche Form und ebensolche Grössenmaasse, wie die vorher beschriebene, auch eben solche Henkelansätze und Blattverzierung, jedoch mit dem Unterschiede, dass sie von links nach rechts laufend war, und statt der Perlschnur eine in schwachem Bogen herabhängende Blattverzierung. Halsöffnung 0,17 *m*, Halshöhe 0,08 *m*. Sie war auch mit einem schalenförmigen Deckel, der nicht erhalten werden konnte, zugedeckt. In ihr befanden sich gebrannte Knochenreste, mit Sand vermischt.

9. Nicht weit von dieser, nach Osten zu, lag auf der Seite im Sande eine zerdrückte, kleine, schwarze, blanke, glatte, dünnwandige Urne (Fig. II *i*), etwa 0,14 *m* hoch, mit einem schwärzlichgrauen Deckel versehen, welcher theilweise erhalten ist; er hat die Gestalt eines flachen Kegels, an seiner Spitze abgeschnitten; der äussere Rand ist etwas in die Höhe gebogen; der Deckel mit zwei scharfkantigen, herumlaufenden, aufgeklebten Leisten versehen, die denselben in drei Abstufungen theilen; innen ist derselbe halbkuglig, mit einem schwachen Falz. Die Masse selbst mit vielen Glimmerblättchen durchsetzt, Höhe 0,03 *m*, Randdurchmesser 0,09 *m*.

10. In derselben Richtung, nach Osten zu, eine grosse, schwarze, blanke, reich verzierte, offene Urne (Fig. II *k*). Der grösste Theil derselben war zerdrückt, so dass nur ein Theil des Halses und des Bauches gerettet worden ist; nach diesen zusammengekitteten Stücken zu urtheilen, ist dieselbe auf der Blockscheibe gefertigt, hatte einen weiten Bauch und einen sich wenig verengenden Hals; beide Theile sind durch eine doppelte, sehr unregelmässig herumlaufende Hohlkehle abgesetzt. Oberhalb der Hohlkehle, auf dem Halse, laufen in zwei übereinander stehenden Reihen eingedrückte längliche Punktverzierungen herum. Unterhalb der Hohlkehle, auf dem Bauche, sind in Abständen von 3 *cm* immer je zwei übereinander stehende Reihen von Punkten angebracht, derart, dass dieselben nach unten offene spitze Winkel bilden. Der Inhalt der Urne bestand, nach Entfernung der Scherben, nur aus gebrannten Knochenresten. Gemessen konnte dieselbe nicht werden.

11. Hinter dieser stand in der nordöstlichen Ecke eine grosse, schwarze, blanke, gut erhaltene, auf der Blockscheibe gefertigte Urne (Fig. II *l*), mit einem grauschwärzlichen, hutförmigen Deckel versehen; derselbe war zerdrückt, konnte jedoch gemessen und gezeichnet werden (siehe Fig. II über der Urne *l*). Die Urne selbst hat eine gefällige Form; der Bauch ist durch einen schwachen Absatz vom Halse getrennt, in der Mitte der Bauchhöhe ist dieselbe am weitesten ausgebaucht, der Hals am oberen Rande etwas nach aussen gebogen. Gleich unter dem Absatz ist ein kleines, 5 *mm* dickes, nach aussen gebogenes Thonstück angesetzt, gleich einem Oehr, in der Mitte mit einem 1 *mm* grossen Loch versehen, worin ein nur zusammengebogener Bronzedrahtring von 3 *cm* Durchmesser, theilweise mit Patina überzogen, hängt; auf der entgegengesetzten Seite des Bauches, wo das zweite Oehr gesessen hat, ist nur eine matte Stelle erkennbar. Zwischen den Oehren läuft eine unregelmässige, fein eingekratzte, doppelte, ziemlich grosse Zickzacklinie herum. Höhe der Urne ohne Deckel 0,235 *m*, Bauchhöhe 0,17 *m*, grösster Bauchdurchmesser 0,24 *m*, Halshöhe 0,08 *m*, Halsöffnung 0,12 *m*, Bodendurchmesser 0,11 *m*. Der hutförmige Deckel ist an der Spitze abgeplattet und

hat eine Höhe von 0,07 *m*. Der untere Rand ist etwas nach oben gebogen, hat einen Durchmesser von 0,17 *m* und zeigt auf der halben Höhe eine ebensolche doppelte Zickzacklinie, wie die Urne. In derselben wurden ausser gebrannten Knochenstücken geschmolzene blaue Glasperlen und Stückchen von Bronzedraht, mit Grünrost überzogen (siehe Taf. II unten), gefunden. Betrachtet man die Urne mit Deckel, so kommt man auf die Vermuthung, eine sogenannte Ohrenurne vor sich zu haben, die Prof. Dr. Berent als Uebergänge von Gesichtsurnen bezeichnet (siehe Pomerellische Gesichtsurnen II. Abtheilung S. 115). Ist diese Annahme richtig, so wäre es meines Wissens die erste, welche näher nach der Bernsteinküste gefunden worden ist, denn nach dem Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Mai 1874 S. 12 hat Hr. Prof. Dr. Virchow solche nur bis in die Gegend von Gnesen gefunden.

Neben dieser Urne im Sande lagen 2 offene, 6 *cm* im Durchmesser haltende, anscheinend leicht gebrannte, glatte, vierkantige Eisenringe (siehe Taf. II unten).

12. Westlich von Urne *l*, ziemlich in der Mitte an der Nordwand der Kiste: eine kleine, schwarze, blanke, reich verzierte Urne (Fig. II*m*), mit einem mützenförmigen Deckel versehen. Dieselbe war vollständig zerdrückt, so dass nur ein Theil des Halses, des Bauches und des Deckels erhalten sind. Die ganze Höhe mit Deckel, so weit sie noch gemessen werden konnte, war 0,175 *m*, der Deckel allein 0,05 *m* hoch. In derselben befanden sich ganz feine kleine Knochenstückchen, anscheinend von einer Kinderleiche stammend. Die Urne hatte einen nach aussen gebogenen Halsrand; der Hals selbst ist durch eine eingedrückte Strichverzierung vom Bauch getrennt. Unter dieser sind einander gegenüberstehend zwei, 15 *mm* im Durchmesser haltende, grosse, kreisrunde Knöpfe angesetzt, wie noch auf dem erhaltenen Theile zu sehen ist; zwischen diesen verläuft eine zweite Strichverzierung, die aber nach den Knöpfen zu in die Höhe ging, also einen Bogen darstellte. Darunter finden wir eine, von je zwei übereinander stehenden, eingedrückten Strichen gebildete Zickzacklinie; das Ganze sieht wie ein Gehänge aus. Der gut erhaltene Deckel ist breit, kegelförmig, abgeplattet. Von da aus bis zum Rande 9 halbrunde vertiefte Linien eingezogen; der untere Rand hat einen Durchmesser von 0,09 *m*. In der nordwestlichen Ecke der Kiste befand sich nur Sand.

Wenn man die Lage der 3 Kistengräber, sowie die der früher zerstörten (siehe Taf. I Fig. *B* und *C*) und alle die Stellen, wo frei in der Erde Urnen gestanden haben, zusammenfasst, so kommt man auf die Vermuthung, dass nicht weit von einem so grossen Gräberfelde eine Ansiedelung gewesen sein muss. In dieser Vermuthung wird man noch mehr dadurch bestärkt, dass etwa 500 *m* östlich von diesem Gräberfelde, auf dem Acker des angrenzenden Besitzers Krüger, schon wiederholt beim Ackern grosse Stellen mit Kohlen, bis 4 *cm* Lagerhöhe, sowie Bronzeringchen, Knochen, Scherben und Eisenstücke gefunden worden sind (siehe Taf. I Fig. I Brandstelle). Ich selbst habe dieses Feld auf 5 *qm* Flächenraum untersucht, fand aber nach Abräumung der Ackerkrume, in 1 *m* Entfernung von einander, nur Scherben von rothem Sandstein, darunter Kohlenstücke, 3—4 *cm* lagernd, und unter diesen eine roth gebrannte Thonlage von 6—8 *cm* Stärke, jedoch nicht fest, sondern sehr bröcklig, ohne jede Spur von Knochen, Topfscherben oder Metallgegenständen. Mit Erlaubniss des Hrn. Krüger sollen in diesem Jahre nach der Ernte weitere Nachgrabungen angestellt werden.

Etwa 1500 *m* westlich von dem Gräberfelde auf dem Höhenzuge von Sibsau befindet sich der sogenannte Schlossberg (Taf. I *G*), der jedoch durch jahrelange Beackerung seine ursprüngliche Gestalt mehr oder weniger eingebüsst hat. Die östliche Seite desselben ist die am besten erhaltene; von Norden aus scheint der

Aufgang gewesen zu sein. Auf dem Berge habe ich schon öfter, wenn ich denselben absuchte, Topfscherben von dem Burgwalltypus, Bronzedrahtstückchen, Bronzeringchen, Kettchen, auch Feuersteinspähne, so auch Stücke von Feuersteinmessern und Schaber gefunden. Verfolgt man den Höhenzug nach Norden weiter, so findet man zerstreut solche Feuersteinstücke und Topfscherben bis nach dem Dorfe Kommorsk sehr häufig, auch hin und wieder, wenn vom Winde der Sand fortgefegt ist, schwarze runde Brandstellen, die ich jedoch bis jetzt nicht näher untersucht habe.

Auf demselben Höhenzuge, südlich vom Schlossberge, befindet sich auch ein etwa 8—10 *m* hoher Erdkegel, dort Kikelchenberg (Kiken = Aussicht) genannt (Taf. I *H*), der auf seiner Spitze in der Mitte eine Vertiefung hat, aus Sand besteht, mit einer Thonschicht bedeckt und mit einigen verkrüppelten Kiefern bewachsen ist. Derselbe ist bis jetzt noch nicht untersucht.

Hr. Besitzer Görtz hat sämmtliche Gegenstände aus der zuletzt gefundenen Steinkiste dem Graudenzer Stadtmuseum übergeben, wofür demselben hiermit der beste Dank ausgesprochen wird.

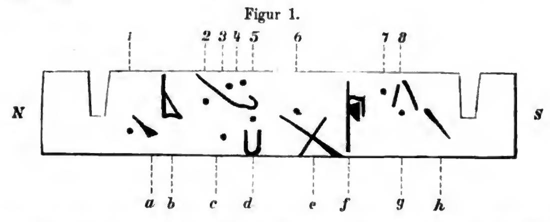
(17) Hr. Taubner schickt aus Neustadt, Westpr., unter dem 2. October nachstehenden Versuch der Deutung einer

Bildzifferschrift aus einem alten Brunnen bei Neustettin.

Anfangs der siebenziger Jahre wurde von Hrn. Major a. D. Kasiski in Neustettin eine Inschrift[1]) veröffentlicht, die er an einem, in einem dortigen Moore freigelegten Brunnen fand, den er nach allen näheren Umständen für einen prähistorischen ansehen zu müssen glaubte. Eine Lösung der betreffenden Inschrift konnte ich in der diesbezüglichen Literatur nicht finden; ich meine selbst in Folgendem eine befriedigende geben zu können.

Die nachstehende Abbildung giebt eine genaue Kopie der damals veröffentlichten Inschrift.

Figur 1.



Zur Kenntniss der Localität seien noch folgende nothwendige Sätze aus dem Artikel angeführt: „Der Brunnen befand sich in einer Torfwiese, etwa 1500 Schritt nördlich von Streitzig ($^3/_8$ Meile westlich von Neustettin gelegen), 30 Schritt vom Lande, $^1/_2$ *m* westlich von einem nassen Graben, welcher aus dem Ihlepfuhl in fast südlicher Richtung nach dem Streitzigsee fliesst." „Die abgebildete Bohle ist von der östlichen, inneren, dem erwähnten Graben zuliegenden Seite des Brunnens genommen." „Sie bestand aus Eichenholz, war noch gut erhalten, so dass auch die Zeichnung der ursprünglichen Inschrift vollkommen entspricht, mit Ausnahme vielleicht von einem oder zwei Punkten (welchen?), die weniger sichtbar waren."

1) Schriften der naturf. Gesellschaft zu Danzig 1875 Bd. III Heft 4 S. 14.

„Auf dem Boden des Brunnens befanden sich die Scherben eines Topfes, welcher aus einem, mit vielen Quarzsplittern vermischten Thon aus freier Hand geformt und gut gebrannt war.“ „Ferner lagen in dem Brunnen 2 Stücke Eisen von je 22 *cm* Länge u. s. w.“

Nebenstehende Skizze (Fig. 2) würde die Lage des Brunnens zum Wassergefälle und zu den Himmelsrichtungen veranschaulichen.

Figur 2.

N y W z z' O S

z der Brunnen. *z'* die Bohle mit dem Zeichen auf ihrer Innenfläche. *y* der nasse Graben, nach Süden fliessend.

Versetzen wir nun in Gedanken das Bild der Bohle in seine ursprüngliche Lage, so wird die, vom Leser nach links liegende Hälfte die nördliche, die nach rechts liegende die südliche sein, was in Figur 1 durch die Buchstaben *N* und *S* ausgedrückt ist. Rechts und links oben, ziemlich bis zur Hälfte der Bohle gehend, sieht man je einen Einschnitt, beide waren zum Einfügen der darüber gelegenen Querbohlen bestimmt. Die einzelnen Zeichen sind durch die Buchstaben *a*—*h* bestimmt, die Punkte durch die Zahlen 1—8, wobei die Zahl 4 die beiden dicht nebeneinander stehenden Punkte bezeichnet.

Die Zeichen selbst lassen sich nun in 3 verschiedene Kategorien eintheilen, in

1) Zeichen für natürliche oder künstliche Gegenstände, es sind dies: *b*, *c*, *d* und sämmtliche Punkte.
2) Zahlzeichen: *e*, *f* und *g*.
3) Interpunktionszeichen: *a* und *h*.

Ad 1: *d*, ungefähr der Mitte des Bildes entsprechend, ist die Darstellung des Brunnens selbst, in dem das vom höher gelegenen nördlichen Terrain *b* nach Süden fliessende Wasser *c* in die Höhe kommt (der Haken von *c* entspricht genau der Mitte von *d*).

Ad 2: *e*, *f* und *g* sind Zahlzeichen des älteren griechischen Alphabets und zwar bedeutet:

X = 1000

ᚫ = ΓΔ = 50

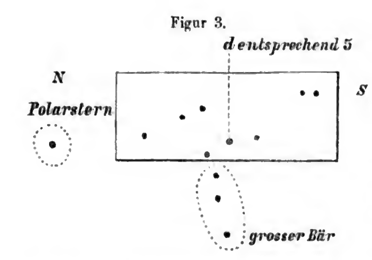
/\ = Δ = 10

demnach X ΓΔ Δ = 1060 (das Jahr 1060).

Ad 3: *a* und *h* sind Anfangs- und Endzeichen, *h* unserem Komma ,, *a* einem solchen umgekehrt entsprechend ‘, indess nicht von hinten oben nach vorn unten, sondern von vorn oben nach hinten unten geschrieben.

Es fehlen nun noch ad 1 die Punkte[1]). Sie bedeuten Sterne und zwar stellt das Conglomerat der 5 in einem Viereck links über dem Brunnenzeichen offenbar die vier Räder des grossen Wagens (grosser Bär) dar, von denen das eine (der eine Stern) bei der scheinbaren Himmelsdrehung ziemlich genau in den Zenith des Neustettiner Breitengrades (etwa 54° nördlicher Breite) kommt. Eine genaue Copie — nach dem allgemeinen Handatlas von Richard Andree — der correspondirenden Sterne giebt umstehendes Bild (Fig. 3).

1) Vgl. hierzu: Felsenzeichnungen in Ostgothland. Zeitschrift für Ethnologie. V. Band Berlin 1873. S. 196 ff.



Dem Gedankengange des Zeichners dürfte nun folgender Satz entsprechen:

„Dieser Brunnen ist gebaut, um Wasser, das von einem höher gelegenen nördlichen Terrain nach Süden kommt, in sich aufzunehmen, im Jahre 1060. Damals kam ein bestimmter Stern (des grossen Bären) bei der Himmelsdrehung in den Zenith des Brunens."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die Neustettiner Gegend um das Jahr 1060 p. Chr. als slavisch zu betrachten ist und die Slaven bekamen, wie die übrigen europäischen Völker, ja auch von den Griechen zuerst Alphabet und Zahlzeichen; ihr Apostel Cyrillus, gestorben 869, brachte es ihnen zuerst. Erst später verdrängte dann das lateinische Alphabet u. s. w. bei der grösseren Mehrzahl wieder dieses.

Wenn der Verfasser Hrn. Kasiski richtig versteht, so ist letzterer über einen oder zwei Punkte auf der Bohle zweifelhaft, ob sie überhaupt Punkte sein sollen. In diesem Falle würde der Verf. Punkt 1 und Punkt 4 rechts eliminiren, denn Punkt 1 steht vor dem Anfangszeichen, Punkt 4 rechts ist in Wirklichkeit natürlich nicht vorhanden. Zuerst in die Bohle geschnitten ist wohl das Brunnenzeichen, dann kamen die Sterne, die übrigen Zeichen wurden möglichst übersichtlich dazwischen untergebracht.

(18) Hr. Hauchecorne übersendet (Berlin, 29. August) folgenden Nachtrag, betreffend die

Zusammensetzung der Asche von Kawenczyn (S. 359).

Die mir übermittelte „Asche" ist hier in der Weise untersucht worden, dass das feine Mehl von den beigemengten Körnern abgesiebt und nur von ersterem der Phosphorsäuregehalt ermittelt worden ist. Derselbe beträgt in der Gesammtsubstanz des Mehls 3,1 pCt. Da das Mehl bei Lösung in Salzsäure 56,22 pCt. Unlösliches hinterlässt, während 43,78 pCt. in Lösung gehen und da ferner die gefundene Menge Phosphorsäure ganz auf das Lösliche zu berechnen ist, so beträgt die Phosphorsäure im Löslichen 7,08 pCt. Damit nähert sich das Resultat dem Salkowski'schen.

In den abgesiebten Körnchen habe ich einige winzige Holzkohlentheilchen gefunden.

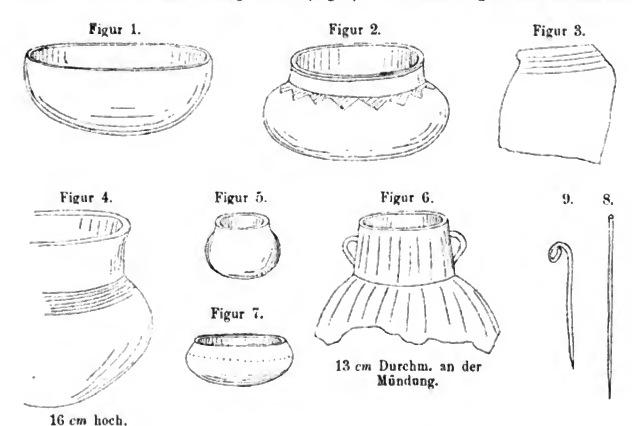
(19) Hr. Kl. Čermák zu Časlau, Böhmen, berichtet über

eine neolithische Station in der südlichsten Ziegelei zu Čáslau.

Im Juni d. J. bemerkte ich auf einem Spaziergange um die Stadt in der Ziegelhütte des Hrn. Cerný kesselartige Vertiefungen im Löss, welche mit schwarzer Erde gefüllt waren. Eine alsbald vorgenommene Untersuchung ergab einen Steinkeil aus Urschiefer, 8,5 *cm* lang, 3,2 *cm* breit, nach der Schneide hin fein zugeschliffen. In dem, auf den Fundort zunächst folgenden Kessel lag ein Scherben mit punktirter Ornamentik.

Die Arbeiter hatten, wie sie mir erzählten, schon über 50 derartige Vertiefungen angetroffen. Erkennbar waren in der Lehmwand von 90 *m* Länge noch 14

derselben, 1—1,2 *m* tief und oben 1,8—2,5 *m* breit, bedeckt mit einer 40 *cm* dicken Ackerkrume. Von diesen enthielten die meisten, nehmlich 13, schwarze, feste, senkrecht spaltende Erde, in der einige Steinstücke lagen; nur eine, und zwar die elfte von Süden her, zeigte oben schwarze Erde, unten aber sehr feine, mit der Erde gemengte Asche, welche durchsetzt war mit Scherben, Bruchstücken von zugeschliffenen Steinen, Kohlenbrocken, Lehmbewurf, zerstückelten Knochen und Muscheln von Unio batav. Hier stiess man auch auf eine 12 *cm* hohe Schüssel mit abgebrochenem Rande, geformt mit blosser Hand, aussen grauschwarz, innen braun; der Durchmesser beträgt 36 *cm* (Fig. 1). Die Scherben gehörten mindestens

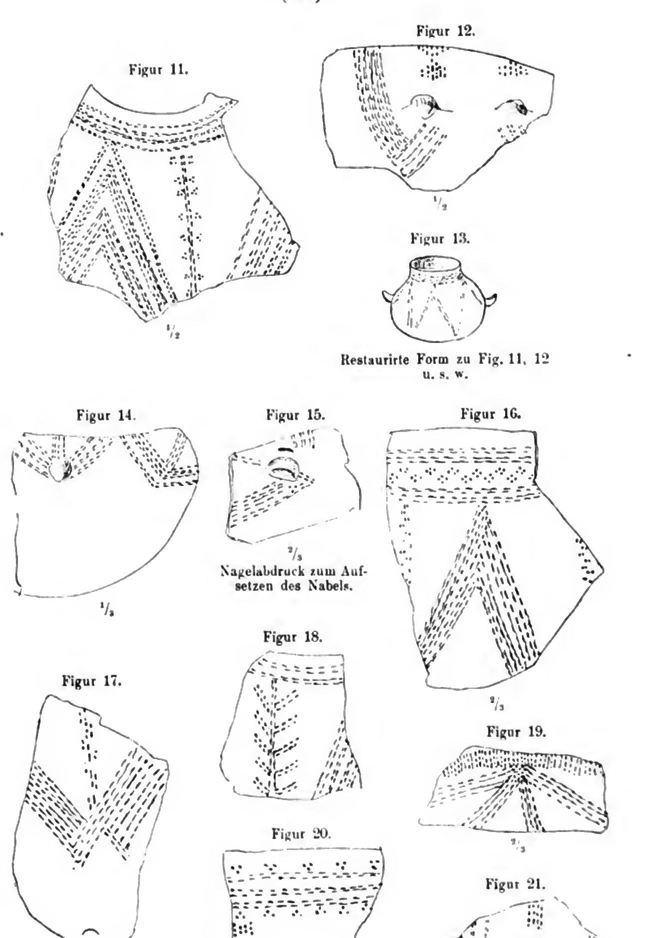


20 Gefässen an, und zwar gehörten sie theils zu sehr netten graphitirten Näpfchen und Schüsseln (Fig. 2—5), theils waren es grosse, grobe Bruchstücke von Krügen mit senkrechten, durch den Nagel hergestellten Furchen (Fig. 6) und dicke Fragmente aus der Seitenwand umfänglicher Töpfe. Hier wurden auch 2 zerbrochene Bronzenadeln aufgehoben, eine aus drehrundem Drahte, 6 *cm* lang, unten zugespitzt (Fig. 8), die andere vierkantig, unten nur 2 *mm* dick, am oberen Ende abgeplattet bis zu einer Stärke von 5 *mm* und umgeschlagen, — eine Rollnadel (Fig. 9). Weitere Metallgegenstände wurden nicht gefunden, dagegen 15 Feuersteinsplitter, Schaber, Messer, Pfeilspitzen und Steinkerne (nuclei).

Figur 10.

In der 6. Vertiefung fanden die Arbeiter das Bahnende eines zerbrochenen Steinhammers, welcher 7,5 *cm* breit ist. Er ist in Höhe des Bohrloches durchschlagen und an dieser Stelle 4,4 *cm* dick. Der Durchmesser der Oeffnung beträgt 3 *cm* (Fig. 10).

In dem 12. und auch im 6., 11. und 13. Kessel fand man sehr viele, sauber gearbeitete, punktirte Scherben von bombenartigen und schalenförmigen Gefässen aus fein geschlemmtem Lehm (Fig. 11—12, 14—21), prachtvoll verziert mit wagerechten und spitzwinklig gestellten, auch wie Tannen-



Figur 11.
1/2
Figur 12.
1/3
Figur 13.
Restaurirte Form zu Fig. 11, 12 u. s. w.
Figur 14.
1/3
Figur 15.
2/3
Nagelabdruck zum Aufsetzen des Nabels.
Figur 16.
2/3
Figur 17.
2/3
Figur 18.
Figur 19.
2/3
Figur 20.
2/3
Figur 21.
2/3

nadeln gruppirten Reihen von Eindrücken. Eine restaurirte Form ist in Fig. 13 abgebildet. Die Farbe ist theils gelblich (Fig. 11, 12, 15), theils schwärzlich (Fig. 14, 16—21). Die Vertiefungen sind nicht mit Kalk ausgefüllt, wie eine andere geometrische Urnenverzierung von Markowic. Dagegen stimmen die Scherben vollständig überein mit einigen von Neu-Bydzov, welche Hr. Consul L. Schneider in der Schnabel'schen Ziegelei gefunden hat und mit denen von Krp bei Melnik, welche Hr. Prof. Dr. Joh. N. Woldřich in den Mittheilungen der Wiener Anthrop. Gesellsch. (Bd. XVI. 1886. Separatabdr. S. 5) beschrieben hat.

Wir kennen jetzt also aus der Umgegend von Čáslau bereits 3 neolithische Stationen, welche man nach dem verhältnissmässigen Alter folgendermaassen ordnen kann: Koudelow (½ Stunde östlich von der Stadt, von mir beschrieben in den Mittheilungen d. k. k. Centralcommission 1886 S. 40—51), die älteste; sodann die in der Ziegelhütte des Hrn. Černý zu Časlau, etwa 15 Minuten südlich von der Dekanalkirche; schliesslich die unterste (dritte) Schicht auf dem Hrádek in Čáslau, etwa 3 Minuten westlich von der Dekanalkirche (Verhandl. d. Berlin. Gesellsch. f. Anthrop. 1886 S. 660 und Mittheilungen der k. k. Centralcommission 1887).

(20) Hr. von Stoltzenberg-Luttmersen überschickt unter dem 2. October einen Bericht, abgedruckt in der Neuen Preussischen Zeitung vom 11. September Nr. 37. Sonntagsbeilage, betreffend die

Ausgrabung der Aseburg.

Das Landesdirectorium der Provinz Hannover hat auf Antrag des historischen Vereins für Niedersachsen Mittel für die Kartirung und die Erforschung der, im Bereich der Provinz Hannover liegenden Lager und Burgwälle bewilligt, um die, in der Hölzermann'schen Arbeit enthaltene Lücke ausfüllen zu können. Vor wenigen Wochen hat die Ausgrabung der, im Hasegau belegenen Aseburg (Haseburg) unter Leitung des Hrn. v. Stoltzenberg-Luttmersen stattgefunden.

In der nordwestlichsten Spitze des ehemals den Bischöfen von Osnabrück unterthänigen Landes erhebt das Hügelland des Osning zum letzten Mal seine Stirn. Nur wenige, 100 Fuss hohe Haidehügel ragen in das nach Westen bis zur Meeresküste der Niederlande hin sich ausdehnende Tiefland hinein. Am westlichen Hange dieser Hügel liegt inmitten weiter Haide- und Moorflächen eine herrliche Waldoase. Der aus Wittekinds Stamm entsprossene fromme Graf Johann von Oldenburg und seine Frau Margarethe stifteten hier in der Mitte des 13. Jahrhunderts zu Ehren der Mutter Gottes das noch heute dastehende Kloster Börstel. Krystallklare Quellen entspringen in dem, das Kloster umgebenden, mit Riesenfarrn durchwachsenen Waldesdickicht und fliessen durch das vorliegende morastige Tiefland dem Bette der Hase zu, an deren Ufern der uralte Schultenhof von Aselage liegt, der der Sage zu Folge einst auch die Grundherrschaft über das Klostergebiet besass. Der Schultenhof und der nicht fern von ihm in die Wiesenniederung der Hase eingebettete Burgwall, die Aseburg, bilden so recht ein Stück der Urgeschichte des westfälischen Landes und Volkes. Das Volk erzählt, dass das Geschlecht der Asen auf der Burg gehaust habe.

Da liegt zunächst der Schultenhof, von weiten, wenig ertragreichen Flächen umgeben; mehr als 1000 *ha* sind Eigenthum des Besitzers (der einfache Haupthof versteckt sich in einem Eichenhain), umgeben von mehr als 20 primitiven Häusern, deren schwarze, ärmlich aussehende Strohdächer fast bis zur Erde reichen, um den Lehmzaunwänden Schutz zu gewähren. Weder Rauchfang noch Ziegel sind an

diesen Gebäuden verschwendet, kaum zeigen die spärlichen Fenster an, dass man es mit bewohnten Häusern zu thun hat.

Durchschreitet man in nördlicher Richtung den Schultenhof, so gelangt man in einer Entfernung von $^1/_2$ *km* zu den Wällen der Aseburg. Dieselben liegen auf einer 250 *m* langen und etwa 60 *m* breiten natürlichen Dünenbildung, die sich als langgestreckte Halbinsel in das sumpfige Wiesenthal der Hase eingelagert hat. Die Hauptburg nimmt die äusserste Spitze dieser Halbinsel in Form eines abgerundeten Kegelschnittes ein. Die Länge des Burgplatzes beträgt 80 *m*, die Breite 60 *m*. Die Wälle erheben sich 24 Fuss über das umliegende Wiesenterrain, fallen jedoch nach dem Burghofe hin nur 8—10 Fuss ab, da derselbe 14—15 Fuss sich über das umliegende Wiesenterrain erhebt. Vielleicht hat der ehemalige Hochwasserstand der Hase schon zu dieser Anlage gedrängt. Wo der Wall an das Wiesenterrain stösst, sind die Wallgräben ausgedeicht; nur da, wo der Frontalgraben durch die Düne gestochen ist, lässt derselbe seine ursprünglichen Verhältnisse erkennen.

Vor der Hauptburg liegt die Vorburg, in regelmässiger quadratischer Form, 50 *m* lang und breit. Die Wälle derselben sind 10 Fuss niedriger, wie die der Hauptburg, von der sie durch einen 15 *m* breiten und früher tiefen Graben getrennt sind. Aus der rechtwinkeligen Form der Befestigungen, welche nur an der Spitze der Hauptburg fehlen, was durch die natürlichen Bodenverhältnisse bedingt erscheint, hat die Mehrzahl der Forscher die Ansicht gewonnen, dass die Verschanzung ein römisches Stationslager im Hasethale gewesen sei, um so mehr, da man in der Haseniederung, ähnlich wie im Lippethale, eine Reihe von römischen Stationsverschanzungen entdeckt haben wollte. Zunächst an der Ems das Lager bei Bokeloh, in dem mehrfach römische Münzen gefunden sind; das zweite Lager stromaufwärts an der Hase sollte die Aseburg bilden; die dritte Befestigung suchte man unweit Quakenbrück in den Wallungen bei Arkenstäde. Weiter kamen in Frage Befestigungen der Arkeburg zwischen Fechta und Goldenstedt, und endlich sind es die Befestigungen auf dem Schultenhofe zu Russel bei Ankum, wo die neuerdings stattgehabten Forschungen und Grabungen, bezw. die früher gemachten Funde des Siegelsteins, eines Centurionen und zahlreicher römischer Münzen wohl kaum mehr Zweifel darüber aufkommen lassen, dass wir in der quadratischen Verwallung zu Russel eine wirklich von den Römern angelegte Verschanzung vor uns haben.

Die zunächst auf der sogenannten Vorburg der Aseburg angestellten Grabungen zeigten, dass fast die ganze Fläche bis zu einer Tiefe von 3 Fuss und darüber sporadische Culturreste aufzuweisen hatte. Es waren Scherben von Thongefässen, welche zumeist einen vormittelalterlichen Charakter trugen; Knochen von Hausthieren, mehrere kleinere Eisenstücke, Lehm und Raseneisensteine im Gemenge, die auf das Vorhandensein früherer, schwacher Grundmauern schliessen liessen. Interessanter gestaltete sich die Ausgrabung auf der Hauptburg; auch hier zeigte sich wieder die Erscheinung, dass die ganze Fläche des inneren Burghofes bis zu einer Tiefe von 4 Fuss und darüber ähnliche Culturreste, wie sie auf der Vorburg gefunden waren, aufzuweisen hatte. Ganz besonders zahlreich fand man dieselben in einer Tiefe von 4 Fuss hinter dem Frontalwall, wo Reste von Grundmauern, die aus, mit Lehm vermauerten Kiesel- und Eisensteinen bestanden hatten und so schwach waren, dass sie jedenfalls nur für leichtere Holzgebäude gedient haben konnten, zum Vorschein kamen. Diese Mauerreste lieferten den Beweis, dass die auf der Burg vorhandenen Wohnstätten sich unmittelbar an die Wälle angelehnt hatten. Man fand ausser den schon charakterisirten Gefässscherben zahlreiche

Reste von Eisengeräthen, unter ihnen auch eine Messerklinge von Bronze, einen Sporn, der nur eine Spitze, aber kein Rad besessen hatte, und verschiedene Nägel, die sich als Hufnägel kennzeichneten; auch vereinzelte Knochenreste kamen dabei zum Vorschein. Anders gestaltete sich das Bild an der südwestlichen Ecke des Frontalwalles: derselbe erhöht sich an dieser Stelle zu einer Art Warte; die Einschnitte, die diesem Höhepunkte gegenüber in den Wall gemacht wurden, trafen auf ein geradezu massenhaftes Knochenmaterial; soweit dieselben bisher untersucht sind, waren es fast nur Knochen von Hausthieren, vorwiegend von Rind und Pferd. Es fanden sich aber auch Knochen von Schafen und Schweinen darunter; sogar auch einige Hauer vom Wildeber wurden dabei entdekt. Viele der dickeren Markknochen waren gespalten; zwischen den Knochen lag eine Menge grösserer Gefässscherben zerstreut, die von Kochtöpfen oder Schmorpfannen herrührten. Weiter in den Wall hinein fanden sich Schichten halbgebrannten Lehms, die deutlich zeigten, dass in dieser Ecke der Burg die Küche oder der Backofen gestanden haben musste, bezw. dass an dieser Seite die Vorrathsräume sich befunden hatten. Unter diesen fusshoch aufgeschichteten durcheinanderliegenden Knochen- und Scherbenresten, unter denen auch Kohlenreste zum Vorschein kamen, fand man eine aus Sandstein angefertigte, sehr kleine, primitive Handmühle. Das Bild, welches die Küchenrückstände auf den Culturzustand der früheren Burgbewohner werfen liessen, zeigte, dass dieselben vorwiegend sich von Fleisch ernährt hatten, dass sie vor allen Dingen viel Pferdefleisch assen und ausserordentlich geringe Kornvorräthe besassen, da die Handmühle kaum mehr, als einen Fuss im Durchmesser hatte. An der gegenüberliegenden Seite des Burghofes wurden in einer Tiefe von 8 Fuss die Reste eines Brunnens ausgegraben, der aus starken Feld- und Eisensteinblöcken gefestigt worden war. Der Volkssage nach soll in dem Brunnen ein Schatz verborgen liegen.

Die Fundstücke und die, bei den Ausgrabungen gemachten Beobachtungen zeigten deutlich, dass die Burg viele Jahrhunderte bewohnt gewesen war und dass die Bewohner sie erst in nachkarolingischer Zeit verlassen haben mussten, wovon verschiedene eiserne Gegenstände und auch einige, mit der Drehscheibe gearbeitete Gefässscherben Kunde zu liefern schienen. Die Gebäude, welche auf der Burg gestanden haben, sind nicht durch Feuer zerstört, da sich in der Tiefe mehr Holzmoderreste, als Kohlen vorfanden, welche letztere nur bei dem Küchenraum zwischen den Kjökenmöddings vorhanden waren. Die Bedachung wird vermuthlich, da Ziegel unbekannt, Stroh aber zu feuersgefährlich war, aus zähen Rasenstücken bestanden haben, von denen anscheinend sich im Boden Spuren zeigten; noch heute findet man in Westfalen diese Bedachung auf den, in den Haideflächen errichteten Schafställen.

Ob und in wie weit die Ansicht, dass die Römer die ursprünglichen Erbauer der Aseburg gewesen seien und diese erst lange nach der Zeit, wo sie die Römer verlassen, wieder von einem sächsischen Edelinge zu einem festen Burgsitze umgestaltet worden, darüber liefert die Forschung bis heute keine festen Haltepunkte, da weder römisches Geld, noch römische Kunstprodukte auf der Burg oder in der nächsten Nachbarschaft gefunden worden sind. Vorläufig haben wir bei Beurtheilung dieser Frage über Alter und Ursprung zwei nebensächliche Umstände ins Auge zu fassen. Da, wo die Dünenhalbinsel, auf welcher die Burg steht, sich mit dem übrigen, hochgelegenen Boden verbindet, ist erst vor einer kurzen Reihe von Jahren durch den jetzigen Besitzer, Hrn. Busch, bei Planirung einer Grundfläche ein Kirchhof (mit Urnen), in dortiger Landessprache „Aulkenpötte“ genannt, aufgefunden worden. In und neben demselben sind verschiedene Eisenwaffenreste gefunden

worden. Die Erscheinung deutet entschieden auf eine vorchristliche Zeit, da wohl kaum zu bezweifeln ist, dass die früheren Bewohner der Burg dort bestattet sind.

Endlich müssen wir einer Urkunde gedenken, die von Aselage Nachricht giebt. Im Jahre 1074 schloss der Dominus Wall, als Vertreter seines Mündels Helmdaek, mit dem Bischof Benno von Osnabrück den Vergleich, dass diesem Oslage und Harsheim zufallen sollten, dass jedoch die zeitige Besitzerin bis an ihres Lebens Ende den Niessbrauch dieser Güter behalten sollte. Die Tochter der Helmdaek, welche Nonne im Kloster Essen war, konsentirte diesem Vertrage. Harsheim ist vermuthlich der jetzt in der Nähe gelegene Ort Herzlage; der Familienname Wall lässt die Vermuthung zu, dass das Edelingsgeschlecht, welches sich des alten Burgwalles bemächtigt hatte, vom Volke nach diesem genannt wurde und so den Namen Wall angenommen hat.

(21) Hr. Olshausen bespricht die

Tüllencelte des ungarischen Nationalmuseums in Budapest.

Meine Mittheilungen zur Technik alter Bronzen (diese Verh. 1885 S. 410 ff.) veranlassten Hrn. Prof. Hampel, die sämmtlichen Tüllencelte des Budapester Museums in Bezug auf das Vorkommen von Rippen oder Leisten im Innern der Tüllen zu prüfen. Hierbei ergab sich zunächst, dass von mehreren hundert derartigen Geräthen mit seitlichem Oehr überhaupt nur 3 in Betracht kommen. Diese Zahl erscheint auffallend niedrig und verdient bei der grossen Wichtigkeit der ungarischen Bronzen für die Frage der Ausbreitung der Bronzecultur in Europa besondere Beachtung. Es war mir zwar seiner Zeit nicht möglich, in den verschiedenen Museen, die ich besuchte, statistische Aufnahmen zu machen, welche das Verhältniss der Celte mit solchen Rippen zu denen ohne dieselben überall erkennen liessen; indess zählte ich doch in Stralsund unter 21 auf Rügen einzeln gefundenen Tüllencelten nicht weniger wie 10 mit inneren Rippen, und auch in anderen Sammlungen war, wenn ich mich recht erinnere, das Verhältniss ein erheblich günstigeres, als in Budapest. Die Berliner Sammlungen sind allerdings auch nur arm an Geräthen mit der erwähnten Eigenthümlichkeit; ich kenne nur 3 des K. Mus. f. Völkerkunde, von denen eines aus Schonen stammt; doch ist, weil diese Sammlung zur Zeit noch in Neuaufstellung begriffen, eine genaue Sichtung des Materials im Augenblick nicht möglich. — Vielleicht würde es einer umfassenden Statistik gelingen, an der Hand solcher, an sich unbedeutender Merkmale die Verbreitungscentren gewisser Typen des Tüllenceltes, eines für die europäisch-sibirische Bronzecultur so höchst wichtigen Geräthes, festzustellen. —

Was nun die 3 Stücke des Budapester Museums anlangt, so bietet das eine, unbekannten Fundortes $\left(\frac{45}{1884}\,8\right)$, nichts, was nicht auch schon anderweitig beobachtet wäre; es scheinen, nach dem Gypsabguss zu urtheilen, je 3 sehr schwach ausgeprägte Leisten an jeder Seite bis an den oberen Rand zu gehen. Die beiden anderen Exemplare $\left(\frac{13\ \text{I und II}}{1855}\right)$ aus einem kleinen Schatzfunde von Erlau, beide einander ganz gleich, zeigen dagegen eine mir bisher noch nicht vorgekommene Abweichung, indem statt der erhabenen Rippen umgekehrt vertiefte Rillen im Innern angebracht sind, und zwar je 3 einander nahezu parallele an jeder Seite, vom oberen Rande bis ganz hinunter gehend. Der Zweck derartiger Rillen, die natürlich im directen Gypsabguss als erhabene Leisten erscheinen, ist mir gänzlich unverständlich.

Figur 1. Figur 2.



Vorstehende Fig. 1*a*, *b* zeigt das Stück unbekannten Fundortes; man vergleiche dazu Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn, Budapest 1887, Taf. 11, 12. — Fig. 2*a*, *b* giebt die Erlauer Stücke wieder. Wegen des seitlichen Loches an Fig. 2*b* sehe man ebenda Taf. 98. —

(22) Das correspondirende Mitglied, Hr. I. R. Aspelin, übersendet mit einem Briefe an den Vorsitzenden aus Minusinsk am Jenisei, 8. September, folgenden Bericht über

Fels- und Stein-Inschriften am oberen Jenisei.

In meinen „Antiquités du Nord Finno-Ougrien Livr. I" habe ich, in Verbindung mit dem bisher mangelhaft behandelten altai-uralischen Bronzealter, einige Proben von einer, seit den Zeiten Strahlenberg's und Pallas' bekannten, bisher aber ungelesenen Schrift, die an Felsen und steinernen Denkmälern am oberen Jenisei vorkommt, früher publicirt. Zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts war diese Schrift auf Grundlage schlechter Copien Gegenstand für gelehrte Speculationen von Bayer, Tychsen und Klaproth, welche der Schrift Aehnlichkeit mit den übrigen orientalischen Schriftarten absprachen und sie mit der keltischen, gothischen und altgriechischen verglichen. Seitdem ist die Schrift Gegenstand ernsthafter linguistischer Untersuchung nicht gewesen, — in der Literatur wenigstens.

Da ich 1884 bei dem archäologischen Congress in Odessa verhältnissmässig gute Copien von 4 jeniseischen Schriftsteinen bekam, so nahm ich mir vor, die Charaktere dieser Schrift zu sammeln. Ich erhielt so aus einem Material von 847 verschiedenen Zeichen nur 38—40 Buchstaben und fand, da die Schrift, wie auch die spätere Lapidarschrift, sehr oft mit einem Colonzeichen (:) interpunktirt ist, verschiedene Worte, deren Charaktere in dem linken Ende, wahrscheinlich in Folge der Flexion, etwas variiren. Bereits früher kam ich, bei Beobachtung der grösseren Anfangsbuchstaben und der verkrümmten Enden der Zeilen, zu dem Schlusse, dass die Schrift von der rechten Seite zu der linken zu lesen sei, wie die altgriechische in den ältesten Zeiten.

Diese einfache Buchstabenschrift, in Verbindung mit den Denkmälern des Bronzealters, erschien mir als eine Neuigkeit in der Archäologie und hat, wie das Bronzealter selbst, meine Gedanken seitdem viel beschäftigt. Stand nicht etwa die grosse Metall-, besonders Goldproduction der hiesigen Tschuden des Bronzealters in Verbindung mit dem Goldreichthum der griechischen Colonien am schwarzen Meer? Gemeinsame Artefakte unterstützen eine solche Meinung. Auf diesem Wege könnte vielleicht der „air européen" der tschudischen Schrift seine

Erklärung finden. Ausserdem scheint mir das altai-uralische Bronzealter für die Geschichte der Völkerwanderung von grösster Bedeutung zu sein, seitdem ich die hiesigen Sammlungen gesehen habe. Ich kann die Meinung Radlow's, dass man von einem wirklichen Steinalter im südlichen Sibirien nicht sprechen könne, nur bekräftigen; ausser einigen Pfeilspitzen aus Feuerstein, die nebst Knochenpfeilen wahrscheinlich von der Bevölkerung des Bronzealters benutzt sind, findet man unter Tausenden von Bronzen nur ein oder zwei steinerne Werkzeuge. Das Bronzealter zeigt sich also als die älteste hiesige Culturschicht von den Gegenden des Jenisei bis zur Wolga und Kama, wo das europäische Steinalter beginnt. Nur in diesem Bronzealter kann ich Platz finden für die zahlreichen Völkerschaften, Hunnen und Uguren, Avaren, Bolgaren, Katzaren und Magyaren, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt über Ural und Wolga stürzten, Raum bereitend für die türkischen und mongolischen Völkerschaften, deren Vorposten dann gleich in den Spuren der Magyaren, mit den Komanen an der Spitze, sich am Ural zeigten. Die steinernen Statuen auf den Gräbern des Bronzealters am Jenisei und Altai bezeichnen den Weg dieser Völkerwanderung nach Westen bis zu den Steppen Südrusslands.

Mir scheint, dass bereits die geographische Lage der finno-ugrischen Völker zwischen Mongolen und Slaven darauf deutet, dass diese Völker einmal „Tschuden“ des hiesigen Bronzealters gewesen sind. Die Cultur des Bronzealters am Jenisei setzt sich fort in den Anfang des Eisenalters. Die Werkzeuge werden aber aus Gusseisen gegossen in alten Formen, die auch in einigen geschmiedeten Werkzeugen noch auftreten; aber damit ist die Continuität abgebrochen. Ich glaube deswegen, dass die Entdeckung des Eisens ein bedeutender Factor für das Hervorrufen der hiesigen Emigration gewesen ist. Am Kama aber, wo das Eisen in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt bekannt wurde, scheint der Culturzusammenhang nicht abgebrochen zu sein, denn Spuren des altai-uralischen Bronzealters sind bis Finland und bis in das nördliche Skandinavien gefunden.

Da die Erforschung dieses Bronzealters in jedem Fall von grosser Bedeutung für die Vorzeit der finnischen Völker sein muss, so wurde im Anfang des Juni von dem finnischen Alterthumsverein eine Expedition von zwei Archäologen — ausser mir Dr. Hjalmar Appelgren — nach dem Jenisei ausgerüstet, besonders um die oben erwähnten Schriftreste zu copiren und den archäologischen Zusammenhang derselben mit den dortigen Gräbern zu erforschen.

Die mehr oder weniger gut erhaltenen Inschriften sind bisweilen an Felsenwänden, aber öfter an besonders errichteten, steinernen Denkmälern eingehauen. Diese Denkmäler, von rectangulärem oder facettirtem Durchschnitt, sind 2—3 *m* hoch; bisweilen haben sie die Form der gewöhnlichen Statuen mit skulpirtem Kopf und mit den Händen ein Gefäss umfassend, andermal ist ein menschliches Gesicht auf der Seite des Steins ausgehauen.

Unsere bisherigen Copien der Inschriften von einer Felswand, wo auch, wie es scheint, gleichzeitig mit der Schrift, reiche Jagdscenen eingeritzt sind, und von 9 Denkmälern bestehen theils aus Zeichnungen mit Bleistift, um die Lage der Inschriften zu zeigen, theils aus Abdrücken auf nassem Filtrirpapier, von denen Doubletten mit den Originalen collationirt und corrigirt sind. Sechs, früher von Strahlenberg, Messerschmidt, Pallas und Castrén gefundene Schriftsteine haben wir leider vergebens auf den bezeichneten Steppen gesucht. Ausserdem giebt es noch 3 Felsinschriften und 2 beschriebene Denkmäler, zum Theil auf der chinesischen Seite der Grenze, wohin Dr. Appelgren mit einem hiesigen Lands-

mann, Pastor Grans, jetzt im Begriff ist, über die sajanischen Bergketten zu gehen, da ich gezwungen bin, die Rückreise nach Finland anzutreten.

Von den mir bekannten beschriebenen Denkmälern sind 6 in Steppen gefunden, ohne Zusammenhang mit, jedoch nicht weit von Gräbern; auf diesen Plätzen habe ich beim Graben entweder gar nichts, oder nur einige Knochen, — wahrscheinlich von späteren Schamanenopfern, — gefunden. Nur eines stand bis 1847, nach Angabe eines Augenzeugen, auf einem Grabhügel aus Erde; die Plätze von 2 anderen, die nach Minusinsk gebracht sind, habe ich bisher nicht gefunden. Die Statuen aber, mit denen die Schriftsteine und ähnliche Skulpturen verwandt sind, finden sich entweder einzeln auf der Steppe oder am Rande von Steingrabhügeln, die mit besonderer Begierde überall ausgeplündert sind. Es wäre deshalb schwierig, durch neue Ausgrabungen das Alter dieser Gräber zu bestimmen. Auf den Gesichtern der Statuen finden sich häufig zwei skulpirte Linien, die von einem Ohr zum andern über die Nase gezogen sind. Diese Linien wiederholen sich in der schwarzen Tättowirung von rothgefärbten Gypsmasken, die in einigen hiesigen Gräbern auf den Schädeln der Skelette gefunden sind. Da die mitausgegrabenen Messer, Aexte u. s. w. bezeugen, dass diese Gräber aus dem Bronzealter herrühren, so gewinnt man darin einen Grund, anzunehmen, dass auch die Statuen und Schriftsteine dieser Periode angehören. Nähere Aufschlüsse kann man nur von systematischen Ausgrabungen der hiesigen Gräber erwarten, und dazu hat uns das Aufsuchen der Striftsteine fast keine Zeit übrig gelassen. Die Gräber, zerstreut in den Steppen zu Hunderten und Tausenden, in einigen vielleicht zu Zehntausenden, sind stumme Zeugen einer mächtigen Bevölkerung, die mit grossen Canalsystemen die Steppen zu bewässern verstand. Oft sind die Gräber mit breiten und dicken, von den Bergen gebrachten Steinplatten, die bis 5 *m* über die Erde hervorragen, umgeben, und fast jedes Grab ist ausserdem mit niedrigen Wandsteinen umsetzt. Innerhalb dieser rektangulären Umzäunung finden sich, unter der Oberfläche der Erde und ebenfalls von colossalen Steinplatten bedeckt, Grabkammern mit hölzernen oder steinernen Wänden, — eine, zwei oder mehrere in jedem Grabe. Die Gräber sind oft, nicht immer, mit Erd-, selten mit Stein-Hügeln versehen; die grössten Steine an den Ecken und auf den vier Seiten der Umzäunung haben die schmalen Seiten gegen NO. und SW. gerichtet. Bisher aber besitzt man keine genügende wissenschaftliche Beschreibung eines Grabes mit dessen Inventar, sondern nur allgemeine Bemerkungen.

Wenn meine amtlichen Beschäftigungen als Secretär und geschäftsführendes Mitglied einer in Finland seit 1884 existirenden Archäologischen Commission mir dazu Musse lassen, werde ich die Sammlungen unserer Expedition in diesem Winter herausgeben.

(23) Hr. Dr. A. von Eye schickt mit einem Briefe an den Vorsitzenden aus Joinville, Sta. Catharina, 29. Juni, folgende Mittheilungen über

die brasilianischen Sambaquis.

Die Kenntniss der am grössten Theile der Küste des mittleren und südlichen Brasiliens zerstreuten Muschelberge mit sogenannten Küchenabfällen hat in der letzten Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, nachdem die Forschung den Vortheil erlangt, dass eine mit den nöthigen Gesichtspunkten ausgerüstete Persönlichkeit mehrere Jahre hindurch an Ort und Stelle dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit widmen und so sich manchen Zufall zu Nutzen machen konnte, der dem kurze Zeit weilenden Reisenden entgeht. Hr. G. Müller-Schiess wohnt

seit etwa 2 Jahren in der Colonie Dona Francisca, Provinz Sta. Catharina, und hat sich zwar in geringem Umkreise, doch mit einer Sorgfalt und einem systematischen Vorgehen der Untersuchung der Sambaquis gewidmet, welche seinen Erfolgen und der von ihm zusammengebrachten Sammlung doppelten Werth verleihen. Da sich schon früher ergeben hatte und auch ihm bald die Gewissheit aufging, dass jene Berge allmählich und lange Zeit hindurch aufgethürmt worden, liess er es sich vor allem angelegen sein, die in den unteren Schichten zu Tage tretenden Fundstücke von den oberen zu unterscheiden, und er hat dadurch Ergebnisse gewonnen, die freilich erst ihre volle Würdigung finden werden, wenn die Sammlung, wie beabsichtigt, nach Deutschland gebracht und hier unter den Augen von Fachmännern mit dem früher gesammelten Material zusammengestellt sein wird. Namentlich hat Hr. Müller es sich angelegen sein lassen, die in den verschiedenen Stufen der Muschelanhäufung aufgefundenen menschlichen Gebeine, soweit er hat nachkommen können, genau von einander zu trennen. Der Vergleich ergiebt sofort, wie die zu unterst gelegenen ungleich stärker vermorscht sind, als die oberen, und namentlich die Oeffnungen über den Gelenken der Oberarmbeine bedeutend grösser sind, als in der jüngeren Generation, so dass die Anatomie sie vielleicht in eine weit entlegene Zeit zurückversetzen wird. Von besonderer Wichtigkeit ist ein tief gelegener, vollständiger Schädel, an welchem auch der Unterkiefer noch erhalten ist und der beim ersten Blick durch die niedrige Stirn, die vortretenden Augenknochen und unverhältnissmässig grossen Kauwerkzeuge auf einen tiefen Stand menschlicher Bildung hinweist, bei näherer Untersuchung vielleicht auch für die Rassebestimmung Ausweise geben wird. Die zahlreich gefundenen Zähne, welche zum Theil noch im Kiefer haften, zeigen durchweg ein festes Gefüge, sind aber sämmtlich, und zwar gleichmässig durch den ganzen Mund, glatt abgekaut. — Arm- und Beinknochen sind so zerschlagen, dass man dem Bruche ansieht, das Mark sei ausgeschlürft worden. Es finden sich solche zum Theil angebrannt, auch an Feuerstellen, so dass die Vorstellung des Cannibalismus nahe tritt. In einem solchen Knochen fand sich noch ein Holzspahn, welcher die Stelle des Löffels versehen zu haben scheint.

Die gefundenen Steinwerkzeuge zeigen, worauf schon früher in diesen Blättern hingewiesen wurde, nicht die stylvolle Formgebung der europäischen Funde, übertreffen darin aber doch bei weitem die gleichen Werkzeuge der heutigen Botokuden, welche bis vor Kurzem die Küstengegenden und noch gegenwärtig das Innere der Provinz Sta. Catharina bewohnen. Meistens sind sie nur nothdürftig für den Gebrauch zugehauen und allein in der Nähe der Schneide geglättet. Immer ist aber das Bestreben nach symmetrischer Gestaltung bemerkbar und diese bisweilen mit Genauigkeit durchgeführt. Namentlich zeichnet ein langer Steinkeil sich aus, mit 2 Vertiefungen an den Schmalseiten in der Nähe des oberen stumpfen Endes. Einen ganz anderen Eindruck macht eine steinerne Keule, die ihrer praktischen Bestimmung so entschieden zugebildet ist, dass darüber kaum ein Zweifel bestehen kann; aber sie entbehrt jeder regelmässigen Formgebung, ist auch nicht in einem Muschelberge, sondern auf dem Friedhofe zu Joinville gefunden worden, also wohl den Botokuden zuzuschreiben.

Was aber der in Rede stehenden Sammlung eine besondere Bedeutung verleiht, ist das Vorkommen von steinernen Werkzeugen, die offenbar keine feindliche Bestimmung oder eine solche in ganz besonderer Weise andeuten. Dahin scheint vor allem ein Schleuderstein mit 4 ausgeschliffenen Spitzen zu gehören, ein Instrument, welches bis jetzt gewiss einzig dasteht. Schleudersteine und Schlagkugeln von rundlicher Form, mit 2 abgeplatteten oder sogar etwas vertieften Seiten-

flächen kommen öfter vor. Höchst merkwürdig ist aber ein geschliffener Stein, der mit kopfartigem Ansatz, spitzer Schnauze und zwei vorstehenden Ohren zu sehr einem liegenden Schweine gleicht, als dass man nicht versucht sein sollte, ihn zu den, auch aus europäischen Funden bekannten vorgeschichtlichen Kunstwerken zu rechnen.

Ueberhaupt finden sich in der Müller'schen Sammlung Beläge, welche darauf hinweisen, dass wir, wenigstens auf einer gewissen Stufe der Auftragung der Muschelberge, es nicht mehr mit dem untersten Range menschlicher Bildung zu thun haben. An einem, glücklicherweise mit der nöthigen Sorgfalt ausgehobenen, schon ziemlich vermorschten menschlichen Gebeine finden sich unzweifelhafte Spuren eines Gewebes. Zwei vom sternförmig gereiften Rückenwirbel eines Tapirs abgehobene Platten haben ohne Zweifel als Schmuckstücke gedient. Auf einen ähnlichen Zweck deutet eine rothe Farbe, welche der, vor einer Reihe von Jahren in den Ausgrabungen der Renthierzeit bei Schussenried in Schwaben ähnlich ist. Während hier aber die Farbe in kleinen Klumpen gefunden wurde, war sie im Muschelberge von Porto do Rei auf der Insel São Francisco bereits einer Muschel einverleibt. Spuren derselben Farbe finden sich aber auch an einem Steinbeil und an einem Menschenknochen aus dem Fettback'schen Kalkberge bei Joinville. Ebendaher stammt eine Austerschale mit Spuren einer gelben Farbe. Scherben von gebranntem Thon kommen ziemlich häufig vor, aber auch solche von geschliffenem Stein mit erhobenem Rande. Das Bruchstück einer Reibschale enthält an der unteren Seite Vertiefungen, wie zum Einsetzen der Fingerspitzen. Auch eine Mörserkeule, Schabsteine, sowie Instrumente von Knochen, welche einem ähnlichen Zwecke gedient zu haben scheinen, fehlen nicht. Als seltenes Stück ist ein angekohlter Walfischwirbel, mit oben und unten in einer gewissen Regelmässigkeit eingegrabenen Vertiefungen, ebenfalls in der Grösse der Fingerspitzen, zu verzeichnen.

Gerade die hier in Rede stehende Sammlung thut dar, dass die Funde dieser Muschelberge, wie gesagt, von einer höheren Cultur zeugen, als die heutigen wilden Bewohner der Gegend sie besitzen, die sich nur vom Antriebe der Noth leiten zu lassen scheinen und höchstens durch den Pflock in ihren Lippen und Ohren, wie durch eine, gelegentlich in der Befiederung ihrer Pfeile angebrachte, bunte Papageienfeder andeuten, dass auch sie einer primitiven Regung für Ausstattung der bloss natürlichen Existenz nicht entbehren. Suchen wir nach Erbauern und Bewohnern der alten Sambaquis, so finden wir unter den bekannten Stämmen nur die Guaranís, welche zwar jetzt an den in Rede stehenden Küsten gänzlich verschwunden zu sein scheinen, ihre einstige Anwesenheit aber in den häufigen Ortsbenennungen, welche Berge und Flüsse dieser Gegend noch gegenwärtig tragen, bezeugt haben. Namen, wie Jaraguá, Jurapé, Itapocú, Itajahý, welche sämmtlich die Betonung auf die letzte Silbe verlegen, sowie die öfter vorkommenden Endsilben assú und mirim (gross, klein) sollen der Guaranisprache angehören, welche in Paraguay ja noch im Munde der Urbewohner lebt. Aber auch manche Sitten und Gebräuche, Kenntnisse, wie die einfache Lebens- und Ernährungsweise der heutigen brasilianischen Waldbewohner, der Caboclos, scheinen Ueberlieferungen jenes Volksstammes, der, wenigstens in diesen schwer zu bewohnenden und wohl immer ziemlich menschenleeren Niederungen, mit den spärlich einwandernden Portugiesen sich vermischt zu haben und darin aufgegangen sein dürfte. Vielleicht war es gerade die fortgeschrittene Cultur der Guaranís, welche ihnen ein Ende bereitete, während die wilderen Botokuden sich bis auf den heutigen Tag unvermischt, unabhängig und so überhaupt erhalten haben.

(24) Hr. E. Friedel legt die nachfolgend erörterten, dem Märkischen Museum gehörigen Gegenstände vor:

I. Bronzekessel von Hennickendorf.

Etwa 25 *km* östlich von Berlin erstreckt sich der grosse Stienitzsee, von dem Alvensleben-Bruch der Rüdersdorfer Kalkberge, speciell von den 1880 festgestellten Diluvialschrammen auf den Schichtenköpfen des Muschelkalks und den Riesentöpfen oder Strudellöchern in dessen Oberfläche 1500 *m* entfernt. Auf der südöstlichen Seite tritt der Diluvial-Thonmergel (Glindower Thon) zu Tage und wird in der bekannten Oppenheim'schen Fabrik zu Ziegeln verarbeitet. Am nordöstlichen Ufer des Sees, auf einem sandigen Hügel nahe dem Dorf Hennickendorf, hat Hr. Otto Wegner vor einigen Jahren eine Ziegelei errichtet, mit vorzüglichem hartem und gleichmässigem Steinmaterial, welches wegen seiner Güte bei der Canalisation Berlins mitverwendet wird.

Der ansehnliche, allerdings durch Sandabfuhr und sonstige Abbauten sehr verringerte Hügel springt als Landzunge weit in den See hinein; südlich begrenzt ihn ein kleines Gewässer, die Pose, nördlich der kleine Stienitzsee, so dass der Hügel nur westlich mit dem festen Lande zusammenhängt, eine Art Hochburg bildend, wie sie die vorslavische Bevölkerung liebte. Denkt man sich einen auch nur trockenen Graben mit Gebücke oder Waldverhau nach der Landseite, so erhält man einen befestigten Ort, auf dem viele Familien wohnen und der gelegentlich eine Volksmenge von einigen tausend Seelen bergen konnte.

Die geologischen Verhältnisse sind hier von oben nach unten, wie folgt, aufgebaut: Oberer Diluvialsand (Geschiebesand) auf Unterem Sand, bezw. Grand, dann folgt thoniger Mergel, welcher verziegelt wird. Um diesen Baustoff zu gewinnen, müssen die Deckschichten 20—30 Fuss tief abgekarrt werden; auf diese Weise sind ausgezeichnete Bodenaufschlüsse, senkrecht, wie wagerecht, gewonnen. Bei meiner Anwesenheit am 24. April 1886 konnte ich mich überzeugen, dass von dem Garten des Ziegeleigrundstückes ab bis auf mehrere Morgen Fläche sich Ansiedelungsspuren des Menschen hinzogen.

Zerbrochene Gefässreste, meist von gewöhnlichen Thongeschirren, seltener von feineren herrührend, lagen in Stücken zu ungezählten Tausenden herum. Mitunter markirten sich besonders schwarzgefärbte Stellen in dem hellen Sande, mit wechselnden Kohlenschichten, in denen sich zerschlagene und zerplatzte Steine, gebrannte Thierknochen und zahllose Thonscherben befanden. An abhängigen, windgeschützten Stellen wiederholten sich regelrechte Pflasterungen aus rohen Steinen, mit viel Kohle und nicht selten den Bodenresten von Geschirren; diese Stellen machten den Eindruck verlassener Grubenwohnungen.

Die Ansiedelungen müssen lange Zeit gewährt haben, denn die Kohlen- und Abfallschichten wechselten, von Sandschichten unterbrochen, an manchen Stellen mehrmals und bildeten, jede für sich, Lager von 20—40 *cm* Dicke.

Von einem Urnenfriedhof ist keine Rede. Hr. Wegner und die Arbeiter, welche die Abgrabungen und die Culturspuren darin seit Jahr und Tag beobachten, haben keine ganz erhaltenen Gefässe, niemals Urnen unter Steinsetzungen, niemals den so charakteristischen Leichenbrand in irgend einer Urne bemerkt. Aus den ungeheuren Massen von Urnen- und Gefässscherben lässt sich niemals ein Ganzes zusammensetzen.

Es spricht also Alles für eine Ansiedelungsstelle.

Dass dieselbe bereits in die Zeit der sogenannten Lausitzer Gräberfelder hineinreicht, geht aus einer Anzahl von Gefässscherben, welche dem ältesten Typus der-

selben angehören, hervor. Jedoch ist von anderen Thongefässresten sicher, dass ihr Typus sehr archaistisch ist; es sind u. A. Urnen mit gekerbten Rändern, Urnen mit Fingernägel-Eindrücken im Rande, Urnen, nach Art eines Thierfelles rauh gemacht, dabei, d. h. Formen, wie sie in unserer Gegend am Ausgange der Steinzeit und in der Hallstätter Periode, jedenfalls vor der eigentlichen Lausitzer Gräberperiode, bereits vorkommen. Auch ein Feuersteinbeil nach rügenschem Typus: 10,5 *cm* lang, 2 *cm* dick, an der Schneide 4 *cm* breit, hier gefunden (II. 16 261), verstärkt den alterthümlichen Eindruck.

Während man nun Gräberfelder vom Lausitzer Typus in ungemeiner Menge von Ungarn bis zur Ostsee kennt, ist die Kenntniss von grossen Wohnstätten derselben Bevölkerung, namentlich in der Provinz Brandenburg, eine sehr geringe.

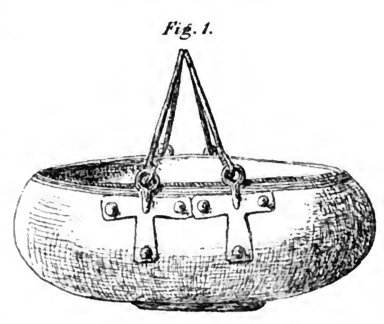
Hierin liegt zunächst das grosse Interesse, welches die Hennickendorfer Ansiedelung beansprucht.

Es ist eigentlich erstaunlich, dass man dergleichen Wohnstätten vom Lausitzer Typus so wenig kennt. Denn die Bevölkerung während der langen, vom Ende der Steinzeit bis in die Eisenzeit dauernden „Lausitzer“ Gräberepoche muss eine leidlich dichte gewesen sein; dafür spricht die grosse Zahl der Gräberfelder und die ausgiebige Ausstattung derselben mit Gefässen, deren Zahl in einzelnen Fällen wohl auf einige hunderttausend Stücke geschätzt werden kann. Wer aber weiss, wie wenig Urnenscherben u. dergl. Rudera vom Landvolk beachtet, von den Sammlern geschätzt werden, der mag sich über den scheinbaren Mangel von „Lausitzer“ Wohnstätten nicht wundern. Sie sind vielleicht noch häufiger, ja sie müssen häufiger, als die Grabstätten, sein. Es ist hier gegangen, wie mit der Brandgrubencultur, also mit den Culturresten der Gothen, Burgunder, Vandalen, Rugier, Gepiden und Heruler aus dem Beginn der Völkerwanderung in Norddeutschland, welche Reste, weil auch fast nur in arg beschädigtem, zerschlagenem oder halb verbranntem Zustande vorhanden, zumeist verachtet oder übersehen werden.

Das interessanteste Stück ist das in Fig. 1 abgebildete Hängegefäss aus feiner Bronze.

Das werthvolle Stück (Kat. II. Nr. 16 259), welches Hr. Wegner in freundlichster Weise dem Museum geschenkt hat, ist in der Mitte der Besiedelungszone, einige Fuss unter dem oberen Sande gefunden, in welchem es wahrscheinlich durch Nachstürzen einer Wand des Erdreichs zufällig vergraben wurde.

Fig. 1.



¼ der Grösse

Das Gefäss ist sehr dünn ausgetrieben, beckenförmig, wie Fig. 2 Band IV Taf. 19 bei Lindenschmit, „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“. Höhe 11 *cm*, Durchmesser 29 *cm*. Vier Oehsen, jede kreuzförmig, oben ringförmig, in 2 Paaren, jedes mit dem einen Kreuzarm an den des Nachbars reichend, tragen die zwei beweglichen Henkel aus starkem

Bronzedraht. Der Rand des Gefässes ist mit schrägen, eingeritzten Strichen verziert und nicht umgeschlagen.

Die Oehsen sind angenietet, alle Nietnägel mit vorragenden, kegelförmig zugespitzten Köpfen. Eisenrostspuren nirgends bemerkbar; auch ist die Spur von Eisen in der Ansiedelung bislang nicht bemerkt.

Lindenschmit a. a. O. macht mit Recht darauf aufmerksam, dass diese Nietköpfe ein bestimmtes Merkmal altitalischer Erzgefässe bilden, welches sowohl auf den Hallstätter Eimern und Kesseln, wie in Skandinavien, England und Irland wiederkehrt. Vergl. die dem Hennickendorfer ähnlichen dänischen Gefässe bei Undset, das erste Auftreten des Eisens S. 355 flg. Fig. 39.

Charakteristisch ist es, dass, wenigstens in den Barbarenländern, jene Beschlagstücke (die Henkelöhsen) nicht allein ziemlich sorglos angenietet, sondern auch roh gearbeitet, d. h. nicht nachgefeilt (unrepassirt), verwendet worden sind, während die Gefässe gerade umgekehrt von grosser Sorgfalt zeugen. Es wird hiernach nahe gelegt, dass man diese Beschlagstücke besonders vertrieben und die Befestigung den Schmieden der Barbaren überlassen habe.

In Augsburg habe ich kürzlich den von Lindenschmit a. a. O. beschriebenen Fund von Gefässen aus Erz und Gold, gefunden in einem Grabhügel bei Unterglauheim, besichtigt. Er ist für die Zeitstellung des, wie gesagt, mit der Lindenschmit'schen Fig. 2 nahezu identischen Hennickendorfer Beckens von grossem Interesse. Mit dem Becken, welchem ein zweites (Fig. 3) mit nur 2 Oehsenbeschlägen zugesellt war, wurde ein grosser gehenkelter Bronzeeimer gefunden, verziert mit vertieft eingeschlagenen Kreisen, Rädern und Hälsen langschnäbeliger Wasservögel. Ferner gehören zu diesem Funde jene 2 viel bewunderten Goldbecher (Höhe 0,07, Oeffnung 0,085) aus dünn getriebenem Blech, mit einem Ornament von concentrischen Kreisen, — Becher, die Hefner von Alteneck irrig für Schildbuckel erklärt. — Ebenso gehört in diesen Kreis eine Hängevase, die 2 *m* tief bei Rossin, Kreis Anclam, gefunden, sich im Antiqu. Museum der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin befindet und im Katalog der Berliner Ausstellung Prähistorischer Funde 1880 S, 324 unter Nr. 100 beschrieben, in dem Günther'schen Atlas dazu Sect. III Taf. 17 abgebildet ist. Die Kreuzöhsen sind mit concentrischen Ringen, der Bauch mit desgleichen und mit den erwähnten Wasservogelhälsen verziert.

Man wird diese Funde in die Zeit vor dem gemünzten Golde in Italien und zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit in das 8.—6. Jahrhundert vor Christus setzen. Damit ist eine Zeitbestimmung für die Wohnstätte auf dem Diluvialhügel bei Hennickendorf, Kreis Nieder-Barnim, gewonnen, welche dem Uebergange der Zeit vor den Lausitzer Gräberfeldern zur frühesten Cultur derselben anzugehören scheint.

II. Gesichtsurne und Bronzefund von Pehlitz.

Nach dem Dominium Pehlitz, Kreis Angermünde, zur Uckermark gehörig, hat das Märkische Museum bereits im Jahre 1874 eine Excursion unternommen. Die Gegend, an Naturreizen nicht arm, weist eine Menge von vorgeschichtlichen und geschichtlichen Anziehungspunkten auf, zu deren Erforschung der würdige Besitzer, Hr. Amtmann Degen, in dessen Familie das Gut seit etwa 150 Jahren vererbt ist, stets hülfreiche Hand geboten hat.

Vom Bahnhof Chorin aus gelangt man zwischen dem Weissen See und dem Paarsteiner See zu dem ansehnlichen Bauerndorf Brodewin, welches trotz seines wendischen Namens (von Broda, die Fähre) gerade durch die von Kuhn und Schwartz gesammelten, ächt deutschen Sagen bekannt geworden ist (Vgl. Kuhn,

Märk. Sagen, Nr. 193, 195, 196; Schwartz, Sagen aus der Mark Brandenburg, II. Aufl. Nr. 76, 77, 78.).

Weiterhin, rechts, südlich zieht der Waesen-See sich in seltsamen, gewundenen Ausbuchtungen hin. Einen überraschenden Anblick in diesem See gewähren die mitten aus seinen Gewässern 1—5 *m* herausragenden schwarzen Stümpfe gewaltiger Eichbäume, die einen versunkenen Wald bilden; am Ufer auf der Wiese liegen einige dieser versunkenen Waldriesen, welche mit vier Pferden mühsam herausgezogen worden sind. Noch zu Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahrhunderts soll der Ueberlieferung zufolge der Eichwald gegrünt haben und erst in Folge allmählicher Erdsenkungen, für welche man noch keine rechte Erklärung hat, unter Wasser gerathen sein.

Bei der Anlegung der Wirthschaftsgebäude in Pehlitz, welche, von dem Gutswohnhaus aus gesehen, links nach der Strasse zu liegen, ist man auf ein Reihengräberfeld gestossen. Die Gerippe sollen so wohl erhalten gewesen sein, dass man mit den Köpfen aus Uebermuth „gekegelt" habe; die Reste sind in dem neuangelegten, auf einem Hügel befindlichen Gutskirchhof eingegraben worden. Erwägt man, dass wir bereits im Jahre 1874 auf mancherlei Thongefässscherben, zum Theil mit ausgesprochen wendischen Verzierungen, sowohl hinter dem Gutshof am Wasser, als auch gegenüber auf der Insel Pehlitzwerder stiessen, und dass wir auch diesmal ähnliche wendische Reste fanden, so kann man auf die freilich zur Zeit nicht näher zu begründende Vermuthung kommen, dass es sich um ein spätwendisches Reihengräberfeld, wie dergleichen aus der Umgegend, z. B. bei Oderberg, bekannt geworden sind, gehandelt haben mag. Sargreste, Gefässe und sonstige Beigaben sind bei den Gerippen, die in Reihen regelmässig dicht nebeneinander lagen, nicht bemerkt worden.

Zunächst wurde der „Sandberg", ein aus oberem Diluvialsand mit kleinen und grösseren Geschieben sparsam durchsetzter, als Sandgrube benutzter Hügel aufgesucht, in welchem im Frühjahr d. J. beim Sandgraben, frei und ohne Beigaben, insbesondere ohne Steinbedeckung oder Steinkranz, die in Fig. 2 abgebildete, höchst merkwürdige Urne gefunden wurde, welche durch Hrn. Degen's Liebenswürdigkeit dem Märkischen Museum (Kat. B II. 16 729) geschenkt worden ist.

Fig. 2.



¼ der Grösse

Die Urne stand etwa 1 *m* unter Terrain im blossen, nackten Sande und war mit einer flachen, dickwandigen Schale bedeckt, auf welcher Zeichen eingeritzt gewesen sein sollen, die mit arabischen Ziffern eine flüchtige Aehnlichkeit hatten. Von der Schale ist nur ein innen glattes, aussen rauhes Stück uns übergeben worden.

Durch den, in Folge des Sandholens tief ausgegrabenen Berg ziehen sich an einigen Stellen leicht schwärzliche, wenige Centimeter dicke Stellen, welche sich bei näherer Untersuchung als Reste von Holzkohle darstellen und auf Brände schliessen lassen, die sich in längeren Pausen gefolgt sind. Wie weit hier Waldbrände oder wirthschaftliche Feuer der Vorzeit in Frage kommen, lässt sich nicht mehr entscheiden. Ungefähr in der Mitte des Hügels ist die Urne gefunden, aus deren Nähe ich für die Geologische Abtheilung des Märkischen Museums eine mit Granaten dicht bedeckte, unbearbeitete Geschiebeplatte von etwa 12 Pfd. Schwere mit-

nahm, welche dem Eklogitblock sehr ähnlich sieht, den ein Verehrer Alexander von Humboldt's in diesem Jahre aus dem Fichtelgebirge bei Hof zu dem aus Geschiebeblöcken zusammengesetzten Denkmal des grossen Naturforschers im Humboldthain zu Berlin gestiftet hat. Das Vorkommen eines Eklogitgeschiebes in unserer Gegend ist ein sehr seltenes.

Ebenso rar, ja — für die Provinz Brandenburg — bislang einzig in ihrer Art ist die Urne selbst. Dieselbe ist unter dem Bauch seicht vertieft, 16 *cm* hoch. unten bauchig, im grössten Bauchumfang aussen 55 *cm* messend, der Hals ist im Profil leicht concav, sein Umfang am Halse, aussen gemessen, beträgt 43 *cm*. Oben am Rande, ein Weniges ihn überragend, sitzt ein Henkel. Rechts und links unter dem letzteren, bereits auf dem Bauche, befindet sich je eine seichte, 30 *mm* im Durchmesser betragende kreisrunde Vertiefung. Stellt man die Urne mit dem Henkel gerade vor sich, so ist die Vorstellung, dass in der Urne ein Gesicht symbolisch angedeutet werden soll, kaum von der Hand zu weisen. Die Symbolik würde sich alsdann so verhalten, dass der Urnenbauch den Leib, der Urnenhals das Gesicht, der Henkel die Nase, die 2 Vertiefungen die Augen bezeichnen; durch die Deckelschale würde die Kopfbedeckung markirt worden sein. Dass der Mund fehlt, darf nicht befremden; er fehlt z. B. auf den Schliemann'schen Gesichtsurnen von Hissarlik, ja selbst auf manchen der so ausgesprochenen pomerellischen Gesichtsurnen, obwohl diese letzteren den Menschen sogar zu individualisiren bestrebt sind. Zu einem Vergleiche ladet die Gesichtsurne von Dürschwitz, Kreis Liegnitz, wenigstens ihre Abbildung links in den Verh. unserer Gesellschaft 1887 S. 288 ein, noch mehr aber die Urne von Frestede in Ditmarschen [1]), Berendt, Nachtrag zu den Pomerellischen Gesichtsurnen Fig. 70, nur dass hier der menschliche Typus insofern noch etwas deutlicher ist, als der gewundene Henkel die Krümmung der Nase, seine geschwungenen oberen Ausläufer die Augenbrauen und eine Vertiefung im Augenkreise die Pupille kenntlich machen. Undset sagt von dieser, im Berliner Königl. Museum (I. 1659) befindlichen Gesichtsurne a. a. O. S. 306: „Dieselbe ist jedoch von der S. 124 ff. besprochenen Weichselgruppe durchaus unabhängig und zeigt keine weitere Uebereinstimmung mit derselben. Sie kann deshalb auch nicht ohne weiteres in die Uebergangszeit zum Eisenalter gesetzt werden, sondern dürfte vielmehr als nur zufällige locale Erscheinung während der Bronzezeit aufzufassen sein, zumal die Form der Urne auf diese hinweist. Ueber die näheren Fundumstände ist mir nichts näheres bekannt.“

Die Masse der Pehlitzer Gesichtsurne besteht aus einem ziemlich groben, graubraunen Thon, welchem viel goldige Glimmerflitterchen beigemengt sind. Aussen fleckig braungelb und glatt. Ohne Drehscheibe gefertigt.

In der Urne waren 10 bronzene Armringe verpackt, von denen 6 dem Museum geschenkt, 4 von Hrn. Degen zurückbehalten sind.

Die Ringe sind kantigrund, aus dünnem Blech von einer ziemlich angefressenen, nicht glänzend patinirten Bronze. Sie schliessen nicht, sind innen concav und waren vielleicht, um das Einschneiden in den blossen Arm zu verhüten, irgend wie gefüttert. Ihre Länge beträgt 27—30 *cm*. Die Enden klaffen 1—2 Fingerdicken von einander. Von den 6 im Märkischen Museum befindlichen Ringen haben 5 lineare Ornamente, theils kleine Kerben, mit der Feile gemacht, auf dem Knick der äusseren Rundung der Ringe, theils leichte Ritzlinien, senkrecht oder schräg.

Ein Ring ist zerbrochen gewesen und durch Ueberlegen eines Bronzestückchens von aussen und innen roh geflickt worden.

Im Uebrigen befand sich nur von dem Sande des Hügels etwas in der Urne.

[1]) Vgl. Zeitschr. für Ethnologie 1870. II. S. 83. Red.

Die Form der Ringe, welche bei ihrer primitiven Ausstattung vielleicht heimisches Fabrikat sind, ist sehr selten in unserer Gegend. Es dürfte sich um die jüngere Bronzezeit, in welcher Eisen bereits einigermaassen häufiger wird, handeln.

Ein Ring mit Zeichnung wird in Figur 3 wiedergegeben.



Fig. 3.

Hiernächst wurde der „Koppelberg" oder „Schäferberg", unmittelbar hinter dem Obstgarten des Gutes und einer Ausbuchtung des fast eine deutsche Meile langen, ¼ Meile breiten Grossen Paarsteiner Sees, nordwestlich vom Gutshof, bestiegen. Die langgestreckte Höhe, welche jetzt einzelne grosse Sommereichen aufweist, war noch vor etwa 20 Jahren mit Eichwald dicht bestanden und enthielt wohl ein Dutzend megalithische Gräber, von gewaltigen unbehauenen Blöcken, im Kreise oder Quadrat aufgebaut, in denen Urnen mit Leichenbrand gestanden haben sollen. Aus den zersprengten grossen Blöcken sind die Wirthschaftsgebäude des Gutshofes errichtet. Dagegen liegen die kleineren Blöcke der äusseren Steinkränze, sowie viele kleinere Geschiebe, mit denen der Erdmantel dieser Hünengräber durchsetzt war, in grossen Haufen, — um dem Pfluge Raum zu geben, — aufgehäuft da. Wir vermochten nur einzeln liegen gebliebene Urnenscherben und Leichenbrandreste, die bekannten weisslichen ausgeglühten Knochen, zu sammeln.

Auf dem jenseitigen Ufer, bei Bölkendorf, sind häufig Steingeräthe gefunden. Es kommen dort unverbrannte Leichname aus neolithischer Zeit in Steinkisten vor, bei denen Feuersteingeräthe liegen. Einen Schädel von dort verwahrt das Märkische Museum unter VIII. 386.

Besondere Aufmerksamkeit wurde auch diesmal wieder dem Pehlitz-Werder, der romantisch belegenen, annähernd 80 Morgen grossen Insel, gewidmet, welche sich bis nahe an den Gutshof erstreckt.

Bei Fidicin, Territorien, IV, 1864, S. 230, befindet sich folgende Nachricht: „Peelitz (Pälitz), Palz, wird in einer Urkunde vom Jahre 1258 als Dorf genannt, auf dessen gleichnamiger, hinter demselben, im Parsteinsee belegenen Insel das Kloster Mariensee gegründet worden war. Nach dem Landbuche von 1375 gehörten dem Kloster Chorin 2 Weinberge in Pelitz. Wie dasselbe zu dem Dorfe gekommen, welches nach 1258 wüst geworden, ergiebt sich nicht. Das Kloster legte auf der Wüstung ein Vorwerk mit einer Schäferei an, welches bei der Reformation dem Amte Chorin zugeschlagen und in neuerer Zeit vererbpachtet wurde."

Pehlitz und der Pehlitzwerder sind aber besonders deshalb auch in vorgeschichtlicher und ethnographischer Beziehung wichtig, weil sich in ihrer Gegend die letzten Regungen des Wendenthums und seiner heidnischen Cultur abgespielt haben. Mit dem Tode Albrecht's des Bären im Jahre 1170 war nehmlich das Land nördlich der Spree, insbesondere der Barnim, keineswegs christianisirt und den Deutschen unterworfen; es hing vielmehr, wie die Uckermark, von den pommerschen Slavenherzögen ab.

Erst im 13. Jahrhundert wurde in Anlehnung an das Cisterzienser-Kloster Zinna der Barnim colonisirt und völlig bekehrt.

Im Jahre 1231 übergaben, wie Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II. S. 299 ausführt, die Markgrafen Johann I. und Otto III. einem frommen Priester, Namens Theodorich, und seinen damaligen und zukünftigen Brüdern das Dorf

Barzdyn, das heutige Parstein — Bársha ist der slavische Name einer bestimmten Art spitz zulaufender Ruderboote, — mit allen seinen Zubehörungen und Gerechtsamen, und versprachen, ihn von allen Abgaben zu befreien und in ihren persönlichen Schutz zu nehmen, wenn er daselbst der Jungfrau Maria zu Ehren ein Kloster errichten werde, welches ein Zufluchtsort aller Diener Gottes sein und alle Pilger, Schwache und Flüchtlinge in seinen Mauern aufnehmen sollte. Dies muss geschehen und der Bau sofort ins Werk gesetzt worden sein; denn schon im Jahre 1233 sah sich Bischof Conrad von Camin veranlasst, „dem neuen Kloster, welches da heisst Gottesstadt, ehemals aber slavisch Barsdin genannt wurde," 100 Hufen Landes zu schenken, die dem Probst Thioderich und seinem Convente in dem slavisch Lipana (Lipe bei Oderberg) genannten Lande angewiesen wurden. 1234 nahm Pabst Gregor IX. das „Marienkloster Gottesstadt zu Barsdin" (Paarstein) in seinen besonderen Schutz, bei welcher Gelegenheit man erfährt, dass die Mönche dem Prämonstratenser-Orden angehörten und in dem Bischof zu Camin ihren Oberhirten erkannten. Auch erwähnt die Bulle Gregor's IX. eine Insel bei Barsdin, die den Namen Insula Caprarum (Ziegenwerder) führte.

Dies kann keine andere Insel sein, als der Pehlitz-Werder, auf welchem von jeher Ziegen gehütet wurden, weil man sie frei herumlaufen lassen konnte. Beiläufig ist Hrn. Degen vor einigen Jahren die gesammte Ziegenheerde vom Blitz erschlagen worden. Jetzt fanden wir wieder eine Heerde stattlicher Ziegen, sämmtlich, auch die starken Böcke, einer hornlosen Rasse zugehörig.

Was aus diesem Prämonstratenser-Kloster geworden ist, weiss man nicht. Die Sage erzählt, die Wenden hätten die Mönche vertrieben und deren Aecker durch Anstauung unter Wasser gesetzt. Ob das letztere eine dunkle Erinnerung an eine ähnliche Erdsenkung ist, wie ich sie von dem Waesensee erwähnte, mag dahinstehen.

Jedenfalls taucht erst in einer Urkunde des Brandenburgischen Bischofs Otto von 1258 das Kloster „Mariensee" auf. Eine zweite Urkunde von 1258, ausgefertigt durch Markgraf Otto I., einverleibt dem Kloster Mariensee, von dem es heisst, dass es Cisterzienser Ordens sei, die Güter der „Marienhospitals zu Barsdin bei Oderberg"; es dürften dies die Liegenschaften des untergegangenen, vorerwähnten Prämonstratenser-Klosters Gottesstadt zu Paarstein gewesen sein. Aus einer dritten Urkunde von 1258 erhellt, dass das auf der grösseren Insel des Sees Parsten (also zweifellos dem Paarsteiner Werder) belegene Kloster mit Mönchen aus Lehnin, dem Cisterzienser-Mutterkloster, besetzt worden war.

Die Lage des Klosters auf der einsamen Insel schützte es zwar gegen die Wenden, hatte aber zweifelsohne grosse Unbequemlichkeiten im Gefolge. Es wurde daher 1273 nach dem See bei Chorin verlegt, wo nunmehr das berühmte Kloster erblühte.

Man benutzte hierbei fast das gesammte Backsteinmaterial, nur geringes Mauerwerk, die Keller und die Fundamente (behauene Findlinge) fanden wir vor. Die rothgebrannten Backsteine sind von vorzüglicher Beschaffenheit und weisen nach Grösse, Form und Ornamentik auf die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Die Insel wird von einem theils natürlichen, theils künstlichen, aus gewaltigen Geschiebeblöcken zusammengesetzten Wall, nach dem Gutshof zu durch einen unpassirbaren Sumpf eingeschlossen. Sie erhebt sich etwa 25 Fuss hoch und hat einen versumpften kleinen Weiher. Auf der nördlichen Seite liegen Fundamente, wahrscheinlich vom Klostergebäude, die wir 26 *m* entlang verfolgten. Darin 3 Querwände. Auf den letzteren ruhen noch verschiedene Formsteine, welche ein Plintengesims zum Pfeileraufbau andeuten. Die Mauersteine sind 27 *cm* lang, 11,5 *cm*

breit und ebenso dick. 50 Schritte nordöstlich liegt ein viereckiges Fundament von 12 *m* Länge und 10 *m* Breite mit Pfeileransätzen nach aussen, die Kirchenruine. Weiter südöstlich befindet sich der Eingang zu einem gewölbten unterirdischen Gange von 0,85 *m* Breite, in der Richtung zum Wohngebäude.

Auf der ganzen Insel zerstreut befinden sich riesige Eichen und Linden, von 4,5—5,5 *m* Stammumfang, die schon zur Zeit des Blühens des Klosters gegrünt haben mögen. Auffallend ist die Menge der wilden Birnbäume (Knödel), an deren reifen Früchten sich die einzigen Bewohner der Insel, Pferde, Kühe und Ziegen, gütlich thaten. Als grösste botanische Seltenheit bemerkten wie zwei Elsbeerbäume (Pirus [Sorbus] torminalis), eine Baumart, welche in ganz Norddeutschland aus unbekannten Gründen verschwindet.

Ein wallartiger Aufwurf mit Vertiefung in der Mitte, auf der südwestlichen Höhe der Insel, dürfte eine uralte Windmühlenstelle gewesen sein. Der steinige Strand mit vielem Seeauswurf (Hehm und Genisten) erinnert an die pommersch-baltische Küste.

An Scherben wurden, ausser wendischen und den bekannten schwärzlichen, hartgebrannten des 13. Jahrhunderts, einige gesammelt, welche vorslavisch sein mögen.

III. Christliche Cultusgeräthe.

Ungefähr in die Zeiten, von welchen ich soeben gesprochen, gehören zwei dem christlichen Cultus angehörige, aus gelbem Glockengut gegossene Gefässe, welche bisher aus der Mark Brandenburg ebenfalls unbekannt sind.

Es sind Oel- und Salbengefässe, frühgothisch stylisirt, im katholischen Cultus Vasa oliferalia, ampullae, capsae, pyxides, chrismatoria.

Das eine Gefäss enthält 3 aneinandergepasste, näpfchenförmige Gefässe, welche durch einen gemeinsamen Deckel verschlossen werden.

Das ältere der Gefässe (IV. 2581), vielleicht dem Ende des 12. Jahrhunderts angehörig, enthält auf der Innenseite des Deckels, über jedem der 3 Näpfchen, je einen schwer entzifferbaren, verschnörkelten Buchstaben. Oben I (Oleum infirmorum) Oel für die letzte Oelung, ferner C (Oleum catechumenorum) Firmelungs-Oel und S (Oleum sanctum) das heilige Salböl oder Chrisam, eine Mischung von Balsam oder Olivenöl. Das Salböl wurde u. A. für die steinernen Altarplatten gebraucht, welche damals den altjüdischen und altheidnischen Altären noch darin ausserordentlich ähnlich waren, dass sie an den 4 Ecken Näpfchen enthielten, welche durch Salben geweiht wurden. Das zweite Drillingsgefäss (IV. 2582) ist etwas höher, nehmlich 4,5 *cm* und 7 *cm* im grössten Durchmesser; in den Näpfchenöffnungen stehen kleine Eimerchen, die herausgenommen werden können und das Oel, bezw. die Salbe enthielten. Auf dem Deckel stehen in wohlleserlichen gothischen Minuskeln die Buchstaben c, s und i. Das Gefäss mag von etwa 1250 sein. Das erstgenannte ist bei Drossen in der Neumark von einem Landmann ausgepflügt, das zweite bald darauf (Gesetz der Duplicität der Fälle!) bei einem Berliner Trödler ermittelt worden.

(25) Hr. Virchow giebt einige

archäologische Erinnerungen von einer Reise in Süd-Oesterreich.

Bei Gelegenheit des internationalen hygieinischen Congresses in Wien besuchte ich ein Paar Mal das neue naturhistorische Museum, dessen Einrichtung allmählich fortschreitet, obwohl noch keine einzige Abtheilung ihre endgültige Aufstellung gefunden hat. Schon jetzt lässt sich aber erkennen, dass kein europäisches Museum

sich mit dem Wiener Hofmuseum an äusserem Glanze wird messen können. Herr Franz Heger hatte die sehr grosse Güte, mich in der prähistorischen und ethnologischen Abtheilung zu führen, und sogar einzelne neuere Collektiverwerbungen für mich auslegen zu lassen. Darunter stehen in erster Reihe die Ankäufe aus dem Kaukasus, namentlich aus Koban und anderen nordkaukasischen Nekropolen, sowie die Ergebnisse eigener Ausgrabungen, welche das Museum durch Herrn Szombathy in den südlichen Kronländern, namentlich neuerlich in Görz, veranstalten lässt. Auf die ersteren werde ich nachher kurz zurückkommen. Was die Ausgrabungen betrifft, so möchte ich nur die nachahmenswerthe Einrichtung des hochverdienten früheren Intendanten, F. von Hochstetter, hervorheben, dass das Hofmuseum durch Betheiligung an der antiquarischen Erforschung der einzelnen Kronländer sich denjenigen Erwerb an Fundstücken sichert, welcher zur Herstellung eines wirklichen Centralmuseums nothwendig ist. So ist es möglich geworden, dass wenigstens an einer Stelle eine übersichtliche Darstellung der vorgeschichtlichen Entwickelung auf dem Boden der Monarchie geboten werden kann und dass trotzdem gleichzeitig in jedem Kronlande die Localmuseen in schnellem Wachsthum ihre Sammlungen vergrössert haben. Auch ist dadurch die Vervollständigung mancher älteren Beobachtungen herbeigeführt worden. Von höchstem Werthe sind die von Hochstetter angeordneten Nachgrabungen in Hallstatt geworden, indem durch dieselben eine gewisse Nachlese von Thongeräthen erzielt wurde, welche früher fast ganz vernachlässigt waren. Ich erwähne ein sehr grosses, rothes Thongefäss, schwarz bemalt nach Art der Buckelurnen, mit einer grossen Deckschale, deren innere Fläche mit geometrischen Zeichnungen geziert ist.

Von Wien aus machte ich die im höchsten Maasse interessante Fahrt der Congress-Mitglieder in das Höllenthal und zum Kaiserbrunnen, sowie auf den Semmering mit. Mein sehr liebenswürdiger Führer war auf dieser Fahrt Hr. Felix Karrer, der seiner Zeit die geologischen Vorarbeiten für die Anlage der Hochquellen-Wasserleitung, dieser grossartigsten Unternehmung der Neuzeit im Gebiete der Wasserversorgung der Grossstädte, ausgeführt hat. Ich habe um so mehr Grund, ihn hier zu nennen, da sein grosses Werk auch wichtige und vortrefflich illustrirte Mittheilungen über Gräberfelder des durchschnittenen Gebietes enthält, welche bei uns wohl kaum bekannt geworden sein dürften. Dieses Werk (Geologie der Kaiser Franz Josefs Hochquellen-Wasserleitung. Wien 1877) bringt in dem Cap. XXV eine von Freihrn. v. Sacken bearbeitete Uebersicht der prähistorischen Funde (S. 389), insbesondere derjenigen aus dem Gräberfelde von Leobersdorf, der Zeit des etruskischen Handels zugerechnet, der von Gainfahrn aus der römischen Kaiserzeit und der von Brunn am Steinfelde aus der „zweiten Eisenzeit, unter dem Einflusse der spätrömischen Cultur". Die letzteren werde ich noch berühren. Hr. Fr. Teller (S. 397) hat in einer Specialabhandlung die Schädel von Leobersdorf beschrieben, unter welchen namentlich eine Gruppe bemerkenswerth ist, die in einem Grabe vereinigt gefunden wurde. Zu Füssen des Gerippes lagen 5 abgetrennte Schädel, von denen freilich nur einige erhalten sind. Die Untersuchung ergab durchweg kurze und relativ hohe Formen: unter 4 Schädeln waren 2 brachycephal (80,4 und 81,7), 2 mesocephal (77,1 und 77,9).

Später schloss ich mich der Excursion nach Abbazia an, welche die Südbahn-Gesellschaft in liberalster Weise veranstaltet hatte. Mir persönlich wurde auf dieser, an sich höchst anziehenden Reise ein so hohes Maass des freundlichsten Entgegenkommens Seitens der Direktion der Bahn und ihres Vertreters, des Hrn. Schüler, zu Theil, dass ich denselben zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet bin. Es ist hier nicht der Ort, die Vorzüge des von der Südbahn neu errichteten See-

bade- und klimatischen Kurortes Abbazia zu schildern, der unmittelbar am Fusse des Monte Maggiore an einem ungewöhnlich geschützten und in voller südlicher Vegetation prangenden Platze der Küste des Quarnero angelegt ist. Nur das möchte ich nicht übergehen, dass hier, auf dem Grenzgebiete von Istrien und Croatien, jenes Völkergemisch in buntester Erscheinung vor Augen tritt, welches Freiherr Carl v. Czörnig (Die ethnologischen Verhältnisse des österreichischen Küstenlandes. Triest 1885) kürzlich in einer grossen ethnologischen Karte dargestellt hat. Durch die Erhebung von Fiume zu einer ungarischen Hafenstadt haben nun auch die Magyaren sich den Zugang zu dieser Küste gesichert. Wir erfreuten uns des besonderen Vorzuges, in Capt. Heinrich Littrow, dem Verfasser der Schrift: „Fiume und seine Umgebungen, Fiume 1884," den kundigsten Führer zu Wasser und zu Lande zu besitzen. Ich erwähne besonders einen Ausflug nach Tersatto (dem alten Tersatica), auf der Höhe des Bergrückens über Fiume gelegen, mit einer herrlichen Fernsicht über die gewaltige Meeresbucht und mit überraschendem Einblick rückwärts in die tief eingeschnittenen Schluchten des öden und zerklüfteten Karstgebirges. In dem zerfallenden Schlosse der Frangipani ist eine Sammlung der mannichfaltigsten Kunstwerke aufgestellt, meist zusammengebracht durch den früheren Besitzer, den Feldmarschall Grafen Nugent, der hier seine Ruhestätte gefunden hat; vor der Familiengruft steht die Originalsäule, welche von Italienern dem Consul Bonaparte nach der Schlacht von Marengo gesetzt wurde und welche der siegreiche Feldmarschall später als Beutestück hierher geführt hat. Noch viel merkwürdiger ist die benachbarte Kirche der Beata Vergine, welche zur Zeit Rudolfs von Habsburg durch einen Frangipane auf dem stehen gebliebenen Fundamente der Casa santa erbaut wurde. Die Ueberlieferung meldet, dass nach der Eroberung des heiligen Landes durch die Ungläubigen am 19. Mai 1291 Nachts Engel das Haus der heiligen Jungfrau von Nazareth hierher trugen, dass aber schon 3 Jahre später dasselbe von Neuem durch Engel aufgehoben und über das Meer nach Recanati gebracht wurde, von wo es nach nochmaligem doppeltem Wechsel endlich in Loreto zu dauerndem Aufenthalt gelangte. Ich habe es mir nicht versagen können, für die Gesellschaft Proben der in grosser Zahl vor der Kirchenthür feil gebotenen wächsernen Votivbilder mitzubringen, namentlich abgeplattete Arme und Beine der primitivsten Form, wie sie freilich auch an anderen, uns näher gelegenen Wallfahrtsplätzen verwendet werden.

Schon auf dem Wege nach Abbazia hatte ich einen Aufenthalt in Graz gemacht, um die dortigen Sammlungen zu sehen. Hr. Zuckerkandl, der gegenwärtig im Auftrage des Kronprinzen für dessen grosses Werk über Oesterreich die anthropologischen Abschnitte bearbeitet, hat in der anatomischen Sammlung ein reiches Material südslavischer und innerösterreichischer Schädel zusammengebracht. Die Ergebnisse seiner früheren Studien hat er in verschiedenen Abhandlungen seit Jahren vorgelegt (Mitth. der Anthrop. Gesellschaft in Wien. 1883. Bd. XIII. S. 89. 1884. Bd. XIV. S. 117. 1885. Bd. XV. S. 104); dieselben schlossen freilich mit der Klage, dass sowohl die deutsche, als die slavische Bevölkerung Innerösterreichs aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt sei, aber sie hielten daran fest, dass sowohl der typisch südslavische (serbokroatische), als der rhätische (Tiroler, Ladiner) Typus hyperbrachycephal sei. Weitere Veröffentlichungen stehen bald in Aussicht. Ich sehe ihnen um so mehr mit Spannung entgegen, als ich in meiner Abhandlung zur Craniologie Illyriens (Monatsberichte der Akademie 1877. S. 769), wo ich auch die Südslaven besprach, zu ähnlichen Ergebnissen in Bezug auf die letzteren gelangt war, wie sie Herr Zuckerkandl darlegt.

Graf Wurmbrand, der Landeshauptmann der Steiermark, der gründliche

Kenner und Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte seines Landes, war zu meinem grossen Bedauern abwesend, aber Hr. Pichler stellte sich mir mit voller Hingebung zur Verfügung, so dass ich die Schätze des Johanneum in jeder Richtung kennen lernen konnte. Das archäologische Studium des Landes ist ausserordentlich erleichtert durch grosse Fundkarten, welche Hr. Pichler auf Veranlassung der Grazer anthropologischen Gesellschaft hergestellt hat. Die erste derselben ist in Verbindung mit einem geradezu mustergültigen Text, enthaltend die einzelnen Fundorte nebst kurzer Angabe der Funde selbst und der zugehörigen Literatur, 1879 erschienen. Eine blosse Grabstättenkarte der Steyermark ist so eben fertig geworden. Letztere zeigt in auffälligem Maasse, worauf ich schon bei einer Besprechung der colorirten Fundkarten des Hrn. v. Tröltsch hingewiesen hatte, wie sehr sich die bekannten Fundorte in der Nähe derjenigen Städte häufen, in welchen die Archäologen ihren Sitz haben, und wie sehr daher alle diese Karten einen provisorischen Charakter tragen Auch muss besonders darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Grabstättenkarte von 1887 die archäologische Karte von 1879 nicht überflüssig macht; natürlich fehlen auf ersterer die zufälligen, namentlich die Depotfunde, z. B. der von Negau, vollständig.

Die vorgeschichtlichen Sammlungen des Johanneums sind in sorgfältigster Weise aufgestellt. Nur leiden sie in fühlbarer Weise unter der traditionellen Ordnung nach Materialien, durch welche die meisten älteren Museen das Verständniss der vergangenen Culturen erschwert haben. Je nachdem Stein oder Metall oder Thongeräthe in einem Funde enthalten waren, sind die Stücke aus einander gerissen und an ganz verschiedenen Stellen untergebracht. Unverkennbar tragen die beschränkten Räumlichkeiten die Hauptschuld an der Fortdauer dieses lästigen Verhältnisses. Im Einzelnen mag hervorgehoben sein, dass bis jetzt in Steiermark keine Kupfergeräthe gefunden sind, und dass in der Sammlung nur eine einzige Bogenfibel, klein und mit Quervorsprüngen, leider ohne Fundangabe, vorhanden ist. Alle Hauptstücke gehören der älteren Eisenzeit an und zeigen vielfache Anklänge an italische Formen. Da ist vor Allem der berühmte Wagen von Strettweg bei Judenburg[1]) mit seiner reichen Ausstattung von stehenden Figuren: nackte Männer mit Helmen und Frauen mit Ohrringen, Reiter mit Schilden und Thiere; darauf, von einer grossen weiblichen Gestalt erhoben, eine grosse Bronzeschüssel mit Henkeln aus gekantetem Draht, auf dem Ringe sitzen. Dabei wurden gefunden kleine Scheiben mit doppelten Oehsen, Trensen, Golddraht, Bein- und Brandreste. Sodann die grosse Bronzeciste aus dem Grebinzerkogel in Klein-Glein bei Leibnitz mit Bleiausguss in dem Randwulst, neben der ein braunes Thonstück mit schwarzem Mäander, 2 Schilde mit Klapperblechen, ein Schwert, ein Doppelpanzer und andere Gegenstände aus Bronze gesammelt wurden. Ferner sind da 7 Bronzehelme von Negau. Aus Kegelgräbern von Goldes im Sulmthal pagodenförmige, schwarze Gefässe, sowie grosse Fibeln mit Spiralrollen nach Art der Tène-Fibeln, auch Harfenfibeln, namentlich aber die von Hrn. Pichler beschriebenen schönen Beinschnitzereien (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1886. XVI. S. 34. Vergl. über die benachbarten Gräber von Wies die Berichte der HHrn. Redimsky und Szombathy ebendas. 1883. XIII. S. 41. und 1885. XV. S. 117).

1) Der Wagen geht in der Literatur gewöhnlich unter der Bezeichnung des Judenburgers. Nur Hr. Chantre (Matériaux pour l'hist. de l'homme 1884. XVIII. p. 311. Fig. 187) lässt ihn irrthümlicherweise in Kl. Glein gefunden sein. Beide Orte sind ziemlich weit von einander entfernt. Strettweg liegt an der oberen Mur, Klein Glein dagegen in der Nähe der Sulm im Süden. Beiläufig mag erwähnt sein, dass auch Vettersfelde, unser lausitzer Fundort, von Hrn. Chantre nach Oesterreich versetzt wird (p. 631. Fig. 178).

Ohrringe von Strassengel an der Mur, bestehend aus einem dünnen, gebogenen, am Ende offenen Draht und einer halbmondförmigen platten Scheibe, erinnern an unsere slavischen Schläfenringe, aber noch mehr an den, von mir (Verh. 1883. S. 551) genauer beschriebenen Kupfer-Ohrring von Hissarlik. Dieselben stammen aus einem Flachgrabe, in welchem ein Gerippe und daneben, ausser den beiden Ohrringen, 2 Armringe, ein Draht mit 3 Glöckchen und ein hakenförmiges Eisen gefunden wurden. Nach Weinhold (Mitth. des histor. Vereins für Steiermark VIII. 140) gehören sie frühestens dem 8. Jahrhundert zu. Aehnliche Ohrringe hat Freiherr von Sacken (Ueber Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. Wien 1873. S. 47. Taf. IV. Fig. 80—81) aus einem Gräberfelde nördlich vom Semmering in der Nähe von Kettlach (bei Gloggnitz) an der Schwarza beschrieben; auch hier waren es Skeletgräber und in sehr charakteristischer Weise standen neben den Köpfen henkellose, grobe Thongefässe mit dem mehrstrichigen Wellenornament (Fig. 73), wie sie uns aus slavischen Fundstätten so bekannt sind. Daneben fehlten nicht Thonperlen und mancherlei eiserne Geräthe, namentlich Messer, Pfeilspitzen, auch ein Hufeisen, vornehmlich aber Ringe. Wesentlich abweichend von unseren Funden sind aber die feinen Ausführungen der Ohrringe und Zierplatten, welche vielfach mit Email und Mosaik besetzt oder mit sonderbaren Thierfiguren ausgestattet sind. Das Metall der Kettlacher Sachen ist Messing (78 Kupfer, 20 Zink, 1 Blei). Offenbar sind hier fremde Einflüsse wirksam gewesen; ein gewisser Parallelismus mit fränkischen Funden ist unverkennbar. Auch Freih. v. Sacken erkennt dies an, aber er schwankt in seinen Schlüssen. Bei seiner ersten Besprechung des, von ihm in dieselbe Kategorie versetzten Gräberfeldes von Brunn am Steinfeld (a. a. O. 1873. S. 50) schrieb er dasselbe dem VI. bis VIII. Jahrhundert und „mit Wahrscheinlichkeit der germanischen Bevölkerung zu"; 4 Jahre später (Karrer a. a. O. S. 397. Taf. XVIII) ging er bis auf das V. bis VI. Jahrhundert zurück. Leider ist aus den Gräbern von Brunn kein „Ohrring" vollständig erhalten, aber der henkellose Topf mit mehrlinigem Wellenornament ist ganz typisch und die Eisensachen bieten nichts Fränkisches dar. Das war der Grund, weshalb ich schon in meiner ersten Besprechung der Kettlacher Funde (Verh. 1875. S. 98) erklärte, ich müsse dieselben „bis auf Weiteres" für slavische halten. —

Von Abazzia aus geleitete mich Hr. Schüler nach Triest, wo ich in den HHrn. Carlo de Marchesetti und Valle, den Beamten des Museo civico, die aufmerksamsten und erfahrensten Führer fand. Der Eifer, mit welchem Hr. Marchesetti in weitem Umkreise, bis tief nach Istrien und bis zum oberen Isonzo, die Ausgrabungen persönlich leitet, wird nur durch sein Glück im Auffinden der seltensten Alterthümer übertroffen. Das Museum ist übervoll von den wichtigsten neuen Fundstücken. Eine übersichtliche Darstellung der neuen Forschungen hat Hr. Paolo Orsi (Sopra le recenti scoperte nell'Istria e nelle Alpe Giulie. Bull. di paletnologia italiana. Anno XI. 1885) gegeben. Von einigen der wichtigsten Gräberfelder, namentlich denen von Vermo und S. Lucia, wussten wir schon länger; sehr wenig bekannt, wenigstens bei uns im Norden, dürften die alten Wohnplätze und Befestigungen sein, welche in grosser Anzahl auf den Bergen von Istrien aufgefunden worden sind.

Ueber diese Befestigungen, welche von den Einwohnern Castellieri genannt werden, haben Capt. Burton (Notes on the Castellieri or prehistoric ruins of the Istrian Peninsula 1878) und Cav. Amoroso (Atti e Memorie della Soc. Istriana di archeologia e storia patria 1885. p. 53) Berichte geliefert. Hr. Marchesetti (Bull. della Soc. adriatica di scienze naturali in Trieste. Vol. VIII. 1883) hat speciell die

merkwürdige Burganlage von **Cattinara**, in der Nähe von Triest, beschrieben. Wie eine Reihe anderer Castellieri (z. B. das der Elleri bei Muggia, das von Romania bei Sipar, das des M. Taliau bei Monpaderno, das von Starigrad bei Pedena), krönt das von Cattinara den Gipfel eines (255 *m* hohen) Gebirgskegels, während andere, namentlich die von Parenzo, das von S. Michele di Bagnoli und das von S. Pelagio di Aurisina, mehr an den Abhängen von Bergen gelegen sind. Die Ausgrabungen auf der Cattinara zeigten, dass der Platz noch zu den Zeiten der Römer bewohnt gewesen ist. Auch fanden sich, wenngleich spärlich, einzelne ältere Bronzen, insbesondere Fibeln, darunter auch solche von dem Certosa-Typus. Die Hauptmasse der Funde, besonders auf der Höhe, bestand aus zahlreichen Ueberresten von Thongeräth und Thierknochen. Letztere gehörten vorzugsweise Hausthieren (Rindern, seltener Pferden und Eseln), jedoch häufig auch Hirschen an, und letztere zeigten vielfache Spuren von Bearbeitung. Mit Recht schliesst Hr. **Marchesetti** daraus, dass in jener Zeit die jetzt öden und verbrannten Berge mit Wald bestanden sein mussten. Auch eine Anzahl von Seeconchylien wurde gesammelt. Im Ganzen ist Hr. **Marchesetti** der Meinung, dass die Castellieri mit den Terramaren Oberitaliens gleichzeitig seien.

Einer viel früheren Zeit sind gewisse Höhlenfunde zuzurechnen, von welcher das Museo civico Material besitzt[1]). Ich erwähne die hoch auf dem Gebirge gelegene Höhle von **Gabrovizza**, in welcher Reste von Bären vorkommen, jedoch aus einer Zeit, die vor der Anwesenheit des Menschen zu liegen scheint. Die darin gefundenen Ueberreste des Menschen selbst gehören der **neolithischen** Zeit an. Darunter sind nicht wenige Manufakte aus Feuerstein, der weiterher aus dem Karst gebracht sein soll; von mehr ausgearbeiteten Stücken erwähne ich eine kleine gemuschelte Lanzenspitze, eine lange Lanzenspitze, ein Stück von einem grösseren polirten Beil und ein geschliffenes Dioritbeilchen. Die Thonscherben sind von unseren neolithischen Scherben sehr verschieden; von den uns geläufigen Ornamenten sah ich nichts. Dagegen giebt es bemalte Stücke: rothe Felder (Dreiecke, Bänder, auch stehende Voluten) auf gelbem Grunde. Runde Knöpfe sind äusserlich angebracht. Reste von Hirschen und Rehen sind auch hier häufig.

Ungleich wichtiger für die vergleichende Archäologie und besonders für die uns beschäftigenden Fragen der prähistorischen Culturwege sind die Gräberfelder, welche sich vielfach an alte, den Castellieri verwandte Wohnplätze anschliessen. Am meisten bekannt geworden ist die **Nekropole von Vermo**, mitten in der Halbinsel Istrien gelegen, nahe bei Pisino (an der Eisenbahn von Divazza nach Pola), in einem Gebiete, aus dem bis dahin nichts Aehnliches veröffentlicht war. Hr. **Marchesetti** hat darüber ein Paar interessante Berichte erstattet (Bullett. di paletnologia italiana Vol. IX. p. 125. Bull. della Soc. adriatica Vol. VIII. 1883. Separ.-Abdr. daraus: La necropoli di Vermo. Trieste 1884); Hr. C. **Moser**, der für das Wiener Museum Ausgrabungen veranstaltete, und Hr. **Orsi** haben weitere Mittheilungen hinzugefügt. Das heutige Vermo, ein armseliges Dorf auf der Spitze eines isolirten Bergkegels, scheint auf der Stelle eines alten Castelliere zu liegen. Auf letzteres bezieht Hr. **Marchesetti** einzelne Feuersteinfunde, namentlich mehrere Pfeilspitzen mit Haftzunge. Das eigentliche Gräberfeld enthält ausschliesslich **Brandgräber** mit sehr wenig Eisen, dagegen zahlreichen Bronzen und namentlich sehr entwickeltem Thongeräth. Er stellt dasselbe etwa in das IV. oder V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, zwischen Villanova und Certosa, in nächste Be-

1) Man vergl. auch C. **Moser** in den Mitth. der Wiener anthropol. Gesellsch. 1887. XVII. S. 40.

ziehung zu den älteren Schichten von Este. Unter den Bronzefunden stehen obenan 5 gerippte Bronzeeimer (ciste a cordoni), ein Bronzekessel und die Gürtelbleche, von denen namentlich eines mit durcheinander greifenden Mäandern (Marchesetti Tav. IV. Fig. 2) erwähnt sein mag. Auch die Thongefässe erinnern an italische Formen; besonders häufig sind schwarze Gefässe mit eingeritzten und weiss inkrustirten, einfachen oder auch doppelten Linien. Auch schwarzbraune Zeichnung auf gelbem Grunde kommt vor. Eine zierliche rothe Situla aus Thon hatte eine Verzierung aus bleiernen Mäandern (Moser). An der Bronzeciste von Marchesetti war der obere Rand umgebogen, so dass er einen kleinen Halbkanal bildete, und dieser war mit Blei ausgegossen, wie an der vorher erwähnten Ciste von Klein-Glein.

Eine zweite höchst merkwürdige Stelle in Istrien sind die 3 Pizzughi bei Parenzo an der Westküste, wo neben einander 3 Castellieri stehen, auf denen sich zahlreiche Brandgräber, und zwar meist, wie in Vermo, in Kistenform finden. Diese, von Hrn. Amoroso erforschten Gräber sind im Museum von Triest kaum vertreten. Aus der ausführlichen Schilderung des Hrn. Orsi mag nur erwähnt sein, dass auch hier ein gerippter Bronzeeimer, 3 Situlae und 4 Kessel aus Bronze ausgegraben wurden; sie dienten, ebenso wie ein Bronzehelm (Orsi Tav. I. Fig. 4), als Ossuarien. Von Fibeln werden Schlangen-, Kahn- und Certosa-Formen aufgeführt. Der Styl der Thongefässe ist sehr entwickelt. Hr. Orsi hat darunter Formen nachgewiesen, die aus dem Süden, namentlich aus Apulien, eingeführt sein sollen. Unter den Ornamenten bemerkt man sowohl den Mäander, als die Spirale mit corrimi dietro (Tav. II. Fig. 2 und 11). In der Hauptsache schliessen auch diese Funde an die von Este an.

Zwei andere, ungemein reiche Gräberfelder, welche in den letzten Jahren die Museen in Triest und Wien füllen geholfen haben, liegen hart am Fusse der julischen Alpen, im Gebiete des oberen Isonzo (Sontius der Römer). Das eine ist das von S. Lucia, unweit von Tolmein, am Einflusse der Idria in den Isonzo; es umfasst Tausende von Gräbern, und zwar ausschliesslich Brandgräber, bis auf wenige Ausnahmen der Hallstatt-Periode angehörig. Allem Anschein nach ist die Stelle sehr lange bewohnt gewesen, denn sie birgt unter ihren Beigaben Vertreter sehr verschiedenen Alters. Die Ausgrabungen der letzten Jahre sind von Herrn Marchesetti (La necropoli di S. Lucia presso Tolmino. Trieste 1886) und für das Wiener Hofmuseum von Hrn. Szombathy (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1887. XVII. Nr. 3. S. 26) geleitet worden. Auch hier wurden zahlreiche Situlae und eine Ciste mit Reifen gefunden. Besonders auffällig war mir im Museum in Triest die grosse Zahl von dort stammender Bogenfibeln (bis 1884 schon 13 Stück). Sehr bemerkenswerth ist es, dass auch eiserne Bogenfibeln vorkommen und zwar zum Theil von kolossaler Grösse; ich maass eine von 15,5 *cm* Länge. Daneben finden sich aber auch alle anderen italischen Formen bis zur Kahn- und Certosa-Fibel. Sehr interessant ist eine Fibel, welche eine geflügelte Sphinx darstellt, verziert auf dem Bügel mit einem Vögelchen mit ausgebreiteten Flügeln und einem Triquetrum. Waffen fehlen fast gänzlich. Unter den Thongefässen waren nicht wenige, die mich an Zaborowo erinnerten, so namentlich schwarze Schalen mit schwach eingedrückten, glänzenden Linien und Zeichnungen, rothe Gefässe, Pokale mit gefenstertem Fuss. Auch hier, wie in Vermo, sind die Töpfe zuweilen äusserlich mit Streifen und Platten von Blei belegt; auch sah ich ein Gefäss mit Schnurornament in Mäanderform, das mit tiefen, mit Blei gefüllten Grübchen besetzt war. Manche Gefässe sind, wie in Este, mit kleinen Bronzeplättchen besetzt (borchiati). Glasperlen sind sehr häufig; Hr. Marchesetti sammelte aus einem Grabe

1500 Stück. Auch Bernsteinperlen gehören nicht zu den Seltenheiten. Nach der Meinung des Hrn. Marchesetti ist das Gräberfeld älter, als die von Istrien.

Von den Ausgrabungen des Hrn. Szombathy, deren Ergebnisse im Wiener Hofmuseum aufbewahrt werden, bemerke ich, dass der darin vertretene Theil des Gräberfeldes bis in die Tène- und Römerzeit gereicht haben muss, aber auch nur Brandgräber enthielt. Unter den Fibeln erwähne ich als seltenstes Stück einen ganz einfachen und sehr dünnen Draht, der nur umgebogen ist, ohne Spirale oder Rolle, jedoch mit Knöpfen und Falz. Wüssten wir nicht, dass derartige Fibeln, wie sie die neuere Industrie haufenweise liefert, sich an manchen Orten im Wege der populären Tradition bis auf diesen Tag erhalten haben, so könnte man glauben, hier auf den Anfang der Fibelfabrikation überhaupt gekommen zu sein. Andererseits sind hohle Bogenfibeln, sehr grosse Kahnfibeln, Schlangenfibeln, auch solche mit Bernsteinüberzügen auf dem Bügel (wie in Bologna), Armbrustfibeln mit zurückgebogenen Knöpfen, Sanguisugen mit zahlreichen Anhängen von Glöckchen, Ringen und Pincetten, eine Brillenfibel mit 2 Spiralscheiben, vorhanden. Ein bronzenes Gürtelblech mit repoussirter Arbeit zeigt die Schlangenlinie mit S-förmigen Gliedern, die auf einem Thongefäss der Pizzughi in gleicher Schönheit ausgeführt ist (Orsi l. c. Tav. II. Fig. 11). Unter den Thongefässen ist ein kolossal grosses zu erwähnen, roth mit schwarzer Zeichnung, sowie zahlreiche rothe Gefässe mit Deckeln, auch in Form von Pokalen.

Ein Paar Meilen weiter nördlich, gleichfalls am Isonzo, liegt ein anderes Gräberfeld, das von Karfreit (Caporetto), welches gleichfalls von Hrn. Marchesetti explorirt wird und die reichsten Funde liefert. Es gehört demselben Culturkreise an, bietet aber noch mehr Vergleichungspunkte mit nördlichen Funden. So sieht man auf dem Fragmente einer Bronze-Situla gepunzte Pferde und Männer mit flachen Hüten, ähnlich denen auf dem berühmten Blech von Watsch. Auch unter den Thonperlen, welche zum Theil recht gross, gelb und mit vorspringenden schwarzen und weissen Knöpfen besetzt sind, befindet sich eine mit einem rohen Menschengesicht, einigermaassen ähnlich der trojanischen „Athene". Auf einem grossen pagodenförmigen Thongefäss vom Villanovastyl sind Pferde und eine Swastica eingeritzt. Blei ist sowohl in Stangen, als in Platten benutzt, um schadhafte Theile zu flicken. Zinnlamellen sind äusserlich einem bemalten Gefäss zur Verzierung aufgelegt, wie wir sie aus schweizer Pfahlbauten kennen. Borchie von Bronze sind häufig verwendet worden. Aeusserst zahlreich und mannichfaltig finden sich die Fibeln, darunter die einfache Bogenfibel in ziemlich dünnen Stücken mit 2 Endspiralen, aber auch mit gekerbtem Bügel und allerlei Anhängen. Häufig ist die Spiralplattenfibel, die Kahnfibel, die Blutegelfibel, von letzterer ein Exempler hohl und noch mit einem Thonkern versehen. Der Bernstein zeichnet sich durch dunkelrothe Farbe aus.

Im Wiener Hofmuseum ist noch ein drittes Gräberfeld dieser Gegend, Idria, vertreten, welches in die Tène-Zeit reicht. Viele und grosse Eisensachen, darunter Schwerter mit Weissmetall auf dem Parirblech. Ausgemachte Tène-Fibeln, Schnallen nach Art der von mir (Verh. 1885. S. 117) aus Osnabrück beschriebenen (übrigens auch in Aquileja gefunden), ein Sieb von Bronze. Von ganz besonderem Werthe sind die dort gefundenen Helme, nehmlich 2 eiserne und ein bronzener, letzterer ganz glatt und voll, mit einer etruskischen Inschrift; ausserdem eine Bronzefigur mit demselben Helm.

S. Lucia, Karfreit und Idria liegen ganz nahe an den Punkten, welche die Natur selbst für den Verkehr des Nordens mit dem Süden vorgezeichnet hat. Ueber die julischen Alpen führen gangbare Pässe, auf denen sich der Kaufmann

und der Krieger von Alters her zu bewegen gewohnt waren. Nördlich über den Predilpass, etwas südlicher über die Okra und den Birnbaumer Wald ging man aus Venetien, namentlich in römischer Zeit von Aquileja, nach Krain hinüber. Dass dies auch schon in früherer Zeit geschah, dafür sprechen zahlreiche prähistorische Stücke aus Aquileja selbst, die sich im Museo civico von Triest befinden. An der Strasse nach Nauportus und Emona sieht man neben der Römerstrasse viel ältere befestigte Stellen und Gräber (Alf. Müllner, Emona. Archäologische Studien aus Krain. Laibach 1879. S. 118 fgg.). So gelangt man, gleichsam an der Hand der archäologischen Hinweise, gen Norden in die Thäler von Krain, an die Ufer der Sau und Drau, von welchen östlich die Wege nach Pannonien, westlich und nordwestlich nach Tirol, Kärnthen und Salzburg führten. Dies ist das Gebiet, welches durch die Gräberfunde von Hallstatt und neuerlich durch die von Watsch und St. Margarethen weltberühmt geworden ist. —

Ich selbst begab mich, ungefähr der alten Wegrichtung folgend, von Triest über Adelsberg nach Laibach, dessen Museum sich mit dem Wiener Hofmuseum in die Hauptfunde getheilt hat. Der hochverdiente Custos dieses prächtigen Museums, Herr Deschmann, der, zum Theil mit F. von Hochstetter, die meisten Ausgrabungen geleitet hat, war so gütig, mir seine ganze Zeit, bis in die Nacht hinein, zur Verfügung zu stellen.

Laibach selbst (slav. Ljubljana, vulgo Iblana) liegt an einem jener Punkte, deren Bedeutung für die Bewegung der Menschen in der Geschichte durch die geologische Bildung bestimmt ist. Von zwei Seiten her schieben sich Ausläufer der benachbarten Gebirgsrücken bis nahe an das Ufer der Laibach heran, nur einen schmalen Durchgang übriglassend. Jetzt führt die Eisenbahn, welche, vom Semmering kommend, zum adriatischen Meere zieht, hier durch; vordem ging eine Römerstrasse denselben Weg, und in noch älterer Zeit bis zur neolithischen rückwärts stossen wir hier überall auf Spuren reichen Völkerlebens. Die Laibach, schon in sagenhafter Urzeit (Argonauten) ein schiffbares Gewässer, vereinigt sich nach kurzem Verlaufe gegen Norden mit der Sau, längs deren Ufern die jüngsten Ausgrabungen reiche Entdeckungen gebracht haben. Hier liegen am linken Ufer Watsch, am rechten die Gräberfelder von Magdalenenberg, St. Margarethen, Nassenfuss, Adamsberg und Rovische. Bevor jedoch der Laibachfluss die erwähnte Thalenge erreicht, sammelt er die Gewässer aus dem 4 □M. grossen Laibacher Moor, dessen Pfahlbauten schon lange die Aufmerksamkeit der Archäologen beschäftigt haben. Von da nach Süden, in den gebirgigen Gegenden des Landes, ist noch eine Anzahl von Fundstellen bekannt, welche sich näher den Görzer und istrischen Gräberfeldern anschliessen, so namentlich S. Michael bei Adelsberg und die Umgegend des Zirknitzer Sees. So reichhaltig diese älteren Plätze vertreten sind, so wenig gelang es mir, in dem Museum ein einziges Stück evident slavischer Provenienz zu entdecken: weder Schläfenringe, noch charakteristische Thonsachen sind darin vorhanden.

Eine eingehende Besprechung der, übrigens viel und in ausgezeichneter Weise beschriebenen Funde muss ich mir an dieser Stelle versagen. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe einiger Bemerkungen, zu welchen mir der Besuch des Museums Anlass bot. Zunächst einige Worte über die Laibacher Moorfunde. Als die erste Kunde davon nach aussen gebracht wurde, knüpften sich, wie gewöhnlich, ungemessene Vorstellungen über das Alter des Pfahlbaues an die allerdings sehr überraschenden Schätze, welche aus dem Grunde desselben zu Tage gefördert wurden. Der erste, mir zugängliche Bericht aus dem Jahre der Auffindung des Pfahlbaus, 1875, welcher von der Section Krain des deutschen und österreichischen

Alpenvereins erstattet ist, setzt den Bau in die ältere Diluvialzeit und bezeichnet die Menschenrasse, welche denselben errichtet hat, als „testis diluvii". Diese Uebertreibungen sind von den nüchternen Kritikern, welche sich mit der genaueren Untersuchung der Funde beschäftigten, namentlich den HHrn. Deschmann und v. Sacken, sehr bald beschnitten worden. Es sind immer noch der Urochs (Bos primigenius) und der Wisent (Bos Bison), das Elch und der Bieber übrig geblieben, aber neben ihnen sind das zahme Rind, das Schwein, das Schaaf und der Hund in den Vordergrund getreten; nur das Pferd scheint noch gefehlt zu haben. Die Steingeräthe gehören durchweg der neolithischen Zeit an: sie sind polirt und zum Theil durchbohrt, aber der Nephrit hat sich in einen grünen Hornstein (v. Sacken) verwandelt und selbst der Feuerstein ist auf eine nahe Lagerungsstätte (Bilischgraz) zurückgeführt worden. Ja, es ist an ganz gleicher Stelle im Grunde des Pfahlbaus eine Anzahl vortrefflicher Bronzegeräthe gefunden worden, darunter eine schöne Schwertklinge, eine geknöpfte Nadel, Messer u. s. w., — ein Beweis, dass die Ansiedelung noch in metallischer Zeit bewohnt gewesen ist. Auf dieselbe Betrachtung führt auch das Thongeräth, von dem herrliche Stücke gerettet worden sind; es hat in vielen Beziehungen den neolithischen Charakter, aber es zeigt in anderen schon jene höhere Vollendung der Form und des Ornaments, welche die Berührung mit der Metallcultur verräth. Es sind meist schwärzliche Gefässe, vielfach mit weisser Inkrustation und mit sehr mannichfaltigen Verzierungen: neben dem Strichornament sieht man ganz feine, wie mit einem Rädchen eingedrückte Streifen, schräge Schraffirungen, Dreiecke; selbst der Wolfszahn und das Kreuz fehlen nicht. Besonders auffällig sind gewisse Einritzungen, wie schiefe Fenster, die mich an etruskisches Geräth aus Mittel- und Süditalien erinnerten. Die Töpfe sind meist weitbauchig, nach unten fast kuglig, mit sehr kleiner Standfläche, vielfach gehenkelt, doch auch mit senkrecht durchbohrten Knöpfen, der Rand öfter wellig oder gekerbt. Eine Schale hat einen weit ausgelegten Fuss, der durch seitliche Eindrücke in Kreuzesform gebracht und auf dessen Sohle ein tiefes Kreuz eingepresst ist. Daneben ganz schwere Näpfe mit flachem Boden, niedrigem Rande und weiter Oeffnung. Auch ein Thonlöffel mit kurzem, gebogenem Griff ist erhalten worden. Endlich seien Idole mit Gesicht und weiblichen Brüsten, ähnlich den trojanischen, erwähnt, sowie eine Knochenplatte, hinten concav, vorn leicht gewölbt und abwechselnd mit Querstrichen und Reihen von Wolfszähnen verziert, längs der Ränder mit durchgehenden Löchern versehen. Letztere brachte mir jene sonderbare Knochenplatte in die Erinnerung, welche ich aus dem neolithischen Gräberfelde von Tangermünde beschrieben habe (Verh. 1884. S. 116. Fig. 1). Unter den sonstigen Artefakten erwähne ich die zierlichen Nähnadeln aus Hirschrippen, sowie gedrehte Fäden, die nach der Angabe des Hrn. Deschmann aus Flachs bestehen. Von Getreide ist bis dahin keine Spur aufgefunden worden, dagegen zahlreiche Exemplare der Wassernuss (Trapa natans), welche jetzt in Krain nirgends mehr zu existiren scheint, aber in Kärnthen vorkommen soll. Die in ungewöhnlicher Zahl und Grösse aufgefundenen Exemplare von Baumschwamm sind von Freih. Fel. v. Thümen (Sitz.-Ber. der k. k. zool.-botan. Gesellschaft in Wien. XXIX. 1879. Dec.) als ächter Feuerschwamm, Polyporus fomentarius Fr., erkannt worden. Endlich die menschlichen Schädel, von denen 6 (darunter 4 sehr defekte) gesammelt sind, und die sonstigen Knochen sind durch Hrn. v. Luschan (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1881. X. S. 17. Taf. VIII—XI) bestimmt; er erklärte sie für arische und für „typische Langköpfe" (Index 76,2—78,3—75,9—73,2, also im Mittel 75,9 d. h. mesocephal), — ein, wie er mit Recht hervorhebt, besonders bemerkenswerthes Resultat, da „die ganze Umgegend des Laibacher Moores heute von extrem kurz-

köpfigen Leuten bewohnt wird". Da jedoch auch die krainer Schädel aus der Hallstatt-Zeit nach dem Zeugnisse des Hrn. Szombathy (Dritte Wanderversammlung der Wiener anthrop. Ges. S. 104) „in der Mehrheit mesocephal, zum kleineren Theile dolichocephal sind", so würde der erwähnte Unterschied keinen ausschliesslichen Werth für die Bestimmung der ältesten Bevölkerung haben, falls die Mesocephalie der Hallstatt-Leute sich der Dolichocephalie nähert. Indess hat Herr Szombathy den Index eines „mesocephalen" Schädels von Watsch zu 79,6 bestimmt (Hochstetter, Grabfunde von Watsch S. 47), und diese Zahl steht der Brachycephalie bedenklich nahe.

Unter den krainischen Gräberfeldern, die bis vor Kurzem durchweg der Hallstatt-Periode zugerechnet wurden, besteht ein gewisser Gegensatz, insofern die südlichsten derselben, wie die in dem Küstenlande, reine Brandgräber enthalten, während die Mehrzahl in Unterkrain in ähnlicher Weise, wie Hallstatt selbst, Brand- und Skeletgräber in buntem Gemenge zeigt. Dass die meisten unterkrainischen Gräber noch als Hügelgräber erscheinen, ist vielleicht mit dem Umstande zuzuschreiben, dass die Bebauung des Bodens hier noch nicht so grosse Fortschritte gemacht hat, dass den Bauern die Abtragung der Hügel als eine nahe liegende Aufgabe erschienen ist. Jedenfalls hat die äussere Erscheinung der Gräber keinen diagnostischen Werth in Bezug auf die Art der Bestattung.

Aus Gräbern am Zirknitzer See habe ich das Vorkommen von Spiralscheibenfibeln und von sehr grossen Schlangenfibeln, sowie eines Ringes und Armbandes von Blei notirt. Auch einzelne Funde der Tène-Zeit sind darunter. — Reichlicher sind diese in St. Michael, von wo zahlreiche Eisensachen, namentlich Waffen, besonders Lanzen, Schwerter mit Scheiden u. s. w., im Wiener Hofmuseum liegen.

Damit berühre ich einen Punkt, der durch die neueren Forschungen in ein besonders helles Licht gestellt worden ist; ich meine das Vorkommen von Gräberfeldern der Tène-Zeit in Krain. Noch vor wenigen Jahren erklärte Hochstetter (Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain und der Culturkreis der Hallstätter Periode. 1883. S. 42): „In den österreichischen Alpen kennen wir bis jetzt wenigstens noch keine Gräberfelder aus der La Tène-Periode, wenngleich einzelne Funde den Charakter dieser Periode an sich zu tragen scheinen." Er lehnte die Zwischenschiebung einer besonderen Culturperiode zwischen die Hallstätter und die römische der ersten Jahrhunderte nach Chr. um so bestimmter ab, als der Inhalt gewisser Gräber den unmittelbaren Uebergang dieser beiden Perioden in einander darstelle. Dies ist nun, wie Hr. Deschmann in einem Vortrage vor 2 Jahren ausgeführt hat (Dritte Wanderversammlung der anthropol. Gesellsch. in Wien zu Klagenfurt S. 17), mit einem Schlage anders geworden.

Die wichtigste Fundstelle der Tène-Zeit ist das neuerlich aufgefundene und noch nicht beschriebene Gräberfeld von Nassenfuss, in einem Seitenthale von Unterkrain, auf der rechten Seite der Sau gelegen. Hier ist eine Fülle von eisernem Kriegsgeräth gesammelt worden, namentlich Lanzen und lange Schwerter, darunter auch zusammengebogene, Aexte, Schildbuckel, Haumesser (ähnlich den in Franken so häufigen), Kettengehänge. Dabei herrliche, grosse und kleine La Tène-Fibeln aus Bronze und Eisen, sowie grosse Armringe aus schalenförmigen Gliedern oder hohlen Halbkugeln und Glasringe, dagegen keine Spur von Bernstein. Wohl fanden sich auch hier Bleisachen, namentlich ein geschlossener Fussring und ein kleiner offener, ausgehöhlter Armring. Alles dies nicht in gewöhnlichen Gräbern, sondern in cylindrischen, in den Fels gehöhlten Gruben, mit den gebrannten Knochen.

Dicht daneben war ein grosses, etliche 400 Gräber enthaltendes Feld der Hallstätter Periode. Aus diesem erwähne ich eine grosse flache Bogenfibel mit Klapperblechen, ganz ähnlich einer von S. Lucia, sowie eine einfache Bogenfibel (Koban), einen Torques und allerlei Ringe, darunter solche aus doppeltem Draht spiralig gewunden, und andere sehr grosse mit umwundenem Draht. An einem grossen Thongefäss sieht man geritzte Wellenlinien und darunter Hirsche, Kämme u. A., wie an den norddeutschen Gesichtsurnen.

Nicht weit von da, in Ostroschnik, ist ein zweites, bei Wallitschendorf, Gerichtsbez. Seisenberg, ein drittes Gräberfeld der Tène-Periode. So schliesst sich allmählich die Kette, welche an die gallischen Gräber in Oberitalien heranreicht. Man vergleiche für letztere P. Castelfranco, Liguri-Galli e Galli-Romani della Transpadana. Parma 1886. Nichts ist zweifelloser, als dass auch hier zwischen die Hallstatt-Zeit und die römische eine besondere Culturperiode eingeschoben ist, und wenn die La Tène-Gräber sich bald neben Hallstättern, bald neben römischen finden, so darf man sich nicht wundern, dass alle drei sich gelegentlich vermischen. Uns sind Nachbestattungen in Hügelgräbern so geläufig, dass wir uns nicht wundern dürfen, wenn dies auch in Krain vorkommt.

Ein besonders interessantes Beispiel dafür hat der Teriše-Hügel bei Schleinitz am St. Magdalenenberg, nicht weit von St. Marein, gleichfalls südlich von der Sau, geliefert. In demselben fand man an einer Stelle in einem grossen, mit Leichenbrand gefüllten „kupfernen“ Kessel eine riesige Bogenfibel aus Bronze mit geknotetem Bügel und 2 Endspiralen, an welcher 2 ganz dicke, offene Armringe mit übereinandergreifenden Enden hängen, und an einer anderen Stelle ein Skelet mit 2 Lanzen, einer Axt und einem Messer von Eisen, in dessen Nähe Tène-Fibeln aus Bronze lagen (Deschmann, Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1884. Bd. XIV. S. 49). Aus demselben Gräberfeld stammt ein gepunztes Bronzeblech-Fragment, auf welchem Krieger mit den von St. Margarethen her bekannten Helmen dargestellt sind (Mitth. 1883. Bd. XIII. Taf. XX. Fig. 6).

Es wird daher künftig grosse Sorgfalt aufgewendet werden müssen, um die Nachbestattungen von dem eigentlichen Inhalt der Hügelgräber zu trennen. Das blosse „Zusammenvorkommen“ ist ein unsicheres Kriterium. Nur der schöne Bronzehelm von Weiskirchen, Bezirkshpt. Rudolfswerth, in der Nähe von St. Margarethen, mit dem eine Bronzefibel von dem Tène-Typus gefunden wurde (Mitth. 1883. Bd. XIII. S. 210), dürfte in dieser Beziehung freizusprechen sein, da er von den Helmen von St. Margarethen u. s. w. wesentlich abweicht und auch von Hrn. Blell als gallischer anerkannt ist.

Unter den übrigen, neuerlich erforschten Gräberfeldern erwähne ich das von Döbernick, wo ausser der Bogenfibel mit knotigem Bügel (Krainer Fibula) eine Armbrustfibel mit umgebogenem und geknöpftem Ende gefunden ist; Ohrringe von Kahnform, zahllose Perlen aus Glassfluss und viel Eisen, namentlich grosse Hohlcelte, ähnlich denen von Zaborowo (Verh. 1875. Taf. VIII). Sodann Rovische bei Bründel, Bez. Gurkfeld: neben zahlreichen Fibeln mit stark verlängertem Falz, Gürtelblechen, Armbändern, Knöpfen, Pfeilen u. s. w., Eisensachen, ähnlich denen vom Magdalenenberg, und endlich ein Blei-klumpen. Ferner von Adamsberg am Gurkflusse, Bez. Seissenberg, eine Cista a cordoni aus roth gebranntem Thon mit Deckel, ein Bronzecelt mit einer eingeritzten Figur, nach Art der Streitaxt von Koban (in meiner Monographie S. 84), kolossale Bernsteinperlen und Fibeln mit Thierköpfen an dem umgebogenen Ende.

Schliesslich will ich noch auf die vielen Analogien im Thongeräth von St. Margarethen und Watsch (gleichwie in den Brandgräbern von Wies in Mittel-Steiermark)

aufmerksam machen, welche mit einzelnen unserer nordischen Gräberfelder, insbesondere mit dem von Zaborowo, bestehen. Die Oberfläche der Gefässe ist häufig schwarz polirt, der Boden eng, die Seiten mit Buckeln oder aufstehenden Knöpfen besetzt u. s. f. Dagegen erinnert wieder an italische und schweizer Gefässe die Belegung mit Zinnplättchen und die weisse Ausfüllung. An einem Ohrringe von St. Margarethen sah ich eine Kauri-Muschel. —

Von Laibach begab ich mich nach der Hauptstadt von Kärnthen, dem freundlichen Klagenfurt, wo ich mich der lehrreichen Führung des Hrn. Barons von Hauser, des Conservators des historischen Museums im Rudolfinum, zu erfreuen hatte. Der reiche Bestand dieses Museums an römischen Fundstücken zeigt auf den ersten Blick, dass wir uns hier auf dem Boden einer einst reich gegliederten und wohl organisirten Provinz des römischen Reiches befinden. Die Ponteba-Eisenbahn hat die alte Strasse aufgenommen, welche von Aquileja nach Noricum führte. Ganz in der Nähe von Klagenfurt, wenig nördlich von da, auf dem heutigen Zollfeld, lag die Stadt Virunum. Hier und auf dem benachbarten Magdalenenberge, sowie weiter westlich, bei St. Peter im Holz, dem alten Tiburnia oder Teurnia, und bei Gurina im Gailthale sind Massen der allermannichfaltigsten römischen Sachen, zum Theil in herrlichster Erhaltung, gesammelt worden, auf deren Besprechung ich verzichten muss. Nur das will ich erwähnen, dass auch hier, wie in den römischen Stationen des Rheingebietes, allerlei Meeresconchylien, namentlich Auster- und Murex-Schalen, gesammelt sind. Das Studium der römischen Einrichtungen in Kärnthen hat sich von jeher der eifrigsten Pflege zu erfreuen gehabt. Als ein rühmliches Zeugniss für die Fortdauer dieser Forschungen darf ich die Abhandlung des Baron Hauser über die Römerstrassen Kärnthen's (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1886. XVI. 61. Taf. VIII) anführen; sie hat für uns Nordländer den besonderen Werth, dass sie die Wege nach Wels (Ovilaba) und Salzburg (Juvavum), welche zur Donau führten, und zugleich die römischen „Eisenstrassen“ nach Hüttenberg (Candelicae), Pulst-Hohenstein und Noreja, den Orten, wo das „norische Eisen“ gewonnen und verarbeitet wurde, klar legt.

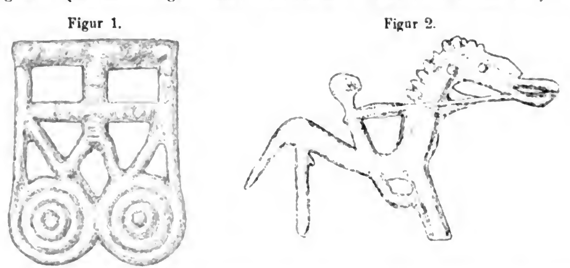
Aber die Römer fanden das Land schon in vielen Richtungen angebaut; offenbar setzten sie sich häufig auf alten keltischen Plätzen fest. Zeugniss dafür liefern die zahlreichen Tène-Funde, welche zwischen und neben römischen gemacht wurden. Am Magdalenen-Berge und auf dem Zollfeld, bei St. Peter im Holz und in Gurina sind deren in mannichfaltiger Gestalt zu Tage gekommen; sie würden für ein Separatstudium vorzüglich geeignet sein. Eine solche Untersuchung wäre um so mehr angezeigt, als meines Wissens in ganz Kärnthen noch kein einziges Gräberfeld der Tène-Zeit aufgefunden ist. Und doch ist sogar neben dem sogleich zu besprechenden Gräberfelde von Frögg ein charakteristisches Tène-Schwert aus Eisen ausgegraben worden! (Mitth. der Central-Commission XIII. S. LXXVIII. Fig. 8).

Auch sonst ist die Gräberforschung in Kärnthen merklich zurückgeblieben. Baron v. Hauser wusste auf der anthropologischen Versammlung in Klagenfurt 1885 (a. a. O. S. 16) nur über 4 Gräberfelder in Kärnthen zu berichten und auch diese sind erst in den letzten Jahren entdeckt worden. Soviel ich ersehen habe, gehören sie sämmtlich der Hallstatt-Periode an. Das ergiebigste und wichtigste darunter ist das von Frögg bei Rosegg, am rechten Ufer der Drau, nicht weit von Velden am Wörther See. Wir besitzen Berichte darüber von den HHrn. F. Kanitz (Mitth. der Wiener anthr. Ges. 1884. XIV. S. 141 Taf. III), W. Osborne (Sitz.-Ber. der Isis, Dresden 1884. Taf. III) und Baron Hauser (Mitth. der österr. Central-Commission N. F. X. S. LXIII. und CC. XI. S. XXXV. und XIII. S. LXXVI. Dritte Wanderversammlung S. 6. Führer durch das historische Museum des Rudolfinums.

Klagenfurt 1885. S. 22). Allerseits ist die grosse Zahl und Mannichfaltigkeit der Bleiobjecte hervorgehoben worden, welche in diesem Gräberfelde zu Tage gekommen sind, und mit Recht hat man aus der Nähe sowohl der Bleibergwerke von Rudnik und Petschnitzen am Fusse des Tabor, als des Bleiberges von Villach, namentlich aus der oberflächlichen Lage der dortigen Erze, geschlossen, dass es sich hier um die Producte einer einheimischen Industrie handle. Durch die grosse Anzahl dieser, meist kleinen Objecte unterscheidet sich das Gräberfeld von Frögg von allen sonst bekannten Nekropolen Europas; das einzige, was ich ihm parallel zu setzen weiss, ist das transkaukasische Gräberfeld von Redkin-Lager mit seinen Antimonsachen, unter denen freilich menschliche und thierische Figuren fehlen (Verh. 1884. S. 126). Wegen der Bleischeiben aus dem Bug vergleiche Olshausen (Verh. 1884. S. 537).

Diese Bleiobjecte, fast ohne Ausnahme gegossen, sind hauptsächlich zweierlei Art: die einen haben eine hintere platte und eine vordere, meist sehr ausgeführte Seite, die anderen sind auf beiden Seiten voll ausgebildet. Daraus ergiebt sich schon, dass die ersteren zu Verzierungen anderer Gegenstände bestimmt gewesen sein müssen, und in der That hat man nicht wenige solcher Gegenstände, und zwar durchweg thönerne Gefässe, gefunden, auf welchen die Bleistücke entweder nur eingedrückt oder vermittelst eines Harzes angeklebt waren. Es sind dies manchmal einfache Plättchen von dreieckiger Gestalt (Kanitz Fig. 9 und 10), meist jedoch ausgeführte Figuren, theils menschliche, theils thierische, oder blosse Ornamente, z. B. einfache Räder oder durchbrochene Platten mit anhängenden Rundscheiben. Baron Hauser hatte die grosse Güte, mir einige Proben von solchen Stücken zu geben. (Die Abbildungen stellen diese Stücke in natürlicher Grösse dar.) Das

Figur 1. Figur 2.

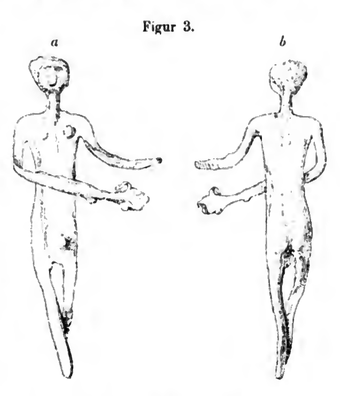


eine (Fig. 1) ist eine durchbrochene Platte, hinten bis auf den oberen Querbalken ganz glatt, vorn mit schwach gewölbten und leicht gekerbten Flächen. Das zweite (Fig. 2) stellt einen nackten Reiter auf einem Hengste dar, in höchst archaischer Form; das Pferd mit nur 2 Beinen und einem langen Schwanze, der Leib dünn und lang, der Hals dagegen stark und noch länger, mit einer längsverlaufenden Furche und einer in Büscheln abstehenden, offenbar geschorenen, nur nach vorn überfallenden Mähne, Ohr und Auge durch je ein Knöpfchen angedeutet, der Kopf lang gestreckt und erhoben, wie wenn das Thier wiehern wollte, das Maul halb geöffnet; der Reiter gleichfalls nur einseitig dargestellt, so kurz, dass sein Kopf tief unter dem Kopfe des Pferdes steht, mit rundlicheckigem Kopfe und nach vorn etwas vorgeschobenem Gesicht, seitlich mit einem grossen rundlichen Knopf (Auge), der Hals verjüngt und gegen die Schulter deutlich abgesetzt, der Arm vorgestreckt,

um den straffen Zügel zu halten, der Rumpf zurückgelehnt, die Beine mit den Füssen ausgestreckt. Der Guss ist an manchen Stellen ungenau, indem sich das geschmolzene Metall in der Fläche ausgebreitet hat, wie namentlich an den Zügeln und an den Beinen. Im Ganzen aber ist die Figur vortrefflich im Sinne der archaischen Muster modellirt. Sie erinnert stark an die Reiterfiguren unserer Gesichtsurnen. — In ganz ähnlicher Weise sind die Vögel (nach den breiten, etwas aufgebogenen Schnäbeln am meisten Enten ähnlich) hergestellt.

Die andere Gruppe von Bleifiguren, welche auch an der hinteren Seite ausgeführt sind, wurde frei aufgestellt oder als Hängeschmuck verwendet. Es sind vorzugsweise Vögel, Pferde und nackte Menschen. Einmal fand man eine solche menschliche Figur, deren Füsse in einem Thonscherben steckten. Das Stück (Fig. 3*a* und *b*), welches ich mitgebracht habe, stellt eine stehende männliche Figur ohne jede Bekleidung dar, an welcher die Beine an der Stelle der Füsse zugespitzt endigen und dicht an einander gelegt sind, während die beiden, ungemein verlängerten Arme nach links gewendet sind und in breitere Theile auslaufen, von denen der rechtsseitige unverkennbare Aehnlichkeit mit einer Hand (der Daumen verbogen) darbietet. Indess wäre es auch möglich, dass diese Theile in Folge eines verunglückten Gusses missgestaltet sind. Kopf, Hals, Rumpf, und zwar sowohl die Schultern, als das Becken, der Rücken und das Gesäss sind in ihren gegenseitigen Verhältnissen sehr gut wiedergegeben, insbesondere ist die Modellirung des Rückens eine sehr detaillirte. Am Kopf unterscheidet man eine Art von Kappe, die vielleicht als eine Decke von langem Haar zu betrachten ist; an dem vertieften und in der Augengegend stark eingedrückten Gesicht tritt nur die lange, gerade, dicke Nase hervor. Die Brüste sind so stark dargestellt, dass man glauben könnte, eine weibliche Figur vor sich zu haben. Der erigirte Penis beweist das Gegentheil.

Figur 3.



Derartige Figuren sind bei Frögg in Menge gesammelt worden. Wenn man in dem Rudolfinum die grosse Zahl von Reitern und Fussvolk überblickt, so wird man lebhaft an Nürnberger Spielzeug erinnert. In einem Grabe wurden 18 Pferdchen und 30 Enten, in einem anderen 4, in einem dritten 10, in einem vierten 12 Reiter und eine Ente mit Radverzierung gefunden. Manche sind sehr unvollständig ausgeführt: Menschen ohne Arme und Beine, Vögel ohne Schwanz und dergl., aber die Mehrzahl ist verhältnissmässig gut aus der Gussform gekommen.

Ein vollständiges Unicum ist der von Hrn. Kanitz beschriebene Bleiwagen (a. a. O. Taf. III. Fig. 1—10), den er als einen Plattenwagen mit Deichsel und Rädern bezeichnet. Die Räder sind 10 speichig. Die Platte soll nicht gegossen, sondern geschnitten sein. Ueber das Einzelne verweise ich auf den Originalbericht; nur das will ich erwähnen, dass der Wagen mit keinem der älteren, namentlich

mit keinem der bei uns gefundenen Bronzewagen Aehnlichkeit darbietet. Herr Kanitz sieht in ihm, wohl mit Recht, eine Nachbildung des in jener Zeit gebräuchlichen Nutz- oder, wie wir sagen würden, Bauerwagens.

Als eine besondere Verwendungsart des Bleies ist auch hier, wie bei Kl. Glein und Vermo zu erwähnen, dass an der Bronze-Situla mit den Pferdchen der obere Rand eingerollt und durch eine Bleieinlage verstärkt ist. Von letzterer behauptet Baron Hauser (Dritte Wandervers. S. 7), das Blei sei „ein völlig anderes, als jenes der nachweislich von inländischem Metall erzeugten Bleifiguren".

Ausser diesen Bleisachen wurde an Metall hauptsächlich Bronze gefunden. Eisen war im Ganzen spärlich, aber die meisten der freilich in sehr geringer Zahl gesammelten Waffen und Schneidewerkzeuge (Lanzen mit stark vortretender Mittelrippe, aber auch ohne dieselbe, Axt, Haumesser, gerundete Messer) bestanden daraus. Von Bronze sind nur ein nach vorn sehr breiter, kurzer, hinten mit halb umgebogenen Schaftlappen versehener Celt und ein zweiter, schön verzierter, langer, vorn einem Paalstav gleichender Schaftcelt vorhanden. Unter den Bronzefibeln habe ich eine hohle Bogenfibel, solche mit langem Fuss, und Kahnfibeln notirt, unter letzteren eine manierirte Form mit geknicktem Bügel. Es giebt einzelne Exemplare von gerippten Cisten, eine Situla mit freistehenden Bronzepferdchen auf dem Rande, einen grossen, zweihenkeligen Grapen, einen Dreifuss mit Bleifiguren, Armbänder mit knotigem Bogen, ein schmales Blechband mit gepunzten Rosetten. Das Thongeräth ist von höchst mannichfaltiger und vollendeter Beschaffenheit. Viele Gefässe, sowohl sehr grosse, als recht kleine sind bemalt, meist schwarz auf braunrothem Grunde; beim Brennen werden sie grauroth. Auch kommen grosse pagodenartige Töpfe vor, an welchen breite Spiralen und feinere Wellenlinien angebracht sind, sowie kleine Perlen aus gelbem Glas und aus Bernstein, auch ein 26,5 *cm* langes kantiges Bronzestäbchen mit kleinem Knopf, unter welchem zwei zierliche „Wirtel" aus Glassfluss mit Zickzackbändern sitzen. —

Ausser dem Gräberfelde von Frögg sind noch 3 andere bekannt. Das eine am Katharinenberg bei Tscherberg, unweit Bleiberg im Jaunthal, zeigte gleichfalls Hügelgräber mit Leichenbrand. Unter den Thonscherben sah ich braune mit schwarzer Zeichnung. Sonst ist ein Bronzeschwert und ein grosser Kessel mit 2 gedrehten Henkeln, ein 6 *g* schwerer Golddraht, ein Thonrad, eine flache runde Thonscheibe von 70 *cm* Durchmesser und wenig Eisen zu erwähnen. — Sodann die beiden Gräberfelder auf dem Napoleonsberge bei dem Warmbade Villach und die Grabhügel auf dem Kanzianiberge bei Mallestig in der Nähe des Schlosses Finkenstein. Ich habe von Villach ähnliche Thonscherben, wie von Tscherberg, notirt; ausserdem Fibeln aller Art, von der einfachen Bogenfibel bis zur krainer Form, und endlich einen Thonwirtel mit (etruskischer?) Inschrift.

Ob die so geringe Zahl von Gräberfeldern in Kärnthen einen Beweis dafür liefert, dass das Land zur Hallstatt-Zeit wenig bewohnt gewesen ist, scheint mir mindestens sehr zweifelhaft. Man wird eben warten müssen, ob es dem frisch erwachten Localgeist und der umsichtigen Leitung des historischen Vereins nicht gelingen wird, wie es in Krain und Steiermark der Fall gewesen ist, neue Fundplätze zu erschliessen. Vor der Hand genügen jedenfalls die gemachten Funde, um den Nachweis zu führen, dass Ansiedelungen im Lande zur Hallstatt-Zeit vorhanden waren. Dabei darf nicht übersehen werden, dass Einzel- und Schatzfunde schöner Bronzen zu wiederholten Malen und noch neuerlich, z. B. ein Depot von zahlreichen Celten im Gewicht von 20 *kg* bei Niederosterwitz, gemacht worden sind. Auch darf hier wohl daran erinnert werden, dass Hr. Mommsen in der Gegend, wo die alte Plökenstrasse von Italien herüber gegen das Gailthal zieht,

eine etruskische Felsinschrift aufgefunden hat, deren Zeichen mit denen der Bronzetäfelchen, welche gegenüber in Gurina ausgegraben sind, übereinstimmen. Diese Inschrift, welche Hr. A. B. Meyer hat absägen lassen, befindet sich gegenwärtig im Museum von Klagenfurt. Nun will ich gern zugestehen, dass es bequemer für denjenigen war, der aus Italien über die Alpen zog, sich westlich nach Tirol zu wenden, aber eine Fortsetzung der Reise das Gailthal abwärts lag doch nicht ausser der Berechnung. Und wer wirklich nicht über den Plöken wollte, der mochte über den Predil ziehen.

Dasselbe Argument, welches aus der geringen Zahl der Hallstatt-Gräber entnommen ist, liesse sich auch auf die spätere Zeit anwenden. Ich habe im Rudolfinum nur einen Ort notirt, der vielleicht ein slavisches Grab aufzuweisen hat: Friesach an der Nordgrenze von Kärnthen, wo ein Skelet mit einem Schläfenring aus Bronze ausgegraben ist; an derselben Stelle wurde auch eine Drahtfibel mit einer grünen Glasperle gefunden. Der Ortsname klingt freilich deutsch, aber es ist schon bei einer früheren Gelegenheit (Verh. 1878. S. 300) nachgewiesen worden, dass Friesach (in Steiermark?) slavisch Brezow heisst, und es wird daher wohl, wie unser märkisches Friesack, von dem Stamme brega, Birke, herstammen. In dem Rechenschaftsbericht des kärntnerischen Geschichtsvereins für 1886 wird ausserdem erwähnt, dass 1882 bei der Drauregulirung, in einem Steinbruche unterhalb der Ruine Flaschberg bei Oberdrauburg, eine grosse Anzahl von Skeletten und dabei kleine Messerchen von Eisen, Perlen von kreideartigem Aussehen und einige Schmucksachen von Bronze mit buntem Email gefunden seien, welche nach den Hinweisen des Hrn. Tischler mit den Funden von Kettlach, Strassengel und Kessthely übereinstimmten. Von den ersteren habe ich vorher gesprochen; sollten sie slavisch sein, so würde dasselbe wohl auch für den Flaschberger Fund angenommen werden können, den ich zu meinem Bedauern in der Sammlung nicht bemerkt habe. Dagegen ist mir ein, beim Bau der Brücke über die Drau bei Grafenstein gemachter Fund, der jedenfalls der Völkerwanderungszeit angehört, aufgefallen, nehmlich Riemenbeschläge aus Bronze, welche ein ganz merovingisches Aussehen haben. —

Ich schliesse damit diesen, leider etwas flüchtigen Reisebericht, bei dem ich fast fürchte, dass hier und da ein Missverständniss untergelaufen sein könnte. Indess hoffe ich doch, dass er in der Hauptsache correct und in der Auffassung der Dinge objectiv ausgefallen ist. Jedenfalls wird er den Eindruck widerspiegeln, den ich Angesichts der reichen Schätze, welche sich in den verschiedenen Museen meinem Auge darboten, empfangen habe. Er hat das neu belebt, was ich seit vielen Jahren in meiner Erinnerung niedergelegt und oft genug auch zum Ausdruck gebracht habe, dass die Hallstatt-Cultur aus südlichen Impulsen hervorgewachsen ist. Zum ersten Male ist es mir beschieden gewesen, den Weg dieser Impulse südlich von der Donau bis zum adriatischen Meere hin selbst begehen zu können und die Anknüpfungen, die wir längst bis zur Donau hergestellt hatten, in fast continuirlichem Zusammenhange bis unmittelbar an die Grenzen Italiens, bis Istrien und Görz, weiterzuführen. Eine erste Andeutung darauf fand ich bei der Betrachtung der Wiener Weltausstellung, und ich habe schon damals (Verh. 1873. S. 169) den Weg zu bezeichnen gesucht, auf welchem die Prähistorie unserer Gegenden mit derjenigen der österreichischen Länder zusammenhängt.

Dass dieser Weg schliesslich nach Italien führt, ist eine alte Voraussetzung unserer Alterthumsforscher, welche dafür manches treffende Beweisstück beigebracht haben. Allerdings hat sich daneben auch die andere Neigung gezeigt, die hauptsächlichen Anregungen, ja wirkliche Importstücke auf griechischen Ursprung zurück-

zubeziehen. Ich habe diesen Punkt wiederholt erörtert (Verh. 1876. S. 183. Die XIV. allg. Versammlung der Deutschen anthrop. Ges. in Trier. 1883. S. 82). Indess ist in der neuesten Zeit die Lehre von dem griechischen Import wieder mit einer besonderen Wärme vertheidigt worden, wie es mir scheint, nicht zum wenigsten in Opposition zu der Vorstellung von einem italischen Import. Selbst Hochstetter (Grabfunde von Watsch und St. Margarethen S. 39) liess griechischen Import zu, während er italischen ablehnte. Neuerlich hat die Erschliessung der Balkanländer in Wien den Gedanken neu belebt, dass dieselben das Mittelglied in der Einführung altgriechischer Fabrikate in den Norden gebildet haben möchten. So hat Hr. M. Hörnes (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1886. XVI. S. 47) sogar für die gerippten Bronzeeimer (ciste a cordoni) griechischen Ursprung in Anspruch genommen.

Wie mir scheint, unterscheidet man nicht streng genug in diesen Untersuchungen die Frage nach der Erfindungsstätte und die Frage nach den secundären Wegen, auf denen gewisse Fabrikate verbreitet worden sind. In meiner Trierer Eröffnungsrede habe ich diesen Unterschied in seiner grossen Bedeutung ausführlich erörtert. Meiner Auffassung nach beweist ein unzweifelhaft griechisches Importstück keineswegs den directen Import. Eine griechische Vase in Deutschland kann, trotz ihres griechischen Ursprungs, sehr wohl aus Italien eingeführt sein. Seitdem wir wissen, wie früh solche Stücke in Campanien, Etrurien und Umbrien als Handelswaare erschienen, hat es keine Schwierigkeit mehr, ihr Erscheinen diesseits der Alpen zu erklären. Man muss es lieben, einen dunklen Punkt durch eine noch dunklere Hypothese in ein gewisses Licht zu heben, um so gewagte Vermuthungen aufzusuchen, wie sie jetzt Mode werden.

Nach Hrn. Hörnes erhielt die Deutung der gerippten Bronzeeimer als etruskischer Erzeugnisse „den Todesstoss“ mit dem „Auftauchen“ ähnlicher Gefässe in Cumae, und mit der Deutung derselben als chalkidischer Fabrikate. Nun, die beiden Cisten von Cumae, die ich selbst im Museo nazionale von Neapel gesehen habe, mögen von Griechenland eingeführt sein, obwohl ein wirklicher Beweis dafür noch nicht geliefert ist, aber daraus würde noch keineswegs folgen, dass auch alle die norditalischen Cisten, deren Zahl eine ausserordentlich grosse ist, gleichfalls von Griechenland eingeführt seien. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so müsste doch immer wieder von Neuem dargethan werden, dass auch die Cisten vom Niederrhein, von der Niederweser und Niederelbe durch Griechen verhandelt seien. Hr. Hörnes ist zu seiner Aufstellung zunächst durch das „Auftauchen“ der Cisten von Kurd in Ungarn gekommen; er findet, dass der Weg dahin von Griechenland durch die Balkanländer viel näher sei, als der von Italien her. Ich finde das keineswegs. Der Weg von Italien über Krain nach Ungarn war sicherlich ein viel mehr betretener und zugleich ein viel näherer, als der von Hellas über den Balkan. War einmal hellenische Waare zur See bis zur Pomündung gekommen, so liess sie sich zweifellos leichter und schneller über die julischen Alpen in die nordischen Länder bringen.

Auch wir, die wir unsere prähistorische Cultur zunächst an italische Anfänge anknüpfen, verschliessen uns keineswegs den anderen Möglichkeiten. Hat doch die Vorstellung von alten Verbindungswegen mit dem Schwarzen Meere unzweifelhafte Fortschritte in letzter Zeit bei uns gemacht. Immerhin haben diese Wege vor der Hand eine untergeordnete Bedeutung. Ich persönlich glaube Einiges dazu gethan zu haben, die altitalische Bronzecultur mit hellenischen und selbst asiatischen Funden in Beziehung zu bringen. Ich war immer geneigt, diese Cultur als eine aus östlichen Quellen abgeleitete anzusehen. Aber ich habe auch stets an der

Vorstellung festgehalten, dass in Italien selbständige Centren für diese abgeleitete und zum Theil weiter entwickelte Cultur entstanden sind, und dass wir von da aus die Muster und zum Theil auch die Artikel unserer Bronzezeit und unserer ältesten Eisenzeit erhalten haben. Und in dieser Vorstellung bin ich durch meine Reise nur bestärkt worden.

Hr. von Hochstetter, obwohl er gelegentlich die östlichen Muster zuliess, formulirte seine Ansicht folgendermaassen: „Die gesammte Bronze-Industrie, ebenso wie die Eisen-Industrie, war eine einheimische und hatte in den Alpenländern so gut, wie in Italien und Griechenland ihre eigene Entwickelung, und überhaupt ist die Metalltechnik der Hallstätter Periode ein gemeinsames Eigenthum aller damaligen Völker Mitteleuropas gewesen" (Grabfunde von Watsch S. 10). Ich bezeichnete diese Ansicht, die übrigens von der des Hrn. Hörnes gänzlich verschieden ist, in meiner Trierer Rede als eine „extreme Ketzerei". Selbstverständlich sollte damit nichts Verletzendes gesagt werden, und ich freue mich, dass der hochgeschätzte Mann meinen etwas starken Ausdruck ohne Erregung hingenommen hat (Mitth. der Wiener anthrop. Gesellschaft, 1884 XIV. S. 44). Auch ich habe nie etwas dagegen gehabt, dass man eine hoch entwickelte Localindustrie als Trägerin der Cultur von Hallstatt, Watsch u. s. w. annahm, dass man also nicht jedes Stück, das in den Alpenländern gefunden wird, für importirt ansieht. Die Hauptfrage bleibt trotzdem immer die, woher die Cultur gekommen ist. Und da kann ich nicht umhin, von Neuem zu sagen: sie ist nicht in Mitteleuropa entstanden, sie ist auch nicht auf der Donaustrasse von Osten her eingeführt worden, sie ist ebensowenig aus den Alpenländern nach Italien gebracht, sondern sie stammt aus Italien und weiterhin aus Griechenland und noch weiterhin aus dem Orient.

Die Gelegenheit wird kommen, diese Gedanken weiter auszuführen. Für diesmal kam es mir nur darauf an, die Eindrücke frisch wiederzugeben, wie ich sie auf meiner Reise empfangen habe. Ich unterdrücke daher auch alle meine Gedanken über die Bevölkerung der Alpenländer zur Hallstatt-Zeit, welche in letzter Zeit wiederholt zum Gegenstande der Erörterung gemacht ist. Nur das darf als sicher angenommen werden, dass die Bevölkerung zur Tène-Zeit gallisch war. Darnach lässt sich wenigstens einige Sicherheit in die Chronologie bringen.

(26) Hr. Virchow bespricht

Antimongeräthe aus dem Gräberfelde von Koban, Kaukasus.

Im Wiener Hofmuseum ist durch eine Reihe von Ankäufen eine höchst werthvolle Sammlung nordkaukasischer Alterthümer gebildet worden. Hr. Dr. F. Heger, welcher die Hauptstücke für meinen Besuch herausgelegt hatte, zeigte mir darunter einige Stücke, welche er für Antimon hielt. In der That musste ich die Aehnlichkeit anerkennen.

Die betreffenden Stücke hatten sich in zwei verschiedenen Collectionen von Koban-Alterthümern vorgefunden, von welchen die eine durch Hrn. Heger selbst von Hrn. Chabosch Khanukoff bei Gelegenheit des Congresses in Tiflis angekauft, die andere nachträglich von demselben Herrn eingesendet ist. Jedenfalls enthielt die letztere eine grössere Anzahl unzweifelhaft ächter Koban-Sachen, so dass ein Bedenken in Betreff der Provenienz ausgeschlossen scheint. Ich erwähne dies mit besonderer Beziehung auf meine Mittheilung in der Sitzung vom 23. April d. J. (Verhandl. S. 335), in welcher ich die Frage besprach, ob eine Angabe, wonach Hr. Chantre „Knöpfe und eine Art kleiner Rädchen oder durchbrochener Scheiben aus Zinn" von Koban besitzen solle, richtig sein könne, und in welcher

ich meine Gründe anführte, weshalb ich es für möglich hielt, dass diese Gegenstände aus Antimon bestehen und von Redkin-Lager herstammen. Damals war mir von Antimonfunden aus Koban nichts bekannt. Nachdem sich jetzt herausgestellt hat, dass sie existiren, muss ich natürlich auch die Möglichkeit zugestehen, dass Hr. Chantre deren besitzt. Dagegen halte ich es noch mehr, als früher, für wahrscheinlich, dass die Stücke nicht aus „reinem Zinn", sondern aus Antimon bestehen. Denn Zinnfunde sind noch niemals, weder aus dem Kaukasus, noch aus Transkaukasien, nachgewiesen worden.

Hr. Heger war so freundlich, mir ein defektes Stück zum Zweck einer chemischen Analyse zu überlassen. Dasselbe war von der Oberfläche her bis in grosse Tiefe in eine matt aussehende, weissliche Masse verwandelt, indess zeigte sich nach Ablösung dieser Verwitterungsrinde ein fester Kern von krystallinischem Antimon. Hr. Prof. Salkowski hat das Stück analysirt. Er erklärt: „Das zur Untersuchung übergebene Metall besteht aus Antimon mit einer Beimischung von 10,42 pCt. Blei und Spuren von Kupfer und Eisen. Speziell constatirt ist die Abwesenheit von Zinn, Silber, Wismuth. Ebenso sind ausgeschlossen andere Metalle der Eisengruppe, ausser dem Eisen selbst."

Es ergiebt sich daraus eine bemerkenswerthe Differenz gegenüber den Antimonsachen von Redkin-Lager. Diese bestanden nach der Analyse des Hrn. Salkowski (Verhandl. 1884 S. 127) aus reinem Antimon mit Spuren von Eisen und Schwefelantimon, dagegen ohne Beimischung von Blei oder Kupfer. In dem Kobanstück aber fanden sich Spuren von Kupfer und eine Beimischung von 10,42 pCt. Blei. Darnach scheint es unwahrscheinlich, eine gemeinsame Bezugsquelle für beide Plätze anzunehmen, wenngleich die Möglichkeit näher gerückt ist, eine gewisse Beziehung beider Gräberfelder zuzulassen.

Was die im Wiener Museum befindlichen Stücke angeht, so sind die beiden besser erhaltenen aus dem ersten Ankauf kleine Knöpfe, der eine mehr glatt, mit einer Reihe rundlicher Vorsprünge längs des Randes, der andere fast seeigelförmig, mit 4 Rippen. Aus der zweiten Sendung sind 4 Knöpfe vorhanden, von einer Seite zur anderen quer durchbohrt und in der Mitte hügelförmig erhoben. Sie stimmen daher nicht ganz überein in der Form mit den Redkin-Knöpfen, aber sie zeigen doch eine gewisse Aehnlichkeit mit den, in meinem früheren Vortrage (Verhandl. 1884 S. 129, Fig. 5, 6, 8, 9) erwähnten Formen von Redkin, wenigstens so viel, dass man an gemeinsame Muster denken kann.

Nachdem sich durch die Mittheilung des Hrn. Grabbe (Verhandl. 1887 S. 335, Anm.) ergeben hat, dass auf der Nordseite des Kaukasus, im Argunskischen Kreise, eine natürliche Lagerstätte von Antimonglanz existirt, so erscheint eine einheimische Fabrikation recht glaublich. Ob auf dieselbe Stelle auch die Erzeugung der Redkin-Sachen zu beziehen ist, wird sich erst dann entscheiden lassen, wenn festgestellt ist, ob nicht auch das transkaukasische „Erzgebirge" natürliche Lagerstätten für Antimon besitzt. Die weitere Frage, ob auch das südbabylonische Antimongefäss von Tello, welches Hr. Berthelot neuerlich beschrieben hat (S. 336), auf eine transkaukasische Quelle hinweist, würde einigermaassen verwickelt werden, wenn es richtig ist, was mir Hr. Dr. Polack in Wien mittheilte, dass bei Schiras in Persien Antimon vorkomme, wie denn nach seiner Angabe auch Zinn in der Elbruskette bei Astrabad gefunden werde. Hier treten zahlreiche Probleme für weitere geologische und archäologische Forschung hervor. Immerhin ist es höchst merkwürdig, dass sich seit dem ersten Nachweise des Antimons in dem alten Gräberfelde von Redkin, also in wenig mehr, als 3 Jahren, die bis dahin gänzlich un-

bekannte Verwendung, ja Kenntniss dieses Metalls im Alterthum vom Nordrande des Kaukasus bis zum Süden von Mesopotamien hat verfolgen lassen.

Beiläufig erwähne ich noch, dass sich in der Wiener Koban-Sammlung ein Paar sonderbare durchbohrte Kugeln befinden, deren Aussehen recht fremdartig ist. Die eine, aus weissem Quarz und schwer, ist äusserlich mit 4 flachrundlichen Vorsprüngen oder Knöpfen versehen. Die andere, aus Bronze, zeigt 4, durch vortretende Absätze gegliederte Buckel. Die Stücke erinnerten mich am meisten an Steinkugeln mit buckelförmigen Vorsprüngen, die in Schottland öfter vorkommen und als specifisch celtische Erzeugnisse angesehen werden.

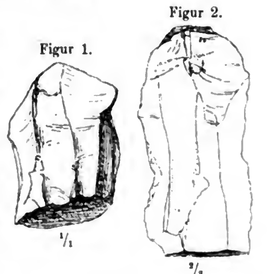
(27) Hr. Schweinfurth hat wiederum

Kieselartefakte aus neuen ägyptischen Fundstätten

eingesendet. Die besten derselben, Nuclei und prismatische Splitter, sind am 13. Mai v. J. am Wadi Tarfeh, 28° 20′ N. Br., 107 *km* östlich vom Nil bei der Fabrik Matai, 5 *km* unterhalb der Einmündung des Wadi Om essanági in das Wadi Tarfeh, gesammelt worden. Sie bestehen aus einem sehr schönen, dunklen Hornstein. Die Splitter sind bis 12 *cm* lang, manche mit noch theilweise erhaltener Rinde, scheinbar ganz unbenutzt. Vortreffliche Nuclei.

Sodann aus der östlichen Wüste eine Anzahl geschlagener Stücke aus gebändertem, fast jaspisartigem, den untersten Eocänschichten angehörigem Feuerstein. Das grösste, roh geschlagene, fast nucleusartige Stück hat eine Länge von 107, eine Dicke von 43 *mm*.

Endlich Splitter aus den untersten Eocänschichten am Rande des Steilabsturzes der südlichen Galala über Wadi Dachl, südwestlich vom Kloster St. Paul, 28° 40′ N. Br., 1200 *m* über dem Meere, darunter ein kleiner Nucleus (Fig. 1), ein grosses sägeartiges Stück (66 auf 33 *mm*) (Fig. 2), und ein langes, schmales Trapez (73 auf 19 *mm*).


Figur 1. 1/1

Figur 2. 2/3

(28) Hr. Th. Schuchardt in Görlitz schenkt der Gesellschaft ein grosses Stück

Jadeit aus Borgo Novo in Graubündten.

Nach seiner Angabe steht das Mineral im Bereich der Bündtener Schiefer an.

Der Vorsitzende dankt dem freundlichen Geber Namens der Gesellschaft bestens für die Einsendung. Ist das so lange vergeblich gesuchte Mineral nun endlich im Innern von Europa anstehend gefunden, so werden sich hoffentlich auch andere Lagerstätten desselben nachweisen lassen, zumal, da die früheren Bedenken der Mineralogen über das Vorkommen von Jadeit am Monte Viso aufgegeben zu sein scheinen. In wie weit die früher vielfach geäusserten Zweifel der schweizer Forscher über die Authenticität der Rohgerölle vom Neuenburger See, welche durch die kürzlich gemeldete Verurtheilung einer Gesellschaft von Fälschern eine starke Stütze erhalten haben, aufrecht erhalten werden müssen, ist im Augenblick nicht zu übersehen, indess verliert dieser Punkt nunmehr an Bedeutung. Dagegen ist es für uns von Interesse, dass kurz nach einander durch Hrn. Maška (Mitth. der Wiener anthrop. Ges. 1885. XV. S. 113. 1886. XVI. S. 29) zwei kleine Flachbeile aus Jadeit in Mähren nachgewiesen sind, von denen das letzte auf dem Felde bei

Křipic (Chřipice) bei Znaim aufgefunden wurde. Nach der Untersuchung des Hrn. Arzruni bietet dieser Jadeit am meisten Aehnlichkeit mit dem mittelitalienischen, z. B. mit dem, von dem Vortragenden aus Perugia, aus der Sammlung des Herrn Bellucci mitgebrachten Beil von den Monte Rozzi. Der Gedanke, dass alle Jadeitbeile der Welt von einem einzigen Centrum aus verbreitet worden seien, muss somit wohl definitiv aufgegeben werden. Auch die weitgehenden Schlüsse auf Wanderungen der Völker, wie sie noch neuerlich in Amerika gezogen und von dem Baron J. de Baye (Matér. pour l'hist. de l'homme 1886. Sér. III. T. III. Oct.) vertreten worden sind, werden entsprechend eingeschränkt werden müssen.

(29) Hr. Joest überschickt mit Schreiben aus Godesberg, 17. August, eine

Photographie von Mädchen der Liu-Kiu-Inseln.

Er schreibt: „Soeben erhalte ich aus Japan beifolgende Photographie von Liukiu-Mädchen, die ich mir erlaube, der Sammlung der Anthrop. Gesellschaft zu dediciren, da sie die erste Photographie von Liukiu und seinen Bewohnern ist, die mir zu Gesicht kommt. Interessant sind die Typen, weil sie charakteristisch sind. Ich wusste nicht, als ich die Photographie in die Hand bekam, was ich mit den Mädchen anfangen sollte.

„Dass es keine Japanerinnen oder gar Chinesinnen waren, sah ich auf den ersten Blick; solche Augen sind nicht japanisch, auch tragen japanische Mädchen unter dem Rieweo immer ein Hemd oder wenigstens einen Kragen und über demselben den Gürtel (Obi).

„Die Frisur erinnert an die koreanische. Die Person rechts hat aber einen so stark malayischen Typus, dass ich plötzlich ausrief: Liukiu! — und siehe es stimmte."

(31) Hr. Dr. Hans Schinz übersendet mit Schreiben aus Riesbach bei Zürich vom 2. Juli, nebst den zugehörigen Photographien, drei südwestafrikanische Schädel, einen von Omundonga (Owambö-Land) und zwei aus Nama-Land.

Der Vorsitzende dankt Hrn. P. Ascherson für die gütige Vermittelung und stellt eine baldige Besprechung in Aussicht.

(30) Hr. Dr. G. Buschan in Leubus überreicht mit Schreiben vom 7. October eine Photographie nebst folgender Abhandlung über einen

Riesen von Freiwaldau (Oesterr. Schlesien).

Wilhelm Otte wurde im Jahre 1858 zu Freiwaldau in Oesterreich-Schlesien geboren, zählt also gegenwärtig 29 Jahre. Seine Eltern waren beide von gehörigem Wuchse (Vater nach seiner Angabe 5 Fuss 3 Zoll, Mutter 5 Fuss 1 Zoll); seine fünf Geschwister sind ebenfalls normal gebaut. Bis zu seinem 7. Jahre wuchs Otte in dem gleichen Maasse, wie die anderen Kinder seines Alters; von dann an aber begann er auf einmal, etwas schneller an Grösse zuzunehmen, als seine Schulkameraden, die ihn schon damals mit dem Spitznamen des Riesen Goliaths belegten. Mit 10 Jahren musste er wegen seiner Grösse die Schule verlassen (cf. Thomas Hasler in Ranke, Der Mensch, II, 135). Er begab sich sodann nach Breslau, um hier das Metzgerhandwerk zu erlernen. Im Jahre 1875, mit 17 Jahren, stellte er sich als Freiwilliger bei der Festungs-Artillerie in Brünn, woselbst er bis zum 20. Jahre aktiv war. Bei seiner Assentirung maass er bereits 178 *cm*. In diese seine Militärzeit und noch 3 Jahre weiter hinaus fällt seine zweite und zwar

schnellste Wachsthumsperiode; denn mit 23 Jahren hatte er fast schon seine jetzige Grösse erreicht, — er maass damals 210 *cm*, — und von da ab bis zu seinem 25. Lebensjahre nahm er nur noch um 4 *cm* an Länge zu. Nach Beendigung seiner Militärzeit blieb er einige Zeit lang als Leibkutscher bei einem österreichischen Grafen in Diensten; dann fing er aber an, sich als Riese und Athlet in Theatern und Schaubuden der verschiedentlichsten Länder zu produciren. Denn dadurch zeichnet sich Otte vor allen anderen Riesen aus, dass er neben einer übermenschlichen Grösse auch eine übermenschliche Kraft besitzt. Die meisten anderen Riesen, die sich im Laufe der letzten Jahre öffentlich zeigten, sind zum Theil an Phthisis zu Grunde gegangen, zum Theil laboriren sie seit ihrer frühesten Jugend schon an dieser Krankheit. Otte dagegen zeigt, obwohl er nahezu 30 Jahre alt ist, nicht die geringste nachweisbare Spur von tuberculöser Disposition oder Erkrankung. Seiner Aussage nach ist er bisher nie krank gewesen, hat auch nie an Husten oder auffälligem Auswurfe gelitten. Die Percussion und Auskultation der Lungen giebt normalen Schall und normale Athmungsgeräusche. Der Panniculus adiposus ist nicht sonderlich entwickelt, dafür aber um so mehr seine kernige Muskulatur, — kurz, Otte ist auch in Bezug auf seine Gesundheit ein Riese. Entgegengesetzt der Ansicht Bollinger's (Ranke, Mensch, II, 134) „halten hier gerade Masse und Leistungsfähigkeit der Muskeln gleichen Schritt mit dem Anwuchse der Höhe".

Es sei mir erlaubt, einige Proben seiner Kunstproduktionen hier wiederzugeben, die ich zum Theil selbst mit angesehen, zum Theil seiner Erzählung entnommen habe: Otte ist z. B. im Stande, 100 Pfund dreimal geradeaus zu strecken, 150 Pfund sechs bis sieben Mal in die Höhe zu strecken, mit demselben Gewicht, hochgehoben, sich in die Knie niederzulassen, wieder aufzustehen u. a. m.

Im Uebrigen zeigt die Percussion der Brust- und Bauchorgane normale Grenzen. Der Haarwuchs ist am ganzen Körper ziemlich stark entwickelt. Mit 10 Jahren zeigten sich die ersten Spuren der Schaamhaare, dann die Haare im Gesicht und zwar bald in solcher Stärke, dass er sich mit 15 Jahren rasiren lassen musste. Auch seine geistigen Fähigkeiten sind gut entwickelt. Otte ist von ruhigem und gutmüthigem Temperament.

Nicht indiskret hoffe ich zu sein, wenn ich noch erwähne, dass unser Riese mit dem Gedanken umgeht, sich binnen Kurzem mit einer Riesin zu verehelichen, mit der sogenannten „bärtigen Berthilde", einer Dame, die ihrem zukünftigen Gatten bis unter die Schulter reichen soll und mit einem üppigen schwarzen Kinn- und Backenbarte von der Natur ausgestattet ist. Zur Zeit der Untersuchung war Otte als Kellner auf dem Hackerkeller in München thätig.

Zum Schluss noch einige Körpermaasse. Leider konnten dieselben nicht vollständig genommen werden, da Otte schon am anderen Tage München verliess.

Körperlänge . . . . 214 *cm* (*n* 166)[1]
Körpergewicht . . . . 320 Pfund.

Kopfmaasse:

Umfang (über Tuber front. und Os occipitis gemessen) . . . . 860 *mm*
Sagitt. Durchmesser: Entfernung der Mitte zwisch. Tub. front u. Os occipit. 215 *cm*
Entfernung v. Sut. naso-front.-Os occip., mit Bandmaass im Verlaufe der Sagittalnath gemessen (Tasterzirkel war dazu zu kurz) . . . . . . 240 *mm*
Bitemporaler Durchmesser . . . . 165 *mm*
Biparietaler „ . . . . 170 „

[1]) *n* in der Klammer hinter den Maassen bedeutet normale Durchschnittsmaasse.

Jochbogenbreite.	180 *mm*	
Obergesichtshöhe	160 „	
Nasenlänge	65 „	

Ohrgrösse 80. (Die Parallele durch den höchsten Punkt der Ohrmuschel zur Horizontalen trifft die Nasenwurzel; dagegen die Parallele durch den tiefsten Punkt des Ohrläppchens zieht 1—2 Finger tiefer, als die Nasenspitze, entlang.)

Rumpfmaasse:

Hals-Umfang	475 *mm*	
Brustumfang in der Inspiration (gemessen vorn direct unter der Brustwarze, hinten unterhalb des unteren Schulterblattwinkels)	1280 „	(*n* 960)
in der Expiration	1230 „	(*n* 820)

Extremitätenmaasse:

Länge des Oberarmes (gemessen v. Tuberc. maj. bis Olecranon)	480 „	(*n* 325)
Länge des Unterarmes (Olecr. bis Radio-carpal-Gelenk) . . .	410 „	(*n* 250)
Umfang in der Gegend der Artic. brachio-carpea	250 „	
Länge der Hand von der Artic. brachio-carpea bis zur Fingerspitze und zwar des Pollex 170 *mm*, Umfang an der 3. Phalanx	95 „	
des Digit. med. 250, Umfang an d. 1. Phalanx 120, an der 3. .	90 „	
des Digit. minim. 190, Umfang an d. 1. Phalanx 90, an der 3.	65 „	
Fussgrösse (vom Calcan. bis Hallux-Spitze)	330 „	
(In Folge des beständigen Druckes ist das Fussgewölbe durch das Körpergewicht abgeplattet)		
Fussbreite (in der Frontal-Ebene durch die Malleoli)	150 „	
Umfang in der Gegend der Malleoli	380 „	

(32) Hr. Dr. Mies in München schickt unter dem 14. October folgende Zusätze zu seinen Erklärungen (Verh. S. 302) der

linearen Darstellung von Schädel- und Gesichts-Indices.

Mittelst meines sehr verbesserten Schädelmessers wurden die Endpunkte der medianen Maasse und, nach Drehung des Schädels um 90°, die Endpunkte der frontalen Maasse in ein und dasselbe Netz eingezeichnet. Die Verbindungen dieser Punkte geben die von denselben begrenzten Maasse in ihrer natürlichen Lage wieder. Mathematisch genau sind die photographischen Verkleinerungen der so in eine Ebene verlegten Linien durch Verkürzung der grössten Länge bis auf 100 *mm*, oder mit anderen Worten die bildlich dargestellten Indices zwischen der grössten Länge einerseits und den übrigen Maassen andererseits.

Nicht ganz korrekt dürfte nur sein, dass die schräge grösste, nicht die gerade, Länge = 100 *mm* gesetzt ist, während einige schräg verlaufende Gesichtsbreiten in die Ebene des vertikalen Querumfanges projicirt wurden und hierdurch ein paar Zehntel Millimeter an ihrer Länge verloren. Dies geschah deshalb, weil ich die grösste Länge bevorzuge, und weil ich mich vor einem kleinen Fehler nicht scheute, um den grossen Vortheil zu erreichen, durch Projektion der Gesichtsbreiten in die Ebene des vertikalen Querumfangs ihre gemeinschaftliche Drehung in die Medianebene unter Beibehaltung ihrer Lage zur Horizontalebene zu ermöglichen.

Endlich ist zu erwähnen, dass das Bild ausser dem Verhältniss der Obergesichtshöhe auch die Verhältnisse der beiden anderen Seiten des medianen Gesichtsdreiecks zur grössten Schädellänge zeigt; denn durch Messung der Entfernungen des oberen und unteren Endpunktes der Obergesichtshöhe vom unteren Endpunkte der ganzen Schädelhöhe erhält man die Indices zwischen der grössten Schädellänge

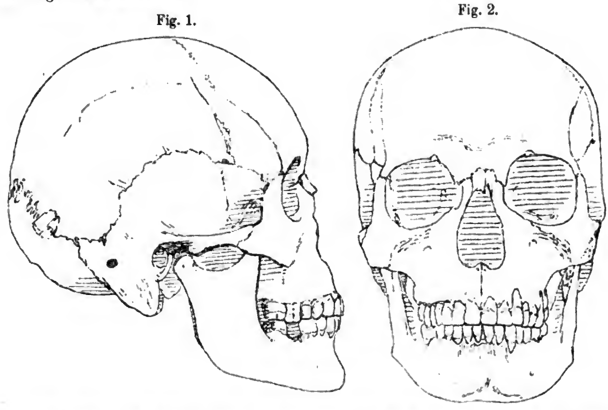
einerseits, der Länge der Schädelbasis und der Profillänge des Gesichts (Kollmann's Gesichtslänge, Alveolo-basilar-Linie bei Topinard) andererseits.

(33) Hr. Felix v. Luschan zeigt den

Schädel von Nagy Sap (Ungarn).

Im II. Bande der Mittheil. d. Wiener anthrop. Gesellsch. habe ich 1872 einen Schädel besprochen, der kurz vorher bei Nagy Sap im Graner Comitat, Ungarn, gefunden wurde. Es war damals Seitens der competenten ungarischen Geologen, der HHrn. v. Hantken und Szábo, die beide den Fundort untersucht hatten, mit positiver Sicherheit angegeben worden, dass der Schädel und die mitgefundenen Knochen 5—6 ' tief in ungestörtem Löss gefunden worden seien; dieser Löss sei typisch; in der Umgebung seien wiederholt Mammuthreste gefunden worden. Man war daher berechtigt, den Schädel einem Zeitgenossen des Mammuth in Ungarn zuzuschreiben.

Fig. 1. Fig. 2.



Das gänzliche Fehlen jener pithekoiden Eigenschaften, welche man damals mehr, als jetzt, von einem richtigen quaternären Menschen fordern zu müssen glaubte, hatte indess zur Folge, dass sehr bald Bedenken gegen die Angaben von Szábo und v. Hantken laut wurden; man sprach sogar von „Eisenbestandtheilen" (sic!), die am selben Orte gefunden worden seien, und der Schädel wurde daher als inopportun bei Seite gelegt. Ich selbst war zwar im nächsten Jahre (1873) speciell zu dem Zwecke nach Ungarn gereist, um die Fundstelle zu besichtigen, und hatte vollkommen den Eindruck, dass es sich um eine ursprüngliche intacte Lagerung und keineswegs etwa um eine nachmalige Bestattung in den fertig vorhandenen Löss gehandelt habe; ich konnte auch erfahren, dass die „Eisenbestandtheile", welche im günstigen Augenblicke dazu gedient hatten, die bedrohte Ehre des pithekoïden Urmenschen zu schützen, nichts weiter waren, als eine moderne Hosenschnalle, die offenbar von einem der Besucher des Vorjahres herrührte. Aber der Schädel war und blieb trotzdem inopportun und kam völlig „in Verstoss". Durch ein Versehen, an dem ich selbst nicht ganz unschuldig bin und das ich den ungarischen Collegen gegenüber lebhaft bedaure, war er während meiner Reisen

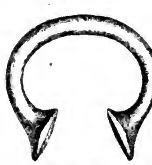
sogar irgendwie unter meine Privatsammlungen gepackt und ist erst jetzt wieder aufgefunden worden. So bin ich heute, bevor ich den Schädel wieder in seine ungarische Heimath zurücksende, von der er volle 16 Jahre getrennt war, in der Lage, denselben hier vorzulegen. Ich, persönlich, bin dabei noch immer der Meinung, dass die ursprünglichen, so positiven Angaben der HHrn. v. Hantken und Szábo, welche ich a. a. O. reproducirt habe, aufrecht zu halten sind, dass der Schädel also wirklich einem Zeitgenossen des ungarischen Mammuth angehört habe. Es ist mir auch nicht bekannt, dass seit 1873 etwa von Seiten eines ungarischen Gelehrten positives Material für eine andere Auffassung beigebracht worden sei.

Wegen der Maasse verweise ich auf meine damalige Mittheilung; nur messe ich die Breite jetzt mit 141, nicht 144 *mm*, wie es dort wohl durch einen Schreibfehler heisst. Da die Länge 170, die Höhe 135, die Ohrhöhe 116 misst, so sind die betreffenden Indices: Längenbreitenindex = 82,9, Längenhöhenindex = 79,4, Längenohrhöhenindex = 68,2. Die Angabe, dass der Schädel prognath sei, beruht auf einem Schreibfehler; wie schon aus der damals gegebenen Abbildung hervorgeht, ist derselbe mit einem ∢ von 87° natürlich als orthognath zu bezeichnen.

(34) Hr. Virchow zeigt zwei Exemplare des

westafrikanischen Ringgeldes.

Hr. Julius Wolff in Gross-Gerau, Besitzer einer Palmkernöl-Fabrik und Erfinder einer ingeniösen „permanenten Freiluftathmungsmethode", den ich bei Gelegenheit der Mainzer Generalversammlung sah, erzählte mir, dass er durch einen besonderen Zufall in Besitz von afrikanischem Ringgelde gekommen sei, und bot mir Stücke davon an. Auf meine zusagende Antwort schickte er mir die beiden vorgelegten Exemplare nebst folgendem Briefe vom 15. September:



½ natürlicher Grösse.

„Diese Spangen werden unter den, aus Kamerun und Nachbarländern ausgeführten Palmkernen der Elaïs guineensis gefunden. Sie kommen in Bezirken, wo sich Palmkernöl-Fabriken befinden, zuweilen als „Erdfunde" bei Alterthumsforschern zum Angebot, wie solches kürzlich laut Angabe des Hrn. Dr. J. Keller in Mainz dem Hrn. Lindenschmit gegenüber passirte; dort war die Quelle dieser „Budenheimer Fundstücke" die Budenheimer Palmkernölfabrik."

Die dem Anscheine nach aus Messing bestehenden Ringe entsprechen den von der Westküste bekannten Geldformen. Ihre geringe Grösse würde sie höchstens zu Kinder-Armringen geeignet machen. Selbst in dem aufgebogenen Zustande, in dem sie mir überliefert sind, betragen ihre Durchmesser nur 4,5 auf 3 *cm*; der äussere Umfang misst nicht ganz 15 *cm*. Das Gewicht beträgt je 77,7 *g*. Wahrscheinlich werden derartige Ringe überhaupt nicht getragen, sondern sofort als Geld angefertigt, — eine Annahme, welche nicht hindert, dass in früherer Zeit die getragenen Ringe in ähnlicher Weise verwendet worden sind. Der Ring selbst ist übrigens nicht genau drehrund, sondern innen leicht abgeplattet, gegen die Enden etwas verdünnt und schliesslich an der Oeffnung mit zwei grossen, senkrecht gegen den Bügel gestellten und beim Schluss des Ringes parallelen Platten besetzt, die in einem Stück mit dem Bügel gegossen sind und jede eine ovale Fläche zeigen.

Die Form erinnert an manche alteuropäische Fundstücke. Wenn Hr. M. Much, der uns mit einer kleinen, aber vortrefflichen Monographie über „Baugen und Ringe" (Mittheil. der Wiener anthrop. Gesellsch. 1879. IX. Nr. 4—6) beschenkt hat, dieses moderne Ringgeld in den Kreis seiner Betrachtungen einbezogen hätte, so würde

sich vielleicht noch manches prähistorische Fundstück unserer Sammlungen in ähnlicher Weise deuten lassen. —

Hr. Hartmann bemerkt, dass die vorgelegten Ringe den in Nubien üblichen metallenen Armringen ähneln.

(35) Hr. W. v. Schulenburg hat aus Charlottenburg, 20. September, folgende Mittheilungen an den Vorsitzenden geschickt:

I. Häuser mit Eulenlöchern in der Priegnitz und Westfalen.

Bei einem zweimaligen diesjährigen Aufenthalte in der Westpriegnitz und bei einem Aufenthalte in Westfalen hatte ich vielfach Gelegenheit, die eingehend von Ihnen gewürdigten Häuser ohne Schornstein und die Eulenlöcher zu sehen.

Ich fand hierbei, was ja die werthvollen, von Ihnen dargelegten Beziehungen nicht berührt, dass jene Eulenlöcher, soweit mir bekannt geworden, nicht dazu dienten, den Rauch abzuführen und, soweit die Volksüberlieferung zurückging, auch früher nicht dazu gedient haben, mithin in den Fällen, auf die ich mich beziehe, nicht gerade als Rauchlöcher zu bezeichnen wären. Der Rauch entweicht durch die Küchenthür, durch besondere Rauchlöcher, auch durch den Boden und überall da, wo sich ihm Oeffnungen bieten. Namentlich in Dörfern des Ebbe- und Rothhaargebirges, wo man ebenso, wie anderwärts, mehr als 200 Jahre alte Fachwerkhäuser findet, waren in der Küchenwand Luken oder Fensteröffnungen zum Abzug für den Rauch. Auf meine Frage nach dem Zweck der Eulenlöcher wurde mir meist von den Alten angegeben, dass die Luft durch den Dachboden ziehen und Licht einfallen könne, vereinzelt, dass die Eulen zum Wegfangen der Mäuse hineinkommen oder die Vögelchen sich ihr Futter auf dem Boden suchen könnten.

Fig. 1.

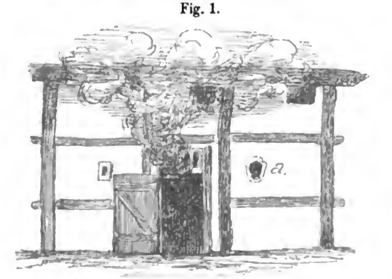
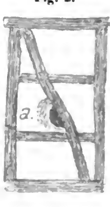


Fig. 2.



Im Franz Essink (I. Theil: Bi Liäwtieden, S. 32, von H. Landois, Münster 1881), einer Schrift, die unter die werthvollsten volksthümlichen Erzeugnisse Deutschlands zu rechnen ist, wird das Geburtshaus von Essinks Mucke im Münsterschen, wie folgt, beschrieben: „Midden in de Topphaide lagg en klein Hüsken. Tüsken de Pöste, ruh in en eene timmert, waoren de Wände ut Holtsprickels tesame flochten und met Lehm beschmiärt. An en Schaortsteen wass nich te denken, de Qualm un Rauk moss ut de Düöre heruttrecken; Winterdag gonk he ut de büowerste kaputte Rute von't Fenster. Un wat ne järmlike Inrichtung! En aollen isernen Kiettel, en paar höltene Näppe, en Emmer met en hölten Sleif un en paar Lieppels waoren't ganze Gereih. Nich es en Putt wass bi't Hus, un se mossen et Water ut de neigste Kuhle halen, wao de Pedden und Füöske Hochtied fiert.“

Solche Häuser ohne Schornstein finden sich, ausser in Mödlich, noch in anderen Dörfern der Umgegend und westlich der Elbe im Hannöverschen, ebenso im Oldenburgischen. Fig. 1 zeigt die Verräucherung über der Thür eines Hauses im Dorfe Moor (Kreis Westpriegnitz). Dieses Haus hat ausserdem an zwei Stellen der Hauswand (Fig. 1a und Fig. 2) eingesetzte Stücke von Fensterglas, die in ihrer Form ganz an die Einsätze in den Fensterurnen erinnern.

2. Das Riesengrab von Melln.

Im Juni dieses Jahres habe ich wiederum das Hünengrab bei Melln (Kreis Westpriegnitz) besucht. Ein zufällig des Weges kommender Arbeitsmann (Wilhelm Alm in Steesow) theilte mir mit, dass vor etwa 18 oder 19 Jahren er, wie sein Vater (wohnhaft in Sargleben), als Arbeiter beim damaligen Chausseebau beschäftigt, unweit des Grabdenkmals, da, wo jetzt der jenseitige Graben der Kunststrasse sich hinzieht, 13 „Leichen" gefunden hätten. Die Gerippe, mit gestreckten Armen, lagen alle in einer Richtung, die Köpfe nach Norden, $1\frac{1}{2}$ Fuss tief in der Erde, 1—2 Fuss von einander entfernt. Die Kiefer hatten sämmtlich grosse, lange, breite Zähne; die Knochen sollen (wie das meist geglaubt wird) noch einmal so stark, als die jetzigen, gewesen sein. Da die Gerippe des Strassenbaues wegen entfernt werden mussten, vergrub man alle Knochen zusammen etwa 3 Fuss tief in einem Loch diesseits der Kunststrasse, etwa 20 Fuss vom Denkmal entfernt, auf einem Ackerstück, das zur Zeit meines Besuches mit Korn bestellt war.

In der Nähe des Denkmals waren von den Mellnschen Gruben ausgeworfen. Im Sande daselbst fand ich an einer Stelle vorgeschichtliche Scherben und Ueberreste von Leichenbrand. Umher zerstreut lagen feste Stücke von zerschlagenen ungebrannten Schädeln und ebensolche, wohl erhaltene, feste, von der Luft weissgebleichte, lange Röhrenknochen (von Arm oder Bein). Einige dieser Knochen habe ich in Seedorf zur Aufbewahrung niedergelegt. Alles dies schien an jener Stelle, unweit dem Denkmal, beim Graben aus der Erde gefördert zu sein. Auf eine Mittheilung meinerseits äusserte Hr. Handtmann in Seedorf, dass vormals dort in der Gegend des Denkmals an der Cholera Verstorbene sollen beerdigt worden sein. —

Hr. Virchow verweist wegen des Steindenkmals von Melln auf seine Mittheilung in der Sitzung vom 17. Juli 1886 (Verh. S. 425), namentlich auf das dort mitgetheilte Citat aus Bekmann über 28, längs des Hünenbettes vorhandene Grabhügel.

(36) Hr. Virchow spricht über

das alte deutsche Haus.

Die Untersuchungen über alte Bauernhäuser in Deutschland, welche ich in den Sitzungen vom 17. Juli (Verh. S. 427) und 16. October 1886 (Verh. S. 635) mittheilte, sind im Laufe dieses Jahres von mir in grösserem Umfange fortgesetzt worden und haben zu recht erheblichen Resultaten geführt. Eine kurze Uebersicht darüber habe ich schon auf der Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg (Corresp.-Bl. 1887) gegeben.

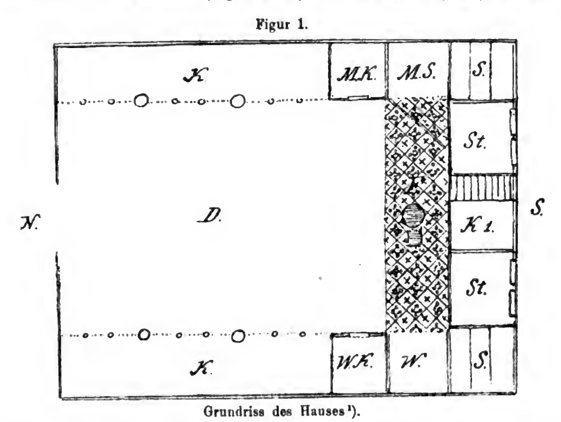
Die ersten und besten Funde machte ich bei Gelegenheit einer Reise nach Oldenburg, die ich zu Pfingsten ausführen musste. Ich wohnte einige Tage in Rastede, einem prächtigen Platze an der Eisenbahn, die von Oldenburg gegen Norden nach Wilhelmshaven führt. Von einem alten und reich begüterten Kloster ist ein wundervoller, in grossherzoglichen Besitz übergegangener und vorzüglich gehaltener Park zurückgeblieben, mit herrlichen alten Bäumen, unter denen selbst Rhododendren und Azaleen in üppigstem Wachsthum im Freien aushalten. Um

den Park beginnt sich jetzt eine moderne Villenstadt zu entwickeln. Im Uebrigen aber ist die ganze Gemeinde noch nach alter sächsischer Weise aus lauter Einzelhöfen zusammengesetzt. Jeder Bauer wohnt auf seinem Gute, das von denen der Nachbarn durch Wälle und lebendige Hecken abgegrenzt ist; jeder hat noch sein Waldstück und seine Heide, — kurz Alles, was zur Existenz einer Familie gehört.

Ich brauchte nicht lange zu suchen, um ein Haus zu finden, wie ich es mir wünschte. Schon am Tage nach unserer Ankunft in Rastede, am Pfingstsonntage, 29. Mai, traf ich ein solches bei dem nächsten Nachbar meines Sohnes, Heinrich Hake. Wie alt es ist, liess sich nicht mehr ermitteln. Das älteste Papier in dem Hausarchiv ist ein Kaufkontrakt von 1660. Damals ist es also schon vorhanden gewesen, und seitdem sind sicherlich keine grossen Veränderungen an ihm vorgenommen worden. Nur ist es vor 2 Jahren mit Seitenwänden aus Backstein ausgestattet worden. Das innere Inventar hat natürlich ein geringeres Alter, indess fanden wir doch noch Thongeschirr von einer Hochzeits-Ausstattung von 1786/87. Was aber viel mehr bezeichnend war, wir sahen nichts von einem Schornstein, dagegen wohl ein Rauchloch am Giebeldach.

Das Haus bildet ein längliches Rechteck, dessen Längsachse ziemlich genau von Norden nach Süden orientirt ist. Seine Dimensionen sind, den bescheidenen Ansprüchen des Besitzers entsprechend, recht mässige. Von dem Sandwege, der mit zahlreichen Winkeln und Knicken schliesslich zum Schlosse führt, tritt man unmittelbar auf den Hof, der längs des Weges durch eine Hecke geschützt wird. Inmitten dieses Hofes, nach allen Seiten frei, steht das Haus, und zwar so, dass der Weg vom Eingangsthore geradeaus bis vor den Nordgiebel führt. An diesem findet sich die grosse (Scheunen-) Thür, welche die einzige Ein- und Ausgangsöffnung für Menschen und Thiere darstellt (Fig. 1 bei *N*). Durch dieselbe gelangt man auf die

Figur 1.



Grundriss des Hauses[1]).

geräumige, mit Lehm gefestigte Tenne, Deel (Diele) genannt (*D*), zu deren Seiten

1) Sämmtliche Zeichnungen (Fig. 1—6) sind von mir nur nach dem Augenmaass aufgenommen worden. Die Deel ist in der Nachzeichnung etwas zu breit ausgefallen.

sich die Ställe für das Vieh, vorzugsweise für Kühe, hinziehen (*K*, *K*). Die Thiere stehen mit dem Kopfe gegen die Deel, welche nur durch eine Reihe aufrechter Ständer begrenzt ist; das Futter kann daher direkt von der Deel her aufgeschüttet werden. Jederseits am Ende des Faches für das Vieh ist eine abgeschlossene Kammer angebracht, auf einer Seite die Milchkammer (*MK*), auf der anderen die Kammer für das Wirthschaftsgeräth (*WK*). Hinter diesen hört die Abtheilung im innern Raume auf: hier erstreckt sich quer durch das ganze Haus das Flét (F, gesprochen Flett), wie wir sogleich sehen werden, der Haupt- und Urbestandtheil des Hauses.

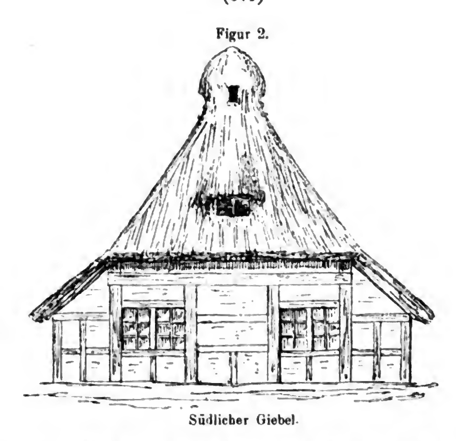
Soweit, als die Fortsetzung der seitlichen Begrenzungen der Deel reichen würde, ist dieser Raum mit kleinen, auf die hohe Kante gestellten Rollsteinen gepflastert, in ähnlicher Weise, wie ich es an dem Pflaster in der II. Stadt von Hissarlik gefunden habe, wie es freilich auch noch jetzt an vielen Orten, namentlich in italienischen Städten, besteht. Die Steine sind in zierlichster Weise in Vierecke geordnet, in denen abwechselnd, durch Anwendung verschieden gefärbter Steine, zwei Muster nachgebildet sind. Genau in der Mitte des Flét befindet sich der Feuerheerd, eine höchst einfache Einrichtung ohne irgend einen Aufbau. Das Feuer brennt, umstellt mit einzelnen Steinen, unmittelbar auf dem Boden, der an dieser Stelle mit etwas grösseren Steinen gepflastert ist; darüber hängt an einem eisernen Haken (Kesselhaken, Kettelhook) der eiserne Kessel, in welchem die Mahlzeiten bereitet werden. Daneben ist eine kleine Nebenabtheilung zur Aufstellung einer Pfanne, darunter ein Loch für die Kohlen angebracht. Der Heerd steht vollkommen frei, so dass ringsumher Raum zum Gehen oder Sitzen übrig bleibt.

In der That ist dies der Platz für den Hausherrn und seine Familie. Hier versammeln sich die Glieder derselben sowohl zur Mahlzeit, als zum Plaudern; hier werden die Nachbarn und sonstigen Besucher empfangen; von hier aus überblicken der Hausherr und die Hausfrau das ganze Haus und überwachen die Thätigkeit des Gesindes. Dieses selbst hat seine besonderen Plätze an beiden Enden des Flét, wo je ein Fenster angebracht und ein Tisch aufgestellt ist, auf der einen Seite der Raum für das männliche (*MS*, Mannsetzel), auf der anderen der für das weibliche (*W*) Gesinde. Auch diese Räume sind gegen das Flét hin vollkommen offen.

Hinter dem Flét, an der Südseite des Hauses, liegen, durch eine durchgehende Wand (Hohwand) abgetrennt, kleinere, abgetheilte Räume, die „guten Stuben“ (*St*, *St*) mit den dazu gehörigen Schlafstellen (*S*, *S*). Die eine Seite ist herkömmlicher Weise für den Hausherrn und seine Familie, die andere für die „Altsitzer“, wenn deren vorhanden sind, bestimmt. Die Stuben haben Fenster; von ihnen aus gelangt man in die seitlich angebrachten fensterlosen Kojen, in welchen die Betten nach Art der Schiffsbetten eingefügt sind und gelegentlich werthvollere Gegenstände aufbewahrt werden. In der Mitte zwischen den Stuben liegt die Treppe, welche auf den Boden führt, und daneben eine Kammer (*K 1*) für allerlei Vorräthe.

Das ist der sehr einfache und übersichtliche Grundplan dieses Hauses von „niedrigem Wege“. Ueber dem Ganzen erhebt sich der mächtige Dachboden, in geringer Höhe über der Deel, getragen durch Querbalken, auf welche das Korn (Roggen) aufgebracht wird. In sehr bezeichnender Weise erstreckt sich jedoch der Bodenraum nur über denjenigen Theil des Gebäudes, welcher die eigentliche Deel überdeckt. Auf den Strebebalken oder Ständern, welche die Deel von den Ställen abgrenzen, und namentlich auf den kräftigen „Wegständern“ der Giebelwand liegt der „Rahmen“ des Dachgebälkes; die Ställe und die sonstigen Nebenräume sind nur niedrige Ansätze, über welche sich eine weiter ausgelegte Verlängerung des Daches

Figur 2.

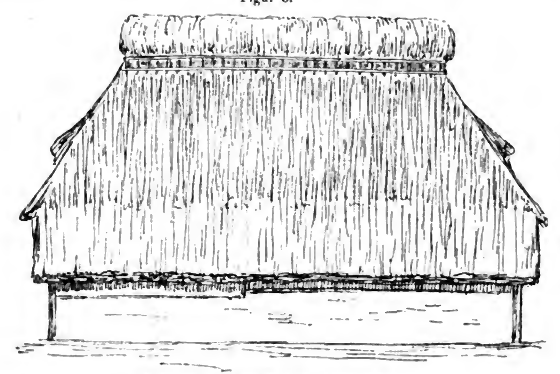


Südlicher Giebel.

erstreckt. „Die äussere Mauer ist nur angelappt." Man sieht dies am besten von der Giebelfront (Fig. 2) aus, wo die Nebenansätze sich sofort als blosse Anfügungen zu erkennen geben. Der „Rahmen" liegt ein ganzes Stück höher.

Das dicke Rohrdach erstreckt sich an den Langseiten des Hauses demnach sehr tief herab und es bleibt darunter nur Raum für eine niedrige Seitenwand, aber hoch genug, dass man unter dem Dache geschützt herumgehen kann. Das eigentliche Bodendach steigt steil auf bis in die Nähe der First (Farst), welche so dick mit Rohr bedeckt ist, dass dadurch ein längslaufender Wulst mit gerundeten Seiten entsteht. Unter diesem Wulst folgt eine längslaufende Ver-

Figur 3.



Seitenansicht (Fenster nicht gezeichnet).

tiefung, in welcher zwei Latten aus Tannenholz liegen, durch welche kurze Querhölzer zur Befestigung des Firstwulstes gehalten werden (Heidsticken). Von der Seite betrachtet, hat daher das Haus, zumal wegen des Fehlens von Thüren und wegen der geringen Zahl und Grösse der Fenster, eher das Ansehen einer Scheune oder eines Stalles (Fig. 3).

An jeder Schmalseite ist das Bodendach durch ein schräges Giebel- oder Walmdach abgeschnitten, welches nach unten über die Giebelwand vorspringt und den sogenannten Hamm bildet. Etwas unter der Mitte ist jederseits in dem Walmdache eine Luke angebracht. Höher, dicht unter dem Firstwulst, da, wo der Absatz gegen das eigentliche Walmdach beginnt, liegt eine längliche Oeffnung. An der Südseite ist dieselbe ganz offen und stellt das Rauchloch (Rookloch) dar. Am Nordgiebel ist sie mit einem Fenster geschlossen, wahrscheinlich erst einer späteren Zugabe. Dabei fehlt aber jede Spur einer Giebelverzierung; weder Pferdeköpfe noch Schwertstäbe sind angelegt, wie denn auch die sonst gebräuchlichen Seitenlatten nicht vorhanden oder wenigstens nicht sichtbar sind.

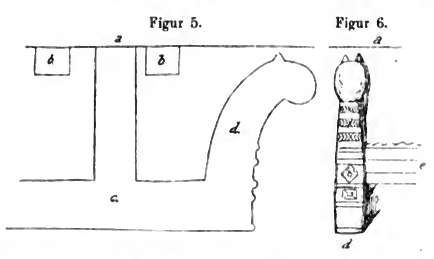
Zur Vervollständigung des Ganzen ist noch hinzuzufügen, dass der kleine Gemüse-, Blumen- und Baumgarten dicht an der Südostecke des Hauses sich befindet. Daneben, mehr gegen den Hof hin, steht der Brunnen. Dann folgen noch ein paar kleine Wirthschaftsgebäude, das eine hauptsächlich als Scheune zur Aufnahme des Heus, das andere zur Bergung der Ackergeräthe und des Fuhrwerks bestimmt. —

Am nächsten Tage, dem Pfingstmontag, begaben wir uns über Oldenburg nach Zwischenahn, einem viel besuchten Ausflugsorte in der Richtung auf Leer, am Südufer des Zwischenahner Meeres, eines grossen Landsees, gelegen. Wir sind hier mitten im Ammerland, dem alten Pagus Ammeri, dessen Namen ich mit dem der Ambronen in Beziehung gesetzt habe (Beiträge zur phys. Anthropol. der Deutschen, S. 27, Anm, 2). Der Ort besteht nur aus wenigen, meist neuen Häusern, aber er besitzt eine recht alte Kirche, von der ich mir erlaube, eine rohe Skizze (Fig. 4) vorzulegen, da ich nachher noch darauf zurückkommen möchte. Hier sei nur bemerkt, dass, wie in Rastede, ein besonderer Glockenthurm daneben steht. Von Zwischenahn fährt man mit Dampfschiff oder Segelboot über das „Meer" nach den, am anderen Ende desselben gelegenen Dreibergen. Es sind dies 3, nach Art unserer Burgwälle, nur etwas kleiner, angelegte künstliche Hügel, hart am Ufer, auf einer kleinen Landzunge, dicht bei einander, aber jeder durch einen deutlichen Graben umgeben, der östlichste überdiess durch eine Art von Vorwall geschützt. Die oberflächlichen Schichten enthalten überall Stücke von gebrannten Ziegelsteinen, jedoch suchte ich vergeblich nach älteren Resten. Baron v. Alten theilte mir später mit, dass hier Burgen derer von Elmenhorst gestanden hätten.

Figur 4.

Ganz in der Nähe der Dreiberge, östlich davon und nur durch einen zum Theil bewaldeten Rain geschieden, fanden wir wieder einen typischen Bauernhof, „Zum Horst“ genannt, grösser und stattlicher als Heinrich Hake's Hof, aber auch wahrscheinlich viel neuer, denn der Rahmen über dem Feuerheerd trug die eingeschnittene Zahl 1700. Leider waren die Leute nicht zu Hause und das Gesinde konnte uns keine nähere Auskunft geben; es kannte nicht einmal die Ausdrücke Flét und Hohwand. In der Hauptsache fand sich dieselbe Orientirung und Einrichtung des Hauses, wie in Rastede, insbesondere fehlte auch hier der Schornstein oder Kamin, dagegen war das Rauchloch vorhanden. Der Hauptunterschied bestand darin, dass in die Deel jederseits neben der grossen „Scheunen“-Thür ein Pferdestall eingebaut, und an der Langwand der Westseite hinter diesem Stall, zwischen ihm und dem in gewöhnlicher Weise disponirten Kuhstall, eine besondere kleine Thür (Ootdöör) eingeschoben war. Die Eingangsstelle in die Deel nannte man „unten“, die Gegend des Flet „oben“. An dem Flet jederseits ein Uennerschlag für das Gesinde (Mannsetzel). Der Feuerheerd war hier mehr entwickelt, indem einige Steine aufgesetzt waren, immerhin noch sehr niedrig. Darüber hing der eiserne Kesselhaken, mit Einrichtungen zur Verlängerung und Verkürzung versehen und an einem sehr complicirten Rahmen befestigt. Von dem Bodengebälk (Fig. 5 u. 6, *a b*) hing nehmlich an herabtretenden Balken (*c*) ein, in der Richtung

Figur 5. Figur 6.



gegen die Deel vorspringendes Gerüst, bestehend aus zwei seitlichen Längsbalken, an deren Vorderende in Form des Halses und Kopfes eines Pferdes (*d*), sehr roh ausgeführt, gebogene Hölzer aufstiegen, welche durch Querbalken miteinander verbunden waren. In der Vorderansicht (Fig. 6) zeigte sich der Hals mit sauberen Schnitzereien verziert und der Querbalken (*e*) mit einer Inschrift versehen. Die Zimmer, Dünse (wohl identisch mit Dörns) genannt, schlossen sich, wie sonst, hinter dem Flét an, auf welches ihre Thüren sich öffneten. — Beiläufig sei erwähnt, dass die Leute sich viel mit Fischfang beschäftigen, und dass ich einen ganzen Eimer mit ganz jungen Aalen bei ihnen vorfand. —

In Rastede besuchte ich noch eine Anzahl anderer Häuser. Manche von ihnen zeigten in Einzelheiten fortschreitende Veränderungen, welche zu erörtern nicht meine Aufgabe ist. Beständig blieb in den älteren die Anlage des Heerdes am Boden des Flét. Gegen Abend sah man schon von aussen überall durch das offene Einfahrtsthor die brennenden Heerdfeuer im Hintergrunde. Meine Meinung geht nun dahin, dass in der Heerdanlage ebenso der architektonische Grund für die Construction des Hauses, als der materielle Mittelpunkt des Hauswesens und der geheiligte Ort des häuslichen Gottesdienstes gegeben war.

Betrachten wir heute die architektonische Frage. Jede Art von Hausbau wird im letzten Grunde auf die Zeltform zurückzuführen sein. Welches Material man sich auch für die Herstellung der Schutzwände des Zeltes denken mag, immer wird man auf einen Raum zurückkommen, in dessen Mitte das Feuer brannte und an dessen Wänden die Schlaf- und Arbeitsplätze lagen. So ist noch heute das Zelt der Naturvölker, und so hat man in den Nöthen der letzten Kriege wieder Barracken eingerichtet. In dem Maasse, als das Raumbedürfniss wächst und die Ungunst der Witterung festeren Schutz erfordert, wird das blosse Zelt zu einer Zelthütte (tugurium), deren Wände und Dach durch festere Hölzer, Stangen oder Balken gestützt werden. Mag auch bei Wanderstämmen dieses Alles, einschliesslich der Balken, beweglich bleiben, immerhin wird doch allmählich eine gewisse feste Gliederung der Wände und des Daches erzielt werden. Bei manchen Völkern in wärmeren Klimaten und in waldarmen Gegenden (Steppen) mögen schon früh Erd- und Steinbauten in Anwendung gezogen sein, wie denn selbst in den Polargegenden, wo das Holz fehlt, in gleicher Weise verfahren wird. Für die Untersuchung, welche uns hier beschäftigt, kann diese Betrachtung bei Seite gelassen werden. Die arischen Stämme fanden wahrscheinlich an den meisten Plätzen, wo sie sich niederliessen, Holz genug vor, um daraus das Hauptmaterial für die Festigung ihrer Wohnungen zu entnehmen. Daraus ergab sich einerseits die Nothwendigkeit eines freistehenden, inmitten des brennbaren Gebäudes errichteten Feuerheerdes, andererseits das Bedürfniss, eine Oeffnung für den Rauch zu lassen. Man mochte gelegentlich dazu die Eingangsthür benutzen, aber die natürliche Stelle für den Abzug des Rauches war sicherlich immer die First des Daches und ein hier anzulegendes Rauchloch. Heerd und Rauchloch sind die ersten Erfordernisse für die Wohnlichkeit der Hütte.

Nehmen wir nun den Fall, dass ein Stamm allmählich zu dauernder Ansiedelung gelangt, dass demgemäss die Bedürfnisse der Familie, Vorräthe für längere Zeit anzusammeln, insbesondere die Producte des Ackerbaues und die Hausthiere in geeigneter Weise unterzubringen, sich mehr fühlbar machen, so ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder baut man besondere Scheunen, Vorrathsgebäude und Ställe neben dem Hause und gelangt so zu der Anlage des Hofes (der Umzäunung, Gard), oder man fügt an die ursprüngliche Hütte die erforderlichen Räume an und vereinigt sie zu einem gemeinsamen Hause unter einem Dache. Ueber diese beiden Möglichkeiten wird man schwerlich hinwegkommen; auf ihnen beruhen die beiden Grundformen der Hausanlage.

Nun ist es nicht leicht, für das einzelne Volk und den einzelnen Stamm mit Sicherheit herauszubringen, welcher Grundform sie sich zunächst zugewendet haben. Die Erfahrung lehrt, dass auch bei einer einfachen Hausanlage mit wachsender Fülle der unterzubringenden Gegenstände allerlei Nebenbauten aufgeführt werden, und dass andererseits auch bei einer aus mehreren Gebäuden zusammengesetzten Hoflage ein Zusammenziehen mehrerer Gebäude in gemeinschaftliche Baulichkeiten stattfindet. So kann Scheune und Stall vereinigt werden, aber auch Scheune und Haus. In Skandinavien sieht man Beispiele dafür genug.

Das altsächsische Haus, wie ich es von Rastede und Zum Horst beschrieben habe, gehört zu der anderen Gruppe, der der gemeinsamen Hausanlage, und ich glaube sagen zu können, dass die von mir aufgefundenen Häuser den verhältnissmässig reinsten Typus dafür liefern. Ich halte es allerdings nicht für zweifelhaft, dass die Stuben und Kammern der Hohwand ein späterer Zusatz sind; ja die Construction der Seitenräume für das Unterbringen des Viehes, welche nur „angelappt“ sind, beweist, dass dieselben keinen Theil des ursprünglichen Planes dar-

stellten. Sollte diese Auffassung richtig sein, so erhalten wir einen Grundplan, der sich nur aus der ursprünglichen Hütte und der daran gesetzten Deel, auf welcher vielleicht im Winter auch das Vieh untergebracht wurde, zusammensetzt.

Ein vortreffliches Zeugniss für die Bedeutung des Raumes, wo das Heerdfeuer brennt, hat sich in der Bezeichnung des Flét erhalten. Hr. Rud. Henning (Das deutsche Haus. Strassburg 1882, S. 138) hat nachgewiesen, dass dieses Wort zu den ältesten germanischen Benennungen des Hauses gehört. Die Häuser im Ammerland zeigen uns das Flét noch in der ganzen Ursprünglichkeit des freistehenden, durch keine Untermauerung über den gepflasterten Fussboden erhöhten Heerdes, als den regelmässigen Aufenthaltsort der Familie und des Gesindes, als die Stätte der Mahlzeiten, der Unterhaltung und des Empfanges. Erst durch die Anfügung der Deel wird daraus die Halle, der Saal.

So lange dieses Haus keine andere Thür besitzt, als die „untere“ am Ende der Deel, so lange ist ein Rauchloch nothwendig. Der Rauch verbreitet sich freilich nicht bloss in den Raum über dem Flét, von wo er den Weg zu dem Rauchloche findet, sondern er dringt auch in die offene Deel und von da in den Bodenraum darüber. Darum findet man in solchen Häusern, wie es in Rastede im höchsten Maasse der Fall ist, alles Balkenwerk der Decke und des Daches selbst mit dicken, glänzend schwarzen Russlagen überzogen, und bei widrigem Winde füllt sich der ganze Raum mit Rauch, der in die Augen beisst. Aber es lässt sich nicht leugnen, dass das hochgelegene Rauchloch doch immer der beste Platz für das Entweichen des Rauches ist. Wäre Flét und Deel durch eine Wand getrennt, so würden sich gelegentlich unerträgliche Rauchmassen in dem Flét ansammeln.

Mit der Herstellung eines besonderen Rauchfanges, eines Kamins und eines Schornsteins änderte sich plötzlich die gesammte Grundlage des architektonischen Planes. Das habe ich schon in meinen Mittheilungen über Mödlich und die rügianischen Bauernhäuser nachgewiesen. Dann beginnt alsbald die weitere Theilung des Innenraumes in Kammern und Stuben, die Herrichtung einer besonderen Küche, sowie neuer Wohn-, Arbeits- und Vorrathsräume. Die Sonderung des Gesindes von der Herrschaft, die schon in der Absonderung des Uennerschlags von dem eigentlichen Flét sichtbar wird, macht weitere Fortschritte, es entstehen neue benutzbare Räume im oberen Geschoss, welches erhöht wird, u. s. w. So war es mir höchst interessant, zu sehen, dass in Rastede die alte Tradition doch noch so wirksam geblieben ist, dass selbst in neueren Häusern „mit hohem Stand“, also mit aufgesetztem Stock, wohl das Flét verschwunden, aber die Deel mit den Viehställen und dem Bodenraum erhalten und unter demselben Dache geblieben war.

In dem Mitgetheilten sind, wie ich denke, zugleich die Kriterien gegeben, nach welchen man innerhalb des Herrschaftsgebietes des gemeinsamen Hauses beurtheilen kann, was älter und was neuer, was ursprüngliche Anlage und was secundäre oder tertiäre Zufügung oder Umbildung ist. Bekanntlich hat schon Justus Möser eine klassische Beschreibung des sächsisch-westfälischen Hauses gegeben, welche in vielen Stücken mit dem von mir Beobachteten übereinstimmt, und es ist wohl möglich, dass in Westfalen und den Nachbargebieten noch manches alte Haus existirt, welches als Beispiel citirt werden könnte. So theilte mir nach meinem Vortrage in Nürnberg Hr. Herche mit, dass in Villigst bei Schwerte (nicht weit von Iserlohn) noch das alte sächsische Bauernhaus existire, während Hr. Cordel, ähnlich wie in dem vorher mitgetheilten Berichte Hr. W. v. Schulenburg, erzählte, dass an anderen Orten besondere Rauchlöcher neben der Thür angebracht seien, z. B. zu Blomberg in Lippe-Detmold. Das wird sich ja hoffentlich durch weitere Nachforschungen leicht feststellen lassen. Vorläufig halten wir nur fest, wie von

dem ursprünglichen Grundplan sich in regelmässiger Folge neue Varietäten entwickeln. Das sächsische Haus, wie es Hr. Meitzen (Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. Berlin 1882, Taf. VI. Fig. 1 u. 2) zeichnet, hat vorn seine „Utlucht", hinten am Flét Seitenthüren, der Heerd ist an die Hohwand gerückt und hat die ausgeprägte Form des Kochheerdes angenommen. —

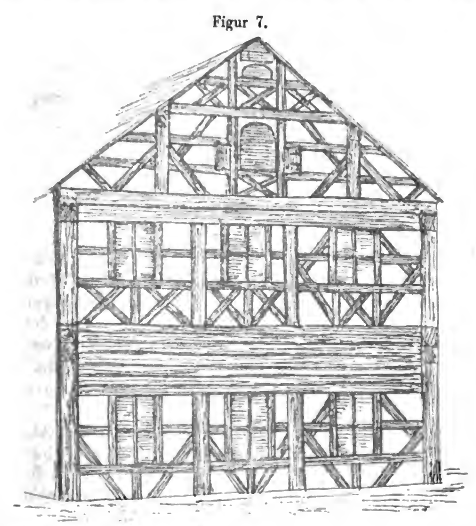
Wie mir scheint, gehört unter diese abgeleiteten Formen auch das friesische Haus. Sowohl die HHrn. Meitzen und Henning, als auch Hr. O. Lasius (Das friesiche Bauernhaus. Strassb. 1885) haben ausführliche Betrachtungen darüber angestellt. Aber ich habe mich aus ihren Ausführungen nicht überzeugen können, dass hier ein ursprünglicher und eigenthümlicher Typus vorliegt. Der Grundriss von Upjever bei Lasius (S. 9) ist im Wesentlichen der sächsische. Ich habe von Rastede eine freilich nur flüchtige Fahrt durch Rustringen bis nach Wilhelmshaven gemacht und eine grosse Zahl von Häusern, sowohl auf der Geest, als in den Marschen gesehen, aber es machte mir immer den Eindruck, dass auch in den Marschen sächsische Häuser vorkommen und dass die abweichenden Gebäude, welche man an ihrer grösseren Breite und ihren ganz steinernen Mauern leicht unterscheidet, einer neueren Zeit angehören müssen. So fasst auch Hr. Allmers, gewiss ein guter Kenner seines Landes, die Sache auf. Seine Zeichnung eines niedersächsischen Hauses (Marschenbuch S. 155) giebt für die Elbmarschen einen Grundplan, der nur wenig über den von mir skizzirten hinausgeht, aber er fügt hinzu, dass in den Wesermarschen das Fachwerkhaus längst durch massives Backsteinmauerwerk verdrängt ist. Trotzdem erklärt er, dass „die ganze Bauart in den Weser- und Elbmarschen, mit Ausnahme des Altenlandes, als eine niedersächsische zu betrachten ist". In Rustringen sah ich häufig in den breiten Häusern 2 Thorwege mit flachgerundetem Bogen, welche von dem Giebelende her in das Innere führten (ähnlich dem Wurstener Bauernhaus bei Allmers S. 233); ist dies der Fall, so ist auch jedenfalls die innere Disposition geändert. Indess möchte ich glauben, dass auch dort noch alte Häuser zu finden sind; wenigstens erblickte ich von fern einzelne mit Rauchlöchern. —

Am 1. Juni machte ich mit Hrn. Allmers, Baron v. Alten und Hrn. Gebhard die schon früher erwähnte Fahrt von Bremerhafen nach Sievern und von da zur Weser-Mündung. Hier sah ich überall sächsische Häuser; wo ich jedoch in dieselben eintrat, da war der alte Feuerheerd verschwunden, die Leute wussten nichts mehr von einem Flét, überall fand sich eine besondere Küche, meist mit freistehendem, aber hoch aufgemauertem Kochheerde. Das Rauchloch war meist geschlossen, doch gab es noch viele, deren geschwärzte Umgebung bewies, dass sie bis zum Aufbau des Schornsteines noch fungirt hatten. In das Loch war ein hölzerner Rahmen mit Fenster, meist grün gestrichen, eingesetzt. An den neueren Häusern fand sich meist die weitere Veränderung, welche ich schon in der Sitzung vom 16. October 1886 (Verh. S. 637) aus Westfalen beschrieben habe, dass eine fortschreitende Metaplasie des Walmdaches herbeigeführt war, indem man dasselbe immer mehr senkte und es endlich durch eine senkrechte Bretterwand ersetzte, welche ein grosses Feld am Giebel einnimmt und durch ihren grünen Anstrich recht auffällig hervortritt. An der Stelle des Rauchloches finden sich die mannichfaltigsten und durch lebhafte Farben hervortretenden, meist mit durchbrochenen Ornamenten erfüllten Fenster. So in Sievern, Langen, Geestdorf und der Stadt Lehe selbst. Giebelverzierungen sah ich hier nirgends. Die Wände bestanden bald ganz aus Ziegelsteinen, bald aus Fachwerk mit Ziegelausfüllung oder auch aus blossen Lehmstaken. Zuweilen schien mir eine durchgehende Diele vorhanden zu sein.

Auf der Rückreise von Bremen erblickte ich das erste Haus mit Pferdeköpfen am Giebel in Sebaldusbrück und dann fast an allen Häusern. Bei Achim erschien das erste Haus mit einem aufgerichteten Morgenstern am Giebel. Hr. Allmers erwähnt diese letztere Verzierung nicht, dagegen giebt er an (Marschenbuch S. 287), dass nach aussen gerichtete Pferdeköpfe bei Bremen, Nienburg und stromaufwärts bis in Westfalen, nach innen gerichtete in den Lüneburger Heide-Dörfern, in Bardowik, in der Gegend von Uelzen und noch weiter an der Elbe hinauf vorkommen. Eine weitere Detailfeststellung wäre um so mehr erwünscht, als nach Hrn. Allmers in dem Altenlande (bei Stade) nicht nur ein anderes Giebelzeichen (Schwäne), sondern auch eine ganz andere, der fränkischen näher kommende Art des Hausbaues im Gebrauch ist. —

Die grosse Verschiedenheit des fränkischen Hauses und der ganzen, damit zusammenhängenden Hoflage ist allerseits anerkannt. Sie hat für unsere Gegenden eine besondere Bedeutung, da der fränkische Hof in grossen Strichen unserer östlichen Provinzen der herrschende ist. Aber es scheint mir, dass noch grosse Arbeit erforderlich sei, seine Entstehung aufzuklären. Soweit das alte Ostfranken in Frage kommt, und von da hat der deutsche Osten hauptsächlich seine Colonisten erhalten, dürfte der Hausbau von Westen, vielleicht von jenseits des Rheines her, durch die Rückwanderung der Franken eingeführt sein, und es wäre zu untersuchen, in wieweit die Eigenthümlichkeiten dieses Baues sich auf dem linken Rheinufer, in Belgien, und vielleicht schon im salischen Lande, ausgebildet haben. Jedenfalls ist die Urform, wenn sie eine andere, als die sächsische oder alemannische, war, erst zu finden. Regel ist die Auflösung des Hauses in einen wirklichen Hof mit Trennung der Wirthschaftsgebäude und die Erhöhung des Hauses durch Stockwerke, welche in Fachwerk ausgeführt sind. Ein Muster eines Giebels an einem

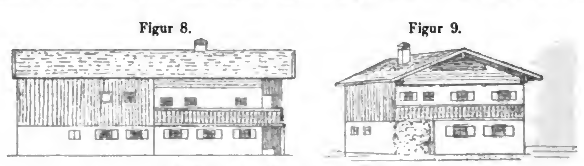
Figur 7.



solchen Bauernhause habe ich am 16. August in Heilsbronn bei Ansbach gezeichnet (Fig. 7). Die ungeheuere Masse des Holzes, welches dabei verwendet worden ist, und die bunte Erscheinung der queren, senkrechten und schrägen Balkenstellungen ist im höchsten Maasse bezeichnend. —

Von Ansbach fuhren wir über Treuchtlingen und Ingolstadt nach Süden. Hier liegt, noch nördlich von der Donau, eine ziemlich scharfe Grenze am Südrande des fränkischen Jura, ungefähr in der Gegend von Solnhofen. Mit einem Male erscheinen kleine, niedrige, weisse Häuser aus Stein mit gedrückten Dächern, nicht bloss da, wo moderne Arbeiterhäuser angehäuft sind, sondern weit darüber hinaus. Ich will dieser Bemerkung keinen zu grossen Werth beilegen, da ich ein eingehendes Studium daran nicht knüpfen konnte und meine früheren Erinnerungen mir nicht sicher genug erscheinen. Indess lässt Hr. Meitzen (a. a. O. S. 14) das Schweizerhaus bis über die Donau nach Norden vordringen, freilich an einer mehr östlich gelegenen Stelle. —

Genauere Aufnahmen habe ich erst, und zwar unter Beihülfe meiner Tochter Marie photographische, in Oberbayern gemacht, wo die typische Form des Alpenhauses mehr und mehr die herrschende wird. Wir hielten uns einige Zeit in Egern am Südende des Tegern-Sees auf, und die Aufnahmen, von welchen ich Zeichnungen vorlege, stammen von den, zum Theil mit Egern verschmolzenen, aber doch noch recht alterthümlichen Orten Rottach und Weissach, das erstere östlich, das zweite westlich an Egern grenzend. Durchgehends trifft man hier den Einzelhof, umgeben von Wiesen und zum Theil von Aeckern, aber im Wesentlichen in der Zusammenfassung des gesammten Hauswesens unter gemeinschaftlichem Dache. Dieses ist niedrig und überragend, jedoch nur mässig. Der gemauerte Schornstein tritt über dasselbe hervor und zeigt, dass hier die Gewohnheiten einer späteren Zeit bestimmend eingegriffen haben. Schon äusserlich, wie die beiden Häuser am rechten Rottachufer, am Fusse des Baumgartenberges, (Fig. 8 u. 9) zeigen, erkennt


Figur 8. Figur 9.

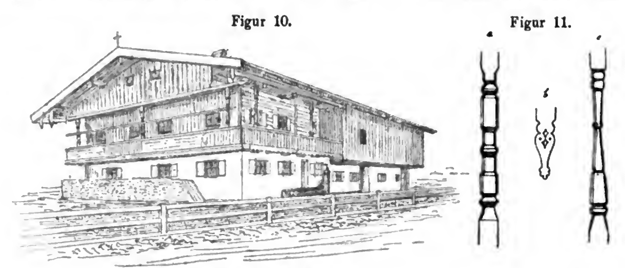
Häuser vom rechten Ufer der Rottach.

man die Gliederung für die beiden Haupttheile des Hauses: einerseits die mit Fenstern versehene Wohnung, andererseits der für Vieh, Heu und Wirthschaftsgeschirr bestimmte Abschnitt. Der Eingang für die Menschen, also die eigentliche Hausthür, ist an der einen Langseite, meist an der, welche der Strasse zugekehrt ist, denn das Haus steht in der Regel dem Wege parallel, von dem es durch einen Bretterzaun und einen kleinen Vorplatz getrennt ist. Nicht wenige Häuser sind von Norden nach Süden orientirt, und am Südende liegen dann auch die Zimmer.

Das Haus ist, wie man im deutschen Norden sagt, zweistöckig, d. h. es hat ein Erdgeschoss und einen Stock. Das Erdgeschoss besitzt steinerne, gemauerte Wände, welche stets sauber weiss getüncht gehalten werden, das Obergeschoss dagegen ist fast durchweg hölzern. Soweit das eigentliche Wohnhaus geht, zieht sich um das Obergeschoss eine vorgebaute Gallerie, die Laube, welche einen vollen

Umgang gestattet. Sie wird durch vortretende Horizontalbalken getragen und von ihr gehen säulenartige Träger in die Höhe, zur Unterstützung des überragenden Bodens bezw. Daches. Sie ist ein Lieblingsplatz für die Aufstellung der Blumentöpfe, wie denn auch bei grösseren Häusern wohlhabender Bauern dieser ganze Abschnitt durch saubere Holzschnitzereien geschmückt wird (Fig. 10). Die Laube hat einen Bord

Figur 10. Figur 11.

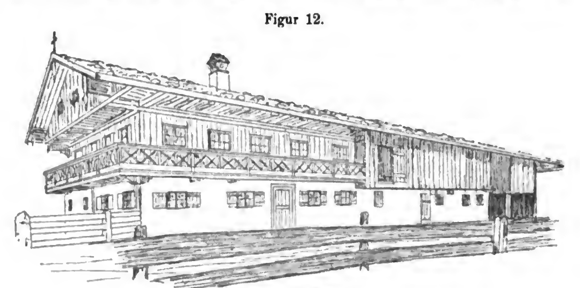


Haus vom linken Ufer der Rottach.

aus sehr mannichfach verzierten Brettern; die Trageständer (Fig. 11, a und c) sind in wechselnder Art gegliedert, und von dem Giebelrande des Daches hängen lange, ausgeschnittene Bretter (Fig. 11, b) herab. Hier am Giebel sieht man auch am besten die breite, flach ausgelegte Gestalt des mit Holzschindeln gedeckten Daches. Auf der Giebelfirst steht meist ein hölzernes Kreuz.

Durch die seitliche Hausthür tritt man in einen kleinen Flur, an welchen sich geradeaus eine besondere Küche anschliesst und von dem aus man links in die Stuben gelangt. Nur in den Sennhütten tritt man von aussen sofort in einen Raum, der zugleich den Heerd und die Sitze und Geräthe für den Aufenthalt enthält. Das Brennholz wird in grosser Regelmässigkeit, fein gespalten, an der Aussenwand des Hauses, meist unter den Fenstern der Giebelseite (Fig. 10), oder auch am hinteren Ende der Längsseite (Fig. 12) in grossen Stössen aufgehäuft.

Figur 12.



Haus in Weissach.

Der hintere Theil des Hauses enthält unten die Viehställe, oben die Scheune. Je nach der Grösse des Besitzes verlängert sich derselbe natürlich mehr oder weniger.

Neben ihm, zuweilen auch nahe der Hausthür, steht der mit laufendem Wasser gespeiste Brunnen (Fig. 10). Zu den Viehställen führt eine, gleichfalls in der Langseite angelegte Thür. Dagegen geschieht der Eingang oder die Einfahrt zu der oberen Scheune über eine aufgeschüttete Erdrampe von hinten her durch ein grosses Thor. Durch dasselbe tritt man in eine geräumige Tenne, der sächsischen Deel entsprechend, zu deren Seiten und zuweilen auch oberhalb deren Heu und Stroh aufgespeichert wird. In dieser ganzen Ausdehnung sind die Wände äusserlich mit langen, senkrecht gestellten Brettern bekleidet.

Das ist in der Hauptsache die Einrichtung des oberbayrischen Hauses, dessen gefällige Formen natürlich in der malerischen Umgebung der Berge erst zur vollen Wirkung gelangen. Seine Besonderheit ist darin begründet, dass der hintere Theil, dessen Form in dem sächsischen Hause sich aus dem Nebeneinander von Deel und Ställen ergiebt, hier in ein Uebereinander verwandelt ist. Die Beziehung der Deel zu dem Flét ist dabei natürlich verloren gegangen, und ein Ersatz dafür konnte durch eine Verbindung der Ställe mit dem Küchenraum nicht gewonnen werden. Man sieht hier sehr deutlich den Grund des Unterschiedes: Das sächsische Haus ist das Haus des Ackerbauers im Flachland, das oberbayrische das Haus des Viehzüchters im Gebirge. —

Wir konnten dieses Haus weithin durch die Alpen verfolgen. Unser Weg führte von Egern über den Achensee in's Innthal und dann aufwärts zum Vorarlberg, darüber hinaus ins Rheinthal und längs des Wallensees nach Zürich, Bern und Thun. Ueberall begleitete uns in mancherlei wechselnden Varietäten, aber doch in der Hauptsache gleich bleibend, das Alpenhaus. Von Thun wendeten wir uns östlich über Steffisburg in die Vorberge, welche von der Bergkette an der östlichen Seite des Thuner und der nördlichen Seite des Brienzer Sees (Siegriswyler Graht, Hohgant u. s. w.) zwischen Aar- und Emmenthal nach Norden abfallende, längere Rücken bilden. Wir verweilten einige Zeit in dem Schlegweg-Bad, einem kleinen, sonst nur von Bern und der Umgegend aus besuchten Eisenbad, welches in der Sammtgemeinde Kurzenberg, dicht hinter dem Kirchdorfe Heimenschwand, fast auf der Höhe eines beträchtlichen Bergrückens gelegen ist. Das Gebiet ist den Touristen noch nicht erschlossen. Obgleich das obere Ende des verkehrsreichen Emmenthales bis nahe heranreicht, so ist der Fremde hier doch noch eine ungewöhnliche Erscheinung. Und so trägt auch die gesammte sociale Einrichtung der Menschen hier noch den Charakter einer gewissen Ursprünglichkeit. Nur hie und da haben sie sich in wirkliche Dörfer gesammelt, aber auch diese sind von geringer Ausdehnung. Die Mehrzahl der Besitzer wohnt noch in Einzelhöfen, theils längs der Berghänge, theils auf der Höhe vorragender Bergspitzen, seltener im Thale. Ausgedehnte Nadelholzwälder decken die Rücken und zum Theil auch die Abhänge. Die Wirthschaft ist wesentlich auf Milch- und Käseproduktion eingerichtet. Daher sind die Aecker spärlich, das meiste Land in Wiesencultur gebracht. Grenzen der Gemarkungen sind nicht kenntlich. Man wandert auf den Gemeindestrassen von Hof zu Hof, ohne zu bemerken, dass man in eine neue Ortschaft getreten ist, und doch hat jede ihren besonderen Namen.

Hier waren wir wieder einmal in einem Landstrich, in welchem der Schornstein eine seltene Erscheinung ist. Allerdings ist er von Obrigkeits wegen angeordnet, aber er hat sich noch nicht eingebürgert. Selbst ganz neue Häuser entbehren dieses Merkmales der modernen Cultur, und unter unseren Augen wurde in der Weise der Väter fortgebaut. Da gab es also herrliche Gelegenheit, noch die alte Sitte zu fixiren. Aber es zeigte sich bald, dass so reine Typen, wie sie das Sachsenland bietet, hier nicht mehr vorhanden waren; wenigstens haben wir

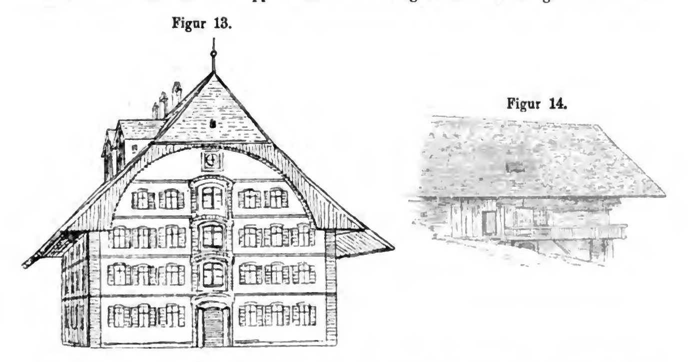
sie nicht gefunden. Die fortschreitende Cultur hat überall neue Elemente hineingeschoben, theils in der Art, dass sich neue Bauten von veränderter Charakter neben den alten erheben, theils so, dass die alten Bauten selbst mehr und mehr umgestaltet wurden. Es galt also, das Alte und Ursprüngliche aus dem bunten Gemenge herauszuschälen, und diese Arbeit vollzog sich um so sicherer, als ich das Vergnügen hatte, sie in Gemeinschaft mit meinem Schwiegersohne, Hrn. Rud. Henning, auszuführen.

Schon auf dem Wege von Thun auf die Höhe bemerkt man eine Fülle von Baustylen durcheinander. In Steffisburg hat schon die weit verbreitete städtische Form in ihrer vollen Entfaltung Platz gegriffen. Das immer noch sehr breite, aber ganz steinerne Haus ist mehrstöckig geworden, sein immer noch weit ausgelegtes und überragendes Dach ist in die Höhe geschoben und mit Schiefer gedeckt, über dem kurzen Walmdach erhebt sich ein Firstpfahl und darunter hängt, in weitem Bogen ausgeschnitten, eine aus Brettern gesägte Vorwand (Fig. 13). Die Uebergänge zu dieser abgeleiteten Form, einer Parallelerscheinung zu dem fränkischen Hause, sieht man sehr oft auf dem Lande. Insbesondere der gewölbte Vorbau am Giebel, der sich höher hinauf auch an Holzhäusern findet, ist stets ein Anzeichen späteren Baues oder Umbaues, dürfte aber doch schon weiter zurückreichen.

Hie und da zeigen sich auch fränkische Höfe mit grossen zweistöckigen Fachwerkhäusern und einer Gruppe von Wirthschaftsgebäuden. Aber ganz in ihrer

Figur 13.

Figur 14.



Nähe stehen auch wieder einzelne alte Blockhäuser aus braunen Tannenstämmen, einstöckig und mit ganz niedrigem, fast flachem Dach, wie in Oberbayern. Die Mehrzahl der Häuser jedoch ist zweistöckig, mit Erd- und Obergeschoss, wenigstens am Vordertheil. Denn da sie mit Vorliebe an einem Abhange angelegt sind und die Zufahrt in die obere „Scheune“ von da aus geschieht, so entwickelt sich nur das tiefer stehende eigentliche Wohnhaus zu grösserer Höhe (Fig. 14: Haus von Schaafeck, oberhalb Marbach bei Heimenschwand). So kann es kommen, dass man an der Giebelseite des Wohntheiles ein sehr hohes Gebäude vor sich sieht, aus dessen Giebelluke die Deichsel eines Wagens herausragt (Fig. 16), der hinten zu ebener Erde eingefahren ist. Die alten Häuser dieser Art sind gleichfalls ganz und gar hölzern. Später ist die niedrige Seitenwand häufig gemauert, und gelegentlich sieht man als Uebergang zu der fränkischen Form auch wohl Holz-

fachwerk mit ausgemauerten Zwischenräumen. Aber diess kommt nur in dem vorderen, bewohnten Abschnitte vor, der hintere Wirthschaftstheil bleibt ganz hölzern. Das Dach ist im Allgemeinen höher und schlanker, als in Oberbayern, jedoch auch noch niedrig und weit überstehend, so dass es einen freien, geschützten Umgang gestattet. Es besteht regelmässig aus Schindeln, wie denn bei manchen Blockhäusern auch die Aussenwände mit Schindeln bekleidet sind; in neueren sind diese zuweilen in der Form eines zierlichen Schuppenpanzers angelegt. Um den Wohntheil läuft eine hölzerne Gallerie, wie die oberbayrische Laube; nach hinten hin geht sie auf die Erde aus, nach vorn führt zuweilen eine besondere, im Freien liegende Treppe zu dem Untergeschoss hinab (Fig. 14). Irgend welche Verzierungen des Giebelfirstes sind nicht vorhanden, weder Pferdeköpfe, noch sonstige Zeichen, nicht einmal Windfahnen; zuweilen steht irgendwo am First eine kleine Windmühle.

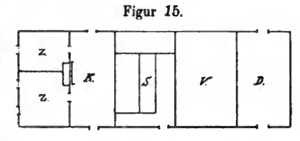
Im Allgemeinen entspricht die Grundanlage des Hauses der oberbayrischen. Nebengebäude fehlen häufig ganz; nur ein kleiner „Speicher", auf den ich zurückkommen werde, steht zuweilen in der Nähe. Das Haus umfasst also unter gemeinsamem Dache alle Bestandtheile, die wir schon im sächsischen und oberbayrischen Hause kennen gelernt haben: vorn die Wohnung, darauf die Küche, endlich die Ställe unten und die Scheune darüber. In letztere gelangt man, wie schon erwähnt, von der höher gelegenen Strasse oder von einer höheren Stelle des Bergabhanges: man tritt durch die Scheunenthür auf die Tenne und hat rechts und links neben sich die Tasse für das Heu. Der Stallraum, welcher öfters mehrere Abtheilungen oder wenigstens Pferche enthält, pflegt etwas kürzer zu sein, als die Scheunentenne, indem am Ende des unteren Geschosses unter der „Brücke", welche die Auffahrt ermöglicht, ein durchgehender, nach beiden Seiten offener Raum ausgespart ist, welcher Arbeitsgeräth und Gelegenheit zu Reparaturarbeiten u. dergl. enthält. Auch kann man auf diesem Wege, ohne durch das Haus zu passiren, um dasselbe herumgehen. Da der gewöhnliche Schweizer Bauer, wenigstens in dieser Gegend, nicht so viel Vieh hält, als der oberbayrische, so ist das Raumbedürfniss für Ställe an sich ein mehr eingeschränktes.

Die Stellung der Häuser wechselt je nach der besonderen Gelegenheit des Orts. Im Ganzen zieht man jedoch die Orientirung Nord-Süd vor, wobei die Wohnräume auf die Südseite zu liegen kommen und die Eingänge von der Langseite her, also östlich oder westlich, angebracht sind. Der Wohngiebel, wenn ich mich der Kürze wegen so ausdrücken darf, liegt daher bald an der Strasse, bald ganz von derselben abgewendet, zuweilen auch gegen eine Seite hin. Geht z. B., wie es am Kurzenberg in Marbach der Fall ist, eine Strasse längs des Bergabhanges von Osten nach Westen, so haben alle Häuser der linken Strassenseite Wohngiebel auf der, von der Strasse abgewendeten, alle Häuser der rechten Seite auf der, der Strasse zugewendeten Seite, auch wenn sie einander ganz nahe liegen. Die niedrige Eingangsthür ist dann meist an der Ostseite angelegt, und hier findet sich nicht selten die Jahreszahl der Erbauung an dem Thürbalken eingeschnitten; an der Westseite, vorausgesetzt, dass an derselben gleichfalls eine Thür ist, steht darüber ein frommer Spruch, der sich auch noch weiter nach vorn am Hause fortsetzt. Leider sind diese Balken jetzt sehr der Vernichtung ausgesetzt. Da die Niedrigkeit der Thür in der That eine grosse Unbequemlichkeit ist, so sägen die Leute die Thürbalken fort und erhöhen dadurch den Eingang. Da dieser letztere entweder von der Galerie aus oder doch von dem Punkte, wo die Gallerie an den Erdboden ansetzt, zugänglich ist, so sind hier auch die nächsten Bequemlichkeiten angebracht. Auf der Gallerie selbst, unter den Fenstern der Wohnzimmer, stehen Bänke zum Sitzen; auf der anderen Seite, nach dem Stalle hin, ist die geräumige

Jauchegrube, aus welcher der Schweizer den jedem Reisenden so bekannten braunen Saft zur Düngung der Wiesen schöpft, und über dieser Grube, an der Wand des Hauses, befindet sich auch der nach aussen ganz offene Abtritt.

Der Grundriss eines solchen Hauses (Fig. 15), zumal eines kleineren, ist demnach sehr einfach. Man tritt durch die Eingangsthür in die Küche (*K.*), welche zuweilen auf der entgegengesetzten Seite noch eine zweite Thür besitzt, öfters aber nach dieser Seite ganz geschlossen ist. Links davon liegen die Zimmer (*Z*, *Z.*), rechts der Stall (*S.*, *V.*), von dem zuweilen der hintere Theil (*V.*) als Vorrathsraum dient; an diesen stösst der erwähnte Durchgang (*D.*). Die Küche ist sowohl gegen die Zimmer, als gegen den Stall hin durch durchgehende Wände abgeschlossen. Der Heerd steht an der Zimmerwand und von ihm aus geschieht zugleich die Heizung des grossen Ofens, der durch die Wand beider Zimmer hindurchgeht. An der Wand ist der nächst anstossende Abschnitt gemauert und mit einer Art von vorspringendem, gleichfalls gemauertem Rahmen umkleidet. Vor dieser Wand steht der, bis zu gewöhnlicher Höhe aufgemauerte Heerd mit Löchern zur Aufnahme der Töpfe u. s. w. Alle diese Flächen sind glänzend von dickem Russ, der übrigens auch die Wände der Küche überzieht.

Figur 15.



Was wird nun aus dem Rauch? Wie gesagt, ist nur selten ein besonderer Schornstein (chimmi) vorhanden. Aber auch ein Rauchloch am Giebel ist nie vorhanden, obwohl der Giebel meist mit einem Walmdache versehen ist. Statt dessen giebt es 3 verschiedene Arten der Entlassung des Rauches:

1. Der Rauch zieht durch die Dachluke (Fig. 14). Diese ist zuweilen einfach und dann gewöhnlich auf der Ostseite, oder doppelt, auf jeder Dachseite eine. Sie ist sehr flach und hat ein gedrücktes Aussehen.

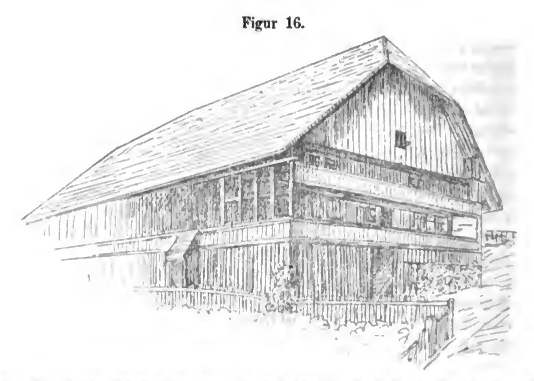
2. Der Ausgang geschieht durch eine obere Seitenthür, welche sich bei mehrstöckigen Häusern auf eine obere Gallerie, sonst direkt ins Freie öffnet. Sie liegt über der Hausthür.

3. Es ist gar keine besondere Oeffnung vorhanden; dann vertheilt sich der Rauch durch den Bodenraum und geht auch direkt aus der Hausthür.

Selbst in manchen Häusern, in welchen schon ein chimmi erbaut ist, gestattet die schlechte Construktion desselben nur einem Theile des Rauches den Austritt; der andere Theil zieht dann, nach wie vor, durch die Dachluke oder irgend ein anderes Loch nach aussen.

Es sind das gewiss sehr einfache und rohe Einrichtungen, aber doch lange nicht so primitiv, wie unsere altsächsische. Eine volle Parallele zu dieser haben wir nicht aufgefunden. Die meisten alten Häuser dieser Gegend tragen Jahreszahlen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Aber wir haben wenigstens eines entdeckt, welches an sich schon eine grosse Merkwürdigkeit darstellt. An einem grossen Hause in Marbach (Fig. 16), das uns seines alterthümlichen Aussehens wegen, namentlich durch die schwarzbraune Färbung seiner Holzwände und durch seine stattliche Form aufgefallen war, suchten wir vergeblich nach der Jahreszahl der Erbauung. Wir fanden nur an einer Giebellatte, dass es 1827 renovirt sei. Der Wirth, Christian Kupferschmidt, half uns aus der Verlegenheit. Er erzählte uns, dass die Jahreszahl an dem Thürbalken gestanden und dass er diesen vor nicht langer Zeit ausgesägt habe. Auf die Frage, was er damit gemacht habe, brachte er aus seinem Verschlage einen Holzständer herbei, und siehe da, daran

Figur 16.



war der Thürbalken verwendet und darauf stand, in arabischen Zahlen, sehr roh und ungleich eingekerbt, 1346, dasselbe Jahr, welches der Mann uns schon vorher genannt hatte. Das war also 38 Jahre nach der Gründung der Eidgenossenschaft, 40 Jahre vor der Schlacht von Sempach, 7 Jahre bevor Bern zur Eidgenossenschaft trat. Gewiss ein ehrwürdiges Zeugniss! Da der Mann sich zur Abgabe des Balkens bereit erklärte, so benachrichtigte ich alsbald Hrn. v. Fellenberg, damit er denselben in das historische Museum zu Bern aufnehme. Denn das dürfte wohl eines der ältesten, wenn nicht das älteste, der hölzernen Bauernhäuser auf deutschem Sprachgebiet sein.

Figur 17.

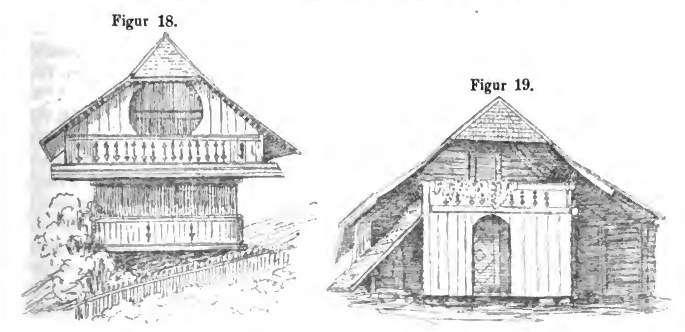
Der Grundriss dieses Hauses (Fig. 17) weicht nur in einem Hauptpunkte von dem früher skizzirten ab. Man tritt von der Gallerie (*G*, *G*, *G*) in die Küche (*K*, *K*) ein, welche sich nicht durch die ganze Breite des Hauses erstreckt, sondern mit einer, unter rechtem Winkel angesetzten Erweiterung zwischen die Zimmer der Vorderseite einschiebt und auf die vordere Gallerie mündet. Sie ist gross und licht, geht durch zwei Stockwerke in die Höhe, hat keinen Schornstein und entlässt den Rauch durch eine grosse, über dem Eingange gelegene Thür auf die Gallerie des Obergeschosses. Vor dem Heerde befindet sich eine mit Brettern gedeckte Grube, in welche früher die Wäsche mit heissem Wasser eingebracht wurde, welche aber gegenwärtig nicht mehr gebraucht wird. Der übrige Theil des Flurs ist, wie in dem Hause in Rastede, mit zum Theil gespaltenen Rollsteinen gepflastert.

Wie weit die jetzige Anordnung der ursprünglichen Anlage vor 541 Jahren entspricht, wird schwer auszumachen sein. Indess liegt auch kein Grund vor, anzunehmen, dass der Grundplan wesentliche Aenderungen erfahren habe. Wahrscheinlich ist an den oberen Theilen manches neu gemacht und dabei vielleicht verändert worden, aber sicherlich ist sowohl das ganze Haus, als namentlich die Eingangsthür noch an der alten Stelle, und daraus folgt, wie mir scheint, mit Sicherheit, dass schon damals derselbe Grundriss benutzt worden ist.

Schrägüber, auf der anderen Seite der Strasse, steht noch ein „altes“ Haus,

aber es trägt die Jahreszahl 1740. Seine Einrichtung ist eine ähnliche, aber es ist bei Weitem nicht so stattlich. Ich erwähne es hauptsächlich, weil es ebenso, wie das Haus von 1346, neben sich ein kleines Holzgebäude hat und weil diese Gebäude ihrer zierlichen Architektur wegen verdienen, der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen zu werden. Ich sah nachher noch mehrere der Art, aber keine so schöne, manche sogar recht ärmliche. Alle diese Häuschen tragen den Namen Spicheren (Speicher), ein altes Wort, das von Spicaria herkommt und bedeutet, dass in dieselben die abgeschnittenen Kornähren und wahrscheinlich auch das daraus gewonnene Korn untergebracht wurden. Unser Wirth in Schlegweg, Hr. Schaffer, bestätigte, dass dies wirklich früher Sitte gewesen sei. Jetzt werden die Spicheren meist nur noch zur Aufbewahrung von allerlei Vorräthen und Geräthen verwandt. Sie haben die grösste Aehnlichkeit mit dem Stabbur der norwegischen Höfe (Abbildungen bei Henning, Das deutsche Haus, S. 68, Fig. 40), in denen noch gegenwärtig das Flachbrod, oft in ganzen Säulen aufgeschichtet, das gedörrte Fleisch und andere Vorräthe, die Kleiderkisten u. s. w. gelagert werden. Sie stehen auf Geröllsteinen, welche unter die Ecken gelegt sind, haben also unter sich eine Luftschicht, sind ganz aus Holz aufgebaut und bestehen aus zwei niedrigen Geschossen. Der Eintretende gelangt zunächt entweder auf eine kleine untere Gallerie, von welcher eine Thür in das Innere führt (Fig. 18), oder auch direkt

Figur 18. Figur 19.



durch ein Thor in ein Atrium, über welchem sich eine obere Gallerie befindet (Fig. 19). Letztere ist in jedem Falle vorhanden; man gelangt dahin mittelst einer Treppe im Vorraum und findet hier den Zugang zu dem Boden.

Ganz besonders zierlich, wie ein kleines Lusthäuschen, steht zwischen den Obstbäumen des Abhanges der Speicher des Hauses von 1346 (Fig. 18). Abgesehen davon, dass sein Holzwerk in mannichfacher Weise durch Schnitzerei verziert ist, zeichnet es sich dadurch aus, dass das Obergeschoss beträchtlich über das Untergeschoss hervorragt[1]) und dass das obere Atrium eine grosse, fast kreisförmig gerundete Eintrittsöffnung besitzt, welche einigermaassen an die gewölbten Vorwände der späteren Giebel erinnert. Der Speicher des Hauses von 1740 (Fig. 19) ist bei Weitem einfacher, dagegen durch starke Verlängerungen des Daches nach unten mit ge-

1) Das sonderbare Gebäude, welches unter Rothenburg im Tauberthal steht und dem Kaiser Wenzel zugeschrieben wird, hat eine gewisse Aehnlichkeit damit.

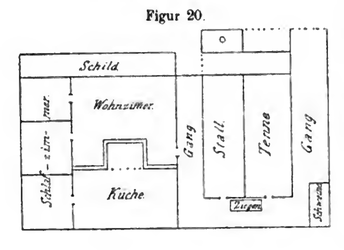
räumigen Seitenhallen ausgestattet. Beide Spicheren haben übrigens, wie das alte Haus, kurze Walmdächer am Giebel.

Beiläufig mag noch erwähnt sein, dass die Bewohner ungewöhnlich viel Thongeschirr besitzen, welches stets glasirt und bunt bemalt ist. Unter ihren Arbeitsgeräthen will ich die, auch sonst in der Schweiz sehr verbreiteten, ganz hölzernen Heugabeln hervorheben, welche genau die Form des Neptuns-Dreizacks tragen und namentlich durch die gefällige Biegung der Zacken auffallen. Sehr gemein sind auch Holzkapseln, welche am Gürtel getragen werden, zur Aufnahme der sehr grossen Wetzsteine.

Das wäre also, um die gewöhnliche Bezeichnung zu gebrauchen, das „alemannische Haus". Ob diese Bezeichnung haltbar ist, dürfte bezweifelt werden können. Denn es liegt kein Grund vor, die Alemannen durch das ganze Gebirge von der Centralschweiz bis in das östliche Oberbayern anzusetzen oder gar die Bajuwaren für Alemannen auszugeben. Vielleicht wäre es richtiger, diese so charakteristische Hausform die suevische zu nennen. Vorläufig mag, wenigstens für die besprochenen Gegenden, die wiederholt angewendete Bezeichnung des Alpenhauses beibehalten werden. Worin die Hauptmerkmale desselben beruhen, habe ich schon bei den oberbayrischen Häusern auseinandergesetzt; die schweizer Häuser haben unzweifelhaft denselben Grundplan. Es muss weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben, zu ermitteln, ob die Trennung des Flet von den Ställen mittelst einer durchgehenden Wand und die Verlegung der Deel in ein oberes Geschoss eine secundäre Sitte war, und ob auch hier in noch älterer Zeit unter dem gemeinsamen Dache eine freiere Vereinigung der Wirthschaftsräume mit dem Flet existirt hat[1]). —

Es ist vielleicht von einigem Interesse, hier noch eine andere Varietät des alemannischen Hauses kurz zu erwähnen. Im September 1882 machte ich mit Hrn. Kollmann eine Excursion in das Land der Hotzen, eines kleinen Völkchens, das bis an die Grenzen der Neuzeit eine fast republikanische Sonderexistenz geführt hat. Herr Bally-Hindermann von Säckingen geleitete uns zu ihnen hinauf. Sie bewohnen die südlichen Vorberge des badischen Schwarzwaldes gegen den Rhein, gerade über Säckingen. Meine Hoffnung, bei ihnen bestimmte Anzeichen ihrer Herkunft aufzufinden, ging leider nicht in Erfüllung: Münchener Maler hatten in den letzten Jahren Alles, was es noch an eigenthümlichen Geräthen und Kleidungs-

Figur 20.



1) Die HHrn. DDr. Sarasin machen mich auf eine Stelle in J. v. Tschudi's Tourist n der Schweiz, 24. Aufl., 1882, aufmerksam, welche lautet (S. 428): (Im Oberengadin) „befindet sich unter dem gleichen Dach, oft unterirdisch, in der Regel der äusserst reinlich gehaltene Kuhstall, wo rauchend, spielend, conversirend und Geschäfte verhandelnd ein grosser Theil der Zeit zugebracht wird. Bisweilen ziert denselben sogar eine kleine Bibliothek." Aus diesen Worten geht die Möglichkeit hervor, dass doch noch in der Schweiz und zwar im Oberengadin, Häuser getroffen werden könnten, in denen die, von Ihnen für die Schweiz constatirte Zwischenwand zwischen Feuerstelle und Stall fehlen würde, und wonach somit vollständige Uebereinstimmung mit dem sächsischen Hause zu constatiren wäre.

stücken gegeben hatte, hinweggeschleppt. Dafür fand ich wenigstens eine eigenthümliche Hausanlage. Ich gebe hier den Grundriss (Fig. 19) eines Hauses von Peter Wehrle in Hottingen (einem Ortsnamen, der an Hotzen anklingt). Wie man sieht, hat auch diese Anlage manches, was an die alpine Form anschliesst. Nur ist die Tenne neben den Stall gelegt, und beide zusammen sind durch einen Umgang, in welchem die Ställe der kleineren Hausthiere untergebracht sind, umschlossen und zugleich von dem eigentlichen Wohnhause abgetrennt. Letzteres enthält, wie gewöhnlich, Küche und Zimmer, aber in der Variation, dass das Wohnzimmer in derselben Abtheilung mit der Küche liegt, und dafür die Schlafzimmer an die Stelle der Wohnzimmer gebracht sind. Der Kochheerd steht wiederum an der Zimmerwand und dient zugleich zur Speisung des mächtigen Zimmerofens, um welchen herum sich Holzbänke ziehen. Viel wesentlicher ist die Umkehrung der Verhältnisse von „vorn“ und „hinten“. Die Küche liegt hier hinten, das Wohnzimmer vorn. Vor demselben zieht sich eine Halle entlang, „Schild“ genannt, welche im Sommer offen, im Winter durch eine Glaswand geschlossen wird und zu allerlei häuslichen Arbeiten dient. Das Haus hatte einen Schornstein, welcher den Rauch durch einen Heerdfang (Hurdt) empfing; wenn ich mich recht erinnere, war daneben jedoch eine besondere Luke (Tagluch) vorhanden. —

Schliesslich möchte ich noch ein Paar Notizen von meiner südösterreichischen Reise mittheilen. Ich war sehr neugierig, die Dorfanlage der Südslaven zu sehen. Zu meinem Erstaunen hatten jedoch die krainischen Dörfer südlich von Laibach einen so deutschen Habitus, dass ich zweifelhaft wurde, ob sie nicht wirklich der deutschen Colonisation angehörten. Hr. Deschmann theilte mir jedoch mit, dass sie slavisch seien, freilich mit dem noch mehr überraschenden Zusatze, dass es slavische „Rundlinge“ in Krain überhaupt nicht gebe. Die Häuser, welche ich sah, hatten hohe Dächer, eine seitliche Thür und endständige Zimmer, daneben auch Viehställe unter dem gleichen Dach. Auch als ich nachher das Thal der Sau aufwärts fuhr, veränderte sich der Charakter der Häuser erst sehr allmählich. Mit den deutschen Namen der Orte, Lengefeld, Kronau, bekamen die Häuser ein mehr oberbayrisches Aussehen: Schindeldächer, hölzerne Bekleidung der Wände, Lauben am Giebel, aber stets ein Walmdach und darunter eine, mit Brettern bekleidete, senkrechte, manchmal mit mehreren Absätzen versehene Giebelfläche. Nur der untere, stets weisse Theil ist aus Steinen errichtet. Gegen Tarvis hin entwickelt sich der deutsche Habitus mehr, meist mit oberbayrischer Variation; nur geben die sehr breiten Schindeln den Häusern einen eigenthümlichen Gebirgsanstrich. Zugleich werden aber die Häuser selbst höher, städtischer. Photographien von Ober-Tarvis, Raibl und Flitschl gewähren im Ganzen einen mehr abweichenden Eindruck, der durch die gedrängte Dorfanlage verstärkt wird. Weiterhin in Kärnthen erhielt sich das deutsche Ansehen der Dörfer. Ueberall auf der Eisenbahnstrecke nach Klagenfurt und von da über Glandorf nach Bruck hatten die Häuser unten weisse Mauern, oben Holzwände mit Schindeln.

Auch auf dem Wege von Wien durch Mähren und Böhmen (Lundenburg, Brünn, Prag) erblickte ich kein einziges fränkisches Haus. Meist war der Unterbau steinern, die alten Häuser niedrig, mit seitlichem Eingang, mit Stroh gedeckt, am Giebel mit einem Walmdach, zuweilen unter gemeinsamem Dach Alles vereinigt, nur die Scheune meist getrennt. —

So wenig diese sehr flüchtigen Bemerkungen entscheiden können, so darf ich doch sagen, dass, je mehr das Auge geübt wird, um so leichter eine Reihe von entscheidenden Merkmalen auch schon beim ersten Anblick hervortritt. Und da möchte ich die Frage aufwerfen: Giebt es einen allgemeinen slavischen Haus-

und Dorftypus? So charakteristisch der altmärkische Rundling ist und so gut er zur Diagnostik der Dörfer jenseits der Elbe zu verwerthen ist, so scheint es mir doch zweifelhaft, ob er in gleicher Ausbildung durch die ganze slavische Welt vorhanden ist. Einigermaassen ähnlich verhält es sich auch mit dem Hausbau. Vielleicht darf man annehmen, dass auch in diesen Richtungen der architektonische Sinn bei den Westslaven sich erst unter dem Contakt mit der germanischen Welt mehr entwickelt hat. Auf meinen Reisen durch Russland ist mir vielfach die Kleinheit, Ärmlichkeit und Dürftigkeit der Häuser aufgefallen, selbst in den Dörfern der „schwarzen Erde“, und ich habe mich gefragt, ob hier überhaupt jene selbständige Fortbildung des Hauswesens stattgefunden hat, welche der freie Mann in Deutschland bewirkt hat. Aber ich muss eingestehen, dass ich damals noch keine besondere Aufmerksamkeit auf alle die Einzelheiten gerichtet hatte, die mich gegenwärtig bewegen; ich werde daher nicht nur gern jeder Belehrung zugänglich sein, sondern ich möchte sie geradezu erbitten. —

Als das Hauptergebniss meiner Untersuchung betrachte ich den Nachweis, dass alle Typen des deutschen Hauses, auch die bis jetzt bekannt gewordenen ältesten, abzuleiten sind von der primitiven Hütte, deren Mittelpunkt der Feuerheerd war. Diesem Theil entspricht auch in dem mehr und mehr zusammengesetzten Hause das Flet des altsächsischen Hauses, wie ich es noch in einer gewissen Ursprünglichkeit aufgefunden habe, wie es aber auch zweifellos den Küchen des Alpenhauses zum Grunde gelegen hat. In jener entfernten Vorzeit, wo das Feuerreiben noch eine umständliche Arbeit war und das Heerdfeuer daher, wenigstens glimmend, erhalten werden musste, wo der Heerd das Heiligthum des Hauses, das eigentliche Symbol der Sesshaftigkeit und des Besitzes darstellte und wo es als ein Akt der äussersten Vergewaltigung galt, mit der Beute auch den Kesselhaken zu rauben, war gewiss das Flet noch das Haus selbst. Aber ebenso bestimmt darf man annehmen, dass seine Bedeutung auch später, als sich ein neues Stück nach dem anderen an das Flet angliederte, in der Vorstellung der Menschen als der Haupttheil des Hauses galt. Denn hier blieben die Sitze der Familie, von hier aus regierte der Herr, hier wachte die Hausfrau über die häuslichen Arbeiten. Daher bestimmte das Flet auch die bauliche Anlage des Hauses, den Grundplan desselben, so lange, bis der Heerd an die Seite gerückt wurde und die Absonderung der „Herrschaft“ von dem Gesinde eine weiter greifende Trennung der Räume zur Folge hatte. Die Einführung des Schornsteines drückt den Abschluss der alten Tradition am schärfsten aus. —

Schon seit langer Zeit ist mir bei meinen Reisen eine andere Betrachtung nahe getreten, die ich noch kurz erwähnen will, die nehmlich, dass neben dem Hausbau der Kirchenbau, namentlich der Bau der Dorfkirchen, eine besondere Aufmerksamkeit verdiene. Selbstverständlich handelt es sich hier um ein culturhistorisches Element, welches mit dem Hausbau nur einzelne, wenngleich zu gewissen Zeiten sehr bestimmte Berührungen gehabt hat. Schon der allgemeine Weg der Verbreitung der einzelnen Kirchenstyle und Kirchenformen ist in unserem Lande im Allgemeinen ein anderer, als der der Hausformen, insofern er von Westen und Süden her zu unseren Vorfahren die bestimmenden Muster gebracht hat. Nur in den Zeiten der Rückwanderung und der Colonisirung des Ostens ist Haus- und Kirchenbau gleichzeitig eingeführt worden. Welche grosse Bedeutung die, der Gründung von Kirchen folgende Einführung des Backsteinbaues gerade für Deutschland gehabt hat, ist genügend bekannt. Nun ist aber auch in unseren, so spät regermanisirten Ländern eine nicht geringe Zahl von Dorf- und kleineren Stadtkirchen errichtet worden und auch noch erhalten, an welchen in bald grösserer, bald geringerer

Ausdehnung Feldsteine verwendet wurden. Und von diesen ältesten Kirchen besitzen viele besondere Thürme, welche durch Gestalt, Stellung und Ausbildung auf ein gemeinsames Muster hinweisen. Ich meine diejenigen, wo der Grundriss des Thurmes ein längliches Rechteck darstellt, dessen Längsaxe senkrecht gegen die Längsaxe des Schiffes steht. Diese Thürme haben gewöhnlich ein niedriges, mehr hausartiges Dach, und darauf steht nicht selten ein kleines, unverhältnissmässig schlankes, gleichfalls niedriges Glockenthürmchen.

Die Skizze einer solchen Kirche von Zwischenahn im Ammerlande habe ich vorher (Fig. 4) geliefert. Aehnliche Thürme sieht man in Westfalen in der Nähe der Werra. Sie sind ziemlich häufig in der Altmark, sie finden sich wieder in der Uckermark, in Pommern und Rügen, und sonst an vielen Orten. Dabei besteht jedoch recht oft die Abweichung, dass der rechteckige Thurm nicht quer, sondern längs, in der Axe des Schiffes, gestellt ist, wie namentlich in der Altmark um Salzwedel und Stendal. In diesem Falle sind die Seiten des Thurmdaches in gleichem Sinne gerichtet, wie die Seiten des Kirchendaches, während bei den quer gestellten Thürmen die eine Dachfläche nach vorn, die andere nach hinten sieht. Ein gutes Beispiel für den letzteren Fall bietet die Dorfkirche von Schönhausen, welche nach Bekmann (Beschr. der Mark Brandenburg, II, 63) 1212 geweiht worden ist; bei ihr ist, statt des secundären Thürmchens, in der Mitte der Dachfirst des Thurmes eine Windfahne angebracht.

An diesen Thürmen schiebt sich gewissermaassen in die kirchliche Architektur ein weltliches Element hinein. Denn diese Thürme mit dem gedrungenen Dach haben schon in ihrer ganzen Erscheinung ein mehr bekanntes, dem gewöhnlichen Hause näher kommendes Aussehen; namentlich die aufgesetzten Thürmchen gleichen in höchstem Maasse denjenigen, welche im Gebiete der Alpendörfer so oft auf die First der Wohnhäuser gestellt werden. In der That sind auch in den Alpengegenden niedrig bedachte Kirchenthürme keine ungewöhnlichen Erscheinungen. Sie finden sich in der Schweiz, von den Alpen bis zum Jura, nur dass der Thurm öfter nicht am Ende des Schiffes, sondern neben demselben steht, und zwar nahe dem östlichen Ende, jedoch damit verbunden. Auch in Bayern, südlich von der Donau, kommen sie vor, bis nach Tirol, aber vermischt und stellenweise ganz verdrängt, namentlich in der Augsburger Diöcese, durch die orientalisirenden Thürme mit tonnen- oder birnförmiger Ausbauchung unter der Spitze, wie ich deren übrigens auch aus der Gegend von Judenburg und dem Glanthal in Steiermark notirt habe.

Für die Geschichte der östlichen Colonisation der Deutschen scheint mir in einer topographischen Aufnahme dieser Thurmformen (natürlich auch des Kirchenstyls überhaupt) ein nützliches Hülfsmittel für die Forschung nach der Herkunft der Colonisten gefunden werden zu können. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit unserer Mitglieder darauf zu lenken.

(37) Eingegangene Schriften.

1. Compte-Rendu de la huitième Session du congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, Budapest 1876, vol. I et II, 1 et 2, Budapest 1877, 78 und 86. Geschenk des ungarischen Nationalmuseums.
2. Osborne, W., Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit, Dresden 1887. Vom Verfasser.
3. Henshaw, Henry W., Perforated stones from California, Washington 1887. Vom Verfasser.
4. Gatschet, Albert S., Ethnologic Notes. — Linguistic Notes. — Elephants in

America. — Review of: Dictionnaire de la langue Nahuatl ou Mexicaine par Remi Siméon. Abdruck aus American Antiquarian, Juli 1887. Vom Verfasser.

5. Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, N. F. Bd. 4 und 5, 1876—83. Durch Tausch.
6. Seler, Eduard, Das Conjugationssystem der Maya-Sprachen, Berlin 1887; Dissertation. Vom Verfasser.
7. Archives du Muséum d'histoire naturelle de Lyon, Tome IV, Lyon 1887. Vom Museum durch Hrn. Dr. L. Lortet.
8. Anutschin, D. N., Ueber die alten künstlichen Deformationen der Schädel, gefunden in den Grenzen des russischen Reiches, Moskau 1887 (russisch geschrieben). Vom Verfasser.
9. Treichel, A., Andere Lösung der Inschrift des Petschaftes von Küdde. — Notizen aus der römisch-katholischen Kirche zu Gorrenczin. — Steinsagen. — Preussische Kindernamen. — Preussische Kinderspiele. — Preussische Volkstänze und Tanzmelodien. — Preussische Volksräthsel. — Preussische Märchenschlüsse. Sämmtlich aus der Zeitschrift des historischen Vereins für den Reg.-Bez. Marienwerder, Heft 21, 1887. Vom Verfasser.
10. Treichel, A., Besprechung von: E. Handtmann, Rothe Immortellen, Düsseldorf 1886. Vom Verfasser.
11. Lewis, T. H., Incised boulders in the upper Minnesota Valley; from American Naturalist, Juli 1887. Vom Verfasser.
12. Herrmann, Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, Jahrg. 1, Budapest 1887. Als Beginn des Austausches.
13. Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia anno 1640—41, Batavia 1887. Von der Bat. Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
14. Fraipont, Julien, et Lohest, Max, Recherches ethnographiques sur des ossements humains, découverts dans des dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et détermination de leur âge géologique; aus Archives de Biologie Tome VII, 1886. Von den Verfassern.
15. Bastian, Adolf, Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens, Berlin 1887. Vom Verfasser.
16. Sergi, G., Crani di Omaguaca; aus Bullettino della Reale Accademia Medica di Roma XIII, 1886—87. Vom Verfasser.
17. Sergi, G., e Moschen, L., Crani peruviani antichi del Museo antropologico nella università di Roma; aus Archivio per l'Antropologia XVII, 1887. Von den Verfassern.
18. Schriften d. phys.-öc. Ges. zu Königsberg i. Pr., Jahrg. 4—11, 1863—70. Geschenk der Gesellschaft.
19. Sticker, Anton, Ueber die Entwickelung und den Bau des Wollhaares beim Schafe; Inaug.-Diss., Berlin 1887. Ueberreicht durch Hrn. Virchow.
20. Virchow, R., Ueber den Transformismus; aus Tageblatt 6 vom 23. September 1887 der 60. Vers. Deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden. Vom Verfasser.

Sitzung vom 19. November 1887.

Vorsitzender: Hr. **Virchow.**

(1) Die Gesellschaft verlor durch den Tod Dr. Adolf Geyger in Berlin († 6. November), einen hoffnungsvollen und ausgezeichneten Gelehrten.

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Oberlehrer H. Wacker, Berlin.
„ Dr. Hans Schinz, Berlin.
„ Henri Siret, Ingenieur, Antwerpen.
„ Dr. med. Max Joseph, Berlin.

(3) Danksagungsschreiben sind eingegangen von den neu ernannten correspondirenden Mitgliedern: Intendant des K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Ritter Fr. von Hauer in Wien, Dr. Carlo de Marchesetti, Director des naturhistorischen Museums in Triest, Professor C. A. Wilken in Leiden und Professor Kollmann in Basel. Letzterer schreibt unter dem 20. October an den Vorsitzenden:

„In der Sitzung vom 15. October 1887 hat mir die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte die grosse Ehre erwiesen, mich zum correspondirenden Mitgliede zu ernennen. Ich betrachte diese hohe Anerkennung meiner anthropologischen Studien als eine wohlthuende Ermuthigung, dem spröden Stoff der Rassenanatomie des Menschen auch fernerhin meine Aufmerksamkeit zu schenken. Gerade in dem jetzigen Augenblick hat diese mir zu Theil gewordene Ehre einen besonders belebenden Einfluss geübt, denn ich verhehle nicht, dass die Wirkung der rassenanatomischen Studien auf die Anschauungen der Fachgenossen bis heute eine kaum bemerkbare zu nennen ist.

„Das ist mir erst in den letzten Tagen auf das Lebhafteste vor die Seele getreten, als ich eine Arbeit über Beckenmessungen an Lebenden und an Skeletten zu Gesicht bekommen hatte. Diese Arbeit, mit ausserordentlichem Fleiss und umfassendem Material ausgeführt, nimmt nicht die allergeringste Rücksicht auf den seit 10 Jahren gewonnenen Standpunkt in der Rassenanatomie. Die unter Ihrer Leitung begonnene und auf Ihren Antrag durchgeführte Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder, die sich über Central-Europa erstreckt, musste dem Verfasser der Beckenmessungen bekannt geworden sein, und er musste daraus entnehmen, dass diese eminente Untersuchung den rassenanatomischen Belag millionenfach erbringt, wie aller Orten zwei Varietäten und Typen der europäischen Rassen nebeneinander leben.

„Diese Thatsache musste die Sichtung und Beurtheilung des Materiales beeinflussen, um so mehr, wenn dann noch des Weiteren die Merkmale des Schädels berücksichtigt worden wären. Allein in der ganzen umfangreichen Arbeit des Ver-

fassers [1]) deutet nichts darauf hin, dass ihm eines der wichtigsten Ergebnisse der somatologischen Untersuchung bekannt geworden sei.

„Der Brief ist länger geworden, als es einem Dankesbriefe gestattet ist, allein angesichts des geringen Einflusses, den die Arbeiten auf dem Gebiete der Rassenanatomie auf die Geister ausüben, wovon ich eben ein flagrantes Beispiel angeführt habe, können Sie die freudige Genugthuung ermessen, mit der ich die Ernennung zum correspondirenden Mitglied begrüsst habe.

„Darf ich Sie, hochgeehrter Herr Geheimrath, bitten, der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte meinen verbindlichsten Dank auszudrücken."

(4) Ausschuss und Vorstand der Gesellschaft haben beschlossen, in Anbetracht der zunehmenden Ausgaben für Herstellung und Versendung der Publikationen eine Erhöhung des Mitgliederbeitrages von 15 auf 20 Mk. jährlich zu beantragen. Der Antrag wird in der ordentlichen December-Sitzung zur Abstimmung gelangen.

(5) Die Berliner Pflegschaft des Germanischen National-Museums in Nürnberg, gez. H. Lampson, fordert zu Beitrittserklärungen auf. Gegen 10 Mk. jährlichen Beitrages erhalten die Mitglieder den Anzeiger des Museums und ein Kunstblatt.

Der Vorsitzende empfiehlt die Unterstützung des schönen Unternehmens, von dessen gutem Fortgange die bei Gelegenheit der Generalversammlung in Nürnberg anwesenden Mitglieder sich mit grösster Freude überzeugt haben.

(6) Der Vorsitzende theilt mit, dass die Polizei-Aufsichtsbehörden sich damit beschäftigen, nach dem Vorgange der Pariser Polizei, Messungen der Gefangenen vorzunehmen, um dadurch die Sicherheit des Signalements und die Wiedererkennung der Verbrecher zu unterstützen. Die früheren Mittel, auch das Verbrecher-Album, haben ihren Zweck häufig nicht erfüllt, während die, auf Vorschlag des Hrn. Bertillon in Paris eingeführten Messungen entschieden bessere Resultate lieferten. Ein Gutachten der Königlichen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen hat die Annahme der deutschen Horizontale und einiger Hauptmaasse aus dem deutschen Messverfahren empfohlen. Inzwischen sind versuchsweise Messungen angeordnet worden, um danach die aufzustellende Instruction auszuarbeiten.

Der Vorsitzende verkennt nicht die grosse Schwierigkeit der praktischen Ausführung, glaubt aber von der, hoffentlich bald ins Leben tretenden Einrichtung nicht bloss für die Criminal-Anthropologie, sondern auch für die Anthropologie als solche manche Vortheile erwarten zu dürfen.

(7) Das correspondirende Mitglied, Hr. von Tschudi übersendet mit Schreiben aus Jacobshof, Post Edlitz, Nieder-Oesterreich, vom 14. November folgende Erklärung zu einer früher besprochenen

Kupferaxt von S. Paulo, Brasilien.

In der Sitzung vom 15. Januar d. J. wurde ein Schreiben des Hrn. Max Uhle aus Dresden über eine Kupferaxt, die in der brasilianischen Provinz S. Paulo nahe an der Meeresküste gefunden worden war, mitgetheilt. Hr. Uhle hält diese Axt für peruanischen Ursprunges, wagt aber aus verschiedenen Gründen nicht, diese

1) Prochownok (Hamburg). Im Arch. f. Anthrop., 1887.

Ansicht mit Bestimmtheit aufrecht zu halten und bemerkt: „Wie die peruanische Axt in die Gegend ihres Fundortes gelangt sein konnte, ist mir ein Räthsel". Ich halte die erste Ansicht des Herrn Uhle, dass das fragliche Werkzeug peruanischen Ursprunges sei, für vollkommen richtig und auch die Frage, wie es an seine letzte Fundstelle gelangt sei, für nicht so schwierig zu lösen.

Sowohl im Norden, wie auch im Süden des Inkareiches hatte die peruanische Cultur bedeutende Vorstösse nach Osten gemacht, und zwar sowohl durch Kriegszüge einzelner Anführer mit regelmässigen Truppen, als auch durch freiwillige Auswanderung von Häuptlingen mit ihren Ayllus (Stämmen), um sich der despotischen Herrschaft der Inkas zu entziehen, wie verschiedene Chronisten berichten. Die Auswanderungen von Inkaperuanern dehnten sich sehr weit aus und gelangten bis Cordova im Süden und bis an den Paraguay und die Missionen im Norden. Wir wissen aber auch, dass die Portugiesen der brasilianischen Provinz S. Paulo (die sogenannten Paulistas oder auch nach ihrer Kleidung „Mamelucos" genannt, wüste, rohe und grausame Gesellen) förmliche Expeditionen unternahmen, um Indianer zu fangen und sie den Gutsbesitzern der Provinzen S. Paulo und Rio de Janeiro um theures Geld zu verkaufen. Diese Raubzüge dehnten sich bis weit auf spanisches Gebiet aus. Der Gouverneur von Asuncion, Hauptstadt der damaligen spanischen Besitzungen an der Ostküste Südamerikas, Luis de Cespedes Xerey, damals (Anfangs des 17. Jahrhunderts) der höchste spanische Beamte dieser Besitzungen, ein elendes, gewissenloses, habgieriges Individuum, traf mit den Portugiesen ein Uebereinkommen, dem zu Folge die Paulistas ermächtigt wurden, auf spanischem Gebiete siebzigtausend Guarani-Indianer einzufangen und sie als Sklaven zu verkaufen, unter der Bedingung, dass ihm privatim die Hälfte des Verkaufsgewinnes abgetreten werde. Diese Guaranis waren friedliche, halbcivilisirte, in Dörfern ansässige spanische Unterthanen![1]) Durch diese Raubexpeditionen ist der Weg angezeigt, wie die fragliche Axt aus Peru nach der Provinz S. Paulo gekommen sein konnte.

Was die kupferne Axt betrifft, die, wie Oviedo (Hist. gen. Cap. XXIV) angiebt, Orellana bei den Omaguas in der Gegend von Tabatinga gefunden hat, so ist dabei durchaus nichts Auffälliges, denn in dem letzten Jahrhundert der Inkadynastie haben sich peruanische Ansiedelungen noch über Tabatinga hinaus erstreckt. Die Ausbreitung der Khetšuasprache und Ortsnamen, wie Intiwasi u. a., weisen genugsam darauf hin.

(8) Hr. Karl von den Steinen berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden, aus Cuyabá, 29. Juli, über die

centralbrasilianische Expedition.

Am 10. Juli sind wir angekommen, morgen endlich werden wir abmarschiren, — dürfen wir aufathmen in der erlösenden Empfindung, wenigstens unmittelbare Fühlung mit der vorgesetzten Aufgabe zu gewinnen. Durch die gewaltige Verspätung ist die Aussicht auf Erfolg etwas getrübt worden; wir brechen auf zu einer Zeit, wo man an die Rückreise denken sollte, — wir werden nicht vor Mitte September am Kuliseu sein, werden aber, wenn wir uns dort während der Regenzeit behaupten können, reichliche Arbeit finden. Im Falle des Misserfolges kehren wir etwa im December, im Falle des Gelingens im Mai nach Cuyabá zurück; unter allen Umständen jedoch wählen wir keinen anderen Heimweg, weil wir, wenn eben

[1]) Funes Ensayo historic. Tom. II, pag. 6.

möglich, später noch die 8 oder 9 Tagereisen entfernten „Coroados“ am S. Lourenço aufsuchen möchten. Dieser Stamm, der auf 4000 Individuen, — vielleicht nicht ohne die übliche Uebertreibung, — geschätzt wird, ist im vorigen Jahre, nachdem er immer für unbezwinglich gegolten, in friedliche Verhältnisse übergeführt worden, erfreut sich indessen noch seiner ganzen Ursprünglichkeit und stellt mit seinem ausnahmsweise kräftigen Menschenschlage, seiner niederen Entwicklungsstufe, die nur erst eine geringe Sesshaftigkeit und die rohesten Anfänge des Feldbaues erreicht hat, ein hochinteressantes Forschungsobject dar, welches von einer Militärkolonie aus in bequemer Weise zugänglich geworden ist. Wir haben hier ein Paar zu kurzem Besuche anwesende Coroados, welche sich taufen lassen mussten, einer vorläufigen Untersuchung unterworfen und zu unserer Ueberraschung festgestellt, dass sie mit den Bororó verwandt oder identisch sind, welche bei Villa Maria wohnen und von Castelnau besucht worden sind. Auch das Berliner Museum besitzt Gegenstände der Bororó, die Rohde aus dem Mato Grosso heimgebracht hat. Sie gehören jedenfalls zu den Eingeborenen der Provinz, die noch völlig unverstanden sind und in keine der übrigen Gruppen hineinpassen.

In Buenos-Aires hätten wir bei längerem Aufenthalte einiges Nützliche liefern können; wir hatten uns die Erlaubniss erworben, die der Garnison einverleibten argentinischen Indianer zu untersuchen, fanden aber nur die Zeit zu einer flüchtigen Aufnahme weniger Chaco-Indianer. Von Rechtswegen sollte man von Buenos-Aires bis Cuyabá ein Jahr gebrauchen, man würde ungemein Vieles feststellen können, was jetzt wohl ziemlich gewiss verloren gehen wird.

Wir haben für die blosse Dampferfahrt drei Wochen gebraucht, weil wir wegen des niederen Wasserstandes gelegentlich auffuhren. Wir preisen unser Schicksal, dass wir jetzt von allen, im 19. Jahrhundert erfundenen Transportmitteln frei werden und wenigstens nur uns selbst Vorwürfe machen dürfen, wenn wir nicht vorwärts kommen. Wir wollen es versuchen. —

Hr. R. Hartmann legt einen Brief des Hrn. P. Ehrenreich, Cuyabá, 26. Juli, vor, aus welchem folgende Stellen besonderes Interesse bieten:

„Die Monate in S. Catharina werden mir immer unvergesslich sein und zu meinen schönsten Reiseerinnerungen zählen. Die paradiesische Natur des Landes, welche den Reichthum an Formen, die Ueppigkeit der Pflanzenwelt, wie die Tropen sie bieten, mit der kühlen, belebenden Luft und allen Vorzügen der gemässigten Zone vereint, sowie das liebenswürdige Entgegenkommen und die uneigennützigste Gastfreundschaft der alten Deutschen, die an beiden Ufern des Itajahy ein neues Deutschland im brasilianischen Urwald geschaffen haben, alles das vereint sich, dem weiterziehenden Fremdling den Abschied von diesem herrlichen Erdenwinkel schwer zu machen. Ich hatte in Blumenau Gelegenheit, Hrn. von Seckendorff kennen zu lernen, der kurz vorher aus Europa eingetroffen war. Natürlich verfehlten wir nicht, unserem berühmten Landsmanne, Dr. Fritz Müller (Desterro), einen Besuch abzustatten und mancherlei Excursionen unter seiner Leitung in die Umgebung der Stadt zu machen. Ein Ausflug, den ich von der Colonie Joinville auf der neuen Serrastrasse auf das Hochland nach Sao Bento machte, verschaffte mir einen hochinteressanten Einblick in die Vegetationsverhältnisse dieser brasilianischen Südprovinzen. Bis zur Passhöhe der Strasse befindet man sich in dichtem tropischem Urwald; da auf einmal ändert sich plötzlich die Scenerie, man betritt das Gebiet der unermesslichen Araucarienforste[1]), die

1) Araucaria brasiliensis.

der Landschaft fast ein vorweltliches Gepräge geben, besonders da, wo das Unterholz von Bambuarten und wunderbar gestalteten Farnbäumen gebildet wird und dichte Massen prächtiger Fuchsien die wenigen hier noch vorkommenden tropischen Laubhölzer überdecken. Eine Collection von Photographien habe ich von dort mitgebracht.

„Am 28. Mai schlug endlich unserere Abschiedsstunde. Wir erreichten am 4. Juni via Rio Grande—Pelotas—Montevideo Buenos-Aires, wo wir bis zum 16. auf den brasilianischen Dampfer warteten. In der Hauptstadt Argentiniens fesselte uns in erster Linie der gesellschaftliche Verkehr in der hoch angesehenen deutschen Colonie. Wir befanden uns zum ersten Male wieder in einer wirklichen europäischen Grossstadt jenseits des Meeres (denn Rio darf trotz seiner zauberischen Lage auf dieses Prädikat in keiner Weise Anspruch machen). Interessant ist die grosse Zahl prächtiger Indianertypen, denen man auf Schritt und Tritt hier begegnet, seitdem nach Unterwerfung der wilden Pampas-Indianer und nach den Chaco-Expeditionen eine grosse Anzahl derselben in die Stadt weggeführt, die Kinder in Familien untergebracht, die Männer meist unter das Militär gesteckt sind. Wir erhielten die Erlaubniss, von den letzteren einige zu untersuchen, Messungen und Photographien anzufertigen, sowie Sprachproben aufzunehmen. Das neue anthropologische Museum zu Laplata ward gleichfalls besichtigt.

„Am 17. Juni traten wir auf dem brasilianischen Dampfer Rio Parana unsere Fahrt auf dem Riesenstrome an, der uns bis in das Herz des grossen Continentes führen sollte. Bis Corrientes ist wenig zu sehen, als endlose steile Barrancas und andere buschbedeckte Inseln, nur selten ist die ganze Breite dieses Süsswassermeeres zu überblicken. In Corrientes bestiegen wir den kleineren Dampfer Rapido und erreichten, an den denkwürdigen Stätten des Paraguaykrieges passirend (Humaitá, Curupaití), am 27. Nachmittags Assuncion. Je weiter man stromaufwärts kommt, desto interessanter wird die Fahrt. Bis Corumbá wechseln noch unabsehbare Campos, aus denen vereinzelte Bergkegel hervorragen, mit dem Uferwald. Das wunderliche Fort Coimbra ist wieder die erste brasilianische Station. In der Nähe des bolivianischen Hafens Porto Pacheco trafen wir die ersten Chaco-Indianer vom Stamme der Chamakokos, deren Ranchos am Ufer standen, wildaussehende Gestalten mit bunten Federhauben und furchtbar roth und schwarz bemalten Gesichtern, die durch einen breiten, quer das Gesicht durchsetzenden Streif wenig an Anmuth gewannen. Später kamen auch krystallblau tättowirte Guaycurús und Guatos zu Gesicht. Auf dem kleinen Dampfer Rio verde verliessen wir Corumbá am 5. Juli und erreichten, den zahllosen Windungen des Rio S. Lourenzo folgend, glücklich am 11. Cuyabá, d. h. das Ende der Welt! Ungeheuer reich und mannichfaltig gestaltet sich das Thierleben am oberen Paraguay, S. Lourenzo, Cuyabá. Am Ufer stolzirt der prachtvolle schwarzköpfige, rothhalsige Riesenstorch (Ciconia Maguary) und der nackthalsige Tantalus (Tantalus loculator). Alle möglichen Reiher fliegen vorüber und erheben sich oft zu Hunderten Abends von den Bäumen, wenn der Dampfer ihnen zu nahe kommt, rothe und schwarze Ibisse, der prächtige, rosa gefiederte Löffelreiher, zahllose Schaaren von Enten und Steissfüssern schwirren über das Wasser dahin. Zu Dutzenden liegen auf den Sandbänken mächtige Alligatoren, mit weit aufgesperrtem Rachen sich sonnend, bis ein Büchsenschuss sie verscheucht. Auch die Säugethierwelt macht sich bemerkbar. Ganze Rudel schwerfälliger Capirarys (Hydrochoerus Capybara) stehen neugierig am Ufer, Fischottern (Lutra brasiliensis) sammeln sich schreiend in den Guapémassen, Hirsche durcheilen die weiten Camposfluren, selbst 2 Tapire wurden beobachtet. Der Uferwald ist sehr dicht, im Ganzen aber wenig imposant, bis auf die ge-

waltigen Riesenkronen der Ficusbäume mit ihren wunderlich verschlungenen Wurzelbildungen. Sehr auffällig ist der völlige Mangel an Parasitengewächsen, besonders Bromelien und Aroideen, welche die Bäume der Küstenwaldungen zieren. Die merkwürdigste Charakterlandschaft ist die der Chaco-Ufer, wo hochstämmige, schlanke Wachspalmen (Copernicia cerifera) zu Millionen weithin die Campos bedecken, wie Stecknadeln ein Nadelkissen". —

Hr. W. Joest theilt noch aus einem Briefe des Dr. von den Steinen, Cuyabá, 30. Juli, folgende Stelle mit:

„Gleich rücken wir ab. Da es unmöglich war, in zwei Wochen gute Kameraden, die in der Stadt selbst kaum zu haben sind, zu finden, haben wir in den sauren Apfel gebissen und Militär requirirt, denn wir müssen im September am Xingú sein, haben uns aber auf 4 Mann beschränkt und einen uns bekannten Offizier, — einen geborenen Darmstädter, — ausgewählt. Dazu 4 Kameraden, im Ganzen 13 Personen, 18 Maulthiere und 2 Pferde. Addio!"

(9) Hr. W. Joest überreicht folgende Mittheilung über

Namen, bezw. Bezeichnungen der verschiedenfarbigen Pferde in Argentinien.

Als ich vor nunmehr 10 Jahren Mexico von Osten nach Westen durchstreifte und später mehr, wie 7 Monate lang, in den argentinischen Pampas vorwiegend in Gesellschaft von Gauchos von Estancia zu Estancia ritt, lernte ich eine grosse Zahl von Bezeichnungen für verschieden gefärbte Pferde kennen, — Bezeichnungen, die das betreffende Thier in einem Wort, zu dessen Uebertragung wir oft ganzer Sätze benöthigen, charakterisiren. Ich hatte den grössten Theil derselben vergessen, als ich durch ein Schreiben eines Freundes aus Buenos Aires, sowie durch Besprechungen mit zwei Mexicanern in diesen Tagen Gelegenheit hatte, das Gedächtniss aufzufrischen. Ich erlaube mir in Folgendem die mir bekannten Namen der verschiedenfarbigen Pferde in der argentinischen Republik, der Banda Oriental (Uruguay) und Mexico anzuführen, in der Hoffnung, dass auch andere Mitglieder der Gesellschaft, die längere Zeit in Ländern, wo Pferdesport unter den Eingeborenen blüht (z. B. Arabien), gelebt haben, ihre diessbezüglichen Notizen an dieser Stelle veröffentlichen mögen.

1. Oscuro, Rappe.
2. Negro, Glanzrappe.
3. Retinto (m.[1]), dunkelbraun, mehr schwarz-violett.
4. Zaino, dunkelbraun ohne Flecken.
5. Cebruno, rothbraun.
6. Tostado, Dunkelfuchs.
7. Colorado, hellrothbraun.
8. Alazan, Schweissfuchs.
9. „ roano (m), röthlicher Schweissfuchs.
10. „ quemado (m.), dunkelbrauner Schweissfuchs.
11. „ tostado (m.), brauner Schweissfuchs.
12. Pardo (m.), rehbraun.
13. Retinto carey (m.), schildpattfarben.
14. Almendrillo, mandelfarben.
15. Colorado sangre toro, Fuchs (wörtlich „stierblutroth").

1) m. bedeutet spec. mexicanisch, wenigstens mir nicht von der Pampa her bekannt.

16. Doradillo, Goldfuchs.
17. Gateado, dunkelgraugelb, mit schwarzen Streifen das Rückgrat entlang.
18. Bayo, graugelb, mit schwarzer Mähne und Schweif.
19. „ blanco, isabell.
20. „ huero (m.), blonder Schimmel.
21. Sabino (m.), pfirsichfarben.
22. Mapano (m.), Schimmel mit schwarzen Füssen und Schnauze.
23. Tordillo, Schimmel.
24. „ rodado, (m.), Apfelschimmel.
25. „ quemado (m.), dunkler Apfelschimmel.
26. „ negro, Grauschimmel.
27. „ pumarejo, Apfelschimmel (wie ein Puma).
28. „ sabino, Fliegenschimmel.
29. „ plateado, Silberschimmel.
30. Blanco, vollkommen weisses Pferd.
31. Moro, eisengrau.
32. Rosillo, Rothschimmel.
33. Lobuno, mausefarben.
34. Ruano, hellroth.
35. Overo, Schecke.
36. „ rosado, röthlicher Schecke.
37. „ castaño, Schecke, mit mehr braunen, als weissen, Flecken.
38. „ azulejo, grau und weiss geflecktes Pferd.
39. „ yaguané (m. pinto), irgend welche Farbe mit weissen Flecken zu beiden Seiten des Rückgrats.
40. Barroso, schmutzig graugelb (meist nur auf einer Seite).
41. Malacara, hellbraun mit weissem Gesicht.
42. Pampa, irgend welche Farbe mit weisser Nase.
43. Oscuro rabicano, Rappe mit ganz oder theilweise weisser Mähne oder Schweif.
44. Picazo, dunkel, mit weisser Stirn und weissen Beinen.
45. Manchado, dunkel, mit wenigen helleren Flecken.
46. Entrepelado, Pferd von durchaus unbestimmbarer Farbe.

(10) Hr. Wilson übersendet mit Schreiben, Berlin 2. Nov., folgende Tabelle des Hrn. H. Wilczynski zu San Lorenzo, Ecuador, vom 28. August, enthaltend einige, auf Veranlassung des Hrn. Bastian gesammelte

Wörterverzeichnisse der Cayapá und der Quichua.

Cayapá, tribu de la costa.
Quichua, delas Almas.

Español.	Cayapá.	Quichua.
Cabeza	Mishpuca	Uma
Pelo	Achua	Agcha
Frente	Lechi	
Cejas y Pestañas	Capupijo	
Ojos	Capucua	Ñagüiuctu
Nariz	Kijo	Singa
Boca	Tipaqui	Shimi
Quijada	Teyu	

Español.	Cayapa.	Quichua.
Dientes	Tesco	Quiro
Lengua	Nigca	Callo
Brazos	Fiamilia	Rigra
Manos	Fiapapa	Maqui
Dedos	Fiamisho	Maquipalca
Uñas	Fiaqui	Sillo
Pecho	Fembapo	
Piernas	Embo	Changa
Pies	Nepapa	Chaqui
Hombre	Liupula	Cari
Mujer	Supula	Guarmi
Niño	Cana	Cariguagua
Nina	Supunama	Guarmiguagua
Dios	Dios-apa	Dios-yaya
Vida	Sunchachi	Causay
Alma	Tembuca	Aya
Andar	Gino	Puringapac
Enfermo	Penhuma	Ungushca
Hermoso	Unnala	Aliñagui
Viejo	Rucula	Rucu
Orejas	Pungui	Rinri
Cantar	Vecse	
Llorar	Huato	Guacangapac
Reir	Ucagto	Asingapac
Hablar	Pacto	Rimangapac
Dormir	Casto	Puñungapac
Sueño	Yucasabesusay	Puñuniyaguanmi
Bailar	Belanishay	
Cazar	Fiaqueno	Yliapangapac
Rezar	Utiaqueno	Diosyaya mañangapac
Madre	Mama	Mama
Padre	Apa	Yaya
Hermano	Natala	Guauqui
Hermana	Ynsocki	Pani
Pariente	Mangonatala	Aillo
Abuelo	Apayaya	Apayaya
Abuela	Apamama	Apamama
Muerto	Meino	Guañushca
Lengua	Nigca	Callo
Escopeta		Yliapa
Sobrino	Ynagchina	Guauquipagchuri
Colorado	Ungulala	Puca
Negro	Yaquitutiu	Yana
Blanco	Fiba	Yurac
Lluvia	Shua	Famia
Sol	Pacta	Ynti
Luna	Macara	Quilla
Frio	Yshtengua	Chiri
Calor	Lomogtengua	Cunuc

Español.	Cayapá.	Quichua.
Aguardiente	Ysbcala	Frago
Caucho	Sabbe	
Tagua	Timbuca	Gualte
Fuego	Ninguma	Nina
Humo	Niguishca	Cushni
Arbol	Chi	Caspi
Tierra	Fu	Alpa
Agua	Pi	Yacu
Comer	Pandafino	Micungapac
Beber	Picushno	Upiangapac
Dia	Dechabe	Puncha
Noche	Quepe	Tuta
Casa	Ya	Guasi
Barriga	Ajca	Guigsa
Rodilla	Nebolo	Cungurimucu
Carne	Bagaralla	Aicha
Plátano	Panda	Palanda
Maíz	Pishu	Sara
Pezcado	Bengolpoy	Chalua
Ostión	Ostino	
Rio	Aguembi	
Canoa	Cole	
Cerro	Acuri	Urcu
Luz	Nillo	
Soltero	Unnala	Guarmi-illan
Casado	Supulamia	Guarmiyuc.

(11) Hr. Dr. Ed. Seler übersendet Nachträge zu seiner Abhandlung über die Tageszeichen in den aztekischen und Maya-Handschriften nebst einem Briefe aus El Paso, Texas, vom 3. November, in welchem er berichtet, dass er 8 Tage bei Prof. Brinton in Media, Pa., war und in Santa Fé 8 Tage auf Hrn. Bandelier, der in die Wüste zu den Indianern gegangen war, habe warten müssen. Darum sei er noch nicht weiter gekommen. Auch jetzt werde er noch ein Paar Tage ausharren müssen, dann aber gehe es durch, in 3 Tagen, nach Mexico.

Die Nachträge werden in dem Bericht über die nächste Januar-Sitzung veröffentlicht werden.

Gleichzeitig schickt er folgende Mittheilung über

Geräthe und Ornamente der Pueblo-Indianer.

Auf meiner Durchreise durch Neu-Mexico nahm ich Veranlassung, von Santa Fé aus einige Dörfer der sogenannten Pueblo-Indianer zu besuchen. Am bequemsten und besten zu erreichen sind die nördlich von Santa Fé, im District Rio Arriba, gelegenen, weil dieser District jetzt von der Eisenbahn durchschnitten wird, welche Santa Fé mit Denver City verbindet. Hier liegen in dem südlichen Theile der Thalerweiterung des Rio Grande die Dörfer San Ildefonso, Santa Clara und San Juan, und in Seitenthälern des Flusses die Dörfer Tesũque, Nambé und Pojuãque, die sämmtlich von Indianern des Stammes Tegua bewohnt werden. Weiter nördlich liegen, näher dem Gebirge, die Dörfer Picurís und Taos, d ren Bewohner eine andere Sprache, als die Tegua, reden, — eine Sprache, die [illegible]gens wieder weit

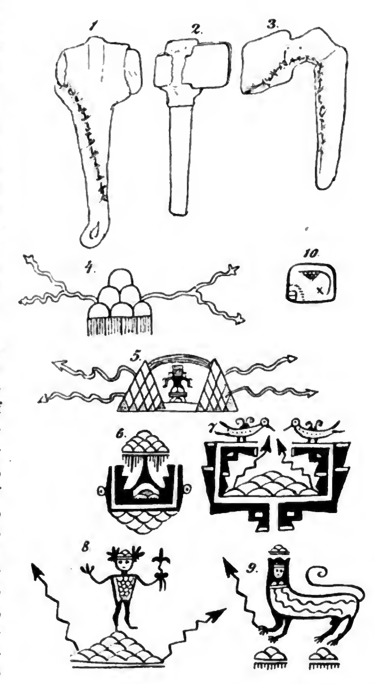
im Süden von Santa Fé, im Pueblo Isleta, Sandia und einigen anderen geredet wird. Ein drittes Sprachgebiet bilden die Dörfer S. Domingo, Cochití, S. Felipe, S. Ana im Südwesten von Santa Fé.

Ich hatte eine Empfehlung an den Vorsteher des Handelspostens in San Juan, Hrn. Samuel Eldodt, einen Deutschen aus Bielefeld. Derselbe ist seit 20 Jahren dort ansässig und mit dem Lande und seinen Bewohnern aufs innigste vertraut. Seit einigen Jahren hat er, wesentlich angeregt durch Hrn. Ad. F. Bandelier, angefangen, das Leben, die Organisation und die Alterthümer der Eingebornen seines Wohnortes näher zu studiren. Er hat, mit weiser Beschränkung auf seinen Wohnort und die nähere Umgebung desselben, eine Sammlung von Gegenständen zusammengebracht, die eine der werthvollsten der Gegend genannt werden kann. Werthvoll nicht nur wegen der Schönheit der Stücke und weil von jedem derselben mit Sicherheit seine Herkunft angegeben werden kann, sondern auch deshalb, weil der Besitzer, infolge seines jahrelangen Verkehres mit den Eingebornen, im Stande gewesen ist, über die Bedeutung mancher Stücke und mancher Figuren eine Auskunft zu erlangen, die ein Fremder von den Eingebornen mit allen Mitteln der Welt nicht gewinnen würde. Ich habe der ganzen Sammlung nur eine flüchtige Betrachtung widmen können, will aber nicht unterlassen, auf Einiges, was mir besonders interessant gewesen ist, aufmerksam zu machen.

Aus den Mounds des Mississippi-Thales und aus den angrenzenden Gebieten sind in grossen Massen Steinbeile und Steinhämmer zu Tage gefördert worden, deren Besonderheit eine gewöhnlich im hinteren Drittel angebrachte, ringsumlaufende Auskehlung bildet. Dass letztere dem Zwecke der Befestigung an einen Stiel diente, unterliegt keinem Zweifel. Ich besinne mich aber nicht, weder in der Sammlung der Smithsonian Institution, noch in Privatsammlungen ein einziges montirtes Exemplar einer Steinaxt gesehen zu haben. Hr. Eldodt hat in seinem District mehrere solche Stücke aufgetrieben. Das Beil ist am Stiel theils seitlich, theils am gabelförmig gespaltenen oberen Ende angebracht. Die Befestigung geschah wohl durch Riemen oder Sehnen. Der besondere Verschluss wurde aber hergestellt durch Einnähen in einen Ueberzug von frischer Thierhaut, der beim Eintrocknen wie eine Verschnürung wirkt. Fig. 1 ist ein sehr altes Stück. Eine schadhafte Stelle in dem Thierhautüberzug lässt erkennen, dass unter demselben ein Riemen in engen Spiralen um den Stiel gewunden ist. Fig. 3 ist ein Todtschläger, in der Art, wie er noch heute bei den Apache in Gebrauch ist. Dieselben färben den Stiel schön roth und verzieren das untere Ende mit Federn. Frische Thierhaut, in Streifen geschnitten, wurde übrigens und wird noch heute gebraucht, um schadhafte Töpfe zu umstricken.

Interessante Stücke der Sammlung sind auch die sogenannten arrow-straightener, — Gegenstände aus Stein, Knochen oder Horn, mit Löchern von bestimmter, aber verschiedener Grösse, die dazu dienten, dem Pfeilschaft, der durch diese Oeffnungen gepresst wurde, eine durchweg gleiche Dicke zu ertheilen. Die Stücke der Sammlung stammen alle von verlassenen Pueblos. Hr. Eldodt erfuhr aber von alten Leuten seines Dorfes, dass in der That diese Gegenstände zu diesem Zwecke benutzt wurden.

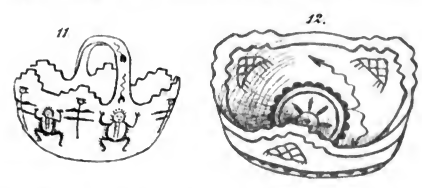
In der Anfertigung von Thonwaaren zeichnen sich die Pueblo-Indianer seit alter Zeit aus. Es werden theils einfach schwarze, theils bemalte (schwarz und braun oder roth auf weissem Grunde) angefertigt. Die alten Stücke unterscheiden sich aber sehr wesentlich von den neuen, insofern als bei ersteren der weisse Grund in der Weise hergestellt zu sein scheint, wie es Hr. Strebel für Gefässe des alten Totonacagebietes in Mexico nachgewiesen hat, d. h. nach Auftragen der



Farbe ist durch Reiben eine Art Glasur hergestellt. Bei den neueren Gefässen ist einfach die weisse Farbe in dünner Schicht aufgetragen. Bemalte Gefässe werden im Gebiet der Tegua noch heute in den Dörfern San Ildefonso und Santa Clara hergestellt. Wir treffen auf denselben Ornamente, die ich weder auf Gefässen von Zuñi, noch von Acoma, noch von den Moqui gesehen habe, und die interessant sind, weil sie zu dem Kultus in Beziehung stehen, der, mehr oder minder unverhüllt, noch heute bei sämmtlichen Pueblo-Indianern im Schwange ist.

Auf der Ostwand einer Estufa in dem Moquidorfe Hualpi sah Capitän John G. Bourke (The Snake Dance of the Moquis of Arizona p. 120) ein Bild in Gestalt der Figur 4, eine symbolische Zeichnung oder ein „Gebet", wie er sagt, drei Reihen rother und blauer Wolken darstellend, von welchen lange, schmale, schwarze und weisse Streifen herabhängen, die den Regen bedeuten, während rechts und links blaue Schlangen hervorschiessen, die den Blitz bedeuten. Das Ganze sollte, wie ihm erklärt wurde, ein Gebet an Omá-a, den Gott der Wolken, darstellen, dass er erfrischenden Regen den Saaten der Moqui sende. In einer anderen Estufa fand derselbe Berichterstatter als Altarbild vier Reihen gelber, grüner, rother und weisser Wolken, von welchen vier, entsprechend weiss, roth, grün und gelb gemalte Schlangen herabhingen. Aehnlich findet sich in dem Dorfe der Tegua als Altarbild die Figur 5, welche allerdings von Uneingeweihten nur Hr. Bandelier und Hr. Eldodt gesehen haben. Man sieht, unter dem Regenbogen stehend, den Wassergott und rechts und links von ihm Wolken, aus denen Blitze hervorschiessen. — Nun, eine Figur, ganz ähnlich der Figur 4, — die auch, wie Hrn. Eldodt von den Indianern gesagt ward, den Regen bedeuten soll, — findet sich als characteristisches Ornament auf den bemalten Gefässen der Tegua. Sie ist in unverfälschter Weise auf den alten und den für eigenen Gebrauch hergestellten Gefässen zu sehen, etwas variirt, falsch gemacht, auf den Gefässen, die fabrikmässig für den Verkauf angefertigt werden. Besonders interessant sind die Zeichnungen auf einem Gefäss der Eldodtschen Sammlung, einer grossen Urne, die in Santa Clara gearbeitet ist. Auf der Innenseite derselben sieht man in der Mitte die Figur 6

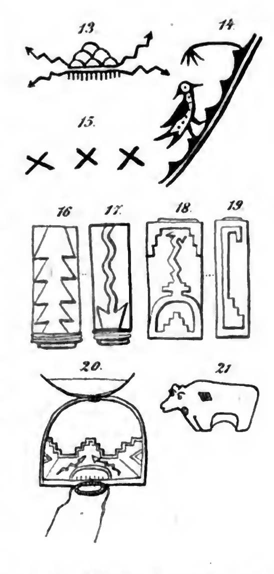
umgeben von einem oben offenen doppelten Kreise, der an der Aussenseite wellige Ausbuchtungen zeigt. Darüber ist in dem oberen Viertel des Innenrandes die Figur 7 zu sehen, in dem Viertel links vom Centrum die Figur 8, im Viertel rechts vom Centrum die Figur 9. Das untere Viertel des Innenrandes ist, wie es scheint, von einer geometrischen Zeichnung eingenommen. Die Figur 6 zeigt, auf einer Art Träger, die Regenwolken, ganz ähnlich der Art, wie sie auf dem Wandgemälde der Estufa von Hualpi dargestellt sind. In Figur 7 sieht man die Wolken in einer Art Vertiefung, Blitze schiessen daraus hervor und Vögel schweben darüber. In Figur 8 sieht man dieselben, Blitze aussendenden Wolken und auf denselben stehend eine Figur. Letztere scheint den Gott des Wassers, des Regens, der Fruchtbarkeit zu bedeuten. Er trägt eine Wolkenkappe, sein Rumpf ist aus Wolkenballen gebildet, und in der Hand trägt er Früchte und Pflanzen. Die Figur 9 stellt ohne Zweifel wohl den „mountain lion“ vor, der in dem Glauben und Aberglauben der Zuñi eine grosse Rolle spielt. Das königliche Museum für Völkerkunde besitzt, unter den von Hrn. Cushing eingesendeten Gegenständen, eine Anzahl, die sich auf den mountain-lion des Ostens, Südens, Westens, Nordens beziehen, die gleichzeitig durch verschiedene Farben: gelb, blau, roth und weiss



unterschieden werden. Es unterliegt mir keinem Zweifel, dass diese mountain-lion Götter der vier Himmelsrichtungen, bezw. der vier Winde darstellten. Und es ist eine interessante Thatsache, dass, wie der mexicanische Tláloc, der yukatekische Chac ihren Repräsentanten in dem Omá-a und dem Regengott der Tegua haben, so auch die Balam „Tiger“, die bei den Maya die Götter der Himmelsrichtungen, bezw. der Winde, darstellen, bei den Pueblos ihre Analoga in dem mountain-lion zu haben scheinen.

Ich erwähne gleich, dass ich bei einem späteren Ausfluge nach dem im Westen von Santa Fé am westlichen (rechten) Ufer des Rio Grande gelegenen Dorfe Cochiti — oder 'K-åtyit, wie der Name von den Eingeborenen gesprochen wird —, welches von Indianern der Nation Querez bewohnt wird, in dem Hause unseres Gastfreundes Pă-huit-ĕ ein Gefäss sah, welches auf weissem Grunde in schwarzer Farbe die Ornamente Figur 13, 14, 15 zeigte. Die Figur 13, die mit der Figur 4 übereinstimmt, wurde mir auch hier von den Indianern als Wolken, Regen und Blitz erklärt. Die Figur 14 erklärten sie als eine subida, d. h. einen Anstieg. Es ist wohl ein Bergabhang gemeint, an dem der Vogel in die Höhe geht, und die überhängende Figur soll dann wohl einen Baum oder einen Cactus, wie sie vereinzelt auf diesen kahlen Bergen wachsen, bedeuten. Die Figur 15 erklärten sie als die Fussspur eines Vogels, der nach der Beschreibung die Grösse eines Fasans und langen Schwanz haben muss. Man fände diese Fussspuren des Morgens im Sande. Vogelfiguren, wie sie die Figur 14 zeigt, sind übrigens ein häufiges Ornament auf den Gefässen von Zuñi.

Das Ornament Figur 4 und 13 hat für mich eine gewisse Bedeutung, da der



Theil desselben, durch welchen die Wolken dargestellt sein sollen, vollkommen übereinstimmt mit einem Element, das in der Hieroglyphe für das Maya-Tageszeichen cauac (Figur 10) auftritt, und das ich mich schon früher veranlasst sah, als die Wolkenballen zu erklären. (Siehe meine Abhandlung über die „Tageszeichen in den aztekischen und den Maya-Handschriften" in dem nächsten Bande dieser Zeitschrift.)

Ich kehre zurück zu der Sammlung des Hrn. Eldodt. Unter den Gefässen der Pueblo-Indianer trifft man nicht selten solche, deren Rand stufen- oder treppenförmige Erhöhungen zeigt. Capitän Bourke bildet ein solches ab (Fig. 11), welches er in der Estufa des Moquidorfes gebraucht sah, um das Wasser und das heilige Sprengmehl aufzubewahren. Auch in der Sammlung des Hrn. Eldodt fand ich ein solches Gefäss (Fig. 12). Es stammt aus dem Dorfe selbst, in dem Hr. Eldodt lebt. Er bezeichnete es als eine Medicine-bowle und erzählte mir, dass darin die Medicinen unter Hersagung gewisser Formeln gemischt würden. Auf den Stufen stiege der Wassergott herauf, um dann von oben sich auszubreiten, und auf denselben Stufen stiege er wieder herab. — Die Ornamente, die das Moqui-Gefäss zeigt, sind augenscheinlich Frösche und, wie es scheint, Libellen. Das Tegua-Gefäss zeigt das bekannte Regenornament und in der Mitte ein Ornament, das ich als die, die Sonne (oder den Himmel) umziehende Wolkenmasse erklären möchte, aus welcher Blitze hervorschiessen. Denn verwandte Figuren, die ich auf anderen Gefässen sah, bezeichneten, wie mir Hr. Eldodt angab, in der indianischen Symbolik einen vom Nebel verhüllten Stern oder die vom Nebel verhüllte Sonne.

Eine besondere Rolle spielten bei den Ceremonien der Pueblo-Indianer Tabackspfeifen. Das giebt auch Bourke in seinem Werke über den Schlangentanz der Moqui an und er bildet einige dieser Tabackspfeifen ab. Auch in der Sammlung des Hrn. Eldodt befinden sich Tabackspfeifen, die, wie er angiebt, ganz andere seien, als die zu profanen Zwecken gebrauchten. Es sind gerade, viereckige Röhren aus schwarzem Thon, die als charakteristisches Ornament wieder den Blitz und Stufenreihen zeigen (Fig. 16—19).

Stufenreihen sind auch das Charakteristicum der brettartigen Kopfaufsätze, die beim Tanze getragen werden. In der Sammlung des Hrn. Eldodt fand ich mehrere derselben. An einigen war an der oberen Rundung ein Bogen befestigt (Fig. 20). Dies erinnert an die „priest hood of the bow" der Zuñi, über die Cushing Mittheilungen gemacht hat (II. Ann. Report Bureau of Ethnology).

Auch die Sammlung von Fetischen, die Hr. Eldodt besitzt, ist eine recht stattliche. Interessant ist, dass beinahe sämmtlichen derselben als Herz ein grüner chalchihuitl eingesetzt ist. „Sonst hätten sie kein Leben", gab mir Hr. Eldodt an. Vgl. Figur 21. Bekannt ist, dass auch bei den alten Mexicanern der chalchihuitl als Sinnbild des Lebens eine grosse Rolle spielte.

(12) Hr. Otto Helm in Danzig übersendet Hrn. Virchow unter dem 18. Nov. folgende Mittheilung über die

Herkunft des Bernsteins an einigen Fibeln im Museum zu Klagenfurt.

Die mir von Ihnen übertragene chemische Untersuchung von Bernsteinstücken aus den Gräbern von Frögg in Kärnthen habe ich ausgeführt. Ich vermuthe, dass es sich hierbei um die Frage handelt, aus welchem Lande dieser Bernstein einst stammte, ehe er zur Verarbeitung von Perlen gelangte.

Um solches zu ermitteln, kommt es allerdings auf eine chemische Analyse des betreffenden fossilen Harzes an, auf eine Vergleichung der durch diese Analyse erhaltenen Resultate mit denen, welche die Untersuchung der verschiedenen, bis jetzt bekannt gewordenen, fossilen Harze ergab.

Ich habe zu diesem Zwecke in erster Reihe die Ausführung einer trockenen Destillation des betreffenden fossilen Harzes empfohlen. Durch diese zerlegt sich dasselbe in ein brenzliches Oel und eine organische Säure (Bernsteinsäure, Ameisensäure, Essigsäure u. a.), welche Substanzen in die Vorlage übergehen. Sogenannter baltischer Bernstein (Succinit) giebt, so zerlegt, neben einem schwefelhaltigen, eigenthümlich riechenden, braunen Oele 3—8 pCt. Bernsteinsäure aus.

Ist das fossile Harz gut erhalten und nicht verwittert, so ist es angezeigt, noch eine organische Elementaranalyse vorzunehmen. Ist dasselbe hingegen durch Verwitterung verändert, so erhält man durch die Elementaranalyse keine zuverlässigen Resultate, da je nach dem Grade der Verwitterung der Sauerstoffgehalt des fossilen Harzes wächst und dann jeder Vergleich unmöglich wird.

Die vorliegenden Bernsteinstücke sind durch ihre ganze Masse verwittert; ich habe deshalb bei ihnen von der Ausführung einer Elementaranalyse Abstand genommen. Die trockene Destillation der Bernsteinstücke ergab folgendes Resultat:

Aus 1 *g* erhielt ich 0,063 *g* Bernsteinsäure, also 6,3 pCt.; ausserdem ein braunes, schwefelhaltiges Oel, welches dem aus Succinit erhaltenen, auch dem Geruche und der Farbe nach, gleich ist. Ich bin deshalb der Ansicht, dass der in den Gräbern von Frögg gefundene Bernstein baltischen Ursprungs ist, welchen Bernstein ich, da das Gebiet seines Vorkommens ein ziemlich weites ist, neuestens mit dem schon früher gebräuchlichen Namen „Succinit“ bezeichne. Die ergiebigste Quelle des Vorkommens von Succinit, aus welcher die Alten wohl nur allein, oder mit geringen Ausnahmen, geschöpft haben, ist die Ostseeküste von Jütland bis zu den russischen Ostseeprovinzen. Auch die nächst belegenen Küsten der Nordsee sind hier noch mit einbegriffen. In der Mitte dieses Küstengebietes, im Samlande, befindet sich heute das Hauptlager von Succinit in der der Tertiärformation angehörenden blauen Erde (Glauconit). Nach Süden hin ist die Grenze seiner Verbreitung nicht überall genau festgestellt, er kommt dort überhaupt nur selten im Diluvium vor; man fand ihn in Russisch-Polen, in den preussischen Provinzen Posen, Brandenburg, Westfalen und Sachsen, im Königreich Sachsen und im Oldenburgischen.

Die grossen mitteldeutschen Gebirgszüge scheinen die Grenze der einstigen Verbreitung des Succinits gebildet zu haben. In denjenigen fossilen Harzen, welche ich kennen lernte und welche südlich von diesem Verbreitungsbezirke gefunden waren, erhielt ich im Allgemeinen keine Bernsteinsäure; namentlich enthielten die in Böhmen und Oesterreich-Ungarn gefundenen fossilen Harze keine. In Rumänien kommt ein fossiles Harz vor, welches ebenso reich an Bernsteinsäure ist, wie der Ostseebernstein; ebenso kommt in Galizien ein rothes fossiles Harz mit hohem Bernsteinsäuregehalte vor. Diese ausserordentlich selten vorkommenden fossilen Harze unter-

scheiden sich jedoch leicht durch ihre äussere und innere Beschaffenheit vom Ostseebernstein, wie ich in meiner Abhandlung, Schriften der naturf. Gesellschaft zu Danzig, Bd. VI, Heft 2 weiter begründete.

Völlig verschieden vom Succinit sind die in Sicilien, Kleinasien, Oberitalien, Spanien und Frankreich vorkommenden fossilen Harze, welche durch Destillation keine Bernsteinsäure abgeben; nur aus einigen Mischproben des sicilianischen Bernsteins erhielt ich sehr geringe Mengen (0,1 bis 0,4 pCt.).

Statt der Bernsteinsäure resultirten aus diesen Harzen andere flüchtige organische Säuren, meistens Ameisensäure. Den in Sicilien im Flussgebiete des Simeto vorkommenden Bernstein (Simetit) beschrieb ich in einer Abhandlung „Studi sull ambra di Sicilia, Malpighia 1886".

Aus den vorangeführten Gründen glaube ich, dass meine Annahme, dass die in Grabstätten Kärnthens gefundenen Bernsteinstücke ihren Ursprung von den Küstenländern der Ostsee herleiten, eine berechtigte ist. —

Hr. Virchow: Die fraglichen Bruchstücke wurden mir in bereitwilligster Weise von Baron v. Hauser, dem Direktor am Rudolfinum zu Klagenfurt, zur Vermittelung einer Untersuchung angeboten, und ich danke daher Hrn. Helm zugleich in seinem Namen für die Mühe, der er sich unterzogen hat. An verschiedenen Orten in Südösterreich hatte ich, wie früher in Italien, mit der jetzt sehr verbreiteten Neigung zu kämpfen, den Bernstein der Gräber aus südlichen Quellen herzuleiten. Das war die Veranlassung, gerade aus Kärnthen, wo bis jetzt sehr wenig Bernstein zu Tage gekommen ist, und von einem der italienischen Grenze so nahen Gräberfelde eine genauere Untersuchung zu veranlassen. Mag dieselbe auch nicht die letzte Entscheidung bringen, so fügt sie doch einen neuen und wichtigen Beweis zu den anderen, welche für den Ostsee-Bernstein sprechen, während, wie mir scheint, für die italienische Ableitung überhaupt kein Beweis vorliegt.

(13) Hr. Olshausen legt einen Bericht vor

über Gräber der Bronzezeit in Hinterpommern, untersucht durch Hrn. Dr. W. König in Stettin.

Das häufige Vorkommen gleichmässiger, augenscheinlich z. Th. mit Feuer in Berührung gewesener Steine auf einer Bodenerhebung der sonst steinarmen Feldmark eines Gutes zwischen Bärwalde, Kr. Neustettin, und Polzin, Kr. Belgard, Reg. Bez. Köslin, brachte Hrn. König auf den Gedanken, hier eine Bodenuntersuchung vorzunehmen, und es gelang ihm, im Juni d. J. an den beiden, ihm zur Verfügung stehenden Tagen 3 Gräber aufzudecken, von denen zwei gute Ausbeute lieferten.

Die Gräber lagen in dem leichten Boden auf der nach Osten hin sich abflachenden Seite der Hügelwelle, durchschnittlich $^3/_4$ *m* tief, ohne irgend welche äusserliche Merkmale. Ein jetzt ausgetrockneter ehemaliger Wasserlauf schneidet sich ein paar hundert Schritt davon in das Terrain tief ein.

Grab I. In einer, mit geschütteter Erde bedeckten, über 1 *m* am Boden im Durchmesser haltenden, etwa $^3/_4$ *m* hohen, gewölbten Steinpackung, die aber schon durcheinandergeworfen schien, fanden sich beim Abtragen der Steine Kohlenstückchen, vereinzelte weissgebrannte Knochenreste und sehr wenige, leicht gebrannte, unverzierte lehmgraue Scherben in dem den Raum füllenden Sande verstreut. Die Scherben namentlich waren so spärlich, dass trotz aller Mühe ein Bild des ganzen Gefässes nicht zu gewinnen war. Die Geringfügigkeit dieser

Reste, wie der Umstand, dass die einzelnen Scherben zwischen den Steinen bald hier, bald dort fest eingeklemmt sassen, bestärkte Hrn. König in der Vermuthung, dass das Grab durch Zufall oder ungeschicktes Angraben früher zerstört worden. Auf der noch gut erhaltenen, z. Th. aus grossen flachen Steinen bestehenden Grundbettung fand Hr. König zunächst ein Paar bronzener Ringe, *a* und *b*, von 50—60 *mm* äusserem Durchmesser, bald darauf ein zweites Paar, *c* und *d*, erheblich grösser.

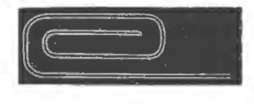
Grab II, 20 Schritt entfernt von I, etwas tiefer an der Hügelabsenkung, mit gut erhaltener Wölbung des Steinhaufens, enthielt neben wenig Asche und Scherben einen ovalen, flachen Bernstein-Doppelknopf, eine kleine Spiralscheibe aus dünnem, glatten, einfachen Bronzedraht, vielfach zerbrochen, weiterhin einen goldenen Spiralring sehr complizirter Form und dicht daneben einen zweiten derselben Art. Ein paar Schritte abseits fand sich, einen Spatenstich unter der Erde, ein grösseres Lager von fetter schwarzer Brandasche ohne Steine vor.

Grab III. Der sorgfältig hergerichtete, völlig unangetastete Steinbau wurde ganz abgeräumt, zeigte aber nur Spuren von Asche, war sonst ganz leer.

Die Bronzeringe aus Grab I sind sämmtlich aus starkem, glattem Draht zusammengebogen, *a* und *b* ganz geschlossen, *c* und *d* dagegen mit einer Oeffnung von 6 *mm* zwischen den Enden; bei *a* greifen letztere etwas übereinander. Der Draht, in der Mitte am stärksten, verjüngt sich nach beiden Seiten, bei *c* und *d* sind indess die äussersten Enden wieder ein klein wenig verstärkt, wie wenn auf den Querschnitt des Drahtes vor dem Zusammenbiegen zum Reifen ein leichter Hammerschlag geführt wäre. Die Drähte sind im allgemeinen rundlich, bei *b* in der Mitte 7, bei *c* und *d* 6 *mm* stark, bei *a* dagegen 8/6 *mm*, also nicht rundlich. Die Ringe selbst bilden ein Oval; *b* kommt der Kreisform noch am nächsten, misst aussen $53^1/_2$/50 *mm*, *a* dagegen 56/48, *c* und *d* je 100/78 *mm*. — Das grössere Paar können wohl Armringe sein, die Verwendung der kleineren ist mir nicht klar.

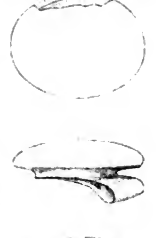
Die Form der Ringe weist auf ein hohes Alter hin; man vergleiche den Fund von Pile in Schonen, Stockholmer Månadsblad 1880 S. 129 ff., sowie die Ausführungen über denselben in meiner Arbeit über Spiralringe, diese Verhandl. 1886, S. 483 ff. Funde gleichen Charakters sind mehrfach im K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin, vorhanden, und Dr. Tischler hat auf seinen Reisen eine ganze Anzahl derselben registrirt, die er uns hoffentlich einmal in einer Zusammenstellung vorführen wird.

Die beiden goldenen Spiralen des Grabes II, aus etwas über 1 *mm* starkem, glattem Doppeldraht mit nur einer Doppelung (Verhandl. 1886, S. 445) nehmen unser ganz besonderes Interesse in Anspruch, da sie zu jenen Ringen mit höchst complicirter Biegung gehören, die ich a. a. O. S. 433 ff. unter dem Namen Noppenringe beschrieben habe, und zwar sind sie von der Form II P^3, welcher der einfache Draht P^3 auf S. 439 zu Grunde liegt, genauer noch der nebenstehende Doppeldraht.

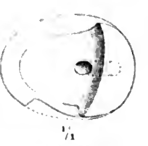


Sie erinnern einigermaassen an manche ungarische Spiralen, unterscheiden sich aber von den mir bekannten doch so bestimmt durch die Lage der Doppelung im Innern der Windungen und von den a. a. O. S. 479 abgebildeten, ausserdem noch durch das Fehlen des innersten Stückes aus nur einfachem Draht, dass ihnen vorläufig ungarische Herkunft nicht zugeschrieben werden kann. Ich erwähnte seinerzeit, S. 488, dass gerade die verwickeltsten Formen der Spiralringe in den ältesten Gräbern vorkommen; wir finden hier also eine Bestätigung des bei Be-

trachtung der Fundstücke des ersten Grabes erhaltenen Resultates. — Es sei hier noch bemerkt, dass der eine der beiden Ringe rechts-, der andere linksläufig, ersterer 3,58, letzterer 3,49 (beide zusammen 7,07) *g* schwer; der äussere Durchmesser beträgt bei beiden etwa 12 *mm*, die Höhe 11. Das System der in einander geschachtelten Noppen oder Oehsen lässt etwa $^1/_3$—$^1/_4$ des Ringumfanges offen, da der Abstand der 2 Oehsen der einen Seite von derjenigen der anderen Seite $^2/_3$—$^3/_4$ Umlauf beträgt; der lange Schenkel des Doppeldrahtes schliesst aber die Oeffnung vollständig und reichlich, so dass an einem Theile des Umfanges nicht weniger, wie 10 einfache Drähte, neben einander zu liegen kommen. — Wahrscheinlich haben wir Ohrringe vor uns, wofür auch Hr. König die Stücke ansieht (vgl. Verhandl. 1886 S. 439 u. 454); an der Stelle, wo der Draht nur doppelt liegt, liessen sie sich sehr gut einhängen und eine sorgfältige Zuspitzung der Enden beider Einzeldrähte scheint anzudeuten, dass man dieselben in eine feine Oeffnung schieben wollte.



Der Bernsteindoppelknopf bereitet seiner eigenthümlichen Form wegen einige Schwierigkeit. Die nebenstehenden Abbildungen lassen erkennen, dass die untere Hälfte zum grössten Theile fehlt; sie erscheint indess nicht einfach fortgebrochen, sondern man bemerkt einen ganz glatten, etwas schräg geführten Schnitt. Immerhin ist es wahrscheinlich, dass dieser nur gemacht wurde, um Unregelmässigkeiten einer Bruchstelle zu entfernen, wie sie durch zufällige Beschädigung entstand. Ob die Bohrung in der Hohlkehle ursprünglich zu dem Stück gehörte, oder erst nach Verlust des grössten Theiles der unteren Hälfte angebracht wurde, vielleicht, um eine fernere Benutzung des Knopfes zu ermöglichen, lasse ich dahingestellt; die Richtung derselben scheint für letzteres zu sprechen, da sie nicht horizontal läuft.



$^1/_1$

Bernsteindoppelknöpfe ohne Bohrung, aus 2, durch einen kurzen Hals mit einander verbundenen Platten bestehend, haben wir aus der Steinzeit in Ostpreussen nach R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit, Königsberg 1882 (Beiträge zur Naturkunde Preussens, 5) Taf. I, 17—19, 21—24 zu S. 12—13; sonst scheint nur einer aus Jütland bekannt zu sein, Annaler f. Nord. O. 1838—39, S. 170, dessen Form aber, so wie dort gezeichnet, wohl mit Recht von Tischler bei Klebs, S. 53, beanstandet wird. Den ostpreussischen ähnliche Doppelknöpfe, aber mit horizontaler Bohrung am Halse, giebt es, ebenfalls aus der Steinzeit, im „westbaltischen Gebiet" (Klebs, S. 52), so auf Falster, auf Seeland (Aarböger f. N. O. 1868, S. 104, Fig. 4 = Klebs, S. 53 Fig. b und S. 57) und in Vestergötland, Schweden (Congrès Stockholm 1874, p. 788, Fig. 6 und 9). Alle diese letzteren Stücke sind natürlich Perlen, ob aber auch die nicht durchbohrten ostpreussischen als solche anzusehen, wie es bei Klebs, S. 13, geschieht, ist wohl zweifelhaft; vergleiche diesbezügliche Annaler 1838—39, S. 170. Den flachen Doppelknöpfen nahe verwandt sind die, in Ostpreussen nicht vorkommenden „hammerförmigen", mit etwas längerem, durchbohrtem Hals und einem kegligen oder halbkugligen Kopf an jedem Ende (Klebs, S. 53 Fig. c; Congrès Stockholm, p. 788 Fig. 5; Madsen Steenalderen, Taf. 15, 15; 42, 26; Worsaae N. O. 93; Antiq. Suéd. 84; Mestorf Atlas 117), die im Westbalticum so häufig sind. Auch sie gehören der Steinzeit an; es fehlen mithin die Doppelknöpfe beider Gattungen in Gräbern der

Bronzezeit, in denen ja überhaupt Bernsteinsachen verhältnissmässig selten sind; das Stück des Herrn Dr. König gewinnt dadurch nur an Bedeutung.

(14) Hr. Virchow bespricht

zwei archaische Gefässe von Girgenti.

Bei meiner Anwesenheit in Girgenti 1883 sah ich bei dem dortigen deutschen Vicekonsul, Hrn. Leopold Dietzsch (jetzt in Genua), ein Paar vorzügliche Thongefässe archaischer Art mit farbigen Verzierungen, wie sich deren aus Sicilien in unseren Sammlungen noch nicht befanden. Hr. Dietzsch sagte mir dieselben zu und hat jetzt sein Versprechen erfüllt. Ich habe die Gefässe an das Antiquarium abgegeben.

(15) Hr. G. A. B. Schierenberg überreicht unter dem 10. November folgende Mittheilung über

das Mithraeum in Ostia und das in den Externsteinen.

Das Mithraeum in Ostia und das in den Externsteinen betreffend, habe ich berichtigend und ergänzend (zu S. 126/127) zu bemerken, dass ich seitdem selbst in Ostia gewesen bin, wobei sich herausstellte, dass der italienische Bericht insofern falsch ist, als die 12 Sternbilder des Thierkreises sich in richtiger Reihenfolge auf den Bänken finden. Stellt man sich dem Eingange gegenüber an die schmale Querwand und blickt nach der Eingangsthür, so steht man im Frühlingsäquinoctium und hat den Widder zur Rechten, die Fische zur Linken. Auf der, im Mauerwerk hergestellten Bank rechts stehen die 6 Bilder des Sommers, Widder bis Jungfrau, auf der anderen Bank die 6 Bilder des Winterhalbjahres von der Waage bis zu den Fischen.

Interessant war mir aber, zu finden, was in der Beschreibung nicht erwähnt ist, dass neben der Eingangsthür am Fussboden, in der Umfassungsmauer, sich, wie bei f in den Externsteinen, eine nach aussen gehende Oeffnung befindet. Dies spricht weiter für die Wahrscheinlichkeit, dass die Grotte im Externsteine ein Mithraeum ist. Ferner ist in Heddernheim bei Frankfurt ebenfalls ein Mithraeum seitdem entdeckt, bei dem sich im Fussboden dieselbe kesselförmige Vertiefung gefunden hat, welche man am Externsteine sieht, und zwar war dieser Steinkessel in Heddernheim noch mit den Knochen der Opferthiere gefüllt. Bericht darüber findet sich in der Westdeutschen Zeitschrift, Märzheft 1887, von Dr. Hammeran. Hierdurch aufmerksam gemacht, habe ich dann das vermeintliche Petrusbild am Externsteine nochmals genau untersucht, und zwar unter Zuziehung eines Steinhauers, wobei sich mit grosser Wahrscheinlichkeit herausgestellt hat, dass dies Bild ursprünglich einen felsgebornen Mithras dargestellt hat, mit einem Löwenkopfe und diesem entsprechenden Ohren, und dass man die Ohren fortgenommen und das Gesicht unkenntlich gemacht hat. Die Stelle, wo die Ohren über den beiden Augen gesessen haben, ist noch kenntlich, auch scheint am Fusse des Bildes ein Stück vom Felsen weggesprengt zu sein, aus welchem sonst die Figur als hervorwachsend dargestellt war, die also zu einem Petrus nothdürftig zugestutzt worden ist. Erweisst sich diese Grotte aber als ein Mithraeum, so kann es doch nur von den Römern und zwar durch Varus hergestellt sein, worauf ja auch die Lieder der Edda hinweisen. Der Sonnenkessel im Sonnenliede ist dann eben dieser Kessel im Fussboden, und die Wesen des Sonnenkessels, von denen das Lied weiter redet, sind die Römer, und der Kampfverzögerer, der das Geweih des Hirsches von der Bergeshöhe herabtrug, kann nur Varus sein.

Zu vergleichen Bergmann, Les chants de sol, Paris 1858, der mit dem somnolent par rapport au combat und mit der marmite du soleil nichts anzufangen weiss.

(16) Hr. Behla berichtet, d. d. Luckau, 18. November, über

3 neu entdeckte Rundwälle in der Umgebung Luckau's,

welche in der Literatur bisher nicht erwähnt sind.

1. Der Schlossberg bei Luckau, an der Nordseite der Stadt, dicht an der Promenade gelegen. Er gehört dem Brauereibesitzer Rentzsch. Der Wall ist in seiner Rundung noch erhalten und hat etwa 400 Schritt Umfang. Die jetzige Höhe beträgt ungefähr 30—40 Fuss. An der südlichen Seite des Schlossberges sind Ställe und Kellereien hineingebaut. Darauf befand sich früher ein Schloss, welches nach Vetter's Chronik von Luckau zuerst im Jahre 1301 erwähnt wird. Jetzt ist eine Restauration darauf errichtet; beim Bau derselben stiess man auf sehr tiefe, von dem alten Schloss herrührende Mauern. Es knüpft sich daran die Sage vom Wendenkönig, welcher darauf gewohnt haben soll, und von einem unterirdischen Gang, der von hier nach einem alten Dominikanerkloster in der Klosterstrasse führen soll. Obwohl eigentlich der Name Schlossberg und der sich aus der Ebene erhebende runde Hügel auf einen alten Rundwall hinweisen, hatte ich längere Zeit nicht die Vermuthung, dass es eine prähistorische Stätte sei, bis mich die Sage von dem Wendenkönig auf diesen Gedanken brachte. Und in der That hat sich bei näherer Untersuchung gezeigt, dass der Luckauer Schlossberg vorgeschichtlicher Natur und durchweg eine künstliche Aufschüttung ist. Der Boden ist durch Bepflanzung und Bauanlagen sehr durchwühlt und verändert worden. Ich habe nur an einigen Stellen vereinzelt Kohle und slavische Scherben constatirt. In der Umgebung (früher wiesiges Terrain) ist ein polirter Steinkeil gefunden worden.

2. Der Rundwall bei Beesdau (Kr. Luckau). Südwestlich vom Dorfe bemerkt man eine Bodenerhebung, die beackert ist und nur noch ganz verwischt runde Contouren zeigt. Dieselbe ist Eigenthum des herrschaftlichen Gutes. Hier und da fand ich Kohle und slavisches Topfgeräth.

3. Der Rundwall bei Langengrassau (Kr. Schweinitz, Reg.-Bez. Merseburg). Ich entdeckte denselben von der Luckau-Herzberger Chaussee aus. Die Anlage markirt sich als runde Umwallung, in der noch eine kesselförmige Vertiefung erkennbar ist; sie gehört dem Bauergutsbesitzer Goetze in Langengrassau und liegt inmitten von Ackerland. Durch Bepflügen ist der Wall nach innen und aussen schon stark abgeflacht; doch lässt sich der Umfang auf etwa 250 Schritt, der Durchmesser auf etwa 70 Schritt noch feststellen. Ich fand auf der beackerten Oberfläche Thierknochen, Kohle und slavische Scherben, auch mit Wellenlinien ornamentirte. Die Anlage befindet sich dicht vor der sogenannten Sumpfschänke und etwa 500 Schritt östlich vom Dorfe.

(17) Frl. E. Lemke berichtet, d. d. Berlin, 18. Oktober, über

prähistorische Begräbnissplätze in Kerpen, Ostpr.

Die Gegend, von welcher hier die Rede ist, ward bisher nur wenig berücksichtigt in Bezug auf Ausgrabungen zu Gunsten der Wissenschaft. Einige ausführliche Berichte über prähistorische Begräbnissplätze u. s. w. in den südlich von der Stadt Saalfeld gelegenen Ortschaften bringt M. Töppen in der „Altpreussischen Monatsschrift", wo er u. A. Bd. XIII S. 130 von den unweit Kerpen, in Gablauken

aufgedeckten Gräbern sagt, schon der Name des, an die Nordostspitze des Geserichsee's grenzenden Gutes deute auf ein Gräberfeld, „denn Gablauken ist wohl so viel wie Kaplauken; dieses aber bedeutet, von Kap (Kapim, Kepse, Kaporn) und lauk abgeleitet, Gräberfeld [1])."

Durch Hrn. Gutsbesitzer Dorgerloh in Kerpen erfuhren wir, dass daselbst mehrere grosse Hügel vorhanden wären, von denen zwei geöffnet sein sollten, während von dem dritten ein mächtiger Stein fortgeschafft und ein vierter unberührt sei. Wir begannen früh Morgens (den 4. Juli d. J.) mit Hülfe einer Anzahl von Arbeitern, welche Hr. Dorgerloh bereitwilligst zur Verfügung stellte, die Ausgrabung am dritten Hügel.

Dieser Hügel — von Norden nach Süden 36, von Osten nach Westen 30 Schritte lang — liess alsbald ein Steinkistengrab erkennen, dem man leider den Deckstein genommen hatte. Viele, keineswegs unbedeutende Steine lagen umher und mussten entfernt werden, bevor eine Blosslegung der Kiste stattfinden konnte; nachgestürzte Erde und Gestrüpp hatten die Stelle des Decksteines ausgefüllt. Ob jene Steine eine beabsichtigte Umkränzung bildeten, liess sich nicht mit Sicherheit feststellen. Nachdem eine ansehnliche, übersichtliche Grube entstanden war, lag die Kiste deutlich vor uns. Sie bestand aus 6 Steinen, von denen je 2 (ein sehr grosser und ein mässig grosser) die Langseiten abgaben, während — nach Osten und Westen — je ein sehr grosser Stein den Raum abschloss, also die Schmalseite bildete. Die innere Länge betrug 1,75 *m*, die innere Breite nach Osten 88, nach Westen 63 *cm*. Der Inhalt bot zu unserm grossen Leidwesen einen sehr kläglichen Anblick. Wie wir nach der Menge und Verschiedenheit der Scherben urtheilen konnten, hatten viele Urnen dort Aufnahme gefunden; aber trotz der grössten Behutsamkeit (der nach Osten gelegene Schlussstein wurde vorerst fortgenommen) gelang es nicht, auch nur einmal Zusammengehörendes herauszuschaffen. Ein wirres Durcheinander von Gefässresten, Knochen und Lehm war zu einem richtigen Brei geworden, dem gegenüber sich unsere Vorrichtungen zu Gypsverbänden geradezu drastisch ausnahmen.

Unter den Scherben befanden sich sehr grobe, rothgebrannte, zu denen zwei dicke, undurchlochte, die Henkel ersetzende Ansatzstücke gehörten. Das eine dieser Stücke, von 4—5 auf 6 *cm* Länge, war unbeschädigt und liess an seinen Seitenflächen starke Eindrücke erkennen, welche das Festhalten und Handhaben des Gefässes wesentlich erleichtern mussten. Die Wandstärke der rothen Scherben betrug ungefähr 0,75 *cm*. Ein Paar feiner geschlämmte und graugebrannte Scherben

---

1) Töppen a. a. O.: „Eine sehr beträchtliche, im Laufe der Zeiten abgeholzte Fläche, etwas höher gelegen, als die umgebenden Aecker, zeigte zwischen natürlichen Erdanschwellungen bei näherer Nachforschung etwa 10—12 von Menschenhand aufgeworfene, an der in ihnen enthaltenen Menge von Steinen kenntliche Grabhügel. Mehrere waren offenbar schon umgewühlt, und die Leute wussten zu erzählen, dass dies durch die Franzosen zu Anfange dieses Jahrhunderts geschehen sei. Wir bearbeiteten zwei der anscheinend unversehrt erhaltenen, fanden jedoch in dem einen nichts, in dem anderen zeigte sich unter einem $1\frac{1}{2}$ Fuss mächtigen, im Ganzen wohl flachen Decksteine eine regelmässige Grabkiste von etwa 5—6 Fuss Länge und 2 Fuss Breite und Tiefe. Die eine Langseite und die beiden Schmalseiten waren durch je einen grossen Stein, die andere Langseite durch zwei Steine gebildet; den Boden bildete die gewachsene Erde. An keinem der einschliessenden Steine war eine Spur von Bearbeitung oder Spaltung. Der Inhalt der Grabkiste bestand aus 3 Urnen, von denen jedoch nur Trümmer herausgebracht werden konnten, da sie nicht frei standen, vielmehr war offenbar sogleich bei der Beisetzung der Urnen die ganze Grabkiste mit Erde verschüttet; selbst in den Urnen fand sich, so weit Asche und Knochen noch Raum liessen, Sand und Erde."

werden zu einem ziemlich umfangreichen Gefässe gehört haben, das eine etwa kugelförmige Gestalt gehabt haben kann. Röthlichgraue, mässig feine Scherben weisen reichlich Glimmerstaub auf. Eine Anzahl Scherben von 1 *cm* Dicke sind innen schwarz. Ein vereinzeltes Randstück zeigt eine glatt aufsteigende Wand, die oben nur ein wenig verdickt ist und etwas nach innen neigt. Mehrere Randstücke sind sanft nach aussen umgebogen. Ein einziges Stück ist scharf abgesetzt. Fig. 1 zeigt den Durchschnitt. Nur zwei kleine, gelblichgraue Scherben tragen Ornamente. Der eine hat auf heraustretender, abgerundeter Fläche (wohl als Streifen um das Gefäss laufend) kleine, senkrechte Einkerbungen von unregelmässiger Gestalt und je 1 *cm* von einander entfernt. Der zweite Scherben ist ein glatt aufsteigendes Randstück, das mit einem kleinen, senkrechten Wulst (vielleicht als wiederholt zu denken) versehen ist, auf welchem schwache, schräg gestellte Striche vorhanden sind. Ein Bodenrest hat zu einem Gefässe gehört, das sich unmittelbar über dem 1 *cm* hohen, geradwandigen und scharf abgesetzten Boden seitlich sehr bedeutend ausgedehnt hat.

Fig. 1.



Einzig eine Schale von grauschwarzer Färbung liess sich so weit zusammensetzen, dass ihre Form mit Bestimmtheit zu ersehen war. Auch hier ist der Boden 1 *cm* hoch, geradwandig und scharf abgesetzt, während die aufsteigende Wand sich nach aussen weitet. Der Durchmesser am Boden beträgt 10 *cm*, die obere Weite kann 13 *cm* gewesen sein, die Gesammthöhe erreicht 4 *cm*.

Die Urnen hatten auf einer sehr guten Pflasterung aus Steinplatten und Lehmbewurf gestanden. Diese Pflasterung lag 0,5 *m* tiefer, als die Kistensteine hoch waren; letztere zeigten keine Bearbeitung. Ausser Knochen wurde nur wenig Kohle und ein Feuerstein mit Schlagmarken gefunden; mehrere kleine Granitstücke mögen ihre auffallende Form zufälliger Bildung zu verdanken haben. —

Von hier begaben wir uns sogleich zu dem vierten Hügel, welcher den Namen Schubatka trägt und ebenfalls als vorgeschichtlicher Begräbnissplatz bezeichnet war. Einige hohe Kiefern, niedriges Gestrüpp und eine erstaunliche Anhäufung grosser und grösserer Steine erschwerten die Untersuchung, die erst nach 5 Stunden angestrengter Arbeit den ersten Scherben lieferte. Der Hügel hat eine vollständig runde Form und nach jeder Richtung 38 Schritt Länge. Der erwähnte Scherben kam in einer Tiefe von 106 *cm* zum Vorschein. Aus der Lage der Steine liess sich kein Anhalt für die Annahme eines Begräbnissplatzes gewinnen; ein vereinzelter Stein konnte künstliche Abspaltung aufweisen. In jenen 5 Stunden, während die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf uns herniederbrannte, bildete ein winziges Stückchen Kohle die einzige Ermuthigung. Nachdem am Abhange und zu Füssen des Hügels eine Steinmauer entstanden war und der Hügel sich in eine grosse Grube verwandelt hatte, trafen wir das Urnenlager, das aber, gleich dem Inhalte der Steinkiste, einen betrübenden Anblick bot. Auch in diesem Steinhügelgrab[1])

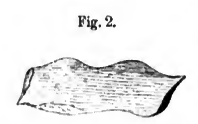
---

1) Vergl. Sitz.-Ber. d. anthropol. Section (Naturf.-Gesellsch.) zu Danzig, 21. Novbr. 1883, wo S. S. Schultze über Untersuchung der Steinhügelgräber (Mogilno's) auf den Feldmarken von Gross- und Klein-Tuchom, Warzenko, Banin u. A. sagt: „Schon Prof. Ossowski hatte vor einigen Jahren verschiedene Kreise Westpreussens in Bezug auf die Mogilno's durchforscht und seine Resultate in den Schriften der Academie zu Krakau veröffentlicht. Danach hat er in dem Kreise Neustadt an mehreren Orten, z. B. bei Krokow, Kölnsche Hütte, Wyzoda, im Carthäuser Kreise bei Tuchom, Warzenkow, Tokar, Ostrycz, ferner in den Kreisen Pr. Stargard, Berent, Konitz, Schwetz meistens zahlreiche Begräbnissstätten der genannten Art

waren die Scherben verschiedener Gefässe mitsammt den Knochenresten in eine schwer entwirrbare Masse zusammengedrückt. Es wurde bis gegen Sonnenuntergang gegraben und ausser den Scherben eine unerschöpflich scheinende Menge von Steinen herausgefördert. Ueberall kamen sorgfältig zugeschlagene Steinplatten zum Vorschein, mit denen die Urnen bedeckt gewesen sein mögen; durch ihren Druck werden letztere vielleicht bald nach der Beisetzung zertrümmert worden sein.

Was die Scherben anbelangt, so waren darunter sowohl recht schlecht gebrannte, wie sauber hergestellte: grobe rothe, glatte rothbraune, röthlich-lederfarbene, graue, schwärzliche, innen glänzend schwarze, künstlich rauh gemachte. Es müssen sehr viele Urnen dort gestanden haben. An vielen Scherben klebten die Knochenreste auf der Aussenseite der Gefässe. Unter den Randstücken zeigt eines von fein geschlämmtem, rothgrauem Thon eine mehrfache Ausbuchtung oder zackenartige Bildung (Fig. 2). Ein anderes Randstück hat eine glatte, langsam nach aussen neigende, gänzlich unverzierte Wand. Die Ornamente bestehen aus einfachen Reihen von neben einander gestellten, senkrechten Einstichen, sowie aus einfachen und mehrfach wiederholten Reihen von verschiedenartigen Fingereindrücken. Bei letzteren ist schon durch eine kleine Veränderung in der Stellung, welche die Finger eingenommen haben, ein wesentlich anderes Muster erzeugt. Ich habe mir das Vergnügen bereitet, in angefeuchtetem Lehm Versuche zu machen, wie sich bei dieser ebenso mühelosen, wie wirkungsvollen Handarbeit Blätter-Borden, Greten-Stich u. s. w. bilden. Gewöhnlich sind bei jenen Ornamenten zwei Fingerspitzen so übereinander gestellt gewesen, dass der Nagel

Fig. 2.



gefunden und glaubt, dass dieselben über Posen und Schlesien bis zum „Hercynischen Wald“ (wohl bis zum Thüringer Wald und Harz) hin vorkommen. Er unterscheidet bei diesen Mogilno's den künstlich von grossen und kleineren Geschieben aufgethürmten Hügel mit kreisförmiger Basis, deren Durchmesser zwischen 2—8 *m* schwankt, und das unter diesem Hügel im sogenannten gewachsenen Boden befindliche Grab, in welchem die Urnen zu 2—10 und mehr stehen. Dieses Grab ist, ähnlich wie das Steinkistengrab, meistens aus flachen Steinen hergestellt; aber nie so sorgfältig, wie jenes. Die Folge davon ist, dass die meisten Urnen in den Mogilno's durch die auf ihnen ruhende Last in eine Menge von Scherben zerdrückt worden sind. Der Vortragende hatte nun bei seinen Untersuchungen der Steinhügel an den obengenannten Orten Aehnliches gefunden, nur dass der Raum für die Urnen steinkistenartig stets im Hügel selbst und nicht im Mutterboden angelegt war. Bei den 50 von ihm untersuchten Steinhügeln war der Urnenraum so sorglos angelegt, dass die nach der Verbrennung der Leichen gesammelten Knochentrümmer neben den zerdrückten Urnen umherlagen. Die Scherben waren meistens von röthlicher oder gelblicher, selten schwarzer Farbe, während Ossowski letztere Farbe vorherrschend fand. Die Dicke der Scherben betrug zwischen 5 und 11 *mm*. Die Ornamentirung fehlte meistens oder zeigte einen dem Burgwall- ähnlichen Typus. Nur eine Urne in einem Mogilno am südlichen Ufer des Tuchom-Sees zeigte um den Bauch herum eine geschmackvolle Verzierung, vielleicht durch Eindrücke mit dem Finger in den noch frischen Thon hergestellt. Die Beigaben waren unbedeutend. Sie bestanden in einem Mogilno zwischen Klein- und Neu-Tuchom, am Wege nach Mieschau, aus einer glockenartigen bronzenen Verzierung, in zwei Mogilno's bei Warzenko aus zwei Ueberresten einer blauen, im Leichenfeuer geschmolzenen Glasperle. Ausserdem waren in jedem Mogilno zerspaltene Feuersteine; auch ein carneolartiger angeschlagener Feuerstein befand sich in einem Hügel östlich vom Tuchom-See. Bei Banin untersuchte Schultze ein gewaltig grosses Steinhügelgrab. Es hatte 81 Schritt im Umfang und war fast 2 *m* hoch. — Was das Alter dieser Steinhügelgräber betrifft, so meint Ossowski, dass sie jedenfalls älter, als die Steinkistengräber, sind.“

des einen Fingers und die innere Fläche der Spitze des anderen Fingers zusammen, arbeiteten, wodurch bei sehr gleichmässiger Fortführung etwa das durch Fig. 3 veranschaulichte Muster entstehen musste. Ein Paar Ornamente könnten an Nachahmung von Schnur erinnern. Auch hier gehören die am besten erhaltenen Scherben einer Schale an. Dieselbe, von gut geschlämmtem und graubraun gebranntem Thon, hat keinen abgesetzten Boden, sondern zeigt die Form der bekannten, von Kaufleuten benutzten hölzernen Getreide-Schüsselchen. Der obere Durchmesser kann 15—20 *cm* betragen haben. Die Höhe der Schale erreicht 5 *cm*. Die Gefässwand ist am Bodentheil 1 *cm*, am glatt abgerundeten Rande 0,75 *cm* dick. Ein anderes Bodenstück setzt deutlich von der sich sogleich stark nach aussen neigenden Gefässwand ab. In diesem Grabe wurden auch Henkel gefunden. Der eine kann höchstens eine 0,5 *cm* grosse Oeffnung gebildet haben; an beiden losgebrochenen Enden sind breit ausgezogene Ansatzflächen.

Fig. 3.



Unter den Knochen befand sich ein Stück Unterkiefer mit 5 Zahnhöhlen.

In Bezug auf Beigaben ist eine nochmalige Durchforschung des Grabes in Aussicht genommen worden. Vorläufig ist nur wenig zu melden. In Knochentheile eingebettet liess sich ein Ring erkennen von ungefähr 8 *cm* grösstem Durchmesser und einigermaassen länglicher Gestalt. Die Bruchfläche zeigt eine fast länglich viereckige oder ovale Form von 0,5, bezw. 0,25 *cm* Dicke, welche Maasse sich nach dem einen Ende des Ringes erheblich verringern. — Andere Reste lassen keine sichere Deutung zu. — Schliesslich sei noch ein kleiner, geschlagener Feuerstein erwähnt.

(18) Nach einem, von Hrn. Finn übergebenen Berichte sprach Hr. Montelius in der Sitzung der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie vom 21. Oktober 1887 in Stockholm

über die Geschichte des Dreiperioden-Systems.

Redner erinnert Eingangs an die heftige Opposition, die sich in Deutschland gegen das allgemeine, von den skandinavischen Alterthumsforschern angenommene Dreiperioden-System geltend gemacht habe, und wie in dieser Opposition in der letzten Zeit ein merkwürdiger Umschwung sich bemerkbar gemacht. Nachdem die deutschen Alterthumsforscher die Gültigkeit des erwähnten Systems nicht länger bestreiten zu können vermeinten, — es war eigentlich das Dasein eines Bronzealters, was von ihnen früher geleugnet wurde, — sind sie nun mit der Behauptung aufgetreten, dass das ganze System deutschen Ursprungs sei. In dieser Veranlassung wies Redner nach, dass Olaf Rudbek den Beweis geliefert habe, dass er die Verwendung und Bedeutung der Steingeräthschaften eingesehen. In gleicher Weise sprach sich Kilian Stobaeus in Lund um 1730 aus. Dieser sah sogar ein, dass es eine Zeit gegeben, wo die Menschen keine anderen Geräthschaften und und Waffen, als aus Stein hatten. Was andererseits das Bronzezeitalter betreffe, so sei die Erinnerung daran niemals ganz und gar verschwunden gewesen, weshalb man kaum sagen könne, dass es entdeckt worden. Die klassische Literatur von Homer bis Virgil und Pausanias enthalte vielfach Zeugnisse über eine Zeit, wo das Eisen nicht bekannt war, wo vielmehr alle Waffen und Geräthschaften aus Bronze gefertigt wurden, Zeugnisse, die von späteren Verfassern zu keiner Zeit übersehen worden. Das Eisenzeitalter hätte schliesslich nicht entdeckt werden können, da es, so zu sagen, noch jetzt bestehe. Der erste, der diese drei Perioden und ihre Folge im

Verhältniss zu einander hervorgehoben habe, sei der Däne Vedel Simonsen gewesen, nehmlich im Jahre 1813, und nach dessen Ansicht habe sich der Däne Thomsen weiter gebildet, der bereits im Jahre 1830 sein System vollständig fertig hatte und also als der Grundleger der wissenschaftlichen Alterthumsforschung betrachtet werden könne. Die beiden deutschen Forscher, denen man jetzt die Ehre beilegen wolle, seien dagegen erst später aufgetreten, und ihre Darstellungen seien kaum mehr, als Andeutungen, und verdienten keineswegs die Bezeichnung eines wissenschaftlich begründeten Systems. Der von deutscher Seite gemachte Versuch, dem skandinavischen Norden die Priorität auf dem Gebiete der Alterthumsforschung zu entreissen, könne also nur als missglückt erachtet werden. —

Der Vorsitzende erinnert an die zahlreichen Erörterungen über dieses Thema, welche im Schoosse unserer Gesellschaft in den Jahren 1885—86 stattgefunden haben und bei welchen auch Vertretern der skandinavischen Archäologie in vollstem Maasse das Gastrecht gewährt worden ist. Der etwas späte Rückfall auf diese Erörterungen und die heftige Sprache des Redners konnten darnach einigermaassen überraschen, und zwar um so mehr, als die dialektische Methode, ganz Deutschland wie eine Einheit gegen Skandinavien hinzustellen, gerade in dieser Frage auch nicht den Anschein einer Berechtigung hat. Redner bezieht sich auf die Angriffe, die er selbst wegen seiner vermittelnden Stellung zu erfahren hatte, und auf die wiederholten Auseinandersetzungen, in welchen er sich, namentlich im Laufe des Jahres 1876 (Verh. S. 40, 175 u. 261), der damaligen, gegen die skandinavische Archäologie gerichteten Strömung widersetzte. Es ist eben nicht „dieselbe Opposition", welche sich damals gegen die Bronzezeit wandte und welche in den letzten Jahren das selbständige Forschen von Danneil und Lisch in das rechte Licht gestellt hat; im Gegentheil, dieselben Personen, welche 1876 eine skandinavische Bronzezeit, wenngleich nicht in demselben Umfange, wie es damals in Skandinavien gewünscht wurde, vertheidigten, dieselben führten 10 Jahre später den Nachweis, dass Danneil und Lisch, unabhängig von Thomsen, zu ihrer Perioden-Eintheilung gelangt sind. Die Bedeutung von Vedel Simonsen ist erst durch die folgende Diskussion an das Tageslicht gekommen; vorher sprach man auch in Skandinavien so wenig von ihm, dass der literarische Nachweis des Hrn. Undset auch wohl nicht wenigen seiner skandinavischen Landsleute eine Ueberraschung bereitet hat. Die Erinnerung an unsere deutschen Altmeister aber wird dadurch in keiner Weise getrübt; haben doch die ruhiger denkenden Archäologen auch in Skandinavien anerkannt, dass jeder dieser Männer seinen Weg selbständig gewandelt ist. Und das genügt uns.

(19) Hr. von Stoltzenberg-Luttmersen hat nach einem, an den Vorsitzenden gerichteteten Schreiben vom 15. im Auftrage des hannoverschen Landesdirektoriums in Bardowik Ausgrabungen angestellt. Bei der Entleerung des alten Stadtgrabens ist er auf viele Gebeine gestossen, welche er behufs Untersuchung zur Verfügung stellt. Dieselben waren wild und ordnungslos untereinander geworfen, so dass es scheint, die Leute seien bei der Einnahme und Zerstörung der Stadt erschlagen worden.

(20) Hr. A. Voss macht im Auftrage des Hrn. Schliemann (Athen, 3. November) Mittheilung über die

physische Anthropologie der Amoriten.

„Professor Sayce in Oxford schreibt: „Flinders, Petrie und Tomkins

haben in Manchester eine Vorlesung gehalten über die Gypsabgüsse, Abklatsche und Photographien von ethnologischen Typen ägyptischer Monumente, welche Petrie letzten Winter in Aegypten gesammelt hat. Es haben sich daraus wunderbare Resultate ergeben, so z. B., dass die Amoriten, die Conföderirten und Brüder der Hittiten, sehr grosse, weisse, blauäugige und rothhaarige Leute gewesen sind.""

(21) Hr. Virchow übergiebt einen Bericht über

den Schädel und das Becken eines Buschnegers und den Schädel eines Karbugers von Surinam.

Unser auswärtiges Mitglied, Hr. John Spitzly, Arzt an dem Militär-Hospital zu Paramaribo, Surinam, hat die sehr grosse Gefälligkeit, für die ich ihm meinen besonderen Dank ausspreche, gehabt, mir ein Paar äusserst seltene Schädel von gut bestimmten Individuen zu schicken. Einer unserer jüngeren Aerzte, Herr Hiemenz von Treis an der Mosel, welcher an Bord eines holländischen Dampfers den ärztlichen Dienst versieht, hat dieselben unversehrt nach Europa gebracht.

Ich gebe zunächst für jeden der beiden Schädel die Mittheilungen des Herrn Spitzly und meine Beschreibung:

I. Schädel eines Buschnegers.

Der Brief des Hrn. Spitzly vom 20. Juni lautet:

„Ich schicke Ihnen durch die freundliche Vermittelung des Schiffsarztes Dr. Hiemenz einen von mir präparirten Schädel und zugleich auch das Becken und einige Hautpräparate eines im hiesigen Hospitale gestorbenen Buschnegers des oberen Surinamflusses. Obgleich ich mich während der ganzen Zeit meines Hierseins bemüht habe, osteologische Stücke von Buschnegern zu erhalten, ist es mir erst jetzt geglückt; denn soweit ich mich erinnern kann, war dies der einzige Buschneger, der während meines Hierseins (schon über drei Jahre) im Krankenhause gestorben ist. Ich habe wohl einige wenige gesehen, die wegen hartnäckiger Syphilis um Aufnahme ersuchten. Einen behandelte ich auch operativ an Epithelioma penis. Da die Buschneger sehr abergläubisch sind und ihre eigenen Arzneien mit Vorliebe gebrauchen, erklärt sich ihr seltenes Erscheinen bei uns um ärztliche Hülfe leicht genug.

Die osteologischen Präparate, die ich Ihnen hierbei übersende, sind unglücklicherweise von einem schon bejahrten Manne, und ich fürchte deshalb, dass sie kaum den anthropologischen Werth besitzen, den sie andernfalls haben möchten, wenn sie von einem jüngeren Individuum stammten. Indessen hoffe ich, dass sie Ihnen von einigem Nutzen und Interesse sein werden, hauptsächlich darum, weil wir so selten in der Gelegenheit sind, von diesen, an abgelegenen und der Civilisation beinahe unzugänglichen Theilen Surinams sich aufhaltenden, gänzlich frei und unabhängig lebenden Negern anthropologisch zu verwerthender Reste habhaft zu werden.

Ein Bruder von mir, der schon wiederholt den Tempatifluss, an welchem sich verschiedene grössere Buschnegeransiedelungen befinden, hinaufgefahren ist, hat einst zufällig die Gelegenheit gehabt, das Begräbniss eines Buschneger-Häuptlings mitanzusehen. Ich nehme mir die Freiheit, hier wiederzugeben, was mein Bruder mir darüber mitgetheilt hat: „Die Leiche des Verstorbenen wird 5 oder 6 Tage lang in seiner Hütte gelassen, bis die Verwesung den Aufenthalt in der Nähe derselben beinahe unmöglich macht. Dann erst wird sie in eine Todtenkiste

gelegt, worauf zwei mit weisser Farbe bemalte Leute, mit der Kiste auf dem Kopfe oder über dem Nacken, die tollsten Sprünge und Tänze ausführen, wobei ihnen von den in grosser Anzahl um sie versammelten, von Nah und Fern herbeigekommenen Stammesgenossen zugejauchzt wird. Oft fallen die Träger des Todten auf die Kniee, drehen sich dann so um, dass der Boden des Sarges auf ihre Brust zu liegen kommt, und machen dabei die wunderlichsten Gebärden und wildesten Grimassen. Nachdem dieses Schauspiel längere Zeit gedauert hat, nimmt der eine der beiden den Sarg allein auf seine Schultern, wirft sich gegen die Umstehenden, die nach allen Richtungen auseinanderlaufen, und sinkt endlich ermattet nieder; indessen rennt der andere auf einen Baum zu, klettert mit übertriebener Mühe auf denselben und hängt sich mit den Armen an einen herausstehenden Ast desselben. Darauf beginnen einige, zu diesem Schauspiel wahrscheinlich Auserkorene eine förmliche Treibjagd auf den vom Baume Hängenden. Dieser springt plötzlich herunter und versucht sich zu verstecken; doch gelingt es ihm nicht, sich den Augen seiner Verfolger gänzlich zu entziehen. Endlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich in den nahe gelegenen Fluss zu stürzen, sich wie wüthend darin herumzuwälzen und, am gegenüberliegenden Ufer angekommen, in den Wald zu verschwinden. Seine Verfolger stürzen ihm nach, doch vermögen sie nicht, den Flüchtling zu ergreifen. Nachdem alle an dem Drama Theilnehmenden völlig erschöpft sind, wird der Sarg endlich in die Erde hinuntergelassen.

„Die Bedeutung des ganzen merkwürdigen Vorgehens soll sein, eine Darstellung zu geben von der Leidensgeschichte des Verstorbenen, seinen Kämpfen und seinem Ringen während des Lebens mit den vielen bösen und feindlichen Mächten. Die Details sind schwierig von den Buschnegern selbst zu erfahren, da sie sich höchst selten in ein Gespräch über ihre Glaubenssachen oder die daran geknüpften Ceremonien einlassen. Falls sie sich dazu bewegen lassen, einem Weissen Antworten auf Fragen zu ertheilen, muss man sehr vorsichtig sein, Lügenhaftes nicht für Wahrheit anzunehmen."

Diese kurze Skizze eines Buschneger-Begräbnisses kommt mit dem überein, was ich von anderen, mehr oder weniger vertrauenswürdigen Personen mir habe erzählen lassen. Ich dachte deshalb, sie dürfte auch etwelches Interesse haben als ethnolgische Beigabe.

Ich habe einige Notizen über die Person, von der die Präparate genommen sind, hier wörtlich aus meinem Notizbuch übergeschrieben, das in englischer Sprache geführt wird:

Skull, pelvis and prepared skin with tattoo marks from a Bushnegro Attei-Zendé from the upper Surinam River. Date of admission to Hospital and death May 7. 1887.

This man, who was perhaps close on to 60 years of age, came to the Hospital with profuse diarrhoea and died a couple of hours after admission. He had come to town on the occasion of the Kings birthday (February) with chronic arthritis of one of his kneejoints and had been left at the Hospital by his people.

He was dismissed from the Hospital relieved, but shortly afterwards was brought back in the condition stated. Althongh patient said he was old, he did not look like a very old man. His features were intelligent. He had a narrow long face and a very narrow Roman nose. The hair of his head was curly, short, scanty and grey. The eyebrows were jet-black (they are to be seen on the preparation of the skin taken from the forehead), the eyelashes scanty and black and the irides dark brown. No long or bristly hairs were to be seen in his face or on his body. The colour of his skin generally was dark brown, — not black. Everyone, who saw him, asserted that he was a real Bushnegro, i. e. a descendant

of or perhaps one of the original runaway slaves them selves, who during the slavery times escaped from the plantations into the high-bush and lived an independant life.

A most remarkable thing in connection with this individual was, that numerous tattoo marks were to be seen in the following places:

1. across the forehead (preparation).
2. on the sides of the neck.
3. on the flexor surfaces of elbows.
4. over the hips.
5. across the small of the back (preparation).

The teeth seemed firmly implanted in their sockets, but shewed carious patches.

Ich brauche kaum noch hinzuzufügen, dass die Muskeln und das Unterhautgewebe in sehr atrophischem Zustande sich befanden, und dass keine Sektion gemacht wurde. Ich hätte die Femora auch noch gerne dem Präparate des Beckens beigefügt; indessen war die untere Gelenkfläche des einen Knochens, sicherlich durch chronische Arthritis, stark verändert. Was die beiden Hautpräparate anbetrifft, so möchte ich erwähnen, dass, nachdem dieselben an der Luft getrocknet waren, ich die Fettschichten auf der Epidermis mit reinem Aether wegwusch, was, wie ich glaube, die Pigmentkörner gänzlich unverändert gelassen haben wird. Das Hautstück von der Stirn schliesst die wohl erhaltenen Augenbrauen mit ein und zeigt die dunkle Farbe der steifen Haare. Die schönsten und am deutlichsten tättowirten Stellen waren an der Stirnhaut zu sehen; die Tättowirung der übrigen Körpertheile war ähnlich der an der Lendengegend, von welcher Stelle das beigegebene Präparat genommen worden ist.“ —

Der Schädel von Attei-Zendé zeigt allerdings zahlreiche Zeichen seniler Atrophie. Insbesondere ist jederseits die Gegend des Tuber parietale bis an die Linea semicircularis in eine tiefe dreieckige Depression verwandelt und ausserdem liegen hinten neben der Sagittalis 2 besondere flache Gruben, welche mit der rechten parietalen Depression zusammenhängen. Ebenso zeigen sich tiefe atrophische Stellen an den unteren und vorderen Theilen der Parietalia, zwischen der Sut. squamosa und der Linea semicircularis, an welchen in der Richtung der Art. meningea media einzelne offene Stellen hervortreten. Eine starke schräge Vertiefung, welche am Stirnbein nach innen und oben von dem rechten Tuber liegt, dürfte wohl traumatischen Ursprungs sein. Zugleich besteht eine Synostose der lateralen Abschnitte der Kranznaht, ferner der Pfeilnaht und des grössten Theils der Lambda-Naht. Das linke Emissarium parietale, welches dicht an der geschlossenen Naht liegt, ist weit, das rechte dagegen minimal klein und etwas schief gestellt. Der rechte Processus condyloides des Unterkiefers ist durch Arthritis deformans verändert, seine Fläche erscheint atrophisch, seine Ränder eckig. — Trotz dieser ausgedehnten, aber offenbar erst spät entstandenen Veränderungen ist ein directer Einfluss derselben auf die Schädelform kaum anzunehmen.

Der bis auf die Zähne vortrefflich erhaltene Schädel hat ein mehr weibliches Ansehen: keine Spur von Supraorbitalwülsten, dagegen eine mediane Aufblähung des Nasenfortsatzes und eine volle gewölbte Stirnfläche. Die geringe Capacität von 1180 *ccm* ist überraschend, da der äussere Eindruck gar nicht auf eine solche Kleinheit des Innenraumes hindeutet. Ebenso erscheint der Schädel viel länger, als er sich bei der Messung ergiebt, offenbar weil die grösste Breite tief unten an den Parietalia liegt, während die Tubera wenig hervortreten. Nach den Indices (Längenbreitenindex 77,6, Längenhöhenindex 72,4) ist er orthomesocephal. Der ganze

Kopf ist nach hinten etwas geneigt, der Hinterkopf sehr lang, am obersten Theil der Oberschuppe, nahe dem Lambda-Winkel, am stärksten ausgebogen. Die gerade Hinterhauptslänge beträgt 37,9 pCt. der Gesammtlänge, — ein höchst ungewöhnliches Verhältniss. Dem entsprechend ist die Entfernung des Foramen magnum von der Nasenwurzel klein, sie misst nur 92 *mm*. Die Entfaltung des Schädeldaches ist trotzdem eine sehr gleichmässige; die einzelnen Dachknochen betheiligen sich daran in folgenden Verhältnissen:

Sagittalumfang des Stirnbeins	35,5
Länge der Pfeilnaht	32,4
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe .	31,9
	99,8

Die Schläfen sind, abgesehen von der erwähnten Atrophie, voll und ohne Abnormität der Knochenfügung. Foramen magnum rundlich. Processus styloides gross. Gelenkgruben des Unterkiefers weit, die vordere Wand des Gehörganges rechts fast ganz defekt, links an einer Stelle durchbrochen.

Das Gesicht hoch und schmal, die Jochbogen angelegt, der Gesichtsindex (100) leptoprosop. Die Orbitae hoch und etwas eckig, Index (87,5) hypsikonch. Die Nase hoch, im knöchernen Theile schmal, mit langem, eingebogenem, nach unten etwas plattem Rücken; Index (41,7) hyperleptorrhin. An der Stelle der Fossae caninae eine flache Vorwölbung mit fast convexer, durchscheinender Wand; die Foramina infraorbitalia dadurch ganz abgeplattet. Oberkieferrand stark prognath. Leider fehlen die Schneidezähne und der Alveolarrand selbst ist defekt, da der rechte mediale Schneidezahn schon lange fehlt und seine Alveole obliterirt ist, während der linke laterale Schneidezahn erst frisch verloren und seine Alveole theilweise mit Osteophyt gefüllt ist. Daher konnten die entsprechenden Maasse nicht genommen werden. Auch sonst fehlen viele Zähne und von den vorhandenen sind die übrigens sehr grossen Molaren links cariös. Die hinteren Abschnitte der Alveolarränder um die Molaren sind durch mächtige Hyperostosen, wie sie sich bei Eskimos finden, aufgetrieben. Die sehr höckerige Gaumenplatte liegt tief (Index (64,8), hyperleptostaphylin. Der Unterkiefer hat obliterirte Molar- und Prämolar-Alveolen. Er ist in der Mitte hoch und stark, das grosse Kinn dreieckig, am Winkel ein Processus lemurianus, Aeste hoch und schmal. —

Das mitgeschickte Becken ist sowohl im Ganzen, als in seinen einzelnen Theilen so klein, dass es auf den ersten Blick als das eines Jünglings erscheint. Dem entsprechend sind auch die Aperturen eng, insbesondere an der oberen Apertur ist der Querdurchmesser verkürzt und der Contour ein mehr ovaler. In einem gewissen Gegensatze dazu steht die Dicke und Schwere der Knochen, sowie die starke Entwickelung aller Apophysen. Die Crista ilium ist 8 *mm* dick und überall höckerig, das Tuber ischii breit und uneben. An dem sehr steilen Kreuzbein beträgt der gerade Querdurchmesser von einer Synchondrose zur anderen 92 *mm*, dagegen misst die gerade Höhe 112, der senkrechte frontale Flächenumfang 125 *mm*; seine Form ist trotzdem, wegen grösserer Breite der untersten Abschnitte, eine mehr plumpe. An der Rückseite ist nur der oberste Proc. spinosus mehr entwickelt, die übrigen fast ganz verwischt, an den beiden untersten Segmenten eine breite Spalte, darüber eine wulstige Hyperostose. Dabei treten jedoch überall die Charaktere des männlichen Beckens hervor: der Winkel an der Symphyse ist trotz der Niedrigkeit der Scham- und Sitzbeine klein; das Darmbein, namentlich in seinem hinteren Abschnitte, niedrig, die Spinae ant. super., deren Distanz 185 *mm* beträgt, sind stark nach innen gebogen, der Abstand der Tubera ischii von einander beträgt, an ihrem medialen Rande gemessen, 78, von ihrer

Mitte aus gemessen, 95 *mm*. Die Conjugata misst bis zum oberen Rande der Symph. pubis 95, bis zum unteren 112 *mm*, der Querdurchmesser 93, der Diagonaldurchmesser 98 *mm*. Im Uebrigen sind alle Abschnitte in den für ein höheres Lebensalter normalen Verhältnissen mit einander verbunden.

2. Schädel eines Karbugers.

Der begleitende Brief des Hrn. Spitzly vom 21. September hat folgenden Wortlaut:

„Es ist dies der Schädel eines berüchtigten Zauberers, der wegen Todtschlag zu einer langen Gefängnissstrafe verurtheilt worden war. Ich habe den Mann, einen Carbouger — die bestimmte Abkunft habe ich nicht erfahren können, — während einiger Wochen im Hospital behandelt, wo er wegen vorgerückter Phthisis pulm. verpflegt wurde, und habe die Ursache der langen Gefängnissstrafe von einigen Leuten erfahren, die ihn früher, — als er seine Künste und Zaubereien trieb (Obia werden diese schwarzen Künste im Negerenglischen genannt), — persönlich kannten. Als er ins Hospital kam, war er schon im letzten Stadium der Phthise."

Dazu war nachstehende Notiz beigefügt:

Skull of a dark mulatto (Carbouger from Surinam), Wekker Johannis, aet. 42, who died of phthisis pulmon. on June 12, 1887. Patient was a long, lanky fellow with long hands and feet. The colour of his skin generally was light coffee brown, the hair of his head was woolly and short and his beard and moustache only slightly developed. The colour of irides was brown.

As regards the character of this fellow, his antecedents were not good. He had been a Sorcerer (Obiaman) and on account of having killed a woman was imprisoned for many years. He first came under my observation whilst in the prisoner's ward. —

Der Schädel von Wekker zeigt einen ausgemacht männlichen Habitus: starke Supraorbitalwülste, ungewöhnliche Schwere (996 *g* d. h. 384 *g* mehr, als der Schädel von Attei Zendé), sowie dicke, starke Muskel- und Sehnenansätze, ungewöhnlich grosse Gefässlöcher (For. supraorbitalia, infraorbitalia, mentalia). Laterale Theile der Coronaria und mittlere der Sagittalis synostotisch. Seine Capacität (1166 *ccm*) ist trotzdem noch kleiner, als die des Buschnegers, dem er im Horizontalumfang ganz gleich steht (495 *mm*). Sonst bietet er aber manche erhebliche Unterschiede. Seinen Indices (Längenbreitenindex 76,3, Längenhöhenindex 78,0) nach ist er hypsimesocephal. Die Stirn niedrig, aber breit (99 *mm*) mit leichter medianer Crista und schwachen Tubera. Scheitelgegend hoch, aber schon in der Tuberallinie der Scheitelbeine beginnender Abfall, die Hinterhauptsschuppe steil aufgerichtet. Die gerade Hinterhauptslänge beträgt nur 26 pCt. der Gesammtlänge, dagegen misst die Entfernung der Nasenwurzel vom Hinterhauptsloche 100 *mm*. Die Sagittalmaasse der einzelnen Dachknochen ergeben folgende Verhältnisse:

Sagittalumfang des Stirnbeins	34,9
Länge der Pfeilnaht	33,2
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe .	31,8
	99,9

Die Verschiedenheit von dem Buschneger ist also sehr gering. Die Tubera parietalia schwach entwickelt; die Plana temporalia bis an sie heranreichend. Schläfenbeine platt, in der eigentlichen Schläfengegend die Anguli parietales eingedrückt, daher leichte Stenokrotaphie. Oberschuppe des Hinterhauptes gross, an der Unterschuppe kräftige Cerebellarwölbungen und dazwischen eine tiefe, mediane Längsgrube. Um den Rand des rundlichovalen For. magnum Knochenwucherungen.

Alle Gesichtsknochen, besonders der Unterkiefer, sehr grob und eckig, so dass das Ganze einen fast bestialischen Eindruck macht. Gesicht hoch, aber wegen der starken Ausbiegung der Jochbogen zugleich breit, daher der Index (90,1) gerade an der Grenze von Lepto- und Chamaeprosopie. Orbitae hypsikonch (90,1), eckig. Wangenbeine sehr höckerig. Die Nasenbeine leider abgebrochen, die Wurzel der Nase breit und niedrig, der Rücken eingebogen, von der Sut. nasofrontalis aus scheinbar ein Paar Schaltbeinchen eingreifend; das Septum stark nach rechts gewendet; Index (50) mesorrhin. Volle Fossae caninae. Kräftige Prognathie, so dass der Zahnrand 8 *mm* weiter vom Hinterhauptsloche entfernt ist, als die Nasenwurzel. Alle Zähne, auch die grossen Schneidezähne, erhalten und in gutem Zustande. Gaumen sehr tief, hyperleptostaphylin (63,6). An der inneren Seite der Zähne schwärzliche Färbung (Betel?). Die vorderen stärker abgenutzt, an den hinteren fast noch ganz frische Cuspides. Der Unterkiefer sehr gross und kräftig, in der Mitte bis zum Rande der Zähne 45, bis zum Alveolarrande 35 *mm* hoch, der untere Rand dick, das Kinn dreieckig, die Seitentheile dick, die Aeste gerade angesetzt und sehr breit (40 *mm*). Sämmtliche Zähne in bestem Zustande. —

Bevor ich diese Schädel weiter bespreche, wird es zweckmässig sein, auf die hervorragenden Publikationen hinzuweisen, welche wir in den letzten Jahren der eifrigen Mitwirkung des Prinzen Roland Bonaparte verdanken. Die Amsterdamer Colonial-Ausstellung, welche eine grössere Zahl von Eingebornen Surinam's nach Europa geführt hatte, lieferte ihm die Materialien zu dem grossen Prachtwerk: Les habitants de Suriname. Paris 1884. Seitdem ist mit seiner Unterstützung die Reise des Hrn. ten Kate nach Guyana und Venezuela ausgeführt worden (Verh. 1886. S. 108), und wir haben eine Uebersicht der auf derselben gesammelten anthropologischen Beobachtungen in einem Artikel der Revue d'anthropologie 1887. Sér. III. T. II. p. 44) erhalten. Beide geben Messungen von Lebenden, Hr. ten Kate in grösserer Ausführlichkeit, aber auch er bringt leider nur die Mittel, nicht die Einzelfälle, so dass eine kritische Benutzung seines Materials ausgeschlossen ist.

Die Buschneger sind bekanntlich Abkömmlinge von Negersklaven, welche in früherer Zeit, viele schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, den Colonisten von Surinam entlaufen sind und sich in den Wäldern angesiedelt haben. Nach vergeblichen, zum Theil recht blutigen Versuchen, sie zurückzuführen, hat man sie endlich seit 1762 gewähren lassen. Nach Hrn. ten Kate, der sie besucht hat, leben sie gegenwärtig in 5 oder 6 Stämmen, die sich abgesondert von den sonstigen Eingebornen halten. Man dürfte daher vielleicht hoffen dürfen, dass eine ausgiebige Untersuchung derselben Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage nach der Einwirkung des Klimas auf eine fremde Bevölkerung liefern werde.

Prinz Roland Bonaparte (p. 155) giebt Messungen von 4 Individuen, von denen jedoch eines nur 13 Jahre alt war. Der Kopfindex der 3 Erwachsenen war mesocephal (76, 31—77, 59—78, 94), der des Knaben dolichocephal (74, 01). Auch Hr. ten Kate (l. c. p. 65) erhält mesocephale Zahlen: bei 10 Männern 79,59 (oder 79,44), bei 5 Frauen 79,89. Das würde also mit dem Index meines Buschneger-Schädels recht gut stimmen. Indess darf nicht übersehen werden, dass nach seinen früheren Angaben (Verh. 1886, S. 108) Hr. ten Kate auch Buschneger von einem Index von 83 fand. Ebenso wenig passen andere Angaben. So wäre nach der Angabe des Prinzen Bonaparte (p. 124) das Hinterhaupt des Buschnegers sehr flach und

auch die Nase sehr flach und breit. Hr. ten Kate (p. 62) erklärt, dass die Nase sehr variabel sei und viel zu der grossen Verschiedenheit der Physiognomien beitrage, die man unter ihnen beobachte; trotzdem seien sie sämmtlich platyrrhin. Diese Merkmale finden sich an dem Schädel von Attei Zendé nicht, denn er hat nicht nur ein langes Hinterhaupt, sondern auch eine hyperleptorrhine Nase Ob diess einer Mischung der Rasse zuzuschreiben ist, muss ich dahingestellt lassen.

Was die Höhe des Körpers anbetrifft, so schwankte dieselbe bei den 3 Erwachsenen des Prinzen Bonaparte zwischen 1,62 und 1,71 *m*. Hr. ten Kate erklärt, dass sie etwas unter dem Mittel sei; er giebt sie für die 10 Männer zu 1,6, für die 5 Frauen zu 1,5 *m* an. Dabei finde sich eine merkwürdige Entwickelung des Brustkorbes und ein ausgesprochener, aber keineswegs excessiver Prognathismus.

Die Hautfarbe ist nach Hrn. ten Kate sehr verschieden, in der Regel zwischen 27/28, 28—29, 29—30, 29—37, 29—43 und 37—43, am häufigsten 28—29. Die Haare stets schwarz, jedoch weniger dunkel, als bei den Indianern, wollig oder kraus (laineux ou crépus) und im Allgemeinen kurz. Unter den, von Hrn. Spitzly übersendeten getrockneten Hautstücken ist eines von der Stirn, welches sowohl Kopfhaare, als die Augenbrauen trägt. Erstere sind sehr fein, gebogen (kraus), aber nicht spiralgerollt; mikroskopisch erscheinen sie ganz hellbraun mit eingestreuten dunklen Pigmentkörnchen, ohne Mark und Cuticula, an den Enden zugespitzt. Die Augenbrauen sind dicht, kurz, glatt und schwarz; mikroskopisch erscheinen sie ganz schwarz, ohne eine Spur von Unterschied der inneren und äusseren Lage. Die Haut selbst sieht dunkelbraun aus, besitzt aber nicht mehr ganz unversehrte Epidermis, wohl aber das ganze Rete malpighii. Auch erkennt man tiefe Tättowirungsmarken: eine grosse Anzahl kurzer (5—6 *mm*), meist senkrechter oder schräger, häufig zu 2 parallel neben einander gestellter, in Reihen angeordneter schwarzer Striche. Im Ganzen befinden sich an der Stirn 5 Gruppen von Strichen: eine centrale über dem Nasenfortsatz (12 Striche), 2 laterale an der Schläfe (16 Striche) und 2 tuberale (je 12 Striche). Bei der mikroskopischen Untersuchung sieht man sehr schön die feinen Narbenzüge, welche sich bis tief in das Unterhautgewebe erstrecken, erfüllt mit schwarzen, offenbar kohligen Partikeln. Das Pigment des Rete ist dunkelbraun, in sehr feinen Schichten gelbbraun und setzt sich constant eine Strecke weit in die äusseren Haarscheiden fort. Ausser dem Rete enthält aber auch die Cutis selbst braunes Pigment in nicht geringer Menge und zwar, soviel ich sehe, regelmässig in sternförmigen, häufig gruppenweise gestellten Zellen. Das andere Hautstück aus der Lendengegend ist insofern interessant, als es bei der Betrachtung mit der Loupe eine sehr häufig bei Schwarzen von mir beobachtete Erscheinung in grosser Schönheit zeigt, nehmlich dass in dem bräunlichgelben Grunde, in regelmässigen Abständen, dunkel gefärbte kleine Ringe, — die Mündungen der Haarbälge, — liegen, um welche herum in zierlichen braunen Netzen die Begrenzungen der Hautfältchen ein zierliches Gitter bilden.

Hr. Spitzly hat die Güte gehabt, Haarbüschel von zwei Jungen von etwa 6 und 12 Jahren, Brüdern und Indianern, mitzuschicken. Dieses Haar ist charakteristisch amerikanisch, schwarz, ganz straff, dick, mit leichter Neigung zu einfacher Einbiegung. Jedes einzelne Haar unterscheidet sich schon makroskopisch von dem des Buschnegers.

Das Becken von Attei Zendé erinnert durch seine Kleinheit und die gestreckte Form der Apertur einigermaassen an die Becken der Namaqua (Verhandl. 1885. S. 316), aber es unterscheidet sich von denselben durch die viel geringere Neigung

und durch die geringere Länge der hinteren Abschnitte der Darmbeine. Auch Hr. ten Kate findet den Wuchs der Buschneger schlanker (plus fine), als den der Indianer, was nach seiner Auffassung daher komme, dass die Hüften im Verhältniss zu der Breite der Schultern schmaler seien. Viele Individuen, sowohl Männer als Frauen, zeigten eine ausgesprochene Einsattelung des Rückens, wobei das Kreuzbein eine sehr schräge Axenstellung einnehme und die Sacralgegend im Ganzen abgeplattet sei. Auch bei fetten Frauen finde sich keine Steatopygie.

Eine Vergleichung der Buschneger mit bestimmten Stämmen Westafrikas, welche ja an sich sehr nahe läge, wird wohl erst dann angestellt werden können, wenn wir sowohl von den Buschnegern, als von den Westafrikanern mehr wissen. Vorläufig kann nur darauf hingewiesen werden, dass mesocephale Stämme am unteren Congo noch heute in grösserer Ausdehnung sitzen (Verh. 1886. S. 33 und 764), und dass die Methode der Tättowirung manche Aehnlichkeit zeigt, indess scheint in Guyana Feilung der Zähne nicht mehr vorzukommen. Dagegen könnte das Fehlen des rechten oberen Schneidezahns und die vollständige Obliteration seiner Alveole darauf hindeuten, dass dieser Zahn absichtlich ausgeschlagen worden ist. Ueber alle diese Dinge wären genauere Nachrichten sehr erwünscht, wie denn vielleicht aus den Akten der Colonialregierung oder aus anderen Nachrichten sich vielleicht noch ermitteln liesse, von welchen Küsten Westafrikas vorzugsweise Sklaven nach Guyana gebracht worden sind. —

Karbugers nennt man gewöhnlich die Kinder eines Mulatten und einer Negerin (Prinz Bonaparte l. c. p. 168). Indess unterscheidet man nach Hrn. ten Kate in Surinam selbst 2 Arten von Karbugers, nehmlich einerseits Mischlinge eines Negers mit einer Mulattin oder eines Mulatten mit einer Negerin, andererseits die Carbougres indiens oder Indiens carbougres, bei welchen die Mutter Indianerin, der Vater Neger, Mulatte oder sonst ein Mischling aus schwarzem Blute ist. „Sehr selten, vielleicht nie, ist der Vater ein Buschneger.“ Sie mischen sich unter einander und mit Indianern, denen sie im Typus am meisten gleichen und nach deren Art sie auch leben, ohne irgendwo zu besonderen Stämmen zusammengetreten zu sein. Ihr schwarzes Haar zeigt häufig ausgesprochen wellige Biegungen (des ondulations prononcées) und die Neger-Mischlinge frisiren sich dasselbe in der Art, dass ihr Haar den Spiralrollen der Neger ähnlich wird. Aus den Abbildungen des Prinzen Bonaparte (l. c. Fig. XLV, XLVI, LII, LIII, LVIII, LIX) geht dieser Unterschied nicht deutlich hervor. Jedenfalls war nach der Mittheilung des Hrn. Spitzly das Haar von Wekker wollig und kurz und sein Backen- und Schnurrbart nur wenig entwickelt, so dass wir ihn wohl zu der ersten Gruppe, zu den Neger-Mischlingen, rechnen müssen.

Sein Schädel erwies sich als hypsimesocephal und seine gerade Hinterhauptslänge betrug weniger, als $^1/_3$ der Gesammtlänge; er ist also recht verschieden von dem Schädel des Buschnegers. Auch die Messungen des Prinzen Bonaparte (l. c. p. 201, 207, 213) ergaben mesocephale Indices (76,75—77,77—77,12). Dagegen fand Hr. ten Kate (l. c. p. 57) unter 18 Karbugers 8 mesocephale und 10 brachycephale. Jedenfalls steht der Karbuger-Schädel dem Buschneger-Schädel verhältnissmässig näher, als den Indianer-Schädeln der Tierra firma.

Bei verschiedenen Gelegenheiten, insbesondere bei Besprechung des mir von Hrn. Spitzly übersendeten Schädels eines Arowaken-Kindes (Verh. 1886. S. 108) und der später durch die Gesellschaft erworbenen Schädel von Goajiros (ebendas. S. 692), habe ich die vorherrschende Brachycephalie der Indianer von Guyana und Surinam hervorgehoben. Hr. ten Kate ist zu demselben Ergebniss gekommen.

Nachträglich finde ich, dass auch J. van der Hoeven (Catal. craniorum diversarum gentium. Lugd. Bat. 1860. p. 60) 2 Schädel von Goajiros besass: aus den von ihm gegebenen Zahlen berechnen sich für dieselben Indices von 78,9 und von 77,8, aber seine Maasse sind nach einer etwas abweichenden Methode genommen. Immerhin würden sie das aus viel grösseren Reihen von Untersuchungen gewonnene Ergebniss nicht umstossen. Auch ich fand mesocephale Goajiro-Schädel, aber sie bildeten die Minorität. Die grösste Differenz in Bezug auf das osteologische Material besteht in der grossen Stärke und Kräftigkeit der Knochen bei dem Karbuger, womit auch die Verschiedenheit der Gesichtsindex-Zahlen und die Grösse der Prognathie zusammenhängt. Durch die Kleinheit des Schädel-Innenraums stehen sich die Neger, die Mischlinge und die Goajiros sehr nahe.

Surinam	Buschneger Attei-Zeudé	Carbouger Joh. Wekker
I. Schädelmessungen.		
Gewicht	612 *g*	996 *g*
Capacität	1180 *ccm*	1166 *ccm*
Grösste Länge	174 *mm*	173 *mm*
„ Breite	134 p	132 t
Gerade Höhe	127	135
Ohrhöhe	107	112
Gerade Hinterhauptslänge	66	45
Stirnbreite	98	99
Temporalbreite	113	107
Parietalbreite (Tubera)	102	—
Sagittalumfang des Stirnbeins	127	126
Sutura sagittalis	116	120
Sagittaler Umfang der Hinterhauptsschuppe	114	115
Ganzer Sagittalbogen	357	361
Entfernung des Foramen magnum von der Nasenwurzel	92	100
„ „ Ohrloches von der Nasenwurzel	98	103
„ „ Foramen magnum vom Nasenstachel	90	102
„ „ Ohrloches vom Nasenstachel	106	115
„ „ Foramen magnum vom Zahnrand	—	108
„ „ Ohrloches vom Zahnrand	—	123
„ „ Foramen magnum vom Kinn	100	113
„ „ Ohrloches vom Kinn	127	135
Horizontalumfang	495	495
Gesichtshöhe A	124	119
„ B	76	76
Gesichtsbreite a	124	132
„ b	93	95
„ c	88	94
Orbita, Höhe	35	34
„ Breite	40	39

Surinam	Buschneger Attei-Zendé	Carbouger Joh. Wekker
Nase, Höhe	58	52
„ Breite	25	26
Gaumen, Länge	54	55
„ Breite	35	35
II. Berechnete Indices.		
Längenbreitenindex	77,6	76,3
Längenhöhenindex	72,4	78,0
Ohrhöhenindex	61,4	64,7
Hinterhauptsindex	37,9	26,0
Gesichtsindex	100,0	90,1
Orbitalindex	87,5	87,1
Nasenindex	41,7	50,0
Gaumenindex	64,8	63,6

(22) Hr. Mense spricht, unter Vorlegung von Schädeln, über die

Anthropologie der Völker vom mittleren Congo.

Während eines zweijährigen Aufenthaltes am Congo als Arzt im Dienste des „État Indépendant du Congo", von welcher Zeit ich den grössten Theil in Léopoldville am Stanley-Pool verbrachte, hatte ich Gelegenheit, eine grössere Anzahl von Körpermessungen an Eingebornen vorzunehmen und einige Schädel zu erwerben. Bei den anthropologischen Messungen liess ich die nicht aus dem Congobecken stammenden schwarzen Arbeiter und Soldaten ausser Acht, weil bei diesen Leuten Herkunft und Stammesangehörigkeit nicht genau genug zu ermitteln war, und beschäftigte mich nur mit den verschiedenen Stämmen, welche die Umgegend des Stanley-Pool bewohnen oder aus benachbarten Districten zu Handelszwecken in grösserer Menge dorthin kommen. — Die Völkerkarte jener Gegend würde eine recht bunte sein, da die Verkehrs- und Handelsverhältnisse verschiedene, ursprünglich nicht dort einheimische Volksstämme dorthin gelockt haben. — Die eigentlichen Aboriginer und einstigen Herren des ganzen Landes südlich vom Pool sind die Wambundu, auch Wambunu genannt, ein Stamm, welcher das Südufer des Congo vom Inkissi-Flusse bis zum Mangéle-Berge bewohnt. In der Nähe des Pool liegen ihre Dörfer auf der, in einem weiten Halbkreise um diese seeartige Erweiterung des Flusses ziehenden Hügelkette, wo sie fruchtbaren Boden für ihre ausgedehnten Pflanzungen finden. Die Wambundu treiben nehmlich neben dem Elfenbeinhandel noch bedeutenden Feldbau, so dass sie von ihren Erzeugnissen, besonders dem Maniokbrode (Chicuanga), noch an die Nachbarstämme verkaufen können, welche über dem Handel den Ackerbau vernachlässigen oder doch nicht so viel dem Boden abgewinnen, als in ihren volkreichen Niederlassungen verzehrt wird. Es sind dieses vorzüglich die Bateke und die Wabari, welche das niedrigere Vorland zwischen der Hügelkette der Wambundu und dem Flusse besetzt halten. Der friedliche Verkehr dieser Volksstämme hat zu grosser Vermischung durch Heirathen und Sklavenaustausch geführt, trotzdem aber besteht ein unverkennbarer Unterschied. Während die Wambundu sich ihrer Sprache nach den

Bakongo vom unteren Flusslauf nähern, gehören die Bateke einer im Innern sitzenden Namensgruppe an, und ihre Einwanderung giebt ein Beispiel der grossen Volksverschiebungen am Congo, deren Ergebniss das jetzige bunte Gemisch ist.

Es scheint, als wenn erst mit dem Aufhören der Sklavenausfuhr nach Amerika, oder vielmehr sobald der die Stämme verfeindende Sklavenraub dem legitimen, friedlichen Elfenbeinhandel Platz machte und die der Küste näher wohnenden Völker mit den Bewohnern des an Elfenbein reicheren Innern Handelsbeziehungen anknüpften, der Stanley-Pool ein wichtiges Verkehrscentrum wurde und durch seine Lage am Endpunkte der Schiffbarkeit des mittleren Congo und am Anfange der Landroute zur Küste entferntere Stämme zur Einwanderung einlud. So sind die Bateke, um Handel zu treiben, aus dem Gebiete zwischen Alima und Congo, wo noch jetzt in Mbey ihre bedeutendste Niederlassung sich befindet, südwestlich ziehend an den Stanley-Pool gekommen. Anfangs waren sie nur gering an Zahl, ihre Dörfer wuchsen jedoch durch Nachschub aus der Heimath und Ankauf von Wambundu- und Bakongo-Sklaven, zugleich mit dem Reichthum ihrer Bewohner. Die Entstehung von Kintamo, dem Dorfe bei der Station Leopoldville, wenige Jahre vor der ersten Ankunft Stanley's am Pool, ist der neueste Fall einer solchen Ansiedelung. Wie am Südufer die Wambundu, so werden an dem jetzt Frankreich gehörenden Nordufer die Balali durch Bateke- und Wabari-Niederlassungen vom Pool getrennt, finden aber, wie jene, in den Dörfern der Eindringlinge ein reiches Absatzgebiet für ihre Bodenprodukte. Auch die Balali stehen den Bakongo näher, als den Bateke, obschon sie sich weit gegen Nordosten ins Innere erstrecken.

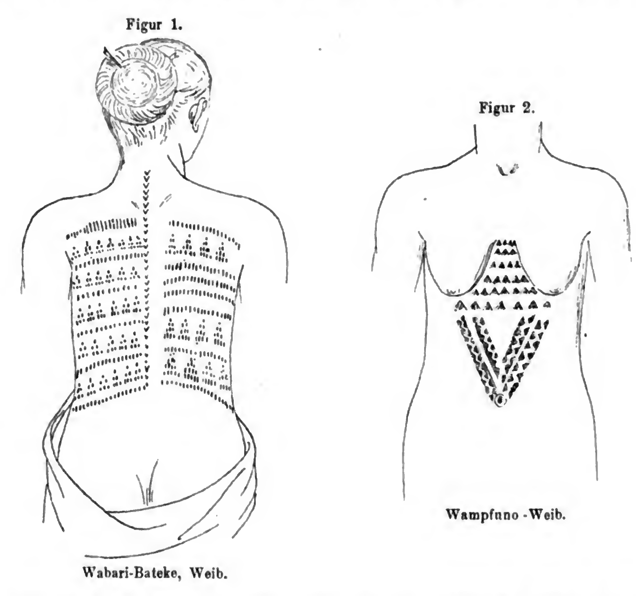
Die Herkunft der Wabari ist etwas unklar. Ihre wichtigsten Niederlassungen am Südufer sind Kinshassa, wo sie mit Bateke gemischt sitzen, dort herrscht der alte Nsubila (Ntschuvila bei Stanley) über beide Stämme, ferner Kimpoko und Mikunga. Ausserdem aber findet man sie in Kimbangu mit einem anderen Stamme, den Wampfuno, gemischt und in Lemba in den Dörfern der Wambundu lebend. Auf dem Nordufer wohnen sie besonders in Mpila.

Ihre Sprache ähnelt sehr dem Kiteke (der Sprache der Bateke), hat aber Anklänge an die Sprache der Bayansi. Auch ihre Gebräuche stimmen mit denen der am Pool wohnenden Bateke überein; ihre Fetische sind dieselben und bestehen aus Holzfiguren, welche die Gestalt des Menschen nachahmen und auf der Brust eine tief ausgeschnittene Grube tragen, in welche eine teigartige, aus Palmöl, gestampftem Rothholz u. s. w. bestehende Masse eingeknetet wird. Die Masse dient als Medikament, während die Holzpuppe keine andere Bedeutung, als die eines Trägers dieser Paste, hat. Von „Götzenanbetung", wie man oft fälschlich den Fetischcultus aufgefasst hat, kann keine Rede sein. Die benachbarten Wambundu haben ähnliche Fetische. Die meisten bei den Bateke und Wabari vorgefundenen Figuren werden von den fleissigeren Wambundu geschnitzt und an die anderen beiden Stämme verkauft. Bei allen dreien findet man jedoch keine Spur der an der Congomündung gebräuchlichen Fetisch-Beschwörung durch Nägeleintreiben. Sie alle machen auch einen Unterschied zwischen Nsambi, Gott, welcher alles regiert, und den Fetischen, welche nur zur Bereitung von Medicin und Zaubermitteln dienen. Da die Wabari überall innig mit den Bateke verschmolzen erscheinen, gemeinsame Häuptlinge haben und selbst von den Eingeborenen meistens mit den letzteren identificirt werden, ferner die Sprache, Haartracht und Gebräuche sehr ähnlich sind, kann man beide wohl zu einer Stammesgruppe rechnen. Die Haartracht der Bateke und Wabari ist ein auf dem Scheitel getragenes rundes Toupet, oft auch eine von der Stirn zum Hinterhaupt verlaufende Raupe.

Die Tättowirung der Bateke besteht aus 10—20 von der Schläfengegend

senkrecht über die Wangen verlaufenden Einschnitten, welche jedoch nicht, wie bei anderen Stämmen, künstlich zum Aufschwellen gebracht sind. Die Tättowirung ist am Pool im Verschwinden begriffen; die dort geborenen Bateke tragen sie nicht mehr. Wabari- und Bateke-Weiber haben oft eine hübsche Rückentättowirung, welche anscheinend nur von Frauen und Töchtern der Dorfhäuptlinge getragen wird (Fig. 1).

An die Bateke und Wabari schliessen sich östlich und südöstlich die Wampfuno oder, wie die volle Form lautet, Wampfuninga, an. Dieser Volksstamm hält sich vom Handel fern und macht, obwohl sein grosses Gebiet von drei grossen Flüssen, dem Congo, dem Kassaï und dem Kuango eingefasst wird, von den grossen Wasserstrassen fast keinen Gebrauch. In Folge dessen findet man vom Congo bis zur Kassaï-Mündung Bateke-Niederlassungen, und am unteren Kassaï bis zur Kuango-Mündung Bayansi- und Wabuma-Dörfer, welche lebhaften Handel treiben, obschon das Land den Wampfuno gehört. Nur dort, wo sie gemischt mit anderen Stämmen leben, wie in Kimbangu am Stanley-Pool, wird Handel getrieben; oft aber entstehen auch aus dem Handelsverkehr Reibereien und kleine Kriege, wie eine längere Fehde, welche Kimbangu vor etwa 8 oder 9 Jahren mit allen umliegenden Dörfern führte, beweist. Die Hauptmasse des Wampfuno-Stammes wird durch den Gebirgs-



Figur 1.

Wabari-Bateke, Weib.

Figur 2.

Wampfuno-Weib.

zug des Mangéle und das diese Berge umgebende wasserlose Hügelland vom Stanley-Pool getrennt. Sie leben vom Feldbau und von der Jagd, und gelten bei den anderen Stämmen als tapfer und gewaltthätig, werden sogar als Menschen-

fresser verschrieen, was jedoch wohl nur Verleumdung freundlicher Nachbarn ist, wie man sie häufig findet. Die Ausdehnung des Stammes ist bedeutend, wegen seiner Unzugänglichkeit ist jedoch wenig von ihm bekannt. (Es gelang mir nicht, ein Exemplar zu messen.) Sprachlich kommen sie den Bateke nahe, wenigstens zeigt sich in ihrer Mundart eine ähnliche Neigung zu Contractionen, wie im Kiteke. Auch ihre Haartracht ist ein runder Chignon, dem oft zur Stütze ein kreisförmiges Stück Holz eingelegt wird. Die Tättowirung unterscheidet sich von der der Bateke nur durch die mehr schräg nach vorn gerichtete Anordnung der Einschnitte auf den Wangen. Bei Wampfuno-Frauen sieht man (Fig. 2) eine eigenthümliche Brust- und Bauchtättowirung. Es gelang mir nicht, einen dieser scheuen und gegen die ihnen unverständlichen Handgriffe äusserst misstrauischen Menschen für eine Messung zu gewinnen. Ihr Typus erinnert jedoch lebhaft an die Formen, die mir bei den Bateke am meisten auffielen, mit langem, schmalem Gesichte, hoher, bombirter Stirn, flachem und breitem Nasensattel.

Um keinen in der Umgebung des Stanley-Pool wohnenden Stamm unerwähnt zu lassen, nenne ich noch die Bakuo oder Bakoa, ein Völkchen, welches westlich auf dem Nordufer des Stanley-Pool, ohne jedoch den Fluss unmittelbar mit seinen Dörfern zu berühren, sich an die Bateke reiht, und zwischen diesen Stamm und den weiter westlich wohnenden Babuende sitzt. Fälschlich werden sie oft mit den Balali verwechselt. Wenn man dem Pfade von Brazzaville nach der Missionsstation der Pères du St. Esprit, St. Joseph de Linzolo, folgt, kann man ihre Dörfer besuchen, welche meistens abseits vom Wege liegen, während die geschäftseifrigen Bateke in dem Bestreben, sich die Handelsstrasse zu den Babuende, und somit weiter zur Küste zu sichern, am Wege immer weiter ihre Niederlassungen nach Westen vorschieben. Die Bakuo leben vom Feldbau; sie sind ein kleiner Menschenschlag mit starkem Bartwuchs. Ich konnte keinen bewegen, sich eine Messung gefallen zu lassen, doch glaube ich nicht, ein Individuum über 165 *cm* gesehen zu haben. Sonstige Eigenthümlichkeiten sind mir nicht bekannt, auch über die Sprache konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Ein verdorbenes Kikongo bildet bei diesen Stämmen das allgemein gebräuchliche Verständigungsmittel.

Eine ethnographische Skizze des Stanley-Pool und seiner Umgebung würde unvollständig sein, wenn man zwei Stämme unbeachtet liesse, welche zwar nicht dauernd am Pool ansässig sind, aber stets durch eine grössere Anzahl ihrer Angehörigen in den dortigen Dörfern vertreten werden. Es sind diese die Bayansi und Wabuma. Sie kommen und gehen, eine Abtheilung löst die andere ab, so dass der diesen fremden Gästen zugewiesene Theil der Dörfer nie der Bewohner gänzlich entbehrt.

Die Bayansi kommen in Canoes stromabwärts, um ihr Elfenbein an die Händler am Pool zu verkaufen. Es dauert Wochen lang, ehe das Geschäft abgeschlossen ist, aber auch dann noch bleiben die Verkäufer im Dorfe des Käufers, welcher für ihren Unterhalt zu sorgen hat, bis er den ausbedungenen Preis in Stoffen, Messingdraht, Gewehren, Pulver und dergleichen erlegt hat. Falls die gewünschten Waaren nicht im Dorfe vorhanden sind, wandert das Elfenbein eine Etappe weiter zu einem der Küste näher wohnenden Stamm, und mit dem dort erhaltenen Erlös können erst die wartenden Bayansi bezahlt werden, welche sich mittlerweile unter Tanz und Zechgelagen die Zeit vertreiben. Auch ohne den bösen „Negerrum" oder Gin, welcher durch den weiten Landtransport zu sehr vertheuert werden würde und deswegen nur selten zum Pool kommt, wird dem Trunke bedeutend gehuldigt, denn aus Palmsaft, Bananen, Mais und dergleichen lassen sich ja berauschende und dem Negergaumen zusagende Getränke genug bereiten.

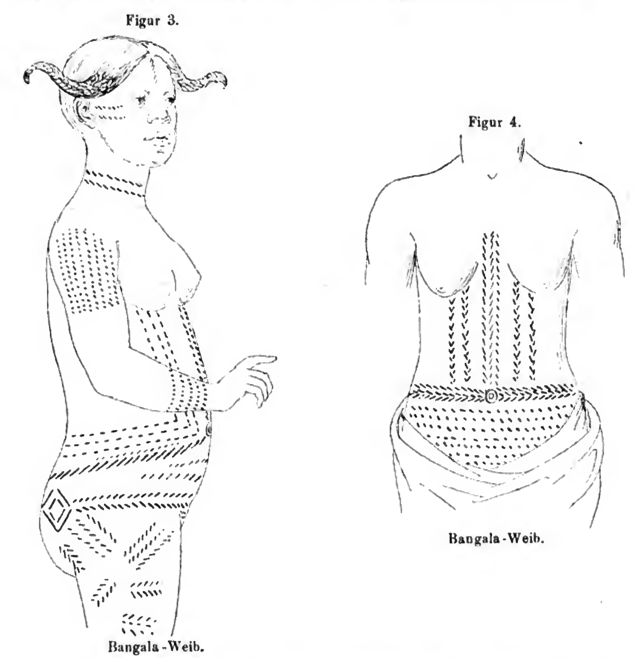
Die Heimath der Bayansi ist die zwischen Kassaï- (Kwa-) Mündung und Ubangi gelegene Uferstrecke des Congo; auch über die Ubangi-Mündung hinaus findet man noch Bayansi-Niederlassungen, welche ohne scharfe Grenze in das Gebiet der Bangala und anderer Stämme übergehen. Sie selbst nennen sich Babangi und behaupten, von Norden gekommen zu sein. Bayansi heisst „Flöhe“ und ist ein Schimpfname, welchen die Nachbarstämme dem in ihren Dörfern sich einnistenden Handelsvolke beigelegt haben. Auch die Bayansi haben sich, wie die Bateke, am Flusse weiter nach Westen vorgedrängt, das Hinterland anderen Stämmen überlassend. Ihre Sprache ist sowohl vom Kikongo, als vom Kiteke wesentlich verschieden, und wurde, wie das Kiteke, zuerst von dem englischen Missionar Dr. Sims eingehend studirt. Im Gegensatz zu den westlicher wohnenden Stämmen sind den Bayansi geschnitzte Figuren-Fetische unbekannt, sie gebrauchen als Heil- und Zaubermittel amuletartige Säckchen, Medicin-Hörnchen u. s. w. Auch die Haartracht ist eine andere, als bei den bisher genannten Volksstämmen. Das lang gehaltene Haar wird in zwei Formen geflochten. Am häufigsten sieht man es mit einem mittleren, sagittal verlaufenden Scheitel und über den Ohren hervorstehenden Rankenflechten angeordnet; oft aber ist das Haar auch von den seitlichen Partien des Kopfes aufwärts gekämmt und in der Mitte zu einer dicken Flechte vereinigt, welche über die Stirn hinausragt. Die Tättowirung ist allgemein gebräuchlich und besteht aus einer senkrechten Reihe kurzer Einschnitte, welche über die Stirn zur Nasenwurzel und von den Ohren, der Richtung des Jochbogens folgend, zu den Augen verlaufen.

Die Frauen der Bayansi tragen oft schwere, um den Hals geschmiedete, solide Messinghalsbänder, deren Gewicht manchmal 20 Pfund erreicht und die Haut der Schulter wund quetscht. Der schmerzhafte Schmuck repräsentirt einen bedeutenden Schatz, da er aus den von Europa kommenden Mitakos, dünnen Messingstäben, geschmiedet wird, und ist auf diese Weise ebenso sicher aufgehoben, als die Mengen von Messingdraht, welche in der Nähe der Dörfer vergraben oder in den Fluss versenkt werden.

Das genannte drückende Halsband ist noch häufiger, als bei den Bayansi, bei den Wabuma zu finden, welche, mit ganzen Canoeladungen geräucherter Fische vom unteren Kassaï kommend, die stark bevölkerten Handelsniederlassungen am Pool mit diesem geschätzten Nahrungsmittel versorgen und die Produkte Europas dafür eintauschen. Die Wabuma sind ausserdem ausgezeichnete Töpfer und bilden aus der weissen Thonerde ihres heimathlichen Bodens Teller, Töpfe und Flaschen von einfacher schöner Form. Eine Eigenthümlichkeit zeichnet sie vor den anderen Völkern aus und fiel schon Stanley auf, nehmlich die bei ihnen bestehende weibliche Herrschaft. Fast überall in den Wabuma-Dörfern findet man Königinnen anstatt der „Könige“, und in Folge dessen auch weibliche „Fetischpriesterinnen“. Wohlweislich dulden die schwarzen Fürstinnen keine Polygamie, sondern der Mubuma muss sich mit einer Frau begnügen, während die Herrscherinnen in diesem Punkte weniger bescheiden sind.

Wabuma- und Bayansi-Händler findet man in allen Orten am Stanley-Pool. Die Bayansi fahren sogar mit ihren Canoes die kleinen, auf dem Südufer mündenden Nebenflüsse und Bäche hinauf, soweit dieselben schiffbar sind, um zu den landeinwärts liegenden Dörfern gelangen und ihr Elfenbein dort absetzen zu können. Ihre Boote, welche oft aus mir unbekannten Gründen einen weissen Hahn auf einer Stange am Bug tragen, beleben den Congo oberhalb des Stanley-Pool und geben ihm den Charakter eines Handelsweges. Andererseits aber trägt die Anhäufung so vieler Menschen zu der Theuerung aller Lebensmittel bei, welche am Pool herrscht

und durch die grosse Zahl der von den Weissen in Stationen und Faktoreien beschäftigten schwarzen Arbeiter noch gesteigert wird. Von letzteren nenne ich als dem Congobecken angehörig nur die Bangala, von welchen Stabsarzt Dr. Wolff bereits eine grössere Zahl von Messungen mitbrachte, und die den Karawanendienst besorgenden Eingeborenen aus der Kataraktenstrecke des unteren Congo, besonders aus dem Distrikte von Lukungu. Die Tättowirung der Bangala-Weiber ist, wie Fig. 3 und 4 zeigen, in origineller Weise über den ganzen Körper verbreitet.



Figur 3. Bangala-Weib.

Figur 4. Bangala-Weib.

Dieses bunte Material stand mir zur Verfügung, als ich, besonders auf Anregung des Hrn. Stabsarztes Dr. Wolff, dem ich zu grossem Danke verpflichtet bin, meine Messungen begann. Es gelang mir, nach und nach 101 Messungen vorzunehmen, wovon 45 auf Bateke, 16 auf Bayansi, 9 auf Bangala, 12 auf Bakongo aus der Gegend von Lukungu, und 7 auf Wambundu fallen. An Balali konnte ich nur 4 Messungen machen. Von den Wabuma und Wabari fand ich nur je 2 Personen bereitwillig, die ihnen so räthselhaft vorkommenden Manipulationen an sich vornehmen zu lassen; von Wabuende habe ich nur ein Individium gemessen. Ferner figuriren auf der hier folgenden Liste 3 Wangatta-Leute. Die Wangatta, so genannt nach dem Dorfe gleichen Namens, bilden einen Theil des Stammes der Bakuti,

welche in der Nähe der Aequatorstation an den Congo stossen. Nach Greenfell haben sie dieselbe Sprache wie ein Stamm, welchen er und von François an den Bussera, Tchuapa, Lulongo u. s. w. gefunden haben. Es hat jedoch in den Wangatta-Distrikt auch eine Bangala-Einwanderung stattgefunden. Diese 3 waren Arbeiter der englischen Baptisten-Mission.

I. Bateke.

1. Ngombele, 18—22 Jahre alt, schlank, Haut dunkelbraun, Conjunctiva mit braun-gelblichen Flecken, Haare kraus, büschelförmig, zu einem Toupet geflochten. Obere mittlere Schneidezähne keilförmig abgefeilt. Bateke-Tättowirung.

2. Gampili, 30—40 Jahre, sonst wie No. 1.

3. Banzali, 30—40 Jahre, vordere Schneidezähne ausgebrochen, sonst wie No. 1.

4. Nsuëli, Kronprinz von Kintamo, 18—20 Jahre, wie No. 1.

5. Esema, Weib von 18—23 Jahren, wie No. 1.

6. Gongila, 18—20 Jahre, wie Nr. 1.

7. Kassië, 30—35 Jahre, wie Nr. 1; spärlicher Kinnbart.

8. Mpula, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.

9. Mabuo, 28—33 Jahre, wie Nr. 1.

10. Ikole, 25—30 Jahre, wie Nr. 1.

11. Mpullu, 40—50 Jahre (?); spärlicher grauer Bart.

12. Mbua, 35—40 Jahre, wie Nr. 1; spärlicher Kinnbart.

13. Massala, 30—35 Jahre, wie Nr. 1.

14. Ikulle, 40—45 Jahre, wie Nr. 1; Kinnbart.

15. Mvula, 25—30 Jahre, Haare zu einer Raupe geflochten, sonst wie Nr. 1.

16. Ngabang, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.

17. Mansehah, 20—25 Jahre, Haare wie Nr. 15.

18. Ntumo, Bateke-Weib, 30—35 Jahre, wie Nr. 1.

19. Useni, Bateke-Weib, 12—15 Jahre (?), Haut hellbraun, sonst wie Nr. 1.

20. Nsumba, 30—35 Jahre, wie Nr. 1.

21. Nkima, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.

22. Diëma, Weib, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.

23. Nsele, Weib, 15—20 Jahre, wie Nr. 1. Rückentättowirung. Gesichtstättowirung fehlt. (Fig. 1.)

24. Mpe, 10—15 Jahre, ohne Tättowirung.

25. Mulonguan, 15—20 Jahre, wie Nr. 1.

26. Mujongo, 12—17 Jahre, wie Nr. 1; Nabelbruch.

27. Ngattua, 30—35 Jahre. Obere mittlere Schneidezähne ganz ausgebrochen; ohne Tättowirung; spärlicher Kinnbart, sonst wie Nr. 1.

28. Diabi, Muteke von der oberen Alima, 25—30 Jahre. Kopf geschoren, spärlicher Kinn- und Schnurrbart, sonst wie Nr. 1.

29. Masanga, 25—30 Jahre, von der oberen Alima stammend, Haartracht u. s. w. wie Nr. 1,

30. Boli, 7—10 Jahre, wie Nr. 1.

31. ? 15—18 Jahre, wie Nr. 1.

33. Ganschuh, Bateke-Weib, Frau Ngaljéma's von Kintamo, 35—40 Jahre. (Im vorigen Jahre hat sie noch geboren, trotzdem schon Arcus senilis corneae.) Rückentättowirung, sonst wie Nr. 1.

34. Muinso, von der oberen Alima, 12—16 Jahre; ohne Tättowirung, sonst wie Nr. 1.

35. Etong, 15—18 Jahre, wie Nr. 1.

36. Gimpindi, 20—25 Jahre, ohne Tättowirung, sonst wie Nr. .
37. ?, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
38. Vula, von Mbey stammend, 25—30 Jahre, wie Nr. 1,
39. Gommojenne, von Mbey stammend, 18—23 Jahre, Kopf plagiocephal, sonst wie Nr. 1.
40. Fumambe, 15—18 Jahre, ohne Tättowirung, sonst wie Nr. 1.
41. Lelinga, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
42. ?, von Mbey stammend, 18—23 Jahre; Adlernase, sonst wie Nr. 1.
43. Ndenscho, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
44. Masia, 30—35 Jahre, wie Nr. 1.
45. Lilendo, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.

II. Bayansi.

1. Koi, 18—23 Jahre. Haut dunkelbraun, Haare zu zwei seitlichen Rankenflechten geordnet, mit mittlerem Scheitel. Obere mittlere Schneidezähne in der Mitte ausgefeilt. Tättowirung eine senkrechte und horizontale Reihe kleiner Striche auf der Stirn.
2. Bingondo, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
3. Mundala, Zähne ohne Feilung; Nabelbruch; sonst wie Nr. 1.
4. Bokatula, 15—18 Jahre, wie Nr. 1.
5. Bunjabongo, 25—30 Jahre, wie Nr. 1.
6. Mobensa, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
7. Nkita, 35—40 Jahre, wie Nr. 1.
8. Eleka, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
9. Najamo, 18—23 Jahre; eine Rankenflechte über der Stirn, sonst wie Nr. 1.
10. ?, 10—15 Jahre, wie Nr. 1.
11. Disambi, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
12. ? 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
13, ? 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
14. Bunu, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
15. Ituba, 30—35 Jahre, wie Nr. 1; Kinnbart in 2 Flechten von 10 *cm* Länge.
16. Muensi, 18—20 Jahre, wie Nr. 1.

III. Bakongo aus der Kataraktenstrecke.

1. Kinzonzi, 40 (?) Jahre, ohne Frisur, Haar kraus, büschelförmig, kurz. Obere mittlere Schneidezähne ausgebrochen; keine Tättowirung.
2. Sungu, 25—30 Jahre, wie Nr. 1, jedoch Kinnbart von 5 *cm*.
3. Nsongo, 15—18 Jahre, wie Nr. 1.
4. Nzenzi, 12—15 Jahre, wie Nr. 1.
5. Makato, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
6. Nkolo, 12—15 Jahre, wie Nr. 1.
7. Nkole, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
8. Dingala, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
9. Mbomo, 15—18 Jahre, wie Nr. 1.

7—9 als Sklaven bei den Bayansi lebend.

10. Mbala, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.
11. ? 25—30 Jahre, wie Nr. 1.
12. Manguana, 10—15 Jahre, wie Nr. 1.

(Fortsetzung auf Seite 641.)

	Bateke											
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
1	184	175	187	191	193	197	182	196	187	175	194	185
2	138	133	144	138	133	138	142	138	134	134	146	137
3	105	111	122	107	127	133	128	114	127	114 (117)	139	121
4	100	98	171	100	109	100	121	117	123	111	123	116
5	184	171	112	176	178	195	198	196	191	187	196	192
6	109	101	96	111	105	121	117	112	109	114	118	115
7	63	67	59	71	65	78	78	69	76	78	77	76
8	137	121	134	132	131	—	141	132	134	133	143	137
9	115	95	116	111	114	113	123	99	113	115	115	117
10	107	94	103	95	96	102	103	110	103	91	107	104
11	37	28	33	33	34	32	35	35	31	37	36	35
12	96	87	99	100	96	105	97	97	96	97	102	97
13	26	29 (47)	25 (36)	24 (43)	39 (42)	37 (35)	36 (44)	26 (43)	31 (43)	33 (49)	34 (45)	34 (48)
14	43	41	34	37	39	35	42	36	42	40	41	39
15	41	35	39	39	39	42	43	40	38	43	44	43
16	63	47	58	57	55	55	57	51	56	52	55	51
17	60	56	53	59	57	55	57	56	56	61	59	64
18	1736	1569	1523	1531	1595	1667	1750	1607	1730	1749	1731	1629
19	1773	1565	1485	1633	1655	1736	1763	1700	1805	1815	1765	1676
20	1469	1303	1250	1267	1345	1368	1512	1331	1463	1471	1454	1385
21	1132	985	950	965	1045	1056	1130	991	1099	1100	1117	1062
22	847	741	758	710	805	797	835	624	855	845	869	825
23	673	589	598	529	873	612	634	517	626	658	658	651
24	918	826	791	823	624	876	984	843	958	943	938	870
25	541	470	482	468	495	509	565	478	559	541	536	520
26	1057	960	918	934	986	1007	1081	975	1068	1069	1073	1000
27	252	205	230	235	236	246	275	246	265	267	259	250
28	88	78	79	80	74	94	89	94	92	95	96	98
29	171	135	147	157	157	166	185	182	181	181	177	175
30	105	79	92	95	84	97	107	91	99	97	101	92
31	945	850	843	943	863	941	985	907	934	924	959	915
32	833	724	731	804	772	814	889	783	819	788	846	777
33	316	289	335	325	316	333	311	315	312	322	328	319

	Bateke											
	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
1	189	192	182	193	189	194	188	183	175	196	192	192
2	143	144	133	144	139	145	142	136	135	143	140	139

Die unter 13 eingeklammerten Zahlen geben das Maass: Nasenwurzel bis Septum.

Bateke												
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
188	185	187	177	180	182	188	192	188	186	177	185	190
140	131	143	135	139	137	140	144	144	132	131	139	138
120	128	111	120	125	115	116	140	126	116	118	121	134
132	119	117	110	117	101	105	105	117	106	109	103	108
165	200	186	175	177	171	164	194	176	172	183	171	174
95	110	105	104	109	106	96	116	107	101	103	100	101
62	69	71	65	71	67	63	68	64	70	65	58	65
137	135	137	134	132	133	131	136	137	128	128	122	133
110	117	115	112	109	108	116	116	123	108	112	108	115
96	98	108	101	104	102	98	102	96	99	90	95	92
35	38	38	35	33	34	40	37	33	32	35	33	32
97	100	93	105	98	96	97	102	100	91	94	100	97
26 (39)	27 (43)	26 (42)	28 (37)	28 (45)	29 (41)	24 (41)	30 (43)	22 (40)	26 (43)	29 (38)	23 (39)	24 (40)
36	40	38	35	41	39	33	33	35	39	34	30	33
46	39	43	44	40	39	40	42	42	31	41	40	45
56	53	57	54	56	58	48	55	55	51	54	51	59
62	56	57	54	56	50	52	60	59	55	60	52	59
1761	1686	1684	1491	1621	1609	1520	1726	1532	1538	1582	1463	1574
1852	1742	1755	1669	1700	1675	1542	1763	1633	1631	1668	1472	1651
1467	1389	1435	1236	1337	1357	1259	1470	1305	1292	1331	1219	1299
1129	1059	1106	935	1028	1038	969	1131	1019	970	1028	938	1002
836	805	836	735	785	800	714	825	752	728	761	712	768
642	658	659	539	573	614	552	622	556	566	575	542	575
938	927	903	790	847	886	784	939	806	799	841	750	848
560	521	520	473	488	524	457	549	497	468	513	471	457
1089	(1032) 1042	1045	866	951	1008	926	1052	949	969	948	885	936
269	241	247	236	256	232	221	250	240	228	237	229	243
94	82	87	86	94	84	80	88	93	85	81	86	97
190	169	171	171	173	155	157	176	175	167	173	159	175
101	76	93	90	94	90	87	96	89	85	87	86	95
991	886	1010	942	933	866	829	956	918	900	928	843	923
804	765	871	770	792	756	785	810	782	793	812	698	805
330	299	342	325	329	314	311	344	321	321	317	296	338

Bateke								Bayansi				
38	39	40	41	42	43	44	45	1	2	3	4	5
190	188	196	193	192	204	202	191	181	172	186	186	193
143	137	137	139	144	139	134	147	147	141	143	139	145

	Bateke											
	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37
3	136	129	136	135	119	140	127	113	121	118	127	129
4	113	133	91	82	101	113	104	187	155	90	100	94
5	179	167	161	191	155	186	190	123	101	182	178	189
6	113	91	104	108	95	113	144	77	66	109	105	117
7	68	56	65	68	61	69	84	129	100	72	64	69
8	129	136	133	134	119	135	137	113	126	134	131	132
9	109	116	118	110	107	117	119	114	103	113	111	111
10	102	109	101	101	88	109	106	99	88	97	97	99
11	35	35	32	31	35	36	38	32	33	35	33	33
12	98	91	104	102	92	103	107	92	98	99	101	104
13	18 (44)	27 (41)	29 (39)	33 (46)	25 (39)	35 (44)	31 (45)	32 (48)	22 (42)	31 (44)	29 (37)	25 (45)
14	37	39	38	36	36	39	42	44	39	38	40	41
15	37	44	46	44	39	47	44	43	35	41	41	41
16	62	55	58	54	47	65	70	57	50	51	54	55
17	54	60	64	59	51	58	57	62	61	51	54	52
18	1685	1552	1600	1600	1450	1600	1650	1650	1567	1608	1633	1580
19	1748	1558	1670	1660	—	—	—	—	1598	1624	1680	1695
20	1401	1296	—	—	—	—	—	—	1333	1345	1370	1337
21	1057	989	—	—	—	—	—	—	1015	1006	1061	1023
22	810	773	—	—	—	—	—	—	753	788	819	765
23	624	584	—	—	—	—	—	—	602	591	620	595
24	889	872	—	—	—	—	—	—	868	877	896	814
25	525	465	—	—	—	—	—	—	499	520	513	480
26	1049	923	—	—	—	—	—	—	987	957	978	932
27	258	218	—	—	—	—	—	—	230	244	239	228
28	94	74	—	—	—	—	—	—	82	95	91	97
29	199	153	—	—	—	—	—	—	99	166	171	168
30	96	88	—	—	—	—	—	—	86	89	95	98
31	919	897	—	—	—	—	—	—	810	854	898	899
32	732	839	—	—	—	—	—	—	658	720	778	801
33	312	329	—	—	—	—	—	—	280	295	326	328

	Bayansi											
	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	1
1	190	195	184	189	182	185	181	191	195	202	198	201
2	148	153	136	138	138	147	144	143	149	156	148	147
3	103	100	124	117	132	149	133	123	—	125	131	133
4	86	127	93	109	102	117	101	102	117	192	103	119
5	165	176	167	183	172	186	189	177	175	123	178	185

Bateke								Bayansi				
38	39	40	41	42	43	44	45	1	2	3	4	5
124	123	118	124	128	116	139	117	136	125	110	121	129
103	101	97	108	101	116	107	98	100	102	121	106	121
171	174	178	173	187	175	192	175	176	161	187	184	181
110	102	108	104	113	111	109	114	105	105	117	106	116
67	70	71	65	73	70	67	76	62	65	75	63	73
127	140	124	131	142	132	136	143	127	128	133	132	133
104	112	105	101	117	106	117	121	111	106	104	104	120
105	98	91	92	108	98	97	109	96	93	106	102	106
31	32	37	33	33	33	37	33	33	22	37	33	41
93	108	102	100	97	105	99	109	90	89	102	101	106
28 (43)	25 (47)	28 (42)	24 (41)	23 (43)	31 (45)	26 (46)	28 (46)	23 (38)	25 (39)	24 (49)	26	30 (46)
41	41	42	30	42	41	42	37	40	37	44	37	44
47	41	34	41	43	45	40	47	40	38	42	42	42
58	56	50	56	63	50	50	60	50	56	57	44	59
63	54	59	56	61	55	54	52	50	69	58	55	62
1536	1670	1644	1668	1670	1572	1761	1650	1638	1598	1707	1644	1670
1569	1785	1680	1770	1730	1610	1866	1710	1702	1661	1800	1748	1823
1277	1396	1373	1424	—	1318	1500	—	1337	1349	1423	1359	1410
965	1045	1051	1053	—	1023	1148	—	1028	1032	1092	1012	1023
750	779	811	806	—	765	853	—	772	762	807	780	774
580	594	611	632	—	595	641	—	578	391	608	581	574
814	878	882	896	—	836	981	—	853	859	938	879	866
476	531	517	545	—	509	561	—	480	507	556	497	534
949	1028	1008	1030	—	953	1127	—	768	1001	1070	997	1015
—	252	256	244	—	241	293	—	256	259	261	258	260
88	90	85	90	—	93	97	—	89	96	89	96	100
156	173	171	173	—	167	210	—	170	180	184	184	184
88	85	92	93	—	109	101	—	94	96	94	95	108
841	941	848	894	—	863	922	—	968	849	962	891	1024
725	788	713	757	—	754	820	—	828	849	796	772	907
311	315	301	309	—	320	321	—	325	333	321	315	353

Balali			Bakongo									
2	3	4	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
185	188	183	178	181	184	189	199	181	191	189	183	206
134	142	131	138	144	139	130	138	132	141	144	132	139
121	127	111	122	129	132	125	130	120	139	114	105	126
101	104	97	111	119	104	105	106	98	108	115	100	108
172	190	152	163	184	173	167	171	162	177	158	165	181

	Bayansi											
	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	1
6	102	113	104	103	104	111	117	100	114	76	117	106
7	59	76	60	64	72	67	79	62	70	118	75	68
8	130	141	124	126	128	131	140	135	138	145	133	135
9	103	120	107	105	106	119	115	120	116	117	110	112
10	96	111	94	95	98	97	103	93	100	106	100	104
11	34	38	35	34	53	32	34	37	29	34	37	32
12	97	105	97	99	98	60	98	102	95	97	103	96
13	19 (39)	28 (51)	24 (41)	27 (35)	21 (39)	22 (41)	39 (48)	19 (41)	25 (48)	27 (52)	27 (48)	25 (40)
14	35	46	35	45	31	38	43	35	53	49	45	39
15	45	51	42	42	39	43	45	40	41	45	44	41
16	53	61	55	48	52	59	53	56	55	60	52	51
17	53	61	54	50	49	56	58	53	58	59	55	54
18	1614	—	1572	1580	1548	1779	1704	1650	1637	1747	1686	1592
19	1669	—	1654	1733	1608	1908	1854	1773	1738	1926	1754	1680
20	1377	—	1325	1325	1295	1472	1439	1402	1383	1481	1386	1326
21	1056	—	1008	1003	988	1097	1082	1060	1036	1101	1035	990
22	803	—	761	733	744	804	808	782	783	822	772	736
23	615	—	564	526	569	616	577	615	595	586	597	564
24	836	—	876	834	845	938	912	901	872	976	895	838
25	484	—	503	492	514	555	535	524	494	577	516	497
26	945	—	1005	950	949	1090	1054	1031	988	1105	1007	959
27	252	—	251	252	229	255	260	239	259	291	259	242
28	101	—	88	87	83	96	100	102	94	96	95	97
29	168	—	97	192	174	192	190	167	189	202	176	167
30	101	—	177	87	99	102	102	97	106	103	94	94
31	918	—	960	890	838	995	954	974	987	1048	920	908
32	795	—	791	753	726	840	766	851	848	906	791	792
33	337	—	313	297	296	330	324	328	337	369	313	322

	Bakongo		Wabuma		Wangatta			Mubu-ende	Wabari			
	11	12	1	2	1	2	3		1	2	1	2
1	190	198	184	183	180	187	189	193	194	194	183	188
2	141	139	143	145	148	146	141	148	143	151 [1]	141	137
3	130	131	130	127	119	124	140	110	118	128	120	134
4	99	95	107	118	109	106	101	119	112	116	102	110
5	163	174	180	186	179	177	182	171	172	193	157	182
6	98	104	116	106	104	111	114	112	105	119	97	100
7	63	68	67	66	68	67	68	70	70	77	59	61

1) Ungenau wegen der Haare.

Balali			Bakongo									
2	3	4	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
100	149	97	95	108	104	93	106	94	111	109	103	112
60	84	65	64	70	66	60	67	60	60	66	64	66
126	137	123	133	138	137	126	142	130	136	131	124	135
112	119	92	117	121	115	110	116	117	106	105	109	117
98	106	94	98	104	93	95	99	95	101	96	94	93
35	38	32	35	29	31	32	37	?33	34	40	33	31
98	107	88	95	103	102	93	107	99	97	98	93	102
24 (45)	31 (45)	24 (40)	23	26 (40)	22 (38)	32 (38)	15 (40)	19 (41)	23 (41)	26 (43)	23	23 (40)
38	42	34	40	42	38	36	42	39	37	37	35	37
41	44	38	36	41	38	39	43	37	41	42	39	38
50	70	49	61	53	57	49	55	51	55	57	54	50
55	57	47	52	58	45	53	54	56	56	57	48	62
1515	1650	1450	1573	1821	1673	1482	1706	1473	1618	1526	1570	1736
1266	—	1453	1688	1783	1733	1583	1781	1509	1762	1652	1670	1826
1540	—	1206	1345	1447	1422	1253	1407	1235	1370	1256	1323	1433
974	—	955	1071	1108	1054	1001	1079	967	1041	925	1015	1068
748	—	722	174	865	807	767	799	720	743	656	750	825
566	—	541	657	685	653	588	640	566	606	515	568	647
851	—	443	832	909	904	766	919	773	850	811	875	922
478	—	847	500	539	515	478	531	441	512	482	525	548
983	—	746	973	1068	1024	892	1022	868	1021	912	994	1051
240	—	212	244	271	252	227	267	208	235	235	236	271
78	—	85	77	99	89	94	101	77	92	76	87	94
172	—	150	170	178	159	152	164	144	179	157	176	187
91	—	83	96	95	87	85	99	69	101	86	94	92
850	—	838	831	932	885	839	985	751	953	832	854	952
682	—	689	754	816	732	716	845	662	841	755	723	826
296	—	281	286	342	300	279	340	286	343	321	192	327

Wambundu					Bangala								
3	4	5	6	7	1	2	3	4	5	6	7	8	9
190	186	188	186	188	189	205	184	187	181	190	183	189	192
137	141	136	143	138	139	149	141	133	137	139	136	139	141
114	117	118	120	119	122	130	128	125	123	130	111	129	120
107	97	105	87	109	103	106	105	110	99	101	99	113	102
168	170	184	182	178	196	196	158	166	162	193	173	174	175
102	108	128	115	114	123	120	100	97	106	124	109	110	114
66	65	80	73	69	78	69	72	60	69	76	72	65	68

	Bakongo		Wabuma		Wangatta			Mubu-ende	Wabari			
	11	12	1	2	1	2	3		1	2	1	2
8	128	128	130	132	134	136	130	141	127	141	141	134
9	108	107	119	113	113	116	104	118	113	113	117	115
10	91	97	100	97	104	96	99	95	93	104	110	102
11	32	139	31	36	32	35	39	38	31	34	35	34
12	89	103	95	96	95	100	104	108	96	103	97	99
13	23 (36)	27 (38)	26 (42)	27 (40)	25 (42)	24 (43)	25 (42)	29 (40)	27 (43)	24 (47)	21 (38)	19 (38)
14	32	40	41	37	39	42	39	37	40	43	32	38
15	38	44	41	46	39	43	42	45	41	47	40	48
16	54	54	56	58	53	53	60	60	52	60	56	61
17	55	57	51	58	53	53	55	56	57	62	55	64
18	1537	1613	1591	1624	1704	1675	1795	1693	1623	1672	1660	1640
19	—	1686	1688	1727	1801	1789	1822	1796	1702	1713	1745	1676
20	—	—	1332	1348	1429	1419	1498	1413	1379	1396	1406	1374
21	—	—	1503	1032	1130	1090	1156	1074	1057	1077	1097	1049
22	—	—	776	783	838	793	873	806	804	836	840	844
23	—	—	600	594	616	616	671	614	623	641	615	643
24	—	—	859	856	926	903	955	895	911	885	932	824
25	—	—	493	498	540	542	552	557	542	516	557	489
26	—	—	960	977	1080	1044	1101	1025	999	1039	1036	1002
27	—	—	234	252	257	258	264	248	172	260	250	246
28	—	—	79	89	90	97	99	97	93	93	93	93
29	—	—	163	185	174	188	183	173	239	187	179	174
30	—	—	88	102	89	96	106	90	86	105	96	91
31	—	—	919	911	1038	1064	995	987	871	971	942	984
32	—	—	834	765	815	901	824	775	792	825	832	820
33	—	—	337	310	325	341	339	328	293	359	330	341

Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus
Bateke		8	70,4	16	76,2	24	75,1	32	76,9	40	69,9	Bayansi	
1	75,0	9	71,6	17	77,2	25	72,6	33	74,3	41	72,0	1	81,2
2	76,0	10	76,5	18	75,2	26	76,6	34	77,1	42	75,0	2	81,9
3	77,0	11	75,2	19	74,4	27	75,0	35	72,9	43	68,1	3	76,8
4	72,7	12	74,0	20	75,0	28	73,0	36	72,9	44	66,3	4	74,7
5	68,9	13	74,4	21	76,5	29	74,6	37	72,3	45	76,9	5	75,1
6	70,0	14	70,8	22	70.9	30	73,5	38	75,2			6	77,8
7	78,0	15	76,4	23	74,0	31	74,2	39	72,8			7	78,4

Wambundu					Bangala								
3	4	5	6	7	1	2	3	4	5	6	7	8	9
138	128	130	130	130	125	121	129	130	126	135	131	135	121
113	108	105	104	105	118	106	118	105	108	111	97	113	103
102	89	99	102	105	100	105	105	92	101	101	96	106	106
35	31	34	34	33	35	36	37	41	35	34	30	35	35
101	97	99	96	98	98	98	102	101	96	102	95	103	96
24 (41)	25 (46)	30 (50)	20	25 (48)	30 (49)	23 (47)	22 (46)	19 (34)	23 (46)	26 (47)	29 (51)	22 (44)	24 (44)
34	39	46	50	46	46	41	40	32	42	46	43	41	40 (48[1])
42	36	45	50	36	45	38	44	36	39	45	41	41	43
62	51	62	36	47	55	54	57	51	51	61	54	54	60
55	57	57	47	47	62	56	58	53	50	61	59	57	56
1538	1632	1707	1550-1600	1600-1650	1600	1653	1599	1590	1566	1613	1536	1716	1677
1606	1672	1755	—	—	1727	1785	1699	1626	1610	1718	1638	1815	1745
1273	1364	1412	—	—	1332	1372	1338	1302	1314	1328	—	1441	1394
1000	1033	1096	—	—	1001	1038	1019	993	1000	1017	990	1110	1071
763	755	873	—	—	765	773	787	764	786	772	747	828	813
602	598	671	—	—	560	590	597	582	566	571	557	637	616
790	875	934	—	—	824	867	846	856	835	805	818	936	915
466	512	532	—	—	476	513	502	508	496	482	466	545	527 (1044)[2]
938	987	1068	—	—	952	999	992	986	950	958	955	1083	1000
228	239	268	—	—	253	242	242	226	227	254	235	269	271
84	90	96	—	—	118	94	99	90	74	109	85	110	98
161	164	184	—	—	181	185	188	175	170	179	167	190	187
86	93	95	—	—	100	99	91	90	85	102	83	103	102
875	916	918	—	—	1003	952	918	853	882	1008	841	930	970
705	778	788	—	—	889	795	890	739	809	893	709	813	816
305	331	326	—	—	353	327	322	280	294	348	290	318	310

1) **Nasenflügel.** 2) **Nabelbruch 44 *mm* lang.**

Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus	Nr.	Index cephalicus
8	73,9	16	74,7	7	73,8	2	72,2	Wambundu		Balali		3	74,6
9	73,0	Bakongo		8	76,2	3	76,6	1	77,0	1	73,1	Wabuma	
10	75,0	1	77,5	9	72,1	4	71,1	2	72,8	2	72,4	1	77,7
11	79,4	2	79,5	10	67,4	5	75,6	3	72,1	3	75,5	2	78,1
12	79,5	3	75,5	11	74,2	6	73,1	4	75,8	4	71,5	Wabari	
13	74,8	4	68,7	12	70,2	7	74,3	5	72,3	Wangatta		1	73,7
14	76,4	5	68,8	Bangala		8	73,5	6	76,8	1	82,2	Wabuende	
15	77,2	6	72,9	1	73,4	9	73,4			2	78,0	1	76,6

Nr.	Index des Antlitzes	Index des Mittel-gesichts	Nr.	Index des Antlitzes	Index des Mittel-gesichts	Nr.	Index des Antlitzes	Index des Mittel-gesichts
	Bateke		37	143,1	77,1		Balali	
1	134,3	54,7	38	134,6	64,4	1	137,0	60,7
2	141,3	70,5	39	124,2	62,5	2	136,5	53,5
3	127,6	50,8	40	143,5	67,6	3	138,6	70,5
4	133,8	63,9	41	131,0	61,3	4	123,5	70,6
5	135,8	57,8	42	131,7	62,3		Bakongo	
6	69,0	—	43	132,5	66,0	1	122,5	54.7
7	140,4	63,4	44	141,1	57,2	2	133,3	57,8
8	148,4	69,5	45	122,3	62,8	3	126,2	57,3
9	142,5	67,2		Bayansi		4	132,5	54,5
10	140,6	67,8	1	138,5	55,8	5	120,4	50,7
11	137,0	66,9	2	125,7	61,3	6	126,0	51,2
12	140,1	64,9	3	140,6	72,1	7	130,1	56,6
13	120,4	56,3	4	139,3	60,5	8	133,6	62,8
14	148,1	58,9	5	136,0	60,8	9	120,6	58,7
15	135,7	61,7	6	126,9	57,8	10	134,0	56,4
16	130,5	58,0	7	117,1	63,3	11	127,3	58,3
17	134,0	65,1	8	134,6	56,0	12	135,9	63,5
18	128,5	62,0	9	145,3	60,9		Wambundu	
19	125,1	54,3	10	134,3	67,9	1	111,3	50,4
20	142,6	58,6	11	141,9	56,2	2	135,8	52,2
21	128,4	52,0	12	135,0	68,6	3	121,7	58,4
22	134,3	64,8	13	131,1	51,6	4	132,8	60,1
23	142,9	58,0	14	126,8	60,9	5	141,5	76,1
24	140,1	53,6	15	132,4	64,9	6	140,0	70,1
25	130,8	56,5	16	133,0	68,1	7	136,9	65,7
26	138,6	62,3		Bangala			Wangatta	
27	122,7	48,4	1	156,8	66,1	1	138,5	60,1
28	121,0	55,0	2	158,0	65,0	2	130,1	57,7
29	141,0	61,8	3	122,4	61,0	3	140,0	65,3
30	130,2	57,0	4	125,3	57,1		Wabuende	
31	137,7	58,9	5	128,5	63,1	1	121,2	59,3
32	140,0	58,8	6	142,9	68,4		Wabuma	
33	144,9	67,5	7	133,5	74,2	1	138,4	56,3
34	123,0	64,0	8	128,8	57,5	2	140,9	58,4
35	135,8	63,7	9	144,6	59,0		Wabari	
36	135,8	57,6				1	135,4	61,9
						2	136,8	68,1

IV. Bangala.

1. Ikibu, 18—23 Jahre; Tättowirung und Haartracht ähnlich, wie die Bayansi. Schneidezähne oben und unten keilförmig zugespitzt; Haut dunkelbraun.
2. Ibaki, 18—23, wie Nr. 1.
3. Tukimaki, Weib, 20—25 Jahre, Haut hellbraun, Stirnflechte, sonst wie Nr. 1.
4. Musombo, Weib; 12—17 Jahre, wie N. 1.
5. Demiongo, Weib, 15—20 Jahre, wie Nr. 1. Die Bangala-Weiber zeigen verschiedenartige Körpertättowirung (Fig. 3 und 4).
6. Makongo, 20—25 Jahre, schön gebogene Nase, sonst wie Nr. 1.
7. Dui, Weib, 15—18 Jahre, Haut hellbraun, sonst wie Nr. 1.
8. Muniaka, 20—25, wie Nr. 1.
9. Bokiko, 18—23 Jahre, wie Nr. 1. Nabelbruch.

V. Wambundu.

1. Samba, 25—30 Jahre, Haut dunkelbraun, Haare nach Bateke-Art, Zähne ebenso.
2. Majalla, 25—30 Jahre, Raupenflechte, sonst wie Nr. 1.
3. Ngola, 25—30 Jahre, wie Nr. 1.
4. Ngakong, 15—20 Jahre, wie Nr. 1.
5. Diango, 18—23 Jahre, wie Nr. 1.
6. Mafuta, Weib, 15—18 Jahre.
7. ? 18—23 Jahre, Bruder von Nr. 6. Beide hellchokoladebraun, feine Züge, schöner Typus; Adlernase.

VI. Balali.

1. Umpalumbe, 23—25 Jahre, Haut chokoladebraun, Haare wie die Bateke, Zähne und Tättowirung ebenso.
2. Kassala, 12—15 Jahre, wie Nr. 1.
3. ? 25—30 Jahre, wie Nr. 1.
4. Mpolo, 12—15, wie Nr. 1.

VII. Wangatta.

1. Makabi, 20—25 Jahre, Haut dunkelbraun, Haartracht und Tättowirung, wie Bayansi und Bangala. Vier obere, zwei untere mittlere Schneidezähne keilförmig zugefeilt.
2. Irakakalatschiko (?), 25—30 Jahre. Tättowirung auf dem Körper, wie Nr. 1, ausserdem 4 Streifen vom Brustbein zum Nabel.
3. Makua, 20—25 Jahre, wie Nr. 2.

VIII. Wabuma.

1. Muandi, 20—25 Jahre. Haare in mehreren (6—8) Rankenflechten angeordnet, welche vom Scheitel radiär verlaufen. Tättowirung fehlt. Obere Schneidezähne ganz abgefeilt.
2. Ibioko, 18—23, wie Nr. 1.

IX. Wabari.

1. Ngobo, Weib, 20—25 Jahre. Haare, Zähne, wie Bateke; Tättowirung fehlt.
2. Dingomo, 20—25 Jahre, wie Nr. 1.

X. Wabuende.

1. Nkunku, 18—23 Jahre. Dunkelbraun, Haare geschoren, keine Tättowirung, Zähne normal.

Von den 10 Schädeln, welche es mir zu erwerben gelang, wurde nur einer von mir selbst präparirt, nehmlich No. 7. Er gehörte einem Mujanzi oder Mubangi an, welcher im Walde in der Nähe von Kintamo am Stanley Pool erhängt gefunden wurde. Sowohl die Angaben der Eingeborenen, als die charakteristische Haartracht und Tättowirung liessen über die Herkunft dieses Menschen keinen Zweifel. Bei den übrigen 9 Schädeln kann ich nur den Fundort angeben, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass der betreffende Mensch anderswo herstammte. Dieses ist sogar wahrscheinlich bei allen Schädeln, welche Spuren von Gewaltthätigkeit zeigen, denn sie gehörten voraussetzlich getödteten und verspeisten Sklaven oder Kriegsgefangenen. Es ist dieses der Fall bei No. 1—6 und 10, welche, obwohl von drei verschiedenen Fundorten stammend, auf annähernd gleiche Weise beschädigt sind. Ausser bei No. 7 befindet sich nur noch bei No. 1 der Unterkiefer, wodurch leider die Zahl der zu nehmenden Maasse bedeutend verringert wird. No. 1—4 sind in der Umgebung der Station Bangala gefunden worden.

Die Bangala sind, soweit ihre rohen Sitten nicht durch den erst seit wenigen Jahren wirkenden Einfluss der Europäer in der Station des Staates gemildert worden sind, Kannibalen und brechen gewohnheitsgemäss einen Theil des Hinterhauptsbeines aus, um leichter das Gehirn aus der Schädelhöhle nehmen zu können. Da sie ein kriegerisches Volk sind, leben sie mit ihren Nachbarn in fortwährenden kleinen Kriegen, besonders aber mit den Eingeborenen von Mobekka, einem eine Tagereise weiter stromaufwärts am Congo liegenden grossen Dorfe. Wahrscheinlich kommen die Schädel daher, was mir zu wiederholten Malen Bangala-Neger auf Befragen versicherten. Mobekka hat aber bei der weiter unten zu besprechenden Einwanderung der Bangala eine Abtheilung dieses Stammes erhalten, somit kann man diese Neger als den Bangala verwandt betrachten. Mit Ausnahme von No. 1 fehlt der Unterkiefer. Nach Angaben der Capitains Coquilhat und van Gele wird der Unterkiefer in der Mitte zerschlagen, um die Zunge bequemer zugänglich zu machen. Die oberflächlichen Substanzverluste, welche sich an diesen und anderen Schädeln zeigen, könnten von einem Schlage, welcher den Kopf des Lebenden traf, herrühren; die Intaktheit der Tabula vitrea in allen Fällen scheint mir jedoch dagegen zu sprechen. Auch tödten die Bangala ihre Opfer meistens durch Enthauptung mit grossen, Fragezeichen ähnelnden Richtmessern. Wahrscheinlich sind die genannten Verletzungen bei der Entfernung der Kopfhaut entstanden. Die Galea wird nehmlich in Stücke geschnitten und als eine Art Libation in den Fluss geworfen.

Sämmtliche 4 Schädel von Bangala sind dolichocephal.

No. 1 ist durch langes Liegen in Sumpfwasser ganz schwarz gefärbt. Die Suturae coronaria und sagittalis sind vollständig verwachsen. Die Zähne fehlen mit Ausnahme zweier Stümpfe des rechten oberen Eckzahns und ersten Prämolarzahns. Die Alveolen des Oberkiefers sind grösstentheils zerstört, ebenso die Spina nasalis inferior, während die Alveolen im Unterkiefer gut erhalten sind und erkennen lassen, dass alle Zähne vorhanden gewesen sind. Im Hinterhauptsbein ist die Umgebung des Foramen magnum mit einem schneidenden Werkzeug entfernt worden, wodurch eine etwa 6 *cm* lange und 5 *cm* breite Oeffnung im Hinterhaupt entstanden ist; es ist jedoch der vordere Rand des Foramen magnum erhalten. Die Arcus supraorbitales sind schwach entwickelt, ein Stirnnasenwulst ist nicht vorhanden. Die runde, in der Mitte vorspringende Stirn zeigt keine Tubera. Der Nasensattel ist sowohl der Länge als der Breite nach flach. Die Jochbogen sind theilweise ausgebrochen. Der Alveolarfortsatz des Unterkiefers zeigt starken Prognathismus, die Spina mentalis inf. ist vorhanden.

No. 2 möchte ich als einen weiblichen Schädel bezeichnen; er ist in allen Dimensionen kleiner als die übrigen und hat eine glatte, von vorspringenden Muskelansätzen ganz freie Oberfläche. Die Umgebung des Hinterhauptsloches ist ausgebrochen und es fehlt auch ein Theil der Pars basilaris. Die Alveolen des Oberkiefers sind schecht erhalten, und von den Zähnen findet sich nur ein Praemolaris. Es sind jedoch alle Zähne vorhanden gewesen, mit Ausnahme des rechten oberen Eckzahns. Die Nasenbeine sind zu einer schmalen Leiste verkümmert. Die Nasenwurzel ist sanft ausgebuchtet, der Stirnnasenwulst ist lang und stösst überall mit den Nasenfortsätzen des Oberkiefers zusammen. Der obere Theil der Hinterhauptsschuppe ist stark vorgewölbt. Die Protuberantia occipitalis externa ist kräftig entwickelt. Hinter der Coronar-Naht verläuft ein seichter Eindruck quer über den Scheitel, erstere ist vielfach ausgezackt. Die Augenbrauenbogen sind nur als seitliche Verbreiterung des Stirnnasenwulstes zu erkennen. Der rechte Jochbogen ist zerbrochen.

No. 3 zeigt im Os occipitis eine ähnliche Beschädigung, wobei jedoch der vordere Rand des Hinterhauptsloches erhalten geblieben ist. Die Zähne fehlen, die Alveolen sind stark beschädigt. Auf dem Stirnbein befindet sich ein $7\frac{1}{2}$ *cm* langer, $2\frac{1}{2}$—3 *cm* breiter, bis in die schwammige Substanz eindringender Knochenverlust, wahrscheinlich von einem scharfen Werkzeuge herrührend. Die Stirn ist rund; die Arcus supraorbitales sind in der Mitte deutlich und laufen zu einem Stirnnasenwulst zusammen. Ueber ihnen zeigen sich poröse Hyperostosen. Der Nasensattel buchtet sich stark einwärts und trägt eine scharfe, von der Verbindungslinie der beiden Nasenbeine gebildete Längskante. Die Nasenbeine selbst sind schmal und nach unten zu unvollständig. In der Lambdanaht liegen an Stelle der Spitze der Hinterhauptsschuppe drei grosse Schaltknochen. Im unteren Theil der Apertura pyriformis, bis zum Ansatz der unteren Nasenmuschel, tritt eine von der Crista nasalis inferior ausgehende, etwa 5 *mm* tiefe Rinne auf, wodurch der Rand der Apertur gewissermassen verdoppelt erscheint; abwärts ziehende Pränasalgruben werden jedoch nicht gebildet. Rechts befindet sich ein kleines Epiptericum.

No. 4 hat ebenfalls einen grossen Defekt, welcher auch die Pars basilaris betrifft, im Hinterhauptsbein. Die Zähne fehlen, ihre Alveolen sind theilweise zerstört. Die runde Stirn trägt deutliche Augenbrauenbogen und Stirnnasenwulst und zeigt einen oberflächlichen Substanzverlust, welcher jedoch nicht, wie bei No. 3, in die Spongiosa eindringt. Auf dem Stirnbein, sowie rechts und links auf den Scheitelbeinen, sieht man kleine, anscheinend mit einem Messer gemachte Einschnitte. Ueber den Arcus supraorbitales und dem Hinterhauptsbein sitzen schwache poröse Hyperostosen; rechts über dem Keilbeinflügel befindet sich ein kleines Epiptericum, während links die Bildung normal ist. Der Nasensattel ist scharf, die Nasenbeine bilden eine mässige Abdachung und Längskante.

Sämmtliche Schädel von Bangala haben Erwachsenen angehört. —

No. 5 und 6 wurden in der Nähe der Aequator-Station gefunden. Damit ist ihre Herkunft jedoch nicht entschieden, denn sie können von Bayansi, Balui oder Bakuti stammen.

No. 5 ist mesocephal. Das Os occipitis ist, wie bei den vorhergenannten Schädeln, theilweise zerstört, aber mit Erhaltung des vorderen Randes des grossen Hinterhauptsloches. Die Sagittalnaht, sowie die Nähte um die grossen Flügel, mit Ausnahme der Verbindung mit dem Os temporum, bereits verknöchert. Auf den Scheitelbeinen befinden sich mehrere feine, anscheinend mit scharfen Werkzeugen gemachte Eindrücke. Auf dem Stirnbein sieht man eine oberflächliche Verletzung, von welcher ein tiefer Riss zur Nasenwurzel zieht. Die Stirn ist rund, ohne seit-

liche Höcker, aber mit deutlich vorspringendem Stirnnasenwulst, trotz schwacher Entwickelung der Arcus supraorbitales. Die Nasenbeine sind vom Stirnbein scharf abgesetzt und stark nach vorn gekrümmt. Rechts befinden sich noch 5, links 4 Backzähne.

No. 6, ebenfalls vom Aequator kommend, ist dolichocephal. Das Hinterhaupt ist in gleicher Weise, wie bei No. 5, misshandelt, doch auch der vordere Rand des Foramen magnum zerstört worden. Beiderseits ist der erste Prämolarzahn, ferner sind links drei, rechts vier Backzähne erhalten. Der untere Theil der Apertura pyriformis ist verbreitert und abgeflacht. Auf der runden Stirn laufen die nur in der Mitte stark entwickelten Augenbrauenbogen zu einem breiten und vorspringenden Stirnnasenwulst zusammen. Der Nasensattel ist scharf und tief, die Nasenbeine sind der Länge nach stark gekrümmt. In der Lambdanaht befinden sich mehrere kleine Schaltknochen. —

Wie bereits oben gesagt, stammt No. 7 von einem Mujanzi und schliesst sich lokal den beiden vorhergehenden an. Der Unterkiefer ist vollkommen erhalten und zeigt ein gut entwickeltes Gebiss mit kräftigem Alveolarfortsatz. Der zweite Mahlzahn rechts ist cariös; am Unterkieferwinkel sieht man drei kleine Leisten, die Spina mentalis interna fehlt. Die oberen Schneidezähne fehlen. Rechts oben sitzt hinter der Alveole des äusseren Schneidezahns der Stumpf eines überzähligen Zahnes. Der Alveolar-Prognathismus ist bedeutend. Die Bildung der Stirn und Augenbrauenbogen gleicht der bei Nr. 6 beschriebenen. Die Nasenwurzel ist breit und ausgebuchtet, jedoch ohne scharfe Einknickung. Unter der Apertura pyroformis sind schwach angedeutete Pränasalgruben. —

Nr. 8 kommt am weitesten aus dem Innern und wurde bei der Station Stanley Falls in einem Dorfe der Wagenya aufgefunden. In manchen Punkten unterscheidet er sich von den anderen Schädeln. Er übertrifft alle an Capacität und Höhe. Trotz des bedeutenden Alveolar-Prognathismus ist der Gesichtswinkel annähernd 76. Wegen partieller Zerstörung des Alveolarfortsatzes des Oberkiefers ist der Gesichtswinkel nicht genau zu messen.

Der Schädel ist plagiocephal, da der linke Theil der Hinterhauptsschuppe mehr ausgebuchtet ist, als der rechte, und das Stirnlein etwas von rechts nach links gedrängt erscheint. Ueber der Squama occipitalis und den angrenzenden Theilen der Scheitelbeine besteht mässige Osteophytenbildung. Die Augenbrauenbogen sind fast ganz verstrichen, der Stirnnasenwulst nur schwach ausgeprägt. Die Nasenbeine sind der Länge nach stark gekrümmt. Am rechten Jochbeine nahe der Augenhöhle findet man mehrere radiäre Substanzverluste, wahrscheinlich die Spuren der Zähne eines Schakals oder ähnlichen Thieres. Von der Protuberantia occipitalis externa verläuft beiderseits zum Asterion eine flache seichte Furche, welche vielleicht als Druckwirkung angesehen werden kann. Das Hinterhaupt der von den Frauen auf dem Rücken in einem Tuche getragenen Negerkinder ruht ja täglich stundenlang auf dem Rande dieses, aus europäischem Stoff oder einheimischem Pflanzenfasergewebe bestehenden Tuches, so dass eine Einschnürung wohl entstehen kann. Ein rechtsseitiger, 2 *cm* langer Proc. styloides zeichnet diesen Schädel vor den anderen aus, links ist derselbe abgebrochen. Die Verbindungsstelle des Keilbeinflügels mit dem Seitenwandbein ist besonders rechts stark eingesunken. Beiderseits finden sich seichte Pränasalgruben.

Nr. 9 verdanke Hrn. Capitain van Gèle, welcher ihn vom Nghiri mitbrachte, einem Flusse in der Niederung zwischen Ubanghi und Congo. Der Nghiri, ein Zufluss des Ubanghi, tritt häufig aus seinen Ufern, das ganze Land überschwem-

mend, und steht durch Kanäle auch direkt mit dem Congo in Verbindung, sodass er in Booten von dem Bangala-Distrikt erreicht werden kann. Der Schädel hat lange in der Erde gelegen und zwar war er in die Schwelle einer Hütte derart eingegraben, dass nur das Schädeldach frei lag und von den Füssen der ein- und ausgehenden Bewohner gleich einer Billardkugel geglättet wurde, während die unteren Partien von der Bodenfeuchtigkeit u. s. w. arrodirt erscheinen. Von den Zähnen sind nur vier Backzähne erhalten, deren Kauflächen glatt gefeilt sind. Die Alveolen der Schneidezähne, sowie die Spina nasalis inferior sind theilweise zerstört. Die Nähte des Schädeldaches sind mit Ausnahme der die Schläfenbeine umgebenden verwachsen. Der linke Supraorbitalbogen zeigt nach der Mitte zu tiefe narbenähnliche Eindrücke, der rechte ist gut entwickelt. Der Stirnnasenwulst ist nur wenig entwickelt, der Nasensattel fast ganz flach. Die Augenhöhlen sind stark nach aussen und unten ausgezogen.

Nr. 10 möchte man auf den ersten Blick hin einer anthropologisch tieferstehenden Rasse zuweisen. Die stark zurückweichende Stirn, mit einer Andeutung von zwei Höckern, starken Augenbrauenbogen und dazwischen nur schwach entwickeltem Stirnnasenwulst, vorspringenden oberen Augenhöhlenrändern unterscheidet ihn wesentlich von allen anderen Schädeln. Das Hinterhaupt ist der ganzen Pars basilaris beraubt und an den Rändern des die Stelle des Foramen magnum einnehmenden Defektes erkennt man deutlich die Spuren schneidender Werkzeuge. Die Zähne fehlen mit Ausnahme je eines Mahlzahnes rechts und links und zweier Wurzelreste. Der linke Jochbogen ist an der Wurzel abgebrochen. Der Nasensattel ist tief ausgebuchtet. Rechts und links sitzen zwischen Keilbeinflügel und und Schläfenbeinschuppe kleine Schaltknochen, ebenso einer an der Spitze der Lambdanaht.

Der Fundort dieses Schädels ist ein Dorf am Ibenga, einem im vorigen Jahre von van Gele zuerst befahrenen westlichen Zuflusse des Ubanghi. Nach Aussage des Reisenden soll dort die Bevölkerung einen ganz anderen Charakter tragen, als weiter südlich und am Congo. Bei allen bisher genannten Völkerschaften gehört die Sprache trotz grosser dialektischer Verschiedenheiten zweifellos der Bantugruppe an; man findet leicht einen Dolmetsch von einem Stamm zum anderen, manche Worte sind dieselben, die Beugungsgesetze ähnliche. Am Ibenga soll eine andere Sprache auftreten, welche auch den von Süden kommenden schwarzen Begleitern des Reisenden gänzlich unverständlich war. Handelsverkehr nach dem Ubanghi zu besteht nicht; der Fluss ist so schmal, dass Pfeilschüsse hinüberreichen und die unter einander in beständigen Fehden liegenden Eingeborenen den Canoeverkehr leicht verhindern können. Vielleicht ist schon hier die Grenze zwischen Bantusprachen und Negersprachen im engeren Sinne zu suchen, was bei der geographischen Lage des Ibenga, — er wurde zwischen dem 2. und 3. Grade N. Br. befahren, — wohl möglich wäre.

	Bangala				Aequator-Station		Muyanzi	Stanley-Falls	Ngbiri	Ibenga
	1	2 ♂	3	4	5	6	7	8	9	10
Berechnete Indices.										
Längenbreitenindex	74,9	72,2	72,3	70,5	77,2	74,3	77,8	74,9	74,0	75,9
Längenhöhenindex	—	—	—	—	76,1	—	84,2	80,9	72,4	—
Ohrhöhenindex	63,4	62,1	65,5	63,9	63,9	63,1	68,4	69,9	61,3	60,3
Hinterhauptsindex	—	—	—	—	—	—	26,3	27,8	30,3	—
Gesichtsindex a.	—	—	—	—	—	—	98,4	—	—	—
„ b.	—	60,6	66,6	—	66.3	—	72,4	—	72,5	69,0
Orbitalindex	80,0	78,5	93,1	85,1	82.2	83,3	90,4	82,8	84,0	74.4
Nasenindex	58,9	57,5	62,5	55,5	61,2	60,4	60.8	51,9	—	61,3
Gaumenindex	—	65,5	72,2	77,5	79,2	67,2	75.4	65,4	66,0	80,0
Index des Foram. magn.	—	—	—	—	—	—	82,0	82,7	86,1	—
Capacität	—	—	—	—	—	—	1240	1500	1430	—
Gesichtswinkel	annähernd 71	61	68	69	70	70	69	annähernd 76	73	65
Schädelmaasse.										
Grösste Länge	183	169	177	183	180	179	171	183	181	174
„ Breite	137p	122p	128pt	129p	139p	133pt	133p	137p	134p	132p
Gerade Höhe	—	—	—	—	137	—	144	148	131	—
Ohrhöhe	116	105	116	117	115	113	117	128	111	105
Hinterhauptslänge	—	—	—	—	—	—	45	51	55	—
Foramen magn. Länge	—	—	—	—	—	—	35	36	36	—
„ „ Breite	—	—	—	—	—	—	29	30	31	—
Stirnbreite	108	91	88	95	93	97	93	98	102	88
Gesichtshöhe a.	—	—	—	—	—	—	125	—	—	—
„ b.	—	57	66	—	69	—	71	—	66	67
Gesichtsbreite a.	—	—	136	132	134	131	127	124	136	—
„ b.	101	94	99	94	104	97	98	93	91	97
„ c.	104	—	—	—	—	—	104	—	—	—
Nasenhöhe	51	40	46	45	49	48	46	52	—	44
Nasenbreite	30	23	30	25	30	29	28	27	26	27
Gaumenlänge	—	55	54	44	53	55	57	55	56	60
Gaumenbreite	42	36	39	38	42	37	43	36	37	48
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	105	98	102	101	102	107	103	100	107	101
Entfernung des Ohrloches vom Nasenstachel	—	109	103	105	104	112	105	101	—	105
Entfernung des Ohrloches vom Alveolarrand des Oberkiefers	—	116	112	—	112	—	117	mindestens 109	115	116
Entfernung des Ohrloches vom Zahnrande	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Entfernung des Ohrloches vom Kinn	131	—	—	—	—	—	128	—	—	—
Entfernung des vorderen Randes des Foramen magnum von der Nasenwurzel	97	—	92	—	95	—	95	91	—	—
Entfernung des vorderen Randes des Foramen magnum vom Nasenstachel	103	—	100	—	103	—	103	102	101	—
Entfernung des vorderen Randes des Foramen magnum vom unteren Rande des Proc. alv. des Oberkiefers	ca. 99	—	99	—	102	—	105	mindestens 100	106	—
Entfernung des vorderen Randes des Foramen magnum vom Kinn	—	—	—	—	—	—	111	—	—	—

Wenn man die Verhältnisse dieser 10 Schädel und die am Lebenden vorgenommenen Messungen mit den Maassen der von Wolf mitgebrachten und von Virchow besprochenen 12 Baluba-Schädel und der grossen Zahl der Messungen des genannten Reisenden vergleicht, so stellen sich bemerkenswerthe Unterschiede heraus. Es kommen zunächst bei weitem nicht so viele Bildungsanomalien vor, als Virchow bei den Baluba-Schädeln constatiren konnte. Ein Processus frontalis findet sich bei keinem meiner Schädel, Epipterica kommen nur 3 mal vor. Unter den 10 Schädeln ist kein einziger brachycephal, sondern 7 sind dolicho-, 3 mesocephal. Das Mitteld er Baluba-Schädel ist 78,9, also mesocephal, während die Congo-Schädel 74,4 im Mittel geben, also ein dolichocephales Maass. Während bei den Baluba die 3 Weiberschädel eine grössere Neigung zur Brachycephalie zeigen, als die übrigen, und die 4 lebend gemessenen Weiber einen brachycephalen Index von 81,3 geben, ist der Weiberschädel Nr. 2 meiner Sammlung entschieden dolichocephal, ebenso zeigen die von mir gemessenen Weiber überwiegend Langköpfigkeit. Unter den 4 Bateke-Weibern sind 3 dolichocephale, eine sogar hyperdolichocephal, und der mittlere Index beträgt bei ihnen 71,89. Ihnen schliesst sich ein Weib vom Stamme der Wabari an mit 73,7, eine Mulali mit 71,5. Die einzige von mir gemessene Mubundu hat einen Längenbreiten-Index von 76,8, während von den 4 Bangala-Weibern 2 meso-, 2 dolichocephal sind. Zusammen geben die letzteren ein dolichocephales Maass von 74,1. Die Hinneigung zur Brachycephalie fehlt hiernach bei den Weibern, im Gegentheil überragen sogar die Weiber bei den Bateke das Gesammtmittel des Stammes an Dolichocephalie (73,8).

Wenn man aus sämmtlichen vorliegenden Kopfmessungen an lebenden Bangala-Negern (von Dr. Wolf und mir), im Ganzen 57, darunter 4 Weiber, das Mittel der Schädel-Indices zieht, so ergiebt sich 75,5, während die Weiber allein nur 74,1 haben, also auch hier mehr zur Dolichocephalie neigen. Allerdings treten unter den von Wolf gemessenen Bangala (vergl. Sitz. 18. Dec. 1886) schon 8 Brachycephale auf, während von den 45 Bateke meiner Liste keiner brachycephal ist, wohl aber 2 hyperdolichocephal sind, und den übrigen 27 Dolichocephalen nur 16 Mesocephale gegenüberstehen.

Die Bayansi, welche besonders das zwischen den Gebieten der Bangala und Bateke liegende Stück des Congo-Ufers bewohnen, zeigen, ähnlich wie die Bangala, bei einem Mittel von 76,8 vorwiegend mesocephale Bildung. Von den 16 von mir gemessenen Angehörigen dieses Stammes sind 9 mesocephal, 5 dolichocephal, aber auch 2 brachycephal.

Die 2 Wabuma vom unteren Kassaï, welche den Bayansi benachbart, sind beide mesocephal, während die den Bateke näher wohnenden 7 Wambundu ein dolichocephales Mittel von 74,3 auf 4 dolicho-, 3 mesocephale vertheilen. Die 12 Bakongo aus der Kataraktenstrecke des unteren Congo gaben ein Mittel von 73,0; von ihnen sind nur 4 mesocephal, 5 dolichocephal, 3 sogar hyperdolichocephal. Die 3 Wangatta geben das Bild einer stark gemischten Bevölkerung, wenn man aus einer so geringen Zahl einen Schluss ziehen darf; einer von ihnen ist dolicho-, der andere meso-, der dritte brachycephal.

Als Resultat dieser Betrachtungen ergiebt sich, dass in der Kette der Stämme, welche sich, dem Laufe des Congo folgend, aneinanderreihen, nach Westen, nach der Küste zu, die dolichocephalen Formen zunehmen, während östlich vom Pool mehr mesocephale Bildungen auftreten, welche stellenweise sogar in Brachycephalie übergehen. Das Auftreten der Brachycephalie ist von besonderem Interesse.

Bei Besprechung der Baluba-Schädel kommt Virchow auf die Frage: Woher stammt das brachycephale Element? und scheint dabei geneigt, eine Vermischung

mit nigritischem Blut anzunehmen. Baluba sowohl, wie alle die oben genannten Stämme, gehören sprachlich zur Bantugruppe, und das Studium der Sprachen hat bis jetzt noch keinen Anhaltspunkt gegeben, dass eine solche Vermischung oder Einwanderung stattgefunden hätte. Von der Linguistik übernahm die Anthropologie die Gruppirung der afrikanischen Stämme, ohne jedoch durch Messungen eine Scheidung der Bantu-Neger von den sogenannten ächten Negern begründen oder charakteristische Unterschiede zwischen beiden Gruppen aufstellen zu können. Das Craniometer zerstört aber die auf die Grammatik gestützte Lehre von der Einheitlichkeit der Bantu-Völker, denn unter den jetzt sich einer Bantu-Sprache bedienenden Stämmen findet man die verschiedensten Typen. Wie erklärt sich diese Mischung? Es könnten mächtige Einflüsse, welche sich bei dem gänzlichen Fehlen geschichtlicher Aufzeichnungen nur vermuthen lassen, den vielen Negerstämmen des äquatorialen und südlichen Afrika eine einheitliche, später in viele Dialecte sich verzweigende Sprache aufgezwungen haben. Hierfür fehlt jedoch jeglicher Anhaltspunkt. Auch von untergegangenen Sprachen findet sich keine Spur. Das Kinkimba, die Geheimsprache am unteren Congo, macht durchaus den Eindruck einer künstlichen Sprache und erinnert in Flexionen und Präfixen an die in den Bantu-Sprachen gebräuchlichen Bildungen.

Die andere, von Virchow angedeutete Möglichkeit besteht darin, dass durch Einwanderung fremder Elemente die Vermischung der Formen entstanden ist, dass z. B. brachycephale und mesocephale Stämme in das Gebiet der dolichocephalen Bantuvölker eingedrungen und in ihnen aufgegangen sind. Wenn aber eine solche Einwanderung stattgefunden hat, so kann sie, so weit das Congogebiet in Betracht kommt, nur im Innern stattgefunden haben, denn nur dort sind Spuren eines brachycephalen Elementes bei den Bayansi, Bangala und Wangatta zu constatiren. Bei diesen Völkern ist aber die Herkunft aus weiter nördlich gelegenen Gebieten wahrscheinlich, ja fast sicher. Die Bayansi behaupten selbst, vom Ubangi zu kommen, jenem Flusse, welcher einen directen Wasserweg zum Sudan bildet, sei es zum Gebiete des Tsad-Sees, sei es zum Quellgebiete des Nils. Die Waffen am unteren Ubangi zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den von Flegel aus dem Benuëgebiet mitgebrachten. In meiner Sammlung befindet sich z. B. ein vielzinkiges Wurfmesser, welches auf das Genaueste mit einem von dem genannten Reisenden stammenden Messer im hiesigen Museum für Völkerkunde übereinstimmt. Nach den Ermittelungen des langjährigen Chefs der Bangala-Station, Capitän Coquilhat, sind die Bangala vor mehr als einem Menschenalter aus der Gegend zwischen Congo und Ubangi eingewandert, vielleicht gedrängt von einem anderen Volksstamme, welcher jetzt die alten Sitze der Bangala einnimmt und in Sprache, Sitten und Gebräuchen durchaus von ihnen verschieden ist. Dieser Stamm hält, im Gegensatz zu den genannten Bantu-Völkern, das Haar kurz geschoren und trägt eine Art Koller aus Elephantenleder, die am Congo gänzlich unbekannt ist.

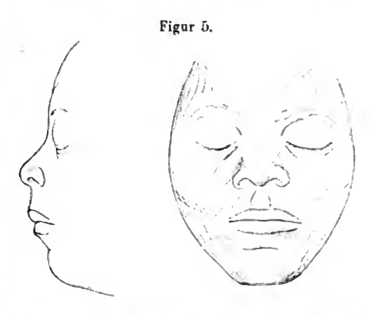
Diese zweifellos nachweisbaren Volksverschiebungen lassen die Annahme gerechtfertigt erscheinen, dass die craniologischen Ungleichheiten bei den linguistisch gleichartigen Bantu-Völkern durch Einwanderung aus dem letzten, grossen, weissen Fleck auf der Karte Africa's, d. h. dem noch unbekannten Gebiete zwischen Congo und Sudan, entstanden sind. Dort muss auch die Sprachgrenze liegen, welche beide Völkerfamilien scheidet.

Der Gesichtsbildung nach kann man bei den von mir gemessenen Negern vom mittleren Congo in den Extremen 2 Formen unterscheiden, zwischen welchen manche Uebergangsformen liegen.

Der eine Typus zeigt ein langes, schmales Gesicht mit flachem oder doch nur

wenig ausgebuchtetem Nasensattel und schmaler Stirn, auf welcher anstatt zweier seitlicher Höcker oft eine starke mittlere Vorwölbung auftritt. Die Grenze zwischen Nasenbein und Stirnbein ist am Lebenden oft schwer zu finden, da der Uebergang in einer fast geraden Linie stattfindet, wie man z. B. an Schädel Nr. 1 ersehen kann. Die Nasenbeine sind meistens nur wenig einander zugeneigt. Die Gypsmaske, welche ich vorlege (Fig. 5), ist von einem Muteke genommen und zeigt einigermaassen die Eigenthümlichkeiten dieses Typus.

Figur 5.



Bei der anderen Form erscheint das Gesicht breiter, jedoch liegt der Unterschied weniger in der Zunahme des Jochbogen- oder Wangenhöcker-Abstandes, als in niedrigerer, breiterer Stirn und tief ausgebuchtetem oder stark geknicktem Nasensattel, welcher meistens von einem vorspringenden Stirnnasenwulst überragt wird. Der Nasenrücken zeigt eine scharfe Längskante, welche durch die starke Abdachung der Nasenbeine hervorgerufen wird. Die Augenbrauenbogen sind bei dieser Form stärker entwickelt, als bei der vorhergenannten.

Die sanften, weichen Formen des ersten Typus stechen lebhaft von den energischen Zügen des zweiten ab, und während die Gesichtsbildung im ersten Falle, besonders wenn noch Epicanthusbildung und Schiefstellung der Augen hinzutritt, an das Aussehen der Chinesen erinnert, könnte man den zweiten Typus mit der Gesichtsbildung der Australier vergleichen, welche vor einigen Jahren Europa besuchten. Das Lebensalter beeinflusst die genannten Formen in der Weise, dass Jugend des betreffenden Individuums die erste Form, Alter dagegen die zweite Form mehr hervortreten lässt, jedoch können durch Altersunterschiede die Gegensätze zwischen beiden Formen nur geschwächt oder verstärkt, nicht hervorgerufen werden. An bestimmte Stämme sind diese Formen nicht gebunden, es tritt jedoch unter den Bateke und Wampfuno besonders häufig die erste Form auf, um nach Osten und Westen hin spärlicher zu werden. Eine grosse Verschiedenheit in der Configuration der knorpligen Nase wirkt besonders vermittelnd zwischen diesen Typen. Mit wenigen Ausnahmen besteht nehmlich hochgradige Platyrrhinie, und die am häufigsten auftretende Nasensorte (Form 1 nach Topinard) mit breiten, ausgebuchteten Nasenflügeln verwischt besonders den ersten Typus und bildet die gewöhnlichste Mischform. Jedoch sind mässig breite, zierliche Stumpfnasen und wenig abgeplattete gerade Nasen in Verbindung mit der länglichen Gesichtsbildung nicht selten. Form 4 und 5 Topinard's, Habichts- und Semitennase, fehlen.

Adlernasen sah ich unter den von mir gemessenen Negern drei Mal. Nr. 43 der Bateke zeigt im Profil betrachtet eine deutliche Adlernase mit tiefem Nasensattel, trotzdem besteht eine Platyrrhinie von 100,0. Nr. 6 und 7 der Wambundu dagegen zeigen Adlernasen, verbunden mit Indices von 72,0 und 75,0. Beide gehören einem Typus an, welchen man allenthalben am mittleren Congo in einzelnen Exemplaren zerstreut findet, mit hellbrauner Haut, kleinem Mund und Ohren,

feinen Lippen und verhältnissig edlen Zügen. Ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Repräsentanten dieses Typus lässt sich jedoch nicht nachweisen.

Wie ein Vergleich der Schädelindices mit den Gesichtsindices zeigt, besteht kein bestimmtes Verhältniss zwischen Gesichts- und Schädelbildung; höchstens scheint es, dass die längsten Gesichter mehr bei dolicho- und mesocephalen Schädeln auftreten, als bei brachy- und hyperdolichocephalen. Die Gesichtslänge ist durch zwei Indices angegeben, wie die beiliegende Liste zeigt. Der erste bestimmt das Verhältniss der Gesichtshöhe a (Haarrand bis Kinn) zur Gesichtsbreite a (Jochbogenbreite), der zweite ist berechnet aus der Wangenhöckerdistanz und dem Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund). Beide steigen und fallen nicht gleichmässig, sondern individuelle Verschiedenheiten, besonders der Haargrenze und der Höhe des Unterkiefers, bringen Ungleichheiten hervor. Das erstere Maass hat den Vorzug, leicht und sicher am Lebenden zu nehmen zu sein, während das Aufsuchen der Nasenwurzel sowohl bei ganz flachem Nasensattel (cf. Schädel Nr. 1), besonders wenn Tättowirung der Nasenwurzel besteht, als auch bei stark gekrümmten Nasenbeinen, wo die tiefste Stelle der Krümmung nicht mit der Verbindung zwischen Stirn- und Nasenbein zusammenfällt, Schwierigkeiten macht und deswegen von dem ungeduldigen und misstrauischen Schwarzen ungern ertragen wird. Ueberdies sind es hauptsächlich die den ersteren Index zusammensetzenden Maasse, welche beim Beschauer den Eindruck des länglichen oder breiten Gesichts hervorrufen. Osteologisch ist dieser Index allerdings weniger bestimmt, als die anderen.

Die Form der Nasenlöcher unterliegt vielen Variationen. Da die Negernase im Allgemeinen an der Spitze abgeplattet und eingedrückt ist, so sind die Mittellinien der Nasenlöcher entweder von rechts nach links gerichtet, oder beide bilden einen Winkel, dessen Spitze an der Ansatzstelle des Septum narium liegt. Im ersten Falle haben die Nasenlöcher runde oder ovale Formen, im zweiten gleichen sie durch starke nesterartige Erweiterung der Nasenflügel Dreiecken mit abgerundeten Ecken. Seltener convergiren die Nasenlöcher nach der Spitze zu und nähern sich europäischen Formen mit hohem Nasenrücken. Die Augen zeigten in 24 von 101 Fällen deutliche Schiefstellung in Folge aufwärts ziehender Verschiebung der äusseren Augenwinkel. Dieselbe beträgt in fünf Fällen 1 *mm*, in neun Fällen 2 *mm*, in drei Fällen 3 *mm*, in vier Fällen 4 *mm*, in zwei Fällen 6 *mm*, in einem Falle 8 *mm*, und ist besonders in den höheren Graden von Epicanthus-Bildung begleitet. Die Schiefstellung der Augen tritt vorzugsweise bei dem schmalgesichtigen Typus auf.

Die Ohren weisen alle Verschiedenheiten auf, welche man beim Europäer oft findet, zeigen jedoch eine Neigung zu runderen und breiteren Formen und schwacher Lappenbildung. In 30 Fällen fehlten die Ohrläppchen gänzlich. 12 Mal fand ich an der Spitze der Ohrleisten das von Darwin als Thierähnlichkeit bezeichnete Knötchen oder an seiner Stelle eine scharfe Knickung des Randes.

Der Mund ist nicht so hässlich, als man gewöhnlich annimmt; die Lippen sind nur wenig wulstig, häufig durch Alveolar-Prognathismus vorgeschoben.

Ueberhaupt sind die Congoneger nicht hässlich zu nennen. Je länger man unter ihnen weilt, desto mehr findet man neben unschönen auch schöne Gesichtszüge heraus. Nur dem noch zu sehr an kaukasische Formen gewöhnten Auge kann der Neger abstossend erscheinen. —

Der Vorsitzende dankt Hrn. Dr. Mense für seine, so überaus fleissige und gewissenhafte Arbeit und für die liberale Ueberlassung der von ihm mitgebrachten Schädel.

(23) Hr. Virchow macht darauf aufmerksam, dass das Panopticum wiederum eine unserer interessanten Bekanntschaften beherbergt, die kleine

Krao.

Es sind jetzt 3½ Jahre her, seitdem wir das Missing link des Hrn. Farini zum ersten Male unter uns sahen (Verh. 1884, S. 106). Seitdem ist sie grösser geworden; ihr Kopfhaar ist lang ausgewachsen und hängt bis zu den Hüften herab; endlich, was besonders zu erwähnen ist, ihre Zähne haben sich entwickelt. Dabei übt sie immer noch ihre alten Künste, sie legt die Finger auf den Handrücken, sie steckt sich Wallnüsse in die Backen und lässt sie darin, um die Backentaschen nicht zu verlieren u. s. w. Aber sie hat trotz alledem immer noch eine sittsame Haltung und eine freundliche Bereitwilligkeit bewahrt. Hr. Carl Günther hat eine neue vortreffliche Photographie von ihr aufgenommen.

Viel merkwürdiger aber ist das, was Hr. Farini gegenwärtig über Krao meldet. In dem Saale sind in starker Vergrösserung Abbildungen von zwei, durch zahlreiche Beschreibungen und Bilder allgemein bekannten behaarten Leuten von Birma aufgestellt, und das Publikum wird „belehrt", dass dies der Vater und die Mutter von Krao seien. Ja, in einer Beschreibung, welche dort käuflich zu haben ist, wird eine grosse Reihe von Jagdgeschichten aufgetischt, welche die Abstammung Krao's von den Laos schildern. Dabei spielen denn die Herren Sachs und Carl Bock eine hervorragende Rolle. Es verlohnt sich nicht, diese übrigens schon früher (Verh. 1883, S. 118, 166) erwähnten abenteuerlichen Lügen ausführlich mitzutheilen; es genügt, daran zu erinnern, dass die Geschichte der haarigen Menschen von Birma seit Decennien bekannt ist, und dass andererseits die Abstammung von Krao durch Mittheilungen des Hrn. Bastian und des Herzogs Johann Albrecht von Meklenburg (Verh. 1884, S. 112, 1885, S. 242) genügend festgestellt ist. Krao ist in Bangkok von siamesischen Eltern geboren, welche noch 1885 am Leben waren und keine Spur von abnormer Behaarung zeigten. Dieses Alles ist in unserer Gesellschaft öffentlich und wiederholt dargelegt worden, und trotzdem wagt es Hr. Farini, seine Unwahrheiten immer wieder von Neuem vorzubringen und noch durch Abbildungen fingirter Eltern zu unterstützen. Wahrlich, ein schlimmes Zeichen für die Leichtgläubigkeit der heutigen Welt und ein wahres Zerrbild von dem Einflusse der Presse auf die Bildung des Publikums!

(24) Hr. W. Joest spricht, unter Vorlage seines so eben bei A. Asher & Co. erschienenen Werks: „Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen" über das

Copiren von Tättowirungen.

Bis heute sei kein Verfahren bekannt, Tättowirungen lebender Menschen mit wissenschaftlicher Treue zu Papier zu bringen. Abzeichnen verbiete sich, weil der Europäer nicht im Stande sei, ein specifisch asiatisches, oceanisches u. dgl. Bild mit asiatischem u. s. w. Auge zu sehen und zu zeichnen, ebensowenig wie etwa ein Chinese ein Madonnenbild richtig zeichnen könne, es würde immer eine chinesische Madonna darstellen. Darum erschienen auch die von Langsdorff abgebildeten prächtig tättowirten Markesaner nicht als Polynesier, sondern höchstens als bemalte Europäer.

Durchzeichnen auf Oelpapier u. dgl. sei bei kleineren Ornamenten und bei Körpertheilen, wie Armen und Beinen, wo ein Straffspannen des Papiers möglich

ist, angänglich, obschon wegen des unvermeidlichen Verschiebens schwierig und niemals zuverlässig.

Ein anderes Verfahren, die Tättowirung mit einem nassen, aber stark ausgerungenen, dünnen, leinenen Tuch, Lappen oder dergleichen zu bedecken und dann durchzuzeichnen, sei noch das am meisten empfehlenswerthe, obwohl es auch seine Nachtheile habe: Bleistift haftet nicht auf dem feuchten Tuche und Tinte verläuft auf demselben; auch wird die Zeichnung, da das Tuch beim Auflegen gespannt wurde, später, nach dem Eintrocknen desselben, verzerrt erscheinen.

Die Photographie lässt den Reisenden bei solchen Versuchen im Stich. Tättowirungen von Europäern sind auf dem Negativ nur ganz schwach, die von farbigen Individuen beinahe gar nicht sichtbar. Tättowirung von Neuseeländern, die sich mehr den Ziernarben nähert, kommt natürlich sehr gut zur Geltung. Die bekannten colorirten Photographien tättowirter japanischer Kulis sind reine Phantasiebilder. Prof. Baelz, der die Güte hatte, die Originale zu einigen Tafeln für das erwähnte Werk des Vortragenden anfertigen zu lassen, machte in Tokio, nach mehrfachen misslungenen Versuchen, Tättowirte zu photographiren und die Photographien dann zu coloriren, einen japanischen Künstler Azukisawa ausfindig, der ein Verfahren erfunden hat, Photographien auf Leinwand zu übertragen und darauf wie Oelbilder zu bemalen. Dieser Künstler colorirte die Bilder nach den lebenden Originalen, wodurch die grösstmögliche wissenschaftliche Treue erreicht sein dürfte.

Für den Forschungsreisenden, der etwa keine Lust hat, sich die charakteristischen Tättowirungen der von ihm besuchten Länder in die eigene Haut einstechen zu lassen, bleibt es stets das Beste, den betreffenden Tättowirkünstler durch Geld und gute Worte zu bewegen, seine Muster in Originalgrösse auf Papier aufzuzeichnen. Hierdurch wird jeder Fehler nach irgend welcher Richtung hin ausgeschlossen. —

Der Vorsitzende spricht Hrn. Joest den Dank der Gesellschaft für das der Bibliothek geschenkte Prachtwerk aus.

(25) Hr. Joest legt ein aus 81 Zeichnungen mit erklärendem Text bestehendes chinesisches Werk „Kuei-čeu ts'iuên šèng Miao-t'û" vor, das er von Hrn. v. Gundlach, dem Redacteur des „Ostasiatischen Lloyd", der einzigen in ganz Asien erscheinenden deutschen Zeitung, erhalten hat. Er bespricht die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieses, die eingeborenen Stämme der Provinzen Kwei-tschou und Yunnan behandelnden und in dieser Form bisher in keine europäische Sprache übertragenen Werkes und übergiebt dasselbe im Namen des Hrn. v. Gundlach Hrn. Bastian als Geschenk für das Museum für Völkerkunde.

(26) Hr. H. Traube übersendet einen Bericht (Neues Jahrbuch für Mineralogie 1887, II., S. 276) über

einen neuen Fund von anstehendem Nephrit bei Reichenstein in Schlesien.

Die Arsenikerze dieser Localität, deren Abbau gegenwärtig wieder in grösserem Maassstabe aufgenommen ist, finden sich ausser im Serpentin und serpentinhaltigen Kalkstein noch in einer, wesentlich aus Diopsid bestehenden Lagermasse, welche ausserdem noch Tremolit und Chlorit enthält. Der graulich grüne bis grünlich weisse Diopsid ist oft sehr grob- und breitstenglig ausgebildet und kommt nicht selten in bis 10 *cm* grossen, unregelmässig begrenzten Individuen vor, die eine

deutliche prismatische Spaltbarkeit und Absonderung nach der Basis zeigen. Ausserdem bildet er ganz feinkörnige bis dichte Massen, deren mineralogische Zusammensetzung mit unbewaffnetem Auge kaum erkannt werden kann. In den stengligen Ausbildungen zeigt der Diopsid sehr häufig Umsetzung zu grobfasrigem hellgrünlichem Tremolit. Die Häufigkeit dieser Umwandlung des Diopsids in faserige Hornblende veranlassten mich bereits früher zu der Vermuthung, dass hier Nephrit vorkommen müsse. Aber von allen daraufhin untersuchten Stücken, von denen das mineralogische Museum in Breslau eine grosse Anzahl besitzt, erwiesen sich zwar einige in Folge einer sehr feinfaserigen Zusammensetzung als ziemlich Nephrit-ähnlich, liessen aber unter dem Mikroskop die für den Nephrit charakteristische, fein verfilzte Structur, welche die grosse Zähigkeit bedingt, durchaus vermissen. Bei einem im vorigen Jahre unternommenen Besuche Reichenstein's nahm ich aus den Förderungen des Fürstenstollens, zu denen mir der Besitzer des Bergwerks, Hr. Güttler, in liebenswürdigster Weise den Zutritt gestattete, ein grösseres Stück auf, welches in allen seinen Eigenschaften deutlichen Nephrit-Charakter aufwies, wie mir dies auch Hr. A. Arzruni in Aachen, dem ich eine Probe zur Ansicht sandte, freundlichst bestätigte. Dieser Reichensteiner Nephrit, welcher im Diopsidgesteine eine bis 7 *cm* starke Lage bildete, zeigt eine hell graulich grüne, den südsibirischen Vorkommnissen ähnliche Farbe, die an einzelnen Stellen etwas ins Röthliche spielt, eine sehr unvollkommene Schieferung und den charakteristisch splittrigen, auf frisch angeschlagenen Stellen wie bestäubt aussehenden Bruch. Meist ist der Nephrit vollkommen dicht und nur an wenigen Stellen deutlich faserig; an den Randflächen, mit denen er ursprünglich das umgebende Gestein berührte, zeigen sich Anfänge von Serpentin-Bildung. Arsenikerze (Löllingit, Leukopyrit) enthält er verhältnissmässig nur wenig, stellenweise ist er ganz frei davon.

Unter dem Mikroskop erweist sich der Nephrit als ungemein feinfaserig, oft sind die Fasern so dünn und so eng mit einander verfilzt, dass sie das Auge auch bei stärkerer Vergrösserung kaum von einander trennen kann. Die Fasern verlaufen theils ganz unregelmässig, theils etwas excentrisch. Die Structur ist nicht immer einheitlich, da sich in der feinfaserigen Masse bisweilen auch grössere schilfähnliche Amphibol-Bündel finden. Nicht selten kommen auch eingestreut kleine, plattige Pyroxene vor, deren Auslöschungsschiefe im Mittel zu 36° gemessen wurde. In wenigen Fällen erreichen die Augite grössere Dimensionen, auf ihren Spaltrissen hat sich dann regelmässig feinfaseriger Amphibol angesiedelt. Der Leukopyrit zeigt nicht selten deutliche Krystallform, bisweilen ist er ganz von Amphibol durchwachsen. Magnetit ist nur sehr spärlich vorhanden. Im Allgemeinen gleicht das Bild des Reichensteiner Nephrits, wenn man von den vorhandenen Pyroxenresten absieht, am meisten noch dem des Neuseeländischen, obwohl auch dieses Vorkommen einen besonderen Typus für sich bildet.

Die mikroskopische Untersuchung der dichten Diopsidmassen liess erkennen, dass der Nephrit aus der Umwandlung dieser entstanden sei. Diese dichten Diopsid-Aggregate zeigten mikroskopisch eine sehr feinkörnige Zusammensetzung; Umsetzung zu feinfaserigem Amphibol war auch ohne Anwendung des analysirenden Nicols zu bemerken, indem sich zwischen den körnigen Pyroxen Schnüre einer anscheinend homogenen Masse eindrängten. Bei gekreuzten Nicols gewährten Dünnschliffe des dichten Diopsids einen mosaikähnlichen Anblick, die einzelnen kleinen Pyroxenkörner waren stets verschieden orientirt. Grössere Individuen umschlossen mehrfach kleinere, die dann im Innern oft noch kleinere beherbergten. Bisweilen erwiesen sich einzelne grössere Pyroxene nicht in allen ihren Theilen gleichmässig orientirt, indem die Auslöschungsschiefe in den benachbarten, durch Spaltrisse be-

dingten Feldern um einige Grade (bis 5°) von einander abwich, eine Erscheinung, die jedenfalls auf äussere, mechanische Einwirkung zurückzuführen ist. Die Amphibolschnüre zeigen eine feinfaserige, verfilzte Structur und umschliessen vielfach Pyroxene. Stellenweise sind die Hornblendefäserchen mit den Augitkörnchen so innig gemengt, dass beide Minerale nicht von einander unterschieden werden können. Der Reichensteiner Nephrit ist also, ähnlich wie ein Theil des Jordansmühler, secundären Ursprungs und hat sich durch Uralitisirung eines dichten Pyroxengesteins gebildet.

Obwohl auch der Reichensteiner Nephrit nie verarbeitet worden ist, so beweist der erneute Fund, der wieder an einem sehr besuchten und öfters mineralogisch und geologisch durchforschten Ort erfolgte, wie leicht er übersehen werden kann. Die Wahrscheinlichkeit, dass er auch in der näheren oder weiteren Umgebung der Gebiete anstehend vorkommt, wo er im verarbeiteten Zustande angetroffen wurde, liegt sehr nahe.

(27) Hr. Grempler bespricht unter Vorlegung von Exemplaren

die Dreirollen-Fibeln von Sakrau.

Nachdem Hr. Telge die Fibeln der letzten Ausgrabungen aus Sakrau restaurirt hat, erlaube ich mir, dieselben vorzulegen.

Sie gehören sämmtlich dem bisher unbekannten Typus der Dreirollenfibeln an.

Wenn ich bei Beschreibung der Fibelrudimente in meiner Abhandlung „Der Fund von Sakrau", Seite 11, 8a u. b. schrieb: „Durch die Kopfleiste gehen drei Löcher, in deren letzterem noch ein Stück Draht steckt. Welchem Zweck dies 3. Loch gedient hat, konnte noch nicht festgestellt werden. Für das 3. Loch eine 3. Achse anzunehmen, erscheint uns besonders deshalb nicht angezeigt, weil eine Dreirollenfibel bis jetzt nicht bekannt ist," so ist jetzt der Zweck des 3. Loches klar. Es hat in der That, wie Sie sehen, Dreirollenfibeln gegeben. Ich habe deren fast intacte in den beiden letzten Ausgrabungen gefunden.

Dieselben sind sämmtlich von Silber, mit Gold plattirt, und die darauf gelegten Goldbleche mit Riegelchen und Körnchen verziert. Die detaillirte Beschreibung hoffe ich in meinem, in diesem Sommer erscheinenden Fundbericht geben zu können. Unser Museum besitzt 7 Dreirollenfibeln, darunter 5 vollständig erhaltene: 2 Exemplare aus dem vorjährigen Funde, nachträglich als solche erkannt, 3 aus dem 2. und 2 aus dem 3. Funde.

Bei meiner Anwesenheit in Wien konnte ich im Münzen- und Antikenkabinet konstatiren, dass die goldene Fibel aus dem 1. Funde von Ostropataka, Nr. 115, auch eine Dreirollenfibel gewesen sein muss. Auch hier finden sich in der Kopfleiste 3 Löcher. (Im Katalog von Arneth, G., IX. 5, Sacken-Kenner, S. 355 Nr. 117, und bei Hampel „Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós", S. 149 Fig. 68 abgebildet, aber nur en face.)

Im Nationalmuseum zu Budapest habe ich mit Pulszky und Hampel die Fibeln alle noch einmal genau durchforscht und gelang es, unter den Cicadenfibeln eine zu finden, welche einst 3 Rollen besessen haben musste. Es ist eine Cicadenfibel aus Gold, gefunden in Sáromberke, Siebenbürgen.

Nachträglich hat Herr Rechtsanwalt von Jazdzewski in Posen eine bei Kalisch gefundene, seit längerer Zeit in seinem Besitz befindliche Fibel auch als Dreirollenfibel erkannt. Auf Grund der mir vorgelegenen Zeichnung kann ich seine Annahme nur bestätigen. Somit hätte ich bis jetzt 10 Fibeln dieses höchst seltenen Typus feststellen können.

Sie sind noch seltener, als die seltenen Zweirollenfibeln, welche in meinem Fundbericht von Sakrau aufgeführt sind und welche vielfach einer späteren Zeit, als die in Sakrau und Sanderumgard gefundenen, angehören (Der Fund von Sakrau, S. 11, Nr. 11a, b).

Zum Schluss erlaube mir noch hinzuzufügen, dass meine Datirung des Sakrauer Fundes durch die im 3. Grabe gefundene Goldmünze des Claudius Gothicus keine Aenderung erfährt, im Gegentheil bestätigt wird, dass die Fibeln speziell aus dem Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts stammen. —

Hr. Telge legt die von ihm restaurirten Exemplare, sowie einige andere Nachbildungen derselben vor. —

Hr. Virchow übergiebt folgende, ihm aus Karlsbad, 13. August, zugegangene Mittheilung des Hrn. Landgerichtsrathes Schmula in Oppeln über den Namen Sakrau:

Herr Rechtsanwalt und Notar Kleinschmidt ist sicherlich im Irrthum, wenn er in einem zu Nürnberg gehaltenen Vortrage vom 9. d. M. den Namen Sakrau aus dem Lettischen ableitet und meint, es bedeute der Name einen gemeinsamen Opferplatz — sa kar owe. In Schlesien giebt es noch Ortschaften mit dem Namen Sakrau, so z. B. im Kreise Oppeln 2, im Kreise Gross-Strehlitz 1 solche Ortschaft. Der Name ist offenbar slavischen, nehmlich polnischen, Ursprungs und bedeutet soviel, als „hinter dem Busch (sc. gelegen)“. Za (spr. sa) ist die Präposition „hinter“, Krżew ist die Bezeichnung für „Strauch“. Polnisch heissen die Ortschaften Zakrzów (spr. Sakrschuw). Zakrzów ist männlichen Geschlechts und hat im Genitiv Zakrzowa (spr. Zakrschowa).

(28) Hr. Hollmann legt vor:

1. eine Tafel, enthaltend Scherben von Gefässen und Eisentheile (Haken-Bruchstücke und sehr kleine Pfeilspitzen), gefunden im Urnenfeld auf dem sogenannten „Taterlager“ in den „Sandbergen“ bei Aaken an der Elbe. Der Ausdruck Tater-Zigeuner wird noch jetzt in der Altmark als Schimpfname gebraucht. Die Ornamente der Scherben sind ausgesprochen wendisch, namentlich die doppelten Wellenlinien und die eingedrückten Kreise. Die Beweise für wendische Ansiedlung in jener Gegend sind bisher nur spärlich.

2. Vier Tafeln mit 43 farbigen Zeichnungen von Scherben, welche bei den Wiederherstellungsbauten in Schloss Marienburg in Westpreussen mit zahlreichen ähnlichen in einer Abfallsgrube gefunden sind. Nur bei einem Gefäss (Krug) ist die Zusammensetzung gelungen. Die Gefässscherben sind theils ganz unglasirt, theils nur auf einer Seite, meist aber auf beiden glasirt, grün, gelb oder braun gefärbt, und haben Ornamente slavischer Form, in denen namentlich die Wellenlinie in ihren verschiedensten Abarten zahlreich auftritt, dann die mehrfachen horizontalen und vertikalen Parallelstriche und gleiche, in Tupfen aufgelöste Linien. Die Ornamente sind theils nur eingedrückt, theils eingedrückt und dann mit dunkler, meist schwarzer Farbe ausgefüllt, in einigen Fällen aber fehlt auch der Eindruck und die Farbe ist erhaben aufgetragen. Die Ränder biegen meist energisch aus, die Henkel sind breit und gross, in einigen Fällen vom Rande ans beginnend. Wo die nur dünne Glasur abgesprungen ist, zeigt sich lebhaft rother Ziegelbrand.

Eine genaue Bezeichnung des Alters der einzelnen Scherben ist mir nicht möglich, nur aus der Art des Fundortes kann ich Folgendes sagen: Sie lagen in einem 10 *m* breiten Befestigungsgraben zwischen dem alten Hochschloss und dem Nogatfluss, welcher jetzt bis auf die durch Fussbodenhöhe der Schiessscharten erkenntliche Sohle ausgegraben ist, in Höhe von etwa 0,50 *m*; über ihnen mehrere

Meter hoch reiner Mauerschutt, welcher nach den darin gefundenen Mauerstücken von der seit 1772 vorgenommenen Zerstörung der Gewölbe im Hochschlosse herrührt. Nur lässt sich annehmen, dass, so lange die Burg vom Orden gegen Polen gehalten ist, die Befestigungsgräben von derartigen Sachen freigehalten wurden, so dass also die Anhäufung der Scherben in die Zeit zwischen 1456 und 1772 fällt. Herr Regierungs-Baumeister Steinbrecht, der hochverdiente Restaurator der Burg, nimmt an, dass die ältesten Scherben aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts sind; Herr Professor Behrendt setzt einzelne der Fundstücke in die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Unbedenklich ist, dass es sich in dieser Fundschicht nicht um eine plötzliche Verschüttung, sondern um eine allmähliche Anhäufung handelt.

(29) Hr. Woldt zeigt, als Probe von Ornamentirung der Nahrungsmittel, mit Strichen und Kreuzen verzierten norwegischen Renthierkäse vor.

(30) Hr. Virchow bespricht die

physische Anthropologie von Buschmännern, Hottentotten und Omundonga.

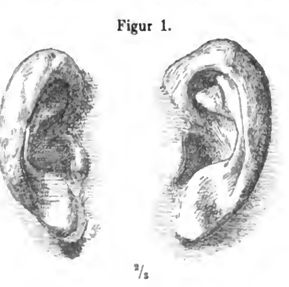
Nachdem wir im vorigen Frühjahr die von Hrn. Farini nach Europa gebrachten N/Tschabba, angeblich aus der Kalahari, gemustert hatten (Verh. 1886, S. 221, Taf. V), kann es als ein wirklicher Glücksfall betrachtet werden, dass uns durch den sehr thätigen Hrn. Hugo Schött, anscheinend aus Südostafrica, eine kleine Truppe zugeführt worden ist, welche eine Familie von Buschmännern, bestehend aus 4 Personen, Vater, Mutter und 2 kleinen Töchtern, und zugleich eine Hottentottin mit ihrem, erst vor ½ Jahre in Europa geborenen Kinde, umfasst. Die Leute sind schon an verschiedenen Orten Deutschlands gezeigt worden, und sie bringen gute Zeugnisse bewährter Anatomen mit, so namentlich von den Herren Rüdinger und Joh. Ranke. Um jedoch recht sicher zu gehen, habe ich Hrn. G. Fritsch ersucht, die Leute zu prüfen; sein Zeugniss vom 24. October lautet folgendermaassen: „Die Truppe der Südafricaner im Panorama habe ich mit vielem Interesse besichtigt. Den Ort ihrer Herkunft wollten oder konnten mir die Leutchen nicht verrathen; als ich nach Kuruman frug, schien der Mann betroffen und sagte: De Professor is beie slim. Ich halte den Mann für einen ziemlich typischen Buschmann des östlichen Kalaharigebietes. Seine Frau zeigt denjenigen Typus, welchen die Vermischung von Hottentotten mit Buschmännern darzubieten pflegt, besonders charakterisirt durch das nach unten zum Kinn stark verschmälerte Gesicht. Die Hautfarbe hat den ursprünglichen Ton bei allen merkwürdig gut bewahrt, besonders im Vergleich zu Farini's, meiner Vermuthung nach, mit Nama-Blut vermischten Buschmännern. Die Kinder sind auffallend dunkel. Die andere Frau zeigt unverkennbar den Gesichtschnitt der Hottentottin. Auch der Habitus des Körpers erinnert an die typische Bildung, doch möchte ich sicher glauben, dass hier schon einmal ein Weisser durch ihre Familie gelaufen ist. Dafür wäre der eigenthümliche, schon etwas fleischfarbige Ton ihrer Haut, eine gewisse Weichheit der Züge, mässige Steatopygie, sowie ihr Kind als Beweis anführen, welch letzteres durch erneute Kreuzung mit weissem Blut einen, dem europäischen nahe stehenden Habitus erlangt hat."

Ich selbst besuchte darauf die in dem Panorama deutscher Colonien untergebrachte kleine Gesellschaft am 25. October und fand sowohl bei Hrn. Schött, als bei der Direktion des Panorama das bereitwilligste Entgegenkommen, wofür ich meinen besten Dank abstatte. Schon die erste Betrachtung bestätigte das Vorhandensein

mancher Besonderheiten, welche geeignet sind, Zweifel an der vollen Reinheit einzelner Individuen hervorzurufen. Von dem am 9. März in München gebornen Kinde der Hottentottin darf es als sicher gelten, dass es einen europäischen Vater hat; es wird daher in der folgenden Besprechung ausser Betracht bleiben. Aber auch die beiden Mädchen der Buschmannfamilie sind nicht unverdächtig, namentlich ist die jüngste, angeblich vierjährige, sowohl von der älteren, angeblich achtjährigen, als auch von den Eltern verschieden; ihre schönen, grossen, runden, glänzenden Augen erinnern stark an Zulu- oder Negerblut. Immerhin wird es zweckmässig sein, zunächst eine kurze Charakteristik der einzelnen Personen zu geben:

1. Der Buschmann, nach der gedruckten Beschreibung des Führers Tss-ko-ur-roh, gewöhnlich Leonhard genannt, etwa 28 Jahre alt, von gutem Ernährungszustand und kräftiger Muskulatur, 1,55 *m* hoch und mit einer Klafterweite von 1,57 *m*, zeigt in der Hautfarbe durchweg mittlere Nüancen von Braun (Radde, 33 o Stirn, 33 l Wange und Oberschenkel, 33 m Oberarm). Er trägt am Vorderarm eine Reihe schwarzer Tättowirungszeichen, bestehend aus kurzen Parallelstrichen. Sein Kopfhaar ist schwarz, spiralgerollt, die Rollen in länglichen Riffen mit kahlen Zwischenräumen geordnet; Brauen schwach und dünn, von Bart nur Andeutungen an der Oberlippe. Iris dunkelbraun, Auge sehr tief liegend, ohne Plica, aber der innere Winkel stark gesenkt, das obere Augenlid dick und stark überragend, so dass die Lidspalte einen gekniffenen Eindruck macht. Sein Kopf, der eine grosse Länge (195 *mm*) zeigt, hat einen chamaemesocephalen Index (L. Br. I. 76,4, Oberhöhenindex 58,9). Das Gesicht ist chamaeprosop (Index 81,1), oben breit, nach unten verjüngt und daher fast keilförmig. Die Minimalbreite der Stirn beträgt 108 *mm*; zugleich ist die Stirn niedrig und mit starken Supraorbitalwülsten versehen. Die Wangenbeine vortretend. Die Nase an der Wurzel tief und breit, der Rücken flach, die Flügel breit ausgelegt, die Scheidewand kurz und die Spitze überragend. Die Lippen roth, voll, vortretend, etwas geschwungen. Zähne wenig vortretend, durchscheinend weiss, das Zahnfleisch roth. Die Ohren (Fig. 1) sehr verunstaltet: die Läppchen grossentheils angewachsen, sehr gross und flach, rechts neben dem Läppchen ein kleiner präauricularer Knoten; die Ohrkrempe breit, dick und mit mehreren flachen Eindrücken besetzt, nach oben hin auf der linken Seite deutlicher, auf der rechten etwas verwischt winkelig geknickt (Spitzohr). Die Brustwarzen stark. Breite Schultern (360 *mm* Distanz), volle Brust (Weite in der Inspiration 860). Gut geformter Bauch und Rücken. Volle Oberschenkel (490 *mm* Umfang) und Waden (320 Umfang). Hände breit und voll, Finger kurz. Die Füsse wenig verunstaltet, vorn breit, I. Zehe am längsten.

Figur 1.



$^2/_3$

2. Die Buschmannfrau, Pf-age-di-oh, gemeinhin Fitzi genannt, von jugendlich frischem Aussehen und sehr feiner Stimme, angeblich 29 Jahre alt, ziemlich fett, trotzdem nicht ausgemacht steatopyg. Der Grundton ihrer Hautfarbe ist gleichfalls braun (Radde 33 i Stirn, p q Wange, m Brust und Oberarm, l Bein). Sie hat ähnliche Tättowirungsstriche am Ober- und Vorderam, sowie über den inneren Knöchel; an Bauch und Beinen Schwangerschaftsnarben. Iris dunkelbraun,

Auge ohne Plica, länglich, Lidspalte schmal und gerade. Kopfhaar dunkelbraun, fast schwarz, bildet eine dichte Perrücke, ist aber gestutzt; die Haare in Spiralrollen, welche sich bis auf 10,5 *cm* ausziehen lassen. Die Achselhaare bilden ganz dichte „Pfefferkörner". Der Kopf erscheint lang, schmal und niedrig; Index chamaemesocephal (L. Br. I. 77,1, Oberhöhenindex 57,5). Stirn niedrig, mit deutlichen Brauenwülsten, mässig breit (98 *mm*). Gesicht chamaeprosop (Index 76,1), oben breit, nach unten keilförmig; Wangenbeine vortretend. Untergesicht schmal, Kinn gerundet. Nase an der Wurzel tief und breit, Rücken flach, vor der Spitze mit einem Absatz versehen, Flügel breit, Scheidewand niedrig. Lippen voll und vortretend, jedoch die Unterlippe mehr, als die kurze Oberlippe. Zähne fein, gerade gestellt, durchscheinend. Ohr klein, mit angewachsenen Läppchen, letztere durchbohrt (Ohrringe). Hals verhältnissmässig lang, Schultern breit, Brust gewölbt. Milchdrüsen von mässiger Grösse, wenig hängend, mit sehr dunklem Warzenhof. Oberschenkel und Wade kräftig, aber zart (515 und 310 im grössten Umfang). Hände sehr zart, schmal, Finger fein, Nägel hellrosa. Füsse im höchsten Maasse durch Schuhwerk verunstaltet, vorn breit, aber die Zehen ganz zusammengedrückt und der Ballen herausgetrieben; II. Zehe fast so lang, als die I.

3. Die ältere Tochter, angeblich 8 Jahre alt, Tss-ai-ti-eh, gewöhnlich Sina, ein hübsches, munteres Kind mit sehr lebendigen Augen und voller Fröhlichkeit, 1,19 *m* hoch und 1,20 *m* Klafterbreite, etwas mager, ohne Steatopygie. Hautfarbe gleichfalls bräunlich (Radde 33 i Stirn, Hals und Oberarm, l Brust), nur an den Wangen etwas Orangeton (Radde 4 h und 33 t), ohne Tättowirung. Haar schwarz, in lauter kurzen Spiralröllchen, am Haarrande abgeschnitten. Iris dunkelbraun, fast schwarz, leichte Plica, Auge mandelförmig, Lidspalte fast gerade, innerer Winkel etwas gesenkt. Kopf dem Anschein nach kurz, schmal und niedrig, chamaemesocephal (L. Br. I. 77,1, Ohrhöhenindex 60,5). Stirn niedrig, breit (96 *mm*) und voll. Gesicht chamaeprosop (I. 82,3), nach unten verjüngt. Nase an der Wurzel sehr breit, der Rücken ganz flach, vor der Spitze eingedrückt, Flügel breit, Scheidewand niedrig. Lippen voll und vortretend. Zähne gross, durchscheinend, gerade gestellt. Ohrläppchen klein, etwas angewachsen. Waden gut entwickelt. Hände fein, Finger so beweglich, dass sie dieselben ohne alle Schwierigkeit auf den Handrücken zurücklegen kann. Füsse noch ziemlich normal, vorn breit, jedoch die Zehen schon etwas gedrängt; sie trägt Schuhe ohne Strümpfe. Die II. Zehe so lang, als die I.; die drei mittleren durch kürzere Trennungsflächen zu einer Gruppe vereinigt.

4. Die jüngere Tochter, angeblich 4 Jahre alt, obwohl auch schon 1,08 *m* hoch und von derselben Klafterweite, ist ganz besonders wohlgebaut und anziehend. Als ihr Name wird Tss-kor-go-eh genannt, für gewöhnlich heisst sie Mina. Sie ist rundlich und gut genährt, aber ganz frei von Steatopygie. Der Grundton ihrer Hautfärbung ist viel dunkler, als bei ihrer Schwester; er liegt überall im Orange (Radde 4 k Wange, 4 g Stirn und Rücken, 4 f Nacken, h Oberarm, i Brust); keine Tättowirung. Haar schwarz, spiralgerollt, in Kämmen und Riffen, vorn abgeschnitten. Iris dunkelbraun, fast schwarz, Auge gross, offen, gerundet, Lidspalte gerade, innerer Winkel etwas gesenkt. Kopf lang, schmal und niedrig, chamaemesocephal (L. Br. I. 78,7, Ohrhöhenindex 59,7). Gesicht chamaeprosop (I. 77,4), nach unten verjüngt. Stirn niedrig, voll, breit (97 *mm*). Wangenbeine vortretend. Nase an der Wurzel sehr tief und breit, Rücken flach, Flügel mässig ausgelegt, Scheidewand niedrig. Lippen vortretend, jedoch die obere weniger. Zähne gerade, durchscheinend. Ohrläppchen entwickelt. Hände fein.

Füsse vorn breit, aber schon stark deformirt; trägt Schuhe. II. Zehe fast ebenso lang, als die I; die II.—III. zu einer Gruppe vereinigt.

5. Die Hottentottin, genannt Aenni, sonst Pf-ae-ve-ti-eh, angeblich 22 Jahre alt und von Koelsberg zu Hause, in gutem Ernährungszustande, mit Schwangerschaftsnarben an Bauch und Brüsten und Ansatz zu Steatopygie. Sie ist 1,53 *m* hoch und hat 1,54 *m* Klafterweite, kommt also dem Buschmann ganz nahe. Ihre Hautfarbe ist so hell, dass sie ein fast europäisches Aussehen hat; nur das Gesicht erscheint gelblich. Der Grundton ist überall von dem der Buschmänner verschieden: er hat überall rothe oder gelbe Nüancen und zwar Zinnobermischung (Radde 3 t und u) an der Brust, Carmin (Radde 29 u und 30 t) am Oberschenkel, Orange an der Wange (Radde 4 t und 30 u) und dem Oberarm (4 s und 3 t). Braun kam nirgends vor. Tättowirung in kurzen Strichen an der Stirn, der Brust, dem Ober- und Vorderarm, dem Unterschenkel. Iris dunkelbraun, Auge ohne Plica, der innere Winkel stark gesenkt, die Lidspalte eng, etwas schräg nach aussen und oben gerichtet, das obere Lid schwer und hängend. Kopfhaar schwarz, spiralgerollt, sehr dicht, aufrecht stehend, in Form einer Perrücke. Achselhöhlen ganz kahl. Kopf lang, schmal und niedrig: chamaemesocephal (L. Br. I. 75,7, Ohrhöhenindex 58,4). Stirn hoch, sehr breit (108 *mm*), ohne Wülste, in der Mitte so stark gewölbt, dass der grösste Durchmesser des Kopfes von der Stirnwölbung aus genommen werden musste. Gesicht chamaeprosop (I. 79,3), nach unten verjüngt: Kinn kräftig, aber fast kuglig, Wangenbeine dagegen stark vortretend. Nase an der Wurzel sehr breit und niedrig, der Rücken flach, die Flügel nur mässig ausgelegt, Scheidewand lang, Spitze etwas übergebogen. Lippen voll, vortretend und geschwungen. Zähne fein, durchscheinend, gerade. Ohren (Fig. 2) klein, nach oben gut gebildet, dagegen nach unten ganz ohne abgesetztes Läppchen; statt dessen läuft eine lange, völlig angewachsene Falte auf die Wange herab. Zugleich ist der Antitragus auf der rechten Seite verdickt, auf der linken in ein Paar rundliche Knöpfe aufgelöst. Der Hals ziemlich schlank, Schultern breit, Brust und Bauch voll. Die Milchdrüsen voll und etwas hängend, mit kleinen Warzen, aber grossen, hellbraunen Warzenhöfen von 45 *mm* Radius. Die linke Nymphe vergrössert, hängend, welk, bräunlich. Oberschenkel und Waden voll (570 und 355 *mm* Umfang). Hände fein, zart, länglich, Finger kurz, die 3 mittleren durch kürzere Spalten getrennt. Füsse klein, vorn breit, an der Kleinzehenseite stark verdrückt; die I. Zehe am längsten, die 3 folgenden zu einer Gruppe vereinigt. —

Figur 2.



$^2/_3$

Buschmänner und Hottentotten.	Buschmänner ♂ 1.	Buschmänner ♀ 2.	Kinder ♀ 3.	Kinder ♀ 4.	Hottentottin ♀ 5.
I. Kopfmaasse.					
Grösste Länge	195	179	175	169	183 Stirnwölbung
Grösste Breite	149 tp	138	135	133	144
Ohrhöhe	115	103	106	101	107
Stirnbreite	108	98	96	97	108
Gesichtshöhe A (Haarrand)	156	151	139	136	167
„ B (Nasenwurzel)	112	96	93	86	104
Mittelgesicht (Nasenwurzel bis Mund)	68	57	56	49	66
Gesichtsbreite a (Jochbogen)	138	126	113	111	131
„ b (Wangenbeinhöcker)	90	75	65	72	79
„ c (Kieferwinkel)	106	93	89	77	99
Distanz der inneren Augenwinkel	33	33	32	35	37
„ „ äusseren „	99	92	81	90	94
Nase, Höhe	41	39	34	34	46
„ Länge	41	36	30	28	41
„ Breite	40	35	30	31	35
„ Elevation	16	13	10	12	18
Mund, Länge	47	43	38	36	46
Ohr, Höhe	53	49	43	46	49
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	110	108	96	97	107
Horizontalumfang des Kopfes	553	325	94	475	530
II. Körpermaasse.					
Ganze Höhe	1553	1508	1188	1081	1528
Klafterweite	1570	1550	1195	1080	1542
Höhe, Kinn	1328	1286	—	—	1315
„ Schulter	1285	1227	—	—	1238
„ Ellenbogen	1017	959	—	—	980
„ Handgelenk	767	707	—	—	754
„ Mittelfinger	604	540	—	—	604
„ Nabel	914	—	—	—	908
„ Crista ilium	881	908	—	—	929
„ Trochanter	795	789	—	—	802
„ Patella	435	434	—	—	442
„ Malleolus externus	48	41	—	—	44
„ im Sitzen, Scheitel (über dem Sitz)	—	—	—	—	793
„ „ „ Schulter „ „ „	—	—	—	—	514
Schulterbreite	360	329	—	—	338

Buschmänner und Hottentotten	Buschmänner				Hotten-tottin
	♂	♀	Kinder ♀		♀
	1.	2.	3.	4.	5.
Brustumfang	860	780	—	—	760 unter den Brüsten 830 oberhalb derselben
Hand, Länge (Mittelfinger)	170	167	130	117	161
„ Breite (Ansatz der 4 Finger)	80 (90)	73 (85)	58 (70)	55 (64)	75 (87)
Fuss, Länge	245	231	176	165	225
„ Breite	87	87	68	65	90
Grösster Umfang des Oberschenkels	490	515	—	—	570
„ „ der Wade	320	310	—	—	355
III. Berechnete Indices.					
Längenbreitenindex	76,4	77,1	77,1	78,7	78,7
Ohrhöhenindex	58,9	57,5	60,5	59,7	58,4
Gesichtsindex	81,1	76,1	82,3	77,4	79,3

Ueber die Buschmänner kann ich mich sehr kurz fasssen. Sie stimmten in allen wesentlichen Punkten mit den N/Tschabba überein, deren physische Verhältnisse ich sehr eingehend besprochen habe. Ich will nur die einzelnen Punkte recapituliren:

1. Hautfarbe. Es ergab sich bei den N/Tschabba, dass ausschliesslich Schattirungen von Braun (Radde), ohne irgend eine Beimischung von Roth, vorhanden waren. Dasselbe gilt von den erwachsenen Personen der jetzigen Gesellschaft. Nur bei den beiden Kindern wurden Abweichungen gefunden, — ein Umstand, der den auch sonst enstandenen Verdacht, dass sie nicht ganz reinen Blutes seien, bestärkt. Bei der älteren Tochter zeigte die Wange etwas Orangeton, bei der jüngeren aber fanden sich nur Schattirungen von Orange, dagegen nirgends Braun.

2. Das Haar verhielt sich bei allen genau so, wie bei den Tschabba. Ich trage kein Bedenken, es wollig zu nennen.

3. Am Auge der Erwachsenen war die Iris dunkelbraun, bei den Töchtern fast schwarz, — gleichfalls ein bemerkenswerther Umstand. Auch die Form des Auges differirte bei den Kindern, indess war die Stellung der Lidspalten bei keinem ausgemacht schief, nur die inneren Winkel in der Regel tiefer gesenkt. Am meisten bemerkenswerth ist das Fehlen des Epicanthus, von dem sich nur bei der älteren Tochter eine Spur zeigte.

4. Das Ohr war auch hier im Ganzen klein, aber die Ohrläppchen ergaben nur bei dem kleinsten Mädchen eine freie Entwickelung; bei den anderen Personen waren sie mehr oder weniger angewachsen, was sich bei den N/Tschabba nur einmal zeigte. Ein Spitzohr habe ich damals bei 3 Personen, und zwar bei dem einen Manne in höchster Ausbildung, gefunden. Hier erschien es bei dem Manne in Verbindung mit mehreren anderen Anomalien (Fig. 1).

5. Die Kopfform erwies sich ausnahmslos als chamaemesocephal, was mit meinen früheren Nachweisen, auch an Schädeln, recht gut stimmt.

6. Die Grösse der Schädel ist wiederum sehr verschieden: bei dem Manne misst der Horizontalumfang 553, bei der Frau nur 325 *mm*. Dem entspricht die

beträchtliche Grösse der minimalen Stirnbreite, welche bei dem Manne 108, bei der Frau 98 *mm* beträgt, während sie bei der älteren Tochter 96, bei der jüngeren 97 *mm* ergab. Es scheint daher, dass auch bei den Buschmännern, wie ich es von den Goajiras und den Baluba nachgewiesen habe, der weibliche Schädel sehr früh zu wachsen aufhört.

7. Die Gesichtsform erwies sich durchgehend, wie ich sie früher beschrieb, als keilförmig. Dabei war der Index constant chamaeprosop und die Distanz der Kieferwinkel kleiner, als die minimale Stirnbreite.

8. Die Nase zeigte dieselben Eigenschaften, wie früher.

9. Die Kiefer waren bei allen orthognath.

10. Die Körperhöhe ist sowohl bei dem Manne (1,55 *m*), als bei der Frau (1,51 *m*) grösser, als der sonst bekannte Durchschnitt. Auch zeigte sich bei beiden die Klafterbreite (während der Inspiration gemessen) grösser, als die Körperhöhe. Nur bei der jüngsten Tochter sind beide fast gleich.

11. An den Händen hatten alle wohl erhaltene Finger, während sich bei den N/Tschabba zahlreiche Verstümmelungen zeigten. Die Füsse dagegen waren viel mehr deformirt, als bei diesen, was mit dem frühen Gebrauch von Lederschuhen zusammenhängt. Die Prominenz der I. Zehe ist weniger constant; sowohl bei der Frau, als bei der älteren Tochter war diese Zehe fast ebenso lang, als die II. Wade und Unterschenkel stets kräftig entwickelt.

12. Steatopygie fehlte gänzlich, obgleich die Ernährung sehr gut war. —

Die Hottentottin, eine verhältnissmässig grosse Person von 1,528 *m* Körperhöhe und 1,542 *m* Klafterweite, unterschied sich von den Buschmännern am meisten durch den lichten Ton und die Grundstimmung ihrer Hautfarbe: braune Töne fehlten hier gänzlich, dagegen wechselten an den verschiedenen Körperstellen lichte Nüancen von Zinnober, Carmin und Orange. Das Roth war ersichtlich durch stärkeren Blutgehalt der oberflächlichen Hautgefässe, vielleicht auch durch grössere Feinheit der Haut, bedingt, und man wird daher, übereinstimmend mit Hrn. Fritsch, annehmen dürfen, dass der Grundton der Hottentottenfarbe ein gelblicher ist.

Im Uebrigen ergaben sich zahlreiche Uebereinstimmungen mit den Verhältnissen der Buschmänner. Nur die Steatopygie, die Hyperplasie der einen Nymphe, die ganz ungewöhnliche Abweichung in der Ohrbildung und die ganz kindliche Form der Stirn sind besonders hervorzuheben. Ich möchte nur noch über die Verhältnisse des Kopfes ein Paar Bemerkungen machen, und zwar in Verbindung mit einer Besprechung der 2 Hottentotten-Schädel, die wir Hrn. Schinz verdanken (Verh. S. 562). Ich gebe zunächst eine kurze Beschreibung:

1. Nama-Schädel von ‡Am |hub, auf einer Grabstätte gefunden. Vor einigen Jahren bestand bei dem genannten Orte (Gross-Namaland) eine kleine Hottentotten-Niederlassung, die in Folge häufiger Todesfälle durch Krankheit und Reibereien mit Buschmännern[1]) verlassen worden ist. Offenbar ist dies ein weiblicher Schädel. Er ist durch Syphilis arg verdorben: sowohl geheilte Caries sicca mit weit ausgedehnter Hyperostose, als heerdweise Osteomyelitis gummosa erstrecken sich über die ganze linke Seite der Stirn, die mittleren und seitlichen Theile beider Parietalia und den linken Theil der Oberschuppe. Nase und Gaumen sind freigeblieben. Die Capacität beträgt nur 1320 *cc*. Der Schädel ist orthodolichocephal (Längenbreitenindex 74,3, Längenhöhenindex 72,7), jedoch ist zu erwähnen, dass die oberen Nähte stark klaffen. Lange niedrige Scheitelcurve mit

1) Hr. Schinz bemerkt, dass diese Buschmänner Mischlinge mit Nama sind. Echte San gebe es in diesem Theile von Gross-Namaland nicht.

weit vorstehendem Hinterhaupt, dessen gerader Durchmesser 29,5 pCt. der Gesammtlänge beträgt. Etwas eingedrückte Schläfen. Die Stirn mässig breit (92 *mm*), am Nasenfortsatz fast bombenförmig aufgetrieben, nach oben hin zurückgelegt. For. magnum langoval, nach hinten in eine Spitze ausgezogen. — Das Gesicht, dessen Höhe wegen der vollständig fehlenden Zähne des Oberkiefers nur schätzungsweise bestimmt werden kann, ist chamaeprosop (Index etwa 84,6) und zeigt ein sehr gedrücktes Aussehen. Insbesondere sind die Orbitae ganz niedrig, ihre vordere Oeffnung bildet ein langes, quergestelltes Rechteck, Index 72,2, hyperchamaekonch. Jochbogen angelegt. Nase kurz, an der Wurzel sehr breit und tief, der Rücken an der Sut. naso-frontalis etwas vortretend, gleich dahinter aber tief eingedrückt; Apertur sehr breit, nach oben flach gerundet; schwache Pränasalgruben; Index hyperplatyrrhin (65,8). Wangenbeine sehr höckerig, das linke nebst den anstossenden Theilen des Oberkiefers grün durch Kupferfärbung. Alveolarfortsatz kurz, aber stark prognath. Curve der Oberkieferzähne hufeisenförmig. Gaumen leptostaphylin (74,0). Unterkiefer schwach, nur in der Mitte hoch (bis zum Rande der Zähne 44, bis zum Alveolarrande 35 *mm*), die Seitentheile stark eingedrückt, fast parallel zu einander. Distanz der Kieferwinkel (88 *mm*) kleiner, als die der Wangenbeine (90) und die der Stirnränder (92 *mm*).

2. Nama-Schädel von ǂAm |hub, ohne Unterkiefer, wahrscheinlich gleichfalls weiblich, aber einem noch im Zahnwechsel begriffenen Individuum angehörig. Die Synch. sphenooccipitalis ist noch offen, von den Molaren sind nur die I. durchgebrochen, während die III. noch ganz weit nach oben und hinten an der Fossa sphenomaxillaris liegen, ein Prämolaris ist im Durchbruch u. s. w. Immerhin misst der Schädelraum 1280 *ccm*, also nur 40 *ccm* weniger, als der der syphilitischen Frau. Er ist sehr langgestreckt, chamaedolichocephal (Längenbreitenindex 70,0, Längenhöhenindex 68,9); insbesondere tritt der untere Theil der occipitalen Oberschuppe weit vor, so dass der gerade Hinterhauptsdurchmesser 30,5 pCt. der Gesammtlänge beträgt. Ueber die Mitte der Stirn zieht eine fast leistenförmige Anschwellung. Die Schläfen bis auf ein kleines rechtes Epiptericum normal. Der rechte Warzenfortsatz sieht äusserlich wie wurmstichig aus, indem zahlreiche grosse corticale Osteoporosen sich an ihm ausbreiten. Die Proc. condyloides am Hinterhauptsloch abgebrochen. Orbitae gross, hoch, nach unten und aussen ausgeweitet, Index 86,4, hypsikonch. Nase sehr verletzt, Rücken scheinbar eingedrückt, Index platyrrhin (57,8); Ansatz zu Pränasalgruben. Alveolarfortsatz des Oberkiefers sehr niedrig, trotzdem stark prognath. Gaumen sehr dick, mit hufeisenförmiger Zahncurve, leptostaphylin (70,4); gut erhaltene Suturae intermaxillares, deren äussere Enden zwischen Incisivus later. und Caninus auslaufen. —

Unsere Gesellschaft hat ausserdem im April d. J. durch die hiesige Deutsche Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika die Trümmer eines Nama-Schädels erhalten, welchen der frühere Oberingenieur derselben, Hr. Dr. S. M. Stapff, mitgebracht hat. Letzterer hatte die Güte, mir in einem aus Weissensee, 23. April, datirten Schreiben mitzutheilen, dass der Schädel ihm in Walfischbay zugetragen sei, mit der Erläuterung, dass er unmittelbar bei der Niederlassung von Hunden aus einem Grabe gewühlt worden sei, wo vor Jahren ein im Gefängniss der englischen Magistratur verstorbener Nama beerdigt wurde.

Leider ist nur der vordere und mittlere Theil des Schädeldaches erhalten, so dass Messungen von Belang nicht auszuführen sind. Was indess sehr gut daran zu sehen ist, scheint mir die lang gestreckte, offenbar chamaecephale Form der Scheitelcurve zu sein. —

Ich habe Nama-Schädel bei Gelegenheit einer, von Hrn. Belck erworbenen kleinen Sammlung beschrieben und erörtert (Verh. 1885, S. 317). In den Hauptstücken ergiebt sich eine gewisse Uebereinstimmnng der Form der Schädelkapsel, welche stets durch grosse Länge und geringe Höhe ausgezeichnet ist. Nur waren die beiden früheren Schädel, welche Männern angehörten, etwas höher, indem der Längenhöhenindex des einen 73,0, der des anderen 70,5 betrug. Der letztere stand also schon auf der Grenze der Chamaecephalie, die freilich bei dem zweiten neuen weiblichen Schädel in voller Stärke (68,9) hervortritt, während der erstere gleichfalls orthocephal (72,7) ist. Immerhin würde man berechtigt sein, nach den 4 Schädeln und dem Schädelfragment anzunehmen, dass der Längenbreitenindex der Nama innerhalb der Dolicho- und Mesocephalie, der Längenhöhenindex zwischen Chamae- und Orthocephalie schwankt.

Damit stimmt auch das Ergebniss der Messungen des Hrn. Belck (Verh. 1885, S. 59 und 315) an lebenden Namaqua, sowie die vorher mitgetheilten Messungen an der Hottentottin. Nur lässt sich immer noch nicht mit Sicherheit beurtheilen, wie viel zu den zweifellos constatirten Schwankungen die Reinheit der Rasse und die besonderen Lebensverhältnisse der einzelnen Stämme beitragen. Nach den Ermittelungen des Hrn. Belck ergeben sich unter den verschiedenen Namastämmen gewisse Differenzen, aber es wird einer grösseren Zahl von sorgfältigen Beobachtungen bedürfen, um den Grad von Constanz zu ermitteln, mit welcher diese Differenzen wiederkehren.

Am meisten abweichend erscheint die erhebliche alveolare Prognathie der neuen Schädel. Ich habe diesen Punkt, mit Rücksicht auf andere prognathe Schädel von Namaqua, schon damals diskutirt, und es wird sich jetzt nur um die Frage handeln, welche von den einzelnen Schädeln einer reineren Rasse angehören. Ich war damals mehr geneigt, die Prognathie als die mehr normale Form des Buschmann-Oberkiefers anzusehen und sie, auch bei den Namaqua, auf Mischungen mit Buschmännern zu beziehen. Nachdem sich jetzt aber gezeigt hat, dass die Buschmänner viel mehr orthognath sind, so bin ich zweifelhaft, woher die Prognathie abzuleiten ist. Unsere Hottentottin zeigt nicht das Mindeste davon, und ebenso fehlt dieselbe bei den früheren Namaqua-Schädeln. Auch dieser Punkt wird also weiter aufzuklären sein. Ich bemerke jedoch, dass die Prognathie der neuen Namaqua-Schädel von der Prognathie der eigentlichen Neger sich wesentlich unterscheidet, indem sie bei kleinem Alveolarfortsatz besteht. Nur in der Platyrrhinie zeigt sich eine grosse Annäherung.

Die übrige Gesichtsbildung lässt ein Verhältniss in grosser Beständigkeit hervortreten, das bei der Hottentottin in höchst charakteristischer Weise vorhanden ist, aber auch bei den Buschmännern nicht fehlt, nehmlich die nach unten verjüngte, daher keilförmige Gestalt des Gesichts. Diese hängt am meisten von der Compression des Unterkiefers ab, die auch an den Schädeln bemerkbar ist. In den übrigen Gesichtsverhältnissen herrscht grosse Variabilität, am meisten in der Bildung der Orbitae, welche an dem Schädel der syphilitischen Frau hyperchamae-, dagegen an dem Schädel des jungen Mädchens hypsikonch sind. —

Es erübrigt jetzt noch, den dritten der von Hrn. Schinz mitgebrachten Schädel zu betrachten:

Schädel eines Omundonga, Stamm Ondonga, in Ambo- (Ovambo-) Land. Hr. Schinz hat den etwa 28jährigen Mann selbst gekannt; er fiel im October 1885 in einem Gefecht, und Hr. Schinz hat das Skelet 12 Stunden nach dem Tode selbst präparirt, sah sich aber genöthigt, die übrigen Knochen zurückzulassen und sich mit dem Schädel zu begnügen. Nach seiner Auffassung war der Mann frei sowohl von Herero-, als von Nama-Blut. Der Schädel erinnert in seiner äusseren Er-

scheinung an den von Jacobus Hendrick (Verh. 1885, S. 317). Er ist sehr schwer, 936,5 *g*, hyperostotisch, verhältnissmässig gross, 1512 *ccm*. Seine Form ist ortho-dolichocephal (Breitenindex 72,7, Höhenindex 75,4). Die Stirn gewölbt, mit fast kugliger Vortreibung des Nasenfortsatzes und schwachen Tubera. Lange, gewölbte Scheitelcurve, welche nach hinten sehr langsam abfällt. Das Hinterhaupt gross und weit vortretend, mit stärkster Vorwölbung der Oberschuppe. Der gerade Durchmesser des Hinterhauptes beträgt 33,6 pCt. der Gesammtlänge. Die grösste Breite liegt an den ziemlich flachen Tubera parietalia, bis zu denen die hohen Plana temporalia heraufreichen. Die Schläfengegend normal, breite Alae, abgeplattete Schläfenschuppe. Am Hinterkopfe sehr tiefe Furche zwischen der oberen und unteren halbkreisförmigen Linie. Foramen magnum rundlich. Proc. mastoides und styloides gross. — Der Gesichtsindex leptoprosop (92,3), theils wegen der mehr angelegten Stellung der Jochbogen und der Wangenbeine, theils wegen der Höhe des Unterkiefers. Die Distanz der Kieferwinkel (98 *mm*) kleiner, als die Malardistanz (100 *mm*), daher die keilförmige Gestalt des Gesichts. Grosse, sehr tiefe, nach unten und aussen stärker ausgelegte Orbitae: Index mesokonch (80,5). Nasenwurzel tief und breit, Nasenbeine kurz, breiter oberer Ausschnitt der übrigens nicht sehr breiten Apertur; Index platyrrhin (52,0). Fossae caninae tief, For. infraorbitalia gross. Oberkiefer sehr entwickelt, stark prognath, Gaumen hyperleptostaphylin (66,1). Unterkiefer stark, besonders an den Seitentheilen, welche wenig ausgelegt sind; kolossale Foramina mentalia; Aeste steil und breit (39 *mm*); Winkel abgesetzt. Die Zähne meist ausgefallen, aber die zurückgebliebenen, sowie die leeren Alveolen, gross, stark abgeschliffen. Oberkiefercurve der Zähne hufeisenförmig. —

Es lässt sich nicht leugnen, dass der Schädel zahlreiche Eigenschaften besitzt, die auch dem Nama-Schädel zukommen. Ob daraus eine nähere Verwandtschaft zu erschliessen ist, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind wir Hrn. Schinz sehr verbunden für die Vermehrung unserer Sammlungen nach einer Seite, welche bisher eigentlich gar nicht bearbeitet worden ist.

Omundonga und Hottentotten	Omundonga ♂	1 Nama ♀	2 Nama ♀ jugendl.
I. Kopfmaasse.			
Capacität	1512	1320	1280
Grösste Länge	187	183	180
„ Breite	136pt	136p	126pt
Gerade Höhe	141	133	124
Ohrhöhe	63	54	55
Gerade Länge des Hinterhaupts	121	110	107
Stirnbreite	95	92	93
Schläfenbreite	117	107	108
Horizontalumfang	528	510	490
Sagittal-Umfang der Stirn	138	134	129
„ „ Pfeilnaht	130	123	123
„ des Hinterhaupts	122	113	118
Ganzer Sagittalbogen	390	370	370
Entfernung des For. magn. von der Nasenwurzel	102	97	83

Omundonga und Hottentotten	Omundonga ♂	1 Nama ♀	2 Nama ♀ jugendl.
Entfernung des For. magn. vom Nasenstachel	99	90	79
" " " " " Alveolarrand	106	95	83
" " " " " Kinn	115	106	—
Gesichtshöhe A.	121	105?	—
" B.	71	56	50
Gesichtsbreite a.	131	124	108
" b.	100	90	87
" c.	98	88	—
Orbita, Höhe	34	26	32
" Breite	40	36	37
Nase, Höhe	48	41	38
" Breite	25	27	22
Gaumen, Länge	59	50	44
" Breite	39	37	31
II. Berechnete Indices.			
Längenbreitenindex	72,7	74,3	70,0
Längenhöhenindex	75,4	72,7	68,9
Ohrhöhenindex	64,7	60,1	59,4
Hinterhauptsindex	33,6	29,5	30,5
Gesichtsindex	92,3	84,6?	—
Orbitalindex	80,5	72,2	86,4
Nasenindex	52,0	65,8	57,8
Gaumenindex	66,1	74,0	70,4

(31) Hr. M. Bartels legt eine Sammlung paläolithischer Gegenstände aus dem Mammuthjägerlager im Loess bei Předmost in Mähren, in der Nähe von Prerau, vor, welche ihm der Erforscher dieser reichen Fundstelle, Hr. Dr. Heinrich Wankel in Olmütz, übersandt hat. Die Steininstrumente (Pfriemen, Bohrer, Schaber, Messer, Sägen u. s. w.) bestehen aus Feuerstein, der in Předmost sich nicht findet, sondern nach Dr. Wankels Meinung von den Karpathen dorthin gebracht wurde. An ein Paar vorgelegten Eckzähnen (vom Höhlenbären und wahrscheinlich von der Höhlenhyäne) haften noch kleine Kohlentheilchen. Der wichtigste Gegenstand ist ein Stück eines Mammuthknochens, an welchem deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung zu erkennen sind.

(32) Hr. Bartels hat, im Anschlusse an die Untersuchungen des Hrn. Virchow über alte Bauernhäuser, weitere Nachforschungen in slavischen Gegenden veranstaltet. Er übergiebt als erstes Resultat folgende Mittheilung des Hrn. Friedrich S. Krauss in Wien (vom 16. November) über

südslavische Dorfanlagen und Häuser.

Auf dem Balkan giebt es viele Städte, welche Dörfer sind, ein Conglomerat stinkender Häuser-Gruppen, hier und da durch einige moderne, nach westlicher

Art erbaute Häuser unterbrochen. Die Städte an der adriatischen Küste und am Schwarzen Meere bilden eine Ausnahme, insofern sie nicht slavisch-türkische oder slavisch-italiänische Bevölkerung aufweisen.

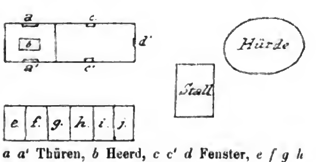
Die Marktflecken (kasabe oder čaršije) sind eigentlich Dörfer mit einer Hauptstrasse, in welcher der Bazar (Pazar) sich befindet. Die übrigen Häuser liegen unregelmässig um die čaršije herum.

In Slavonien und Kroatien, besonders in der ehemaligen Militärgrenze, hat die österreichische Regierung die Bauern gezwungen, an der Heerstrasse sich anzusiedeln. So entstanden Dörfer in unserem Sinne. Das Dorf besteht nur aus einer langen Zeile. Von einem Haus zum andern ist ein Spatium gelassen, und zwar für den Hof. Hinter den Gebäuden liegt der Garten. Die Grenzen sind, sowohl gegen die Strasse als gegen den Nachbar zu, durch Zäune (Planken) bezeichnet.

Um Kirchen und Klöster entstanden ehedem Dörfer, die kurzweg prnjavori (περὶ ναόν) genannt werden. Kirche und Kloster, die Kirche im Klosterhofe, stehen auf dem Hügel oder Berge; am Abhange, an der Strasse, stehen einige Häuser, der Kramladen, die Fleischbank und die Dorfkneipe.

Im Uebrigen giebt es keine andern Dörfer; eine grössere Anzahl von Gehöften (von 4 angefangen), die von einander höchstens $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden entfernt sein dürfen, führen einen, zwei oder gar drei gemeinschaftliche Namen. Das ist ein selo = Ansiedelung, d. h. Dorf. Nur ein Name ist officiell. Jedes Gehöft hat noch einen eigenen Namen, häufig ein Appellativum, welches nicht der Familienname der Sippe ist, die auf einem schon früher besiedelten Platze sich festgesetzt haben mag.

Die Gehöfte im Gebirge sind nicht umzäunt und daher von jeder Seite zugänglich, zumal das Mittelhaus zwei einander gegenüberliegende Thüren hat. Das Haus (kuća, stožer) besteht aus der Küche oder Feuerstätte (ognjište, odžak) und dem Zimmer (soba), wo man sich zu versammeln pflegt. Jedes Ehepaar der Hausgemeinschaft besitzt im Nebengebäude (kućar in Bosnien, der Herzegowina, Serbien und Bulgarien, štala in Slavonien, vom Deutschen „der Stall") ein Kämmerlein (kiljer, klijet). Nur in Thälern, wo Ueberschwemmungsgefahren eintreten können, ist das Vieh unter einem Dache mit den Menschen, doch in einem abgesonderten Raume. Im Gebirge lässt man die Pferde und Rinder im Sommer und Winter in einer umzäunten Hürde unter freiem Himmel stehen; nur die Ziegen, Schafe und Schweine werden über Nacht in einen Stall gesperrt.



a a' Thüren, *b* Heerd, *c c' d* Fenster, *e f g h i j* Schlafkammern.

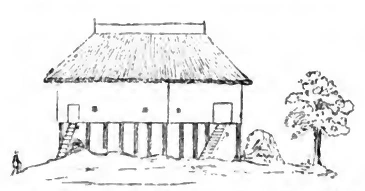
Verzweigt sich die Zadruga, so baut man noch ein zweites Haus in nächster Nähe an, dann ein drittes, immer concentrisch um das Stammhaus, so dass die Häuser einen Halbkreis bilden. So stehen die Gebäude auf einem gemeinsamen Grund und Boden, während die übrigen Grundstücke unter die Familien vertheilt sind. Nur die Mohammedaner wohnen sehr nahe beisammen, weil sie sich vor den Altgläubigen und Katholiken gegenseitig schützen müssen.

Man hat dann noch besondere Häuser, die Wirthschaftsgebäude auf der Alm und in den Wein- und Obstgärten, das sind die kućišta, wo die Arbeiter den Sommer verbringen, während die älteren Leute daheim verbleiben. Von Haus zu Haus, d. h. von Berg zu Berg oder von Berg zu Thal verständigt man sich durch

Juchhezer. So vermag man eine Nachricht binnen wenigen Stunden über's halbe Land zu verbreiten. Kehrte ich beispielsweise Nachmittags in einem Gehöfte ein und wollte einen Guslaren bis Abends bei mir haben, mochte er auch 2 Stunden weit weg wohnen, so liess ich ihn so durch Zurufe bestellen, und er erschien gewiss, aber immer in grosser Gesellschaft. Am selben Abend wusste man auch schon 10 Meilen in der Runde, dass ein Fremder da und da eingekehrt sei und den Guslaren bestellt habe.

Der südslavische Bauer sucht bei der Anlage neuer Gebäude, ohne Rücksicht auf die Heerstrasse, nur einen trockenen, gegen Norden zu geschützten Platz auf, von wo aus er ein grösseres Feld, womöglich allen seinen Besitz übersehen kann. Am liebsten sind ihm mässige Anhöhen, doch baut er das Haus nicht auf der Spitze, sondern etwas tiefer auf. Zum Hause führt gewöhnlich eine Fahrstrasse, dann hat er noch zwei oder drei Uebergänge (prilazi) oder Querwege (pričci, singular: pričac) zu den Nachbarn nach den verschiedenen Weltgegenden. Umzäunt sind nur der Obst- und der Gemüsegarten beim Hause. —

In einem Nachtrage sagt Hr. Krauss: Die Häuser, in welchen Menschen und Vieh unter einem Dache wohnen, ruhen auf Pfählen, und die Rinder und Pferde müssen über eine Holztreppe, ziemlich hoch vom Boden, in den Stall steigen. Das Haus steht im Ueberschwemmungsland. Solche Bauten finden sich zahlreich in den Save- und Drau-Niederungen. Die Gebäude stehen längs des Flusses, doch unregelmässig und willkürlich postirt. Eine eigentliche Gasse bilden sie nicht. Die Häuser sind Holzbauten, Scheunen auf Pfählen. Der Unrath wird einfach hinabgeworfen; im Herbst und Frühjahr, wenn die Ueberschwemmungen eintreten, schwemmt das Wasser allen Mist fort.



a Sprossenleiter zur Menschenwohnung, *b* für das Vieh eine Holztreppe.

Die Fenster sind klein und sparsam angebracht. Reichere Familien haben hinter dem Wohnhause noch einen Speicher und ein Gesindehaus auf Pfählen. Während des Hochwassers verkehrt man mittelst Kähnen von Heim zu Heim.

(33) Hr. W. Schwartz übergiebt folgende Mittheilung über

alte Hausanlagen.

Zu dem Vortrage des Hrn. Virchow über das altsächsische Bauernhaus möchte ich ein paar Bemerkungen machen. Es erregte zunächst die Angabe, dass der Feuerheerd am Ende des Hauses ganz niedrig, unmittelbar auf der Diele, angelegt sei, verschiedentlich Verwunderung. Das ist aber allgemeiner, uralter Gebrauch, den auch die Sage noch ausdrücklich bestätigt. So hörte ich an der Jahde einst erzählen, es seien dort bei Heppens einmal sieben Kirchspiele bei einer Sturmfluth untergegangen. Die Leute in denselben seien gar übermüthig gewesen, dass sie ihren Pferden silberne Hufe untergeschlagen hätten und dergleichen mehr. Endlich seien sie sogar so weit gegangen, dass sie ein Schwein in ein Bett legten, ihm ein Hemd anthaten und den Pastor kommen liessen, dem

sie sagten, es sei da ein Kranker, welchem er das Nachtmahl reichen solle. Wie nun der Pastor kam und es schon thun wollte, sah er im selben Augenblicke, heisst es, dass ein Aal aus dem Feuer des Heerdes hervorkroch. Daran erkannte er, dass etwas Ungeheuerliches sich da vorbereite, und hat sich eiligst zu Pferde gesetzt und ist davon gesprengt. Unmittelbar hinter den Hufen des Rosses ist auch das Land weggebrochen und von der See verschlungen worden, und so sind die sieben Kirchspiele untergegangen[1]). Dazu stimmt eine Dithmarsische Sage, wo, angeblich bei ähnlicher Veranlassung, Aale, Kröten und anderes Ungeziefer unmittelbar aus der Diele hervorkommen als Wahrzeichen, was bevorsteht, und hinter den Fliehenden mit Krachen das alte Dorf in die Tiefe sinkt[2]).

Auf diesem niedrigen Feuerheerde wurde nun nach alter Sitte gewissermaassen ein ewiges Feuer unterhalten. Noch in den 40er Jahren fand ich es z. B. so in Ostfriesland[3]). Bei der damaligen Umständlichkeit, Feuer anzumachen, hütete man auf dem Heerde nehmlich Tag und Nacht einen Brand unter der Asche, gerade wie es Homer für Griechenland bezeugt. Als Odysseus nehmlich auf Scheria die Nacht im Walde zubringen muss, sucht er sich eine Stelle auf, wo dichtes Gezweig sich verschränkt, häuft dann Massen von Laub zum Lager sich auf und legt sich, um sich gegen den Nachtfrost zu schützen, mitten hinein, wie der Dichter sagt:

Wie wenn einer den Brand in dunkler Asche verbirget,
Ganz am Ende des Feldes, dem nicht anwohnet ein Nachbar,
Samen der Gluth sich hegend, dass nicht bei Entfernten er zünde:
Also verbarg Odysseus im Laube sich.

Diese primitive Art der Feuerunterhaltung kann überhaupt als alte indogermanische Sitte bezeichnet werden, hat sie sich doch auch z. B. in Rom im Cultus eines ewigen Feuers, das die Vestalinnen unterhielten, mit staatlich-religiösem Charakter bis zur christlichen Zeit erhalten.

Was nun die Gesammtanlage des sächsischen Bauernhauses betrifft, so hat Hr. Virchow dieselbe schon so eingehend geschildert, dass ich nur auf einen Punkt noch zurückkommen möchte. Er betonte als einen Unterschied zwischen dem sächsischen und alemannischen Hause den Umstand, dass bei dem ersteren zwischen der grossen Tenne oder Diele, durch die man das Haus beträte, und dem Raume, wo der Heerd sei, dahinter eine Wand sich befände, bei dem letzteren dagegen die Küche von den Viehställen stets durch eine hohe Wand geschieden sei.

Aus der Zeit meiner Wanderungen durch Norddeutschland in den 30er und 40er Jahren war mir aber im Gedächtniss geblieben, dass dies damals nicht so strikte hervortrat. Ich erinnerte mich, auch hier in verschiedenen Landstrichen neben im Innern ungeschiedenen Häusern auch solche mit einer, die Diele und den Heerdraum trennenden Wand gefunden zu haben. Da ich aber damals mehr die Sammlung der Volkstradition im Auge hatte, hatte ich nichts darüber notirt, und bei der Länge der zwischenliegenden Zeit war mir doch die Erinnerung zu unbestimmt, sowohl in Betreff der verschiedenen Lokalitäten, als auch ob die Wand fest oder etwa nur für den Winter gewesen ist. Ich habe deshalb mich inzwischen bemüht, zuverlässige Nachrichten darüber einzuziehen und gebe in Folgendem die mir hierüber zugegangenen Berichte.

Aus der Altmark schreibt man mir auf meine Anfrage in Hinsicht der

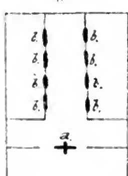
1) Kuhn und Schwartz, Nordd. Sagen, 1848, Nr. 330.

2) Müllenhoff, Schleswig-Holsteinsche Sagen, 1845, Nr. 174.

3) Vergl. hierüber und anderes Primitive in der Bauart meine Prähistorisch-anthropologischen Studien, 1884, S. 116 f.

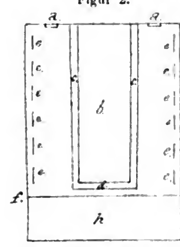
betreffenden Einrichtung: „Noch finden sich einige Bauernhäuser, in denen die Diele an den Feuerheerd stösst, — die meisten dieser Häuser hat die Baupolizeiordnung beseitigt, — allein in der Altmark ist die Diele vom Feuerheerde niemals durch eine Wand getrennt worden, sondern beide grenzten frei aneinander; sprang ein Funke herüber, so trat man ihn aus. Anders aber im Lüneburgischen, überhaupt Hannöverschen. Dort werden Diele und Feuerheerd noch jetzt durch eine Wand theils immer, theils vorübergehend getrennt. — Sonach scheint das sächsische Haus in den verschiedenen Gegenden abweichend eingerichtet gewesen zu sein."

Figur 1.



Aus Lingen erhielt ich folgenden Bescheid: „Ueber Ihre Frage sprach ich sofort eine Autorität, Hrn. S. Er wies für Ostfriesland entschieden die Annahme einer verschiebbaren oder wieder wegzuziehenden Zwischenwand ab (vielmehr sei sie hier fest)." Es heisst nehmlich in dem Berichte weiter: „Während im westfälischen Bauernhause — ich beziehe mich auf die Fig. 1, wo *a* Feuerheerd, *b* Viehkrippen bedeuten, — Diele und Feuerheerdsraum völlig ungeschieden seien, so verhalte sich's im ostfriesischen Hause folgendermaassen:

Figur 2.



a Hausthüren.
b Aufbewahrungsraum für Stroh, Heu u. s. w. auch im Winter.
c Gänge mit Rinnen für die Jauche.
d Dunkler (Verbindungs-) Gang.
e Krippen — die Hintertheile des Viehes nach *c* hin gekehrt.
fg feste Wand.
h Wohnräume (dies Oblongum ist von geringerer Breite als der andere Theil des Hauses).

Weiter heisst es dann in dem Berichte: „Heute sprach ich einen Collegen, der, als Bauernsohn aus dem Herzogthum Arenberg-Meppen, Westfalen und Ostfriesland aus eigener Anschauung gut kennt. Er behauptet fest: die ostfriesischen Bauerhäuser hätten zwar stets feste Zwischenwand, die westfälischen dagegen eine verschieb- und wegnehmbare aus Holz zwischen *a* und *b* (Fig. 3). — Für die Mindener Gegend aber und für die 30er und 40er Jahre, wo ich dort und zwar meistens auf dem Lande lebte, muss ich dagegen absolute Offenheit zwischen Heerdraum und Diele bestimmtest behaupten. Mein College, übrigens eine zuverlässige Autorität, lebte lange bei Münster auf dem Lande. So wird denn das, was er des öfteren gesehen hat, wohl nur für Süd- und West-Westfalen gelten."

Figur 3.



Hiernach ergäbe sich also folgende Gruppirung für Norddeutschland: In der Altmark und im Mindischen (auch, wie ich nachträglich höre, im Bremischen) keine Zwischenwand; hingegen vorübergehend oder fest eine solche im Lüneburgischen, Hannöverschen, sowie im Süden und Westen Westfalens, immer fest in Ostfriesland.

Wenn schliesslich von dem Unterschied deutscher und slavischer Anlage

und Bauart noch die Rede sein soll, so ist mit Recht schon hervorgehoben worden, dass die sächsisch-westfälischen Dörfer sich bei einer gewissen Isolirtheit und selbständigeren Entwickelung jedes einzelnen Hofes meist weit hinziehen, oft 1 Stunde oder noch mehr, das slavische Dorf hingegen mehr zusammengebaut ist und die Hufeisen- oder Ringform liebt; bei jenen das Centrum des Verkehrs (auch mit den Nachbarn) an der Hinterseite sich entwickelt, bei diesem derselbe mehr nach der Strasse zu, nach der auch die Fenster hinausgehen; dort bei jedem Hofe alles mehr zusammen in eins gebaut, hier die zur Wirthschaft dienenden Localitäten auf dem (geschlossenen) Hofe sich gleichsam ausgebaut befinden. Je mehr sich dort alles im Innern um den (niedrigen) Heerd frei entwickelt, ist slavisch eigenthümlich im Wohnzimmer ein grosser Ofen, der sowohl zur Erwärmung als zum Kochen und Backen dient, um den dann noch höchst charakteristisch Bänke sich herumziehen, die als Ruhestätten für den Tag dienen, während auf dem Ofen selbst ursprünglich die Familie ihre Nachtruhe suchte. Wenn Klemm: Kulturgeschichte, X. S. 42, dazu die Bemerkung macht: „Das Feuer erlischt auch im Sommer nicht, so dass die Sommerhitze mit der des Ofens vereint die Luft in den russischen Häusern unerträglich macht“, so habe ich Analoges auch oft genug noch in ärmeren Gegenden, z. B. des schlesischen Gebirges, zur Genüge erfahren.

Ueber die Pferdeköpfe und ähnliche Embleme auf den Bauernhäusern, sowie ihre Ausbreitung hat endlich Chr. Petersen des Ausführlicheren gehandelt [1]). Die Pferdeköpfe insbesondere, namentlich die mit offenem Maule, haben eine alte, mythische Bedeutung: sie sollten, wie der ähnliche, sogenannte Neidkopf oder die Neidstange, auf der man ein solches Pferdehaupt aufsteckte, alles Unheil abwehren [2]). In der Schweiz hängt man zu dem Zwecke einen getrockneten Stierkopf unter den Giebel des Hauses; in Rom sollte ein Eselskopf ähnlich allen bösen Zauber abwenden [3]).

(34) Hr. Meyer aus Hamburg hält einen Vortrag über das Bauchreden und erläutert denselben durch recht gelungene practische Uebungen. Er zeigt insbesondere, dass die Ventriloquie sowohl bei Exspiration, als bei Inspiration ausgeführt werden kann, dass dagegen in beiden Fällen ein Abschluss der Nasenhöhlen von der Rachenhöhle durch Zurückziehen des weichen Gaumens erforderlich sei.

(35) Eingegangene Schriften.

1. Brugsch-Bey, Émile, et Bowriant, Urbain, Le livre des rois, Le Caire 1887. Geschenk des Hrn. Künne.
2. Pleyte, C. M., De prähistorische Steenen Wapenen en Werktuigen uit den Oost-Indischen Archipel; aus Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indie, 5e Volge Reeks II. Vom Verfasser.
3. Brinton, Daniel G., Library of Aboriginal American Literature. Ein Prospect.
4. Derselbe, A review of the data for the study of the prehistoric chronology of America; aus Proceedings of the American Ass. for the advancement of science XXXVI, 1887.

---

1) Chr. Petersen, Ueber die Pferdeköpfe und den sogenannten Donnerbesen an den Bauernhäusern im XIX. und XXI. Bericht der Königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft.

2) Schwartz, Ursprung der Mythologie, S. 169, Anm.

3) Grimm, Mythologie, II. S. 624 f.

5. Derselbe, Ancient Nahuatl Poetry, Philadelphia 1887, No. 23—25. Nr. 3—5 Geschenke des Verfassers.
6. Lemke, E., Volksthümliches in Ostpreussen, Theil 2, Mohrungen 1887. Von der Verfasserin.
7. Pauw, Louis de, et Jacques, Victor, Le cimetière de Saaftingen, Bruxelles 1885; aus Bull. Soc. d'anthrop., III. 1884 85. Von den Verfassern.
8. Jacques, Victor, et Storms, É., Notes sur l'ethnographie de la partie orientale de l'Afrique équatoriale, Bruxelles 1886; aus Bull. Soc. d'anthrop., V. 1886/87. Von Dr. Jacques.
9. Grewingk, C., und Wiskowatow, P., Der schiffförmige Aschenfriedhof bei Türsel in Estland, Dorpat 1887; aus Verh. d. gelehrt. Estn. Ges. XIII. Von den Hinterbliebenen Grewingk's auf Wunsch des Verstorbenen.
10. Brinton, Daniel G., Were the Toltecs an Historic Nationality? Philadelphia 1887. Vom Verfasser.
11. Culin, Stewart, China in America, Philadelphia 1887. Vom Verfasser.
12. Schmidt, Emil, Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika, Hamburg 1887; aus Sammlung Virchow-v. Holtzendorff, N. F., Ser. II, Heft 14—15. Vom Verfasser.
13. Hamy, E. T., Etudes ethnographiques et archéologiques sur l'exposition coloniale et indienne de Londres, Paris 1887; aus Revue d'ethnographie. Vom Verfasser.
14. Fournier, Gervasio, Ensayo de geografía histórica de España, Tomo I, Oriente y Grecia, Valladolid 1881. Geschenk des Hrn. R. Virchow.
15. Becker, Ueber einige vorgeschichtliche Funde von der Osthälfte der Aschersleber See; aus Jahrg. 20 (1887) d. Zeitschr. d. Harz-Vereins f. Geschichts- und Alterthumskunde. Vom Verfasser.
16. Joest, Wilhelm, Die aussereuropäische deutsche Presse, Köln 1888. Vom Verfasser.
17. Derselbe, Tättowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1887. Vom Verfasser.
18. Verwaltungsbericht über das märkische Provinzial-Museum, 1. April 1886 bis 31. März 1887, Berlin 1887. Von Hrn. Friedel.
19. Sallet, A. von, Die Erwerbungen des Königl. Münzcabinets vom 1. April 1886 bis 1. April 1887; aus Zeitschr. f. Num., XV. 1887. Von Hrn. Virchow.
20. Körber, Karl, Beiträge zur römischen Münzkunde, Mainz 1887; aus dem Programm des Gymnasiums zu Mainz. Von demselben.
21. Abel, C., Gegen Hrn. Prof. Erman, zwei ägyptische Antikritiken, Leipzig 1887. Vom Verfasser.
22. Bujack, Georg, und Prothmann, Hermann, Preussische Steingeräthe, Königsberg 1875. Von der Prussia-Gesellschaft.
23. Undset, Ingvald, Nordisk og mellemeuropäisk archaeologi, Kristiania 1887; aus „Nyt Tidsskrift“.
24. Derselbe, Le préhistorique scandinave, I.; aus Revue d'anthropologie, Paris 1887, No. 17 und 18. Vom Verfasser.
25. Marchesetti, Carlo de, Sul un nuovo caso di simbiosi.

Ausserordentliche Sitzung vom 10. December 1887, in der Aula des Kgl. Museums für Völkerkunde.

Vorsitzender: Hr. **Virchow**.

(1) Hr. Geh. Sanitäts-Rath Eulenburg, ein altes und eifriges Mitglied der Gesellschaft, ist am 7. einer langen Krankheit erlegen.

(2) Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorstand der Gesellschaft unter Zustimmung des Ausschusses von Hrn. A. G. Nordvi in Christiania

vier Schädel und ein Skelet von Lappen

erworben hat.

Hr. Nordvi berichtet darüber unter dem 8. November:

„Bei vieljährigem Aufenthalte in Lappland war ich der Einzige, dem es gelungen ist, eine kleine Sammlung von Lappenschädeln aus alten heidnischen Gräbern zu sammeln. Später habe ich seit 1882 auf einigen Inseln im Innern des Varangerfjord in Ostfinmarken mehrere alte lappische Gräberplätze entdeckt, welche von 1670—1719 benutzt sind. Die Leichen sind hier beerdigt entweder in dem lappischen flachen, bootförmigen Schlitten (Kjorris auf norwegisch) oder in einer mit einfachen hölzernen Nägeln zusammengefügten Kiste oder auch nur lose auf einige Bretter oder runde Stämme hingelegt. Die Gräber zeichnen sich durch eine Einsenkung in der Erde aus und sind ungefähr 70 *cm* tief. In diesen Gräbern ist keine Spur zu finden, dass etwas bei den Todten niedergelegt worden. Sie schreiben sich von der Zeit her, in welcher die Lappen das Christenthum angenommen haben und verboten wurde, ihre Todten unter Steinen oder bedeckt mit flachen, grösseren Steinen überall zu begraben. In den Steingräbern dagegen sind die Leichname umwickelt mit Rinde von Birken (Betula alba) und Bogen, Pfeile und Feuersteine sind ihnen mitgegeben; auch findet man bewahrt Knochen von Vögeln, Renthieren u. s. w. als Essen im zukünftigen Leben.

„In einem Grabe auf der kleinen Insel Sandholm im Innern von Varangerfjord habe ich das weibliche Skelet gefunden.

„Alle Schädel sind aus Steingräbern, bevor die Lappen das Christenthum angenommen hatten. Sie sind gefunden im Innern von Varangerfjord in Ostfinmarken."

Hr. Virchow bemerkt, dass schon Barnard Davis die Aufmerksamkeit auf die Schädelsammlung des Hrn. Nordvi gelenkt hat. Das weibliche Skelet, welches jetzt erworben ist, zeichnet sich in jeder Beziehung vortheilhaft aus.

(3) Hr. Dr. Früh, Kantonsschullehrer in Trogen, Appenzell, macht unter dem 7. folgende Mittheilungen über

Drillbohrer in Appenzell.

In Heft I der Zeitschrift für Ethnologie, 1887, Verh. S. 26, ist von Dr. Finsch

als Fig. 8 ein „Dribal" oder „Drillbohrer" von den Marshall-Inseln abgebildet. Ganz dasselbe Instrument, — in allen Theilen identisch, — benutzt ein Geschirrflicker unseres Appenzellerlandes. Ich habe mich in der Anwendung desselben unterrichten lassen und muss gestehen, dass dieses sehr einfache Werkzeug sehr gut und bequem arbeitet.

(4) Hr. Richard Andree in Leipzig übersendet nachstehende Mittheilung über

Swinegel und Hase.

Als Nachtrag und zur Vervollständigung des von mir in diesen Verhandlungen (1887, S. 340) Gesagten erlaube ich mir, noch folgende Angaben zu machen. Das Märchen ist in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Grosse Ausgabe Nr. 187) enthalten und zwar, wie in den Anmerkungen dazu (3. Auflage, Göttingen 1856, III, 255) gesagt wird, nach mündlicher Ueberlieferung aus der Gegend von Osnabrück. Das hohe Alter dieses Thiermärchens in Deutschland sei nicht zu bezweifeln, sagt Grimm, denn bereits in einem altdeutschen Gedicht des 13. Jahrhunderts kämen die Grundzüge desselben vor, nur handele es hier zwischen Krebs und Fuchs. Nahe diesem steht ein wendisches Thiermärchen, wo der Frosch, indem er in den Schwanz des Fuchses springt, diesen besiegt. (Haupt u. Schmaler, Volkslieder der Wenden, II, 160.) Ferner gehört hierhin die Erzählung vom Fuchs und Krebs im Dorfe Krebsjauche bei Franfurt a. O. (Kuhn, Märkische Sagen, Nr. 226).

Nahe verwandt sind auch die vielfach verbreiteten Märchen von der Königswahl der Vögel, die darauf hinauslaufen, dass der kleine schwache Zaunkönig den starken Adler im Wettfluge durch List besiegt (Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 171). Auch dieses ist uralt, wie schon aus Plinius (H. N. 10, 74) hervorgeht: Dissident aquila et trochilus, si credimus, quoniam rex appellatur avium. Vergleiche dazu Wolf's Zeitschrift für Deutsche Mythologie, I, S. 2, wo das Märchen aus einer hebräischen Sammlung des Rabbi Baradja Nikdani (13. Jahrhundert) übersetzt ist. Wie es heute noch in Irland umläuft, ersehe ich aus Folk-Lore-Record, Vol. IV, 108. Es steht da: The birds assembled to elect a King and it was arranged, that whichever went up highest should be King. The eagle soared aloft and when it hat returned to the ground claimed the title; but the wren said: No, begorraa, I was on your back.

Jetzt finde ich, dass auch in Siam das Märchen bekannt ist, und wenn es dort vorkommt, so wird es jedenfalls noch weiter in Asien bekannt sein. Der Vogel Khruth will eine Schildkröte verzehren, welche am Ufer eines Teiches liegt. Die Schildkröte willigt ein, gegessen zu werden, unter der Bedingung, dass sie eine Schnelligkeitsprobe veranstalten, wobei der Vogel durch die Luft, die Schildkröte durch das Wasser das jenseitige Ufer erreichen soll. Die Schildkröte stellt nun am ganzen Teichufer ihre Freunde auf und nun giebt der Khruth das Zeichen zum Beginn des Wettlaufs. Wo der Vogel sich auch niederlassen mag, überall findet er, dass die Schildkröte stets vor ihm da ist. Angelo de Gubernatis (Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, Leipzig 1874, S. 622), bei dem ich dieses finde, sieht in diesem Märchen die Beziehung der Sonne zu den Mondläufen. Der Vogel ist die Sonne, die Schildkröte wahrscheinlich der Mond. In diesen Irrgarten der vergleichenden Mythologie vermag ich nicht zu folgen; ich sehe nur die Uebereinstimmung des siamesischen Märchens mit den früher von mir erwähnten afrikanischen und südamerikanischen.

Was letztere betrifft, so sind sie weiter verbreitet, als ich in meiner früheren

Mittheilung ahnte. Jetzt ist der sechste Band der Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro erschienen, wo sich S. 137 eine Variante des von mir nach Coutó de Magalhães übersetzten Märchens findet: Como o Jabuti venceu o veado na carreira. C. F. Hartt hat die Geschichte zu Santarem am Amazonenstrom aufgeschrieben; sie stammt von den Munducucu-Indianern. Das Jabuti (die Schildkröte) gilt am ganzen Amazonenstrom als das schlaue, alle anderen, selbst die Menschen überlistende Thier. Noch weiter am Amazonas stromaufwärts ist das Märchen von Dr. Pimentel aufgeschrieben worden.

Nun ist es wunderbar, dass auch am Amazonas jene Variante herrscht, die parallel dem Krebs läuft, der sich in den Schwanz des Fuchses setzt. Dr. Pimentel, der sie auffand, hörte sie von Indianern folgendermaassen: Ein Carragato (Holzzecke, Ixodes) setzte sich in den Schwanz des Rehes fest, mit dem er um die Wette laufen wollte. Während des Laufes, wenn das Reh, sich umschauend, nach dem Gegner fragte, erhielt es stets zur Antwort, dass die Zecke schon da sei; nun strengte das Reh sich mehr und mehr an, bis es vor Erschöpfung todt niedersank.

(5) Hr. Wedding hat dem Vorsitzenden, unter Einsendung der betreffenden Stücke, folgenden Bericht überschickt über

Alterthümer von Gulbien, Kr. Rosenberg, Ostpreussen.

„Sie erhalten anbei:

1. eine Fibula;
2. 2 Bruchstücke eines Bronzeschmuckes, mir deshalb merkwürdig, weil das Metall genietet ist;
3. 2 facettirte Perlen und 1 Bruchstück einer solchen;
4. ein Bruchstück einer blauen Glasperle;
5. diverse Glas- und Schlackenstücke;
6. 2 Randstücke von Urnen, mit einem einfachen Ornament, mit dem Oehr eines einer Haarnadel ähnlichen Instrumentes eingedrückt;
7. einige Stücke Bernstein.

Diese Sachen sind auf dem Felde ausgepflügt, an einer Stelle, wo ich schon einmal ähnliche Sachen gefunden, die jetzt im Danziger Museum sind. Steinsetzungen waren nicht vorhanden, dagegen eine Unmasse durch Feuer zerstörte Granit- und Porphyrtrümmer, sowie rothgebrannte Thonklumpen, bezw. Ziegelstücke. (Die Fundstelle selbst ist ein Hügel reinen Flugsandes und ist bis in die 50er Jahre Wald gewesen.)

Gulbien liegt im heutigen Rosenberger Kreise, ehemaligen Pomesanien, und in dem Namen ist ein altpreussisches Wort enthalten. „Gulb“ heisst heute noch im Littauischen der Schwan. Dieser Name kommt (nach Victor Hehn) im Albanesischen vor. Die hiesigen Leute nennen die Schwäne noch heute Gullen. Ein auf dem Gulbiener Terrain liegender See heisst Gilwe-See und eine Wiese (abgelassener See) Gulbik = kleiner Schwan. Slavisch heisst Schwan Labenz und haben wir hier östlich von Eylau einen Labenz-See, ein Beweis, dass Gulbien kein slavischer, sondern ein altpreussischer Ort ist. — Die alte, noch vor Kurzem von den Flissacken zu ihrem Rückmarsch von Danzig nach Polen benutzte Landstrasse führt durch den Rosenberger Kreis und ist im Löbauer Kreise noch jetzt, zum Theil durch 3—4 fache Breite, als eine uralte Karawanenstrasse kenntlich, und glaube ich, dass auf diesem Wege auch der Verkehr von dem klassischen Süden nach der Bernsteinküste stattgefunden hat. Bei dem Orte Falkenau steht noch jetzt ein alter Wegweiser mit: Nach Warschau so und so viel Meilen.

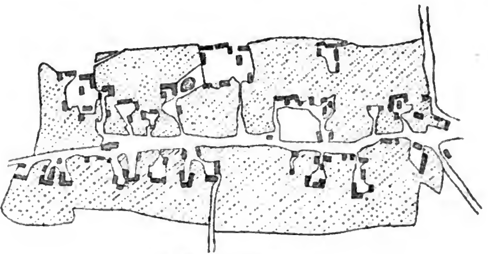
Der Bernstein, wovon in Nr. 7 einige Proben, ist in zahlreichen Fragmenten der Branderde, bezw. dem Schutte beigemengt. Dass er nicht oder nicht vollständig mit verbrannte, ist vielleicht so zu erklären, dass man gegen Ende der Verbrennung in den glimmenden Kohlenhaufen händeweise Bernstein als Opfer oder auch nur einfach des Wohlgeruches wegen hineinstreute. Oder man hat nach vollständiger Verbrennung zu den Brandresten in die Urne Bernstein gefügt. Der Bernstein fand sich nur zwischen dem Brandschutt und nicht auf dem umliegenden Sandterrain, das ich genau danach durchforscht.

Der Vorsitzende hat die eingesandten Stücke dem Museum für Völkerkunde übergeben.

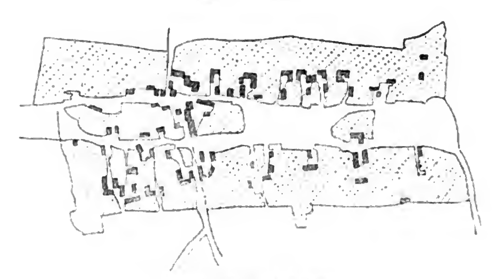
(6) Hr. M. Bartels übergiebt einen Bericht des Hrn. G. von Roebel in Soldau vom 9. December über die

Dorfanlagen im Kreise Neidenburg, Ostpreussen.

Die Gehöfte liegen, wie die nachstehenden Skizzen (vom Katasteramt zum Abklatschen besorgt) ergeben, unregelmässig zerstreut in den dazu gehörigen Gärten,

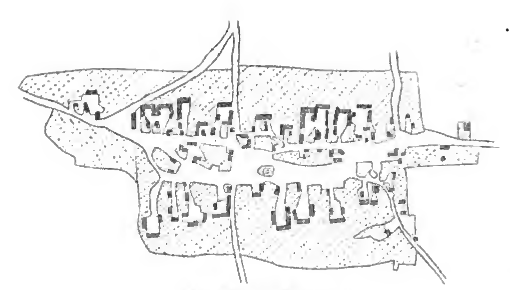


Königl. Dorf Hohendorf.



Königl. Dorf Borchertsdorf.

d. h. vor den Häusern sind kleine Gärten, wie auch in Steglitz, Zehlendorf u. s. w., und erinnert die Anlage der Dörfer sehr an die beiden genannten. Die Gehöfte liegen theils dicht neben einander, theils durch einen kleineren oder grösseren



Königl. Dorf Kurkau.

Streifen Gartenland getrennt, doch bilden sie immer ein ziemlich zusammenhängendes Dorf. Ich nenne den punktirten Theil der Abbildungen daher Gartenland, weil dieser Theil fast nie eingezäunt und mit Obstbäumen bepflanzt ist, sondern darauf nur Gartenfrüchte, als Kohl und Rübensorten, gebaut werden. Obstgärten giebt es nur sehr wenige und ist das Obst selbst auch für hiesige ostpreussische Verhältnisse schlecht und dafür theuer.

Die Dörfer bilden meist mehrere Strassen, welche durch die Verbindungswege nach den umliegenden Nebenortschaften ihre Richtung erhalten. Die Hauptstrasse ist meist sehr breit und auch fast überall chaussirt, doch ist trotzdem bei schlechtem Wetter kaum durchzukommen. Hier bei uns sind die Dörfer, ähnlich wie Piassutten und Schwentainen, Kreis Ortelsburg, angelegt. Einzelne Häuser sind hier auch massiv, sogar ganze Gehöfte; denn trotzdem die Gegend hier steinreich ist, so sind die Bauern durchschnittlich ziemlich wohlhabend, da sie keine Lebensbedürfnisse haben. Es wird in einzelnen Dörfern (wie Kurkau) sogar Pferdehandel getrieben, was immer ein gutes Zeichen ist.

Das Wohnhaus liegt meistens allein und von den Wirthschaftsgebäuden getrennt, ganz so wie mir Zehlendorf in der Erinnerung ist. Natürlich meine ich die Art der Gehöfte, nicht die Art des Baues derselben.

Diese Gehöfte bilden einen abgeschlossenen, nur durch ein Thor zugänglichen Hof; wo nicht Gebäude den Abschluss bilden, sind Zäune. An der Bauart der Wohnhäuser ist mir hier gegen andere Kreise (beim Manöver u. s. w) aufgefallen, dass sie ihre Giebel durch allerdings ganz roh ausgeführte Verzierungen, wie Pferdeköpfe, Hähne schmücken und zwar oben am First, während die Bretter, welche das Dach an den Giebeln schliessen, am unteren Ende auch als Verzierung eckig oder rund beschnitten sind.

Dies ist die Beschreibung eines Bauerngehöfts. Auch der Thorweg ist mit meistens sehr originellen Verzierungen geschmückt. Ein sogenannter Eigenkäthner hat natürlich nur ein kleines Häuschen, eventuell auch Stall; aber oft ist die eine Hälfte des Häuschens Wohnung, die andere Stall. Der Eingang ist überall bei beiden Abtheilungen apart.

Auf eine weitere Anfrage wegen der Nationalität der dortigen Bevölkerung hat Hr. v. Roebel Folgendes erklärt:

„Der Strich, in dem Soldau liegt, ist der altpreussische Gau Sassen. Die Bevölkerung besteht aus Sassen und nicht aus Masuren. Die Letzteren wohnen im Kreise Ortelsburg, Johannisburg und dem östlichen Theile des Kreises Neidenburg

und im polnischen Masovien. Die Leute sprechen alle polnisch und sind evangelisch. Die Ortschaften haben deutsche Namen und keine polnischen, z. B. Klein Sackrau, Gr. Sackrau und Pl. Sackrau, Gr. und Kl. Koschlau, Gr. und Kl. Koslau, Brodau, Kieschinen, Heinrichsdorf u. s. w. Die polnischen Ortsnamen kommen erst im Löbener, Strassburger und Brisener Kreise vor, wie Iglischisnia, Opalinitza, Bialiblott u. s. w."

Hr. Bartels bemerkt dazu, dass ihm der deutsche Ursprung der Namen Sackrau, Koschlau und Koslau etwas verdächtig erscheint. Das in v. Roebel's erstem Berichte zum Vergleiche herangezogene Dorf Piassutten liegt im Kreise Ortelsburg in echt masurischem Gebiete und ist von nur polnisch sprechender, masurischer Bevölkerung bewohnt.

(7) Hr. R. von Kaufmann legt eine grosse Reihe von Fundgegenständen vor, welche durch seine Vermittlung an das K. Museum für Völkerkunde gelangt sind, nebst Berichten des Hrn. Knauthe über

das Gräberfeld von Schlaupitz, Kr. Reichenbach, Schlesien.

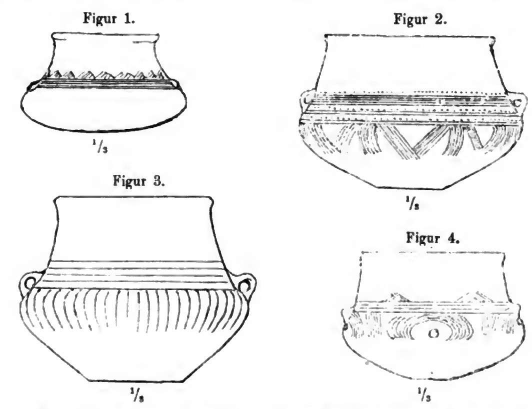
Hr. Weigel hat aus diesen Berichten folgenden Auszug zusammengestellt, zu dem Hr. E. Krause die Abbildungen nebst Erklärungen geliefert hat:

Hr. Domänen-Verwalter Knauthe in Schlaupitz hat die Güte gehabt, durch Vermittlung des Hrn. v. Kaufmann, der prähistorischen Abtheilung des K. Museums die ausserordentlich reichlichen Ergebnisse seiner, in der nächsten Nähe seines Dorfes vorgenommenen Ausgrabungen zu überweisen. Bereits früher hat er an den Hrn. Vorsitzenden, später theils an Hrn. v. Kaufmann, theils an Hrn. Director Voss ausführliche Fundberichte eingesandt, von denen letztere zu den Akten genommen sind und aus denen folgende Angaben entnommen werden.

Die Fundstücke stammen aus einem Gräberfeld, welches sich auf einem Höhenzug östlich vom Dorfe Schlaupitz und nördlich von dem an demselben vorbeifliessenden schwarzen Graben befindet. Das Erdreich zeigt hier überall drei verschiedene Schichten, oben eine etwa einen halben Fuss starke „Humusschicht", dann etwa $1^1/_2$ Fuss Lehm und darunter gewöhnlichen Sand. In der zweiten Schicht befinden sich die Gräber, also verhältnissmässig in sehr geringer Tiefe, so dass viele Gräber und ganz besonders die grösseren Gefässe in denselben durch die Beackerung sehr gelitten haben und oft vollständig zerstört sind.

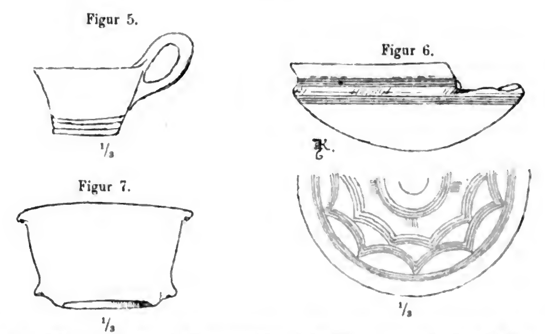
Die Anlage der Gräber ist keine gleichartige; ihre Form ist allerdings meist viereckig, ihre Grösse aber sehr verschieden. Auf dem einen Ackerschlag messen sie $1-1^1/_2$ Fuss im Geviert, auf dem andern spricht Hr. Knauthe von „gewaltigen Dimensionen" einzelner Gräber, ohne ein genaueres Maass anzugeben; so viel aber aus den Berichten und Zeichnungen zu ersehen ist, werden sie vielleicht 4—6 Fuss im Geviert haben. Zwischen diesen ist die Distanz meist nur $1^1/_2$ Schritt. Die kleineren Gräber, welche übrigens oft etwas weiter, 3—5 Schritt, von einander liegen, werden häufig nur durch vier spitze Ecksteine markirt, zuweilen zeigen sie aber auf zwei oder auch auf allen vier Seiten vollständige „Steinwälle", welche die in schwarze Aschenerde und zahlreiche Scherben fest eingekeilten Urnen umgeben. Die grossen Gräber zeigten auf allen Seiten regelrechte Steinpackungen. Neben der eigentlichen Graburne befanden sich fast in allen Gräbern noch ein oder mehrere kleinere Beigefässe. Von den ersteren sind leider die meisten zerstört worden, während von den letzteren eine sehr grosse Zahl der verschiedensten Formen und Grössen erhalten ist. Einzelne Gefässe sind von einfacher Form, mit

sehr geringer Ausbauchung sich allmählich nach oben erweiternd, mit rauher Aussenfläche und kleinen Henkeln oder Henkelansätzen dicht unter dem Rande. Andere wieder, meist stark ausgebaucht und mit zwei Henkeln versehen, sind ausserordentlich fein mit schrägen, horizontalen und vertikalen Linien, triangulären Mustern, kleinen Punktirungen oder grösseren, runden flachen Vertiefungen etc. verziert (Fig. 1—4), grösstentheils auch mit Graphit überzogen, der sich meist gut erhalten hat. Dann finden sich wieder zahlreiche tassenförmige, einhenklige Gefässe (Fig. 5),



Figur 1: Tasse; 6,7 *cm* oberer, 3 *cm* unterer, 10 *cm* Bauchdurchmesser, 6 *cm* Höhe, schwarz und blank. Figur 2: Zweihenkliges Gefäss, 10 *cm* oberer, 4,5 *cm* unterer Durchmesser, 42,7 *cm* grösster Umfang, 9 *cm* Höhe, schwarz und blank. Figur 3: Desgleichen, 9,6 *cm* oberer, 5,5 *cm* unterer Durchmesser, 43 *cm* Umfang, 11 *cm* Höhe. Figur 4: Gefäss mit zwei Griffzapfen, 8,7 *cm* oberer, 2 *cm* unterer Durchmesser, 36 *cm* grösster Umfang, 7,5 *cm* Höhe. Der Boden ist nach oben näpfchenförmig eingestülpt.

kleine Schalen, meist ohne Ornament und oft mit etwas concavem Boden. Eine kleine, schön mit Graphit überzogene Schale (Fig. 6), leider sehr defect, zeigt ein merkwürdiges Ornament, nehmlich unter mehreren horizontalen Linien zwei Systeme von vier halbkreisförmigen, concentrischen Linien, die sich guirlandenförmig unter einander auf der Innenseite herumziehen. Durch zwei Exemplare sind die, auch sonst öfter in Schlesien vorkommenden länglichrunden Dosen mit kleinen, vertical durchbohrten Henkeln oder Oehsen vertreten (Fig. 7). Als Unicum ist eine andere viereckige, sehr sauber gearbeitete Dose (Fig. 8) zu betrachten, welche oben an jeder Ecke eine kleine, nach unten etwas seitlich abgehende Oehsenöffnung zum Befestigen des Deckels, welcher leider nicht mehr vorhanden ist, zeigt. Dann sind mehrere Kinderklappern zu erwähnen, von denen drei birnenförmig, eine kissenförmig gebildet sind; alle sind fein ornamentirt. Von den ersteren ist eine zerbrochen und darin fanden sich vier erbsengrosse, runde Steinchen. Unter dem Tongeräth sind ferner noch besonders bemerkenswerth zwei ausserordentlich grosse scheibenförmige, flache Deckel, die beide fünfmal in der Mitte durchbohrt sind. Der grössere hat einen Durchmesser von 31 *cm* und ist auf einer Seite mit sehr flachen, unregel-



Figur 5: Tasse; 7—7,5 *cm* oberer Durchmesser, 4 *cm* Höhe; bemerkenswerth sind die drei Querstreifen nächst dem Boden. Figur 6: Schale, defekt; 14 *cm* oberer Durchmesser, 5,4 *cm* Höhe; Seitenansicht und Ansicht von innen. Die Schale ist schwarz und blank. Figur 7: Ovales kleines, wannenartiges Thongefäss. 9,5 *cm* lang, 7,5 *cm* breit, 5,7 *cm* hoch. Die vier Oehsen an den Enden sind zur Aufnahme der Tragschnüre senkrecht durchbohrt.

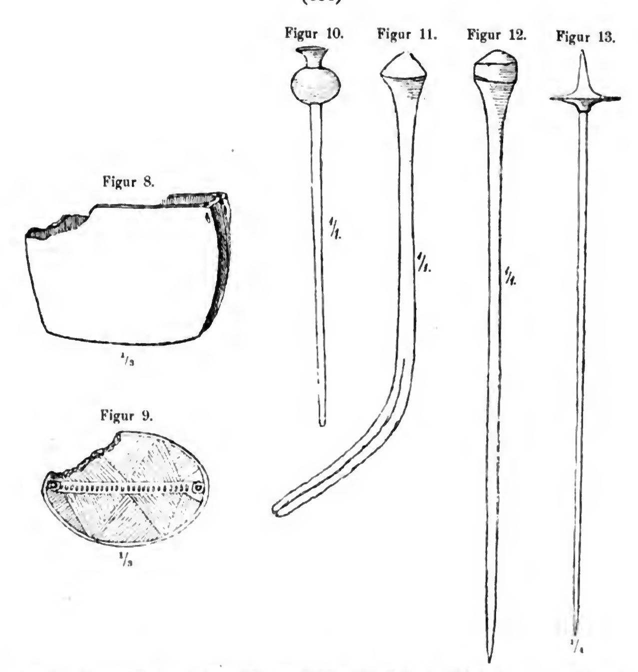
mässigen Fingereindrücken verziert. Der andere, kleinere, hat einen merkwürdig ausgezackten Rand; er ist leider etwas defect und misst 25,4 *cm* im Durchmesser.

Beigaben sind in Schlaupitz, wenn man die grosse Zahl der blosgelegten Gräber in Betracht zieht, verhältnissmässig selten. Am häufigsten sind noch Bronze-Nadeln (Fig. 10—12) mit rundem, ovalem oder auch doppeltkonischem Kopf, von 8—12 *cm* Länge, meist ziemlich primitiv, nur eine zeigt über einem kugelrunden Kopf noch eine kleine Scheibe und ist mit feinen, zickzackartigen Ornamenten versehen.

Ausserdem sind auch eine Anzahl Steinartefacte gefunden. In einer Urne lag ein runder, oben und unten abgeplatteter Reibstein von 8,5 *cm* Durchmesser. Ferner fand sich auf einer Steinpackung ein sehr hübscher mittelgrosser Käse- oder Schleuderstein von 5,6 *cm* Durchmesser und 2,7 *cm* Höhe; dann innerhalb von verschiedenen Steinkisten das Bahnende eines durchbohrten Steinhammers und drei schmale Keile. Interessant ist ferner der Bohrzapfen eines Steinhammers, 4,2 *cm* lang, an dem stärkeren Ende 1,5, an dem dünneren 1 *cm* breit, der in einem kleinen einhenkligen Näpfchen lag.

Merkwürdigerweise wurden in mehreren Gefässen auch Spuren von Eisen angetroffen, allerdings nur unbedeutend und immer sehr verrostet. In einer zerbrochenen Urne fanden sich zwischen den Knochen folgende Beigaben: ein 5 *cm* langes und 2 *cm* breites verrostetes Stück Eisen, dessen frühere Bestimmung nicht mehr zu errathen ist; ferner 4 länglichrunde und längsdurchbohrte Bernsteinperlen, eine sehr kleine, hellblaue Glasperle, eine Nadel, ein Knopf und das Fragment eines merkwürdigen kleinen Zierrates von Bronze.

Auf einer anderen Localität hat Hr. Knauthe ferner noch eine Anzahl sehr interessanter Schmelzöfen entdeckt. Dieselben bestehen aus einem halbkugelförmigen Lehmmantel mit einer nach oben führenden und zwei seitlichen Röhren. Ihr unterer Durchmesser beträgt 1 *m*, die Höhe 60—70 *cm*. Das Innere ist mit Eisenschlacken und „Terracotta“ ausgefüllt. Die östliche Seite hatte man bei allen zertrümmert, da es nur dadurch möglich war, „zu dem, durch das Schmelzverfahren



Figur 8: Viereckiges, wannenartiges Thongefäss, 12,5 *cm* lang, 10,5 *cm* breit, 7,5 *cm* hoch. An den Ecken befinden sich fast senkrecht verlaufende Durchbohrungen für hindurchzuziehende Tragschnüre. Figur 9: Deckel einer wannenförmigen Büchse, 10 *cm* lang, 8 *cm* breit. Die Büchse ist als grösseres Fragment vorhanden; ihr fehlen indessen die senkrecht durchbohrten Oehsen, welche Figur 7 zeigt und die den Endlöchern des Deckels entsprechen würden; da aber der obere Theil der Büchse fehlt, ist leicht möglich, dass sie nur die beiden oberen Oehsen gehabt hat. Die Büchse zeigt ganz ähnliche Verzierungen, wie der Deckel. Figur 10: Bronzenadel, 7,7 *cm* lang. Figur 11: Desgleichen, 10,7 *cm* lang. Figur 12: Desgleichen, 12,4 *cm* lang. Figur 13: Desgleichen, 49 *cm* lang. Der Kopf ist um das obere Nadelende herumgegossen (2 Exemplare).

gewonnenen Eisen zu gelangen". Die abgelösten Stücke scheinen aber theilweise noch vorhanden zu sein, da sie, wie Hr. Knauthe schreibt, leicht wieder „angefügt" werden können. „Die Oefen blieben nach einmaligem Gebrauch unbeachtet stehen und sind so auf uns gekommen." —

Ausserdem hatte Hr. Knauthe noch die Liebenswürdigkeit, mehrere, dem Hrn. Fürsten von Carolath gehörige Gegenstände zur Ansicht zu übersenden. Es sind das zwei prachtvolle, sehr lange Nadeln von Bronze (Fig. 13) mit grossen, 3,8 *cm* unter dem oberen Ende angegossenen Scheiben. Die eine Nadel ist

49 *cm* lang; von der anderen, die vielleicht durch starkes Feuer etwas verbogen ist, hat sich nur die obere Hälfte erhalten. Der Durchmesser der Scheiben beträgt 5 *cm*. Ferner zwei eiserne Löffel mit gedrehtem Stiel, die aber zweifelsohne einer bedeutend späteren Zeit angehören.

Hr. Virchow: Die vorgelegte Sammlung, über welche Hr. Knauthe mir schon im Laufe des vorigen Sommers Bericht erstattet hatte, erregt ein besonderes Interesse, weil sie in nächster Nähe der berühmtesten Oertlichkeit Schlesiens aus den Anfängen der historischen Zeit, des Zobtenberges, zusammengebracht ist. In der Sitzung vom 17. Mai 1884 (Verh. S. 277) haben Hr. v. Kaufmann und ich über einen Besuch in Gnichwitz, ganz nahe dabei, berichtet, von welchem wir eine grössere Reihe von Alterthümern mitgebracht hatten, die jetzt dem Museum für Völkerkunde gehören. Auch damals befand sich darunter eine Anzahl von Steinäxten, geschliffen und gebohrt (ebend. S. 284), und eine derselben, welche meine Aufmerksamkeit besonders erregt hatte, erwies sich bei der späteren Untersuchung durch Hrn. Arzruni (Verh. 1884. S. 358) als bestehend aus nephrithaltigem Serpentin. Nun scheint mir, nach der freilich eben erst ganz äusserlich und flüchtig vorgenommenen Betrachtung, dass wenigstens eine der neuen Steinäxte jener früheren ganz ähnlich ist, und ich möchte den Vorstand der prähistorischen Abtheilung des Museums ersuchen, eine mineralogische Bestimmung vornehmen zu lassen. Schon bei jener früheren Gelegenheit habe ich erwähnt, dass Herr Ferd. Römer aus der grossen Häufigkeit von Serpentinäxten bei Rudelsdorf und Jordansmühl auf eine einheimische Fabrikation geschlossen hat.

Ein anderer Punkt betrifft das Vorkommen polirter Steinäxte in Urnengräbern. Wir besitzen dafür eine gewisse Zahl von Beispielen, aber doch nicht sehr zahlreiche, und es wäre daher sehr erwünscht, diesen Punkt sichergestellt zu sehen. In dem Bericht des Hrn. Knauthe lese ich aber, dass „innerhalb zweier der Steinwälle", welche die Gräber umgaben, „je ein Steinbeil, das eine ohne Loch, sehr primitiv gearbeitet und völlig erhalten, von dem anderen, durchlöcherten und schön geformten, nur der hintere Theil" gelegen habe. Die Stücke wurden leider in Abwesenheit des Hrn. Knauthe von den Arbeitern gefunden, und es liess sich nicht mehr ermitteln, wo sie eigentlich gelegen hatten. Jedenfalls wäre für die Zukunft grössere Aufsicht zu empfehlen.

(8) Hr. Bastian bespricht die

Sammlung des Leutnant Wissmann.

Ueber die hier ausgestellte Sammlung, die Leutnant Wissmann's letzter Reise zu danken ist, werden am Schluss der Sitzung von Hrn. Dr. v. Luschan, der sie bei der Aufnahme in das Museum mit dem Reisenden selbst durchgesehen hat, Einzelheiten im Detail zugefügt werden. Meinerseits will ich vorläufig nur mit einigen Worten kurze Aufmerksamkeit dafür erbitten, wie sehr hier durch ein schlagendes Beispiel wieder die kritische Lage illustrirt wird, in der sich die Ethnologie gegenwärtig befindet.

Durch das Vordringen unserer Reisenden in bisher unbetretene Gegenden Centralafrikas wurden uns neue Gedankenwelten vorgeführt, wunderbare Geistesschöpfungen eines eigenartigen Typus, die Produkte und Resultate eines durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch ungestörten Gesellschaftslebens. Sie waren gewissermaassen sorgsam gehütet und geschützt worden, um uns auf demjenigen Erdtheil, mit welchem die höchsten Anfänge der Kultur verknüpft sind, von den

Nilländern her, die autochthonen Grundlagen zu enthüllen im Typus charakteristischer Originalität. Als die Bannlinie, welche diese Werthstücke echtesten Gepräges bisher gesichert hatte, durch Eindringen von Westen her durchbrochen war (nach dem Operationsplan der afrikanischen Gesellschaft), fanden sich die Entdecker von einem Lande der Wunder umgeben, mit neuen Geistesreichen vor den Blicken ausgebreitet; eine Fülle der Probleme drängte sich zusammen, und unabsehbare Perspektiven auf bisher unzugängliche Forschungswege für die Lehre des Menschen lagen plötzlich eröffnet. Aber gleichzeitig trifft die schmerzliche Ueberzeugung, dass alle diese Ueberraschungen gleich einer bunten Phantasmagorie dem Auge vorübergehen werden, durch einen momentanen Lichtblitz nur erhellt und mit dem Erbleichen desselben zurücksinkend in das Dunkel, und dann das der Vernichtung für immer.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Mit der fremden Berührung selbst werden die Gährungsstoffe der Zersetzung eingeführt, und in Folge davon befindet sich deshalb Centralafrika augenblicklich inmitten einer jener Katastrophen, wie sie jedes Volk in seiner Geschichte durchzumachen pflegt, wenn in den Phasen der Entwickelung die Vergangenheit dahin schwindet, um eine neue Epoche heraufzuführen. Die Aufgabe der Culturgeschichte liegt darin, solche Evolutionsprocesse zu verfolgen, die Fäden festzuhalten und die Wurzeln nachzuweisen, wie aus der einen Periode die andere hervorgewachsen ist, aus dem Alterthum das Mittelalter, aus diesem die neue und dann die neueste Zeit; und die Ausführung dieser Aufgabe wird ermöglicht durch die Denkmale schriftlicher und monumentaler Art, welche zu Gebote stehen. So oft sich dagegen dieser Prozess in einer schriftlos vorgeschichtlichen Zeit vollzogen hat, so finden sich allerlei Räthselfragen zwischengeschoben, gleich denen, welche für die prähistorische Forschung den Gegenstand des Studiums bilden. Der bekannten Geschichte des Hellenismus seit dorischer Wanderung steht die homerische Zeit halb unverstanden gegenüber, Italiens deutliche Geschichte beginnt mit der der Siebenhügelstadt, und über die Germanen zu Tacitus Zeit lagert noch die Unsicherheit ihrer Auffassung, so lange feste Anhaltspunkte fehlen zur Ueberführung in die Zeit der Völkerwanderung, als die deutschen Volksstämme dauernd in den Rahmen der Geschichte eingetreten.

Aehnlich verhält es sich hier in Centralafrika. Die Volksstämme, welche von den Entdeckern angetroffen werden, treten mit der ursprünglichen Form der durch dortige geographische Provinz charakteristisch bedingten Färbung ihres Völkergedankens entgegen. Aber als ob im fremden Blick durch einen bösen getroffen, werden mit den neu hineingeworfenen Reizen zugleich die Todeskeime gesät, und rasch haben die Umgestaltungen zu beginnen; in ähnlicher Weise ebenfalls mit Conföderationen, aus allerlei Mischungen (und Fremdartigem dazwischen). Die erste und zweite Reise Wissmanns trennen kaum zwei bis drei Jahre; aber dennoch, als er auf den Boden der früher besuchten Localitäten zurückkehrte, fand er bereits Veränderungen durchgreifendster und radikalster Art. So, um von den Tuschilange und den Ihnen von früher her bekannten Schilderungen nicht zu reden, — von ihrem systematischen Bruch mit dem Alten, um das Neue mit begeistertem Taumel zu erfassen, — war das eigenartige und für Afrikas Vorgeschichte hochwichtige Culturleben der Beniki bereits vollständig ausgetilgt durch die Kriegszüge der aus den Basongo zusammengeschlossenen Bündnisse, unter dem Bandenführer Zappu-Zap, völlig vertilgt, vernichtet, ausgerottet von dem Antlitz der Erde, von jetzt ab für immer, so dass die kostbaren Reliquien, welche er bei der ersten Reise für das hiesige Musenm sicherte, die einzigen Zeugen dafür bleiben werden, so lange der

Planet der Erde sich dreht. Und ähnliche Jammerberichte kommen von allen Theilen der Erde.

Auf Finsch' zweiter Reise gleichfalls fand er manche derjenigen Inseln, von welchen bei der vorigen, wenige Jahre früher, Mustersammlungen ersten Ranges gemacht waren, bereits für Probestücke nicht nur, (unter irreführenden Verschlechterungen), sondern oft gänzlich schon verloren, und die in Südamerika durch Verzögerung einiger Jahre eingetretenen Verluste werden (wie früher erwähnt) um so bedeutungsvoller gefühlt, seitdem Dr. v. d. Steinens glänzende Resultate in den Nachbargebieten uns zeigen, was auf den anschliessenden zu gewinnen gewesen sein würde. Trauer und Schrecken ergreifen das Herz beim Anblick der Feuersbrunst, die über die Oberfläche des Erdballs gegenwärtig dahinrast, auf psychischem Bereich, die ethnologischen Originalitäten verzehrend: die Thesauren, gefüllt mit kostbarsten Dokumenten für die Geschichte der Menschheit, — die in den Bibliotheken liegenden Texte gewissermaassen, — und unthätig sehen wir zu, statt thatkräftig Hand anzulegen, wenigstens zu retten, was zu retten sein könnte. Mancherlei Gunstbezeugungen hat die Ethnologie in letzter Zeit sich zu erfreuen gehabt, die mit unauslöschlichen Dankesregungen verzeichnet bleiben werden, wie schon die Errichtung dieses Gebäudes beweist; aber leider bleiben noch immer die Mittel versagt, um die Operationen, welche erforderlich sind, rasch und erfolgreich einzuleiten, und mit der kalt fortdauernden Gleichgiltigkeit werden auch hier die letzten Augenblicke ungenutzt vorübergehen, jetzt in der elften Stunde. Eine schwere Verantwortung muss dadurch auf die gegenwärtige Generation zurückfallen, mit bitteren und harten Vorwürfen wird vom Weltgericht geurtheilt werden über die kurzsichtige Blindheit, dass wir vor unseren Augen haben untergehen lassen, was als unerlässliche Bausteine einstens wird erkannt werden für den inductiven Aufbau einer „Lehre vom Menschen". Es drückt gleich einem schweren Verbrechen gleichsam, wegen Unterlassung gebieterischen Pflichtgebotes.

Wir in heutiger Civilisation zehren von demjenigen Wissensschatze, den unsere Vorfahren für uns angesammelt haben. In gleicher Weise wird uns pflichtmässig obliegen, für dasjenige zu sorgen, was die Epigonen bedürfen werden zum Fortbau. Die günstigsten Gelegenheiten dafür sind leider ungenützt bereits vorübergelassen in den letzten zehn Jahren, und wir werden dem harten Urtheil nicht entgehen, das künftige Zeiten über uns fällen mögen. So wenigstens scheint es subjectiver Auffassung dargelegt. Liesse es sich nachweisen, dass die Sache leichter zu nehmen, wird dankbar solcher Beweis entgegengenommen werden, um freier aufzuathmen aus der Bedrückung. Die Ursache der Theilnahmlosigkeit liegt, für gültige Entschuldigungsgründe, in der Unkenntniss, in dem mangelnden Einblick in die Masse und Fülle der Einzelheiten, um die es sich handelt; wer in die Bedeutung dieser Kulturaufgabe sich hineindenken will, um sie ihrer ganzen Ausdehnung nach, in allen Folgewirkungen zu realisiren, wird sich der Berechtigung ihrer Forderung nicht entziehen können, wie es scheinen sollte. Es würde sich also vor Allem darum handeln, die Erkenntniss dieser im allgemeinen noch allzu fremd gegenüber stehenden Thatsachen zu verbreiten, und deshalb möchte ich auch an Sie, meine Herren, die Bitte richten, damit ein Jeder in seinem Kreise dahin wirke, dass der Ethnologie ihr gutes Recht endlich verschafft werde, in Gewährung der erforderlichen Mittel, um ihre Zwecke auszuverfolgen, für deren fruchtbringende Verwirklichung eine kürzeste Zeitspanne nur noch bleibt bei dem tagtäglich zunehmenden Anschwellen des internationalen Verkehrs (im historischen Gang der Dinge).

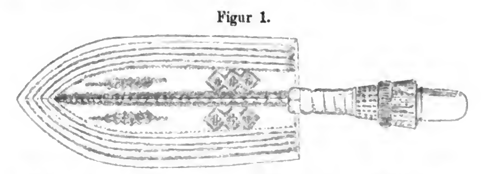
Hr. von Luschan bespricht folgende Einzelheiten der ausgestellten Sammlung:

Der Aufforderung, über die neu eingegangene Sammlung von Leutn. Wissmann zu berichten, kann ich heute nur in beschränktem Maasse nachkommen und ich will nur kurz einige allgemeine Mittheilungen über dieselbe machen, um nicht der ausführlichen Bearbeitung vorzugreifen, welche diese hochwichtige Erwerbung verdient und erfordert.

Wohl mit Rücksicht auf seine früheren Sammlungen in annähernd denselben Gegenden hat Wissmann diesmal eigentlich nur besonders hervorragende Stücke gebracht, Stücke, welche durch ihre Ausführung und Erhaltung oder durch Seltenheit ausgezeichnet sind; die neue Sammlung umfasst 131 Nummern aus dem Gebiete des Kassai, Sankuru, Lubi und Lomami, sowie 33 Nummern aus der Gegend des Tanganika und östlich von diesem.

Unter der ersteren Abtheilung sind die folgenden Stämme vertreten: Baluba, Bena Lussambo, Bassonge, Bena Ngongo, Batetela, Batua, Belandje u. A. Der Zahl und Bedeutung nach sind es die Schwertmesser, die Schlachtbeile und die Fetische, die unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nehmen.

Figur 1.



Messer der Bena Lusambo. III. C. 4242. $^1/_5$ natürlicher Grösse.

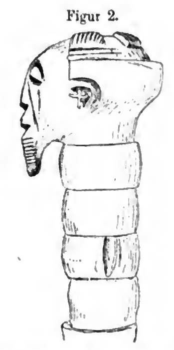
Unter den Messern ist ein Typus vorzüglich bemerkenswerth, der in mehreren ähnlichen Stücken von beiden Ufern des Lomami vertreten ist, und von dem Fig. 1 eine Vorstellung giebt. Die Klinge ist sehr sorgfältig gearbeitet, zierlich durchbrochen und mit Kupfer tauschirt; der Griff ist Holz, mit Leder umwickelt und reich mit Kupfernägeln beschlagen, der Knauf mit einem cylindrischen Schuhe aus Eisen überzogen.

Eine ähnliche, gleich sorgfältige und gerade für diesen Theil Afrikas sehr bezeichnende Technik findet sich auch an den Schlachtbeilen. Auch deren Klinge (über die Form vergleiche einstweilen Fig. 46 in O. Baumann, Beiträge zur Ethnographie des Congo, Wiener anthrop. Mittheil. Bd. XVII) ist meist durchbrochen gearbeitet, mit geometrischen Mustern gravirt und reich mit Kupfer tauschirt. Ueber die Art der Herstellung dieser durchbrochenen Arbeit habe ich mir eine bestimmte Meinung bis jetzt nicht bilden können, es scheint, als ob die Beilklingen vor der definitiven Härtung noch einmal geglüht und dann mit harten Punzen durchgeschlagen würden. Nicht minder bemerkenswerth, aber einfacher zu verstehen ist eine andere Art von Beilen, bei welchen zwei, drei, fünf, auch mehr dünne Eisenstäbe mannichfach torquirt und in einander verschlungen werden, bis sie ungefähr die Beilform haben, dann werden diese am Stielende und an der Schneide sorgfältig zusammengeschweisst und an der letzteren geschliffen, — die Klinge ist fertig. Der Schaft ist bei beiden Formen gleichmässig schlank, keulenförmig aus Holz geschnitzt und fast immer mit flachen Dellen verziert, welches Ornament sicher aus jener runden Vertiefung sich entwickelt hat, welche beim Feuerbohren entsteht. Ausserdem ist der Schaft noch häufig mit Crocodilhaut oder

mit dünn gehämmertem, mannichfach gepunztem Kupferblech überzogen, in anderen Fällen wenigstens theilweise mit dickem Kupfer- oder Eisendraht umwunden.

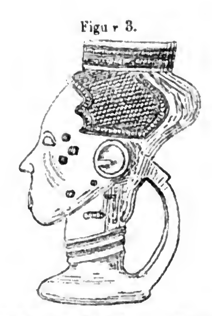
Auch die Speere sind reich verziert, selbst der Schaft ist sorgfältig geschnitzt und mehrmals am unteren Ende mit stylisirten menschlichen Figuren geschmückt. Eine Art von Uebergang von Waffen zu Fetischen bilden einige Messer, deren geschnitzte Holzgriffe einen menschlichen Kopf oder eine Figur darstellen, die ganz in der Art der Fetische dieser Länder mit Ringen, Zähnen, Glocken, torquirten Halsbändern, Fellstreifen, bunten Federn und Antilopenhörnern geschmückt sind. Wahrscheinlich mit in diese Kategorie gehört das lange Messer (III. C. 4220), dessen Griffende hier (Fig. 2) abgebildet ist; die 0,30 *m* lange, schmale Klinge und der 0,23 *m* lange, dünne Griff sind aus einem Stück Eisen geschmiedet, der letztere ist vierkantig, trägt aber eine Reihe von breiten eisernen und kupfernen Ringen und endigt, einzig in seiner Art, in einen kleinen männlichen Kopf, der äusserst kunstreich in Eisen geschnitten und mit Kupfer tauschirt ist. Wie ein solches Kunstwerk ohne harte Feilen und ähnliche Werkzeuge nicht primitiver Art herzustellen war, ist nicht leicht einzusehen; wohl aber wird es vielleicht gestattet sein, darauf hinzuweisen, dass das nahe Nyangwe schon seit sehr langer Zeit ein Stapelplatz arabischer Karawanen ist und dass selbst in den Namen der Bena Mona,

Figur 2.



Griffende eines eisernen Messers, östlich vom Lomami. $^{5}/_{6}$ natürlicher Grösse.

Figur 3.



Holzbecher der Baluba. $^{3}/_{10}$ natürlicher Grösse.

Bena Jebka, Bena Lusambo, Bena Ngongo und anderer zwischen Lubi und Lomami wohnender Stämme ein arabisches Element enthalten zu sein scheint.

Eine schöne Bereicherung unserer Sammlung bilden auch die zahlreichen kunstvoll geschnitzten Holzbecher der Bena Lusambo; ähnliche Becher fehlten bis vor Kurzem noch fast gänzlich in den europäischen Sammlungen, heute zählen sie nach Dutzenden, immer wechselnd in ihrer Form und ihrem reichen Schnitzwerk; viele dieser Becher, welche wir meist den Reisen von Wolf, Kund und Tappenbeck verdanken, haben die Form eines menschlichen Kopfes und geben, ganz naturalistisch gehalten, auch die Art und Form der Narbentättowirung wieder; einen solchen Becher (III. C. 4283), der hier in Fig. 3 ganz roh skizzirt ist, finden wir auch in der Sammlung Wissmann's wieder; ganz abweichend von diesem Typus

aber ist ein Holzbecher der Batetela (III. C. 4232), der, roh geschnitzt, die Form einer armlosen, wie es scheint, menschlichen Figur hat, mit dicht behaarter (oder vielleicht tättowirter?) Stirn. Dieses eigenartige Stück ist hier in Fig. 4 abgebildet.

Figur 4.



Holzbecher der Batetela. $^3/_{10}$ natürlicher Grösse.

Figur 5.

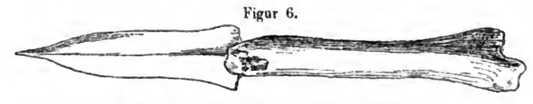


Stuhl der Baluba. $^1/_{10}$ natürlicher Grösse.

Eine bessere Probe afrikanischer Holzbildnerei ist der in Fig. 5 abgebildete Stuhl der Baluba, vom Lualaba unter 7° südl. Breite; derselbe, hier unter III. C. 4240 eingetragen, hat die Form einer aufrechtstehenden weiblichen Figur, welche eine rundliche Platte von etwa 0,22 *m* Durchmesser — das Sitzbrett — auf dem Kopfe trägt und mit beiden Händen zu stützen scheint. Die mächtige Narbentättowirung in der Bauchgegend und die Haartracht dieser Figur sind, wie Stabsarzt Dr. Wolf mitzutheilen so gütig ist, sehr charakteristisch für die Bakuba-Frauen, so dass man wohl annehmen darf, dass nicht ohne Absicht von dem Baluba-Künstler der Typus eines Nachbarvolkes, nicht der des eigenen gewählt worden ist.

Von grösstem Interesse sind die Gegenstände von den Batua, leider sind es nur drei Nummern, ein Bogen, ein Schild und ein Messer, aber es sind alle drei sehr charakteristische neuartige Stücke. Das Messer (III. C. 4237), hier in Fig. 6

Figur 6.



Messer der Batua. $^3/_{10}$ natürlicher Grösse.

abgebildet, hat eine spitz endende, leicht geschweifte Klinge, vielleicht von einer alten Speerspitze, die ohne weitere Hülfsmittel fest in das untere Stück einer menschlichen Tibia eingetrieben ist, die als Griff dient.

Unter den Stücken, die von dem östlichsten Theile von Wissmann's Route stammen, ist ein dem „Ufumu Ganga" der Waniamuesi ähnliches Zauberinstrument hervorzuheben, ferner ein grosses Prunkbeil mit langer kupferner Klinge, und eines jener merkwürdigen spatenförmigen Werkzeuge mit breiter quergestellter Klinge,

von denen wir aus den Sammlungen P. Reichard's bereits einige Stücke besitzen. Das vorliegende kommt diesen in der Form sehr nahe, die grosse breite Klinge ist aber nicht aus Eisen, sondern aus Kupfer.

Hiermit habe ich versucht, Ihre Aufmerksamkeit auf einige der wichtigsten Stücke zu lenken, ohne jedoch auch nur annähernd eine vollständige Aufzählung der reichen Schätze gegeben zu haben, die wir Hrn. Leutn. Wissmann neuerdings verdanken; zum Schlusse darf ich aber vielleicht noch mittheilen, dass uns dieser berichtet hat, wie besonders im Reiche des Königs Kalamba die alten Waffen in den letzten Jahren fast völlig verschwunden und vertilgt sind; um seine Unterthanen nehmlich zu zwingen, sich möglichst rasch in den Besitz von Feuerwaffen zu setzen, welche da erst in den letzten Jahren bekannt geworden sind und für arabische Händler gegen Sklaven vertauscht werden, hat dieser fortschrittliche Monarch das Tragen und sogar den Besitz der alten Waffen verboten und ihre Vernichtung angeordnet; um so wichtiger ist es also für uns, dass es Hrn. Wissmann noch in letzter Stunde gelungen ist, so kostbare Monumente einer untergehenden Culturepoche für die Wissenschaft zu retten.

(9) Hr. Olshausen spricht über

neue Glasgemmen vom Typus der Alsener und über Verwandte der Briesenhorster.

1. Die Glasgemmen vom Typus der Alsener.

Meine Herren, Sie erinnern sich der interessanten Arbeit des Hrn. Dr. Bartels über gewisse farbige Glasgemmen mit oberflächlich eingeritzten, rohen menschlichen Figuren, Zeitschr. f. Ethnol. 1882, S. 179 ff., worin er die 12, ihm damals bekannten Stücke dieser Art besprach. In zwei Nachträgen (ebenda 1883, S. 48 ff., und Verh. 1887, S. 345) fügte Hr. Bartels, theils nach einer älteren Publikation, theils nach brieflichen Mittheilungen des Hrn. Dr. W. Pleyte in Leiden, weitere 6 Gemmen, sämmtlich in den Niederlanden gefunden, hinzu. Ausserdem hatte Hr. F. von Alten in Oldenburg in unsern Verhandl. 1882, S. 546 ein Exemplar von Suddens in Jeverland bekannt gemacht und wies im Repertorium für Kunstwissenschaft VII, Berlin — Stuttgart 1884, S. 23—30, auf 3 andere Gemmen hin, wovon 2 in Utrecht[1]), eine dritte (Fig. 4) in Osnabrück. Da ferner Dr. Sophus Müller in Kopenhagen (Zeitschr. f. Ethnol. 1884, S. 89 ff.) noch über 2 deutsche Stücke berichtete, eines in Aachen und eines in Trier[2]), so kannte man im Ganzen bis jetzt 24 solcher

1) Ich überzeugte mich an einer Photographie in Mappe 1456 des Kgl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin, dass an dem Einbande des Evangeliars zu Utrecht thatsächlich, wie Hr. v. Alten angab, 4 hierhergehörige Stücke vorhanden sind, während Hr. Pleyte in Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Drente, Leiden 1880—83, S. 72, gelegentlich Besprechung der Gemme von Lieveren (Roden), Taf. 70, 5, deren nur 2 erwähnt und demgemäss aus den Niederlanden insgesammt nur 6 statt 8 kennt. Alle 4 Gemmen sind so gefasst, dass ihre Figuren senkrecht zu den Längsseiten des Buchdeckels stehen, mit den Köpfen nach aussen hin; hat man den Deckel gerade vor sich, so liegen mithin die Figuren horizontal; die Vertheilung der Gemmen ist eine ganz symmetrische.

2) Die Trierer Gemme befindet sich an dem Einbanddeckel eines Evangeliars zusammen mit noch 7 anderen von Müller einzeln aufgeführten; Abbildungen sehe man bei Léon Palustre, Mélanges d'art et d'archéologie I, Le Trésor de Trèves, Paris ohne Datum, Tafel XI, couverture d'évangéliaire, XII[e] siècle, und auf einer Photographie in Mappe 1367 des Kunstgewerbe-Museums Berlin, Trierer Domschatz. Eine der Gemmen trägt lediglich eine Inschrift; wir lassen diese hier bei Seite; die Zeichnungen auf den übrigen sind sämmtlich nur roh eingekratzt, besonders ein Zweig, eigentlich ein Ast mit 3 Hauptverzweigungen,

Gemmen. — Bartels bezeichnete sie im allgemeinen als „Verwandte“ der zuerst

---

welcher durchaus an ähnliche Gebilde auf manchen Alsengemmen erinnert; Palustre nennt ihn: une plante marine. Auch die 3 Vögel sind nur mit unvollkommenen Instrumenten gearbeitet, 2 von ihnen allerdings etwas besser ausgeführt, der dritte aber nur schwer als solcher zu erkennen. Zwei der Gemmen zeigen je eine menschliche Figur, „die im Style nur wenig abweichen“; wie Stanniolabdrücke lehren, die ich der Güte des Herrn Directors Dr. Hettner verdanke, ist das Intaglio weit tiefer als sonst, der Körper sehr massig und die Glieder viel kräftiger gehalten als gewöhnlich; ich habe dieselben daher oben nicht mitgezählt. Sie zeigen auch gewisse andere Abweichungen, die zwar an Alsengemmen mit ebenfalls nur einer, nie aber an solchen mit mehreren Figuren beobachtet worden sind; man erkennt an unserer positiven Abbildung *a* (je 3) Finger an den Händen; *b* ist nicht allein durch die hockende Stellung, sondern auch durch den Stab oder Speer in der Rechten, und nach Palustre durch einen „Schild“ ausgezeichnet, während die Gestalten auf mehrfigurigen Gemmen nie etwas in der Hand tragen, höchstens dieselbe an das „Schwert“ oder den „Rockzipfel“ legen, und Finger nicht aufweisen. (Unter dem „Schild“ ist wohl die Fiederung am linken Arm zu verstehen, die allerdings im Holzschnitt wenig befriedigend wiedergegeben ist; auch sollte der Arm selbst gekrümmt sein.) An einfigurigen Alsengemmen findet man aber beide Eigenthümlichkeiten, so auf der Nürnberger, Zeitschrift für Ethnologie 1882, 193, wo die Figur in der linken Hand einen quadratischen Rahmen trägt, und auf einer noch nicht veröffentlichten in Fritzlar, wo die linke Hand 3 Finger hat, wie der (negative) Wachsabdruck im Besitz des Hrn. Bartels erkennen lässt. Finger (2 oder 3) sind auch angedeutet an der rechten Hand der kleinen Lüneburger Gemme, Zeitschrift für Ethnologie 1882, 193, während ich den „Kranz“ in der linken an einem allerdings etwas mangelhaften (negativen) Lackabdruck nicht zu erkennen vermag; ich glaube, auch hier handelt es sich um Finger, oder wenn die Figur etwas trägt, so ist es etwas anderes, als ein Kranz. Wir haben es hier, wie gesagt, mit Besonderheiten einfiguriger Stücke zu thun, nach den 3 mir bekannten zu schliessen; das vierte, Müllers Aachener, konnte ich nicht prüfen. Zeitschr. f. Ethn. 1882, 194—95 wird zwar auch von einem Kranz in der Hand der kleinen zweifigurigen Berliner Gemme gesprochen; ich kann denselben indess nicht gelten lassen; das Original zeigt nur ein wirres Durcheinander unregelmässiger Linien. Bemerkenswerth ist noch, dass auf den 3 mir in Abbildung oder Abdruck bekannten Alsengemmen mit nur einer Figur, diese stets nach links sieht. Drei Finger werden wir merkwürdiger Weise später an einer einfigurigen Darstellung sonst ganz anderen Charakters wiederfinden.





Man könnte angesichts dieser Abweichungen im Einzelnen zweifelhaft sein, ob die einfigurigen Gemmen überhaupt zu der ganzen Klasse gehören; besonders wäre solcher Zweifel gegenüber der Lüneburger und Fritzlarer gerechtfertigt, deren Gestalten einen etwas anderen Habitus zeigen. Aber die Nürnberger Gemme muss doch unbedingt hierher gezählt werden, was die Körperbildung anlangt; wir kommen auf diese Frage noch zurück.

Ich will, um spätere Weitläufigkeiten zu vermeiden, gleich noch einen Punkt berühren, nehmlich die Verwendung der Bezeichnung links und rechts bei der Beschreibung der Gemmendarstellungen. Ich schliesse mich hierin vollkommen Bartels an, der Zeitschr. f. Ethn. 1882, 187, rechts und links in Bezug auf die Stellung der einzelnen Figuren zu einander immer vom Beschauer aus und im Intaglio versteht; auch die Kopfstellung, ob nach rechts oder links schauend, werde ich stets so auffassen. Die Bezeichnung der Gliedmaassen einer bestimmten Gestalt dagegen kann selbstverständlich nur nach anatomischen Principien gewählt werden und muss sich also immer auf die (im Intaglio) dargestellte Figur beziehen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn in solchen Dingen ein einheitliches Verfahren beobachtet würde, was hier um so nothwendiger, als leider viele Zeichnungen nicht die Originale, also das Intaglio, sondern die negativen Abdrücke wiedergeben, ohne dass im Text dies bemerkt wäre.

Was man als rechten, was als linken Arm einer Figur bezeichnen soll, ist übrigens oft

bekannt gewordenen, der Alsener, welche sich in unserer eigenen Sammlung befindet, und es soll von uns ein ähnlicher Ausdruck auch in Zukunft gebraucht werden, da er in keiner Weise der Entscheidung über die Frage nach Herkunft und Zeitstellung dieser Gemmen vorgreift. — Es sind nun neuerdings in Darmstadt 3 solcher Gemmen im Nachlasse des verstorbenen Directors der Hofbibliothek, Hrn. Walther, gefunden worden und in den Besitz des Grossherzogl. Museums übergegangen, wo sie unter J. 1887, Nr. 247, 1—3 inventarisirt wurden. Der Museumsinspector, Hr. Prof. Dr. Adamy, wandte sich um Auskunft über dieselben an das hiesige Königl. Museum für Völkerkunde; die Beantwortung seiner Fragen wurde in Abwesenheit des Hrn. Directors Dr. Voss mir übertragen; diese Correspondenz war Anlass zur folgenden kleinen Arbeit. Hr. Adamy übersandte mir zunächst Gypsabgüsse und später behufs Erledigung einiger technischer Fragen die Originale (zu Händen des Märkischen Museums); erstere lege ich hier vor. — Ueber den ursprünglichen Fundort dieser 4 Stücke war weiter nichts zu ermitteln; erwägen wir indessen, dass von obigen 24 Gemmen des Alsentypus nicht weniger wie 11 als Schmuck an Kirchengeräth verwendet waren, so werden wir um so eher für die neu hinzugekommenen Stücke einen ähnlichen Ursprung annehmen dürfen, als nach Versicherung des Hrn. Prof. Lessing vom Königl. Kunstgewerbe-Museum hierselbst gerade in Darmstadt alte Kirchenschätze in auffallender Menge zum Vorschein kommen [1]).

Die Anregung nun, welche das Auftauchen der Darmstädter Gemmen gab, hat dazu geführt, noch weitere 8 Exemplare ans Licht zu ziehen, so dass wir heute in der Lage sind, nicht weniger wie 11 neue Stücke bekannt zu geben. Zunächst wies mir Hr. Dr. Bartels das oben in der Anmerkung schon erwähnte von Fritzlar nach, weiter ein dreifiguriges in Beckum, Westfalen, und 2 zweifigurige in Hildesheim, sodann Hr. von Alten nicht weniger wie 4 in Münster. Damit wächst die Zahl der Gemmen vom Alsentypus auf 35. Alle 8 zuletzt aufgeführten Exemplare gehören zu Kirchenschätzen. Endlich soll nach brieflicher Mittheilung des Hrn. Alex. Schnütgen in Cöln an Dr. Sophus Müller ein Stück in Essen sein; da aber hierüber Näheres nicht zu erfahren war, lasse ich dasselbe für jetzt unberücksichtigt.

Ich gebe nun zunächst eine tabellarische Uebersicht über die Alsengemmen:

---

nicht ganz leicht zu entscheiden. Wo nur eine Figur dargestellt, kann zwar ein Zweifel nicht bestehen, weil man sich dieselbe stets als mehr oder minder von vorne gesehen denken wird, so dass der Arm rechts des Beschauers der linke der Figur ist. Wo aber 2 einander begrüssende Personen erscheinen, wie auf allen zweifigurigen Gemmen, kann es fraglich sein, ob man sich beide als (halb) von vorne gesehen vorstellen soll, oder eine derselben als halb von hinten. Nach unseren jetzigen Anschauungen kommt es uns natürlicher vor, wenn die Figuren, die einander ansehend sich die Hände reichen, beide die Rechte ausstrecken, wobei dann eine derselben nicht in Face-Stellung wiedergegeben werden könnte, und so lange man nur den Rumpf mit den Armen betrachtet, kann man sich an den Abdrücken nicht immer volle Gewissheit verschaffen; die Fussstellung lehrt indess, dass stets alle beide Figuren (halb) von vorne gesehen wiedergegeben wurden, so dass von den 2 sich begrüssenden Gestalten die linke mit ihrer linken Hand die rechte der rechten erfasst, wie wenn Personen sich zum Reigen aneinander schliessen; sie sehen sich aber dabei gegenseitig an. —

1) Die grösste der 3 Darmstädter Gemmen kann indess in der Erde gefunden sein; siehe Friedel in der unten folgenden Debatte; dass 2 grössere Stücke aus ihr ausgebrochen, scheint diese Auffassung zu bestätigen.

Veröffentlichungen und Privatmittheilungen	Zahl d. G.	Ort und Umstand der ersten Auffindung			Zahl der Figuren 1	2	3	4	Sa. d. G.
Bartels I, Zeitschr. f. Ethnol. 1882, 179, zum Theil nach älteren Publicationen in diesen Verhandlungen, von Meyn und Beyrich, Th. Meyer und Voss, v. Alten I und Anderen; sowie von Stephens in Aarböger f. n. O. 1873, 50 und von Mestorf in Zeitschrift f. Schleswig-Holst. Geschichte 1875, 185.	12	Schweden (Schonen?)		S	—	—	1	—	1
		Seeland	Aagerup, Sömme Herred	E	—	—	1	—	1
			Roeskilde	E	—	—	1	—	1
			Jordlöse	E	—	—	1	—	1
		Alsen	Sonderburg	E	—	—	1	—	1
		Mitteldeutschland	Berlin	K	—	1	1	—	2
			Leipzig	S	—	1	—	—	1
			Nürnberg	S	1	—	—	—	1
		Westdeutschland	Eutin	S	—	1	—	—	1
			Lüneburg	K	1	1	—	—	2
v. Alten II, diese Verhandlungen 1882, 545.	1		Suddens, Jeverland	E	—	—	1	—	1
Bartels, Privatmittheilung 1887.	2		Hildesheim	K	—	2	—	—	2
v. Alten III, Repertorium f. Kunstwissenschaft 7 (1884).	1		Osnabrück	K	—	1	—	—	1
v. Alten, Privatmittheilung 1887.	4		Münster	K	—	1	3	—	4
Bartels, Privatmittheilung 1887.	1		Beckum, Westfalen	K	—	—	1	—	1
Unveröffentl. Mitth. d. Hrn. Al. Schnütgen in Cöln an Hrn. Dr. Sophus Müller in Kopenhagen.	1		Fritzlar	K	1	—	—	—	1
Sophus Müller, Zeitschr. f. Ethnol. 1884, 89.	2		Aachen	K	1	—	—	—	1
			Trier	K	—	1	—	—	1
Adamy, briefliche Mittheilung 1887.	3		Darmstadt	S	—	3	—	—	3
Pleyte bei Bartels III, diese Verhandlungen 1887, 345.	1	Niederlande	Idaard, Friesland	E	—	—	1	—	1
Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Friesland S. 62 und Afd. Drente S. 72, sowie bei v. Alten II, 1882 und bei Bartels II, Zeitschr. f. Ethnol. 1883, 48.	5		Franeker, „	E	—	—	1	—	1
			Klaerkamp, „	E	—	—	1	—	1
			Lieveren, Drente	E	—	—	—	1	1
			Utrecht	K	—	1	1	—	2
v. Alten III, Repertorium f. K. 7 (1884).	2		„	K	—	1	1	—	2
	35		Zahl der Funde	24	4	14	16	1	35

Fundländer	Zahl der 1 -figurigen Gemmen	2	3	4	Summa	aus dem Erdboden	Kirchenschätzen	Sammlungen u. v. Händlern	aus	Zahl d. Gemmen mit 1 Figuren	2	3	4	Summa
Scandinavien mit Alsen	—	—	5	—	5	4	—	1	E	—	—	8	1	9
Mitteldeutschland, Berlin-Nürnberg	1	2	1	—	4	—	2	2	K	3	9	7	—	19
Westdeutschland, Eutin-Darmstadt	3	10	5	—	18	1	13	4	S	1	5	1	–	7
Niederlande	—	2	5	1	8	4	4	—		4	14	16	1	35
	4	14	16	1	35	9	19	7						

E = lose in der Erde, keine Grabfunde. — K = Kirchenschätze. — S = Sammlung oder Händler. Die beiden Gemmen des Berliner Museums sind unter den Kirchenschätzen aufgeführt, weil sie an einem Reliquiar sitzen. — Die Gemme von Klaerkamp wurde nach Pleyte in der „terp" gefunden, auf der das alte Kloster stand; eine „terp" des eigentlichen Frieslands entspricht einer „Werft" oder „Wurt" Nordfrieslands, ist ein künstlicher, bewohnter Hügel.

An Einzelheiten bezüglich der jüngst aufgefundenen Exemplare sei Folgendes bemerkt: Wesentlich Neues bieten sie sämmtlich nicht. Die 3 Darmstädter Gemmen sind alle zweifigurig; auf einer der kleineren, Nr. 3, sieht man noch eines jener mannigfach gestalteten, zum Theil schwer zu deutenden Gebilde, welche auf vielen Gemmen dieser Art über oder zwischen den Häuptern der menschlichen Figuren erscheinen; das hier dargestellte kommt in seiner Form denjenigen auf der Gemme von Alsen selbst am nächsten. Abweichend von der sonst üblichen Darstellungsweise reichen auf der grössten der 3 Gemmen die beiden Personen einander nicht die Hände, obgleich diese sich ziemlich nahe sind und die Figuren selbst, wie immer, einander ansehen. Das Intaglio ist, wie an allen diesen Pasten, eingeritzt, nicht kunstgerecht mit Steinzeigern, Rädchen u. s. w. geschliffen, auf Nr. 3 sehr oberflächlich, bei Nr. 1 und 2, was Körper und Köpfe anlangt, ziemlich tief, die Gliedmaassen aber auch hier verhältnissmässig nur schwach. Alle 3 Gemmen bestehen aus Glas in 2 Schichten, einer unteren, scheinbar schwarzen, und einer oberen, dünneren, blauen; betrachtet man, wie es zur Beurtheilung der Farbe der unteren dunkeln Schicht stets geschehen sollte, die Objecte in durchfallendem Licht, so erscheint die Grundlage der einen kleineren ohne „Attribut" schmutzig braunviolet, der anderen mit „Attribut" schmutzig grünlich-bräunlich, wie Flaschenglas, während die der grössten auch in directem Sonnenlicht kein Licht durchlässt. Die obere Schicht ist bei allen dreien ganz gleich, lasurfarbig.

Das Fritzlarer Exemplar wurde zuerst durch Hrn. Alex. Schnütgen in Cöln aufgefunden, welcher eine Mittheilung darüber nebst Wachsabdruck an Hrn. Sophus Müller in Kopenhagen sandte; beides befindet sich jetzt im Besitz von Hrn. Bartels. Der dargestellten, nach links schauenden Figur fehlt (nach dem Wachsabdruck zu urtheilen) der rechte Arm ganz; die schon erwähnten Finger der linken Hand sind zum Theil sehr gross. Hinter dem Kopfe sieht man in der Luft ein kleines, gleicharmiges, rechtwinkliges Kreuz, das an die Gemme von Lieveren erinnert, doch fehlen hier die Querbalken an den Enden. Das Stück sitzt an einem Prachtkreuz, angeblich des 11. Jahrhunderts, welches ausserdem noch ein zweites enthält mit äusserst roher Darstellung, vermuthlich eines Vogels, wie an dem Trierer Evangeliar.

Die dreifigurige Gemme von Beckum schmückt eine Schmalseite eines rheinländischen Reliquienschreines des 13. Jahrhunderts aus Silber und Bronze und ist abgebildet Phot. Mappe 1321 des Kunstgew. Mus. Berlin; sie ist so gefasst, dass die Figuren horizontal liegen, was hier aber nicht wie bei dem Evangeliendeckel von Utrecht in der ganzen Anordnung begründet erscheint (siehe oben S. 688 und Bartels in der unten folgenden Debatte). — Die beiden Stücke in Hildesheim, jede mit 2 Figuren, befinden sich an der Rückseite des Sarges Godehards († 1038, beigesetzt in dem Sarge 1140) im Dom; Phot. Mappe 1365 d. Kunstgew. Mus.; beide Gemmen liegen auf der Seite; neben einer derselben sieht man noch ein bemerkenswerthes Stück mit linearer Zeichnung, die aber auf der Photographie zur Wiedergabe nicht deutlich genug. — Die 4 Gemmen von Münster endlich zieren paarweise 2 Votiv-Arme aus einem Holzkörper mit Silberblech-Ueberzug, einen rechten und einen linken, die aber nicht zugleich Reliquiarien sind, wie man es sonst wohl findet; sie sitzen auf einer bandartigen Decoration, die die Arme am Ellbogengelenk umläuft. Material und Technik sind ganz dieselben, wie bei allen anderen Gemmen dieses Typus. Eine zwei- und eine dreifigurige ohne „Attribute" sind fast kreisrund, zwei dreifigurige mit „Attributen" oval; diese „Attribute" sind Sterne mit etwa je 6 Strahlen; die eine Gemme hat 2 solcher Sterne, vielleicht

auch die andere. Grösster Durchmesser der ovalen Pasten 21 *mm*; die zweifigurige hat 15—16 *mm* Durchmesser, sie ist die kleinste von allen 4.

Soweit über die neuen Gemmen. Es sei nun gestattet, noch einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen und zwar zunächst über Material und Technik solcher Glasgemmen, sodann über Zeitstellung und Heimath derselben.

In Bezug auf die Farbe der Gemmen vom Alsentyp haben sich einige Irrthümer in die Literatur eingeschlichen. Die beiden Lüneburger, die von Aagerup und Roeskilde (Selchousdal ?), sowie die beiden des Berliner Reliquiars, endlich die von Idaard sind als blau oder dunkelblau, also einfarbig, beschrieben worden, während sie aus je 2 verschieden gefärbten Schichten bestehen; für die dänischen Stücke siehe Aarböger f. n. O. 1873, S. 51. Die untere Schicht der beiden Berliner Gemmen ist nicht durchscheinend, die der Alsener dagegen, welche als ganz undurchsichtig angegeben worden, erkennt man im directen Sonnenlicht als schmutzig gelblich-grün, wie Flaschenglas. Die Decke der dreifigurigen Berliner Gemme ist bläulich-weiss. Ueber die Lüneburger siehe unten in der zweiten Mittheilung. Der Zweck bei Anwendung der mehrschichtigen Glaspaste war natürlich der, die in die helle Decke eingeschnittenen Figuren dunkelfarbig in heller Fläche erscheinen zu lassen, wozu indess ein Durchschneiden der oberen Lage oder mindestens ein tiefes Eindringen in dieselbe erforderlich war. Dass dies geschehen sei, wird auch von mehreren Autoren angegeben, so von v. Alten im Repertorium S. 25 und von Karl Friedrich in seinen später zu erwähnenden Abhandlungen. Bei der Alsener und den beiden Berliner Gemmen scheint indess die Decke nicht durchdrungen zu sein und ebenso wenig bei den sämmtlichen Darmstädter Gemmen; die Künstler beherrschten die Technik nicht genügend, um diesen beabsichtigten Erfolg auch zu erreichen, während bei antiken Gemmen aus gleichem Material man die obere Schicht völlig durchteuft findet. Wahrscheinlich sind alle Gemmen vom Alsentyp zweischichtig (also auch die von Jordlöse und die Leipziger), wie es auch v. Alten, Repertorium S. 24, annimmt; für die niederländischen meint Hr. Pleyte dasselbe versichern zu können. Die obere Schicht ist bald heller, bald dunkler blau, bei der einen Trierer Vogelgemme aber grünlich; man wird daher gelegentlich auch eine Alsengemme mit andersfarbiger Oberschicht finden können.

Ueber die Herstellung der Glaspasten macht sich Bartels, Zeitschr. f. Ethn. 1882, S. 187—88, folgendes Bild: Ein (etwa linsenförmiger) heller Kern wurde mit dunklem Glas allseitig überfangen, alsdann an der einen Seite zunächst das letztere, darauf auch ein Theil des Kerns soweit weggeschliffen, bis eine helle Fläche in dunkler Umrahmung hergestellt war, so dass also die dünne helle Schicht in die dickere dunkle allseitig eingebettet lag. Wurde nun der Rand abgeschrägt, etwa um eine Fassung der Gemme zu ermöglichen, so erschien die Grenzlinie zwischen beiden Schichten auf der schrägen Fläche. Wo aber, wie z. B. an der Alsener Gemme, die Neigung dieser Randfläche in Folge ungenauer Arbeit keine gleichmässige war, so dass bald mehr, bald weniger von der dunklen Umrahmung im Niveau der hellen Schicht stehen blieb, musste die letztere ungleich dick erscheinen; die Begrenzungslinie beider Schichten lag dann nicht in einer Horizontal-Ebene. Nach dieser Auffassung muss die Paste für jede einzelne Gemme gesondert hergestellt sein[1]). Möglich ist dies ja, indess kann man sich den unregelmässigen Verlauf der Grenzlinie beider Schichten auch dann erklären, wenn man annimmt,

1) Die „latrunculi“, welche gewöhnlich als zum Brettspiel gehörig betrachtet werden, für die aber v. Cohausen, Nassauische Annalen XII, 219, auch die Verwendung zu Gemmen voraussetzt, sind meines Wissens einfarbig, daher zu Gemmen weniger geeignet.

dass die einzelnen Glasstücke aus einer grösseren zweischichtigen Tafel herausgeschnitten sind; es ist hierzu nur die Voraussetzung nöthig, dass die Oberfläche der dunklen Schicht, ehe sie mit der hellen belegt wurde, nicht vollkommen eben, sondern etwas unregelmässig gestaltet war, wie es besonders bei ungenügender Dünnflüssigkeit des Glases wohl stets der Fall sein wird; die horizontal abgeschliffene obere helle Schicht musste dann eine etwas ungleiche Dicke erhalten. Welche Auffassung die richtige, kann ich nicht entscheiden; eine in der Mitte durchgebrochene Paste würde wohl die nöthige Aufklärung geben, die nur beschädigte grösste Darmstädter genügte dazu nicht. Hier sei nur daran erinnert, dass v. Alten, Verhandl. 1882, 548 und Repertorium, S. 24, eine mehrschichtige, in einem oldenburgischen Moore gefundene Glastafel erwähnt, die er mit dem Material der Gemmen vergleicht.

Die Glaspasten zeigen öfters Fehler im Guss, welche geeignet sind, zur Unterscheidung derselben von echten Steinen zu dienen. Dahin gehört eine ungleiche, streifige Färbung mit dunkleren Stellen neben helleren in derselben Schicht, so an der Gemme von Alsen in der oberen. Besonders aber sind die Gläser oft blasig. Sitzen die Blasen unmittelbar an der Oberfläche und sind sie aufgeplatzt, so beeinträchtigen sie oft die Reinheit der Zeichnung wesentlich, so z. B. an dem Exemplar Zeitschr. f. Ethn. 1882, 194, am rechten Knie und unter dem rechten Fuss der linken Figur. Für Blasen halte ich auch auf der Gemme von Schonen. Zeitschr. f. Ethn. 1882, 192, die Punkte zwischen den Figuren, während Hr. John Evans, Besitzer des Originals, die 8 Punkte an der Grenzlinie der beiden Glasschichten mit Bartels als den Beginn einer Umrahmung mittels Perlstabes gelten lässt; er sagt, sie sehen aus, als wenn sie gebohrt seien und alle Löcher, obschon ungleich an Grösse und Tiefe, seien mehr oder weniger conisch (briefliche Mittheilung). — Die Darmstädter Gemme mit dem „Attribut" zeigt ebenfalls an der Grenzlinie 3 Punkte in ähnlicher Stellung, die ich aber für nichts anderes, als Blasen halten kann; sie stimmen ganz überein mit anderen an demselben Stück mitten auf der Bildfläche, und mit solchen auf der kleinen Darmstädter Gemme ohne Zweig, auf welcher auch eine ganz grosse Blase zwischen den Beinen der einen Figur zu sehen ist. Die reihenförmige Anordnung der Bläschen kann durch Ziehen der noch flüssigen Glasmasse in bestimmter Richtung entstehen.

Wichtiger als diese technischen Fragen sind die nach der Zeitstellung und Heimath all dieser Gemmen. Nachdem Stephens, Aarböger f. n. O. 1873, 56, Zeitschrift f. Ethn. 1873, Verh. 89—90, durch den Vergleich mit nordischen Bracteaten die Gemmen ins 4. oder 5. Jahrhundert nach Christus verwiesen hatte, W. Pleyte, Nederlandsche Oudheden, Afdeeling Friesland, Leiden 1877, S. 62 und Bartels, Zeitschrift f. Ethn. 1882, 197, sich ihm angeschlossen, versuchte Hr. v. Alten diese Verh. 1882, 546 ff., fussend auf den Mittheilungen Pleyte's über verschiedene Münzfunde und einen Gemmenfund in den Niederlanden, eine andere Zeitbestimmung. Unglücklicherweise verwechselte er die Angaben Pleyte's über 3 oder 4 ganz verschiedene Funde mit einander und gelangte so zu der irrthümlichen Annahme, als sei bei Franeker eine Gemme vom Alsentyp zugleich mit Münzen des 8. Jahrhunderts zu Tage gefördert; so auch im Repertorium f. K. VII, 27. Hr. Pleyte beschreibt nehmlich 1. S. 31—34 zu Taf. IX, 1 einen Fund von Hallum vom Jahre 1866 mit Münzen des 8. Jahrhunderts, aber ohne Gemme; 2. S. 61—62 einen Fund von Franeker aus 1868, 400 Münzen derselben Zeit und daneben Silberschmuck, Taf. 17, 2—7, und einen Glasfluss, Fig. 8, enthaltend, aber auch keine Gemme; 3. den 1871 ebenfalls bei Franeker gehobenen, welcher die fragliche Gemme enthielt, neben Thierzähnen, Kuhhörnern, bearbeiteten Knochen,

Kupfer- oder Bronzeschmuck, Holzstücken, Schlacke u. s. w., aber keine Münzen (S. 62 und Taf. 17, 9—12a). — Dass die letzteren beiden Funde demselben Orte entstammen, ist natürlich von geringer Bedeutung; denn wenn auch Pleyte S. 61 sagt, dass bei Franeker im allgemeinen nur Alterthümer der fränkischen Zeit gefunden seien, so lassen sich doch darum die beiden um 3 Jahre auseinanderliegenden Funde nicht zu einem besonders beweiskräftigen vereinigen; bei Hallum, von wo wir ja ebenfalls Münzen derselben Zeit haben, kamen doch auch römische Gegenstände zum Vorschein, Taf. 8 zu S. 30. — Leider ist nun diese irrige Annahme später von Anderen ebenfalls zur Zeitbestimmung benutzt worden.

Zunächst beschäftigte sich nehmlich Sophus Müller, Zeitschrift f. Ethn. 1884, 89—92, mit diesen Gemmen; ausgehend von der Thatsache, dass so viele derselben in Kirchenschätzen sich fanden und unter Berücksichtigung des Styls der eingeritzten Figuren kam er zu dem Schluss, dass fragliche Pasten „der älteren karolingischen Zeit" angehörten, etwa der Periode der beiden ersten Karolinger, Pipins des Kleinen, Sohnes Karl Martell's, und Karls des Grossen, also von 752 bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts. Er wies darauf hin, dass schon in dieser Zeit die Verwendung geschnittener Steine und Glasflüsse als Decoration allgemein war. „Dies beweisen vorzugsweise die decorativen Rahmen und Einfassungen der Canones und Evangelistenbilder in mehreren prachtvoll illuminirten Manuscripten aus der ältesten karolingischen Zeit". Nach einigen sonstigen Bemerkungen fährt er dann fort: „Wegen dieser Aehnlichkeit zwischen den decorativen Gemmen der älteren karolingischen Manuscripte und der hier besprochenen Objecte muss ich vermuthen, dass diese letzteren in der älteren karolingischen Zeit ausgeführt sind, um das Verlangen zu befriedigen, die vielen kostbaren, besonders kirchlichen Geräthe dieser ältesten Renaissance-Periode mit Gemmen zu verzieren". Als weitere Stütze dieser Annahme erwähnte er dann die „Gemme von Hallum", die zugleich mit einem Münzschatz gefunden, der in die Mitte des 8. Jahrhunderts gesetzt worden. Hier kann nur die Gemme von Franeker gemeint sein, welcher aber nach unseren obigen Auseinandersetzungen nicht mehr Beweiskraft zuzuschreiben, als jeder anderen auch. Bis heute ist noch nicht ein einziger wirklich zeitbestimmender Fund gemacht und wir bleiben nach wie vor auf allgemeine Erwägungen angewiesen, wie sie Sophus Müller im übrigen seinen Betrachtungen zu Grunde legte.

Mit der Datirung unserer Gemmen hat sich gleichzeitig mit Müller auch Karl Friedrich beschäftigt, und zwar sehr ausführlich in: Wartburg, Organ des Münchener Alterthumsvereins, XI (1884) S. 12—18, 36—47, kürzer in seiner Monographie: Die altdeutschen Gläser, Nürnberg 1884, p. 181—186. Er kommt zu dem Resultat, dass diese Glasgemmen aus dem 8. Jahrhundert stammen und zwar vermuthlich aus einem Kloster des Frankenlandes, vielleicht Solignac bei Limoges, Haute-Vienne. Sein Gedankengang ist etwa folgender: Im 5. und 6. Jahrhundert nach Chr. war am Rhein und sonst im Abendlande der Gebrauch des Steinschneider-Rädchens noch bekannt, sogar noch in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts; dieser Zeit und Technik ist die durch v. Alten veröffentlichte Gemme, Repertorium f. K., S. 29 Fig. 5, zuzutheilen, welche mit der (oben S. 688 erwähnten) Alsengemme, Fig. 4, an einem Reliquiar des heil. Crispianus aus dem 12. Jahrhundert im Osnabrücker Domschatz sitzt und einen „Psalm" illustrirt. (Wartburg S. 17 Fig. 1; altdeutsche Gläser S. 182 Fig. 32; v. Alten's Abbildungen sind beide negativ; die Technik der Fig. 5 wiedergegebenen Gemme ist in der That durchaus verschieden von der der anderen, viel besser, und das Intaglio wahrscheinlich mit dem Rade geschnitten.)

Uebrigens sind die in der merovingischen Zeit hergestellten geschliffenen Glasgefässe mit vereinzelten Ausnahmen trotz der Anwendung des Rades von unbeschreiblich roher Arbeit. Im 8. Jahrhundert war dann nach dem Zeugniss alter Schriftsteller diese Technik ganz verloren gegangen; im 9. Jahrhundert, also in der karolingischen Epoche, kommen dagegen wieder verschiedene mit dem Rade geschnittene Bergkrystalle vor, welche Künstlern zuzuschreiben, die von Konstantinopel in Folge des Bilderstreits in der Mitte des Jahrhunderts vertrieben waren. Hierhin gehört der Stein aus dem Siegelringe Kaiser Lothars I (840—855) mit der Büste des Kaisers und einer Umschrift, jetzt zu Aachen in einem Altarkreuz befindlich; ferner eine Schale des British Museum in London mit der Geschichte der keuschen Susanne in Bild und Schrift und mit der weiteren Inschrift: Lotharius. Rex. Franc. Fieri. Jussit. (Bock in Mittheilungen d. K. K. österr. Museums f. Kunst und Industrie I, Wien, 1865—67, S. 118, mit Abbildung; Barbet de Jouy, Les gemmes et joyaux de la couronne au Musée du Louvre, Paris 1886, lère partie, Text zu pl. IV; Friedrich schreibt auch diese letztere Gemme dem 9. Jahrhundert zu, de Jouy setzt sie ans Ende des 10.; jedenfalls scheint es sich nicht um eigentliche einheimische Kunst zu handeln.) Im 10. Jahrhundert ist jede Spur der Steinschneidekunst in Italien und in den nördlichen Ländern verloren gegangen, und sie erstand auch nicht wieder im 11. und 12.; eine Bergkrystalltafel in London, die Hauptmomente aus dem Leben Christi darstellend und von Bock a. a. O. S. 120 an den Beginn des 11. Jahrhunderts gesetzt, müsste demnach aus dem Orient eingeführt sein. Man hätte nun, da die Glasgemmen, um die es sich hier handelt, nur mit sehr unvollkommenen Instrumenten geritzt sind, die Wahl, diese mangelhaften Kunstprodukte dem 8. Jahrhundert oder der Zeit von 900—1100 zuzuschreiben. Friedrich entscheidet sich für die Zeit von 700—773, d. h. bis zu dem Jahre, in welchem Karl der Grosse nach Italien kam; er stützte sich hierbei wiederum auf die angeblich „bei Hallum zugleich mit 400 der Zeit Karl Martells († 741) angehörigen Münzen ausgegrabene Gemme"; vergl. auch „Wartburg" S. 16 und 40.

Ich lasse dahin gestellt, ob es gerechtfertigt ist, wegen des Vorkommens einzelner gut gearbeiteter Stücke das 9. Jahrhundert ganz auszuschliessen, enthalte mich auch aus Mangel an den nöthigen Fachkenntnissen jedes eigenen Versuchs einer Zeitbestimmung auf Grund der stylistischen Behandlung des Intaglios, und weise nur nochmals darauf hin, dass eine der Hauptstützen für die bisher unternommene Datirung hinfällig ist.

Diese Zeitbestimmung selbst will ich darum nicht in Frage stellen; bei dem überwiegenden Vorkommen der Gemmen in Kirchenschätzen, die meist um mehrere Jahrhunderte jünger sind, könnte man ja allerdings versucht sein, auch das Alter der Gemmen herabzurücken; aber wie schon von anderer Seite hervorgehoben, brauchen die Geräthe, an welchen sie sich befinden, keineswegs der gleichen Zeit anzugehören, wie die Gemmen selbst. Ich halte es für möglich, dass viele der letzteren aus älteren Geräthen auf neuere übertragen wurden. Gemmen sind naturgemäss etwas Beständiges, weil ihrer Substanz als solcher ein eigener Werth, in dem Sinne, wie den edlen Metallen, nicht innewohnt; die Steine waren eben immer nur geeignet, wieder gefasst zu werden; die Geräthe aus edlem Metall hingegen, welche sie schmückten, unterlagen beständig Umänderungen, Einschmelzungen u. dergl. Die Steine konnten also sehr wohl im Laufe der Jahrhunderte neu gefasst sein; diese Anschauung theilen vollständig die Herren Directoren Lessing vom Kunstgewerbe-Museum und Bode von der K. Samml. f. mittelalt. Plastik, die beide mich auf das ganz gleiche Verhältniss hinsichtlich der geschnitzten Elfenbeinplatten verweisen. Dass die Verwendung der Gemmen in erheblich älterer Zeit zu gleichem Zwecke an sich denkbar, suchte, wie hervorgehoben, Sophus

Müller wahrscheinlich zu machen. Allerdings lässt sich ein vollkommen sicherer Schluss aus den Darstellungen der illuminirten Manuscripte wohl nicht ziehen; möglich wäre es immerhin, dass diese Darstellungen nicht einfache Copien der Original-Geräthe sind, sondern dass die Illuminatoren aus freien Stücken nach ihnen bekannten Gemmen eine Ausfüllung leerer Felder oder dergl. vornahmen; indess hat eine solche Annahme wohl wenig Wahrscheinlichkeit.[1]) Aber, wie gesagt, ich wage es nicht, mich über die Zeitstellung bestimmt auszusprechen, glaube nur, dass etwa das 8. und die nächstfolgenden Jahrhunderte in Betracht kommen würden. — Von besonderer Wichtigkeit, auch mit Rücksicht auf diese Frage, scheint mir die geographische Verbreitung unserer Gemmen zu sein; wenn sie schon an sich geeignet ist, irrigen Vorstellungen über die Herkunft derselben vorzubeugen, so giebt sie auch unter Berücksichtigung der Fundumstände noch andere beachtenswerthe Fingerzeige.

Die Vermuthung Friedrich's, dass Solignac der Ausgangspunkt sein könne (Wartburg XI. S. 46), stützt sich lediglich auf die Thatsache, dass der Gründer dieses Klosters, der Heilige Eligius[2]) (St. Eloi), 588 bis um 660, ein tüchtiger Gemmenschneider war und auch wenigstens einen leistungsfähigen Schüler, Namens Thillo, hatte; doch sagt Friedrich selbst, dass mit oder bald nach Thillo, gegen Ende des 7. Jahrhunderts, die Steinschneidekunst erlosch. Ist es aber denkbar, dass, wenn man in Solignac selbst fortfuhr, wenigstens Versuche in dieser Richtung zu machen, die Tradition bezüglich der hierzu erforderlichen Instrumente so vollständig sollte verloren gegangen sein, dass nur Producte so äusserst unvollkommener Technik, wie die Gemmen vom Alsentypus, noch hergestellt werden konnten? Eher würden Gemmen, welche eine bessere Technik, aber mangelhaft concipirte oder componirte Darstellungen zeigen, den Nachfolgern wirklicher Steinschneider zugeschrieben werden können, etwa wie die von Lübben (Verh. 1884 S. 42), welche nach den von den Originalen genommenen Gypsen des Hrn. Bartels entschieden mit dem Rade geschliffen sind (man sieht parallele, äusserst feine Streifung im Intaglio), deren Figuren aber nur noch unsicher gedeutet werden können (die Abbildungen a. a. O. sind höchst mangelhaft, während von den

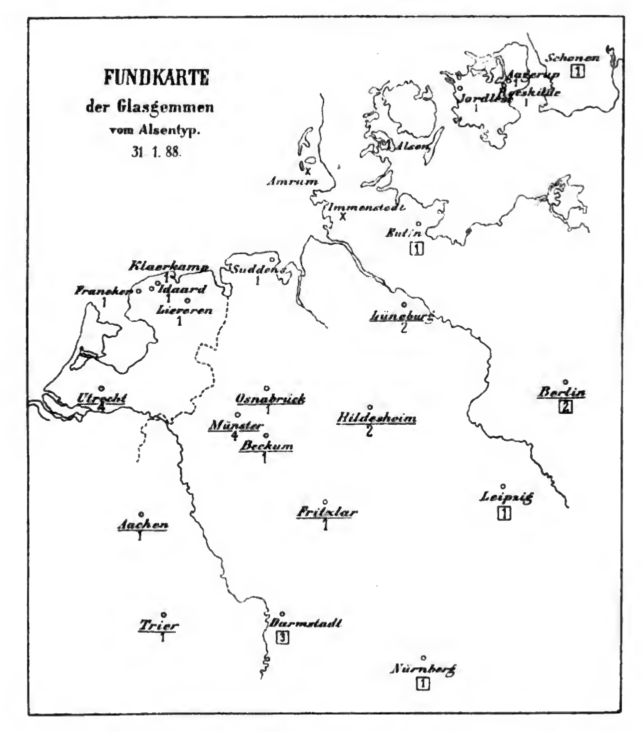
---

1) Hr. Bartels suchte in der Debatte die Bedeutung der illuminirten Manuscripte für die vorliegende Frage dadurch abzuschwächen, dass er auf das angebliche Fehlen überhaupt mit Gemmen geschmückter Kirchengeräthe aus der älteren Karolingerzeit oder noch früher hinwies; er räumte nur ihre Existenz aus dem jüngeren Abschnitte dieser Periode ein. Man kennt indessen sehr wohl dergleichen; Hr. Professor Lessing hat mich mit grosser Liebenswürdigkeit auf die folgenden Stücke hingewiesen, denen sich vielleicht noch weitere hinzufügen liessen, die aber auch für sich allein völlig beweisend sind: a) die Johannis-Kirche zu Herford, Reg.-Bez. Minden, besitzt ein kleines Reliquiar aus dem St. Dionysos-Schatz in Enger, ebenda, welches mit antiken geschnitzten Steinen besetzt ist und unzweifelhaft aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammt; eine nachträgliche Veränderung des Geräthes soll ganz ausgeschlossen sein; b) in dieselbe Zeit gehört ein Reliquiar mit Inschrift zu St. Maurice a. Rhone, Kanton Wallis; Édouard Aubert, Trésor de l'abbaye St. Maurice d'Agaune, Paris 1872, p. 141—45 zu Taf. XI—XII, setzte dasselbe sogar noch wesentlich früher, in das 5. oder 6. Jahrhundert; c) der Schatz zu Monza bei Mailand enthält u. a. ein Diptychon, d. h. eine aus 2 Blättern bestehende Schreibtafel (oder einen Buchdeckel) der longobardischen Königin Theodelinde (Anfang des 7. Jahrhunderts), das mit einer Anzahl antiker Gemmen geschmückt ist (Bock, Reichskleinodien, Wien 1864, Taf. 35; Jules Labarte, Histoire des Arts industriels, Album, vol. I, Paris 1864, Taf. 33; Phot. Mappe 1456 des Kunstgewerbe-Museums Berlin). — Hiernach lässt sich das hohe Alter dieser Decorationsmethode selbst für kirchliche Gegenstände nicht länger bezweifeln.

2) Vergl. Nouvelle Biographie générale, vol. XV, Paris 1856, Spalte 904.

Telge'schen Nachbildungen im Märkischen Museum die grössere ziemlich befriedigend ist; ich behaupte übrigens selbstverständlich nicht, dass die Lübbener Gemmen von Solignac kamen). —

Da nun keine einzige Gemme vom Alsentypus aus Frankreich bekannt ist, so kann meines Erachtens Solignac hier garnicht in Frage kommen. Alles spricht vielmehr, so weit wir aus dem bisher vorliegenden Material schon Schlüsse ziehen dürfen, dafür, die Quelle dieser Gemmen am Niederrhein oder richtiger in dem Gebiete zwischen Niederrhein und Elbe zu suchen. Hiervon überzeugt man sich leicht an der Hand der nachfolgenden Kartenskizze, in welche ich die einzelnen Funde eingetragen habe, wobei zur Bezeichnung der Kirchenschätze die Ortsnamen unterstrichen sind.



Die Zahl der zugehörigen Gemmen ist durch Ziffern angegeben, welche bei den Sammlungsfunden umrahmt wurden. Ich verzeichnete ausserdem 2 Gräberfelder

der Wikingerzeit auf Insel Amrum und zu Immenstedt in Dithmarschen aus Gründen, die bald einleuchten werden.

Die 9 Kirchenschätze, deren ursprünglicher Aufbewahrungsort sich noch ermitteln liess, mit zusammen 17 Gemmen treffen wir hauptsächlich zwischen dem unteren Laufe des Rheines und der Elbe; die beiden Ausnahmen, Aachen und Trier, reihen sich ihnen naturgemäss an. Auch die Stücke von Eutin und Darmstadt wird man dieser Gruppe zuzählen dürfen und vielleicht selbst die beiden Gemmen des Berliner Reliquiars, dessen früherer Standort allerdings unbekannt, das jedoch der Sammlung Dorow angehörte; Dorow hat aber bekanntlich gerade die Rheingegend vielfach archäologisch durchforscht. Leipzig und Nürnberg lassen wir dagegen hier ganz ausser Betracht. — Den Kirchenfunden schliessen sich nun aufs engste die Erdfunde in den Niederlanden und in Jeverland an; es sind ihrer 5 mit eben so viel Gemmen. Hier muss es nun sofort auffallen, dass sie alle in der Küstengegend gemacht wurden, während wir aus dem Binnenlande nur einen, an sich zweifelhaften und jedenfalls unbekannten Fundorts zu verzeichnen haben (die grösste der 3 Darmstädter Gemmen, siehe oben S. 690 Anm.); diese Thatsache gewinnt aber eine noch höhere Bedeutung im Zusammenhalt mit den 4 nordischen Erdfunden auf Alsen und Seeland (von Schonen sehen wir ab, weil die Fundumstände unsicher sind); ihnen steht kein einziger Kirchenfund gegenüber. Die 9 sicheren Erdfunde mit ebenso viel Gemmen gehören also alle dem Küstengebiete an, die Kirchenfunde dem Binnenlande; nur Utrecht vermittelt. Giebt es für diese Thatsache eine Erklärung? Natürlich kann sie auf Zufall beruhen, neue Funde mögen dies Verhältniss ändern. Halten wir uns aber an die augenblicklich bekannten Stücke, so entsteht zunächst die Frage, wie kamen jene verstreuten Gemmen nach dem Norden? Unzweifelhaft lässt sich ein Import auf friedlichem Wege denken; er kann mit der Ausbreitung des Christenthums in Zusammenhang stehen, und dass 2 Exemplare dicht bei dem alten Bischofssitz Roeskilde gefunden wurden, scheint einer solchen Auffassung günstig. Indess muss man, glaube ich, auch den gerade entgegengesetzten Weg des Imports ins Auge fassen; erinnern wir uns, dass Müller und Friedrich die fraglichen Gemmen ins 8. Jahrhundert verweisen und dass letzterer auch die nächstfolgenden Jahrhunderte wohl gelten lassen würde, wäre er nicht durch den angeblichen „Fund von Hallum“ beeinflusst, so scheint sich das Vorkommen der Erdfunde im Küstengebiet ungezwungen mit den Raubzügen der Wikinger in Verbindung bringen zu lassen. Diese kühnen Seefahrer erreichten 787 England bei Dorsetshire in Wessex und plünderten mehrere Jahrhunderte lang die europäischen Küsten; sie waren erbitterte Feinde des Christenthums und schonten Klöster und Kirchen nicht. Man hat nun oft darauf hingewiesen, dass sich unter den nordischen Alterthümern solche finden müssten, die durch die Wikinger verschleppt seien; hier dürfte man derartige Stücke vor sich haben. Ich glaube, man kann darauf gefasst sein, gelegentlich eine unserer Glasgemmen im Grabe eines Wikingers zu finden, obgleich alle bisherigen Erdfunde mit Begräbnissen nicht in Zusammenhang stehen. Die Wikinger liesen sich übrigens auch in fremden Landen nieder, und ich möchte hier nur darauf hindeuten, dass sich an der dem eigentlichen holländischen und oldenburgischen Friesland so nahe gelegenen Westküste Schleswig-Holsteins mehrere Gräberfelder der Wikingerzeit nachweisen lassen, die der Form ihrer Alterthümer nach, ganz unabhängig von den hier entwickelten Betrachtungen, dem Beginne dieser Periode, etwa dem 8., spätestens dem 9. Jahrhundert zugeschrieben werden müssen. Ich habe hier besonders das von mir selbst untersuchte Grabfeld auf der nordfriesischen Insel Amrum im Auge und das bei Immenstedt in Dithmarschen, welches die HHrn. Lorenz und Pansch

aufdeckten. Der Amrumer Begräbnissplatz gehört nicht allein zeitlich hierher, sondern ist ganz unbedingt einer wirklich seefahrenden Bevölkerung zuzuschreiben, da er hart an dem einzigen, aber allerdings auch wohl geschützten Hafen der Insel liegt, der nach Allem, was man darüber weiss, sicher schon lange Zeit benutzt wird. Die hier ausgesprochene Ansicht über die Art der Verbreitung der Gemmen nach dem Norden ist übrigens keineswegs ganz neu; schon Friedrich wies, Wartburg XI, 16, auf die beiden Wege des Handels und der Beutezüge hin und schrieb ebenda, S. 47, die verstreuten nordischen Fundstücke der Plünderung der französischen Küsten durch die Normänner zu; dieser Localisirung können wir allerdings nicht beistimmen.

Ist nun die Vermuthung begründet, dass die im Küstengebiet der Nord- und Ostsee in der Erde gefundenen Gemmen aus den Plünderungen der Wikinger herrühren, so wird man auch annehmen dürfen, dass sie im Wesentlichen der gleichen Quelle entstammen, wie die anderen uns bekannten Stücke dieser Gattung, d. h. dass auch sie ursprünglich an Kirchengeräth sassen. Denn irgend eine andere Art der Verwendung dieser Pasten ist ja nicht nachgewiesen; keine ist als Ringstein oder Anhänger gefasst gefunden worden, die bei allen übereinstimmende Randbildung aber liess auch für die dem Erdboden entnommenen Stücke eine ganz gleiche Art der Fassung zu, wie wir sie bei mehr als der Hälfte aller Alsengemmen noch jetzt an den kirchlichen Geräthen finden[1]). Man kommt so naturgemäss zu der Vermuthung, dass diese Glasgemmen auch gearbeitet wurden, um eine solche Verwendung zu finden, dass sie mithin dem christlichen Kunstkreise angehören, wie beides schon Sophus Müller und Karl Friedrich ausgesprochen haben[2]). Damit würde allerdings die Auffassung dieser Stücke als Amulette, wie Bartels und v. Alten sie vertreten, nicht zu vereinigen sein. — Sophus Müller wies die Gemmen einer Zeit und einer Kunstschule zu, Friedrich liess sie noch bestimmter aus einem einzigen Kloster hervorgehen; diese letztere Anschauung hat auch viel für sich, nur lag das Kloster, nach den bisherigen Funden zu schliessen, nicht mitten in Frankreich; freilich wäre es erwünscht, wenn ein weit grösseres Gebiet durchforscht würde, und namentlich wären die belgischen und französischen Kirchen und Museen hier ins Auge zu fassen.

Was den Sinn der Darstellungen betrifft, so sei hier nur darauf hingewiesen, dass im Gegensatz zu der älteren Auffassung, welche in ihnen Nachbildungen classischer Motive suchte, Friedrich sie für Illustrationen zum

---

1) Der an der oberen Seite abgeschrägte Rand ermöglichte, die Gläser zu fassen, ohne mit dem Metall auf die Bildfläche überzugreifen; nothwendig ist indess diese Form für die Fassung überhaupt natürlich nicht, wie ja auch zahllose Gemmen des Alterthums einer derartigen Abschrägung an der Oberseite entbehren; viele zeigen dagegen eine solche an der Unterseite, ein Beweis, dass dieselbe keineswegs die ausschliessliche Bestimmung haben musste, dem übergreifenden Metall einen guten Halt zu gewähren. Der in der Debatte ausgesprochenen Ansicht Bartels', dass die Abschrägung den Zweck verfolge, die helle Bildfläche in dunklerer Umrahmung erscheinen zu lassen, muss ich bis zu einem gewissen Grade beistimmen, denn bei Musterung der Gemmen des K. Antiquariums fiel es mir auf, dass dieser schräge Rand gerade bei den Steinen und Pasten mit dunkler Unterschicht eine auffallende Breite zu haben pflegt.

2) Allerdings beweist die unregelmässige Stellung der Gemme an dem Reliquiar zu Beckum und an anderen Geräthen, wie Bartels richtig hervorhebt, dass es dem betreffenden Künstler nicht mehr auf das Intaglio, sondern nur auf die Farbe und den Glanz der Pasten ankam; dies würde sich aber erklären, wenn die Gemmen von älteren Kunstwerken auf um mehrere Jahrhunderte jüngere übertragen wären, wie ich oben angenommen habe.

Buche Hiob nahm, derart, dass die drei- und vierfigurigen 2 verschiedene Stellen aus Hiob wiedergeben, während die ein- und zweifigurigen Abkürzungen der dreifigurigen sein sollen, aber auch die dreifigurigen „im Ganzen" nur Abbreviaturen der vierfigurigen. Die Möglichkeit, dass classische Vorbilder denselben zu Grunde liegen, wird wohl nicht ganz abzuweisen sein, mir ist aber nicht zweifelhaft, dass die Gemmen von Christen geritzt wurden. Es entsteht jedoch die Frage, ob man eines oder mehrere Vorbilder annehmen soll. Bartels glaubte, dass 2 Entwürfe ausgeführt seien, einer mit 2 und einer mit 3 Gestalten; er zählte die einfigurigen Gemmen zu denen mit dreien und meinte, die linke Gestalt des dreifigurigen Originals sei das Vorbild für die einfigurigen gewesen. Die Stellung der Figuren zu einander führt indess, wie ich denke, eher zur Annahme nur eines einzigen Vorbildes für die Gläser mit 2 und 3 Figuren, sowie für die seit Bartels' erster Arbeit neu hinzugekommene mit 4 Gestalten. Ich zeigte oben S. 690, dass auf den Gemmen mit nur 2 Figuren diese sich aneinanderschliessen, wie beim Reihentanz; diese Anordnung gilt nun ganz allgemein für alle Gestalten, auch der drei- und vierfigurigen Gläser; sie bilden stets eine Kette, indem die weiter links stehende mit ihrer Linken die rechts daneben befindliche bei der Rechten fasst, doch so, dass, wie auf den zweifigurigen Gemmen selbst, die beiden Gestalten links am Ende sich anschauen, während die dritte und vierte stets, wie die zweite, nach links blicken, wie dies auch Bartels schon hervorhob. Das äusserste linke Paar ist also intregrirender Bestandtheil aller mehrfigurigen Darstellungen ohne Ausnahme und rechts schliessen sich daran die übrigen Figuren ohne weitere Gliederung; eine solche Gruppirung ist ja aber keineswegs selbstverständlich, die 4 Gestalten der Gemme von Lieveren könnten z. B. in 2 Paaren angeordnet sein und bei 3 Figuren könnte auch ein Mal die mittlere von den beiden zur Seite begrüsst werden; auch dürfte man wohl erwarten, die Richtung der Gesichter gelegentlich umgekehrt zu finden. Nichts von alledem ist aber bisher mit Sicherheit beobachtet; Hr. v. Alten bemerkt zwar im Repertorium zu der dreifigurigen Gemme am linken Rande des Evangeliardeckels zu Utrecht bezüglich der mittleren Gestalt: „ihr Kopf ist nicht seitwärts, sondern nach vorwärts gerichtet"; an den beiden mir zur Verfügung stehenden Photographien kann ich dies aber nicht erkennen, mir scheint vielmehr das Gesicht nach links gewandt, also in Normalstellung; wohl aber sind die Füsse mehr gerade nach vorn gerichtet, als gewöhnlich, und ihre Spitzen scheinen nach rechts zu weisen; diese Figur hat jedoch auch 3 Beine, ihr linkes ist doppelt gegeben; hier liegt also eine Unsicherheit des Künstlers vor und ich glaube nicht, dass das allgemeine Gesetz der Anordnung der Figuren, wie es uns 30 andere Gemmen lehren, durch dieses Stück erschüttert wird. Die scheinbaren Ausnahmen in der Richtung der Gesichter sind überall darauf zurückzuführen, dass die negativen Abdrücke statt der Originale gezeichnet und veröffentlicht sind. Diese ganz ausserordentliche Beständigkeit der Anordnung und die Einfachheit der Regel, nach der die Gruppen gebildet sind, lässt doch wohl am ehesten an ein einziges Vorbild denken, welches dann bei den drei- und vierfigurigen Gemmen nur einen weiteren Ausbau erfahren hat, oder umgekehrt in den zwei- und dreifigurigen eine Abkürzung der viergestaltigen erkennen lässt. Fraglich bleibt aber die Stellung der einfigurigen Stücke. Nimmt man an, dass aus den Darstellungen mit einer geringeren Personenzahl sich die mit einer höheren entwickelten, so liegt es nahe, in der alleinstehenden Figur den Anfang der ganzen Reihe zu erblicken, und man würde sie dann am natürlichsten für identisch mit der linken Endfigur der Ketten halten, wie dies Bartels, allerdings nur mit Ausdehnung auf die dreigliedrigen that. Hierbei bliebe aber zu erklären, warum die

einzelstehende Figur immer nach links, statt nach rechts schaut; es ist dies eine neue Abweichung der einfigurigen Gemmen von der sonst befolgten Regel (siehe oben S. 689 Note). Die Beständigkeit in der Gruppirung im Verein mit der ausserordentlich gleichmässigen Technik scheint mir übrigens auch deutlich auf einen eng begrenzten gemeinsamen Ausgangspunkt aller dieser interessanten Kunstproducte hinzuweisen.

2. Glasgemmen, welche der Briesenhorster Onyxgemme verwandt sind.

Hr. Friedel legte uns 1884 eine Gemme von Briesenhorst, Kr. Landsberg a. W., vor, welche, in einen goldenen Fingerring gefasst, in einem Torfmoore gefunden wurde (diese Verh. 1884, 205); das Material ist, wie Friedel richtig angab, ein Onyx; das Intaglio wurde als Fisch gedeutet: (negativ); Hr. Bartels war seinerzeit im Stande, auch hierfür ein Analogon nachzuweisen in einer Gemme des Lüneburger Museumsvereins (ebenda S. 206): ; ihr Material ist aber zweischichtiges Glas nach Art desjenigen der Alsengemmen, mit breitem abgeschrägtem Rande (auf dem Holzschnitt nicht wiedergegeben), und sie ist, wie diese, nur eingeritzt, während die Briesenhorster Gemme eine viel vollkommenere Technik aufweist, vermuthlich mit dem Rade geschliffen wurde. Man kann letztere für antik halten, zumal auch für die Darstellung sich Analogien im Alterthum finden lassen. So bewahrt das Kopenhagener Museum eine jener uralten Gemmen, die man als Inselsteine bezeichnet hat, weil sie zuerst vorzugsweise auf den Inseln des griechischen Archipels gefunden wurden. (A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, Leipzig 1883, S. 39--90). Das Kopenhagener Stück, III 1329, ein dreiseitiger Carneol von Kreta, zeigt auf der einen Seite


1/1 negativ

einen Fisch, auf einer zweiten, nach Deutung des Hrn. Museumsdirectors Dr. L. Müller, dem ich für einen Lackabdruck verbunden bin, zwei Fische und auf der dritten ein aufgehängtes Netz; Abdruck im Berliner Antiquarium, Misc. Invent. 7887, 19a. Die Fische bieten nun grosse Aehnlichkeit mit der Briesenhorster Darstellung und noch mehr mit der auf der Lüneburger Paste. Fische werden zwar von Milchhöfer nicht unter den auf „Inselsteinen“ vorkommenden Thieren erwähnt, aber man sieht S. 84 Fische oder Delphine als Beiwerk auf einer Steatitgemme, die Milchhöfer allerdings für etwas jünger gelten lassen will, aber doch noch mit zu der ganzen Klasse zählt. Ein Carneol des Berliner Antiquariums, Gemmen Inventar S. 4462, von Rhodos, lässt ebenfalls einen Fisch oder Delphin erkennen. Jedenfalls unterliegt die Deutung bei dem Kopenhagener Stein keinem Zweifel. Ich behaupte nun nicht, dass die Briesenhorster Gemme eine späte (etwa römische) Nachbildung eines solchen Inselsteines sei, aber die Darstellung hat doch viel gleichartiges; sie ist eben in der Natur der Sache begründet. —

Die Lüneburger Paste nun gehört mit den oben S. 691 in der Tabelle aufgeführten 2 Glasgemmen vom Alsentyp demselben Kirchenschatze an, Katalog



der Berliner Ausstellung 1880 S. 180 Nr. 61—67; ein viertes ebendaher rührendes Stück in gleichem Material und gleicher Technik kenne ich aus einem Abdruck in Dr. Bartels' Sammlung; die nebenstehende Abbildung giebt die Gemme selbst, also positiv, wieder in natürlicher Grösse. Hr. Bartels hat seiner Zeit die Veröffentlichung unterlassen,

weil es ihm damals nur darauf ankam, ein Analogon zu der fischähnlichen Zeichnung des Briesenhorster Steines zu liefern; ein solches sah er auf der dritten Gemme von Lüneburg, während die Darstellung auf dieser vierten nicht mehr an einen Fisch erinnert, wenngleich sie immer noch einige Aehnlichkeit mit jener anderen Zeichnung hat. Diese kann man finden in der Gabelung beider Enden, wie bei der Briesenhorster, und in den geraden, von dem mittleren Körper schräg auslaufenden Armen, die den „Flossen" der Fische entsprechen; es sind ihrer aber nur 2, einer an jeder Seite, auch sind diese Arme, sowie besonders die Gabelungen im Verhältniss zum Körper sehr lang. Erregen schon diese Umstände Bedenken gegen eine unmittelbare Zusammenstellung mit jenen Fischen, so kommen noch andere hinzu, welche uns vollends in dieser Darstellung etwas ganz anderes erblicken lassen.

Zunächst tragen nehmlich die 4 Enden der Gabelungen kleine Ansätze oder Verdickungen, meist nach innen gerichtet, die in ihrer Form zum Theil an Füsse erinnern. Sehen wir von der oberen Gabelung ab, so erwecken diese allerdings einwärts stehenden Füsse mit den schräg nach unten gerichteten Armen in der Mitte des Rumpfes zusammen die Vorstellung einer menschlichen Figur. Besässen wir nun nur diese eine derartige Gemme, so würde man eine solche Auffassung allerdings zurückweisen und an eine zufällige Aehnlichkeit glauben müssen. Merkwürdigerweise fand sich aber mit jenen 3 Darmstädter Gemmen des Alsentyp, welche den Ausgangspunkt unserer ganzen Betrachtung bildeten, eine vierte Paste gleicher Art und Technik, deren Intaglio zu dem der vierten Lüneburger Glasgemme in nächster Beziehung steht. Unsere positive Abbildung lässt sofort die Aehnlichkeit erkennen, zugleich aber auch theilweise die gerade besonders wichtigen Abweichungen. Die Anordnung ist nehmlich ganz dieselbe, aber die Arme sind hier gekrümmt und endigen in Verdickungen, von denen besonders die eine am Original deutlich eine Hand mit 3 Fingern erkennen lässt. Von den Beinen ist eines ebenfalls gekrümmt, wie im Knie etwas gebeugt (das linke der Gestalt, im Holzstock nicht zum Ausdruck gekommen) und trägt einen am Original vollkommen klar ausgebildeten Fuss mit deutlichem Hacken und Fussgewölbe. Mir ist nicht zweifelhaft, dass hier eine menschliche Gestalt angedeutet ist, und Dr. Bartels stimmt mir zu meiner Freude bei; die Füsse stehen allerdings auch wieder beide einwärts, doch würde dies noch weniger Schwierigkeit machen, als die sonderbare Gestaltung des Kopfendes, zumal auch hier fussähnliche Bildungen an der Gabelung auftreten. Darf man an einen mit Hörnern versehenen Helm oder dergleichen denken, wie an manchen nordischen Darstellungen? (Vergl. Atlas de l'archéologie du Nord, Copenhague 1857, Taf. XV; Stockholmer Månadsblad 1872, S. 90.) Erst von späteren Funden können wir völlige Aufklärung erwarten, indess lässt sich doch hier schon die Frage erörtern, ob ein genetischer Zusammenhang zwischen diesen eigenthümlichen Gestalten und den Fischen besteht. Vermittelt die vierte Lüneburger Gemme zwischen der dritten und der Darmstädter? Unzweifelhaft bestehen ja nahe Beziehungen zwischen diesen dreien, was die Aeusserlichkeiten anlangt; es sind dieselben Glaspasten, man hat die gleiche unvollkommene Ritzung, sie alle tauchten zusammen mit Gemmen vom Alpentyp auf, die Lüneburger Fischgemme befand sich sogar neben solchen und der mit dem „Fischmenschen" an einem und demselben Kirchengeräth. Dennoch wird es schwer, an eine Umwandlung des Fisches in einen Menschen zu glauben. Zwei Möglichkeiten muss man vielleicht ins Auge fassen: es kann sich bei der vierten Lüneburger um eine blosse Spielerei des Gemmen-Ritzers handeln, veranlasst



durch eine zufällige Verticalstellung des begonnenen Werkes, statt der für einen Fisch natürlichen horizontalen; aber eine solche Erklärung befriedigt wenig. Sollte sich vielleicht eine Anknüpfung finden lassen, wenn man auf eine etwaige symbolische Bedeutung des Fisches zurückgeht? Hr. Friedel brachte schon das Intaglio des Briesenhorster Steines mit dem Fisch als Symbol des Christenthums in Verbindung; er erinnerte an die bekannte Erklärung (Fisch) Ichthys = Iesus CHristos THeou Yios Soter; die Bedeutung des Fisches ist also: Christus; vielleicht veranlasste dies den Künstler zu seiner merkwürdigen Combination. Alle diese Darstellungen mit dem Christenthum in Verbindung zu bringen, würde ja unserer Ansicht nach zeitlich vollständig zulässig sein, da die hier behandelten Gemmen mit denen vom Alsentyp zusammen auftreten und unter ganz gleichen Umständen, was bei der Uebereinstimmung in Substanz und Technik doppelt ins Gewicht fällt. Man wird indess mehr Material abwarten müssen, ehe die hier angeregten Fragen gelöst werden können. Wir sehen aber schon jetzt, dass die Zahl der nach Material, Technik und Verwendung zusammen gehörigen, wenngleich verschiedenartige Vorwürfe behandelnden Gemmen in schnellem Wachsen begriffen ist; man wird bei weiterem Suchen wohl noch andere Dinge behandelt finden; es sei hier nur an die 3 Gemmen mit je einem Vogel und an die mit dem Zweige, alle 4 an dem Trierer Evangeliar, erinnert. Wir wollen diesen Gegenstand indess nicht weiter verfolgen, unsere Mittheilung vielmehr schliessen, indem wir über die beiden neuen, hier oben besprochenen Gemmen noch einige beschreibende Details geben, dabei die Angaben über die schon früher publicirten Lüneburger zugleich etwas erweiternd und zum Theil berichtigend.

Die 4 Lüneburger Gemmen sind nach erneuter gefälliger Untersuchung durch die Herren Dr. Heintzel und Oberlehrer Th. Meyer sämmtlich zweischichtige Glaspasten mit schwarzer, im Sonnenlicht theils tiefdunkelblau, theils röthlichviolet oder blauviolet durchscheinender Unterschicht und blauer, theils dunkler, theils hellerer Decke. Die Färbung des Glases zeigt also nur in den wesentlichsten Zügen Gleichheit, nicht aber völlige Identität, woraus folgt, dass nicht alle vier Stücke aus derselben Glasplatte geschnitten sein können, wie dies auch für die 4 Darmstädter Pasten gilt; in beiden Funden zeigen selbst die dem Alsentyp angehörigen Gemmen, für sich allein betrachtet, schon solche geringe Ungleichheiten, sodass nicht einmal diese von einer Glasplatte stammen. Das Material der Darmstädter „Fischmensch"-Paste ist sehr ungleichmässig gefärbt, im durchfallenden Lichte erscheint die dunklere Unterschicht farblos mit unregelmässiger violetter Streifung; die obere dünnere Lage ist opak, hellblau und ebenfalls streifig mit ganz hellen neben etwas dunkleren Stellen; mehrfach zeigen sich Luftblasen. Das Intaglio ist zwar ziemlich tief, aber nicht geradlinig, die Contur wenig scharf, vielfach ausgesplittert; die Technik ist an dieser, wie auch an sämmtlichen Lüneburgern, dieselbe unvollkommene, wie an den Alsengemmen.

Im Anschluss hieran legte Hr. E. Friedel die dem Märkischen Museum von Prof. Adamy in Darmstadt anvertrauten 4 Glasgemmen vor, desgleichen die als Ring gefasste Briesenhorster Gemme, im Märkischen Museum unter Cat. B. IV. 2303 inventarisirt, ebenso den Ring von Lübben, welcher 3 röthliche Carneole enthält und von Hrn. Hofjuwelier Telge facsimilirt worden ist (vergl. Cat. B. II. 14437), und bemerkte unter Bezugnahme auf die von ihm zu diesen beiden Ringen in den Verhandlungen 1884 S. 204 bezw. 42 gegebenen Erläuterungen Folgendes:

Alle 4 Darmstädter Gemmen sind aus einem, dem jetzt gewöhnlichen Flaschen-

glas ähnlichen Stoff gefertigt, welchem eine hellere, graubläuliche Glasschicht aufliegt.

Die grösste der 4 Darmstädter Gemmen ist allseits so sehr matt abgerieben, dass, selbst an den Bruchstellen, die Farbe der Hauptglasmasse nicht mit Sicherheit zu erkennen ist. Wahrscheinlich ist die Farbe flaschenviolett. Die Abreibung ist so stark, dass die Gemme, deren Rückseite leicht convex ist, aussieht wie Glasstückchen, welche man als Gerölle oder Geschiebe am Meeresstrande oder im Flusssande oder auf sandigen, vom Winde häufig bewegten Stellen (wind worn stones der Engländer) findet.

Die zweitgrösste Gemme, Rückseite convex, — dadurch von Nr. 1 und 3 unterschieden, dass oben, zwischen den beiden Männchen, ein Zeichen eingravirt ist, — erscheint aus gelbgrünlichem Glase gefertigt; auch sie ist allseits abgerieben, jedoch weniger stark, als Nr. 1.

Die drittgrösste Gemme, Rückseite convex, flaschenviolettes Glas, ist noch weniger abgerieben, als Nr. 2, aber doch ersichtlich auf allen Seiten etwas berieben.

Die vierte und kleinste Gemme ist in mehreren, sehr beachtenswerthen Punkten von Nr. 1—3 verschieden. Das Glas ist flaschenviolett, die Auflage zwar auch graubläulich, wie bei Nr. 1—3, aber etwas melirt, so dass die Onyx-Ringsteine von diesem Typus, wie sie in allen grossen Museen, z. B. Paris, Wien, Berlin, vielfach enthalten sind, täuschend nachgeahmt erscheinen. Die Vorderseite ist nicht berieben, die plane Rückseite ist minimal berieben.

Um mit Nr. 4 zu beginnen, so scheint die Aehnlichkeit mit dem Briesenhorster Intaglio-Steine so sprechend, dass die Vorstellung, das Darmstädter Intaglio sei einem klassischen, spät-antiken, wahrscheinlich byzantinischen Vorbilde roh nachgeahmt, nicht von der Hand zu weisen ist. Der Briesenhorster Stein ist von einem geschickten Graveur mit dem Rädchen hergestellt; der Darmstädter Glasfluss ist dagegen aus der Hand roh gravirt. Umgekehrt sind die 2 Intaglien des Lübbener Ringes zwar mit dem Rädchen, aber ziemlich barbarisch dargestellt; auf dem dritten Steine dieses Ringes ist ein ganz roher Gravirungsversuch aus der Hand gemacht, dann aber aufgegeben worden.

Dass der Darmstädter Stein Nr. 4 ein Ring-Stein gleich dem Briesenhorster sei, dürfte, alles in allem betrachtet, wohl anzunehmen sein. Bei ihm ist es nicht unmöglich, dass er später als Zierstück in einen Schmuck oder ein heiliges Gefäss oder in den Deckel eines heiligen Buches eingefügt wurde.

Mit Bezugnahme auf Hrn. Dr. Bartels' Auslassung fügt Hr. Friedel nachträglich noch die folgenden Bemerkungen hinzu:

Die mässige Abreibung von Nr. 2 und 3 der Darmstädter Intaglien spricht dafür, dass diese Pasten lose, bezw. in einem Beutelchen oder dergl. getragen wurden. Dies mag auch bei Nr. 1 der Fall gewesen sein; doch ist, wie angedeutet, die Abreibung hier so stark, dass das lose Tragen hierzu noch nicht ausreichend erscheinen will, dass man vielmehr noch eine stärkere Gewalt ansprechen möchte.

Das Glas aller 4 Stücke ist sehr weich; trägt man ähnliche Dinge, wie dies bei abergläubischen Leuten noch jetzt üblich, im Geldbeutel — als sogen. Glückssteine —, so macht sich eine ähnliche Abschleifung, wie bei Nr. 2 und 3, mitunter schon nach Jahr und Tag bemerklich. Brillengläser, welche einige Jahre getragen und Zwecks Reinigung häufig abgerieben werden, erscheinen, wie der aufmerksame Beobachter mir zugeben wird, allmählich etwas blind geschliffen und dadurch für den Brillenbedürftigen mehr und mehr untauglich. Es geschieht dies dadurch, dass dem Tuch, mit dem man putzt, ebenso dem Glase selbst Staub anhaftet, in welchem harte, körnige Partikelchen enthalten sind. So kann die fortdauernd an-

gewendete „Macht des Kleinen", das ganz schwache, unwillkürliche Scheuern und Reiben der Steine Nr. 2 und 3, wenn sie in Beutelchen oder Täschchen getragen wurden, vollauf genügt haben, um bei ihnen den jetzt thatsächlich vorhandenen Abreibungsprozess zu bewirken.

Was die Zeitstellung der Gemmen anlangt, so müssen sie wegen der christlichen Symbole (Fisch), die manche aufweisen, mindestens schon in die volle Zeit des Christenthums gehören. Ich finde keinen Anlass, von meiner in den Verh. 1884 S. 205 geäusserten Vermuthung, dass diese Gemmen der Zeit nach Justinian (527—565) angehören, abzugeben. Die Aehnlichkeit der Gemmen vom eigentlichen Alsener Typus, Nr. 1—3 der Darmstädter Gemmen, mit den menschlichen Figuren auf vielen Reversseiten der spätrömischen klassischen Münzen ist, wie ich endlich bemerke, eine geradezu überraschende. So habe ich dem Märkischen Museum eine kleine Bronzemünze des Victorinus, eines der 30 Tyrannen, geschenkt, auf deren Rückseite ganz ähnliche spindeldürre, skeletartige, fratzenhafte Figuren stehen, wie auf den Gemmen vom Alsener Typus. Zwischen solchen menschlichen Figuren auf dem Revers spätrömischer, z. B. constantinischer Münzen, befinden sich mitunter Decorationsstücke, als Kränze oder Trophäen oder Palmenwedel, ausserdem aber über den Figürchen ebenfalls Zweige oder andere Symbolica. Es sind dies offenbar die schwer zu enträthselnden Objecte, welche auf der Darmstädter Gemme Nr. 2 roh nachgebildet sind. Mitunter reichen jene römischen Münzfiguren sich die Hand; hieraus haben die barbarischen Gemmen-Graveure jene scheinbar im Reigentanz befindlichen, vogelscheuchenähnlichen Figuren gemacht.

Hr. Bartels: Sie haben gehört, m. H., welche Fortschritte wir in unseren Kenntnissen auf diesem Gebiete in den letzten Jahren gemacht haben, und es ist natürlich, dass mit der Vermehrung des Materiales manche ältere Anschauung über diesen Gegenstand modificirt werden musste. Hr. Olshausen ist der Ansicht, dass diese Gemmen Erzeugnisse der christlichen Kunst seien und dass sie für die Ausschmückung des betreffenden Kirchengeräthes speciell gefertigt worden sind. Wenn diese Anschauung die richtige wäre, dann wären diese Dinge sicher datirt. Denn die hier in Betracht kommenden kirchlichen Gegenstände gehören sämmtlich frühestens der Mitte des 9. bis zum 13. Jahrhundert an. Allerdings hat Hr. Olshausen mit Recht Hrn. Sophus Müller's Ausspruch citirt, wonach dieser Gelehrte der Ansicht ist, dass schon in der Zeit der Karolinger es ein allgemeiner Gebrauch gewesen sein soll, die heiligen Geräthe mit Gemmen zu verzieren. Aber wir dürfen nicht vergessen, meine Herren, dass alle uns in Wirklichkeit erhaltenen, mit Gemmen geschmückten kirchlichen Geräthschaften aus keiner früheren Periode, als aus der zweiten Hälfte des 9., eigentlich sogar erst aus dem 10. bis 13. Jahrhundert stammen, während alle aus früherer Zeit auf uns gekommenen entsprechenden Geräthe nicht mit Gemmen geschmückt sind[1]).

1) Es ist Hrn. Olshausen allerdings gelungen, ein (in seiner Form mir nicht bekanntes) mit Gemmen verziertes Reliquarium, das den uns interessirenden Gegenden entstammt, ausfindig zu machen, welches der karolingischen Zeit angehören soll. Die Richtigkeit dieser Zeitbestimmung vorausgesetzt, wird dieses vereinzelte Stück an der oben ausgesprochenen Thatsache sehr wenig zu ändern vermögen. Sollten denn aus diesen frühen Jahrhunderten gerade sämmtliche mit Gemmen verzierte Kirchenschätze uns verloren gegangen und nur die nicht mit Gemmen verzierten auf uns gekommen sein? Warum finden sich dann nicht wenigstens Kirchengeräthe aus jener frühen Zeit, aus denen die Gemmen zu späterer Verwerthung an anderem Geräthe herausgebrochen sind? Uebrigens ist die Entscheidung dieser Zeitfrage für uns ziemlich bedeutungslos, da wir unseren Gemmen weder einen direkten

Es hat nun allerdings auf den ersten Anblick viel Bestechendes für sich, anzunehmen, dass diese in so grosser Häufigkeit an Kirchenschätzen vorkommenden Gemmen — ich spreche hier nur von denjenigen des Alsener Typus — auch wirklich für dieselben gearbeitet worden sind. Wir können uns aber nicht verhehlen, dass bei einer solchen Annahme noch einige Punkte ihrer Aufklärung harren. Wenn diese Gemmen für das Kirchengeräth gearbeitet sind, wie kommt es dann, dass man die in Verlust gerathenen Stücke immer nur ganz allein in der Erde findet? Der Händler, der diese Dinge mit sich führte, oder, um mit Hrn. Olshausen zu sprechen, die Wikinger, die solchen Kirchenschatz geraubt hatten, die hatten doch nicht nur diese einzige Gemme bei sich, sie mussten die anderen Gemmen an dem Kirchengeräth doch für ebenso werthvoll halten. Denn es sei hier noch einmal darauf hingewiesen, dass unsere Gemmen niemals allein die betreffenden Gegenstände schmücken, sondern immer gemeinsam mit anderen geschnittenen oder ungeschnittenen, echten und unechten Edelsteinen.

Wenn nun also auf der Wanderung oder auf dem Kriegszuge solch ein Schatz in Verlust gerieth, so müssten doch die anderen Edelsteine bei der später wieder aufgefundenen Gemme liegen. Das ist aber niemals der Fall, sondern unsere Gemmen sind nie mit anderen Gemmen zusammen gefunden worden; es sind sogar mit einer einzigen Ausnahme absolute Einzelfunde.

Es kommen aber noch weitere Schwierigkeiten hinzu. Wenn die Gemmen für die Ausschmückung des heiligen Geräthes gefertigt worden sind, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der auf ihnen zur Darstellung gebrachte Gegenstand auch in einer directen Beziehung zu dem christlichen Cultus stehen muss [1]), und man muss sich dann fragen, warum die immerhin doch recht wenig leistungsfähigen Künstler sich solch einen complicirten Vorwurf gewählt haben und warum sie nicht lieber die einfacheren Symbole des Christenthums fertigten. Auch würden, wenn die Olshausen'sche Ansicht die richtige ist, die besonders für das Kirchengeräth gefertigten Gemmen ganz sicherlich an diesem an hervorragenden Stellen angebracht sein. Das ist aber mit sehr wenigen Ausnahmen nicht der Fall: sie sind, man könnte sagen, planlos über das Geräth hingestreut, ganz in der gleichen Weise, wie die ebenfalls daran verwertheten Gemmen des klassischen Alterthums. Und gerade eine von den genannten Ausnahmen, wo unsere Gemme sich an einem hervorragenden Platze findet, liefert recht augenfällig den Beweis, dass das Intaglio ohne jeglichen Bezug auf den christlichen Cultus sein muss. Es ist das Reliquarium der Kirche in Beckum in Westfalen. Dasselbe stellt in gewohnter Weise eine Kirche mit spitzem Dache vor, und an der einen Schmalseite, ganz genau in der Spitze des Giebels, wo die beiden Dachbalken zusammenstossen, ist eine dreifigurige Gemme vom Alsen-Typus angebracht. Einen hervorragenderen, mehr in die Augen fallenden Platz konnte man ihr nicht geben. Aber die Gemme ist so befestigt, dass die drei menschlichen Figuren nicht aufrecht stehen, sondern dass sie horizontal liegen, obgleich sowohl der Platz, als auch die Form der Gemme ebenso gut eine richtige, aufrechte Stellung des Gemmenbildes erlaubt haben würden! Nun meine Herren, eines schlagenderen Beweises bedarf es wohl nicht, dass der auf den Gemmen dargestellte Gegenstand ohne jede Beziehung zu dem betreffenden

---

genetischen Zusammenhang mit den Kirchengeräthen, noch auch als ihre Entstehungszeit das 10. bis 13. Jahrhundert zuzusprechen geneigt sind.

1) Friedrich will darin Hiob und seine Freunde erkennen; jedoch beruht die Stütze seiner Hypothese auf einem Missverständniss, wovon sich in seiner Abhandlung überhaupt mehrere finden.

Kirchengeräth und zu dem christlichen Cultus überhaupt ist, und dass der die Gemmen verwerthende Goldschmied auf das Intaglio ebenso wenig Rücksicht nahm, wie auf dasjenige der antiken Gemmen, bei denen wir auch einen Hercules oder eine Venus und ähnliche Gottheiten bald auf dem Kopf stehend, bald auf der Seite liegend und bald in richtiger Stellung finden. Das Intaglio war dem Goldschmiede überhaupt nicht mehr verständlich und deshalb ganz gleichgültig; ihm kam es nur noch auf den bunten Stein an; und hieraus ist es vielleicht erlaubt, den Schluss zu ziehen, dass unsere Gemmen überhaupt viel älter sind, als das von ihnen geschmückte Kirchengeräth.

Wenn diese Gemmen von dem Alsener Typus nun aber mit dem christlichen Cultus nichts zu thun haben, wie haben wir sie dann unterzubringen? Die Complicirtheit des auf ihnen zur Darstellung gebrachten Gegenstandes und der Umstand, dass das gleiche Motiv so vielfach wiederholt worden ist, sprechen doch mit Sicherheit dafür, dass das Intaglio eine ganz bestimmte Bedeutung haben musste, dass es einen Begriff zur Anschauung brachte, welcher damals, zur Zeit ihrer Herstellung, die Gemüther des Volkes beherrschte und allgemein verstanden wurde. Ich halte es mit George Stephens in Kopenhagen für bewiesen und nicht zu erschüttern, dass unsere Künstler nicht aus freier Erfindung zu diesen Gegenständen gelangt sind, sondern dass sie ursprünglich nach zwei Vorlagen aus dem klassischen Alterthum gearbeitet haben. Für den dreifigurigen Typus wies Professor Stephens, meiner Meinung nach unwiderleglich, auf oströmische Goldmünzen als Modell hin, welche auch den bekannten rohen Goldbrakteaten des skandinavischen Nordens zum Vorwurfe gedient hatten. Es handelt sich hier um eine Victoria, welcher der Imperator und der Caesar gegenüberstehen. Ich konnte eine wichtige Stütze für seine Ansicht liefern, da ich auf der dem Hrn. Dr. John Evans in Hemel Hempsted gehörigen, wahrscheinlich aus Schonen stammenden Gemme, welche ich seiner Zeit veröffentlicht habe, den schwachen, aber bald wieder aufgegebenen Versuch des Künstlers nachzuweisen vermochte, das die Münze umrahmende Perlstabornament zur Darstellung zu bringen. Für den zweifigurigen Typus habe ich als Modell eine Victoria nachgewiesen, welche dem Krieger einen Siegeszweig überreicht. Ob dieser Gegenstand sich ursprünglich auf einer Münze oder auf einer Gemme befunden hat, lässt sich bis jetzt noch nicht entscheiden. Auf der kleineren Berliner Gemme finden wir den Zweig und bei der einen Gestalt einen sehr langen, winklig geknickten linken Arm, auf der Leipziger und namentlich auf der Oldenburger Gemme ist dieser linke Arm zu einem unverkennbaren Flügel entwickelt. Es handelt sich bei dem zweifigurigen sowohl, als auch bei dem dreifigurigen Typus also um Anspielungen auf den Sieg. Natürlicherweise bin ich nun nicht der Ansicht, dass die Künstler bei den späteren Nachbildungen auch immer wieder an eine Victoria gedacht haben, im Gegentheil, wir müssen wohl annehmen, dass die späteren Darstellungen Gottheiten ihres Cultus repräsentiren sollen. — Die Gemmen sind am Rande abgeschrägt, wie das mit Edelsteinen geschieht, welche gefasst werden sollen. Da die Erdfunde nun aber niemals auch nur die geringste Andeutung einer Fassung erkennen liessen, so vermuthe ich, dass diese Abschrägung des Randes nur deshalb stattgefunden hat, um das Gemmenbild besser hervortreten zu lassen. Ich habe früher schon darauf hingewiesen, das unsere Gemmen keinerlei Rinne oder Durchbohrung oder eine sonstige Vorrichtung zum Anhängen besitzen, so dass sie nicht als Schmuckstück oder Ehrenzeichen getragen sein können, und ich muss bei meiner früheren Ansicht verbleiben, dass sie die Bestimmung hatten, im Geheimen getragen zu werden, dass es Amulette gewesen sind. Wir sehen ja auch bei manchen der jetzt lebenden

Völker, dass sie ihre Amulette in besonderen Säckchen oder Dosen tragen, welche am Halse oder am Arme befestigt werden.

Es sei mir gestattet, hier auf eine Episode aus der ja ursprünglich auch aus der Rheingegend stammenden Sage von Wieland dem Schmied hinzuweisen. Der König Neiding oder Nidung, wie er in der Edda heisst, als dessen Dienstmann Wieland lebt, unternimmt einen Kriegszug gegen einen weit im Nordosten herrschenden König. An dem Abende vor der entscheidenden Schlacht fällt ihm ein, dass er seinen „Siegesstein" vergessen hat; derselbe ist zu Haus „im Schrein" liegen geblieben. Wieland legt auf einem Zauberross die weite Strecke von mehreren Tagereisen in einer Nacht zurück, holt den Stein und die Schlacht wird gewonnen[1]). Sie sehen, meine Herren, dieser Siegesstein war nicht an der Rüstung oder am Gewande befestigt, denn dieses beides hatte König Neiding doch mit sich. Er war eben ein einzelnes Stück und konnte daher vergessen im Schreine liegen bleiben.

Wenn wir nun annehmen, dass unsere Gemmen vom Alsener Typus derartige Amulette, derartige Siegessteine[2]) gewesen sind und dass sie einer mittelalterlichen heidnischen Nordseeküsten-Bevölkerung angehört haben, welche vom Inlande her allmählich zum Christenthum übergeführt werden sollte, dann finden alle bisher noch dunklen Punkte in bequemer Weise ihre Aufklärung. Wir begreifen es dann sehr wohl, warum der dargestellte Gegenstand ein so typischer war, warum aber andererseits sich so häufig kleine Variationen nachweisen lassen; denn Jeder wollte doch seinen besonderen Siegesstein haben. Ich nehme natürlicher Weise nicht mehr, wie früher an, dass ein einziger Mann alle diese Dinge gefertigt hat, wohl aber kann darüber kein Zweifel bestehen, wie ich ebenfalls früher eingehend erörtert habe, dass sie sämmtlich der gleichen Kunstwerkstatt entstammen. Die Art und Weise, wie die menschlichen Gesichter zur Darstellung gebracht sind, liefert hierfür den unumstösslichen Beweis. Wahrscheinlich waren die ausübenden Künstler die Priester eines besonders angesehenen heidnischen Heiligthums. Man kann es sich nun sehr wohl vorstellen, wie solch ein heidnischer Krieger, gejagt und verfolgt und in der Besorgniss, gefangen und gewaltsam getauft zu werden, sich seines Siegessteines entäusserte, um ihn nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen und um ihn zu gelegener Zeit wieder aus seinem Verstecke hervorzuholen. Auf diese Weise erklärt es sich, dass die Erdfunde immer Einzelfunde sind und es spricht wohl nicht dagegen, dass die Gemme von Alsen sich tief unter der Erde, in den Wurzeln einer Eiche fand, die ja bekanntlich den heidnischen Deutschen in ganz besonderer Weise heilig war. Es ist andererseits auch verständlich, dass die freiwillig oder unfreiwillig Bekehrten ihre Amulette an ihre Seelsorger, also an die Kirche ablieferten, und vielleicht ist ja überhaupt auch das ganze Heiligthum mit sammt der Kunstwerkstätte in die Hände der siegreichen Christen gefallen[3]). Erst in viel späterer Zeit sind dann diese Gemmen in ganz gleicher Weise, wie diejenigen des klassischen Alterthums, aus dem Kirchenschatze genommen und zur Auschmückung des besprochenen Kirchengeräthes verwendet

1) Hr. Ulrich Jahn theilt mir mit, dass sich eine ganz ähnliche Erzählung noch bis jetzt als Mährchen in Pommern erhalten hat.

2) Damit ist natürlich nicht gesagt, dass auch schon König Neidings Siegesstein eine derartige Gemme gewesen sei; es beweist nur den Gebrauch, Siegessteine in der Schlacht bei sich zu führen.

3) Hr. Schierenberg machte mich mit Recht darauf aufmerksam, wie nun der Besitz dieser Siegessteine noch dazu beitragen musste, die noch schwankenden Heiden der Kirche in den Schooss zu führen.

worden. Wir verstehen es nun aber auch, wie ein schwacher Christ, der einstige Besitzer der vierfigurigen Gemme von Roden oder Lieveren, seinen Siegesstein dadurch Gott unanstössig und auch ferner noch wirksam zu machen versuchte, dass er ihn mit dem Kreuzeszeichen verzierte. Auch die eigenthümliche Verbreitung der uns bis jetzt bekannten Gemmen vom Alsentypus, auf welche mit vollem Recht Hr. Olshausen aufmerksam gemacht hat, findet durch die von mir vertretene Annahme in bequemer Weise ihre Aufklärung, denn wir finden die Gemmen an Kirchenschätzen im Bereiche des christlichen Binnenlandes, während die einzelnen Erdfunde sämmtlich dem, voraussichtlich damals noch heidnischen Küstengebiete zugehören.

Diese heidnische Küstenbevölkerung müssen natürlicher Weise die Friesen gewesen sein, während wir in den sie bedrängenden Christen die Franken wiedererkennen müssen. Die Christianisirung der Friesen wurde bekanntlich in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts ins Werk gesetzt. Jedoch unterliegt es keinem Zweifel, dass die hierbei erzielten Erfolge nur geringe gewesen sind, denn noch im Jahre 754 wurde nach fast vierzigjährigen Bekehrungsversuchen der heilige Bonifacius nebst 52 seiner Gefährten von den heidnischen Friesen erschlagen. Vergegenwärtigen wir uns nun, wie lange Jahre vergangen sein müssen, bis die von Pipin und seinen Nachfolgern angestrebte Christianisirung der Friesen eine vollständige geworden war, so ersehen wir ohne Weiteres, dass wir die Zeit, in welcher diese Heiden gelebt haben, welche ich als die Verfertiger und die Besitzer der Gemmen vom Alsen-Typus annehme, nicht in gar zu frühe Jahrhunderte des Mittelalters hinaufrücken dürfen.

Ich komme, wie man sieht, wenn auch auf etwas anderem Wege, in Bezug auf die Zeitbestimmung unserer Gemmen zu der ganz gleichen Annahme, wie die HHrn. Olshausen, Sophus Müller, von Alten u. s. w, denn ich glaube, dass sie dem 7. bis 9. Jahrhunderte ihre Entstehung verdanken. Ich halte sie aber nicht für Werke der christlichen Kunst, sondern für die letzten künstlerischen Producte des der Vernichtung verfallenen Heidenthums in dem nördlichen Theile des Reiches der Karolinger.

Hr. Abel erwähnt, dass der Fisch das Symbol des Christenthums sei.

Hr. August v. Heyden bemerkt, dass die Lehensringe der gefürsteten Bischöfe und Aebte gleich dem Fischerringe des Papstes mit Fischen gezeichnet gewesen seien.

Des besseren Verständnisses halber mögen hier einige der Gemmen vom Alsentypus nochmals abgedruckt werden und zwar 1. die einfigurige aus Nürnberg; 2. die kleine Berliner und 3. die grössere Lüneburger, beide mit zwei Gestalten; 4. die von Alsen, 5. die grosse Berliner und 6. die von Suddens, alle dreifigurig; endlich



1.



2.



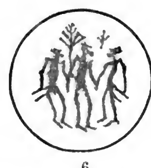
3.



4.



5.



6.



7.

7. die von Lieveren mit 4 Personen, Fig. 5, 6 und 7 sind negativ; zu den letzten beiden benutzte ich die Stöcke des Hrn. von Alten.

Ausserdem sei erwähnt, dass das K. Mus. f. Völkerkunde hierselbst unter Nr. Ii 547 einen Glasfluss mit bläulich-weisser oberer und dunkler, violet-durchscheinender unterer Schicht, sowie mit abgeschrägtem Rande, also ganz nach Art der Alsengemmen besitzt, aber ohne Intaglio; er stammt aus dem Rheinlande und gehörte zur Sammlung Böcking, 1859. O.

(10) Hr. Bastian macht auf einige von Hrn. Minching dem Kgl. Museum für Völkerkunde geschenkte grosse bildliche Darstellungen aus der indischen Mythologie aufmerksam.

(11) Hr. Bastian hält einen angekündigten Vortrag über

Priesterkönigthum [1]).

Das Priesterkönigthum fällt unter die cruces interpretum, in räthselhafter Erscheinung, die durch das Umherräthseln daran noch räthselhafter geworden. Zwischen den deutlich umschriebenen Formen des Königsthums im hellenisch-römischen oder romanisch-germanischen Culturkreis schwankt der Priesterkönig als gespenstischer Schatten, weil überdämmernd nur aus vorhistorischer Zeit, und mit dem Anbruch eines Geschichtstages vor der Sonne erbleichend. Hier also ein unverständliches Ueberlebsel, tritt uns dagegen in den embryonalen Stadien prähistorischen Werdens der Priesterkönig in klarer Abzeichnung seines Ursprungs aus der Ethnologie entgegen, weil dort in thatsächlicher Lebensfülle noch angetroffen.

Als Prototyp galt jener Friedensfürst von Salem, der als Diener El-Elyons Brod und Wein tragend, vom Patriarchen Abraham Huldigung empfing, jener Melchisedek, der von den Kirchenvätern als fortlebender Sem betrachtet wird, als höhere Gotteskraft (bei Harpokrates), der heilige Geist (in der Secte der Melchisedekianer). Als Priesterkönig fluthet durch den Morgennebel mittelalterlicher Neuzeit die Gestalt des Priesters Johannes, oder Prêtre Jáô, beim Ogane des Westens oder im äthiopischen Osten Afrikas gesucht. Das Priesterkönigthum hellenischer Heroenzeit verbleibt aus den Mythenfiguren eines Anius und vorfluthlichen Nannakos, als archaistischer Stumpf im ἄρχων βασιλεύς, dem rex sacrificulus (der Römer), und in ähnlicher Richtung deutet das Hohepriesterthum Komanene's, der Sinistus der Burgunder, der „Sacerdos muliebri vestitu“, und ihrer Collegen vielerlei.

Wenn aus der regierungslos, nach dem Recht des Stärkeren, in innerlich unbewusster Organisation zusammengehaltenen Horde die beginnenden Besitzstands-

1) Im Auszug (unter Verweis auf ein im Erscheinen begriffenes Werk).

unterschiede (auch hier mit Zusammenflusse des Gleichartigen) zu „Ideokratie" und geheimnissvoller Schreckensherrschaft (einer Vehme oder „Vigilance comity") in Geheimbünden (gleich Semo und Purrah) geführt hat, mit amphictyonischen Bünden bei verpflichtendem Opferbrauch (der feriae latinae) in heiligen Hainen (auch unter den Semnonen), mag dann bei den, zwischen den Mintapas oder (Australien's) Zauberärzten, träumerisch wandelnden Biroark (ähnlich den Boko oder Propheten der Karen neben Wib) die persönliche Ergreifung eine Theokratie begründen, momentane zunächst, wie durch Odi auf den Palau, oder wenn erblich gefestigt, mit dem Ursprung dann in erste Anfänge zurückragend, wie in der Dynastie des Mikado oder der dem Baum (eines vom Himmel ins Meer geworfenen Urfels) erwachsenen des Tui-Tonga, eher auch hier, mit Einsetzen geschichtlicher Bewegung, zerfallend, sobald ein Kronfeldherr (gleich dem Shiogun seit Joritomo) zur Seite trat (oder den in Tunja und Bogota angetroffenen Herrscher neben dem Idacanyas der Chibchas). Wenn auch solch frische Dynastie wieder zurückgedrängt wird (in „Schatten-Shiogune"), wenn die mit dem Erfolg eintretende Erschlaffung durch ehrgeizig aufstrebende Hausmeier Ausnutzung findet, gewinnt das priesterliche Element wiederum Vorsprung, um den König in das Collegium aufzunehmen, aber auch dessen Geboten zu unterwerfen, wenn die Regierungszeit, (von 52 Jahren bei den Tolteken), abgelaufen ist (in Cochin für die Aera Perimaul), bis etwa ein energisch gesinnter Eyo-König die rothe Papageienfeder zurückweist, wie Ergamenes mit seinen Soldatenbanden die Tempelherrschaft zersprengt (in Meroë).

Dem priesterköniglichen Vertreter des Volkes lag sein Schutz auf, mehr noch als gegen körperliche Feinde, die dem „dux ex virtute" zu bekämpfen überlassen bleiben mussten, gegen den aus unsichtbarer Welt drohenden, mit der Verpflichtung zugleich, die dort waltenden Mächte durch Tugendübungen (gleich denen des frommen Aeakus) dem Lande günstig zu stimmen und Vergehen zu sühnen (durch die dem chinesischen Himmelssohne dann aufliegende Busse). Die insofern beschwerliche Verantwortlichkeit, — mit Gefahr des Bauchaufschneidens, welche dem Regenmacher droht am Weissen Nil, oder bei Misswachs den Verbrennungstod zu sterben (wie König Domaldr der Ynglingasaga), — wurde von kräftigen Repräsentanten weltlicher Macht gerne abgeschüttelt als unbequeme Last, und dann blieb das geistliche Schwert denen überlassen, welche als Stellvertreter Gottes zu thronen wagten oder in immerwährender Incarnation (gleich der des Dalai-Lama). Und in manch' entwicklungsschwangerer Geschichtsperiode stellt sich die entscheidende Lebensfrage in Herstellung gegenseitigen Ausgleich's (nach eingetretener Theilung der Gewalten).

Sitzung vom 17. December 1887.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende erstattet den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1887.

Wenn ich auf die 18 Jahre, welche unsere Gesellschaft nunmehr besteht, und auf die 14 Jahre, während deren mir die Ehre des Vorsitzes zuertheilt wurde, zurückblicke, so darf ich in aller Objectivität aussprechen, dass ein reicher Erfolg unsere Arbeit belohnt hat. Nicht bloss ist unsere Gesellschaft während dieser Zeit zu einer der grössten wissenschaftlichen Gesellschaften dieser Stadt herangewachsen, sondern wir haben auch volle Anerkennung und zahlreiche Nachfolge gefunden. Die Wissenschaft, welche wir vertreten, ist, nicht zum wenigsten durch unsere Thätigkeit, zu einer wahrhaft volksthümlichen geworden, und die Schichten der Bevölkerung, aus welchen uns werkthätige Hülfe gebracht wird, haben sich mit jedem Jahre verbreitert. Lassen wir daher nicht nach in unseren Anstrengungen!

Die Zahl unserer ordentlichen Mitglieder, welche am Schlusse des Jahres 1886 589 betrug, ist auf 610, darunter 2 lebenslängliche, Mitglieder, also um 21 gewachsen. Wir haben 9 Mitglieder, darunter den viel beklagten ständigen Obmann unseres Ausschusses, Prof. Koner, durch den Tod verloren; 25 sind ausgeschieden, 55 neu eingetreten. Der reiche Besuch unserer Sitzungen und die vielfache Mitwirkung von Männern aller Berufs- und Lebensstellungen bringt die Bedeutung solcher cooperativen Wirksamkeit zur äusseren Anschauung. Wie sehr wir innerlich gewonnen haben an Festigkeit und Sicherheit, das empfinden wir an der zunehmenden Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen, wie sie sich am meisten sichtbar machen bei den Excursionen und den geselligen Vereinigungen.

Die Zahl unserer correspondirenden Mitglieder ist fast gleich geblieben: sie hat sich im Laufe des Jahres nur von 100 auf 101 erhöht. Aber diese Constanz ist nur eine scheinbare: wir haben schwere Lücken auszufüllen gehabt. Graf Zawisza, Prof. Grewingk, Graf Gozzadini, Dr. Karl Rau und Dr. Julius von Haast sind uns und der Wissenschaft, die sie so rühmlich vertraten, für immer entrissen. Ihrer Verdienste ist in den einzelnen Sitzungen gedacht worden. Hoffen wir, dass die Männer, welche wir an ihrer Stelle erwählt haben, mit eben so viel Eifer und Entgegenkommen die Beziehungen zu unserer Gesellschaft pflegen werden, wie jene es gethan haben.

In dem Bestande unserer Ehrenmitglieder ist zu unserer Freude keine Aenderung eingetreten. Wir haben dem Kaiser Dom Pedro von Neuem zu danken für die Unterstützung, die er unseren Reisenden zu Theil werden lässt. Wir haben mit herzlicher Theilnahme Hrn. Lindenschmit nach so schwerer Erkrankung wieder in seine volle Thätigkeit eintreten sehen, und wir sind Hrn. Schliemann von Herzen erkenntlich für die immer neuen und weiteren Ausblicke, welche er in die Vorzeit eröffnet.

Mit den äusseren Erfolgen hat die innere Thätigkeit der Gesellschaft gleichen Schritt gehalten. Noch in keinem Jahre haben wir so zahlreiche Sitzungen gehalten: ausser den 10 ordentlichen 3 ausserordentliche (22. Januar, 26. Februar, 10. December) und eine Conferenz (11. Februar). Zweimal sind anthropologische Excursionen in die Altmark veranstaltet worden, wo der Kreis der Männer, die sich uns anschliessen, immer grösser wird; einmal von einer kleineren Zahl von Mitgliedern nach Feldberg in Meklenburg-Strelitz.

Unsere Publikationen haben einen Umfang erreicht, dass ihre Herstellung bei dem gegenwärtigen Stande unserer Finanzen kaum noch auszuführen ist. Am Schlusse jedes Jahres bleibt uns eine Schuld an den Verleger, für deren Deckung unser Reservefonds allerdings ausreichen würde, die jedoch die Sicherheit unserer wirthschaftlichen Existenz beeinträchtigen müsste, sobald auch nur eine mässige Abnahme der Mitgliederbeiträge erfolgt. Nachdem im Beginn des neuen Etatsjahres der Staatszuschuss in fühlbarer Weise verkürzt worden ist, sehen der Vorstand und Ausschuss keinen anderen Ausweg, als die Erhöhung der Jahresbeiträge der Mitglieder von 15 auf 20 Mk. Ein entsprechender Antrag liegt vor und wird noch heute zur Beschlussfassung gelangen. Maassgebend für die Stellung des Antrages ist gewesen, dass die Gesellschaft ihren Mitgliedern materiell sehr viel mehr leistet, als der bisherige Beitrag ausglich. Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift für Ethnologie nebst den Verhandlungen der Gesellschaft, welche zusammen allein einen Ladenpreis von 20 Mk. haben, sowie das Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft nicht nur unentgeltlich, sondern auch franco zugesendet, wozu eine statutenmässige Verpflichtung nicht vorliegt. Sie werden überdies zugleich Mitglieder der Deutschen Gesellschaft und nehmen an mancherlei Vorzügen Theil, welche der Gesellschaft von Behörden und Privaten dargeboten werden. Jahre lang ist die Frage der Beitrags-Erhöhung im Schoose des Vorstandes und Ausschusses zurückgewiesen worden, weil man gern auch weniger bemittelten Personen die Möglichkeit der Mitgliedschaft erleichtern wollte, aber die Nothwendigkeit ist so dringend geworden, dass wir einstimmig empfehlen, dem Antrage zuzustimmen.

Unsere Beziehungen nach aussen sind sorgsam gepflegt und erweitert worden. Vor Allem haben wir der wohlwollenden Hülfe der Staatsbehörden dankbar zu gedenken. Der Hr. Cultusminister, dessen persönliches Interesse den von uns vertretenen Disciplinen anhaltend zugewendet ist, hat uns vielfach Veranlassung gegeben, ihm unseren besonderen Dank auszusprechen. Er hat uns den Staatszuschuss, soweit es ihm möglich war, auch für das laufende Etatsjahr bewilligt, und wir dürfen vielleicht die Hoffnung nicht ganz aufgeben, dass derselbe bei einer günstigeren Wendung der Staatsfinanzen wieder erhöht werden wird. Der Herr Minister hat ferner durch den Erlass an die Oberpräsidenten u. s. w. vom 30. December 1886 (Verh. S. 95) einen grossen Schritt vorwärts auf dem auch von uns stets befürworteten Wege des Schutzes der vaterländischen Alterthümer gethan, und er hat unseren Anträgen in Bezug auf einzelne Monumente der Vorzeit, wie das Riesengrab von Melln in der Priegnitz, die Pipinsburg bei Sievern in Hannover, das Steinkammergrab von Stoltzenburg in Pommern, leider nicht immer mit entsprechendem Erfolge, bereitwillig nachgegeben. Die Berichte aus den Provinzen über neue Ausgrabungen, welche ihm zugehen, werden uns regelmässig mitgetheilt.

Die Generalverwaltung der Museen hat, nachdem das Museum für Völkerkunde eröffnet worden ist, die Verhandlungen, welche eine dauernde Verbindung unserer Gesellschaft mit demselben anbahnen sollen, in entgegenkommender Weise fortgeführt, und es ist begründete Aussicht vorhanden, dass schon im Laufe des

nächsten Jahres die vereinbarten Räume fertig gestellt werden. Unserer Gesellschaft dürfte dann die Aufgabe zufallen, diejenige Abtheilung, welche nach dem bisherigen Rahmen der Museumsthätigkeit ganz ausgefallen ist, die anthropologische, auch dem Publikum gegenüber zu vertreten.

Das Märkische Provinzial-Müseum der Stadt Berlin, welches unter der Leitung seines umsichtigen Directors in kurzer Zeit zu so grosser Blüthe gelangt ist, hält uns durch die Vorlage seiner neuen Erwerbungen in steter Kenntniss von den Fortschritten der heimischen Alterthumskunde, deren Reichthum durch mancherlei, höchst wichtige Publikationen zu unserem eigenen Erstaunen in immer helleres Licht tritt. Ich erwähne vor Allem die bedeutungsvollen Untersuchungen des Hrn. Stimming über die Alterthümer der Gegend von Brandenburg a. d. Havel, welche Hr. Voss mit einem lehrreichen Texte versehen hat, sowie die Schriften der Niederlausitzer Gesellschaft, welche in diesem Jahre ihren zweiten Jahrestag gefeiert und bei dieser Gelegenheit die Erwerbung des altehrwürdigen Schlossberges von Burg an der Spree beschlossen hat.

Mit der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist das alte Verhältniss thatsächlich erhalten worden, obwohl unsere neuen Statuten, welche uns Corporationsrechte gebracht haben, das frühere Rechtsverhältniss aufheben mussten. Die diesjährige Generalversammlung in Nürnberg ist mit ungewöhnlicher Begeisterung abgehalten worden, und wir hoffen von der nächstjährigen in Bonn eine gleiche Verstärkung der allgemeinen Theilnahme am Niederrhein. Leider ist uns im Laufe des Jahres wiederum einer der Männer entrissen worden, welche die deutsche Gesellschaft gegründet haben: Alexander Ecker, auf dessen breiten Schultern eine so grosse Last anthropologischer Arbeit ruhte, ist nicht mehr. Dafür haben sich gerade in Nürnberg neue Aussichten eröffnet, dem Gedanken einer näheren Verbindung mit den österreichischen Anthropologen, der auch bei der Abfassung der Statuten der deutschen Gesellschaft auf der constituirenden Versammlung zu Mainz 1870 seinen Ausdruck gefunden hat, eine lebendige Entwickelung zu geben. Nachdem schon einmal, im Jahre 1881, die deutsche Gesellschaft in Regensburg, die österreichische in Salzburg, ihre Generalversammlung in unmittelbarem Anschlusse an einander, letztere unter so grosser Betheiligung der deutschen Anthropologen, dass ihre Zahl die der österreichischen übertraf, abgehalten haben, ist uns in Nürnberg Seitens des Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft der mit grossem Beifall aufgenommene Vorschlag unterbreitet worden, eine gemeinsame Versammlung in Wien im Jahre 1889 abzuhalten. Dieser Vorschlag wird der Beschlussfassung der nächsten Generalversammlung in Bonn unterliegen. Trotz mancher und nicht unerheblicher Schwierigkeiten wird es hoffentlich gelingen, eine geeignete Form zu finden, in welcher beide Gesellschaften, unbeschadet ihrer Selbständigkeit, zusammenwirken können. Denn erst durch ein solches Zusammenwirken wird die Möglichkeit geboten werden, die alten Culturwege und Völkerbewegungen, aus welchen die spätere Gestaltung der mitteleuropäischen Verhältnisse hervorgewachsen ist, zu einer einheitlichen Zusammenfassung zu bringen.

Von den sonstigen Congressen, welche unser Gebiet berührten, möge nur noch die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Gesch.-Vereine zu Mainz erwähnt werden. Unter den Gegenständen, welche dort verhandelt wurden, steht der Bedeutung nach obenan die gesetzliche Regelung und die administrative Organisation des Schutzes der deutschen Alterthümer. Die darüber gefassten Beschlüsse werden in nächster Zeit auch in unserer Gesellschaft erörtert werden müssen, da wir aufgefordert sind, uns denselben anzuschliessen. Nicht unerwähnt darf es bleiben, dass das Verhältniss der deutschen Geschichtsvereine zu der

anthropologischen Gesellschaft, welches eine Zeit lang wegen der schwierigen Grenzbestimmung ein etwas gespanntes war, gegenwärtig zu gegenseitiger Befriedigung ein durchaus freundliches geworden ist. Als ein äusseres Zeichen dafür darf die werthvolle Schenkung sämmtlicher Publikationen des historischen Gesammtvereins angesehen werden, wodurch wir zu grossem Danke verpflichtet worden sind.

Unter den kommenden Congressen ist einer, der unsere Mitwirkung in stärkster Weise in Anspruch nehmen wird, der der Amerikanisten, welcher auf seiner vorjährigen Versammlung in Turin beschlossen hat, im nächsten Herbste in unserer Stadt zu tagen. In der That hat die erstaunliche Fülle der Reichthümer an prähistorischem und ethnologischem Material amerikanischer Herkunft, welche unser Museum für Völkerkunde umschliesst, sowie die eingreifende Betheiligung vieler unserer Mitglieder an der fortschreitenden Erforschung der Sprachen, der Sitten und der physischen Gestaltung der amerikanischen Eingeborenen einen fruchtbaren Boden für die Verhandlungen des Amerikanisten-Congresses geschaffen, und es wird nur einer Aufforderung an unsere Mitbürger bedürfen, um den gastlichen Empfang des Congresses bei uns zu sichern. Voraussichtlich wird der Congress in den ersten Tagen des October zusammentreten.

Die Ausstellungen von Angehörigen fremder Naturvölker haben sich trotz der mancherlei Missgeschicke, welche frühere ähnliche Versuche erfahren hatten, eine dauernde Stätte in den Gewohnheiten der europäischen Völker erworben. Was früher nur den Hauptstädten zu Theil wurde, die unmittelbare Anschauung von Wilden, das wird jetzt auch vielen Provinzialstädten geboten. Unter unseren fremden Gästen mögen besonders angeführt sein die Westafrikaner, namentlich Aschanti, die Buschmänner und die Hottentottin, sowie unsere alte Freundin Krao. Der missliebige Ton, welchen einzelne Pressorgane über derartige Ausstellungen angeschlagen hatten, scheint allmählich abgemildert zu werden.

Mehr und Besseres freilich sehen unsere Reisenden in der Heimath der Wilden selbst, und wir dürfen mit Vergnügen aussprechen, dass bei vielen derselben die anthropologische Seite der Forschung mehr und mehr neben der früher fast rein geographischen hervortritt. Im Augenblick sind die Herren von den Steinen und Ehrenreich im Centrum von Südamerika beschäftigt, gänzlich unbekannte Stämme zu erforschen. Hr. Ed. Seler ist wahrscheinlich eben in Mexico angelangt, um an Ort und Stelle seine ernsthaften Studien über die Hieroglyphen der mittelamerikanischen Völker fortzusetzen. Von Hrn. Franz Boas, der eine dauernde Stellung in Nordamerika gefunden hat, dürfen wir demnächst wichtige Veröffentlichungen über die Sagenwelt der Nordwestküste erwarten. Von Afrika haben wir durch die Herren Quedenfeldt, ten Kate, Mense, Zintgraff, Schinz, neue werthvolle Aufschlüsse erhalten, und die wissenschaftlichen Missionen, welche die Reichsregierung von der westafrikanischen Küste aus organisirt, sind so erprobten Händen anvertraut, dass wir sicher erwarten dürfen, das Chaos der Völker in diesem so verworrenen Gebiet sich allmählich lichten zu sehen. Die Kenntniss der indonesischen Welt wird durch die neue Mission, welche das Ethnologische Comité in die bewährte Hand des Capt. Jacobsen gelegt hat, sicherlich um ein Erhebliches gefördert werden. Hr. Schadenberg verfolgt mit Ausdauer und Erfolg die Erforschung der wilden Stämme im Innern der Philippinen. Selbst die Vorzeit Japan's ist uns durch die Mittheilungen des Hrn. Dönitz um ein wichtiges Stück näher gebracht worden.

Unter den in der Fremde weilenden Freunden habe ich mit besonderem Dank der stets regen Unterstützung der Herren Schweinfurth (Cairo), A. Ernst (Carácas), Spitzly (Paramaribo), A. Langen (Key-Inseln) zu gedenken. Werthvolle

ethnologische Beiträge lieferten die Herren Finsch, Pleyte, Arning, v. Tschudi, Uhle.

Ungemein werthvoll sind für uns die Beziehungen zu den Nachbarvölkern. Der rege Tauschverkehr, den wir unterhalten, und die vielen Zuwendungen, welche wir vom Auslande erhalten, geben Zeugniss dafür, wie sehr man auch dort das Bedürfniss der Verständigung empfindet. Ganz besonders rege war der Verkehr mit schweizer Gelehrten, unter denen ich die Herren Heierli, Forrer und namentlich Edm. v. Fellenberg nennen muss, welcher letztere uns erst neuerlich Originalphotographieen der sämmtlichen Pfahlbausachen des Berner Museums zum Geschenk gemacht hat. Am meisten bedauern wir es, dass die Gestaltung der äusseren Verhältnisse in vielen Richtungen die persönliche Verbindung mit unseren slavischen Nachbarn beeinträchtigt. In Böhmen ist uns eigentlich nur Hr. Klim. Čermák treu geblieben, dessen sorgfältige Beobachtungen für uns um so wichtiger sind, als sie ganz nahe Gegenden betreffen. Bei dem eifrigen Bestreben unserer Gesellschaft, aus dem Gebiete unserer wissenschaftlichen Erörterungen die Gegensätze der modernen Nationalitäten fernzuhalten, hätten wir vielleicht erwarten dürfen, dass unsere slavischen Nachbarn in gleicher Unparteilichkeit ihre Arbeiten mit den unsrigen verbinden würden. Dies ist leider nicht geschehen. Mit um so grösserer Anerkennung darf ich darauf hinweisen, dass die so lange bestehende Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen begonnen hat, durch die Herren v. Jazdzewski und Erzepki ihre Schätze in deutscher Sprache herauszugeben.

Von der zunehmenden Verbindung mit den Vertretern der Provinzialforschung geben unsere Verhandlungen genügende Anschauung. Alle die einzelnen Persönlichkeiten, denen wir zu Dank verpflichtet sind, hier aufzuführen, würde für den Leser unserer Berichte nur eine Wiederholung längst bekannter Namen sein. Ich kann nur sagen, dass in allen unseren Nachbarprovinzen der Forschungseifer nicht bloss intensiv, sondern auch extensiv wächst; immer mehr Personen betheiligen sich an der Erledigung der uns gesteckten Aufgaben, und in demselben Maasse wächst auch das Verständniss, namentlich für die prähistorischen Dinge, und vergrössern sich die Provinzialmuseen.

Das Forschungsgebiet, welches uns offen steht, ist ein sehr weites. Trotzdem hatte ich im vorigen Jahre eine Lücke zu bezeichnen: es fehlte bei uns jeder Ansatz zu einer Urgeschichte der Musik. In dieser Beziehung haben wir nun wenigstens einen Anfang gemacht, indem wir der Musik der fremden Völker den Eintritt in unsere Verhandlungen eröffnet haben. Hr. Schadenberg und Hr. Rizal haben die Musik und die Musikinstrumente auf den Philippinen behandelt, und Hr. Bahadhurji hat uns indische Musik auf dem Taus hören lassen.

Eine besondere Seite der Studien, welche gelegentlich schon in unseren Verhandlungen angeschlagen worden war, die Haus- und Ortsanlage bäuerlicher Niederlassungen in Deutschland, ist mehr, als früher hervorgetreten. Nach dem anregenden Vorgange der HHrn. Meitzen und Henning habe ich selbst den Versuch gemacht, das altdeutsche Haus in seinen Verhältnissen und in seiner Fortbildung zu dem modernen Bauernhause an verschiedenen Stellen zu studiren und zu beschreiben. Ich bin dabei auf die nahe liegende Frage von dem slavischen Hause gestossen, welchem schon früher die HHrn. v. Schulenburg und Müschner in Bezug auf den Spreewald ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten, und welches neuerlich Hr. Bartels durch Nachfragen in slavischen Ländern zu ergründen versucht. Den mehr gelehrten Theil dieser Forschungen über Haus und Heerd hat Hr. W. Schwartz aufgenommen, und Hr. Ulrich Jahn, der in so erfolgreicher

Weise die pommerschen Sagen gesammelt und gesichtet hat, verspricht, seine Local-Ermittelungen auch auf diese Verhältnisse zu übertragen. Auf diesem Wege wird für ein bedeutungsvolles Gebiet der ältesten Geschichte und der Vorgeschichte eine brauchbare Grundlage gewonnen werden.

Unsere Sammlungen sind, wenn auch langsam, doch so reichlich gewachsen, dass ihre Ueberführung in besondere und ausgiebige Räume dringend wünschenswerth ist. Der Zuwachs unserer Bibliothek beträgt, ganz abgesehen von dem Tauschverkehr, 178 Collectiv-Nummern, grösstentheils Geschenke, und darunter sehr werthvolle. Wir stehen im Tauschverkehr mit 86 Gesellschaften und Redactionen.

Auch die photographische Sammlung hat zahlreiche Erwerbungen, meist im Wege des Geschenkes, gemacht, so namentlich die grosse Sammlung der Pfahlbau-Photographien aus dem Berner Museum, die schon erwähnt ist. Nächstdem ist es dem Vorstande gelungen, durch die unermüdliche Thätigkeit des Hrn. G. Fritsch und die eifrige Mitwirkung der HHrn. Jagor, Joest und R. Hartmann ein grosses photographisches Album von Völkertypen herzustellen, welches als Grundlage für vielerlei Arbeiten dienen kann. Ein gewisser Theil dieser Photographien ist seiner Zeit in dem Atlas von Dammann, dem der Vorstand auch die Negative der Jagor'schen Schenkung leihweise übergeben und dem Hr. Fritsch viele seiner südafrikanischen Aufnahmen überlassen hatte, veröffentlicht worden. Nach dem plötzlichen Tode dieses Photographen schienen die Sachen verloren zu sein. Erst vor Kurzem konnten wir durch Verhandlungen mit dem in England lebenden Bruder desselben, freilich gegen Zahlung einer Geldsumme, wieder in den Besitz unseres Eigenthums kommen. Zugleich erhielten wir aber auch alle die, zum Theil noch nicht benutzten ethnologischen Photographien aus dem Dammann'schen Nachlasse. Diese recht grosse Gesammtsammlung ist nun geordnet und es sind vollständige Abzüge hergestellt worden. Daraus ist ein sehr brauchbares Album von 1357 Bildern zusammengestellt, von denen 200 bis jetzt nicht genau bestimmt werden konnten, welche aber zum Theil nordamerikanische Rothhäute, zum Theil kaukasische Stämme betreffen, und von denen daher die Hoffnung nicht aufgegeben werden darf, dass sich noch ein Kenner finden werde. Die Kosten der Herstellung der Abzüge sind von den HHrn. Fritsch, Jagor und Hartmann mitgetragen worden. Allen den Herren, welche an dieser langen und mühevollen Arbeit theilgenommen haben, sage ich Namens der Gesellschaft hiermit Dank.

Unsere Sammlung von Schädeln und Skeletten ist durch sehr werthvolle Zuwächse bereichert worden. Grössere Sammlungen sind uns geschenkt worden durch Hrn. Arning (Schädel von Hawaii) und Hrn. Mense (Schädel vom mittleren Congo). Eine sehr werthvolle Sammlung, bestehend aus 4 Schädeln und einem Skelet von Lappen, ausgegraben durch Hrn. Nordvi, werden in Folge der freigebigen Bewilligung des Ausschusses käuflich erworben werden. Kleinere Erwerbungen sind in den Verhandlungen erwähnt und besprochen worden, doch will ich die Südwest-Afrikaner des Hrn. Schinz und die Dualla des Hrn. Zintgraff als besonders werthvolle Gaben anmerken. Diesen Herren sind wir zu grossem Danke verpflichtet.

Damit schliesse ich diesen, für nicht zu hoch gehende Ansprüche gewiss befriedigenden Jahresbericht. Da die Bestimmung des Statuts mir die Sicherheit gewährt, nicht wieder zum Vorsitzenden gewählt zu werden, so wollen die Mitglieder der Gesellschaft mir gestatten, ihnen für das grosse Wohlwollen, mit dem sie meine nur zu lange Geschäftsführung erduldet, und für das unverkümmerte Vertrauen,

welches sie mir so viele Jahre hindurch erhalten haben, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. —

(2) Der Schatzmeister, Hr. Ritter, erstattet den

Rechenschaftsbericht für das Gesellschaftsjahr 1887.

Bestand aus dem Jahre 1886			1 862 Mk. 42 Pf.
Einnahmen.			
Staatszuschuss	1800 Mk.	— Pf.	
Beiträge der Mitglieder	9225 „	— „	
Zinsen	251 „	53 „	
Ausserordentlich	2 „	55 „	11 279 „ 8 „
		Zusammen .	13 141 Mk. 50 Pf.
Ausgaben.			
Saalmiethe	120 Mk.	— Pf.	
An die deutsche anthrop. Gesellschaft . .	1650 „	— „	
Ankauf von Exemplaren d. Zeitschr. u. s. w. .	3038 „	— „	
Druck der Einladungen	141 „	5 „	
Index für die Zeitschrift	100 „	— „	
Porti und Frachten	1144 „	53 „	
Bibliothek	601 „	32 „	
Schreibmaterialien	25 „	— „	
Gratifikationen	200 „	— „	
Ankäufe von Schädeln und Photographien .	642 „	75 „	
Druck der überzähligen Bogen und Abbildungen der Verhandlungen	4889 „	85 „	12 552 Mk. 50 Pf.
		Bleibt Bestand . .	589 Mk. — Pf.

Der Reservefond besteht aus:

Preussischen $3^1/_2$ prozentigen Consols	6000 Mk.
„ 4 prozentigen „	600 „
Berlin-Anhalter 4 procentigen C. Prioritäten . .	1000 „
Summa . .	7600 Mk.

Der Vorsitzende theilt mit, dass die Rechnung des Schatzmeisters vom Vorstande dem Ausschusse zur Prüfung vorgelegt und dass von dem letzteren die statutenmässig erforderliche Decharge ertheilt worden ist.

(3) Hr. Virchow erstattet Bericht über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1887.

Nach dem vorjährigen Bericht (Verh. 1886. S. 713) betrug das bei der Reichsbank deponirte Kapital der Stiftung

an 4 procentigen Consols . .	80 900 Mk.
„ $3^1/_2$ „ „ . .	3 000 „
zusammen	83 900 Mk.

Dazu kam eine, von dem verstorbenen Dr. Emil Riebeck der Stiftung geschenkte Forderung an das Museum für Völkerkunde, welche auch im laufenden Jahre nicht ausgezahlt worden ist, im Betrage von 2000 Mk.

Der flüssige Bestand am Schlusse des Jahres 1886 betrug . . .		3549 Mk. 50 Pf.
Dazu sind getreten an Zinsen für das Jahr 1887		3406 „ 80 „
	zusammen	6956 Mk. 30 Pf.
Die Ausgaben des Jahres 1887 waren folgende:		
1) an Hrn. Prof. Senator zur Anstellung von Hungerversuchen	500 Mk.	
2) an Hrn. von Binzer für Ausgrabungen im Sachsenwald	200 „	
3) an Hrn. G. Stimming für ein Skelet . . .	100 „	
4) an Hrn. Forrer für einen Etrusker-Schädel .	25 „	
5) Spesen	1 „	
	zusammen	826 Mk. — Pf.
Bleibt am Schlusse des Jahres 1887 ein flüssiger Bestand von .		6130 Mk. 30 Pf.

Es ist inzwischen Abrede getroffen worden, dass eine grössere Summe als Beihülfe zu einer anthropologischen Forschungsreise in Hinterindien zur Verfügung gestellt wird. Darüber wird im nächsten Jahre Bericht erstattet werden.

(4) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. L. Sokoloski, Lima, Peru (auf Lebenszeit).
„ Prof. Dr. Julius Weeren, Charlottenburg.
„ Prof. Martin Hartmann, Berlin.
„ Oberstabsarzt Dr. Ernst Hirschfeld, Berlin.
„ Dr. med. Karl Abel, Berlin.
„ Dr. med. Fedor Berckholtz, K. sächs. Assistenzarzt I. Cl., Berlin.
„ Stabsarzt Dr. Jäger, Berlin.
„ Apotheker Prochno, Gardelegen.
„ Dr. Ludwig Wolf, Leipzig.
„ Dr. Paul Keller, Berlin.
„ Regierungsrath Georg Röckl, Berlin.
„ Senator Römer, Hildesheim.
„ Güterdirector Karl Knauthe, Schlaupitz, Kr. Reichenbach, Schlesien.
„ Dr. med. Louis Marcuse, Berlin.

(5) Gestorben ist zu Wien am 7. December im 69. Lebensjahre der Professor der Anatomie, Karl Langer, ein verdienter Forscher, der uns erst vor kurzer Zeit den Gypsabguss des Schädels von Haydn und die Photographien der Schädel von Beethoven und Schubert geschenkt hat.

(6) Der Herr Cultusminister hat mittelst Erlasses vom 23. November dem Vorsitzenden einen Bericht zugehen lassen, betreffend einen

Ringwall bei Behringen, Kr. Soltau, Hannover.

Der Wall befindet sich am rechten Ufer der Brunau, eines Nebenflüsschens der Leehe, östlich vom Dorfe Behringen, und zwar an einer Stelle, wo eine zur Brunau abfallende Schlucht eine natürlich feste Lage gewährte. Er beginnt mit seinem östlichen Ende an dieser Schlucht und zieht sich in einem Bogen gegen das Flüsschen, an welches sein südliches Ende anstösst. Auf diese Weise wird das Dreieck zwischen Schlucht und Fluss gegen Norden und Westen umwallt. Die Höhe des Walls beträgt 2 *m*, die Basis desselben hat einen Durchmesser von 3,5—4 *m*, der gesammte Flächenraum misst etwa einen Morgen. Um den Wall

zieht sich ein 1,5 *m* breiter Graben, auf welchen früher ein zweiter Wall und hinter diesem ein zweiter Graben folgte. Von der Mitte dieses zweiten Grabens führte ein auf beiden Seiten durch Erdaufwürfe geschützter Graben eine Strecke weit ins Feld. Leider ist sowohl dieser Graben, als der äussere Wall nebst seinem Aussengraben fast ganz eingeebnet. An der inneren Seite des Hauptwalles ist eine durch die ganze Ausdehnung desselben sich hinziehende Kohlen- und Aschenschicht zu Tage getreten, auch sind ein Stück Bernstein und eine Urne, sowie verschiedene Eisensachen (eine Schnalle, ein Haken, ein Stück eines schneidenden Geräthes, Nägel, ein grosser Schlüssel und Eisenschlacken) gefunden worden. — Bei der grossen Seltenheit alter Befestigungen in dem betreffenden Gebiet ist die Erhaltung des Walles wünschenswerth.

(7) Hr. H. Jentsch berichtet aus Guben, 16. December, über

niederlausitzische Alterthümer.

1) Ein rohes Menschenbild auf einem kleinen prähistorischen Thongefässe der Niederlausitz.

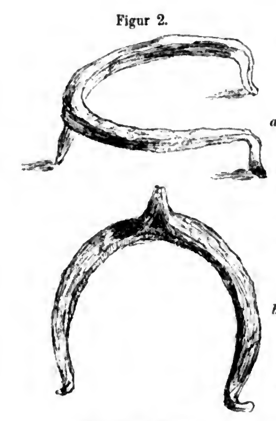
Auf der Generalversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie wurde von Hrn. Al. Rabenau ein röthliches, 10 *cm* hohes Gefäss aus dem Gräberfelde von Repten bei Vetschau vorgelegt, das sich von einem sehr mässigen Boden aus ziemlich schnell öffnet und absatzlos in den nur wenig eingezogenen, zum Rande hin wieder etwas erweiterten Hals übergeht. Unmittelbar über der weitesten Ausbauchung sitzen zwei einander entsprechende, leistenartig flache Knöpfe, die durch einen seichten Eindruck getheilt sind. Zwischen denselben zieht sich ein Kreis von scharfen Nageleindrücken um den Gefässkörper, dessen Oberfläche über diesem Kranze glatt, unter demselben künstlich rauh gemacht ist. In jenen Kreis ist vier Mal eine rohe Zeichnung eingeritzt, welche kaum anders, wie als eine Menschenfigur gedeutet werden kann (Fig. 1): ein senkrechter, oben verdickter Strich theilt sich unten in zwei, fast unter einem rechten Winkel aufeinander stossende Linien, welche allerdings etwas kurz sind; die Arme sind durch gekrümmte, nach dem Körper hin geneigte Striche bezeichnet. Diese Zeichnung steht auf der einen Seite des Gefässes unmittelbar neben den beiden Knöpfen und begrenzt also hier die Reihe der Nagelkerben; auf der anderen Seite ist jedes der Bilder von den Knöpfen durch eine kleine Gruppe von Nageleindrücken getrennt. Da aus der Niederlausitz bisher weder Thier- noch Menschendarstellungen auf vorgeschichtlichen Gefässen bekannt geworden sind, verdient dies Stück besondere Beachtung. Die Zeichnung ähnelt derjenigen auf einem Gefässe von Tikrehnen in Ostpreussen bei Undset, das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa S. 153, Taf. 15, Nr. 16.

Figur 1.

1/1

2) Zu den nicht sehr zahlreichen Eisenfunden, welche der Zeit der ausgehenden Hallstatt- und der beginnenden älteren La Tène-Cultur angehören, tritt ein Stück aus dem mehrfach erwähnten Gräberfelde von Haaso (Guben. Gymn.-Progr. 1886. S. 14 ff.), welches einem Eissporn ähnlich ist (Fig. 2*a*, *b*). Ein ziemlich massives, halbkreisförmiges, jedoch an der Oeffnung ein wenig zusammengezogenes Eisengeräth von 36 *g* Gewicht läuft nach unten in drei Zacken aus, deren mittelster angespitzt ist, während die beiden an der Oeffnung sitzenden leicht nach aussen gebogen sind. Ausser einem Seitenstück von Zaborowo (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VII

Figur 2.



Natürliche Grösse.

1875, Taf. 11, Nr. 4; Verh. S. 156) und dem a. a. O. erwähnten aus der Nähe von Bologna, welches von Gozzadini (De quelques mors de cheval italiques et de l'épée de Ronzano en bronze. Bologna 1875) als Bestandtheil eines Pferdegebisses aufgefasst ist, kenne ich kein ähnliches Geräth. Bei dem von Zaborowo ist der halbkreisförmige Eisenstreifen, stellt man ihn auf die drei Spitzen, höher und schmaler, als bei dem von Haaso, welcher 7 *mm* breit und nur 4 *mm* hoch ist. Er könnte auch als Untersatz für einen nicht zu grossen Gegenstand gedient haben.

3) Zu der kleinen Nachlese, welche die Schrift von H. Söhnel, „die Rundwälle der Niederlausitz" übrig gelassen hat, gehört auch ein an einer natürlichen Höhe angelegter Burgwall, von welcher Art nur wenige aus unserer Landschaft bekannt sind. Derselbe liegt im nördlichen Theile des Gubener Kreises und zwar dicht an dessen Westgrenze, südlich von der Oberförsterei Siehdichum, zwischen dem Hammer- und dem grossen Trebbelsee, welche von dem Grenzflüsschen Schlaube durchströmt sind, am sogenannten Theersteige. Die Wallanlage lehnt sich mit dem Rücken an einen Höhenzug, von dem aus man das Klosterland von Neuzelle, in der Richtung auf Fürstenberg, übersehen konnte: gegenwärtig ist dies wegen des hohen Baumwuchses nicht möglich. Wie bei der 25 *km* südöstlich gelegenen Bresinchener Schanze (Verh. 1882, S. 366, Nr. 12; 1884, S. 311) ist an der Thalseite ein Wall geschüttet. Die Scherbenfunde sind bis jetzt spärlich, weil Eingrabungen nicht ohne weiteres zulässig sind. Der Durchmesser des Kessels beträgt 30 Schritt. Der nächste Höhenwall ist die gleichfalls in südöstlicher Richtung 17 *km* entfernte Wenzelsburg bei Neuzelle, ein Aussichtspunkt, der gleich der Bresinchener Schanze das Oderthal beherrscht. Als vierte Höhenburg tritt die Anlage auf dem grünen Berge bei Gehren, Kr. Luckau, hinzu, welche den Ausblick in die weite, von der Berste durchflossene Niederung eröffnet. Wohl nicht mit Unrecht sieht Söhnel a. a. O. S. 39, 43, 52 in diesen Plätzen Beobachtungsposten.

4) Ueber die gegenwärtige Ausdehnung des Gebrauches der Keule oder des Hammers im Gemeindedienste enthält die Frankfurter Oder-Zeitung in den Nummern 272, 277, 280, 282 Berichte aus den Spreewalddörfern, sowie aus anderen Orten der Niederlausitz. Wenn ursprünglich jedenfalls Form und Beschaffenheit des umhergesandten Gegenstandes allein, später die ihm eingeritzten Zeichen die Botschaft kund gaben, an deren Stelle dann das aufgeklebte oder eingeklemmte Blatt mit der schriftlichen Mittheilung trat, so hat sich von jener ältesten und schlichtesten Einrichtung bis in die Gegenwart hinein keine Spur mehr erhalten: überall dient das bezeichnete Holzgeräth jetzt nur als Träger der geschriebenen oder gedruckten Botschaft.

(8) Hr. Salkowski hat von einem der von Hrn. Virchow in der October-Sitzung (Verh. S. 566) besprochenen

westafrikanischen Geldringe

eine chemische Analyse veranstaltet. Sein Bericht lautet:

Die qualitative Untersuchung ergab als Bestandtheile: Kupfer, Blei, Antimon und geringe Quantitäten Eisen; Zinn, Wismuth, Zink fehlten. Die quantitative Untersuchung ergab:

Antimon	5,15 pCt.
Blei	24,65 „
Kupfer	68,32 „
	98,12 pCt.
Eisen und Verlust . .	1,88 „
	100,00 pCt.

Hr. Virchow: Nach der Farbe der Feilstriche hielt ich das Metall für eine Art von Messing. Das höchst überraschende Ergebniss der Analyse lässt die vorliegende Legirung ganz aus dem Rahmen der gebräuchlichen Mischung heraustreten. Ich finde nur eine analoge Analyse aufgeführt: sie ist von Girardin, der Ringe von einem merovingischen Gräberfelde bei Londinières untersuchte und dieselben aus 72 pCt. Kupfer und 28 pCt. Blei zusammengesetzt fand (v. Bibra, Die Bronzen und Kupferlegirungen S. 202—3). Indess diese Ringe sind zu alt, um für das afrikanische Ringgeld die Muster oder das Metall hergegeben zu haben. Es wird daher von besonderem Interesse sein, wenn unsere Reisenden die Fabrikation dieses Ringgeldes aufzuklären versuchten. Dass sowohl Zinn, als Zink fehlen, scheint die Benutzung europäischer Legirungen auszuschliessen, obwohl die moderne Industrie höchst erfinderisch in der Herstellung immer neuer Mischungen der Metalle ist.

(9) Hr. Telge zeigt Photographien, welche Hr. Karl Günther hergestellt hat, von der durch ihn restaurirten

Silberschale von Wichulla (Oberschlesien).

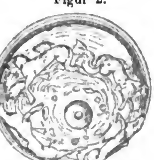
Das schon mehrfach in den Verhandlungen erwähnte schöne Stück (Fig. 1—2)

Figur 1.





Figur 2.



wurde 1885 gefunden in der Colonie Wichulla bei dem Dorfe Goslawitz, 1/2 Meile NO. von Oppeln, 2—3 Fuss unter der Erdoberfläche. Es befindet sich gegenwärtig im Besitz des Freiherrn von Falkenhausen zu Wallisfurth bei Glatz.

(10) Der Vorsitzende macht aus einem Briefe des Hrn. Rautenberg in Hamburg Mittheilung über

römische und Tène-Funde im Amt Ritzebüttel.

Darunter befindet sich auch eine Terracotta mit einer Jagdscene, sowie eine

Reihe von merkwürdigen Fibeln, namentlich eine von Fuhlsbüttel. In Bezug auf das Gräberfeld heisst es: „Nach Westen (schon in dem angrenzenden Dorfe Alsterdorf beginnend) nur La Tène-Sachen, dann mehr nach Osten die schon von Wibel gefundenen, der Sammlung eingereihten La Tène- und römischen Provinzial-Sachen; ganz im Osten bei einem Anfange zur systematischen Ausbeutung von mir gefundene römische Sachen. Unter den dort gefundenen Gegenständen befinden sich auch die aus einer Urne stammenden 3 Fibeln, von denen eine für mich geradezu überraschend war. „Rückkehr zur primitivsten Form", sagte Frl. Mestorf.

(11) Hr. Schrader hat zwei der von Herrn Virchow in der Juli-Sitzung (S. 456) vorgelegten

assyrischen Steinsachen

aus der Sammlung Blas geprüft und macht darüber folgende Bemerkungen:

Zu 1. Modernes Amulet. Die nahezu verwischte Inschrift könnte nach den erhaltenen Resten und insbesondere in Rücksicht auf die mehrfach deutlich hervortretenden horizontalen Grundstriche der Zeilen, bezw. Buchstaben vielleicht für Kufisch gehalten werden. Doch würde nach dieser Richtung auch eine syrische Schriftgattung nicht wohl ausgeschlossen sein. Vielleicht liegt noch eine dritte Schriftart vor. Etwas Sicheres wird sich schwerlich aussagen lassen.

Zu 5. Babylonisch-assyrischer Siegelcylinder mit stylgerechter symbolischer Darstellung. Zu einem Zweifel an seiner Aechtheit liegt ein Grund nicht vor.

Hr. Virchow: Ich habe die Inschrift für eine spätere Zuthat gehalten. Dass moderne Nephrit-Amulette bis nach Erbil gekommen und dort verloren gegangen sein sollten, erscheint nicht sehr wahrscheinlich. Vielleicht findet sich doch noch eine Erklärung für ein grösseres Alter des Stückes.

(12) Hr. Virchow macht einige Mittheilungen über

das Forterben von Schwanzverstümmelung bei Katzen.

In einem Vortrage über Transformismus, den ich im letzten Herbste auf der Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden hielt, besprach ich ein Paar schwanzlose Kätzchen, welche Hr. Dr. O. Zacharias lebend ausgestellt hatte. Die Mutter sollte ihren Schwanz durch eine zufällige Verletzung verloren haben. Seit diesem Vortrage ist mir eine grosse Zahl von Mittheilungen über diesen sehr wichtigen Punkt in der Lehre von der Erblichkeit zugegangen, sowie auch einige todte Katzen mit Schwanzstummeln. Ich behalte mir vor, darüber ein anderes Mal im Zusammenhange zu sprechen; heute will ich nur ein besonders interessantes Schreiben mittheilen, welches mir vor Kurzem aus America zugegangen ist.

Hr. Otto P. Kauffmann schreibt mir aus Elizabeth, N. J., 17. November:

Die von Ihnen auf der diesjährigen Naturforscher-Versammlung zu Wiesbaden gezogenen Schlussfolgerungen bezüglich der durch Hrn. Dr. Otto Zacharias vorgezeigten schwanzlosen Katzen veranlassen mich, Sie von der Thatsache in Kenntniss zu setzen, dass es deutschem Fleiss und deutscher Liebe zur Wissenschaft schon seit Jahren gelungen ist, schwanzlose oder, um mich correcter auszudrücken, stummelschwänzige Katzen zu züchten, und zwar gebührt das Verdienst, der Wissenschaft diesen Dienst geleistet zu haben, unserem Landsmanne, dem Fabrikdirector Denzler zu Tremleys Point im Staate New Jersey, U. S. of America. Die Stammmutter dieses stummelschwänzigen Geschlechts hatte ihre angeborene Zierde im Kampfe mit einem Raubthiere eingebüsst, und seit jener Zeit warf dieselbe

neben normal geschwänzten Katzen auch solche mit etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll langen Stummeln. Mr. Denzler, der auch auf anderen Gebieten ganz erstaunliche Resultate in der Rassen-Kreuzung aufzuweisen hat, beschloss, festzustellen, ob die Veränderung im Organismus nur in der einen Generation statthaben oder sich bleibend auf spätere vererben würde. Zu diesem Behufe tödtete er aus den Würfen alle mit Schwänzen geborenen Katzen, um mit den ungeschwänzten weitere Züchtungsversuche anzustellen. Diese Versuche, nunmehr bis zur 4. Generation fortgesetzt, haben ergeben, dass die Veränderung im Organismus der Stammmutter sich nicht nur auf die kommenden Geschlechter vererbt, sondern dass es möglich sein würde, bei fortgesetzter strenger Zuchtwahl Rückbildungen gänzlich auszuschliessen. Denn während bei den in der 2. Generation von beiderseits schwanzlosen Eltern geborenen Katzen noch immer die Zahl der mit Schwänzen Geborenen etwa die Hälfte betrug, verminderte sich die Anzahl der letzteren bei den späteren Geschlechtern, und bei einem von mir vor Kurzem in Augenschein genommenen Wurf von 7 Jungen war nur ein geschwänztes Exemplar. Bemerkenswerth ist, dass in der ganzen Colonie die Länge des Stummelschwanzes nahezu die gleiche ist. Dagegen herrscht in der Haarfärbung die allergrösste Mannichfaltigkeit vor.

Vielleicht interessirt es Sie noch, zu erfahren, dass Freund Denzler aus deutschen Fasanenhähnen (hier english pheasants genannt) und amerikanischen Game-Hennen (jenen schlank gebauten Hühnern, deren Hähne zu den beliebten Hahnenkämpfen hauptsächlich von der farbigen Bevölkerung gezüchtet werden) Blendlinge gezogen hat, die nicht allein eine ungemein graziöse Gestalt, sondern auch höchst delicates Fleisch besitzen. Ob diese Blendlinge fortpflanzungsfähig sind, ist leider noch nicht festgestellt. Die von Hrn. Denzler in dieser Richtung angestellten Versuche können noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden.

Ich habe den letzteren Umstand erwähnt, da mir nicht bekannt ist, ob und mit welchem Erfolge man in Deutschland ähnliche Kreuzungs-Versuche angestellt hat. Vielleicht tragen die hier gemachten Beobachtungen dazu bei, Freunde der Rassen-Kreuzung zu Versuchen in dieser Richtung anzuspornen.

Hr. R. Hartmann: Im September des Jahres 1871 habe ich zu Triest mehrere Katzen mit Stummelschwänzen gesehen. Meine an die Besitzer solcher Thiere gerichtete Nachfrage wurde immer dahin beantwortet, dass die betreffenden Individuen mit Stummelschwänzen geboren würden. Ich behalte mir vor, eine von mir damals angefertigte Aquarellzeichnung in der Gesellschaft vorzuzeigen.

Hr. Dönitz macht darauf aufmerksam, dass alle japanischen Katzen verkrüppelte Schwänze haben. Manchmal besteht der Schwanz nur aus einem verkrümmten Stummelchen von wenigen Centimeter Länge, während er in anderen Fällen fast die Länge eines normalen Katzenschwanzes erreicht. Aber, selbst wenn er dem Auge normal erscheint, kann man sicher sein, einen Knoten in ihm zu fühlen, so bald man ihn durch die Finger gleiten lässt. Bei diesen geringsten Graden der Verkrüppelung ist nur ein einziger Wirbel verbogen oder abgeknickt, während bei höheren Graden mehrere Wirbel verkrüppelt und verkürzt, manchmal wohl auch unter einander verschmolzen sind. Ihre Zahl ist in den meisten Fällen vermindert. Die Missbildung kann an einer beliebigen Stelle des Schwanzes auftreten, manchmal sind mehrere Stellen zugleich ergriffen, und in den höchsten Graden findet man überhaupt keinen normalen Wirbel mehr am ganzen Schwanze.

Die japanischen Katzen kommen derartig verkrüppelt zur Welt. Ueber die Entstehung dieser Eigenthümlichkeit weiss man nichts. Nur so viel scheint fest-

zustehen, dass die japanischen Katzen schon seit mehreren Jahrhunderten Stummelschwänze haben und dass von ihren Herren eine ziemlich strenge Zuchtwahl geübt wird. Dies hat folgenden Grund.

Die japanischen Häuser sind ein wahres Eldorado für Mäuse und Ratten und bergen jetzt in der That so zahlreiche Schaaren von der Wanderratte, dass Iltis und Marder nicht mit ihnen fertig zu werden vermögen. Ausserdem üben diese Raubthiere die Jagd nur unter dem Dache aus und kommen nicht in die Zimmer. Deshalb ist es nothwendig, im Hause Katzen zu halten. Nun wollen aber die Japaner die Beobachtung gemacht haben, dass Stummelschwänze häuslicher sind, als Langschwänze, und diese Beobachtung mag richtig sein, denn es lässt sich wohl denken, dass eine Katze mit normalem Schwanze sich viel kühner und sicherer bewegen kann, als eine mit verkrüppeltem Schwanze, und dass sie deshalb eher geneigt sein wird, ausserhalb des Hauses herumzustreifen. Deshalb also ziehen die Japaner nur Katzen mit verkrüppelten Schwänzen auf.

Der Vortragende hat schon im Jahre 1874 in den Mittheilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft über diesen Gegenstand berichtet und hinzugefügt, dass man jetzt wieder stellenweise anfange, langschwänzigen Katzen den Vorzug zu geben, vielleicht weil sie wieder etwas Neues geworden sind. Diese normalen Thiere stammen aber von den Schiffen der Fremden her, sind also ausländischer und nicht japanischer Herkunft.

Hr. Mönch erwähnt die kurzschwänzigen Hunde, bei denen zuweilen entschiedene Erblichkeit nachzuweisen ist.

Hr. Joest wirft ein, dass, wenn eine derartige Verstümmelung erblich sein könne, auch Juden ohne Vorhaut geboren werden müssten.

Hr. Virchow erklärt, dass diese Frage bereits eingehend besprochen worden ist, dass jedoch die Erblichkeit der an sich nicht seltenen und auch in christlichen Familien vorkommenden Verkürzung nicht erwiesen worden sei.

(13) Hr. v. Binzer übersendet dem Vorsitzenden folgenden Bericht aus Lauenburg a. Elbe vom 15. December über

Ausgrabungen im Sachsenwalde.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen einen vorläufigen kurzen Bericht erstatte über das Resultat meiner Ausgrabungen in der im Sachsenwalde belegenen Gruppe von Hünengräbern, die ich auf meiner Karte mit dem Namen Dassendorfer Busch bezeichnet habe (S. 163).

Obwohl die Mehrzahl der dort vorhandenen Hünengräber, deren Gesammtzahl 70 überschreitet, bereits beschädigt war, so war doch noch so viel erhalten, dass meine Forschung ein ziemlich zufriedenstellendes Resultat ergab. Meine Vermuthungen über die Bedeutung, welche die verschiedenen Grössenklassen bei ihrer Errichtung gehabt haben, haben sich, soweit ich ermessen kann, vollkommen bestätigt.

Die Hügel der geringsten Grössenklasse unterscheiden sich von denjenigen der übrigen Klassen durch grössere Einfachheit sowohl in Hinsicht der Steinpackung im Innern, als auch in Hinsicht der in denselben beigesetzten Urnen, die stets den einfachsten Formen angehören und aus dem geringwerthigsten Material angefertigt

sind. Sie sind stets ohne Deckel und oft auch ohne schützende Steinplatte nach oben.

Auf die mittleren Grössenklassen ist mehr Sorgfalt verwandt, die Urnen sind besser gearbeitet und zuweilen mit Thondeckeln versehen, die bald roher, bald feiner gearbeitet sind; einer dieser Deckel ist von sehr feinem Material hergestellt. Die Steinpackung ist reicher an Steinen und sorgfältiger ausgeführt.

Auf den Bau der grössten Hügel ist die meiste Arbeit und Mühe verwandt worden, sowohl bei Herstellung der Steinpackung im Innern, als auch bei Anfertigung der Urnen. Hier treten zuerst Urnen mit völlig ausgearbeiteten Henkeln auf, die Formen sind edler, das Material feiner und die Arbeit besser und sorgfältiger ausgeführt.

Die Ausbeute an Bronzegegenständen ist eine sehr geringe gewesen und beschränkt sich auf 2 Nadeln, von denen die eine mit Verzierungen versehen ist. Wahrscheinlich sind die Gegenstände dieser Art schon bei früheren Grabungen fortgenommen worden; die Spuren solcher Grabungen waren bei der Mehrzahl der Hügel erkennbar, und diese habe ich ausser Acht gelassen. Den Erzählungen der Bauern nach, denen diese Hügelgruppe gehört, sollen früher Speerspitzen und Ringe dort gefunden sein.

Merkwürdigerweise fand ich, wie ich Ihnen bereits früher mittheilte, unter der Urne eines grösseren Hügels einige Eisenreste. Dass dieselben von einer späteren, nochmaligen Benutzung des betreffenden Grabhügels herrühren sollten, halte ich für völlig ausgeschlossen. Spuren einer secundären Benutzung habe ich überhaupt noch nie entdecken können; sämmtliche Hünengräber der gewöhnlichen Art sind nur einmal benutzt. Anders verhält es sich mit den Hügeln von sehr grossen Dimensionen, welche nur vereinzelt vorkommen; diese sind offenbar längere Zeit hindurch als Begräbnissstätten benutzt worden. Die Mehrzahl der Hügel des Sachsenwaldes gehört nicht zu dieser Klasse.

Die Urnen fand ich sämmtlich zerbrochen, theils erdrückt durch die Last der obenauf lagernden Steinpackung, theils zertheilt durch eingedrungene Baumwurzeln; jedoch habe ich eine Anzahl derselben wiederherstellen können. Sie zeichnen sich zum Theil durch eigenthümliche Formen aus, die sich, soviel ich weiss, an anderen Orten noch nicht gefunden haben; andere gleichen den Formen, die in Holstein und bis tief ins Hannöversche hinein vorkommen.

Sobald ich alle Scherben zusammengesetzt haben werde, was zum Theil unter Beihülfe eines ziemlich geschickten Menschen hier in Lauenburg geschieht, werde ich dieselben schicken und Sie nur bitten, mir mitzutheilen, wie ich die Sendung zu adressiren habe. Die beiden Bronzenadeln nebst den Eisenresten folgen dann mit, zugleich aber ein ausführlicher Bericht.

(14) Hr. Rich. Andree in Leipzig übersendet eine in dem Werra-Boten vom 26. Novbr. gedruckte Mittheilung von L. St. in Allendorf über einen

Ringwall im Hörnegebirge.

Eines der schönsten Gebirge Hessens ist unstreitig die am Südwestrande des Eichsfeldes belegene Hörne; so oder vielmehr Hörnegebirge möchte ich am liebsten den ganzen Gebirgsstock, welcher die Hörnekuppe umgiebt und von welchem jeder einzelne Theil seinen besonderen Namen führt, nennen, da es zur Zeit noch keinen Gesammtnamen dafür giebt. Die Aussicht von der Hörnekuppe ist geradezu grossartig. Nach Norden hat man den wildromantischen Hörnekessel, eigentlich „Zum Hain" genannt, rings von über 200 Fuss hohen weissen Kalkfelsklippen umgeben,

vor sich; nordwestlich erblickt man Allendorf und Sooden, umrahmt von einem Kranze grüner Berge; darüber hinaus zeigen sich in weiter Ferne Theile des Reinhardswaldes und des Deisters. Nach Westen begrenzt der grösste Berg Althessens, der 2400 Fuss hohe Meissner, den Blick.

Lenkt man seine Schritte ein wenig südlich auf das Schmiedeköpfchen, so hat man unten vor sich die kleinen Dörfer Hitzelrode, Motzenrode und Neuenrode, dahinter Eschwege mit den Leuchtbergen; südöstlich dagegen zeigen sich die Häupter des Thüringer Waldes, südlich die Kuppen des Rhöngebirges und südwestlich die Höhen des Vogelsberges in Hessen-Darmstadt. Verlässt man die Hörnekuppe in östlicher Richtung, so kommt man in ein tiefes Thal, „Hörnelücke“ genannt, welches ein Fusspfad von Allendorf nach Hitzelrode kreuzt; beachtet man diesen Pfad nicht, sondern steigt gerade aus die steile Höhe hinan, so gelangt man auf den höchsten Theil des ganzen Gebirges, den 1803 Fuss messenden „Hohen Stein“, von wo man den ganzen Harz in einer Länge von 30 Stunden mit blossen Augen übersehen kann; in einigen Minuten ist nun ein dicht über den oben erwähnten Felsklippen befindlicher freier, mit Tischen und Bänken versehener Ruheplatz, „Die schöne Aussicht“ genannt, erreicht. Die mit schönem Hochwald geschmückte Hochebene, auf welcher man sich nun befindet, führt die Bezeichnung „Höhenholz“ und ist Eigenthum des Hrn. v. Eichel-Streiber zu Eisenach.

Wenige Minuten entfernt von dem gedachten Ruheplatz fand ich zu wiederholten Malen innerhalb einer scheinbaren früheren Umwallung Klumpen verbrannten Lehmes, wie er überall da zu finden ist, wo Gebäude durch Feuer zerstört wurden, ebenso fand ich allda Ziegel- und Backsteinbrocken. Hier möchte wohl die alte kaiserliche Burg „Coburg“, welche Ernst von Wildenbruch in seinem Drama „Ein neu Gebot“ erwähnt und wo Kaiser Heinrich IV. auf seiner Flucht vom Harze mit seiner Gemahlin Bertha zuerst Rast hielt, gestanden haben. Beweise dafür, dass sie an der Stelle des Gutes Goburg oder dass sie im Dorfe Volkerode gestanden hat, lassen sich nicht liefern und ist dies auch nicht wahrscheinlich, da nach E. v. W. man von der Veste Coburg aus ins Werrathal schauen konnte. — Vielleicht hängt auch die Bezeichnung „Königsborn“, wie eine mächtige, schöne, dicht bei Volkerode befindliche Quelle heisst, mit der Anwesenheit Heinrich IV. zusammen.

Es war am grossen Bettag (1. November) 1887, als ich wieder einmal eine Entdeckungsreise in diese Gebirgsgegend, welche einen unwiderstehlichen Reiz für mich hat, machte. Jedoch galt sie für dieses Mal nicht der Königsburg „Coburg“, sondern der Besichtigung eines heidnischen Opferaltars, von welchem ich gehört hatte. Derselbe sollte sich $^1/_2$ Stunde östlich von Hitzelrode in der Richtung nach Pfaffenschwende, jedoch noch auf hessischem Boden, befinden. Nach längerem Suchen fand ich ihn im Gesträuch verborgen und war für die gehabte Mühe reichlich belohnt.

Hoch oben auf dem Kalkfelsen, an einer Stelle, wo man das ganze wildromantische Thal übersieht, befindet sich in der That eine uralte Cultusstätte, nehmlich ein hoher Ringwall, in dessen Mitte sich ein wohl erhaltener, roher heidnischer Opferaltar befindet. Auf einer $2^1/_2$ Fuss im Geviert grossen steinernen Unterlage liegt eine nach der Thalseite ein wenig gesenkte, etwa 15 Zoll dicke Kalksteinplatte von 20 Fuss Umfang. Rings um die Steinplatte, aber innerhalb des Ringwalles sind im Halbkreise eine Anzahl Felsplatten unordentlich gelegt, bezw. durcheinandergeworfen.

Im Volksmunde heisst der Opferaltar der „Wolfstisch“. Diese Bezeichnung

deutet auf Wodanscultus hin; Wölfe und Raben waren nach der Vorstellung der alten Deutschen Wodan's Sendboten.

Nicht bekannt in weiteren Kreisen scheint zu sein, dass die hiesige Gegend reich an Gegenständen vorgeschichtlicher Zeit ist. Ich erwähne nur die Hünengräber im Hirsenberge (Hirschberge), den altgermanischen Lagerplatz daselbst, die Umwallung hinter der Westerburg bei Sooden, die Ringwälle auf der Burgstätte auf dem Rothenstein, die Ringwälle im Höhberge, die Landwehr.

(15) Hr. Kober, Militärarzt im Fort Bidwell in Nordamerika, hat bei einem Besuche in Deutschland Hrn. Virchow eine grosse Zahl vortrefflich ausgeführter

Photographien von Indianern der westlichen Stämme,

theils in noch unberührtem Naturzustande, theils nach Einwirkung der Civilisirung überbracht.

Hr. Virchow: Die gewaltigen Fortschritte, welche die Civilisation in den Gebieten des „fernen Westens“ von Nordamerika seit der Befestigung der Regierungsgewalt der Vereinigten Staaten gemacht hat, können nicht besser illustrirt werden, als durch die Blätter, welche ich vorlege. Sie zeigen, was wir in einigermaassen ähnlicher Weise bisher nur von Australien kannten, den ungeheuren Einfluss, welchen eine regelmässige Erziehung und Schulung selbst auf die wildesten Menschen, namentlich auf jüngere Individuen, auszuüben vermag. Mit zielbewusster Sorgfalt sind auf diesen Blättern derartige Individuen theils einzeln, meist jedoch in kleineren oder grösseren Gruppen im Augenblick ihres Eintrittes in die Erziehungsanstalten photographirt worden und dann wiederum, nachdem sie eine kürzere oder längere Zeit von der Civilisation „beleckt“ worden waren. Da es sich stets um dieselben Personen handelt, so ist der Gegensatz ein ebenso sicherer, als überraschender.

Hr. Kober war leider genöthigt, plötzlich seine Rückreise anzutreten, und ich musste daher auf das Vergnügen verzichten, ihn selbst zu sehen und seine Erklärungen entgegenzunehmen. In Folge davon bin ich vorläufig ausser Stande, etwas anderes anzugeben, als dass die photographischen Aufnahmen durch Hrn. J. N. Choate zu Carlisle, Pa., ausgeführt und in jeder Beziehung mustergültig sind. Sie betreffen Indianer-Häuptlinge und Kinder, welche in die Indian Training School at Carlisle Barracks aufgenommen worden sind. Es ist dies eine Auswahl aus einer sehr viel grösseren Liste. Ich erwähne von den mir übergebenen speciell folgende:

1) Pueblo-Indianer von Laguna, N. M., 3 Kinder in ihrer natürlichen und civilisirten Erscheinung.
2) Ein 18jähriger Navajoe beim Eintritt und 4 Jahre später.
3) Chiricahua Apaches, 11 Kinder, beim Eintritt und 4 Monate später.
4) Sioux, 3 Knaben, beim Eintritt und $3^1/_2$ Jahre später. Dazu einige Einzelbilder in Visitenkartenformat.
5) Sioux, eine Massenaufnahme, vor und nach der Civilisation.

Die Veränderung, welche fast an jedem Individuum wahrzunehmen ist, erscheint so gross, dass man zuweilen nur durch das Hülfsmittel, einzelne Theile, wie das Gesicht, durch kleine Fenster, die man in Papier geschnitten hat, zu betrachten, zu der Ueberzeugung von der Identität der Personen gelangt.

Noch viel schwieriger ist es, sich über das Wesen dieser Veränderung Rechenschaft zu geben. Zweifellos ist ein grosser Theil derselben der neuen Tracht,

sowie dem Schnitt und der Pflege des Haares zuzuschreiben. Aber ebenso zweifellos ist es, dass die Personen nicht einfach wieder als Wilde erscheinen würden, wenn man ihnen die alte Tracht wieder gäbe und wenn ihre Haare wieder in die frühere Unordnung gebracht würden. Sie haben auch in ihrer Physiognomie so viel Civilisirtes, dass manche kaum noch wie Angehörige einer fremden Rasse sich darstellen. Es hat hier also ein egalisirender Einfluss stattgefunden, der auch die Glieder der verschiedenen wilden Stämme einander genähert hat. Worin liegt nun dieser Einfluss? Wie mir scheint, liegt derselbe einerseits in der mildernden Einwirkung einer, auf friedlichen und sesshaften Lebensverhältnissen beruhenden Beschäftigung des Geistes und des Körpers, andererseits in dem gewaltigen Einflusse der Nachahmung auf die Bewegungen der Muskeln, insbesondere des Gesichts. Die Sprache als solche und die Art des Sprechens und der Unterhaltung insbesondere prägen den physiognomischen Muskelbewegungen und auch der Haltung der Muskeln in der Ruhe einen gewissen conventionellen Ausdruck auf, der gross genug ist, um die Gesammtphysiognomie zu bestimmen.

Man hat auch in Europa Gelegenheit genug, diesen Einfluss zu studiren. Es mag nur an eine sehr leicht zu controlirende Erscheinung erinnert werden: die europäischen Juden sind unter einander so unähnlich, dass man portugisische, spanische, englische, deutsche, polnische, wenn auch nicht immer, von einander unterscheiden kann, und dass viele derselben mit den nationalen Elementen des Volkes, unter denen sie leben, grössere Aehnlichkeit zeigen, als mit typischen Individuen ihres eigenen Stammes. Manche dieser Abweichungen mögen durch Vermischung erklärt werden können, wie es in Bezug auf die blonden Juden in Deutschland und Galizien so oft geschehen ist, indess ist diese Erklärung doch ziemlich willkürlich und in manchen Beziehungen recht unsicher. Man kann aber die physiognomische Veränderung nicht selten bei einzelnen Individuen nachweisen, z. B. bei der Ueberwanderung eines polnischen Juden nach Deutschland oder eines deutschen nach England. Hier geschieht offenbar etwas Aehnliches, wie in der Training School der Nordamerikaner, nur dass wir es in Amerika mit Individuen zu thun haben, welche noch den unverfälschten Typus des Naturvolkes mit sich bringen, während dieser bei unseren Juden längst verwischt ist.

Hrn. Dr. Kober, der mir schon früher sehr interessante Schädel gesandt hat, sage ich den besten Dank für diese höchst interessanten Blätter, die so viel des Lehrreichen enthalten. Ausser den erwähnten befinden sich darunter übrigens auch ganz grosse Einzelaufnahmen des Photographen Hillers von Zuñi, Navajoe und Moki, sowie höchst anschauliche Blätter in Folio von Dörfern und Wohnungen der Pueblo-Indianer.

(16) Hr. Jagor legt eine Anzahl von Photographien, einen Führer und den amtlichen Katalog einer im Sommer dieses Jahres stattgehabten

Ausstellung von den Philippinischen Inseln in Madrid

vor, die er der Güte des spanischen Colonialministers verdankt, und spricht sein Bedauern aus, dass niemand von unserer Gesellschaft diese anscheinend so reichbeschickte, hochinteressante Ausstellung gesehen hat. Auf eine Mitte April, in Folge einer kurzen Zeitungsnotiz, an das spanische General-Consulat gerichtete Anfrage, ob die für den 1. April beabsichtigte Eröffnung der Ausstellung stattgefunden habe, erfolgte die Antwort, dass davon nichts bekannt sei; auch Ende April hatte man nur erfahren, dass eine solche Ausstellung geplant sei. Auf der hiesigen spanischen Gesandtschaft wusste man nur von einer internationalen Ausstellung in Bar-

celona (die indessen gar nicht stattgefunden hat). Als endlich vom Arzte der deutschen Gesandtschaft in Madrid die Nachricht eintraf, dass die Ausstellung am 1. Juni eröffnet werden solle, reiste ein Mitglied unserer Gesellschaft (Verh. S. 450) nach Madrid, wo er am 19. Juni eintraf, aber weder im Hôtel, noch auf der Gesandtschaft gelang es ihm, etwas bestimmtes über das Wann und Wo der Ausstellung zu erfahren, so dass er nach 3 Tagen vergeblichen Bemühens wieder abreiste. Die Ausstellung hat aber dennoch stattgefunden und muss, nach dem Katalog zu schliessen, namentlich in ethnographischer Beziehung in hohem Maasse interessant gewesen sein. Nicht nur waren die das Leben und Treiben der Eingebornen veranschaulichenden Gegenstände in so reicher Fülle zur Schau gestellt, wie wohl nie zuvor in Europa; auch lebende Repräsentanten eingeborner Stämme waren herübergekommen, hatten aus mitgebrachtem Material ihre Hütten erbaut (die einen sogar in einem hohen Baum), trieben vor den Augen der Besucher ihr Wesen und gaben ihnen Proben ihrer Fertigkeiten.

Wie sich aus den im Kataloge mitgetheilten Dokumenten ergiebt, war das Programm der Ausstellung nach einem grossartigen, umfassenden Plane entworfen, nur scheint man die für die befriedigende Ausführung eines solchen Unternehmens in der Colonie vorhandenen Kräfte überschätzt und namentlich den noch so mangelhaften Verkehrsmitteln nicht gebührend Rechnung getragen, die Zeit viel zu knapp bemessen zu haben, daher die Unmöglichkeit, den Eröffnungstermin mit Sicherheit vorher zu bestimmen.

(17) Hr. M. Quedenfeldt legt die Photographie eines im Renz'schen Circus mitwirkenden berberischen Akrobaten vor.

(18) Hr. M. Quedenfeldt spricht über die

Pfeifsprache auf der Insel Gomera.

Während eines dreimonatlichen Aufenthaltes auf den Kanarischen Inseln im Sommer dieses Jahres konnte ich eine ethnologische Merkwürdigkeit aus eigener Anschauung kennen lernen, welche sich meines Wissens in der Welt nirgends in dieser Weise findet, als auf der Insel Gomera des Kanarischen Archipels. Ich meine die Befähigung des grössten Theiles der Bewohner dieser Insel, sich durch Pfeifen genau in derselben Weise, wie Andere durch Sprechen, zu verständigen, d. h. jede beliebige einfachere Unterhaltung zu führen und zwar auf Entfernungen bis zu 1000 *m* und darüber, also eine Distanz, wo selbst die lauteste bis zum Rufen und Schreien erhobene Stimme ungehört verhallen würde.

Aus dem eben Gesagten geht hervor, dass wir es nicht mit verabredeten Pfiffen für bestimmte Gelegenheiten, sondern mit einem Verständigungsmodus zu thun haben, den der gebildete Kanarienser selbst mit Ausdrücken wie „silbo articulado“, „artikulirtes Pfeifen“ oder auch „lenguaje sibilado“, „Pfeifsprache“, bezeichnet. In wie weit eine ähnliche Art, sich zu verständigen, welche neben der Trommelsprache in Kamerun im Gebrauch sein soll, mit dieser Pfeifsprache auf Gomera zu vergleichen ist, vermag ich zur Zeit nicht zu beurtheilen, da ich nur die letztere aus eigener Erfahrung kenne.

Ich will mir erlauben, Ihnen das mir vorliegende geringe Material hierüber, so weit es auf eigener Beobachtung basirt, zu unterbreiten, bemerke jedoch zunächst, dass in der gesammten Literatur über die Kanarischen Inseln, so weit ich nachkommen konnte, sich nur in verschiedenen Werken eine blosse Erwähnung der Thatsache findet, dass die Gomeros sich durch Pfeifen verständigen können, in keinem aber ein näheres Eingehen auf diese merkwürdige Erscheinung. Bei

deutschen Publicisten über die Kanaren habe ich nur im Ergänzungshefte 22 der Petermann'schen Mittheilungen vom Jahre 1867 eine etwas eingehendere Mittheilung von Dr. Karl v. Fritsch gefunden. Dieser Gelehrte, bekanntlich ein trefflicher Kenner des Kanarischen Archipels, schreibt darüber:

„Als ich dann zwischen Alajeró und Santiago hinschritt, hatte ich Gelegenheit, eine eigene Art der Verständigung auf weite Fernen, eine förmliche Fernsprache der Gomeros kennen zu lernen, die Mittheilung durch Pfeifen. Das Hirtenvolk Gomeras hat in die Pfiffe auf dem Finger so viele Modulationen zu bringen gewusst, dass man sich über die tiefen Barrancos hinüber zu rufen und mancherlei Fragen und Antworten auszudrücken vermag. So erzählten mir glaubwürdige Personen, dass sie bei entfernt ihre Heerden weidenden Hirten auf solche Weise Milch bestellt haben. Ein spanischer Militär-Kommandant, dem die Sache unglaublich erschienen war, hatte zwei Gomeros in beträchtlicher Entfernung von einander aufgestellt und liess durch Pfeifen fragen, ob José den Engländer N. in Orotava kenne. Die Antwort wurde ihm übersetzt: „Ich habe ihn nicht gesehen, noch gekannt". Nun ging der Officier auf den Gefragten zu und liess sich von diesem Frage und Antwort mündlich wiederholen. Bei Kriegen soll diese, natürlich nur dem Eingeweihten verständliche Mittheilungsweise der Gomeros den Spaniern bisweilen Vortheile gebracht haben. Die Insulaner haben aber in früheren Jahren zu Weihnachten, dem Hirtenfest, in der Kirche Freudenpsalmen gepfiffen, und der dabei vorkommende Unfug veranlasste das Verbot, welches im Jahre des Heils 1862 vom Altar her unter Androhung schwerer Strafen ausgesprochen werden musste, aber nicht ausführbar gewesen wäre, hätten nicht die Väter der Stadt San Sebastian sich in der Kirche vertheilt und während der Weihnachtsmesse die Thüre schliessen lassen. Vorher und nachher wurde aber in den Strassen um so lauter gepfiffen." —

Wenn auch die von Professor v. Fritsch hier eingangs gemachte Bemerkung über den Charakter der Pfeifsprache nicht ganz dem Sachverhalte entspricht, wie ich gleich nachweisen werde, so ist seine Mittheilung doch von grossem Interesse.

Gleichfalls ein sehr genauer Kenner der Kanaren, Hr. Oberlehrer Dr. Biermann hierselbst[1]), theilte mir über seine einmalige Beobachtung der Pfeifsprache mündlich Folgendes mit: Der genannte Herr wanderte am 20. Mai 1884 in Begleitung eines etwa 18jährigen Burschen von Agulo nach Valle hermoso. Als sie in Büchsenschussweite bei einem einsamen Hause vorüberkamen, ertönte von dort ein Pfiff, der sofort von dem Führer des Hrn. Dr. Biermann erwidert wurde. Auf die Frage, was dies zu bedeuten habe, antwortete der Bursche: der Mann oben habe wissen wollen, wer der Fremde sei, und er habe geantwortet: Un inglés.

Einzig und allein in der spanischen periodischen Litteratur ist, von zwei Bewohnern der Kanaren selbst, etwas Ausführlicheres über diesen Gegenstand publicirt worden, ein Aufsatz in der in Sta. Cruz de Tenerife früher erschienenen, jetzt eingegangenen, „Revista de Canarias", vom 8. November 1881 von dem Dr. Juan Béthencourt Alfonso, und einer in der „Patria" von Madrid, vom 20. September 1885, dessen Verfasser der Notar Don Antonio Manrique y Saavedra in Arrecife auf Lanzarote ist. Beide Aufsätze wurden mir von den bezw. Autoren selbst gütigst zur Verfügung gestellt.

Ich gebe diese beiden, nicht besonders umfangreichen Abhandlungen nachstehend in der deutschen Uebersetzung unverkürzt — mit alleiniger Fortlassung

---

1) Inzwischen leider einem Lungenleiden erlegen.

einer gar nicht zur Sache gehörigen Einleitung in der Arbeit Béthencourt's — wieder. Manche der von den beiden spanischen Autoren angeführten Ansichten und Schlüsse stimmen mit den meinigen nicht überein; ich habe diese Abweichungen durch eine Note bei der betreffenden Stelle selbst oder später im Texte vermerkt.

Das artikulirte Pfeifen auf Gomera.

Zu den merkwürdigsten Dingen, welche die heutigen Gomeros von ihren Vorfahren überkommen haben, gehört das Pfeifen, welches sie zu einer wirklichen artikulirten Sprache erhoben haben. Der Reisende, welcher zum ersten Male die Insel besucht und dies nicht kennt, kann nicht umhin, aufmerksam zu werden, wenn er allenthalben Pfeifen hört, bald sanft und melodisch, dem Gesange der Vögel ähnlich, bald heftig und stark, wie die Lokomotive, welche betäubt und erschreckt, bald leicht, schnell, befehlend, bald anhaltend, bittend, schüchtern.

Wie weit ist der Reisende entfernt von dem Gedanken, dass er vielleicht selbst die Ursache aller der Pfiffe ist! Der Führer selbst, welcher plötzlich zu pfeifen beginnt, gehorsam den Aufforderungen und Fragen, welche an ihn ergehen von der Höhe der Berge, aus tiefem Thale oder dichtem Walde: er erzählt, ohne dass man es merkt, Tausenden von Menschen, wie der von ihm Geführte heisst, von wo er ist, wohin er will, wess Standes er ist, was er auf der Insel macht; kurz, er berichtet mit allen Einzelheiten das öffentliche und private Leben des Reisenden, so weit er es erzählen kann und will.

Dieses eigenthümliche Ausdrucksmittel besteht nicht aus einzelnen verabredeten Pfiffen, wie beispielsweise bei Leuten, welche vor einer Gefahr warnen wollen; es ist eine eigentliche artikulirte Sprache, weit verbreitet in jenem Volke und geeignet, Nachrichten mit fast telegraphischer Schnelligkeit zu verbreiten.

Wir glauben, dass es kein anderes Volk auf der Erde giebt, welches eine solche Eigenthümlichkeit besitzt, und selbst der Physiologe Dodart wusste, als er seine „glotis labial" aufstellte, nichts von der bedeutenden Rolle, welche sie bei Tausenden von Gomeros spielt.

Es ist hier nicht der Ort, eine physiologische Erklärung für die Erzeugung der Pfiffe zu geben; aber wir wollen feststellen, dass die Gomeros drei wesentliche Arten anwenden:

1. Indem sie die Lippen zusammenziehen und vorstrecken, eine mehr oder minder runde Oeffnung lassend.

2. Indem sie die Lippen seitwärts auseinanderziehen, so dass sie einen engen Spalt bilden, in dessen Mitte die Zunge röhrenförmig vorsteht.

3. Indem sie einen oder zwei Finger in den Mund einführen, und zwar letztere entweder in Form eines $\vee$ mit dem Scheitel des Winkels innen, oder den Daumen und einen Finger mit den Spitzen zusammen, mit dem dadurch gebildeten Bogen gegen die hintere Seite der Zahnreihen stützen. Statt dessen kann auch ein Finger gekrümmt eingeführt werden.

Bei diesem Verfahren, welches die Gomeros über eine Stufenleiter von 2 Octaven verfügen lässt, obgleich sie für gewöhnlich mit einer halben auskommen, sind die Lippen (und die Finger, so bald sie gebraucht werden) die Erzeuger des Tones, so wie die Zunge der Hauptfactor für die Artikulation des Pfiffes ist, an welchem man, wie bei der Stimme, Ton, Klang, Stärke und Dauer zu unterscheiden hat.

Wer nicht schon sehr daran gewöhnt ist, wird nicht nur nichts verstehen, obgleich sich die Gomeros vollkommen unterhalten und sich gegenseitig sogar am Klange erkennen, auch wenn sie sich nicht sehen und viele zugleich pfeifen, sondern

er wird auch Mühe haben, die Stärke des Pfiffes zu ertragen neben Leuten, die auf grosse Entfernung hin sprechen.

Wir werden unsere kurzen Andeutungen über diese merkwürdige Thatsache nicht schliessen, ohne, freilich mit grösster Zurückhaltung, die Synthese unserer Beobachtungen über diese so seltsame Sprache zu geben.

Es ist nicht zu bezweifeln, nach den Beobachtungen des physischen Charakters au Lebenden, dass die Gomeros von wenigstens zwei verschiedenen Rassen abstammen (abgesehen natürlich von europäischen und afrikanischen Beimischungen nach der Eroberung). Die eine dieser Rassen ist gekennzeichnet durch blonde Haare, blaue Augen, weisse Haut und Gesichtszüge, welche den blonden Guanches von Tenerife und Hierro ähnlich sind; die andere durch schwarze Augen, starke Backenknochen, sehr dunkle Haut mit leichtem Hauch von Olivengrün, grossen Mund mit dichten Zähnen und trotzige, kühne Haltung.

Nun gut, wenn das Vorhandensein dieser beiden Bestandtheile feststeht, wie sich jeder selbst überzeugen kann, und wenn die seltsame und wunderbare Thatsache zugegeben werden muss, dass man dort die Pfeifsprache anwendet seit der Zeit der Urbewohner, ist es dann widersinnig, zu folgern, dass eine der beiden Rassen, wahrscheinlich die braune, diese Sprache ehemals als einziges Mittel angewendet habe, ihre Gedanken mitzutheilen?

Wenn der Mensch das Wort, die artikulirte Stimme, erfand, konnten nicht irgendwo besondere Bedingungen obwalten, vielleicht in der Natur das Beispiel der Vögel, welche dazu führten, das artikulirte Pfeifen zu erfinden statt des artikulirten Sprechens? Die Ureinwohner von Gomera konnten bei der später erfolgenden Einwanderung und Vermischung die Sprache lernen; aber ebenso konnten sie den anderen die Pfeifsprache beibringen, so dass sie von da ab beide Sprachen beibehielten (von denen wir Spuren besitzen), um sie je nach Bedürfniss anzuwenden.

Die Gründe, auf welche wir unsere Annahme stützen, sind folgende:

1. Die wunderbare Thatsache, dass das artikulirte Pfeifen nur auf Gomera vorkommt seit den Zeiten vor der Eroberung.

2. Die Ueberlieferung. Die Geschichtsschreiber, welche sich mit Ursprung und Sprache der Gomeros beschäftigen, stimmen darin überein, dass dieselben kaum die Zunge brauchten zum Artikuliren. Bontier und Le Verrier sagen: „Ihre Sprache ist höchst sonderbar, weil sie mit den Lippen sprechen, als hätten sie keine Zunge.“ Ohne Zweifel entstand hieraus die Sage, dass Gomera bevölkert worden sei durch Leute, denen zur Strafe die Zunge abgeschnitten worden war. Würde diese Sage daraus entstehen können, dass die Gomeros oft durch Pfeifen sprachen, worauf die Fremden doch wohl nicht besonders Acht gaben, da sie nicht wussten, dass man auf diese Weise sprechen könne?

3. Weil die Gomeros noch heute beim Pfeifen fremdartige Wörter anwenden, welche weder in ihrer eigenen, noch einer anderen bekannten Sprache vorkommen. So z. B. heisst Ziege (cabra) in ihrer alten Sprache miñaja, beim Pfeifen haben sie aber einen besonderen Namen. Das Schaf (oveja) nennen sie „tufa“ oder „ojis“, beim Pfeifen gebrauchen sie aber ein Wort wie etwa aó, u. s. w.

Wenn wir also auch noch nicht zwingende Gründe beibringen können, um zu beweisen, dass der Ureinwohner von Gomera die Pfeifsprache früher erfand, als die gewöhnliche, was aber unseres Erachtens gar nicht unmöglich ist, sondern eher wahrscheinlich, so können wir doch mit Recht behaupten, dass die Gomeros ihre Gedanken durch Pfeifen mittheilen konnten, was nach unserer Meinung im vollsten Maasse die Aufmerksamkeit der Gebildeten zu fesseln geeignet ist.

Juan Béthencourt Alfonso.

Eine eigenthümliche Sprache.

Es besteht seit altersher auf Gomera der Brauch, zu sprechen, indem man die Wörter durch Pfeifen artikulirt, was ich als pfeifende Sprache[1]) bezeichnen möchte. Wir wissen, dass man auf keiner der übrigen Kanaren so spricht.

Seit der Zeit der Eroberung ist es bekannt, dass dieses Land (Gomera) bewohnt wurde von einem zahlreichen Volke, welches eine höchst sonderbare Sprache sprach, indem es die Wörter mit den Lippen artikulirte, als hätte es keine Zunge. So berichten die Geschichtsschreiber Johann von Béthencourt's in ihrer „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanaren". Dieselben Berichterstatter fügen hinzu, dass ein Fürst zur Strafe für ein Verbrechen vielen seiner Unterthanen die Zunge abschneiden lassen und sie nach Gomera verbannt habe. Wenn die gegenwärtigen Bewohner dieser Insel ihre Nachkommen sind, könne man jenes Ereigniss wegen ihrer Sprache für wahr halten.

Ich kann diese Erzählung nicht für glaubhaft halten; denn erstens scheint es lächerlich, dass nach einer so grausamen Strafe durch Verstümmelung die armen Opfer noch ausserdem in ein fernes Land verbannt wurden; zweitens konnten sie nach Verlust der Zunge nur schwer artikuliren, da ja diese das Hauptsprachwerkzeug ist. Die Unwahrscheinlichkeit der Erzählung wird auch von Fray Alonso de Espinosa, einem unserer kanarischen Geschichtsschreiber, dargelegt mit folgenden Worten: „Andere sagen, dass sie (die Gomeros) von gewissen afrikanischen Völkerschaften abstammen, die sich gegen die Römer empörten und den Prätor oder Richter ermordeten. Zur Strafe, um sie nicht alle zu tödten, schnitt man ihnen die Zunge ab, damit sie nicht von dem Aufstande reden könnten, und brachte sie auf Schiffe ohne Ruder, sie dem Meere und ihrem Schicksal überlassend."

Ebensowenig darf man Allem Glauben schenken, was kanarische und fremde Geschichtsschreiber angeben über Expeditionen, welche Gomera angelaufen hätten, wie die der Perser unter Setaspes (wenn es überhaupt Perser waren), und die Karthagische unter Hanno; denn es ist sehr wahrscheinlich, dass keine von diesen Expeditionen an die Kanaren gelangt sei, da sie sich nicht von der Westküste des Festlandes entfernen durften.

Sicher ist auch, dass die Phönicier als gewiegte Kaufleute sorgfältig die Stellen geheim hielten, die sie besuchten, um ihre Herrschaft ungestört zu behalten, und dass sie nach Strabo's Ansicht sich kein Gewissen daraus machten, den kühnen Wagehals, der es unternahm, in jene Meere vorzudringen, anzugreifen und seine Schiffe in den Grund zu bohren. Auch sagt man, dass die Sufeten in Karthago beschlossen, den Auswanderungen entgegenzutreten, und dass sie bei Todesstrafe verboten, nach der „Insel" zu segeln, dass sie auch die Einwohner tödten liessen, welche hartnäckig dort bleiben wollten, damit sich dort nicht ein Nest von Missvergnügten bilden könne, welche schliesslich sich zu Herren der Insel machen und die eigene Vaterstadt gefährden würden (NB. Verf. nennt Aristoteles als Gewährsmann).

Aber handelt es sich bei dieser Stelle um die Kanaren? Ich glaube nein. Denn hier ist nur von einer Insel die Rede, welche von Karthago abhing, und deren Einwohner sämmtlich umkamen, und deshalb meine ich, dass es sich um eine der Inseln handelt, welche draussen vor dem afrikanischen Festlande liegen[2]) und auf welcher eine Anzahl von Abenteurern gelandet waren, gegen den Willen der heimischen Regierung.

---

1) „Lenguaje sibilante", wörtlich übersetzt. M. Q.

2) Nicht recht verständlich M. Q.

Aber kommen wir wieder auf die Sprache der Gomeros zurück. Zunächst müssen wir jedoch eine wichtige Sache darlegen, ehe wir in der Beschreibung dieses Brauches fortfahren können: wenn einige einen oder auch zwei Finger in den Mund stecken beim Pfeifen, während andere ohne Finger pfeifen, so heisst das nicht, wie manche glauben, dass mit den Fingern artikulirt werde. Das ist ein Irrthum, denn Wörter können nur gebildet werden unter Mitwirkung der Zunge. Thatsache ist, dass einige nur Lippen und Zunge brauchen, andere die Finger, aber diese nicht zum Artikuliren, sondern nur zum Pfeifen.

Die Hirten von Gomera und einige andere Bewohner der Insel[1]) sprechen mit ausserordentlicher Gewandtheit durch Pfiffe, und sie werden von Jugend auf mit dieser Sprache vertraut. Das ist eine Thatsache, die nicht in Zweifel gezogen werden kann, für deren Richtigkeit ich einstehe. So sehen wir, dass sie einen so starken, ja noch stärkeren Pfiff ausstossen, als eine Trompete. Besonders an heiteren Tagen kann man deutlich sprechen auf eine Entfernung von 2 oder 3000 *m*[2]).

Die Frauen sprechen ebenfalls durch Pfiffe, einige verstehen es ausgezeichnet. Wenn unter ihnen ein Streit entsteht, kommen die Schimpfwörter wie Ströme aus ihrem Munde und das Gezänk durchschneidet die Luft, wie das Gekreisch eines Raubvogels. Alles geschieht durch Pfiffe. Auf andere Art wäre es unmöglich, auf so grosse Entfernung Beleidigungen zuzurufen.

Ehe der Gomero die Unterhaltung beginnt, zeigt er dies durch einen scharfen Pfiff an, der durch einen ebensolchen beantwortet wird.

Ich erinnere mich, dass ich eine Schlucht in Gomera passirte; als wir aus dem Waldesdickicht heraustraten, durchschnitt die Luft einer dieser eigenthümlichen Rufe, auf welchen der Führer sofort antwortete, dass mir die Ohren gellten. Der Pfiff einer Lokomotive ist nicht lauter. Damit begann eine seltsame Unterhaltung. Es war das erste Mal, dass ich Gelegenheit hatte, sie mit anzuhören. Ich versuchte mit lebhafter Neugier herauszubringen, um was es sich handle. Aber Bernardo wollte keine Auskunft geben. Ich drang nochmals in ihn und konnte endlich eine Uebersetzung der wunderbaren Unterhaltung erlangen:

Bernardo!	Ist das der Steuereinnehmer?	Wo ist er?	Kommt er allein?
Ja!	Nein!	In der Villa.	Er soll eine Begleitung haben.

Beim Schluss dieses Satzes lächelte mein Führer unter der breiten Hutkrempe.

Adios Telegraph! rief ich aus, Adios Semaphor! und jetzt würde ich noch rufen: Adios Telephon! . . .

Der Gomero ist demnach berufen, in der Welt eine grosse Umwälzung hervorzubringen[3]). Er artikulirt den Pfiff, so wie er die Stimme artikulirt, was bisher den Physiologen entgangen ist. Die Wissenschaft hat sich bisher mit den Wandlungen des Tones beschäftigt, welche im Munde hauptsächlich hervorgebracht werden durch Bewegung der Kiefer und der Lippen, ohne zu ahnen, dass es eine Art gebe, die Töne zu wandeln durch etwas anderes, als die Stimme, was die Aussprache ersetzen kann.

So ist es kein Wunder, dass es noch auf den Kanaren viele Leute giebt, die an der Sache zweifeln und mit Misstrauen alles aufnehmen, was über das Pfeifen der Gomeros berichtet wird. Und das ist ganz natürlich, denn ich gestehe, dass ich ebenso ungläubig sein würde, hätte ich es nicht selbst gesehen und gehört.

Im ersten Augenblicke ist es gar nicht möglich, alle die Vortheile zu ermessen, welche eine so absonderliche Sprache bringen kann. Telegraph und Telephon,

1) Der grössere Theil derselben. M. Q.

2) Diese Entfernungen sind zu gross angegeben. M. Q.

3) Diese Ueberschwenglichkeiten sind vom Verf. selbst ironisch gemeint. M. Q.

herrliche Erfindungen, würden nicht mit gleicher Geschwindigkeit zwei Heere in Verbindung setzen, wie ein Pfiff der Gomeros. Ein einziger Pfiff spricht gleichzeitig zu einer Million Menschen, der Telegraph nicht.

Demnach ist nichts anderes zu erwarten, als dass eines Tages Pfeifschulen auftauchen werden, deren Zöglinge der Menschheit wichtige Dienste leisten werden. Und wer weiss, ob nicht aus dieser Sache die Wissenschaft grossen Vortheil ziehen wird, indem sie ein Mittel ausfindig macht, die Töne zu verstärken, welche heut bei der Pfeifsprache gebraucht werden. A. Manrique.

Die ersten historisch verbürgten Nachrichten über die Pfeifsprache auf Gomera sind uns durch die Geistlichen Pierre Bontier und Jean Leverrier überkommen. Beide begleiteten im Jahre 1402 den Franzosen Jean Béthencourt, Baron von Grainville de la Teinturière aus der Normandie, auf seinem abenteuerlichen Eroberungszuge nach der Insel Lanzarote. Bontier war Franziskanermönch, Leverrier Priester. Beide schrieben um 1404 die vorstehend von Manrique schon erwähnte „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanaren" und sagen darin wörtlich: „und das Land — die Insel Gomera — ist von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnt, welche von allen übrigen Bewohnern des Archipels die fremdartigste Sprache spricht; sie sprechen mit den Lippen, als hätten sie keine Zunge; und man sagt hier, dass ein grosser Fürst sie dorthin ins Exil bringen und ihnen die Zungen ausschneiden liess; und nach ihrer Manier zu sprechen, könnte man dies glauben [1])."

Ein späterer Schriftsteller, der Fray Alonso de Espinosa, führt in seinem 1594 in Sevilla erschienenen Buche: Ueber Ursprung und Wunder der heiligen Jungfrau von Candelaria, die gleiche Sage an mit den von Manrique wiedergegebenen Worten [2]).

Ich erwähne diese oft citirte Sage hier nur nochmals, um die Quellen vollständig anzugeben, welche darthun, dass die europäischen Eroberer zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Pfeifsprache auf Gomera schon vorfanden. Einen anderen Werth hat die Mittheilung jedenfalls nicht. Ihre Entstehung ist wohl darauf zurückzuführen, dass die Europäer nach einer Erklärung dieser ihnen wunderbar erscheinenden Thatsache suchten und — dem Geiste der damaligen Zeit angemessen — sich eine möglichst grobe Legende dafür zurechtlegten. Wichtiger ist die Frage, warum die Pfeifsprache von allen 7 grossen und etlichen kleineren Inseln des kanarischen Archipels sich nur allein auf Gomera findet, und wie dieselbe entstand? Dr. Béthencourt sucht in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand nach Er-

---

1) In dem grossen Werke von Dr. Gregorio Chil y Naranjo: „Estudios históricos, climatológicos y patológicos de las Islas Canarias", Las Palmas 1880, sagt dieser von den Inseln selbst stammende Gelehrte, an die Bontier-Leverrier'sche Mittheilung anknüpfend, auf S. 175 des II. Theils Folgendes:

Sábese que Hunerico, segundo Rey de los Vándalos en África, que sucedió en el trono á su padre Genserico en el año de 477, fué un hombre cruel y cobarde, terror de su familia y de sus súbditos y perseguidor incansable de los cristianos á los que martirizaba con los más crueles tormentos. Pero no obtante mis trabajos, no me ha sido posible averiguar si los Gomeros fueron descendientes de algunos de esos christianos á quienes arrancaron la lengua y mandara aquel rey abandonar en algunas lanchas en medio del Atlántico.

Tomás Nicoll ó Midnal (1526), sostiene que los antiguos habitantes de la Gomera traian su origen de África, de donde fueron expulsados por los Romanos, quienes mandaron cortarles la lengua por haber blasfemado de sus dioses.

2) Doch spricht Espinosa (l. c. lib. I, cap. IV) nach Chil nur von den Guanches von Teneriffa.

klärungen, welche ich, — so interessant Manches daraus erscheint, — für viel zu weit hergeholt halte.

Ich meinerseits glaube, dass lediglich die eigenartigen örtlichen Verhältnisse auf Gomera, welche sich wesentlich von denen der anderen Inseln unterscheiden, die Bewohner in die Nothwendigkeit versetzt haben, in gewissen Fällen sich eines anderen Modus der Verständigung, als durch die Sprache zu bedienen.

Dr. Karl Bolle, der in seiner vortrefflichen Beschreibung der kanarischen Inseln bezüglich der Pfeifsprache gleichfalls nur die kurze Bemerkung der beiden Geistlichen im französischen Urtexte giebt, präcisirt diese geologische Beschaffenheit Gomeras mit folgenden Worten:

„Eine Eigenthümlichkeit Gomeras, welche mehr als alles Uebrige die stark zerklüftete Beschaffenheit des Terrains verräth, besteht darin, dass man fast bei jedem Ausfluge von einem Thale in das andere, selbst wenn dieselben benachbart liegen, die Cumbre, d. h. hier die Hochebene des Innern, oft auf Umwegen von mehreren Meilen zu gewinnen suchen muss. Diese allein nehmlich bietet zwar nirgends fahrbare, doch gute, für Reiter gefahrlos zu passirende Strassen dar, durch welche die Barrancos mit einander in Verbindung gesetzt werden. Der gerade Weg ist hier nicht allein fast niemals der beste, sondern in vielen Fällen platterdings eine Unmöglichkeit.“

Diese starke Zerrissenheit, die auf keiner der anderen Inseln in so gleichartiger ausgedehnter Weise vorhanden, dieses Durchschnittensein des Terrains von Valles und Barrancos, welches Menschen, die sich in directer Entfernung ganz nahe wohnen, veranlasst, stundenweite Umwege zu machen, um zu einander zu gelangen, hat meines Erachtens die Verständigung durch das weithin hörbare Pfeifen zur Nothwendigkeit gemacht. Und aus einfachen Anfängen hat sich dann, als nach vollzogener Eroberung der Anschauungskreis der Autochthonen sich immer mehr erweiterte, als eine immer grössere Verschmelzung der einheimischen und der fremden Elemente sich geltend machte, ohne dass dabei aber die Terrainverhältnisse verändert und Verkehrswege, vielleicht durch Ueberbrückung von Barrancos u. s. w., geschaffen wurden, die Pfeifsprache bis zu ihrem heutigen Stadium herausgebildet. Denn, wie wir gleich bei einer näheren Betrachtung dieser letzteren sehen werden, würde der Gomero im Stande sein, jedes neuere, neu gebildete Wort, z. B. Locomotive, Telephon sofort ohne Schwierigkeiten zu pfeifen, — ein Umstand, der mir gleichfalls sehr gegen die Béthencourt'sche Theorie zu sprechen scheint. —

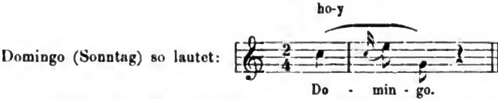
Ich gehe nun zu einer kurzen Charakteristik der Art und Weise des Pfeifens selbst über und knüpfe eine Schilderung der Versuche daran, die ich diesbezüglich persönlich gemacht habe.

Wie zum Theil schon aus dem bisher Gesagten hervorging, ist die Pfeifsprache nicht als etwas Melodisches, vielleicht als eine Art von musikalischer Leistung aufzufassen, sondern es sind aneinandergereihte, artikulirte Pfiffe, wie sie Jemand von sich giebt, der die Sprache durch Pfeifen nachahmen will, wobei natürlich jede einzelne Silbe ihren besonderen Ton hat. Man verfährt dabei etwa nach folgenden Principien: Wenn den Schluss eines Wortes ein Consonant bildet, wie z. B. in Juan, so wird der letzte Vokal, also das a in diesem Falle, pfeifend in die Höhe gezogen. Die hellen Vokale: e, i, y am Schlusse des Wortes, aber auch an anderer Stelle, sind gleichfalls hoch; a, o, u werden viel dumpfer gepfiffen. Ich kann natürlich, meine Herren, Ihnen hier praktische Versuche in grösserem Umfange nicht vorführen, ich möchte mir aber, da Beispiele bei solchen schwer durch die Sprache zu präcisirenden Dingen die Anschauung wesentlich er-

leichtern, erlauben, zwei Worte, so gut wie ich es vermag, pfeifend nachzuahmen, um das Gesagte daran zu erläutern. Das spanische Wort: hoy, heute, mit dem hellen y am Schlusse, wird ungefähr [Noten] gepfiffen, während das Wort

ho-y

Domingo (Sonntag) so lautet:
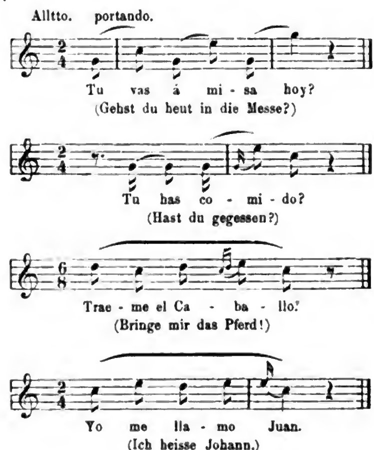


Beginnt ein Wort, wie dies letztere, mit einem Consonanten, so wird die erste Silbe, wie ich eben versucht habe, nachzuahmen, nicht einfach, sondern, um mich so auszudrücken, mit einer Art von Schnörkel, einem Vorschlag, gepfiffen. Worte mit gleichen Vokalen und gleicher Stellung derselben, z. B.

co-mi-do (gegessen) und
to-ci-do (Speck)

werden durch den Zusammenhang, den Sinn, den der gepfiffene Satz hat, verstanden, sowie durch den Gebrauch und namentlich dadurch, dass gewisse Consonanten, wie c, s, u. s. w. stärker, zischender vor dem Vokale gepfiffen werden, wie andere, m oder b.

Diese eben gemachten Mittheilungen ergab ein Versuch, welchen ich am 27. Juni dieses Jahres unter gütiger Beihülfe des deutschen Consuls in Santa Cruz de Tenerife, Hrn. Büchle, und des Musikdirectors Don Francisco Guigou im Hause des ersteren anstellen konnte.

Der Pfeifende war ein Gomero, Namens Domingo Pinea aus Hermigua, 17 Jahre alt, damals Küchenjunge im Hotel Camacho, wo ich wohnte. Hr. Guigou fixirte die Töne theils direct nach dem Gehör, theils mit Zuhülfenahme eines Klaviers. Ich füge die 4 kurzen Sätze, welche ich auf diese Weise in Noten gesetzt erhielt, hier bei:



Das Pfeifen selbst geschieht in der von Bèthencourt angegebenen Weise, je nach Gepflogenheit des Betreffenden, nur mittelst der Lippen und der Zunge oder mit Zuhülfenahme der Finger. Geschieht das letztere, so kann ein beliebiger Finger der rechten oder linken Hand oder je einer der rechten und linken Hand eingeführt werden, welche letzteren dann spitzwinklig in Form eines umgekehrten lateinischen V aneinandergelegt werden. Eine wesentliche Rolle in der Modulation des Tones spielen die Finger nicht, dienen sogar nicht einmal immer zur Verstärkung desselben. Ich habe Leute ohne Zuhülfenahme der Finger viel lauter und durchdringender pfeifen hören, wie solche, die sich derselben bedienten.

Ein zweiter Versuch, den ich im Freien mit zwei Gomeros ganz besonders zu dem Zwecke vornahm, um mich von dem gegenseitigen Verstehen von Frage und Antwort in der Pfeifsprache zu überzeugen, hatte folgenden Verlauf:

Am 1. Juli, Abends 8 Uhr, gingen wir, der deutsche Consul, mehrere Herren, Spanier, welche sich gleichfalls für die Sache interessirten, darunter 2 Aerzte, ein Apotheker, sowie einige Kaufleute und ich auf einen, abseits der grossen Landstrasse, die nach Orotava führt, gelegenen Nebenweg, etwa 1 *km* weit von der Stadt Santa Cruz. Als die eigentlichen Acteure waren zwei Gomeros zur Stelle, der eine, Diener des anwesenden Apothekers Don Eduardo Dominguez, hiess Francisco Chinea, war aus Valle Gran Rey, 26 Jahre alt, pfiff ohne Zuhülfenahme der Finger. Der zweite hiess Juan Cabeza, war gebürtig aus Agulo, 34 Jahr alt, Ackerbauer. Dieser bediente sich beim Pfeifen der Finger. Es war, bei hellem Mondscheine, ziemlich starker Nordwestwind. Das Rauschen der Bäume verhinderte auf grössere Entfernung eine deutliche Verständigung, weshalb wir, entgegen unserer anfänglichen Disposition, den Versuch mit nur 50 *m* Distance machten.

Wir stellten zu diesem Zwecke gemeinschaftlich 8 einfache Fragen oder sonstige Anreden zusammen, welche von zwei Herren aus der Gesellschaft gleichzeitig aufgeschrieben wurden, selbstverständlich ohne Beisein der Gomeros. Dann stellten wir uns in zwei Gruppen, jede mit einem der beiden Leute, in der genannten Entfernung auf und es wurde nunmehr dem Francisco Chinea die erste Frage mitgetheilt, welche er an seinen Landsmann richten sollte. Nach einem gellenden einleitenden Pfiff, der ebenso von Juan Cabeza erwidert wurde und etwa „aufgepasst“ bedeutete, fragte Chinea:

Tienes frio? „Ist dir kalt?“ worauf sofort von drüben die Antwort gepfiffen wurde: Tengo calor, „mir ist warm“.

Die zweite Ansprache begann der Verabredung gemäss Juan Cabeza mit den Worten: Ordeña la cabra, „melke die Ziege“. Hiervon wurde nur das Wort cabra, Ziege, verstanden, hingegen die Antwort: No tiene leche, „sie hat keine Milch“, welche Chinea pfiff, wurde sofort und vollständig verstanden.

Die dritte Frage: Parió tu mujer? „Hat deine Frau geboren?“ welche auf Wunsch eines der anwesenden Aerzte aufgestellt worden war, wurde nicht verstanden, ebenso wenig die Antwort.

Die vierte Redensart lautete: Vete al diablo, „Geh zum Teufel“. Sie wurde sofort verstanden und mit den Worten: Y tu á su abuela, „und du zu seiner Grossmutter“ beantwortet.

Ebenso die fünfte Frage: En cuanto vendes la vaca? „wie hoch verkaufst du die Kuh“, deren Beantwortung war: En treinta pesos, „für 30 Pesos“.

Die sechste gleichfalls: Vas al molino? „Gehst du in die Mühle?“ Antwort: Todavia tengo Gofio, „ich habe noch Gofio“.

Die siebente Frage: Tu padre esta malo? „Ist dein Vater krank?“ wurde erst

nach der dritten Wiederholung verstanden. Die Antwort: Esta mejor, „es geht ihm besser", dagegen gleich.

Die achte Frage endlich: Que ha tenido? „Was hat ihm gefehlt?" wurde ebenso wie die Antwort: Tenia calentura, „er hatte Hitze", sofort verstanden.

Wenn man berücksichtigt, dass die beiden Leute vorher noch niemals in der Pfeifsprache mit einander gesprochen hatten und überdies den starken Wind in Betracht zieht, so ist das Resultat ein sehr günstiges zu nennen. Bemerkt sei noch, dass wir den Versuch, der augenscheinlich den Betheiligten selbst Spass machte, zu so später Stunde anstellen mussten, weil die Leute am Tage zu arbeiten hatten.

Der bei weitem grösste Theil der Bevölkerung von Gomera kann sich in dieser Weise unterhalten, ausgenommen sind wohl nur die besser situirten Bewohner, die Honoratioren der wenigen kleinen Städte, welche die Insel besitzt. Naturgemäss sind es — wie ich schon sagte — meist nur ganz einfache Dialoge, welche in dieser Weise gepfiffen werden, nicht längere Auseinandersetzungen.

Einer weiteren sprachlichen Eigenthümlichkeit auf Gomera sei noch kurz Erwähnung gethan. Viele Bewohner, namentlich jüngere Leute, ahmen im Scherz, oder um Anderen unverständlich zu bleiben, beim Sprechen das Schnurren der Katzen nach. Der von mir erwähnte Domingo Pinea verstand in dieser Weise zu sprechen, was sich sehr drollig anhört. Doch ist dies, im Gegensatz zu der Pfeifsprache, allem Anscheine nach eine Spielerei, welche wenig practischen Werth hat.

Ueber einige Charakter- und sonstige Eigenthümlichkeiten der Gomeros sei schliesslich noch erwähnt, dass dieselben unter den übrigen Kanariern für nicht besonders gutartig gelten. Jedenfalls besitzen sie ein sehr stark ausgeprägtes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, was sie öfter zu Gesetzwidrigkeiten veranlasst, und sie sollen es auch in Bezug auf kleinere Vergehen gegen das Eigenthum, Felddiebstähle, auch in Bezug auf falsche Zeugenaussagen nicht allzu genau nehmen.

Ebenso, wie die Bewohner von Hierro, gehen sie häufig nach den anderen Inseln, um sich dort als Arbeiter, Kellner u. s. w. zu verdingen, wandern, wie die übrigen Insulaner, auch oftmals nach den überseeischen spanischen Besitzungen aus.

Hr. Joest glaubt, dass manche dieser Pfiffe professionell und nach Verabredung gebraucht würden.

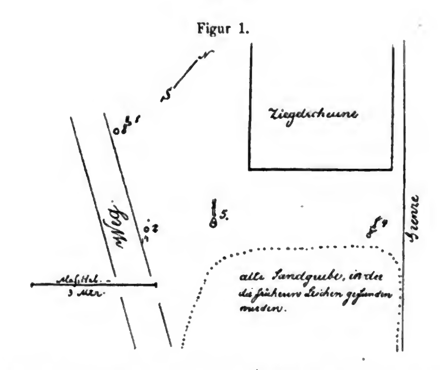
(19) Hr. Hartwich übersendet d. d. Tangermünde, 10. December einen Bericht über

neue Funde auf dem neolithischen Gräberfelde bei Tangermünde.

Auf dem, in der Gesellschaft wiederholt besprochenen Gräberfelde bei der Ziegelei vor Tangermünde (Verh. vom 10. Februar und 20. October 1883, 19. Januar 1884 und 19. März 1887) sind im November d. J. noch einige neue Gräber gefunden worden. Ein vorläufiger Bericht des Hrn. Hollmann ist schon früher übergeben; aus demselben sind die in Anführungszeichen angeführten Stellen entnommen.

„1. Kinderleiche, sehr zerfallen. Links vom Kopf ein napfförmiges Gefäss, 8 *cm* hoch, oberer Durchmesser 19 *cm*, am Boden 8 *cm* (Fig. 2), darin 2 Steinmesser, 2 auffallend kleine querschneidige Pfeilspitzen von Stein, neben der rechten Hüfte 7 schlecht erhaltene, kleine durchbohrte Thierzähne und zwischen den Beinen noch ein Messerchen." Das bei dieser Leiche gefundene napfförmige

Figur 1.



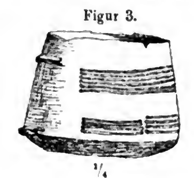
Gefäss hat auf der Innenseite des Bodens eine flache Vertiefung. Die beiden Pfeilspitzen sind aussergewöhnlich klein, nur 1,5 und 1,2 *cm* lang. Bei dem ganz zusammengedrückten Schädel habe ich gar keine Zähne gefunden.

„2. In einem schon berührten Grabe ein recht defekter Schädel."

„3. Ein Skelet, ausgestreckt, wie in den früheren Gräbern, unter dem Kopf

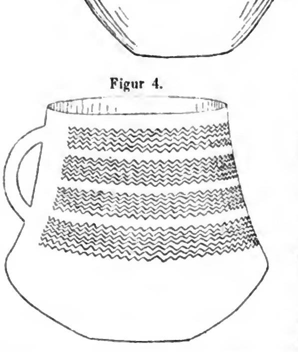
Figur 2.

Figur 3.



$^1/_4$

Figur 4.



die Scherben einer Urne, welche zusammengesetzt in Form der in Verh. 1883 Taf. VIII Fig. 3 abgebildeten, jetzt im Kgl. Museum für Völkerkunde befindlichen entspricht. Während aber bei der letzterwähnten das Ornament in sog. Winkelornament, oben in 7, darunter in 4 Linien geordnet, besteht, sind bei der jetzt gefundenen oben 6 Horizontallinien, darunter 4 mehrfach durchbrochene, bei denen auffällt, dass die Endpunkte dieser Linien energischer eingedrückt sind, als diese selbst (Fig. 3). Die Maasse sind: oberer Durchmesser 13 *cm*, Höhe 13,5 *cm*, grösster Durchmesser 18 *cm*, am Boden 12 *cm*, Henkelbreite 5,3 *cm*."

„Als drittes ähnliches Stück tritt zu diesen beiden Gefässen ein auf demselben Leichenfeld gefundenes, welches 1883, noch im Besitz des Ziegelmeisters befindlich, von mir abgezeichnet ist (Fig. 4), später aber in den Besitz des Hrn. Prof. Gruner übergegangen sein soll. Hier sind wieder Winkelornamente in horizontalen Linien

übereinander, 4 Gruppen mit je (von oben nach unten) 5, 6, 6 und 7, zwischen denen sich Zwischenräume von je 1, 1 und 0,75 *cm* befinden. Die Maasse sind: Höhe 14 *cm*, grösster Umfang 54 *cm*, Randdurchmesser 11,5 *cm*, Breite des Henkels 4 *cm*, seine Länge in Biegung 8,5 *cm*. Dies letztere Gefäss ist in der Sitzung vom 19. Januar 1884 bei Grab *D* erwähnt."

Von dem Gefäss (Fig. 3) bemerkt Hr. Hartwich, es sei ihm auffallend gewesen, dass die Linien sehr schwach eingedrückt sind; er würde das Ornament bei einem einzelnen Scherben nicht für neolithisch erkannt haben.

Hr. Hartwich fährt sodann fort: Leiche 4. Arme im Elbogen scharf gekrümmt, so dass beide Hände am Kinn lagen, Beine höher wie der übrige Körper, im Knie ebenfalls gekrümmt, Gesicht nach links gewendet. An Beigaben fand sich nur in der Beckengegend ein Messerchen.

Metall habe ich in keinem der Gräber gefunden, obgleich ich sorgfältig danach gesucht habe. Die Schädel und einen Theil der Skeletknochen sende ich in diesen Tagen; leider ist Nichts gut erhalten, doch hoffe ich, dass die Schädel 3 und 4 ziemlich vollständig sein werden.

Ueber die Aussicht, weitere Funde zu machen, bemerke ich, dass zwischen den jetzt gefundenen Skeletten nichts mehr ist; ich habe Alles aufgraben lassen. Ebenso ist die Hoffnung, über das Skelet 1 hinaus etwas zu finden, gering. Ich habe dort beim Nachgraben vor 3 Jahren grosse Mengen von Lehmpatzen gefunden; es scheinen dort also Wohnstätten gewesen zu sein. Links vom Wege ist alles mit Ziegelschutt bis zu ziemlicher Tiefe ausgefüllt. Dagegen ist möglicherweise noch etwas auf dem Nachbargrundstück zu finden, jedenfalls werde ich versuchen, die Erlaubniss, graben zu dürfen, zu bekommen.

(20) Der Antrag des Vorstandes und Ausschusses auf Erhöhung des Jahresbeitrages um 5 Mark, also auf 20 Mark, wird auf Vorschlag des Hrn. Künne durch Acclamation angenommen.

(21) Es folgt die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1888.

Hr. Virchow ist statutenmässig für das Jahr 1888 nicht wieder wählbar.

Hr. Bastian sieht sich veranlasst, vorläufig aus dem Vorstande auszuscheiden, um für die bevorstehenden Verhandlungen über die Aufnahme der Gesellschaft in das Museum für Völkerkunde sich die nöthige Freiheit bewahren zu können.

Auf Antrag des Hrn. Vater wird durch Acclamation gewählt:
Hr. W. Reiss zum Vorsitzenden,
die Herren R. Virchow und Beyrich zu Stellvertretern,
die Herren R. Hartmann, Voss und Olshausen zu Schriftführern,
Hr. Ritter zum Schatzmeister.

(22) Eingegangene Schriften.

1. Marchesetti, Note intorno ad una fanciulla della tribù degli Acca, 1876.
2. " Descrizione dell'isola di Pelagosa, 1876.
3. " Di alcune piante usate medicalmente alle Indie orientali, 1877.
4. " Sugli oggetti preistorici scoperti recentemente a S. Daniele del carso.
5. " Alcuni cenni sulla popolazione di Aden, 1880.

6. **Marchesetti**, Gita ad un banco di coralli a Gedda, 1880.
7. „ Sulla natura della cosiddetta Pelagosite, 1882.
8. „ Cenni geologici sull'isola di Sansego, 1882.
9. „ Di alcune antichità scoperte a Vermo, 1883.
10. „ Recenti esplorazioni di antichità nell'Istria, 1883.
11. „ Il castelliere di Cattinara, 1883.
12. „ Nuove ascie-martelli di pietra levigata, 1885.
13. „ La necropoli di S. Lucia presso Tolmino; scavi del 1884, Trieste 1886.
14. „ Cenni intorno agli scavi praticati nella necropoli di S. Lucia nel 1885 e 1886.

Nr. 1—14 von Hrn. Carlo de Marchesetti in Triest.

15. Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Jahrgang 1—34, 1852—86; Geschenk des Gesammtvereins.
16. Barroil, Giulio, Una gita fra i Calabro-Albanesi; aus Archivio per l'antropologia e la etnologia 17, 1887; vom Verf.
17. Rink, Henry, The Eskimo-Tribes, Copenhagen-London 1887; vom Verf.
18. Post, A. H., Afrikanische Jurisprudenz, Oldenburg und Leipzig 1887.
19—21. Schneider, Oskar, Ueber Anschwemmung von antikem Arbeitsmaterial an der Alexandriner Küste. — Ueber den rothen Porphyr der Alten. — Zur Bernsteinfrage, insbesondere über sicilischen Bernstein und das Lynkurion der Alten. — Aus Naturwissenschaftliche Beiträge zur Geographie und Kulturgeschichte, Dresden 1887; vom Verf.
22. Haselberg, E. von, Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund, Heft 1: Der Kreis Franzburg; Stettin 1881.
23. Monatsblätter Nr. 1—12, Stettin 1887. Nr. 22 und 23 von der Ges. f. pomm. Gesch.- und Alterthumskunde.
24. Wibel, F., Chemisch-antiquarische Mittheilungen, Hamburg 1887; vom Verf.
25. Török, Aurel von, Ueber den Schädel eines jungen Gorilla; aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. und Phys. 1887, Bd. 4; vom Verf.
26. Baumann, Oscar, Beiträge zur Ethnographie des Congo, Wien 1887; aus Mitteil. d. anthrop. Ges. Wien Bd. 17; vom Verf.
27. Gusbeth, Eduard, Zur Geschichte der Sanitäts-Verhältnisse in Kronstadt, Kronstadt 1884; vom Verein f. siebenb. Landeskunde.
28. Hochstetter, F. von, Neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt, Wien 1878; aus Mitth. d. Wiener anthrop. Ges. VII.
29. Osborne, W., Der Hradischt bei Stradonic in Böhmen, Prag 1880.
30. Jahresbericht des anthrop. Vereins zu Graz für 1878.
31. Pichler, Friedrich, Archäologische Karte von Steiermark, nebst Text, Graz ohne Datum.
32. Die deutschen Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul, Berlin 1881; herausgegeben vom Centralverein für Handelsgeographie.

Nr. 28—32 überreicht durch Hrn. R. Virchow.

33. Castelfranco, Pompeo, Liguri-Galli e Galli-Romani della Transpadana. Ricerche e studi, con 6 tavoll., Parma 1886; vom Verf.

Druckfehler-Verbesserungen.

S. 501 Z. 8 von unten und S. 502 Z. 1 von unten lies Westufer statt Ostufer.
S. 669 Z. 32 von oben lies: dem Raume dahinter, wo der Heerd sei, eine Wand sich nicht befände . . . . .

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

A.

B.

I.

L.

N.

Q.

R.

S.

T.

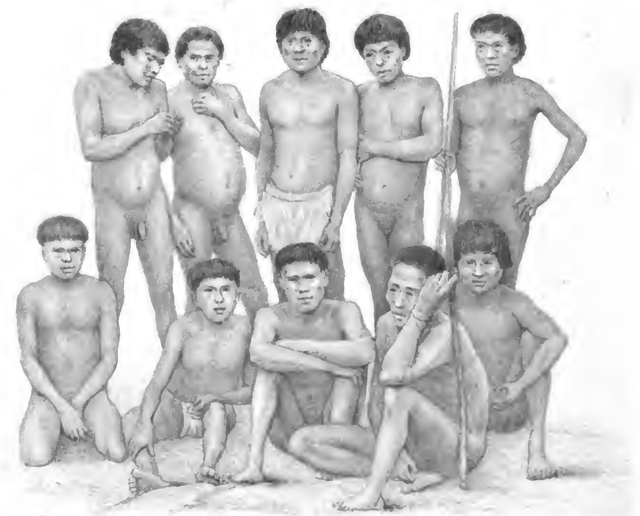
W.

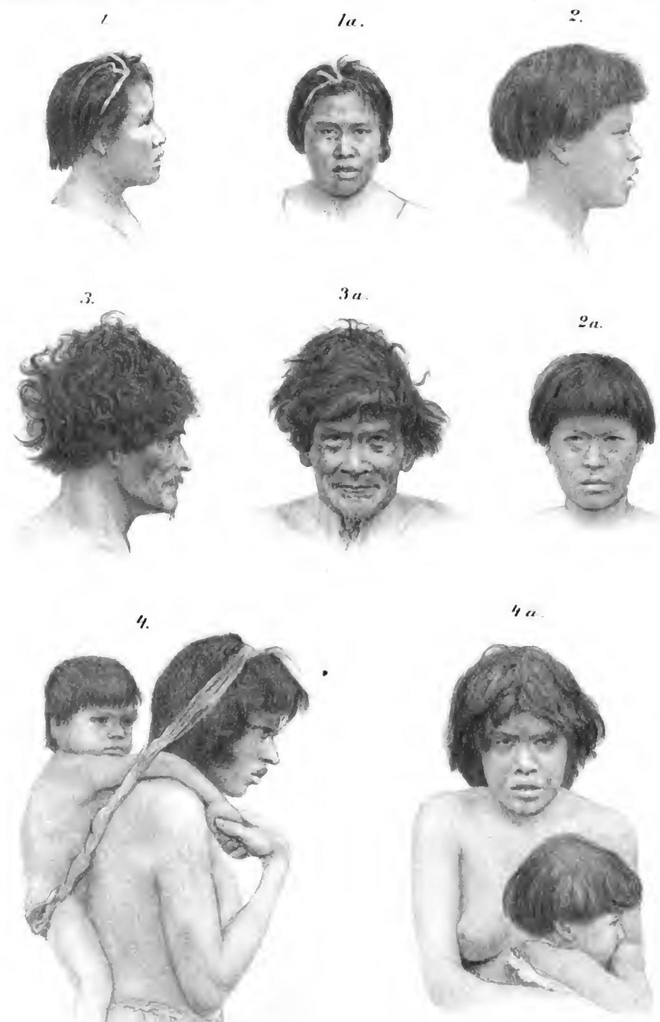
Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

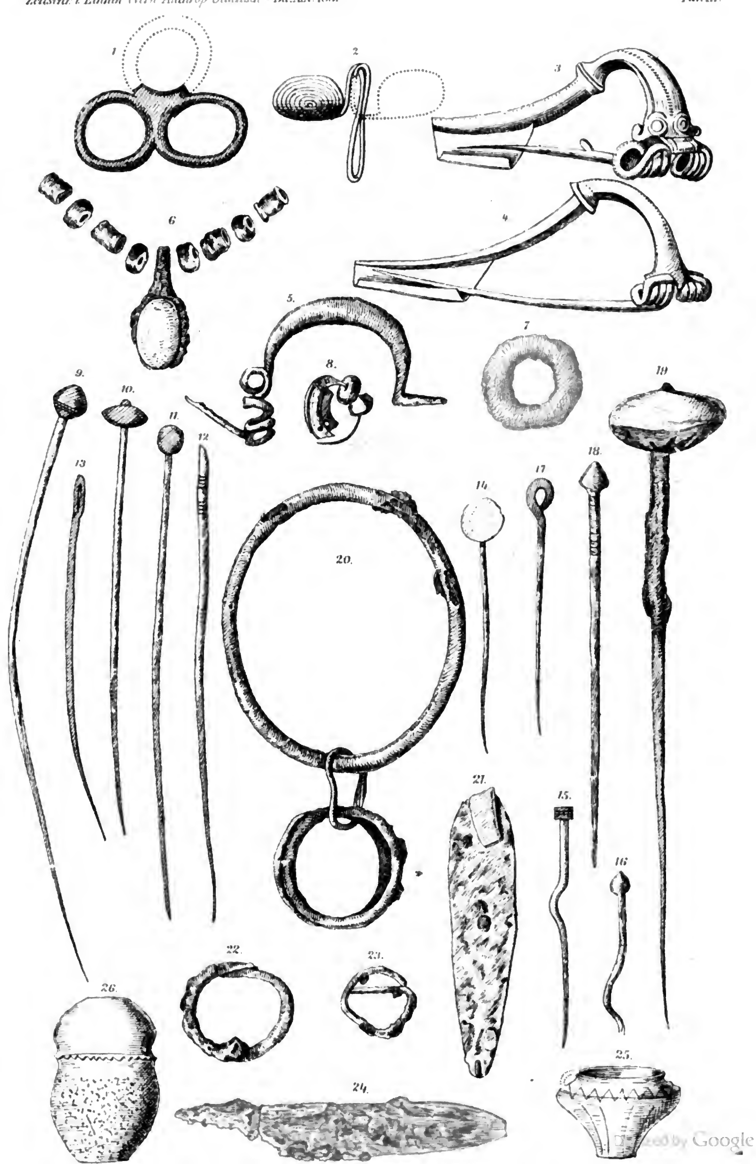
1



2.

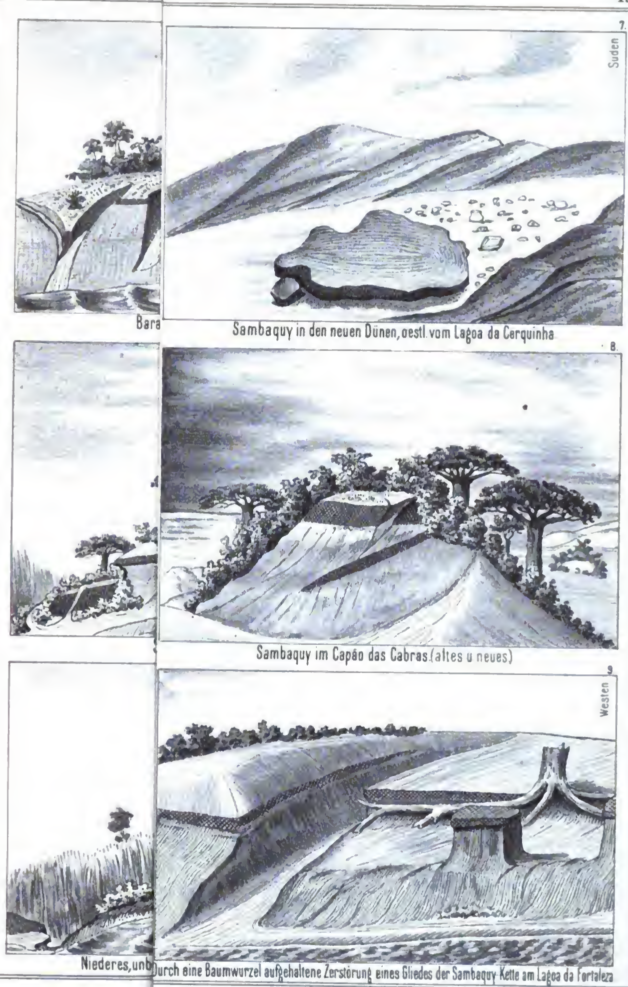



1.
1a.
2.
3.
3a.
2a.
4.
4a.


1
2
3
4
5.
6
7
8.
9.
10.
11.
12
13
14
15.
16
17
18.
19
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.



Lith. Anst. v. C. L. Keller, Berlin S.



7.
Suden
Bara
Sambaquy in den neuen Dünen, oestl. vom Lagoa da Cerquinha
8.
Sambaquy im Capão das Cabras (altes u. neues)
9.
Westen
Niederes, unb
Durch eine Baumwurzel aufgehaltene Zerstörung eines Gliedes der Sambaquy-Kette am Lagoa da Fortaleza
Lith. Anst. von C. L. Keller in Berlin S.

Filmed by Preservation 1985

